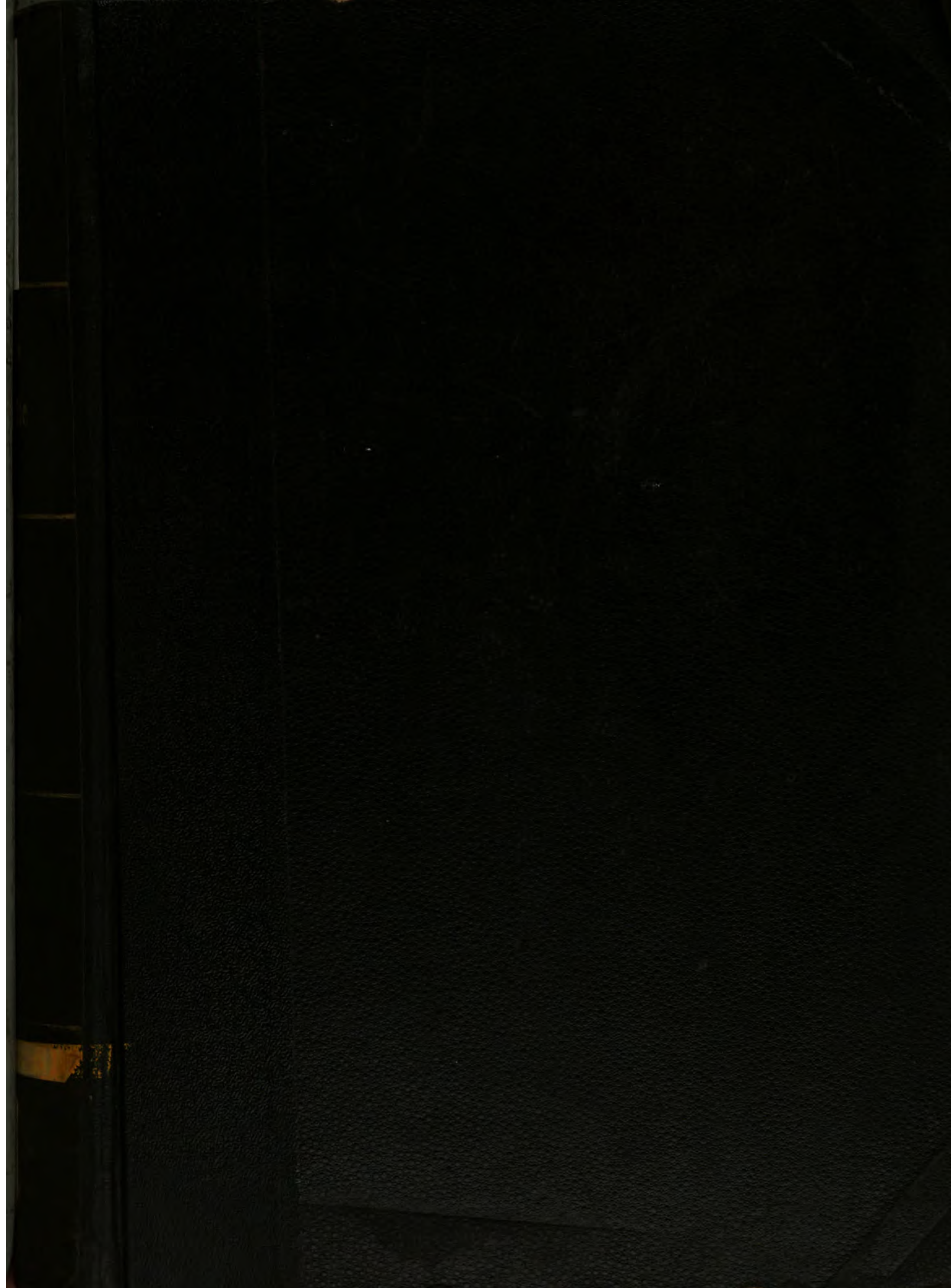
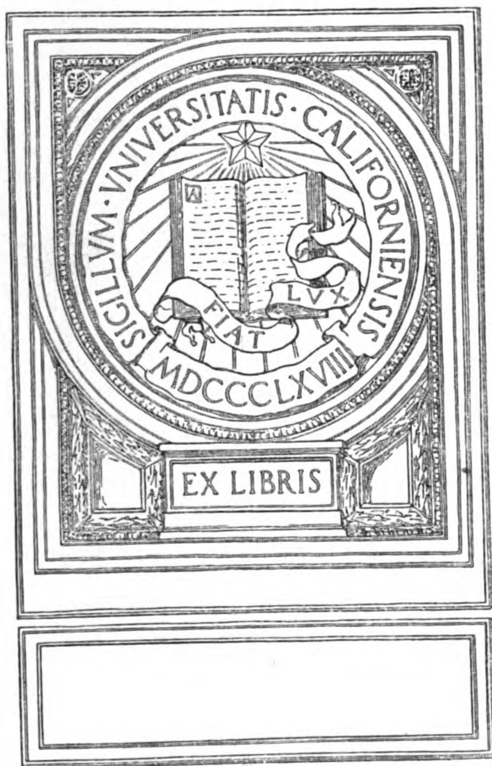



SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

Westermanns
Illustrierte Deutsche Monatshefte.

Ein Familienbuch

für das

gesamte geistige Leben der Gegenwart.

Fünfundachtzigster Band.

Oktober 1898 bis März 1899.

Braunschweig.

Druck und Verlag von George Westermann.

1899.

Westermanns illustrierte deutsche Monats-Hefte

für das gesamte geistige Leben der Gegenwart.

Dreiundvierzigster Jahrgang. Fünfundachtzigster Band.



Verzeichnis der Mitarbeiter

am

fünfundachtzigsten Bande

der

Illustrierten Deutschen Monatshefte.

Bie, Oskar, in Berlin, 63. — Brandt, M. von, in Wiesbaden, 502. — Cyrill, E., in Saarburg, 611, 753. — Dieudonné, Adolf, in Würzburg, 495. — Fischer, Theobald, in Marburg, 772. — Foerster, Wilhelm, in Berlin, 135, 633. — Frapan, Ilse, in Zürich, 349. — Friedmann, Alfred, in Berlin, 689. — Fuld, Ludwig, in Mainz, 791. — Hagen, Luise, in Berlin, 308, 447. — Hamm, Alex. von, in Bremen, 356. — Henning, Hans, in Charlottenburg, 741. — Heyse, Paul, in München, 481. — Jensen, Wilhelm, in München, 1, 149, 285, 413, 549. — Kleinschmidt, Arthur, in Heidelberg, 21. — Kreusner, Kurt, in Wien, 268, 531. — Meinecke, Gustav, in Berlin, 174. — Meyer, Christian, in München, 796. — Münch, Wilhelm, in Berlin, 188. — Neubaur, Paul, in Berlin, 111. — Petzet, Erich, in München, 520. — Rosenberg, Adolf, in Berlin, 33, 233, 712. — Schenck, Luise, in Altona, 667. — Schmidkunz, Hans, in Charlottenburg, 396. — Schmidt, Karl Eugen, in Paris, 575. — Schneegans, H., in Erlangen, 272. — Schneider, Maria, in Bremen, 808. — Schubring, Paul, in Berlin, 468. — Spielhagen, Friedrich, in Charlottenburg, 104. — Weule, Karl, in Berlin, 647. — Wichert, Ernst, in Berlin, 89, 213. — Willrich, Hugo, in Göttingen, 200. — Wilmersdoerffer, A., in London, 592. — Wohlbrück, Olga, in Berlin, 387. — Wunderer, Wilhelm, in Würzburg, 338. — Zieler, Gustav, in Groß-Lichterfelde, 373.

Inhalt

des fünfundachtzigsten Bandes.

Namen- und Sachregister
zum fünfundachtzigsten Bande.



Die Rosen von Hildesheim.

Roman

von

Wilhelm Jensen.

I.

(Nachdruck ist untersagt.)

Es war im letzten Monat des Jahres 1196; dichte Schneeflocken wirbelten über das ganze niederdeutsche Land. Auch an der Kryptawand des Hildesheimer Domes häuften sie sich auf dem entblätterten Zweiggeflecht des Rosenstockes, dessen Alter jedenfalls schon um ein Jahrhundert oder mehr zurückging, mit seinem Ursprung in dem grauen Gemenge von Sage und Legende verschwindend. So durchsetzte sich auch die Luft jetzt mit einem grauen Fädeneinschlag nordisch frühzeitig beginnender Dämmerung. Ein scharfer Ostwind blies und rüttelte pfeifenden Singens am überkragenden Balkenwerk und den drachenköpfigen Wasserspeiern des Domes, die heute ihren Dienst versagten. Nicht aus eigenwilliger Unbotmäßigkeit, sondern der Himmel selbst zwang sie dazu, denn lange Eiszapfen hingen an ihnen herunter.

Der Kathedrale gegenüber dagegen in einem Gebäude am Rande der Domfreiheit, unweit des leerstehenden burghaften Bischofshofes, versah ein knatterndes Kaminfeuer von dicken Buchenscheiten ein großes Gemach mit behaglicher Wärme.

In einem Armsessel saß ein alter Mann mit lang über die Brust herabreichendem Bart von so weißer Farbe wie die Schneedecke draußen auf dem Domhof. Er trug geistliche Haustracht; mit der Rechten hielt er ein beschriebenes Pergamentblatt, das er überlas, zwei andere lagen noch auf seinen Knien. Der Ausdruck seiner Züge gab zu erkennen, er sei gespannten Geistes und mit lebendiger Vorstellung bei dem von dem Schriftstück Mitgeteilten.

Das war der Dompropst Herbord, nicht wie fast sämtliche Hildesheimer Stiftsherren aus ritterbürtig-edlem, sondern einem Dienstmannen-Geschlecht entstammend. Doch seit bald einem halben Jahrhundert ging der Ruhm seiner Gelehrsamkeit unter deutschen und ausländischen Klerikern von Mund zu Mund; ihm hauptsächlich, als er „Scholaster“ gewesen, verdankte die Domschule ihren weit reichenden Ruf.

Was er in der Hand hielt, war ein Brief, jedoch kein erst jetzt, sondern schon am Sommerausgang zu ihm gelangter, und er las ihn nicht zum erstenmal.

„Es erlauben," stand auf den Blättern, „die Umstände mir nur, dir quasi in lapide kundzuthun, daß ich nunmehr mit eigenen Augen alle die hochgerühmten Stätten angesehen, mit deren Schilderung und Preise du ehemals die Phantasie meines kindlichen Geistes erfüllt hast. Im apulischen und calabrischen Lande den Olympus, Parnassus und den wunderthätig begeisternden Quell Hippokrene, die jetzt in unseren Tagen zum Zubehör des Deutschen Reiches geworden; so auch den von mir aufgesuchten Palast des Königs Menelaus, aus dem einstmals Paris zu so großem Unheil die Helena geraubt. Ingleichen habe ich mit dem Segel die grausige Gefahr der Scylla und Charybdis durchkreuzt und hat das Schiff mich an der felsumbordeten Insel Scyrus vorübergetragen, wo vor Zeiten die göttliche Thetis ihren Sohn Achilles in Frauengewändern verborgen gehalten, um ihn vor seinem, ihm vom fato vorbestimmten frühzeitigen Tode zu bewahren. Auf Sicilien fand ich das schreckensvolle Labyrinth des Minotaurus, dessen Überreste dort heute mit dem Namen Tauromenium belegt werden; du magst dir vorstellen, Geliebtester in unserem allein wahren Herrn und Heiland, welcherlei Gefühle mich bei dem Anblick aller dieser größten Schauplätze der Menschengeschichte überwältigten. Was aber sage ich dir von den Wunderwerken des Zauberers Virgilius, bei denen ich staunender Ohr- und Augenzeuge gewesen? Denn es führte mich der Auftrag des kaiserlichen Herrn nach Neapolis, damit ich dort die Mauern, welche jener Philosoph begründet und aufgebaut, zerstören und umwerfen solle. Es würde uns dies nicht gelungen sein, da Virgilius in einer ampulla ein kleines Bildnis der Stadt verschlossen und die Wunderkraft hineingebannt hatte, daß sie das Mauerwerk unzerstörbar mache. Aber es war zum Glück durch das Alter ein Spliß in das Gefäß hineingeraten, dadurch der Zauber entwichen, und so ward es mir ermöglicht, den Befehl des Kaisers zu vollstrecken. Nicht des Wagnisses unterfangen jedoch habe ich mich, auch die porta ferrea umzustürzen, auf daß nicht die zahllosen Schlangen, die Virgilius unter sie festbeschworen, hervorbrächen und alle Lebendigen ringsumher vernichteten. Denn Entsetzen regend, habe ich die Macht seiner ars magica selbst erfahren und gesehen. Es liegen seine Gebeine zu Neapolis bewahrt in dem castello, das auf einem Felsgrund ins Meer hinausragt, rundum von den Wellen umflossen. Und da man sie ans Licht heraufhob, so daß die Luft sie berührte, verfinsterte sich alsogleich der helle Taghimmel zu Nacht und brach ein Sturm von ihm nieder, der das Meer vom Grund aufwühlte, die ganze Stadt zu verschlingen. Und ward dieser einzig Rettung dadurch, daß man schleunig die Gebeine wieder ins lichtlose Dunkel zurückthat ...

Dieses aber schreibe ich nahe dem viele Meilen weiten Ausflusse von schwarzen Schlacken, mit denen in alter Zeit die Schmiede des Vulkanus den mons Aetna überströmt hat, in dessen Herdasche ich selbst, bis an die Knie einsinkend, manche Stunden lang gewandert bin."

So weit hatte der Dompropst Herbord den schon öfter gelesenen Brief heute nochmals mit den leiblichen und geistigen Augen übergangen, doch nun war die Dämmerung zu tief geworden, und die Pergamentblätter auf die Knie niederlegend, lehnte er den Kopf zurück.

Sichtbar kennzeichnete es sich in den vom schneeweißen Bart umrahmten Zügen: eine Fülle der Erinnerungen und Gedanken drängte sich in dem Kopf des Siebzigjährigen.

Jetzt sprach er einmal vor sich hin: „Allzugroße Fruchtbarkeit der Einbildungskraft — die Phantasie — ein Danaergeschenk."

Auf was dies hinziele, daß allzu lebhafte Einbildungskraft ein gefahrdrohendes Geschenk sei, ließ sich den zusammenhanglosen Worten nicht entnehmen. Ein Ton von draußen her klang in sie hinein, vom hohen Münsterturm herab beginnendes Geläut. Die große Domglocke, Cantabona benannt, ward gezogen, deren Guß vor anderthalb Jahrhunderten der Bischof Azelin von dem trefflichsten Meister jener Zeit hatte vollführen lassen; ihre Schwester, gleichen Namens, berief im unweit am Weserfluß benachbarten uralten Kloster Corvey die Mönche zum Gebet. Dumpfmächtig durchdröhnten die metallenen Schläge den einbrechenden Winterabend; die magere Hand des Dompropstes machte das Kreuzzeichen über Ge-

sicht und Brust, danach zog sie das pelzgefütterte Almutium fester um die Schultern zusammen. Ein Frösteln überlief den alten Scholaster, trotz dem lodernden Kaminfeuer drückte der Ostwind kühle Zugluft herein. Er warf jetzt einen Flockenschwall verklebend gegen die Fensterscheiben, deren Helligkeit beinahe völlig auslosch. Nur ein matter Glimmer der Fraueneistafeln blieb, und durch den stillen Raum sang die Cantabona ihre Vesperhymne zu den schweigsamen Gedanken des Dompropstes Herbord.

* * *

Der Morgen des Tages hatte noch mit heller Sonne begonnen und in der alten Kaiserpfalzstadt Goslar einen Wagen zur Abfahrt verleitet. Vom Süden her war am Abend zuvor ein kleiner Reitertrupp, der das Fuhrwerk und eine von zwei Maultieren getragene, verschlossene Sänfte geleitet, dort eingetroffen und in dem zur Hildesheimer Diöcese gehörigen St. Petersstift eingekehrt. Doch nur drei von den Berittenen brachen am Vormittag wieder auf; der Deutung mannigfacher Himmelsanzeichen kundige Leute weissagten für den Weitergang des Tages übles Wetter, und der Führer des reisenden Zuges entschied sich daraufhin merklich in sorgsamer Behutsamkeit für das Zurückbleiben der übrigen. Er selbst aber setzte mit den beiden anderen den Weg fort; der eine trug ritterliche Rüstung, der zweite schlichtere eines Dienstknappen. Zeitweilig bekundete ein Erzgeklirr, auch ihr Gebieter trage ein Panzerkleid, und er hielt ein großes Schwert in der Scheide über den Sattelkrebs seines Rosses gelegt; doch nach außen umgab ihn völlig ein dicker, bis zu den Füßen hinabreichender Pelzmantel, und eine Pelzkappe bedeckte statt des Helmes seinen Kopf. Trotzdem schien ihn zu frieren, wenigstens machte er manchmal eine schüttelnde Bewegung der Schultern.

Ein Mann gegen die fünfzig war's, kräftig gebaut und über das Mittelmaß an Wuchs. Der Kopf nahm sich auf der Gestalt klein, fast zierlich aus, doch gab ihm die schmale, scharfgebogene Nase ein ausdrucksvolles Gepräge, unverkennbar von einer fremden, mutmaßlich slavischen Blutbeimischung aus dem sonst germanische Art darbietenden Gesicht redend. Auch die sehr klug blickenden, beweglichen Augen zeigten dunkelblauere Färbung als die zumeist im deutschen Land herkömmliche; hin und wieder konnte es erscheinen, als überfliege sie ein leicht goldbräunlicher Schimmer.

Er ritt hinter dem Wagen, auf den er fast ohne Abwenden den Blick mit einem sorglichen, beinahe ängstlich-zärtlichen Ausdruck gerichtet hielt. Ein einfacher großer Bretterkarren war's, wie aus einem Bauerngehöft, indes mit den hohen Rädern von anderer Bauart als den im Norden bräuchlichen; darauf gelagert und sichtlich gegen das Aufstoßen des Fuhrwerkes durch weiche Unterlagen geschützt, stand ein langer Holzkasten, an Umfang wie Gestaltung einem großen Sarge ähnelnd. Er mußte schweren Inhalt bergen, die kräftigen Pferde zogen auf dem allerdings schlechten und häufig steil berganführenden Wege mühsam, wie wenn sie eine Last von edlen Metallbarren fortzubewegen hätten. Und von einem Gold- und Silberschatz schienen auch die wachsam hütenden Augen des Pelzträgers zu sprechen.

So ging der Zug langsam dem westlichen Nordrand des Harzgebirges oder, wie die Zeit dies hieß, des „Hart“ entlang, dem Flüßchen Innerste zu, dann an dieser weiter auf der Straße, die von Goslar nach der Ortschaft Lutterum unter dem Barenberge führte; bis zum Nachteinbruch ließ das letztere sich erreichen. Ab und zu gewährten zur Rechten Einsenkungen des Thalgeländes Blicke nach einem langgestreckten, hochaufragenden und im Sonnenglanz weiß blitzenden Bergscheitel, und die Augen drauf zur Seite wendend, sprach der hinter dem Wagen Reitende einmal: „Eheu, der mons Bructerus im alten, doch stets wie neu angefertigten Hermelingewand. Es ist wohl zweifelhaft, ob Ptolemäus von Alexandria in seiner Erdbeschreibung ihn unter dem verzeichneten Namen Melibocus begriffen hat. Wie wird er doch hier in der Mundart des Volkes benannt?“

Die Frage war an den Ritter gerichtet, der indes keine Antwort wußte und nach dem Ausdruck seiner Miene auch keinerlei Vorstellung mit dem Namen Ptolemäus verband.

Doch der Knappe erwiderte, den eisen-

bekappten Kopf umdrehend: „Sie heißen ihn den Brocken, Domine, und die Wolke, die von Aufgang her gegen ihn zieht, sagen sie, sei nichts Gutes.“

„Brocken,“ wiederholte der Hörer, „mihi ex animo effluxit. Glaubst du, daß diese Meinung des Volkes sich von richtig angestellten Beobachtungen herschreibt? Es wird viel Thörichtes in der Welt behauptet, denn manche Leute giebt's, die sich dermaßen durch Einbildung betrügen, daß sie Dinge selbst gehört und angesehen zu haben vermeinen, die in der Wirklichkeit nicht vorhanden gewesen sind.“

Die letztere Bemerkung galt wohl mehr den Ohren des ritterbürtigen Weggenossen, da sie bei dem anderen in ihrer gewählten Sprache schwerlich auf ein Verständnis rechnen durfte. Der Brockengipfel aber machte eine Miene, als ob er die Anzweiflung der an ihm gemachten Beobachtungen übel aufnehme. Oder vielmehr, er entzog sich fast jählings durch eine dunkle Tarnkappe dem Blick und stieß diese, sie riesenhaft ausdehnend, westwärts über alle niedrigeren Kuppen weiter und bis zu den Thälern hinunter. Beinahe rätselhaft war's, wie plötzlich das heitere Sonnenlicht auslosch, doch erklärte sich's durch pfeifenden Wind, der im Nu die schweren Wolkenmassen aus Osten herübertrieb. Kurz streuten sie ein feines, weißes Staubgeflatter aus, wie stiebend in die Luft geblasenes Mehl, aber rasch verdichtete es sich, und große Flocken tanzten wirbelnd um die Köpfe der sich schüttelnden und schnaubenden Pferde.

Der „Domine“ Angesprochene sagte: „Es verwundert sie, was das sein mag, sie wissen sich's aus ihrer Erfahrung nicht zu deuten. Doch nach ihrem Herkommen begrüßt uns die silva Hercynia“ — er streckte die Hand unter dem Mantel vor, eine der breiten Flocken aufzufangen — „nives — Schnee — auch mich bedünkt er wie ein Gruß aus einem anderen Leben. Als Knaben formten wir glebulas, Bälle, daraus und bewarfen uns mutuo damit. Aber gut gethan war's, unsere Sänfte in Goslar zurückzubelassen und sie nicht der Unbill des Hartwaldes auszusetzen.“

Welche Bewandtnis es damit haben mochte, ging nicht aus den Worten hervor, doch wenn der Inhalt der Sänfte es ratsam gemacht, ihn vor einer Schädigung durch rauhes Wetter zu behüten, so hatte die Vorsicht allerdings wohl die bessere Wahl getroffen. Das bestätigte immer deutlicher die Fortsetzung des Weges, die zu einem Kampf gegen den kaltschneidenden Wind wurde. Ihm gesellte sich der Schnee anfangs wie ein lustiger Spielgenoß, doch bald offenbarte er unter dem Getändel seiner hellen Unschuldsfarbe finsteren Ernst und lauernde Tücke. Wie mit tausend weißen, den Rücken aufkrümmenden Katzen überwölbte er den Boden, schob sich hohlausgekehlt über Steilhänge und Lehnen vor, stürzte plötzlich, mit dumpfmattem Schall niederbrechend, aus der Höhe vor den erschreckten Pferden herab. Nur die Innerste zur Linken verschlang ihn; bisher von harmlosem Aussehen, wand sie sich jetzt einer schwarzen Schlange gleich unheimlich neben der Straße entlang. Sonst überall zudeckender, sich anstauender, dicht die Luft durchtaumelnder Schnee. Auf wenig Schritte entzog er alles dem Blick, lähmte diesen zwiefach, wie mit einem nassen Flortuch die Augen verklebend. Mühsam und stumm bewegte der kleine Trupp sich weiter, noch langsamer und schwerfälliger drehten sich die verschneiten Radspeichen.

Dann kam zum Wind und Gestöber noch ein drittes hinzu, etwas, von dem das Wort umgeht, es sei keines Menschen Freund. Das weit über die Landschaft hingespreitete Leichentuch verlor allmählich mehr und mehr die von ihm ausstrahlende Helligkeit, färbte sich stumpfer und matter. Es war die Stunde, in der drüben, um einige Meilen nach Norden, der Dompropst Herbord die nicht länger unterscheidbare Schrift auf den Pergamentblättern niederlegte und die Glocke Cantabona den Nachtbeginn verkündigte.

Dort unter gutem Dach am wärmenden Feuer war's besser als hier in eisigem Schneesturm und schutzloser Öde. Das Fuhrwerk stockte, der bäuerische Kutscher, ein „Late“, ein Höriger des St. Petersstiftes in Goslar, wendete sich um und sagte zaghaft: „Es ist zu schwer, Herr, sie bringen's nicht durch.“

Gebietend flog ihm kurze Antwort entgegen: „Vorwärts!“, seine Peitsche klatschte, und keuchend zogen die Pferde wieder an. Doch nicht mehr zu erkennen blieb's, ob der

Wagen noch einen Weg unter sich habe, hohe, schwarze Fichten drängten sich, dem letzten Dämmerlicht den Zugang sperrend, umher; unsichtbar stoben laut krächzende Raben von ihnen auf und schüttelten die Schneelast der Zweige in Staubwolken auf die Köpfe der Reiter herunter. Der „Herr" fragte: „Wie weit sind wir noch von Lutterum?"

„Ich weiß es nicht, Domine," erwiderte der Ritter, „aber ich glaube auch —"

„Was?"

„Euer Leben ist kostbarer als der Schatz in der Lade. Wir müssen den Wagen zurücklassen und suchen, Dach und Unterkunft für die Nacht zu finden."

„Nox imminet — gebrauch die Geißel!"

Aber es half nicht mehr, die Räder staken, bis zur Nabe eingesunken, in einer hohen Schneewehr fest, und der Kutscher stotterte: „Es ist umsonst, Herr, sie können nicht."

Wie ein schnarrendes Hohnlachen klang drüber das Rabengeschrei, doch plötzlich jetzt abbrechend und verstummend; in flügelrauschendem Geflatter stoben sie erschreckt auseinander. Seitwärts her schwankte ein Lichtgeflacker durch die Stämme, hier und dort rote Streifen über die weiße Bodendecke werfend, und aus einem halben Dutzend kraftvoller Kehlen erscholl ein lauter Gesang:

„Mihi cordis gravitas
Res videtur gravis —"

Ein unerwarteter greller Gegensatz zum bisherigen Dunkel und der nur vom Windgeheul durchbrausten Nachtstille war's, und dem Herrn im Pelzmantel flog freudigen Tons vom Mund: „Vagantium carmen — clerici — huc adite!"

Da brachen die Angerufenen, den weiß zugedeckten Reiter lachend in lateinischer Sprache: „Ein Schneemann — ein Schneemann!" begrüßend, mit lodernden Harzfackeln in den Händen zwischen den Fichten hervor, junge kräftige Burschen von achtzehn bis fünfundzwanzig Jahren, mit sorglos-kecken, zum Teil ziemlich verwilderten Gesichtern; man sah, das lebendig rollende Blut in ihren Körpern machte sich aus der Kälte und dem Flockenschwall nichts. Goliarden, Scholaren, Vaganten, fahrende Kleriker waren's, wie sie im Reich zu Tausenden alle Gaue durchzogen, von Ort zu Ort, Hochschule zu Hochschule, Kloster zu Kloster, allerorten überlieferte und umgedichtete oder von ihnen selbst neu verfaßte lateinische Reimlieder singend, Geld und Kleidung, Unterkunft, Kost und Trunk dafür empfangend. Von geistlichem Wesen trugen sie blutwenig an sich, mit Ausnahme der aus mönchsartigen, doch nur halblangen, von einem Lederriemen gegürteten Ärmelkutten bestehenden Kleidung; wollene, enganschließende Beinlinge, Hosen und Strumpf in einem, sahen drunter hervor, über die Köpfe mit langem Haar schlug sich vom Rücken aus eine Kapuze hervor. Unbedeckt zeigten ihre Scheitel noch nichts von der „priesterlichen Krone" der Tonsur, doch rechneten sie sich zum Klerus und wurden von ihm als Zugehörige betrachtet. So fühlten sie sich als Mitglieder einer höheren Menschenklasse, des obersten Standes gegenüber dem von ihnen gering und niedrig geschätzten der Laien, zu denen sie in einem nicht selten feindseligen Gegensatz standen und von welchen eine tiefe Kluft sie abtrennte. Allein die Kleriker besaßen gelehrtes Wissen und genaue Kenntnis der lateinischen Sprache; die große Mehrzahl selbst der Ritter, sogar Grafen und Fürsten vermochten häufig nicht zu schreiben und zu lesen. In allen christlichen Ländern genossen die wandernden Scholaren gleiche Vorrechte, ihnen vom Oberhaupt der Kirche wie von den weltlichen Machthabern zugesprochen; im Reich hatte vor einem Menschenalter der Kaiser Friedrich ihnen auf einem Reichstag im Dienst der Wissenschaften das Privilegium freier Fahrt durch alle Lande bestätigt. Die deutsche Sprache verachtend, dichteten sie ausschließlich in lateinischer, hauptsächlich Trink- und Spiellieder, weniger Liebesgedichte, doch wenn solche, als Widerspiel zu den überzarten, höfischen Weisen der ritterlichen Minnesänger, zumeist von derber Natürlichkeit und unverschleiertem grobsinnlichem Trachten. Ihr Name „Goliarden", den sie sich selbst am liebsten beilegten, stammte, seinem Ursprung nach nicht mehr deutlich erklärbar, aus Frankreich her, von einem Goliardus oder Golias, den sie als ihren Pontifex betrachteten und dessen filii et discipuli sie sich benannten. In wilder Lebenslust und unbändigem Jugendtrotz

richteten sie ihre klingenden Angriffe gegen alles, mit einziger Ausnahme der dogmatischen Grundfundamente und Ordnungen der Kirche; doch nicht minder als die Weltlichkeit überschüttete ihr ätzender Spott die Geistlichkeit, von den Mönchen und Pfaffen bis zu den Bischöfen und dem Papst selbst hinauf. Ihre carmina und moduli zielten auf Besserung und Ausrottung alles Faulenden, Verdorbenen der weltlichen und geistlichen Herrschaft, maßten sich Urteilsfällungen von Sittenrichtern an, zu denen die große Mehrzahl der „Vaganten" durch ihre eigenen Sitten schwerlich mit Recht berufen war. Doch sie bildeten gerade durch ihr Wanderleben, das sie überall hinführte, eine Macht, übten ein gleiches Gewerbe bei dem Klerus aus, wie die deutschsingenden Spielleute auf den Ritterburgen und unter den Bürgern der Städte. Von Ort zu Ort trugen sie Botschaften und Neuigkeiten, die ohne ihre Vermittelung endloser Zeit bedurft hätten, um hin und wider zu gelangen; meistens vielleicht mehr gefürchtet als geliebt, wurden sie doch als willkommene Gäste erwartet und bei ihrem Auftauchen mit Spannung empfangen. Selbstverständlich nur von den Klerikern, die Laien verstanden ihre Sprache nicht und waren ihnen aus triftigen Gründen selten freundlich gesinnt. Dies Verhältnis sprach eine Inschrift an der St. Martinskirche in Worms mit unbemäntelten Worten aus:

Cum mare siccatur et dæmon ad astra levatur,
Tunc primo laicus fit clero fidus amicus!

Erst dann, wenn das Meer austrockne und der Teufel zu den Sternen aufsteige, werde Freundschaft zwischen den Laien und Klerikern entstehen.

Nun fügte der Befehlshaber des im Schnee steckenden kleinen Wagengeleits in lateinischer Sprache seinem ersten Rufe nach: „Ihr kommt zu rechter Zeit, Söhne des Golias." Darauf erwiderte der herangekommene Schwarm wie mit einer Stimme: „Salve! Salvus sis! Te salutamus, Domine!" Sprache und Anrede gab ihnen zu erkennen, sie hätten's mit einem Kleriker, in gewisser Weise einem der Ihrigen zu thun; ihr Wortführer, ein hochwüchsiger junger Gesell mit lebendig blitzenden Augensternen zur Rechten und Linken einer Habichtsnase, trat vor und versetzte auf lateinisch, wie die Zwiesprache jetzt weitergeführt wurde: „Was wünschest du von den Söhnen des Golias, Domine?"

„Daß ihre Arme den Pferden helfen, meinen Wagen durch den Schneehaufen zu schaffen."

„Ist's der Anstrengung wert? Dein Fuhrwerk bedünkt mich nicht über die Maßen kostbar."

„Nasutus es!"

Das rief ein Gelächter der Vaganten wach, denn doppeldeutig war's, benannte ihn nach Wahl großnasig oder naseweiß. Offenbar besaß der Sprecher eine behende Zunge, und es machte ihm Spaß, sie dem Scholar gegenüber zu gebrauchen. Doch er setzte hinzu: „Ein guter Nachttrunk ist wohl einer Mühe wert, denke ich, sonst müßten die Goliarden sich seit meiner Zeit zu Wasserliebhabern bekehrt haben. Vermutlich seid ihr bewandert hier. Wo finden wir das nächste Dach?"

„Bis zum Kloster Ringelheim ist's eine Viertelstunde."

„Optime. Also dorthin. Greift an und zeigt den Weg!"

Indes der „Nasutus" zögerte noch. „Da giebt's keinen Trunk für uns. Der filzige Abbas hält das Thor geschlossen und läßt uns bei Nacht nicht hinein."

„Du bist überklug, mein Sohn, die geistliche Jugend soll gläubiger sein. Ich trage den Schlüssel zum Thor in der Tasche, und ihr werdet nicht verdursten."

„Bist du Petrus im Pelz?" Keck flog's dem Antwortenden heraus; doch zu seinen wieder unbändig lachenden Genossen sich umkehrend, fragte er: „Habt ihr den rechten Glauben?"

„Habemus!" riefen sie im Chor, zugleich von allen Seiten Hand an die Räderspeichen legend. Rüstige Arme waren's, der Kutscher schlug auf die Pferde, und der Wagen rührte sich. Die Goliarden stimmten einen allgemein verbreiteten Ludus an, die Singweise eines Dichters aus der Mitte des Jahrhunderts, der sich Hilarius benannt hatte, und der „Papa" war ursprünglich wohl mit dem Golias identisch, ein von der Vorstellung geschaffener Vagantenvater und -Patron; doch hier galt die Bezeichnung unverkennbar

dem Fremden, dessen Stimme den fahrenden Scholaren lieblich klang und von dessen lohnender Freigebigkeit sie einen erfreulichen Abend erwarteten. Die Räder knackten, knarrten und drehten sich, noch ein Ruck und Schub, sie hatten die dicke Schneewehe überwunden und rollten weiter. Mit den windschweifenden Fackeln den Weg erhellend, zogen die Goliarden singend dem Wagen vorauf.

Ein huschendes Spiel ging dazu um den feingeschnittenen Mund des „Petrus im Pelz“, als ob ihm das Gedächtnis an fern abgeschwundene Tage geweckt werde. Öfter wiederholten sich die Schneeanstauungen, nötigten die Beihelfer, aufs neue mit den kräftigen Händen in die Räder zu fassen. Fast hörbar richteten auf den guten Wein sich alle Gedanken voraus, und nun stieg nah aus der weißen Blache etwas Dunkel-Hohes auf. Schweigsam breithingedehnt lag es da, die feste Umgürtungsmauer des Klosters Ringelheim; ohne Laut und Lichtschein, das Leben in ihm hielt sich nach innen gekehrt. Doch auf das Dröhnen des erzenen Thorklopfers an der schweren Eichenbohle schlug drinnen Rüdengebell an, ein Wächter kam, mißtrauischen Blickes durch ein kleines Gitterloch hinausspähend. Die draußen Harrenden gefielen seiner Musterung nicht, kurz herrschte er sie an: „Sucht andere Unterkunft, bei Nacht kommt niemand herein.“ Aber der gegenwärtige „Papa“ der Goliarden heischte in gebietendem Ton zurück: „Berufe deinen Abt Alexander, ob er uns nicht öffnet.“ Einige Weile verging, dann klang durchs Gitter eine andere unmutige Stimme: „Wer seid ihr und was sucht ihr im Kloster zur Nachtzeit?“ Doch der Fragsteller brach plötzlich ab: „Pro Dei fidem! Trügen die Augen mich? Macht eilig das Thor auf!“ Und während dies sich in den knarrenden Angeln drehte, rief er den hinter seinem Rücken herandrängenden Mönchen zu: „Hohe Gnade widerfährt unserem armen Kloster in dieser Nacht! Eilet herbei, ihr Brüder, und empfanget den hochwürdigsten Herrn Bischof Conradus, cancellarium imperialem der Kaiserlichen Majestät!“

Das gab große Augen rundum im fackelhellen Kreis, am meisten bei den Vaganten, die verdutzt standen und mit etwas ungewißscheuen Blicken den mächtigen Herrn bemaßen; sie hatten sich doch wohl allzu starke Freiheit gegen ihn herausgenommen und ihre Hilfsleistung mit mancherlei für bischöfliche Ohren anstößigem Gesang begleitet. Allein der Mienenausdruck Konrads von Querfurt ließ nichts von einer Mißbilligung erkennen, liebenswürdig entgegnete er auf den hocherstaunten, ein wenig unbehagliches Gefühl nicht ganz verdeckenden Ausruf des Abtes in lateinischer Sprache: „Ja, wir brechen ein wie der Wolf in der Nacht, teurer Bruder, doch erschrick nicht, denn uns führt nicht Absicht, unversehens über die frommen Lämmer deiner Hürde herzufallen, sondern wir kommen als Notdürftige, die sich dankbar mit einem Streulager und dem Geringsten an Speise und Trank genügen lassen. Das bitten wir dich, auch unserer jungen Hilfsmannschaft hier zu gewähren, die der Himmel und die oberen Götter uns in der Wildnis des hercynischen Waldes zum Beistand gesendet. Denn es spricht Terenz, den unsere gelehrte Schwester drüben im monasterio Gandersheim ehemals so nach Verdienst geschätzt hat: Homo sum, humani nihil a me alienum puto. Dem guten Spruche gemäß aber empfinde ich in meinem eigenen Inneren, wonach dasjenige dieser jungen Zukunftsstützen unserer heiligen Kirche gegenwärtig ein nicht unberechtigtes Begehren hegt. Und so laß uns unter dem Segen des Allgütigen, der sich der Darbenden erbarmt, in dein armes Kloster eingehen, geliebtester Bruder.“

Das äußerte Bischof Konrad von Hildesheim, der kaiserliche Kanzler, in einer klassischen Sprachvollendung, an der selbst Marcus Tullius Cicero als Zuhörer nichts auszusetzen vermocht hätte, und ein leichtes Lächeln umspielte ihm nur bei den Schlußworten die Lippen unter den auf die wohlausgerundete Leiblichkeit des Abtes Alexander gerichteten Augen. Die Züge des letzteren glätteten sich sichtlich von einer Beruhigung aus, der Schreck, der ihn beim ersten Erkennen des späten Ankömmlings überlaufen, fiel von ihm ab; es war kein Wolf, den der Zweck eines spähenden Unmitterns ins Kloster hergeführt. Mit beflissener Hand half er seinem Oberhirten aus den Stegreifen, doch dieser bedurfte keiner wirklichen

Beihilfe, sondern schwang sich trotz dem schleppenden Mantel mit der Gewandtheit eines jugendlichen Reitersmannes vom Sattel. Sorglich nahm er selbst noch in Augenschein, daß nach seiner Anordnung der Wagen mit der langen Holzlade unter das sichere Schutzdach einer Heuscheuer gebracht wurde, dann schritt er, merkbar von Verlangen nach wohlthätiger Erwärmung getrieben, eilfertig an der Seite des Abtes der inneren Klosterthür zu, und hinterdrein folgten zwischen den braunbekutteten Mönchen wider ihren Brauch mit noch verstummten Zungen die Goliarden.

* *
*

Das Kloster Ringelheim, wahrscheinlich von einem Enkel des vermittels Feuer und Schwert durch Karl den Großen von den Vorzügen des Christentums überzeugten Sachsenherzogs Widukind zu Ehren der heiligen Märtyrer Abdon und Sennes begründet, erfreute sich trotzdem seit seinem Bestand keines Rufes übermäßiger Heiligkeit. Es hatte seinen Beginn als Nonnenstift genommen und diesem Beruf ungefähr bis zur Mitte des gegenwärtigen Jahrhunderts weiter gedient, um welche Zeit der Papst Eugenius III. im Verein mit dem Hildesheimer Bischof Bruno zu der Einsicht gelangt war, daß die geistlichen Jungfrauen als Inhaberinnen der frommen Behausung dem Ruhm der Kirche nicht besonders förderlich seien. Sie boten, je nach der Betrachtungsweise, zu wenig oder zu viel Ähnlichkeit mit den altrömischen Behüterinnen des heiligen Feuers im Vestatempel, und da sie dies obendrein nicht in den mild zudeckenden Mantel der Nacht hüllten, sondern deutlich an den Tag legten, entstand ein offenkundiges, nach der Vorschrift des Evangeliums nicht zu duldendes Ärgernis. Dies erhöhten die Schwestern noch dadurch, daß sie sich nicht, ihrem Geschlecht gemäß, als sanfte Lämmer, vielmehr gegen ihre Naturanlage als streitbare Böcke erwiesen, dem Ausweisungsgebot ihrer Oberhirten leiblichen Widerstand entgegensetzten und schließlich unter Anwendung von Gewalt von ihrem paradiesischen Weidefelde vertrieben werden mußten. Statt ihrer zogen unter dem Abt Rüdiger Nacheiferer des heiligen Benediktus von Nursia in die wohnlichen Räume ein, besserten die bei dem Kampf wider die christlichen Amazonen ziemlich geschädigte Gürtelmauer aus, nahmen das Klostergut von erfreulich zahlreichen Höfen, Hufen, Hausstellen und Mühlen in Besitz und hielten mit strenger Gewissenhaftigkeit die Ordensregel ihres Stifters inne, die eine allzugroße Enthaltsamkeit in Bezug auf Kleidung, Leibespflege und Lebensführung, als dem göttlichen Willen zuwiderlaufend, verbot. Weiter, als daß diese Vorschrift treulich befolgt werde, vernahm man seit bald einem halben Jahrhundert über den nächsten Umkreis hinaus in der Welt kaum etwas von dem Kloster Ringelheim am Nordrand des Hartwaldes; friedfertig-genügsamen Sinnes beteiligte es sich nicht an unchristlicher Habgier und Händeln der Zeit, sondern barg sich in seiner abgelegenen Stille mit einer ruhigen, gewissermaßen satten Befriedigung, der Güte des Schöpfers tägliche Lobgesänge darbringend und nichts Weiteres, Unbescheidenes von ihr erbittend als eine gleichmäßige Fortdauer dieses Zustandes. Und es ließ sich rühmlich sagen, daß die Mehrzahl der Klöster im Reich sich eines frommen Wetteifers mit den Hirtenstab-Untergebenen des Abtes Alexander befleißigte.

Behaglich aber saß es sich in dem wohlerwärmten großen, von breiten Pfeilern getragenen Refektorium, absonderlich in solcher Nacht, wo draußen Wodan mit langem weißem Bart, wilden Atem ausstoßend, über Berge und Thäler fuhr. Der weite, gewölbte Raum strahlte von ungewöhnlicher Helligkeit, außer den an den Wänden brennenden Pechpfannen waren in blinkenden Leuchtern aus Gelbguß dicke Wachskerzen angezündet, zwar eigentlich nur für gottesdienstliche Handlungen bestimmt und geweiht, doch der hohe Nachtgast befand sich hier als irdischer Statthalter Gottes im Bistum Hildesheim, und so erschien's wohl nicht nur verstattet, auch geboten, ihm die gleichen Ehren zu erweisen. Danach trachteten merklich auch die aufgetragenen Speisen, unter denen der lange Tisch fast zusammenzubrechen drohte: helle Weizenbrote statt der üblichen aus dunklem Roggenmehl, gebratenes Lammfleisch und geräucherter Schweinsschinken, Erbsen und Bohnen in dampfenden Schüs-

seln, gleichfalls geräucherte Aale aus der Innerste, Hechte und Karpfen aus den Klosterteichen, gesottene Eier, frisch duftender Anke (Butter) und mächtige Käselaibe. Vor jedem Sitz stand ein Zinnbecher für die irdenen Metkrüge, dazwischen Erzkannen mit Wein von den Klosterrebgütern am Rhein und Untermain; neben dem Teller des Bischofs Konrad jedoch funkelten ein schwervergoldeter Pokal und ein Henkelgefäß aus getriebenem Silber. Ihm ward ein gebratener Rehrücken aufgetischt, und an der Seite seines Löffels und Messers lag ein weißes Linnentuch, zum Säubern der Hände nach dem Zugreifen mit den Fingern bestimmt, denn Gabelzinken kannte die Zeit noch nicht. Ein eigentümliches stummes Glimmern ging durch die Augen der frommen Brüder bei Übermusterung der langen Tafel; der hohe Ehrengast saß im Lehnsessel zwischen dem Abt und dem Pater Guardian. Seitwärts an der Wand stand ein kleinerer Tisch unter dem Vorsitz des Pater Kellermeisters für die abendlichen Beihelfer und Schützlinge des Kanzlers gedeckt; die Vaganten griffen der ungewohnt leckeren Kost und nicht minder den stets wieder nachgefüllten Kannen gewaltig zu, allein sie redeten nur gedämpft, halbflüsternd untereinander. So wohlig ihnen auch sonst hier zu Mute sein mochte, auf ihren Zungen lag doch noch eine gewisse fesselnde Schwere; ihre Blicke gingen nach dem Sitz des geistlichen Oberherrn und kaiserlichen Rates hinüber, und ihre Ohren horchten gespannt auf die aus seinem Munde fließenden Worte. Kein anderes selbstverständlich als in lateinischer Sprache durchklang das Refektorium; einzig der neben dem Begleitritter des Bischofs sitzende Mönch richtete, der ungelehrten Bildungsstufe des Zuhörers gemäß, ab und zu an ihn eine kurze deutsche Anrede.

Die Zurüstung der Tafel stand in einem augenfälligen Gegensatz zu der vom Abt Alexander beim Empfang bekundeten und betonten Armut des Klosters Ringelheim, doch Konrad von Querfurt äußerte keinerlei Verwunderung darüber offenbarende Frage. Nur dankbarer Anerkennung der ihm dargebotenen Bewirtung gab er einigemal Ausdruck, legte von den für ihn hingestellten Schüsseln eigenhändig seinen beiden Nachbarn ausgesuchte Bissen mit auf die Teller und äußerte unter freundlichem Lächeln dazu: „Der Geist erhält sich gesund in gesundem Körper, redet der weise Juvenalis, und zu gleichem ermahnt die Heilige Schrift, daß wir die Dienstleistungen unseres Körpers nicht außer acht lassen, damit er uns das köstliche Gut unserer Seele in Kraft und Gesundheit erhalte. Esset und trinket drum, meine Geliebten, von den trefflichen Gottesgaben, die eure bedachtsame Gastfreundschaft mir über euer zeitliches Vermögen hinaus gespendet hat, und entschlagt euch an diesem Abend der bescheidenen Mäßigkeit, zu der euch sonst eure weltlichen Umstände verhalten. Solltet ihr euch aber etwa in eurem Gewissen durch solch ungewohntes Thun beschwert fühlen, so erteile ich euch kraft meiner Befugnis Dispens, und ihr werdet tröstlich erfahren, daß dieser von eurer Nachtruhe jede Unerquicklichkeit fernhält.“

Heiter, leichthin vom Munde kommend, klang's, nur bisweilen konnte ein Gefühl aufkommen, als seien einige Worte merkwürdig doppeldeutbar gewählt, doch nicht mit hämisch versteckter Absicht, sondern lediglich zur eigenen Belustigung des überaus zungengewandten Sprechers. Schwer unterscheidbar aber war es zumeist, ob der Bischof oder der Kanzler des kaiserlichen Hofes rede, wenigstens zu Anfang der Mahlzeit; dann indes, mit dem häufigeren Ausleeren des Pokals, gewann der letztere die Oberhand, oder vielmehr noch ein dritter, ein „Vielgewanderter, welcher vielerlei Städte der Menschen gesehn“. Dieser Beginn der Ilias des Homer war freilich allen Insassen des Refektoriums, auch Konrad von Querfurt, unbekannt, ein allgemein geltender Spruch sagte: Griechisch ist's, das man nicht liest, und die Kenntnis griechischer Dichtung erstreckte sich auch bei den Klerikern nur auf das, was in lateinischer Übertragung erhalten geblieben. Von einem „Odysseus“ hätte niemand gewußt, wer damit gemeint sei, doch der „kluge Ulysses“ klang aus dem großen Epos des Virgilius jedem Ohr vertraut; viele Hunderte von Mönchshänden im Reich und mutmaßlich auch mehr als eine im Kloster Ringelheim beschäftigten sich mit kunstfertiger Abschrift der Aneis, des am höchsten verehrten und meistgelesenen

Lieblingsbuches der Zeit. Als ein neuer Ulysses aber saß der cancellarius imperialis heute abend hier, der an den klassischen Stätten des fernen Südens mit eigenen Augen all die Wunder gesehen, von denen die alte Dichtung berichtete. Zum Leckerbissen war eine kleine Schüssel mit heimischen Krebsen vor ihn hingestellt worden, und die roten Schalen aufbrechend, erzählte er von wohl zwanzigmal so großen felsenhart gepanzerten Wassertieren, welche in Neapel und Palermo von den Fischern aus dem mari nostro heraufgeholt und zu Markt gebracht wurden. Doch war der Fang dieser Geschöpfe mit großer Gefahr verbunden, denn sie besaßen so furchtbare Scheren, ähnlich den Zangen des Vulkanus, daß sie mit ihnen eine gepackte Hand wie einen Strohhalm vom Arm abzuschneiden vermochten. Geringfügig indes immer noch blieb solche Gefährdung gegen das, was den Schiffern von einem anderen Ungeheuer der Meerestiefe, dem Polypus, drohe. Der konnte mit seinem Körper den Umfang des Refektoriums erreichen, ruderte aus dem nächtigen Abgrund herauf und klammerte seine hundert schlangenhaften Beine um das ganze Fahrzeug. Dann griff er über dessen Rand mit einigen seiner schrecklichen Saugrohrtatzen, umschlang nacheinander die angstgelähmten Schiffsinsassen, zog sie zu sich herab und sog ihnen bis zum letzten Tropfen das Blut aus den Körpern. So hatten die Polypen in alter Zeit schon die gesamte Mannschaft von römischen Biremen und Triremen verschlungen. Der Erzähler selbst war einmal nahe der Insel Lipara nur durch Anrufung des dort hausenden Äolus und der weißarmigen Leukothea im letzten Augenblick vor dem tödlichen Verderben gerettet worden. Hilfreich hatte sie ihm ihren Schleier zugeworfen, zu dessen Aufblähung der Windgott einen seiner stärksten Söhne entsendet, so daß sich das Schiff in fortrasender Flucht noch eben der hundertfältigen Beinumstrickung des Scheusals zu entreißen vermocht. Doch oftmals traf man, von den Wellen geschaukelt, leertreibende Boote an, deren unglückliche Führer dem Polypus zu grausenhaftem Opfer gefallen.

Wie im königlichen Saal der Dido zu Karthago war's, als Äneas den Untergang der Stadt des Priamus geschildert, lautlos hing jedes Ohr im Refektorium an den Berichten der Erlebnisse des neuen Ulysses. Manchmal fuhr durch die Schlote der beiden großen Kamine mit bald heulendem, bald feinstimmig pfeifendem Ton der nordische Dezemberwind herunter und stieß über die niederschweifenden Flammen der Buchenscheiter Rauch herein, der da und dort als ein kleines hutförmiges Wölkchen um die Kerzen tanzte. Dann murmelte der Pater Guardian wohl vor sich hin: „Wodan jagt draußen übers Dach," und einmal, die Hand zum Deuten ausstreckend, sagte er: „Siehe den Hut, hochwürdigster Herr, Hans Hödecke ist's, der hereingekommen, um auch deinen Reden zuzuhören." Das war ein winziger Bergkobold im Gebiet des Hartwaldes, von dem die Volkskunde Zahlloses berichtete, bald Gutes oder harmlos Neckisches, bald schadenfroh Heimtückisches, Ränkevolles und Böses. Er selbst blieb stets unsichtbar, man gewahrte mit den Augen einzig seinen wie Herbstspinnweb im Windzug leis vorbeischwebenden kleinen Bauernhut, nach welchem er den Namen Hans Hödecke, Hans Hütchen, empfangen hatte. Diese Kopfbedeckung des unsichtbaren Unholdes aber hatte jeder im Leben schon zu öfteren Malen an sich vorüberwehen sehen, am häufigsten auf der Hildesheimischen Bergfeste Winzenburg, wo er seinen Lieblingswohnsitz hatte und trotz seinen sonst vielfältigen argen Bubenstücken als ein Schutzgeist der Burg betrachtet wurde. Das Bistum verdankte ihm sogar den Besitz der Feste, denn als ihr letzter Graf im Anfang des Jahrhunderts plötzlich bei Nacht ermordet worden, war Hans Hödecke blitzschnell über den Rennsteig nach Hildesheim an das Lager des Bischofs Bernhard geflogen, ihn weckend: „Plattner, stah up, de Winzenborg is ledig!" Und der „Plattner", der mit der Tonsurplatte, war schleunigst um Mitternacht bei Sturm, Donner und Blitz mit seinen Wehrmannen ausgezogen und einem anrückenden räuberischen Haufen zuvorgekommen, sich der wichtigen Feste für das Bistum zu versichern.

Doch bei der deutenden Bemerkung des Paters Guardian richtete Konrad von Querfurt ihm jetzt einen mißbilligenden Blick zu, und hörbar war's der Bischof, der erwiderte:

„Ich entsinne mich, daß ich als Knabe auf der Domschule aus dem Munde des unwissenden Volkes von dem heidnischen Gotte Wodan und auch dem Kobold nomine Hödecke Rede vernommen habe. Aber das sind Ausgeburten einer ungezügelten Einbildungskraft, lieber Bruder, die man dem rohen Haufen der Laien nachsehen mag, doch an einer Wohnstätte der gelehrten Bildung nicht anzutreffen erwartet. Und es geziemt wohl am wenigsten in einem christlichen Kloster, unbedacht dem Irrwahn Vorschub zu leisten, als könne es außer der Allmacht Gottes und seiner Heiligen mit übernatürlichen Kräften ausgerüstete Wesen geben, aus eigener Art befähigt, den Gläubigen zu nützen oder zu schaden. Solche verbreitete Annahme in diesem Lande entspringt allein der gleich einem Irrlicht vom Wege richtiger Erkenntnis abführenden Phantasie, vor welcher die Hirten vornehmlich berufen sind, ihre Herde zu behüten."

Ein wenn auch in mildem Ton erteilter bischöflicher Verweis hatte in den Worten gelegen, doch der Sprecher lenkte, seinen Pokal leerend, von der Abschweifung heiter in die kurz zuvor verlassene Bahn seiner Erzählung zurück, und den staunenden Hörern entrollte sich ein anschauliches Bild der zahllosen Wunderwerke, die der mächtige Zauberer Virgilius vor allem in der Stadt Neapolis, der Stätte seiner Beerdigung im Monte Pausilipo, hinterlassen. Der römische Dichter war, wie der Anfang seiner vierten Ekloge kundgab, Johannes dem Täufer ähnlich, ein Vorbote Christi gewesen, da er in jener mit einer messianischen Weissagung auf das nahe bevorstehende Kommen des Heilandes hingewiesen hatte. Das wußte jeder Kleriker in ganz Europa, als ein Verkündiger der christlichen Lehre und alleiniger Verfechter ihrer Wahrheit unter den römischen Heiden hatte er dagestanden; davon stammte die ihm verliehene Zaubermacht, fromme Pilger wallfahrteten zu seinem Grabe, und Gläubige in allen Ländern benutzten gleich der Heiligen Schrift seine Gedichte zur Schicksalsbefragung, indem sie, aufs Geratewohl mit der Hand zwischen die Blätter greifend, die aufgeschlagenen Verse als Orakelsprüche deuteten. Aber von solchen gewaltigen, durch Kräfte übernatürlicher Art bewirkten Zauberthaten des Virgilius, wie von den Hilfsleistungen der alten klassischen Meer- und Luftgottheiten erfuhren die Hörer im Kloster Ringelheim Genaueres doch heute abend zum erstenmal, und jedenfalls schwand dagegen alles, was das unwissende Volk in den nordischen Wäldern umgehenden Vorzeitsgeistern an Macht beimaß, als nichts bedeutend zusammen. Ganz abgesehen davon, daß die letzteren etwas nicht Vorhandenes und niemals Gewesenes, nur vernunftwidrige Hirngespinste und Geschöpfe verwerflichen Aberglaubens waren.

Nun einmal war's zweifellos der kaiserliche Kanzler, dessen Stimme durch den weiten Raum klang, die gottverliehene unbezwingliche Festigkeit darstellte, mit welcher der jugendliche Sohn Friedrich Barbarossas die Zügel des Erbreiches seiner Gemahlin ergriffen habe und halte. Heiß bestritten hatte es ihr ein anderer Abkömmling ihres normannischen Geschlechtes, der Fürst Tankred von Lecce, der sich zum König von Sicilien aufgeworfen und sich eine kraftvolle Stütze dadurch zu schaffen gesucht, daß er für seinen jungen Sohn Roger um Irene von Byzanz, die Tochter des griechischen Kaisers Isaak Angelos, geworben. Als ein Kind, noch nicht mannbaren Alters, war diese im Beginn des vorigen Jahres mit prunkreichem Geleit zu Schiff in der apulischen Hafenstadt Brindisium eingetroffen und unter großen Feierlichkeiten dort dem Herzog Roger anverlobt worden. Doch hatte ihr das Schicksal nicht beschieden, zu seiner Gemahlin zu werden, da er schon um weniges nachher, von der schlimmen Sumpffieberkrankheit Italiens gefaßt, beinahe plötzlichen Todes gestorben. Ihm war rasch auch sein Vater nachgefolgt, der gefährlichste Gegner der deutschen Waffen, ein Fürst von hohen Geistesgaben, wie ihnen ebenbürtiger Tapferkeit und Mut, so daß es nach dem Abscheiden des Königs Tankred dem Kaiser bald gelungen, sein Erbrecht zu behaupten und mit stürmender Hand die Hauptstadt Palermo zu erobern, wo er in der Kathedrale sich am Geburtstage des Heilandes die Krone der Reiche Sicilien, Apulien und Neapel aufs Haupt gesetzt hatte.

Auch von diesen großen weltlichen Begebenheiten war bisher nur eine allgemeine kärgliche Nachricht zu den Bewohnern des

Klosters Ringelheim gelangt, heute aber gewahrten sie an ihrem Tisch einen Mann, der mit dem Kaiser Heinrich in Palermo eingeritten war und ihnen durch seine Schilderung die alte saracenische Königsburg dort vor Augen stellte. Die von den Arabern erbaute und „el Kassar“ benannte gewaltige Feste hatte der erste König Roger im Innern mit unglaublicher morgenländischer Pracht zu einem achten Wunder der Erde ausgestattet. Unzählbare Höfe und Hallen schufen die Burg zu einem neuen Labyrinth von hier saracenischer, dort normannischer Bauart; Säulengänge aus kostbarstem Marmor untermischten sich mit hohen Rund- und Spitzbogen, alle Fußböden überdeckten buntfarbige, kunstvoll aus kleinen Steinwürfeln eingelegte Bilder, von Goldgrundwänden hoben sich Statuen mit Gewändern, deren Gürtel und Säume von augenverwirrenden Edelgesteinen leuchteten.

Auch die Augen der Benediktiner umher leuchteten bei der Schilderung auf, lebhafte Vorstellung stand in ihnen zu lesen, daß die allerheiligste Assunta von Palermo in göttlicher Freigebigkeit einmal einen Teil solcher Schätze an das Marienbildnis des armen Klosters Ringelheim ausspenden könne; ein einziger jener Steine mußte an Wert ausreichen, Dutzende von Höfen, Husen und Mühlen anzukaufen. Doch wer sprach jetzt von dem Lehnsitz her zwischen dem Abt Alexander und dem Pater Guardian? Nicht der Bischof war's, nicht der Kanzler und auch nicht der wiedergekehrte Ulysses dieser Tage, sondern noch eine vierte, neue Persönlichkeit, die mit begeistert, fast jugendlich-schwärmerisch glänzenden Augen in den Raum vor sich hinaussah und dazu redete: „Als wir so einritten in die Königsburg zu Palermo, da trafen wir hoch droben in einem abgelegenen Turmgemach das herrlichste ihrer Wunder an, gemahnend an eine fabella, die ich zuvor einmal aus dem Munde eines saracenischen Weibes vernommen. Darin wird eine fürstliche Jungfrau von einer bösen Zauberin vermittels des Stiches einer Spindel in einen todesartigen Schlaf versetzt, in welchem sie ein Jahrhundert lang verharrt, während dessen ein Dickicht von Dorngewächsen rings um sie aufwuchert, den Zugang zu ihr versperrend und sie jeglichem Blick entrückend. Es ist aber keine Erlösung für sie aus dem Banne, als wenn eines Königs Sohn sich mit dem Schwert einen Weg durch die Dornenmauer zu ihr bahnt, sich über sie beugt und sie mit einem Kusse aus dem Schlaf erweckt.“

Im allgemeinen nahmen die Mönche am Tisch weniger Anteil an dem arabischen Märchen als vorher an der Schilderung des Reichtums in der Königsburg, dagegen richteten die Goliarden groß-erwartungsvolle Augen auf den Erzähler hinüber, der nach kurzem Anhalten fortfuhr: „So saß sie vor uns in dem niedrigen Turmgemach, wohin sie bei dem herannahenden Waffengeklirr geflüchtet, als das schönste Ebenbild Gottes, das sterbliche Augen jemals auf der Erde gewahrt haben. Es eignet sich dieser Vergleich wohl nicht bei einer Angehörigen des weiblichen Geschlechtes, vielmehr als ein Bildnis der heiligen Mutter unseres Heilandes in der göttlichen Unschuld ihres ersten jungfräulichen Blütestandes. Aber wer sie gewahr nahm, konnte nicht Zweifel leiden, es müsse die Schönheitskönigin des Olympus, Venus selber, ihr, wie einstmals der Helena, den eigenen Gürtel geliehen haben, um sie über alle irdische Leibes- und Antlitzbildung emporzuheben. Nicht jedoch etwa, sie, der erhabenen Majestät der Juno gleich, zu einem Übermaß des Körperbaues und der Gliederfülle gestaltend, sondern sie mit der vereinten Anmut aller Grazien schmückend, der Lieblichkeit der Muse Erato, dem Stimmenwohllaut Kalliopes und der Zartheit Psyches, der Geliebten des Amor, daß man bei ihrem Anblick glaubte, sie müsse gleich dieser von unsichtbaren Fittichen eines Schmetterlinges getragen werden. So trafen wir sie in der Verlassenheit ihrer Zuflucht an, rührend und jedes Gefühl bezaubernd, und überwältigt von solcher Holdseligkeit, stand mein junger Begleiter in sprachlose Anschau versunken.“

Das hatte Konrad von Querfurt mit einem Strahlenwurf der Augen vorgebracht, als verweile ihr Blick auch gegenwärtig auf dem von ihm geschilderten wundersamen Frauenbilde, doch bei dem letzten Wort brach er verstummend, nichts mehr hinzufügend, ab, den Eindruck regend, es sei ihm wider Bedacht und Willen über die Lippen gekommen. Sich vom Sitz erhebend, sprach

er veränderten Tons: „Es redet das Wort eines in der zuträglichen Regelung unserer leiblichen Lebensführung Erfahrenen: Nach der Mahlzeit mögest du stehn oder tausend Schritte gehn.“

Und der Abt Alexander stand hurtig ebenfalls auf, seinen hohen Gast beim Hin- und Widerwandeln im Refektorium zu begleiten. Dabei gab er seiner erregten Wißbegier durch die Frage Ausdruck: „Wer war die so reich mit Schönheit Begabte, hochwürdigster und ehrenreichster Herr, die du uns mit solcher Anmut deiner Beredsamkeit vor die Augen gestellt?“

Aber der Befragte erwiderte nur: „Eine Griechin war's, als ob die Künstlerhand des Phidias, der sie im Olympus erschaut, sie ehemals aus Marmor gebildet, danach sie in jahrtausendlangem Schlaf in der Erde geruht, doch wieder zum Licht emporgehoben, von der Allmacht Gottes mit lebendigem Odem beseelt worden.“

Weitere Auskunft jedoch erteilte er nicht, sondern erläuterte jetzt zum erstenmal den Grund und Anlaß seiner heutigen Gegenwart im Reich. Wichtige Kanzlerobliegenheiten hatten ihn nach dem Auftrag des Kaisers von Sicilien über das Meer nach Janua, der vordem von den Römern Genua benannten weltberühmten Hafenstadt, und auf hochbeschwerlicher Reise über das schreckvolle Alpengebirge weiter bis zum deutschen Norden gebracht; im Frühling mußte er nach Palermo zurückkehren, um dort die Zurüstung des beabsichtigten Kreuzzuges nach Palästina weiter zu fördern. Doch so in die Nähe Hildesheims geraten, wollte er dort den harten Winter verbringen und lang Versäumtes nachholen, seinen Bischofssitz wirklich in Besitz zu nehmen und die Weihe dafür zu empfangen. Das Unwetter heute hatte ihn nur bis hierher gelangen und dankbar die gastliche Unterkunft im Kloster genießen lassen, allein bei rechtzeitigem Aufbruch hoffte er morgen vor der Dunkelheit die Domburg zu erreichen, in der er als Schüler nicht geahnt, wie er eines späten Tages zu ihr heimkehren werde.

Das äußerte der Bischof und kaiserliche Kanzler wohl mit einem berechtigten inneren Stolzgefühl, doch hoffärtiger Hochmut und eitle Überhebung vor Niedrigeren lagen nicht in seinem Wesen, das gegen jeden gewinnende Liebenswürdigkeit ohne Merkzeichen von Herablassung kundgab. Der Abt Alexander aber atmete allgemach völlig erleichtert auf, denn der Oberhirt war offenbar nicht wie der Wolf in der Nacht hereingebrochen, um sich über Steuern und Beden, die er dem Kloster Ringelheim auferlegen könne, zu unterrichten, sondern nur die Verirrung im Schneesturm hatte ihn hergebracht, vielleicht sogar als eine günstige Schickung Gottes. Sichtlich war er von der Aufnahme und Bewirtung, auch von der Andacht, mit der alle seinen Erzählungen gelauscht, durchaus mit Befriedigung erfüllt, und bei weiser Ausnutzung dieser günstigen Stimmung konnte sein nächtlicher Besuch möglicherweise sogar dem Kloster zu etwas unverhofft Gutem ausfallen.

Von der Leutseligkeit des Bischofs legte deutliches Zeugnis ab, daß er bei seinem Wandelgang einmal am Tische der Vaganten anhielt, sich vom Pater Kellermeister einen Becher füllen ließ und diesen seinen Beihelfern von unterwegs zubrachte. Vorher sprach er sie an: „Ihr habt mir dankenswürdigen Dienst gleichsam als equi geleistet, ich trinke auf euer Wohl, daß ihr vorschreitet auf eurer Lebensbahn als equites des Geistes und euch die Goldsporen der Gelehrsamkeit und des Ruhmes bei allen Auserlesenen unseres Klerikerstandes erringet. Eheu, meine jungen Freunde, es bedarf nicht des Wunsches für eure Wohlfahrt, denn ihr hegt sie in eurem Besitz, die beglückende Jugend, der Göttergaben köstlichste. Doch es entweicht gleich fließendem Wasser unaufhaltbar die jucunda juventus und treibt dem versandeten Gestade entgegen, darauf die molesta senectus hauset.“

Die Beglückwünschten erhoben sich und leerten ehrerbietig gleichfalls ihre Becher. Nun wendete der Kanzler Einzelanrede an einen von ihnen: „Du tratest als der orator deiner Genossen auf und setztest Zweifel in die Glaubwürdigkeit meiner Zusage.“

Der Angesprochene sah aus kecken Augen, doch brachte ein wenig stotternd vom Mund: „Deine Gnade wolle mir nachsehen, Herr, wenn meiner Zunge Ungeziemendes entschlüpft ist.“

„Nicht mit Tadel traf dich mein Wort. Leichtgläubigkeit ist eine der Töchter der

Thorheit, und es geziemt dem Wohlbedachten Vorsicht, denn die Welt in unseren Tagen erfüllet mehr denn zuvor Falschzüngigkeit und Treubruch. Welchen Namen gab deine Abkunft dir?"

Aus Miene und Ton des Fragstellers sprach ein Wohlgefallen an dem jungen Vaganten, der Antwort gab: „Ludolf Ostermant, doch als Klerikus habe ich mich nach unserem ehemaligen Bischof Godehardus benannt."

Lächelnd versetzte Konrad: „So hast du preiswürdig einen Heiliggesprochenen zu deinem Patron erwählt, nur fällt es nicht leicht, solchem Vorbild getreulich nachzueifern; möge dir die Kraft dazu vom Himmel beschieden sein. Du entstammst also unserem Bistum Hildesheim, und dein Beiname deutet darauf, daß du in dem Mond der Auferstehungszeit des Heilandes die Welt beschritten hast. Das erscheint als zu guter Bestimmung dir in die Wiege gelegt; für deine Kommilitonen habe ich während meines kurzen Aufenthaltes keine Dienststellen bei mir offen, doch eines Schreibers bedarf ich für mich. Wenn du als solcher morgen den Weg nach Hildesheim mit uns fortsetzen willst, so erhoffe ich von der Gewogenheit unseres ehrwürdigen Wirtes, daß er dich mit einem Reittier versehen wird, welches ich alsbald zur Überbringung meines Dankes hierher zurücksenden werde."

Dem jungen Goliarden schlug eine rote Blutwelle ins Gesicht und gab wortlose Entgegnung auf das Angebot des großen Herrn. Von solch hochfliegender Hoffnung, solchem Abendschluß des Tages hatte das Frühlicht ihm nicht gesungen; eine neue, wie von einem Traumbild gestaltete Welt that sich ihm als Schreiber des kaiserlichen Kanzlers auf. Stumm verneigte er sich tief, mit einem natürlichen Anstand, über den sonst das äußere Gebaren der umherschweifenden Kleriker zumeist nicht gebot; der Abt Alexander aber hatte aus dem Dank, den das zurückgesendete Reittier überbringen solle, eine erfreuliche Verheißung herausgehört und beeilte sich, zu erwidern: „Jegliches, was unser Kloster besitzt, dient nicht zu anderem Ziel, Hochwürdigster, als deinem Geheiß nachzukommen." Nun setzte der Bischof Konrad seinen Fuß wieder zu weiterem Hin- und Herwandeln in Bewegung, während der Abt sich den Vaganten zuwendete und sie aufforderte, dem hohen Gast jetzt durch passenden Gesang eines ihrer **carmina** gebührende Ehre zu erweisen. Kurz ratschlagten sie untereinander, dann erhoben sich ihre Stimmen, das Refektorium durchschwellend zu dem Liede:

> **„Vita brevis, brevitas in brevi finietur,**
> **Mors venit velociter et neminem veretur"**

Sich hebend und senkend, hallte der Gesang von den Bogenwölbungen zurück, der weltflüchtigen Stätte eines Klosterraumes nach Melodie und Inhalt wohl angepaßt, doch in sonderbarem Gegensatz zu den jungen Kehlen, denen er entschwoll, und mehr noch zu den augenfunkelnd lebensfrohen Gesichtern der Sänger. Ein geistliches Gedicht ernster Betrachtung der Vergänglichkeit und Eitelkeit alles Irdischen war's, in der Schlußstrophe die Mahnung aussprechend, seinen Nichtigkeiten in die Stille einer Klosterzelle zu entfliehen. Merklich hatten die Scholaren getrachtet, sich vor dem bischöflichen Herrn in anderem Lichte zu zeigen als dem der weltlich wilden Ungebundenheit, mit der sie ihn ahnungslos draußen im Schneegewirbel umringt und begrüßt. Aber augenscheinlich täuschten sie sich in dem Glauben, dadurch das Gefallen des kaiserlichen Kanzlers zu erregen; er war rascheren Schrittes hin und wider gegangen, und es nahm sich aus, als falle ein Schatten, sich mehr und mehr verdichtend, aus dem Klang der düsteren Weise über die Heiterkeit seiner Stirn. Nun hob er, den Gesang zum Verstummen bringend, die Hand und sprach:

„Genug! Lasset das übrige in Schweigen! Wir sind heute abend nicht zur Buße hier versammelt, und einer Vermessenheit gleich ertönt es mir von der jugendlichen Frische eurer Lippen. Mors venit velociter — wir wissen es allzuwohl — berufet ihn nicht, sondern bittet vielmehr, daß er die Schleunigkeit seines Schrittes mäßige! Für uns aber ist es Nachtzeit geworden, des Aufbruches zu gedenken, da wir mit dem Morgenbeginn den Weiterritt antreten wollen. Es wird nach der Mühseligkeit dieses Tages der den Menschen freundlich gesinnte Gott Morpheus, so hoffe ich, mich in gute Obhut nehmen, und ich empfehle euch alle seinem

Wohlwollen. Friede sei mit euch — und daß ihr nicht zu viel dem Bacchus —“

Der Bischof hatte zur Segenerteilung die aufgehobene Hand in die Halbrunde bewegt, den warnenden unvollendeten Nachsatz fügte offenbar der Kanzler leicht lächelnden Mundes, den Scholaren zugekehrt, hinterdrein, und eilfertig griffen der Abt Alexander und der Pater Guardian nach den schweren Erzleuchtern, um den hohen Gast in das für ihn bereitete, wohl von einem Kaminfeuer durchwärmte Schlafgemach zu führen. Nachfolgend reihte sich ihnen die gesamte Zahl der Brüder zum Ehrengeleit an, nur die Vaganten blieben, sich wieder um ihren Tisch niederlassend, zurück. Rasselndes Bechergeklirr und Durcheinanderlärmen der Stimmen bezeugten, daß die Goliarden den Abend hindurch ausgiebig in der Stille dem vino bono zugesprochen haben mußten; laut trug einer ein Gedicht mit einer disputatio vor. Darin stritten an einem Bachrand zwei Jungfrauen, welche den besseren Liebhaber besitze. Phyllis pries ihren Ritter, Flora ihren Kleriker. Sie einigten sich, zum Tempel des Gottes Amor zu gehen, ihm selbst den Streit vorzutragen, und er entschied, der Kleriker habe die größere Begabung zur Liebe.

Aber nach und nach schwankte die Mehrzahl der Köpfe auf den Tisch nieder, aus umgestürzten Bechern floß der Wein zu Boden, und der Pater Kellermeister befand es an der Zeit, dem Trunkgelage ein Ziel zu setzen. Die schon halb vom Schlaf Übermannten aufrüttelnd, führte er die Vagantenschar in einen Raum, wo auch für diese Gäste des armen Klosters Lagerpfühle am Boden hergerichtet worden; nur der vom kaiserlichen Kanzler zu seinem Schreiber Berufene erhielt in auszeichnender Weise eine Zelle für sich allein angewiesen. Hier brannte kein Feuer, und Kälte schauerte aus den Mauerwänden, doch die jungen Leiber hatten innerlich tüchtig eingeheizt, verspürten nichts von Frost, sondern fielen sogleich in festen Schlaf.

Nur Ludolf Ostermant, obwohl er seine Kanne vielleicht am häufigsten geleert, befand sich noch bei Sinnen, trug Verlangen nach Abkühlung des heißen Kopfes und stieß noch die Holzluke seines Zellenfensters auf. Da brach unerwartet weißes Licht auf ihn herein, das Wetter hatte sich draußen völlig umgewandelt, der Schneesturm aufgehört, und vom unbewölkten Himmel strahlte fast rund die Mondscheibe. Aus tiefer Brust die frische Luft einatmend, sah er verwundert wie auf eine Traumerscheinung in die helle Nacht hinaus.

Ganz bei rechten Sinnen war er doch nicht, ein Gedanke und Trieb spukten ihm im Hirn, die das Mondlicht verstärkte und denen es sich zugleich als ein Beistand hinzugesellte. Eine Weile blieb er ungewiß stehen, dann wandte er sich mit plötzlichem Ruck zur Thür. Etwas ihm nicht Zukommendes wollte er thun, doch nichts Unrechtschaffenes, von Habgier Eingegebenes. Nur unwiderstehlich drängte es ihn, mit Augen zu betrachten, was für einen wundersamen Schatz sein jetziger hoher Gebieter, der Bischof Konrad von Hildesheim, mit sich führe, den er so sorglich behütet und um keinen Preis im Schnee hatte zurücklassen wollen. Die weinbefeuerte Phantasie des jungen Vaganten malte ihm fremdartig seltsame Reichtümer des Südens vor den Blick.

Geräuschlos durchmaß er auf seinen Sandalen den Klosterkreuzgang, fand sich bei dem hellen Licht der Nacht zurecht, nach der Scheuer hin, die dem Bretterwagen zum Obdach diente. Auch in ihr konnte er alles deutlich unterscheiden; er hatte nicht daran gedacht, wie es ihm möglich werden solle, die große verschlossene Lade zu öffnen; doch das Glück begünstigte sein Vorhaben, sie war nicht vernagelt, sondern der Deckel nur mit starken Olivengeflechten an ihr befestigt. Im trunkenen Zustande seines Kopfes unbedenklich rasch sein Messer aus der Scheide ziehend, durchschnitt er jene mit mühevoller Anstrengung und hob den Deckel empor. Weiche, buntfarbig-kostbare Gewirke des Morgenlandes schienen die lange Truhe zu füllen, doch nun fiel ein Mondstrahl von der offenen Thür her darüber und erhellte an ihrem Oberrand etwas Weißschimmerndes. Vor den Augen des darauf Hinschauenden hing's wie ein nebelnder Schleier, zerriß indes bei der Anspannung seiner Sehkraft, und jetzt lag vor ihm der todesblasse Kopf einer von den bunten Geweben verhüllten Gestalt hingestreckt, ein wundergleich

schönes weibliches Antlitz. Ohne Wissen tastete er streifend mit der Hand danach, seine Finger trafen auf eisige Starre, und ein nicht erstickbarer Aufschrei rang sich ihm über die Lippen. Der Bischof Konrad führte den Tod mit sich — die Leiche eines jungen Weibes — wahrscheinlich desjenigen, von dem er am Abend gesprochen, dessen zauberhafte Lieblichkeit er im Turmgemach der sarazenischen Königsburg zu Palermo angetroffen hatte.

Die Sinne Ludolf Ostermants gingen, keines Denkens fähig, verworren durcheinander; von kaltem Schauder gerüttelt, ließ seine Hand den Deckel niederfallen, herabtaumelnd lief er besinnungslos durch den Kreuzgang nach seiner Zelle zurück, die er mit der unbewußten Eingebung der Trunkenheit wieder auffand, und vor den Augen wie leibhaft von dem schreckensvollen Wunderbild verfolgt, warf er sich in dumpfer Betäubung auf seine Lagerstatt, ohne die Fensterluke zu schließen, so daß der weiße Mondglanz der Nacht über ihn hinging.

* *
*

Nun verkündigte die Glocke Cantabona dem Domstift und der Stadt Hildesheim Unerwartetes. Mit mächtigen Schlägen überhallte sie die Dächer, doch ein freudiges Geläute war's. Auf Markt und Straßen drängten sich fragend die Bürger zusammen, in jedem der Höfe des Domkapitels ging es hastig zu, alle Stiftsherren beeilten sich gleichmäßig, ihre Haustracht mit Feiergewändern zu vertauschen. Sie hatten bereits Botschaft von den Dienern erhalten, Bischof Konrad, der kaiserliche Kanzler, sei ungemeldet plötzlich in der Stadt eingetroffen und zunächst im Hofe des Dompropstes abgestiegen. Das verursachte gewaltige Geschäftigkeit in dem seit Jahren unbewohnt gebliebenen vornehmen Bischofshofe der Domburg. Seit der Mitte des Jahrhunderts waren die vier hohen bischöflichen Hofämter erblich geworden, und der Erbkämmerer Henricus von Tossem, der Erbdrost Ulricus, der Erbmarschall Sifridus, wie der Erbmundschenk Hermannus von Aldendorp verloren sämtlich halb den Kopf über dem gleich einem Blitzschlag von unbewölktem Himmel herabgefahrenen großen Ereignis. Die Dienst- und Wehrmannen des Bistums strömten mit Wappenschilden und Bannern zusammen; nicht allein ihr geistlicher Oberhirt hielt seinen Einzug, sondern mit ihm ein weltliches Oberhaupt, ob auch keines großen Fürstentums, so doch zur Zeit die mächtigsten Herren im Reiche an Bedeutung überragend. Doch mit geringerem Geleit, als ein einfacher Ritter es auf einer Reise bei sich zu führen pflegte, war er ohne Ankündigung und unerkannt in seine Feste und Stadt eingeritten.

Während diese Kunde, alle Hörer in höchste Erregung versetzend, rundlief, trat Konrad von Querfurt in das Gemach des Dompropstes Herbord, der sich rasch aus seinem Lehnsessel erhob und sich fortbegeben wollte, um ebenfalls ein festliches Kleid anzulegen. Aber der unerwartete Ankömmling ergriff schnell, ihn zurückhaltend, seine Hand, so daß der Alte sich nur ehrerbietig vor dem Domino supremo amplissimoque principi verneigen konnte. Darauf fiel jedoch der so Angesprochene ein: „Es ist kein Bischof und kein Kanzler, der zu dir kommt, geliebtester Vater, sondern dein ehrfürchtiger Sohn und dankbarer Schüler, den allzeit in der Ferne ein Verlangen des Gemütes nach dir erfüllt hat. Und so stehe ich wiederum hier in dem Gemach, das der Knabe manchmal, sich eines Fehltrittes bewußt, mit Scheu vor dem Anblick deiner Augen betreten; doch die Milde deines Herzens ward zur Herrin über die Strenge des Lehrers, und sie betaute die Strafe, die deine Pflicht mir zubemessen mußte, mit dem Wundbalsam ihrer Liebe. Und so gewahre ich dich wieder vor mir, nach der Unabänderlichkeit unseres Menschenlebens weiter mitgetragen auf der Bahn der ohne Anhalt fliehenden Jahre, und ich sehe dein Angesicht in den Rahmen der Farbe des aufrückenden Alters eingefaßt. Aber um so höher bedünkt es mich der Verehrung würdig, und mir redet mit tröstlicher Beglückung die unverwandelte Klarheit deiner Augen, es hat die Zeit nicht Abbruch anzuthun vermocht der Lebendigkeit deines Geistes und dem Reichtum deines Gemütes."

In ciceronianisch klassischen Sprachwendungen entfloß es den Lippen Konrads, doch der Klang der Stimme bezeugte, es komme aus einem bewegten Gefühl des Herzens

herauf, und er hielt mit der kräftigen Hand fest die fleischlos hagere seines alten Lehrmeisters umschlossen. Eine eigenartige Wiederbegegnung in der That war's, die das ehemalige Verhältnis der beiden äußerlich zum Gegenteil verkehrt hatte; aus dem Gehorchenden war der Gebietende geworden, aus dem Vorgesetzten der Untergebene, der lernende Zögling des hochbenamten, weltkundigen, die Geschicke des Reiches vom hohen Norden bis zu den Gestaden des Tyrrhenischen Meeres mitleitenden Mannes. Stumm schaute der um zwanzig Jahre Ältere einige Augenblicke lang dem Jüngeren ins Gesicht, dann erwiderte er: „So sei mir gegrüßt, Conrade, in der alten Gesinnung und Freundschaft, du, den die Bestimmung Gottes so hoch über mich emporgehoben. Er hat meine Arbeit, die er mir an dir aufgetragen, gesegnet, und ich danke ihm, daß er mich diesen Tag deiner Rückkehr hierher noch gewahren läßt. Seinen Segen dem Bischof zu erteilen, kommt meinem Munde nicht mehr zu, doch ich darf ihn im Herzen für dich erbitten, daß er dich weitergeleite auf deinen Wegen. Du bist unserer Stadt erschienen wie der Stern über der Hütte zu Bethlehem, und die Gemächer deines verwaisten Bischofshofes müssen erst für deine unverhoffte Einkehr wohnhaft hergerichtet werden; bis dies geschehen, befiehl, was deine Wünsche von der Unterkunft in meinem Hause begehren, denn deine Lebensgewöhnung wird von anderer Art sein als die meinige."

Lächelnd versetzte Konrad von Querfurt, einen Blick durch den fast ärmlich einfach ausgestatteten Raum werfend: „So bitte ich dich, noch ein tüchtiges Holzscheit auf das Feuer deines Kamins legen zu lassen, denn darin bin ich allerdings an eine verschwenderische Führung des Lebens gewöhnt. Nicht durch Hilfsmittel, wie eure nordische Welt ihrer bedarf, sondern die Schmiedewerkstatt des Vulkanus entsendet aus den Tiefen des mons Aetna bis nach Palermo den beständigen Anhauch ihrer Herdglut, mit gleicher beladen, braust der Atabulus von der noch nie durchmessenen Libyschen Wüste herüber, und es schleudert Phöbus Apollo, wenn er seine Rosse aus dem geöffneten Thore der rosigen Aurora hervorgelenkt, ohne Unterlaß seine Goldpfeile hernieder, bis er den feurigen Wagen in den nächtlich kühlenden Schoß des Meeres hinabtaucht. Hier aber verweilen wir im Lande der Hyporboreer, die selbst zur Sommerzeit der Segnung des Raubes des Japetiden Prometheus bedürftig sind."

Alles das hatte der ehemalige bedeutungslose Zögling der Domschule nicht den Schilderungen des Virgilius entnommen, vielmehr mit den eigenen Sinnen gesehen, empfunden und erfahren; der Dompropst Herbord bückte eilig den alten Rücken und legte selbst den größten der aufgestapelten Buchenklötze auf die Kohlen des Kamins. Gleichzeitig indes meldete ein Diener, das Domkapitel harre versammelt auf dem Flur, den hochwürdigsten Herrn Bischof geziemend zu begrüßen. Die Stiftsherren traten in festlichem Ornat ein, dunkel purpurfarbigen Talaren über weiß auf die Füße herabfallenden Untergewändern, ihnen folgten die Inhaber der bischöflichen Hoferbämter in weltlicher Prunkkleidung. Nicht mehr die in Demut dienenden Klosterbrüder der ersten Jahrhunderte nach der Gründung des Stifts waren es, sondern hochansehnliche, mit reichen Einkünften und Rechten begabte geistliche Herren, doch alle neigten sich tief vor dem so unerwartet Eingetroffenen. Wohl vor ihrem Oberhaupt, das befugt war, seiner Unterschrift Episcopus Hildesheimensis „Dei gratia" nachzufügen, wie vor dem Reichsfürsten und weltlichen Gebieter des Bistums; doch merklich galt ihre Ehrerbietung vor allem dem mächtigen Kanzler und Statthalter der kaiserlichen Majestät.

Der einfache Reitersmann von gestern im verschneiten Pelzmantel, der Domschüler, der sich einst hier unter die Klosterzucht gebeugt, als ein groß-gewaltiger Herr stand er, auf das Erdreich seiner Jugendheimat zurückgekehrt, hier, und halb wie in einem Traum ging sein Blick durch das Fraueneisfenster des Dompropstes Herbord auf den schneebedeckten wilden Rosenbusch an der Kirchenwand hinaus.

— — — — — — — — — — — — — — —

Große Herren waren die Bischöfe von Hildesheim schon seit mehreren Menschenaltern gewesen, stets eng mit der höchsten weltlichen Macht im Reiche verbunden, und

ihre domus regia hatte im Gange des letzten Jahrhunderts zu öfteren Malen, besonders seit der Hohenstaufischen Herrschaft, jeden Kaiser als Gast beherbergt. So ragte die bischöfliche Residenz groß und vornehm über die Dächer aller übrigen Höfe der Domfreiheit empor, Dienerwohnungen, Marställe, Gärten umgaben sie, hinter ihr dehnte ein künstlich angelegter, breiter Fischteich seinen Spiegel aus. Hoch und stark sicherte der alte Mauerwall die Domburg gegen jeden feindlichen Angriff, machte sie zu einer uneinnehmbaren Feste, aus der zwei dunkle Thoröffnungen, nach über ihnen erbauten, bildnisgeschmückten Kapellen Petrus- und Paulusthor benannt, zur Stadt um ein weniges hinabführten. Doch bedurfte der geistliche Bannkreis dieses Schutzes kaum mehr, denn seit den steten Bedrohungen durch Herzog Heinrich den Löwen war auch das oppidum Hildesheim von einer gewaltigen Ringmauer umgürtet und zu einer der am besten gesicherten Städte in deutschen Landen geworden.

Die Ausstattung des Bischofshofes ließ über reiche irdische Einkünfte des Bewohners keinen Zweifel; aus dem Zehnten, den weiten Bannforsten des Bistums, verliehenen Marktrechten, Zöllen und Münzprägung flossen sie zusammen. In stärkstem Gegensatz zu den meistens unwirtlichen Räumen der Ritter-, selbst der Grafenburgen, sah das Innere des bischöflichen Wohnsitzes aus, der in seiner Ausdehnung fast an ein Kloster erinnerte. Doch er enthielt keine engen, düsteren und frostigen Zellen, sondern mehrfache Reihen hoher und lichter Gemächer, mit allem zu behaglicher Lebensführung erforderlichen Hausrat reichhaltig versehen; Schränke, Tische und Sessel zeigten kunstfertig geschnitzte Engels- oder lebensgetreu dargestellte Wolfs- und Bärenköpfe, durchmischt von Einbildungsgeschöpfen, Drachen und Einhörnern; überall waren die Steinwände mit gewirkten Tapeten verhängt, vielfach überdeckten Teppiche den Fußboden, und dicke Wachskerzen in Stand- und Handleuchtern mit geschmiedetem dreifüßigem Untergestell dienten zur nächtlichen Erhellung. Doch auch Lichtkronen hingen da und dort von den Decken herab, Ampeln und Lampen; zierliche silberne Weihwassernäpfe an den Wänden, Betpulte und -Schemel wiesen auf den geistlichen Charakter des Hauses hin. Ebenso Hirtenstäbe verewigter Bischöfe, auf Gesimsen edelsteinbesetzte Chormantelspangen, nicht mehr im Gebrauch erhaltene Tabernakel und metallene Bücherbeschläge; zwei Räume wurden von der großen Bücherei völlig ausgefüllt. Daneben jedoch ein anderer mit Schutz- und Trutzwaffen jeder Art, Panzerrüstungen, Helmen, Schilden, Schwertern, Lanzen und Sporen; Kirchliches und Weltliches vermengten sich zu eigentümlichem Durcheinander. Daß die Tonkunst hier nichts Fremdes sei, bewährten Saiteninstrumente mannigfacher Art: Lyra, Harfe, Zither und Geige; Flöten, Querpfeifen und Erzbecken gesellten sich ihnen bei. Die Mehrzahl aller Einrichtungs- und Schmuckgegenstände mochte der im letzten Jahrhundert erwachten und außerordentlich fortgeschrittenen einheimischen Gewerkthätigkeit entstammen, doch viele deuteten mutmaßlich auf Ursprung aus morgenländisch fernen, byzantinischen Kunstwerkstätten. Jedenfalls aber vermochte der Bischofshof in Hildesheim an Wohnlichkeit und Auszierung die Wette mit jeder Kaiserpfalz im Reich zu bestehen.

Und nun waren die Gemächer auch wohlthuend durchwärmt, alle Beamten und Diener der Hofhaltung, seit Jahren ihrer Obliegenheiten entwöhnt, hatten sich wieder in ihre Pflichten und Dienstleistungen hineingefunden und Bischof Konrad Einzug in seine Residenz gehalten. Mit Wohlgefallen verweilten seine Augen auf der Ausstattung der zum erstenmal von ihm betretenen Räume, in die er als Alumnus der Domschule nie den Fuß gesetzt hatte; er wußte die Lebensannehmlichkeit zu schätzen, war ein Freund der Pracht, vor allem künstlerischer Werke, für die er in Italien durch Anschauung der Hinterlassenschaft des Altertums seinen Sinn zu feinem Verständnis weitergebildet. Aus dem reichen Vorrat der bischöflichen Gewandkammer hatte er sich prächtige und warme Hauskleidung gewählt, darin schritt er durch seine Wohngemächer hin und wider. Gleich dem des Dompropstes besaßen sie sämtlich durchsichtige Fenster aus Marienglas, und durch eines ging der Blick ebenfalls auf den Dom und den wilden Rosenstock an der Kryptakapelle hin-

aus. An die Scheiben tretend, hielt Konrad von Querfurt einmal das Gesicht darauf verwandt, klar war alles erkennbar, denn helle Wintersonne lag jetzt draußen, und ihm kam halblaut vom Mund: „Ach ja, der Rosenstrauch.“ In lateinischer Sprache fügte er hinterdrein: „Die wilde Rosenblüte ist abgefallen, und der Schnee liegt über ihrem Duft. Flüchtig schwinden die Jahre vorüber — es wandeln sich die Zeiten, wir auch wandeln uns in ihnen.“

Ein Schatten schwermütiger Anwandlung überflog die Heiterkeit seiner Stirn, doch er hatte nicht Zeit, derartigen Betrachtungen nachzuhangen, dringliche Kanzlergeschäfte heischten Erledigung, nötigten ihn in seine Schreibstube hinüber. Hier harrte sein neuer Schreiber Ludolf Ostermant, den er als Godehardus begrüßte, in einer Art, die von seinem fortgesetzten Wohlgefallen an dem jungen Kleriker zeugte. Auf und ab schreitend, sprach er ihm in die Feder, die Ostermant gewandt über die Pergamentblätter hingehen ließ; die Schriftstücke richteten sich zumeist an kaiserliche Burggrafen im Norden und Süden des Reiches, enthielten Anfragen und Anordnungen, Antwort erteilende Bewilligungen und Bestätigungen. Sie gaben zu erkennen, eine Überfülle gewichtiger Angelegenheiten laufe beständig in der Hand und im Kopf des Kanzlers zusammen, und es bedürfe ebenso unermüdlicher Thätigkeit wie kluger Einsicht, weiter Überschau und tausendfältiger Kenntnisse, um alle zu erledigen und die Entscheidungen zu treffen. Der Kaiser hatte sich einen Vertrauten und Bevollmächtigten von einer Arbeitskraft und Kundigkeit ausgewählt, wie er sie schwerlich zum anderenmal unter den Lebenden in Deutschland zu finden vermocht hätte. In den Zügen des fast unausgesetzt manche Stunden lang Nachschreibenden prägte sich eine ihm abgerungene Bewunderung der Sicherheit und Klarheit der Diktata aus, doch dann und wann, wenn der hin und her Wandelnde ihm kurz den Rücken zuwendete, gingen die Augen Ludolf Ostermants dem Abgekehrten mit einem Ausdruck stumm-unheimlicher Scheu nach, die dem sonst so kecken Gesicht des Vaganten fremdartig anstand.

Einmal betraf Konrad von Querfurt bei einer unerwartet raschen Umdrehung solchen auf ihn gerichteten Blick und fragte verwunderten Tons: „Wonach siehst du so, mi fili, gleich als ob nicht ich, sondern ein Gräbergespenst vor deinen Augen dastünde?“

Der Angesprochene schlug hastig die Lider herunter und stotterte: „Ich dachte nach über das, was deine Gnaden mir zuletzt vorgesprochen.“

Einfallend versetzte der Kanzler: „Es redet doch nicht von Schrecknissen des Hades und weißgesichtigen Lemuren, wie sie aus ihm an den Ufern des Tyrrhenischen Meeres wieder heraufkommen, um die Lebenden durch ihren Anblick zu entsetzen. So wollen wir fortfahren; doch bevor es mir entfällt, stelle dich heut abend nach Einbruch der Dunkelheit hier ein, mir hilfreiche Hand zu leisten, um den Inhalt der Lade, die ich mitgebracht, an den ihm gebührenden Platz zu verbringen. Ich habe dem Zimmermann die erforderliche Anweisung und das Maß zukommen lassen, und seine Herrichtung steht bereit. Also führe das Schreiben weiter.“

Der Sprecher fuhr in dem abgebrochenen Schriftwerk fort, und Ludolf Ostermant kam wieder seiner Aufgabe nach. Doch unsicherer als bisher, ein zitternder Schauder durchrüttelte ihm die federhaltende Hand. Jetzt im hellen Taglicht boten seine Züge sich deutlich zur Schau, wohl vom umschweifenden Goliardenleben etwas verwildert und den Abenteuersüchtigen auf Weg und Steg kennzeichnend. Aber ein ungewöhnlich hübscher, wohlgebildeter junger Gesell war's, bei kraftvollem Wuchs doch von feinerem Gliederbau als die große Mehrzahl seiner bisherigen Standesgenossen. Vielfach waren sie Söhne von Unfreien, trotz ihrer lateinischen Zunge zugleich mit den bäurischen Gesichtern auch die Sitten ihrer Abkunft nicht verleugnend, und ein Gegensatz zu ihnen im äußeren Wesen wie im Behaben Ludolfs mochte den Kanzler veranlaßt haben, ihn zum Schreiber für sich auszuwählen.

Auch auf die Führung seines Haushaltes erstreckte sich die Bedachtsamkeit Bischof Konrads. Aus der Schreibstube in sein Wohngemach zurückgekehrt, ließ er die mit einem Kreuz als Griff verzierte Handschelle erklingen und den Kämmerer Heinrich von Tossem hereinberufen. Diesen beauftragte

er, ihm die im Hause bediensteten Mägde vorzuführen, und sonderte von ihnen einige, ihre Namen aufzeichnend, aus, die sich durch ansprechende Gesichtsbildung und artiges Gebaren hervorhoben. Auf eine Erkundigung des Kämmerers aber, zu welchem Behuf die Auswahl angestellt worden, erfolgte nur die Antwort: „Das werden sie erfahren, Herr Ritter," und ein kurzer Aufblick des Erwidernden dabei belehrte jenen, man stelle an den Kanzler keine Frage, wenn er selbst mit der Kundgabe des Zweckes einer Anordnung zurückhalte. Das mochte der Kämmerer sich selbst anmerken und allen übrigen zu dienlicher Nachachtung bekannt machen.

Als Konrad von Querfurt sich spät am Abend in sein Schlafgemach begab, war seinem Gesichtsausdruck noch volle Befriedigung über die anstrengende Thätigkeit abzulesen, der er sich mehrere Stunden lang allein unter der kräftigen Beihilfe seines jungen Schreibers hingegeben hatte, um danach den Raum, in dem sie selbander beschäftigt gewesen, zu verschließen. Doch er vergönnte sich nur kurze Nachtruhe, stand in der Dämmerung schon auf und legte Panzerrüstung an, über die er wieder den langen wärmenden Pelzmantel warf. Draußen vor dem Portal harrte bereits ein mit ausgesucht starken Pferden bespannter, durch Wandungen rundum verschlossener bischöflicher Reisewagen, sowie ein kleines Reitergeleit, an dessen Spitze der Kanzler gleichfalls zu Roß im noch kaum anbrechenden Morgengrau davonzog. Mit dem Fuhrwerk schlugen sie, dem Lauf der Innerste aufwärts folgend, wiederum den Weg ein, auf dem es vor wenigen Tagen nach Hildesheim gekommen; prächtige Winterwitterung war's jetzt, leicht ging's über den harten, geebneten Schneeboden vorwärts, und unter dem Beistand des nach Sonnenuntergang bald weiße Helligkeit ausspendenden Mondes erreichte der Trupp noch vor Mitternacht die Stadt Goslar. Von hier jedoch brach er, um ein Dutzend von Rittern und gewaffneten Dienstmannen vermehrt, bereits in der ersten Morgenfrühe abermals auf, um nach Hildesheim zurückzukehren. Unterwegs ritt Bischof Konrad beständig zur Seite des Wagens, sorglichen Blick auf diesen verwandt haltend, daß der Kutscher sich an bedenklichen Stellen keiner Unvorsichtigkeit schuldig mache; es machte den Eindruck, er wache über dem Inhalt dieses Gefährts noch behutsamer als damals über dem des einfachen Bretterfuhrwerks. So kamen schon Mond und späte Nachtstunde wieder, als der reisende Zug an seinem Ziel eintraf; die Stadt und die Gebäude der Domburg lagen bereits im Schlaf. Nur der Bischofshof war noch von harrenden Lichtern erhellt; Konrad von Querfurt hob eine dicht in Pelzwerk gehüllte, verschleierte weibliche Gestalt aus dem Wagen hervor und führte sie über die Treppe empor zu einer Reihe von Gemächern, die, auf seine vorherige Anordnung sorgsam in stand gesetzt, die Erwartete im Kerzenglanz und von flackernden Kaminfeuern behaglich durchwärmt empfingen. In einem Vorraum standen die ausgewählten Mägde, aus großen neugierigen Augen blickend und leise untereinander flüsternd; der neue Bischof that auch Neues, nie bisher Erhörtes, führte bei Nacht und Nebel einen weiblichen Gast in seine Residenz ein und begab sich allein mit diesem ins Innere der für ihn hergerichteten Wohnung.

(Fortsetzung folgt.)





Fürstin Dorothea Lieven.

Von

Arthur Kleinschmidt.

(Nachdruck ist untersagt.)

Von einer der merkwürdigsten Frauen der russischen und der Weltgeschichte möchte ich berichten, von einem weiblichen Diplomaten, einem umgekehrten Chevalier d'Eon.

Dorothea (Darja) Christophorowna von Benckendorff wurde als Tochter des russischen Generals der Infanterie und Militärgouverneurs Christoph von Benckendorff am 17. Dezember 1785* im Schlosse zu Riga geboren; die Familie Benckendorff stammte aus Brandenburg, von wo ein Zweig nach Esthland auswanderte und dort das Heimatsrecht erwarb. Christophs Gattin Charlotte Auguste Johanna, Freiin Schilling von Canstadt, eine vertraute Freundin der späteren Gemahlin Pauls I., der Kaiserin Maria Fedorowna, Württembergerin wie diese, leitete sorgsam die Erziehung ihrer beiden Söhne und beiden Töchter, starb aber schon am 11. März 1797. Nun übernahm die Kaiserin Maria Fedorowna die Erziehung und löste ihre Aufgabe in bewundernswerter Weise; möge eine Stelle aus ihrem am 27. November 1827 abgefaßten Testamente hier eingefügt sein: „Alle Porträts meiner seligen guten Freundin Benckendorff sollen unter die Kinder verteilt werden, nur das Miniaturbild hinterlasse ich ihrem Sohne Konstantin, der seiner Mutter am meisten gleicht. Ich habe meine Mutterpflichten an den Kindern dieser würdigen und guten Freundin erfüllt, indem ich alle vier erzog, für Mitgift und Trousseau beider Töchter sorgte und für alle vier Kapitalien bei der Kasse für Findelkinder anlegte ... Nach meinem Tode werden sie alle in den Besitz ihrer respektiven Teile am Zinsgenusse zu fünf Prozent eintreten, die Kapitalien aber sollen auf die Dauer in der Kasse für Findelkinder bleiben .. ich erlaube ihnen jedoch, das Kapital zurückzuziehen, wenn es sich um Ankauf von Land handelt, das sie aber weder zu veräußern noch zu verkaufen wagen dürfen ... Ich bitte den Kaiser, gütigst alle vier Kinder einer Frau protegieren zu wollen, die meine intimste Freundin gewesen und deren Andenken mir mein Leben lang teuer sein wird."

Die ältere Tochter Maria wurde Hofdame der Kaiserin Maria Fedorowna und heiratete dann den Generallieutenant J. J. Schewitsch, der ältere Sohn Alexander wurde unter Nikolaus I. Chef der dritten Abteilung der kaiserlichen Privatkanzlei, General der Kavallerie, Generaladjutant, Ritter aller russischen Orden, Mitglied des Reichsrats und am 20. November 1832 Graf, der jüngere Konstantin, Generaladjutant, Generallieutenant, auch diplomatisch verwendet, starb während des türkischen Krieges von 1828; auf seine Nachkommen wurde der Grafentitel 1832 ausgedehnt, da Alexander nur Töchter hatte. Dorothea empfing ihre Ausbildung in der berühmten Erziehungsanstalt des Smolny-Klosters zu St. Petersburg und zeichnete sich bald durch Wißbegier, Klugheit und Geist aus, womit sich ein lebensfroher Sinn und eine liebreizende Erscheinung verbanden; Maria Fedorowna

* Alle Daten nach dem neuen Stil.

widmete ihr ganz besondere Zuneigung und suchte früh nach einer ihr Los sichernden Partie. Sie fand diese in dem doppelt so alten Grafen Christoph Andrejewitsch Lieven, der bei dem Kaiser Paul in hoher Gunst stand, bei ihm Generaladjutant sowie Generalmajor und Kriegsminister war; er gehörte einer der ältesten Familien Livlands an. Die Vermählung fand im Jahre 1800 statt, seit 1799 war Dorothea Hoffräulein, und im Februar 1800 hatte sie das Smolny-Kloster mit Nr. 9 verlassen.

Ein Kreis bedeutender Menschen sammelte sich um die mädchenhafte Frau des Ministers, die es wie wenig Menschen verstand, zuzuhören und das zu behalten, was zur Bereicherung ihres Geistes und zur Erweiterung ihrer Kenntnisse diente; die Alten und Erfahrenen waren ihr am wertesten, denn bei ihnen war am meisten zu lernen, und wie gern ließ sich jeder von der bezaubernden Gräfin ausfragen. An den Zerstreuungen des Hofes nahm sie zwar teil, doch blieb sie unbeteiligt an deren Gift und zog eine geistvolle Unterhaltung jedem Genusse anderer Art weit vor. Im Jahre 1810 ging Lieven als bevollmächtigter Minister nach Berlin, und Dorothea verfolgte mit großer Aufmerksamkeit den Weltkrieg, in dessen Mitte die Riesengestalt Napoleons stand, sah, wie zuerst Frankreich und Deutschland sich auf Rußland, dann Deutschland und Rußland sich auf Frankreich wälzten. Im Jahre 1812 war Lieven Botschafter in London geworden. Hier sollte die große Rolle Dorotheas beginnen; vorerst aber beschäftigte sie sich damit, sich in der offiziellen Welt einzuleben und sich eine geachtete Stellung zu erobern. Tausend neue Eindrücke wirkten auf sie ein, sie lernte täglich. Alle Herzen flogen ihr zu, die Königin Sophie Charlotte und der Prinz-Regent Georg, die Tories und die Whigs, Staatsmänner und Höflinge, Männer und Frauen huldigten ihr, und bald galt es als hohe Auszeichnung, von ihr empfangen zu werden. Sie zeigte den ihr eigenen feinen Takt, ein ausgeprägtes instinktives Gefühl für das Geziemende und Edle, ihre raschen Bemerkungen voll Geist machten großen Eindruck, ihr diskretes Wesen, ihre Abneigung gegen Zuträgerei und Klatsch erwarben ihr das Vertrauen der Besten, die sich fortan voll Freimut über ihre Ansichten und Pläne mit ihr unterhielten, ohne daß sie selbst die Initiative zu ergreifen brauchte: sie beurteilten sie sämtlich anders wie Chateaubriand, der ein ganz entstelltes Bild von ihr geliefert hat. Lord Liverpool, Lord Castlereagh, der große Commoner George Canning besprachen mit ihr die politischen Angelegenheiten; hatten ja doch Rußland und Großbritannien gemeinsame Ziele, die Vernichtung Napoleons und die Demütigung des französischen Übermutes. Die britischen Staatsmänner sagten Dorothea mancherlei, was sie dem russischen Botschafter nicht sagten, weil es dann einen anderen Charakter getragen hätte; sie aber teilte es ihm sofort mit, er benutzte ihre Beobachtungen und Mitteilungen in seinen Berichten nach St. Petersburg, ja sie schrieb oft mit ihm, oft auch allein diese Berichte; diese wurden immer präciser und ausführlicher, immer fesselnder und reichhaltiger, und man staunte an der Newa über die scharfe Beobachtungsgabe des Grafen Lieven, erkannte aber bald, welchen Anteil Dorothea an dem bewunderten Briefwechsel ihres Gatten hatte und welche Stellung sie am Hofe von St. James und in der Gesellschaft einnahm. Graf Pozzo di Borgo, Napoleons korsischer Todfeind, vor allen nährte Dorotheas Neigung zu diplomatischer Thätigkeit und suchte sich ihrer zu bemächtigen, um Napoleons Sturz zu fördern; der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Graf Nesselrode, besprach in einem eifrig geführten privaten Briefwechsel mit ihr die ganze Politik und hielt sehr viel von ihrem Urteile, und wenn sie in St. Petersburg weilte, so unterhielt sich Kaiser Alexander I. mit ihr von Politik ließ sie tiefer in seine Pläne hineinblicken als einen seiner Vertreter im Auslande und erteilte ihr manchmal Aufträge, die er keinem von ihnen offiziell gegeben hätte. Sie verkehrte in derselben ungezwungenen und sicheren Weise mit Alexander I., Georg IV. und Wilhelm IV., mit Nesselrode und Pozzo di Borgo wie mit Castlereagh, Canning, Liverpool, dem Herzoge von Wellington, Sir Robert Peel, dem Grafen Grey, dem Grafen Aberdeen und anderen, unterhielt enge und hochwichtige Beziehungen zu den Monarchen, den Ministern und den Führern der

Opposition und verwertete sie mit ebenso seltenem Takte wie staatsmännischer Gewandtheit. Und auch an anderen Höfen gewann sie Einfluß und Anhang: Fürst Metternich, Fürst Paul Esterhazy, der Herzog von Palmella, Wilhelm von Humboldt und andere standen in eifrigem Briefwechsel mit ihr, besuchten häufig ihr Hotel in London oder begegneten ihr auf ihren Reisen. Gelegentlich der Vermählung der Großfürstin Katharina Pawlowna mit Wilhelm I. von Württemberg wurde sie am 24. Januar 1816 Ritterdame des St. Katharinen-Ordens.

Daß sie nicht nur viele Freunde und Bewunderer, sondern auch zahlreiche Feinde und Neider zählte, kann nicht wunder nehmen; in London zeigten ihr viele mehr Feindschaft als Sympathie, ihr Salon aber blieb der Mittelpunkt der high fashion, und die leitenden Köpfe scharten sich um sie. Am 3. Oktober 1817 schrieb die Herzogin von Duras an die durch ihren Übertritt zur römischen Kirche bekannte Frau Swetschin: die Gräfin Lieven sei ihr empfohlen worden, doch sei sie gegen die Frau, bevor sie sie gesehen, weil sie Russin und doch nicht Frau Swetschin sei; sie wette, daß sie trotz aller Wunderdinge, die man ihr nachrühme, sie niemals lieben werde, in London solle sie leader of fashion sein, und das könne sie gar nicht leiden, denn dazu bedürfe es „einer Arbeit und einer Beschäftigung mit kleinen Dingen, die sie für unvereinbar mit dem halte, was einfach und erhaben sei“. Ja, Chateaubriand bezeichnete sie als „gewöhnliche, ermüdende, leistungsunfähige Frau, die nur eine einzige Gattung der Konversation, die vulgäre Politik, kannte, im übrigen nichts wußte und ihre Gedankenarmut unter Wortschwall verbarg“. Im Jahre 1818 wohnten Graf und Gräfin Lieven, Nesselrode, Capodistria und Pozzo di Borgo dem Aachener Kongresse bei, und Dorothea machte mit der Gräfin Castlereagh die Honneurs; glänzten beide Frauen durch ihre Erscheinung, so gebührte Dorothea der Preis des Geistes. Allabendlich kamen die Gesandten der verschiedenen Mächte und besprachen mit ihr die Ergebnisse der Tageskonferenz; von Aachen aus besuchte sie im Oktober 1818 mit ihrem Gemahl und mit Metternich Spa. Im Februar 1819 machte Charles C. F. Greville ihre Bekanntschaft bei dem Herzoge von York in Oatlands und entwarf alsbald in seinem Journal eine großenteils sehr ungünstige Schilderung von ihr; aus der ganz flüchtigen Begegnung wurde mit der Zeit eine sehr vertraute Freundschaft, und Greville urteilte fortan durchaus bewundernd. Darum ist besonders zu betonen, daß er schon im Februar 1819 schrieb: „Diese Frau ist ungewöhnlich klug und, wenn sie will, glänzend angenehm ... Ihre Manieren sind sehr würdig und anmutig, sie ist ungemein gebildet ... Über alles, was in ihren Gesichtskreis kommt, schreibt sie Memoiren oder vielmehr ein Tagebuch. Sie ist gewandt, hat so viel Einbildungskraft und Scharfblick, daß diese Blätter sehr unterhaltend sein müssen. Sie schreibt und spricht mit außerordentlicher Leichtigkeit und Anmut; ihre Briefe wie ihre Konversation sind voll feiner Gedanken.“ Im Jahre 1822 sehen wir Nesselrode, Pozzo di Borgo, Tatischtschew, Lieven und Graf Stroganow als Rußlands Vertreter auf dem Kongresse in Verona, die Gräfin Lieven begleitete ihren Gatten, und wieder gehörten die Abende dem diplomatischen Verkehre; Metternich, der schon vom Wiener Kongresse her mit ihr befreundet war, schrieb am 12. November von Verona heim: „Die Fürstin* Lieven ist hier meine einzige gesellschaftliche Ressource; ich bringe die meisten Abende bei ihr zu, und die meisten Kongreß-Mitglieder folgen darin meinem Beispiele. Den Kern der Gesellschaft bilden der Herzog von Wellington, Ruffo, Caraman, Bernstorff** ꝛc., das heißt mit anderen Worten, daß der Salon der Fürstin Lieven in Verona dem unserigen in Wien ähnlich sieht.“ Als Dorothea 1823/24 in Rom überwinterte, zog sie wie überall die Aufmerksamkeit auf sich. In London war Decazes 1820 Botschafter Ludwigs XVIII. geworden, und seine Gattin, die Herzogin, spricht in ihren von Ernest Daudet benutzten Papieren oft von ihrer russischen Kollegin, die ihr wenig sympathisch gewesen sein muß. Nach ihr hatte Dorothea „einen kleinen Kopf auf langem Halse, eine spitze lange Nase,

* Diesen Anachronismus wird wohl der Herausgeber von Metternichs Memoiren begangen haben.

** Die Gesandten beider Sicilien, Frankreichs und Preußens.

einen großen Mund, ein kurzes Kinn, kleine Augen, schöne blonde Haare", war von großer Magerkeit, wußte diese Fehler aber durch geschickte Anordnung ihrer Toilette zu verbergen und brachte den Hofjuwelier Mortimer in London auf den Gedanken, Diamanten zu Sträußen zu gruppieren und die Kleider damit zu garnieren, eine Mode, die lange Aufsehen machte. Die Herzogin nennt den Geist Dorotheas einen wohlwollenden und widerspricht der Behauptung des österreichischen Botschafters in Paris, Freiherrn von Hübner, der ihn 1854 falsch genannt hat, will ihm jedoch keine eigentliche Initiative zugestehen und ihn auf die glückliche Anlage beschränken, den Geist anderer zu erfassen und sich anzueignen; sie fügt bitter hinzu: „Sie sah Österreichs Politik stets durch Metternichs Augen. Sie hatte nichts gelernt und nichts vergessen." Auch gefielen der Herzogin die aristokratischen Vorurteile Dorotheas nicht. Täglich war Empfang bei Dorothea und bei der Fürstin Therese Esterhazy, der Gemahlin des österreichischen Botschafters, einer Prinzessin des Hauses Thurn und Taxis; man fand, wie uns Daudet mitteilt, in diesen Salons die Minister, das diplomatische Corps, Ober- und Unterhaus. Bei der jungen und vergnügungssüchtigen Österreicherin spielte man Charaden, bei der Russin führte man die Politik spazieren; doch verschmähte es Dorothea nicht, sich auch an Vergnügungen zu beteiligen. Sie veranlaßte Subskriptions-Maskenbälle und stellte sich an die Spitze des Patronessen-Ausschusses, war aber mit der Erlaubniserteilung zum Besuch der Bälle von sämtlichen Patronessen am heikelsten; der Zutritt dazu war gleichbedeutend mit der Zugehörigkeit zur hohen Gesellschaft. Täglich trafen sich die drei Botschafterinnen, Dorothea fand besonderes Wohlgefallen an der amüsanten Herzogin Decazes und erwies ihr tausend Aufmerksamkeiten. Ihr Charakter bewahrte aber stets den würdevollen ernsten Ton — „ich habe sie lächeln, nie jedoch lachen sehen," schreibt Frau von Decazes —; während sich die anderen belustigten, plauderte sie halblaut mit Politikern, sie zog das Zwiegespräch der allgemeinen Unterhaltung vor.

Mit Napoleons Sturz hatte das gemeinsame politische Interesse Rußlands und Großbritanniens sein Ende gefunden, und während Dorothea sich bemühte, das Einvernehmen zwischen beiden Kabinetten zu erhalten, verfolgte sie in der großen Politik einen den britischen Zielen entgegengesetzten Weg. Alexander I. sah wohlgefällig die Erhebung der Griechen gegen den Großherrn, half ihnen jedoch nicht, so sehr sein Volk danach verlangte; er sagte zu Dorothea: „Ich brauche ein Griechenland!" sie aber, voll Sympathie für die Griechen, verwandte ihren Einfluß auf die britischen Staatsmänner, um sie für diese zu interessieren; es war ihr zuzuschreiben, daß die bisher ganz türkenfreundliche Regierung von St. James griechenfreundlicher wurde. Hierin lag gewiß keine nichtswürdige Intrigue, keine Undankbarkeit gegen Großbritannien, wie sie ihr die „Morning Post" an ihrem frischen Grabe vorwerfen sollte, und ebensowenig waren die Beschuldigungen desselben Blattes gerechtfertigt, Dorothea habe im Jahre 1827 Whigs wie Tories hinters Licht geführt, die Katholiken Irlands mit der Vorspiegelung, der Zar interessiere sich für sie, aufgestachelt und alles daran gesetzt, die Schöpfung Belgiens zu hintertreiben, ihr Gatte sei abberufen worden, weil sie hier mit ihren Intriguen gescheitert sei. Dorothea war vor allem Russin und stand mit ihren Wurzeln in Rußland, nicht in England. Seit 1825 war Nikolaus Kaiser, und bei seiner Krönung, am 3. September 1826, erhob er die Familie Lieven in den Fürstenstand unter Beilegung des Prädikats „Durchlaucht"; Dorotheas Bruder Alexander war sein erklärter Günstling, von dem er sagte: „Ich bin für Rußland ersetzbar, Benckendorff nicht," und Dorothea wurde nach dem Tode ihrer Schwiegermutter am 12. März 1828 Staatsdame der Kaiserin Alexandra Fedorowna.

Je mehr sich Großbritannien und Rußland in der orientalischen Frage voneinander trennten, eine desto wichtigere Mittelsperson in London blieb die Fürstin Lieven. Freilich sah mancher Engländer in ihr eine russische Spionin, und Graf Eldon, der frühere Lordkanzler, rühmte sich 1828, er habe ihr auf ihre neugierigen Fragen scharf geantwortet. Sie versuchte, Wellington, dem Premierminister, Ratschläge zu erteilen, sah Aberdeen, Grey und Canning bei sich,

konnte aber die Kluft zwischen den Kabinetten von St. James und St. Petersburg nicht überbrücken. Wellington war voll Eifersucht auf Rußlands Macht und voll Mißtrauen gegen die Friedensliebe des Zaren; er tadelte es, daß Fürst Lieven Dorothea erlaubte, sich in die britische Politik einzumischen, warf ihr vor, sie nähre das Zerwürfnis mit Rußland, und wechselte ihretwegen eine Reihe Briefe mit dem sie scharf beobachtenden Staatssekretär der auswärtigen Angelegenheiten, dem Grafen Aberdeen. „Sie muß," so schrieb er am 24. Juli 1829 an Aberdeen, „ein ganz unbegrenztes Zutrauen in unsere Blindheit ihren Manoeuvres gegenüber oder in unsere Nachsicht setzen." Er glaubte, die Fürstin habe ein Komplott mit dem Herzoge Ernst August von Cumberland gegen seine Administration im Sinne, und schrieb am 29. Juli an Aberdeen: „Sie will dies Ziel* erreichen nicht aus persönlicher Abneigung gegen mich oder einen meiner Kollegen, nicht weil wir der russischen Regierung feindliche Gedanken nährten, sondern weil wir eine englische Verwaltung sind und weil sie weiß, wir seien im stande zu sehen, was man plant, wir haben den Willen, einem im Notfalle entgegenzutreten, und wir seien stark genug, um unsere Absicht auszuführen. Der Fall dieser Administration, wäre es auch nur für einen Tag, würde ihnen Zeit geben, viel zu thun, was sie jetzt nicht thun können; und sie würde uns an diesem Tage ertränken, wenn sie die Macht dazu hätte. Ich weiß, daß sie mit dem Herzoge von Cumberland wie mit jedem anderen zu thun hatte. Nicht daß sie wünschte, was er wünscht — aber weil er eine Chance zu unserem Sturze böte. Die Person, auf die sie schaut, ist Lord Grey! Warum? Weil Lord Grey an manchen alten oppositionellen Meinungen des Herrn Fox wie an der Notwendigkeit, die Türken aus Europa zu vertreiben, festhält." In einem Briefe vom 24. August an Aberdeen klagte Wellington, Fürst und Fürstin Lieven hätten seit Januar 1828, seitdem er Premier sei, keine russische Politik getrieben, sondern ein englisches Parteispiel gespielt, beide hätten seitdem im Vordertreffen dahin komplottiert, ihn und seine Kollegen zu stürzen, hätten die Haltung und die Absichten seiner Administration dem Zaren in verkehrtem Lichte dargestellt und trügen die alleinige Schuld an der Erkaltung zwischen beiden Regierungen, und doch seien sie als Gesandte wie als Fremde stets so respektvoll behandelt worden, daß ihnen jeder Grund zur Klage über Wellingtons Verwaltung fehle. Wellington konnte mit seinen Klagen über Botschafter und Botschafterin kein Ende finden; am 8. September schrieb er an Lord Heytesbury, den britischen Botschafter bei Nikolaus, in demselben Sinne wie an Aberdeen und warf dem Botschafterpaare vor, es sei an allen Parteiintriguen gegen seine Administration beteiligt und begehe die größten Indiskretionen, und doch stehe er, wenn auch seit dem Vertrage von 1826* sein Benehmen Lieven gegenüber ein kaltes sei, mit Dorothea auf dem herzlichsten Fuße. Er riet Aberdeen ab, dem Ehepaare jemals Geheimnisse anzuvertrauen.

Die Orleans waren den Lieven persönlich sehr sympathisch, und darum traten sie im Jahre 1830 nach der Thronbesteigung Ludwig Philipps bei Nikolaus, der ihn als König nicht anerkennen wollte, für die Anerkennung ein. Mit lebhaftem Interesse betrachtete Dorothea den Polenaufstand, der ihr als einer echten Russin ein Glück für Rußland und die Einleitung zu der vollen Einverleibung Polens in Rußland schien. Von besonderer Wichtigkeit dünkte ihr die holländisch-belgische Frage, die um dieselbe Zeit alle Welt beschäftigte; Lieven schien zu glauben, Prinz Leopold von Sachsen-Koburg habe im Mai 1830 die griechische Krone in der Erwartung, Regent in Großbritannien werden zu können, ausgeschlagen, hielt ihn für treulos und hinterlistig.** Ebenso dachte der ihm beigegebene Graf Matuszewitsch, ein Pole. Während die Fürstin am 30. September 1830 mit Wellington bei König Wilhelm IV. in Brighton speiste, traf die Nachricht vom Abzuge der Holländer aus Brüssel ein; Wellington war wie niedergeschmettert,

* Den Sturz des Kabinetts Wellington.

* Vertrag von Akjerman.

** Baron Stockmar, Leopolds Vertrauter, entwirft in seinen Denkwürdigkeiten eine sehr ungünstige Schilderung von Dorothea.

und die Fürstin sah, wie sie selbigen Tages an Leopold schrieb, einen allgemeinen Krieg als unvermeidlich an, die Lage erschien ihr bedenklich genug, um bessere Köpfe als den Wellingtons zu verwirren, doch unterblieb der gefürchtete Weltbrand, die Mächte entschlossen sich, nicht zu intervenieren, dann aber behandelten ihre Vertreter die holländisch-belgische Frage auf der Londoner Konferenz. Wellington wollte von der Unabhängigkeit Belgiens nichts wissen, und auch das Whig-Ministerium des Grafen Grey, der ihn im November 1830 ablöste, bequemte sich nur allmählich zu dieser Möglichkeit. Als Wilhelm I. im August 1831 Belgien angriff, kam dies dem neuen Könige Leopold I. höchst unerwartet, und er äußerte sich, er glaube, daß Rußland, dessen Abneigung er kannte, ihm den Angriff „als eine Diversion" zugezogen habe und daß „Madame Lieven" dabei sehr beteiligt sei, Preußen werde „wahrscheinlich konniviert haben". Die Lage Lievens und des zweiten russischen Bevollmächtigten, Grafen Matuszewitsch, in der holländisch-belgischen Streitfrage war ungemein schwierig; Wilhelm I. stützte sich mit seinem Starrsinne auf den Schwager seines ältesten Sohnes, den Kaiser Nikolaus, und als auf der Londoner Konferenz am 15. November 1831 die Vertreter der Mächte und Belgiens den Vertrag der vierundzwanzig Artikel wegen der Losreißung Belgiens von Holland abgeschlossen hatten, verweigerten Wilhelm I. und Nikolaus die Ratifikation. Dorothea schrieb am 30. November aus Richmond an Wellington, sie könne, obgleich ihr Gemahl den Friedensvertrag unterzeichnet habe, es nur billigen, wenn Wilhelm mit der Ratifikation zögere und eine günstigere Wendung abwarte; Nikolaus aber werde, wenn überhaupt, gewiß nicht vor dem letzten Termine ratifizieren. Am 9. Dezember versicherte sie „dem eisernen Herzoge" nochmals, Nikolaus werde das ungerechte Machwerk der Konferenz verwerfen. Nikolaus aber ratifizierte im Mai 1832. Da er einen allzu engen Bund Frankreichs mit Großbritannien befürchtete, Österreich nicht traute und nicht wollte, daß der Bund der vier Großmächte gegen das revolutionäre Frankreich auseinanderfalle, bestürmte er den König Wilhelm, Belgien gegenüber nachzugeben, und sandte im Februar 1832 seinen vertrauten Generaladjutanten, den Grafen Alexei Fedorowitsch Orlow, und dessen Sekretär Brunnow über Berlin nach dem Haag; Wilhelm aber glaubte, Rußland werde ihn nie fallen lassen, wurde noch halsstarriger, und Orlow verließ unverrichteter Dinge den Haag. Wie seine Briefe an Nesselrode zeigen, drehte er dem unzuverlässigen Könige und seinen Ministern mit Freuden den Rücken. Baron Stockmar meint, die Fürstin Lieven und Wellington hätten hinter Wilhelm gestanden, die Fürstin war ja völlig auf Wilhelms Seite und betonte gegenüber der nationalen Selbstbestimmung und Unabhängigkeit das monarchische Princip. Der Vertrag der vierundzwanzig Artikel blieb ein toter Buchstabe, und erst 1839 führten diplomatische Verhandlungen zu einem befriedigenden Ergebnis. Zugleich aber mit der holländisch-belgischen beschäftigten noch die ägyptische und die griechische Frage die diplomatische Welt. Matuszewitsch war für Lieven ein hervorragender Mitarbeiter, er war nicht nur sehr klug, sondern gebot auch über eine glänzende Feder, die Fürstin gab ihm oft Aufträge, der Fürst benutzte ihn zur Abfassung der Berichte an den Reichsvicekanzler, und Matuszewitsch schrieb auf seine Veranlassung Artikel in die englische Presse, die zur Verherrlichung Rußlands dienten. Dabei machten aber Fürst und Fürstin den Polen zum Sündenbocke für alle Fehler und für jegliche Mißstimmung, Matuszewitschs Lage wurde noch unbequemer, als Graf Pozzo di Borgo in London erschien, und er verließ 1834 sehr gern das Lievensche Paar und England. Die Verstimmung der Kabinette von St. James und St. Petersburg wuchs immerfort, Lieven litt schwer darunter, und die Fürstin sagte, niemals sei jemand mit so persönlicher Unhöflichkeit behandelt worden wie der Fürst,' Cobbett und Hunt seien in ihren Ausfällen nicht beleidigender als die britische Regierung gegen den Fürsten; was auch in Portugal, Belgien, Türkei geschehe, setze man auf Rußlands Rechnung, ja sie sehe voraus, daß man sie und Lieven noch aus dem Lande jagen werde. Während sie Greville versicherte, Nikolaus sei der aufrichtigste Freund des Sultans Mahmud II. und werde ihm die erbetene Hilfe gegen

Ägypten schicken, dessen weiteres Vordringen er nicht dulden werde, freute sich Nikolaus, wie sie recht wohl wußte, über Mahmuds Bedrängnis. Im britischen Reiche herrschten die Whigs unter dem Grafen Grey, einem schwachen und unselbständigen, fremden Einflüssen sehr zugänglichen Charakter; neben Grey standen Lord Palmerston, dem Dorothea 1830 ins Ministerium Grey verholfen hatte, der aber Rußland feindlich gesinnt war, und Lord Brougham im Vordergrunde, die Tories waren geschwächt, das Oberhaus im Niedergange, der König ohne Einfluß und ohne Macht, alles hing vom Unterhause und dessen Reformpolitik ab.* Das Kabinett Grey lieh dem Sultan offenkundig Vorschub und mutete 1833 Nikolaus zu, den als türkenfreundlich allbekannten Sir Stratford Canning als Botschafter an seinem Hofe anzunehmen. Nikolaus, der Stratfords Russenhaß von Konstantinopel her kannte, lehnte ihn ab, Palmerston, der Staatssekretär der auswärtigen Angelegenheiten, spielte den Entrüsteten, während Nesselrode und die Fürstin Lieven Nikolaus in seiner Weigerung bestärkten und letztere auf Palmerstons Dankbarkeit gegen sie wegen seines Portefeuilles rechnete. Palmerston aber war froh, einen Anlaß zu finden, um Dorotheas politischen Machinationen in den Weg zu treten, und bestand auf Stratfords Sendung; die russisch-türkische Defensivallianz von Hunkiar-Skelessi vom 8. Juli 1833, die das Schwarze Meer zum russischen Binnensee stempelte, erhöhte noch die Verstimmung, Lieven drohte schließlich mit seiner Abreise, falls das britische Kabinett auf Stratfords Sendung bestehen würde, und Palmerston gab nach. Die Spannung Dorotheas mit Wellington hatte 1832 wieder den alten freundschaftlichen Beziehungen Platz gemacht, und auch auf Grey übte Dorothea nach wie vor großen Einfluß; in diplomatischen Fragen redete sie oft mit, hielt in ihren gewandten Händen nach wie vor die Fäden der diplomatischen Verhandlungen und Intriguen und wirkte in erster Linie auf die Ernennung von Gesandten und Ministern ein. Als sie im Jahre 1833 nach St. Petersburg reiste, fand sie einen ungewöhnlich ehrenvollen Empfang: Nikolaus fuhr ihrem Schiffe auf die See entgegen, nahm sie in sein Schiff auf, führte sie in seinen Palast und direkt zu der Kaiserin, „die im Hemde war". Er entfaltete während ihres Aufenthalts in Rußland eine so berückende Güte und Liebenswürdigkeit, daß sie ihn einen Engel, den friedliebendsten und hochsinnigsten Menschen nannte; ihre Begeisterung für ihn wurde nur noch durch die für seine Gemahlin übertroffen. Glückstrahlend kehrte sie im August nach London zurück. Ebenso unvorsichtig wie hoffärtig betonte sie, Rußland brauche keinem Kriege mit Großbritannien aus dem Wege zu gehen oder gar einen solchen zu fürchten, schilderte den mit Verachtung gemischten Groll des Kaisers über die Haltung des britischen Kabinetts, des Parlaments und der Presse und griff Palmerston schonungslos an. Ihr Briefwechsel mit dem Grafen Grey, den Guy le Strange in drei Bänden in London veröffentlichte, bietet in besonderem Grade ein persönliches Interesse und bezeugt ihre große Zuneigung zu Grey; die Briefe waren wohl kaum zur Veröffentlichung bestimmt, doch meinte Dorothea im Jahre 1846, sie dürften 1880 das Licht der Öffentlichkeit nicht mehr zu scheuen haben. Beide Korrespondenten sprachen sich offen und freimütig aus, oft genug waren sie verschiedener Meinung, aber ihrer innigen Freundschaft that dies keinen Eintrag. Lebhaft korrespondierte die Fürstin auch mit de Bacourt, dem ersten Sekretär der französischen Botschaft in London, er kannte sie von London her genau, und sie achtete ihn sehr hoch, die Gräfin Mirabeau veröffentlichte diese Briefe.* Die Fürstin führte ein ungemein thätiges Dasein; sie leitete die russische und oft auch die österreichische Botschaft in London, korrespondierte beständig mit St. Petersburg und Wien, wo ihr vertrautester Freund Fürst Metternich souverän gebot, und schrieb mehrmals die Woche an die Kaiserin Alexandra Fedorowna über allerhand Klatsch aus der Gesellschaft, Moden, Toiletten u. s. w. Ihr Gemahl bedeutete neben ihr nichts, ihr selbst war er schon lange gleichgültig und langweilig; sie war der Botschafter. Ihre ge-

* F. F. v. Martens, Rußland und England während der Regierung des Kaisers Nikolaus I., im „Wjestnik Ewropy", St. Petersburg, Januar 1898.

* Le Correspondant, Paris, 10 August 1893.

heime Thätigkeit trat schließlich so unverhüllt ans Licht, daß der Fürst nicht länger auf seinem Posten bleiben konnte, und zu Palmerstons Genugthuung erfolgte im Mai 1834 seine Abberufung, Graf Pozzo di Borgo löste ihn ab. Die Fürstin war untröstlich über die Abberufung und verließ London in tiefem Kummer.

Um Lieven über den Abschied vom diplomatischen Felde zu trösten, ernannte ihn Nikolaus alsbald zum Kurator des Großfürsten-Thronfolgers Alexander; er empfing Dorothea voll Huld, zeichnete sie bei jeder Gelegenheit vor sämtlichen Damen aus, überhäufte sie mit Gnade, besuchte sie oft, um mit ihr über Politik zu reden, und bat sie, seinem Thronfolger Lehren zu erteilen und ihn aus der Fülle ihrer Erfahrung schöpfen zu lassen. Ihr schmeichelte zwar solche Huld, aber es fehlte ihr der Londoner Boden zu diplomatischer Intrigue, die große politische Arena, und sie trauerte England nach. Fürst Lieven begleitete den Thronfolger auf den Reisen, Dorothea blieb in St. Petersburg und hielt in Abwesenheit der kaiserlichen Familie im Alexander-Palais zu Zarskoje-Sselo Cercle ab. Sie genoß, ohne darin ihr Glück zu finden, eine einzigartige Stellung; daß Nikolaus der Tugend der fünfzigjährigen Frau nachgestellt habe, ist ein gehässiges Märchen, dessen Ernest Daudet besser nicht erwähnt hätte. Ebenso unerwiesen und frivol erscheint die Bemerkung über die Vaterschaft ihrer Kinder.* Von ihren vier Söhnen erlagen die beiden jüngeren im Alter von vierzehn und zehn Jahren im Frühling 1835 binnen Monatsfrist dem Scharlachfieber und, wie sie annahm, dem rauhen Klima von St. Petersburg. Sie war der Verzweiflung, ja geistiger Verwirrung nahe, Rußlands Boden erschien ihr wie verfemt, und trotz aller Bitten des Kaiserpaares reiste sie in das Ausland. Sie fand die liebreichste Aufnahme in Berlin bei der Herzogin von Cumberland, in Baden-Baden bei der Herzogin von Dino und traf Ende Sommer 1835 in Paris ein.

Im alten Palais Talleyrand versammelte die Fürstin bald Frankreichs erste Geister um sich, sie empfing jeden Abend, hielt offenes Haus, und es fanden sich auf diesem neutralen Boden Männer aller Parteien. Bekundete sie auch Verachtung gegen den französischen Charakter und gab dem englischen bei weitem den Vorzug vor ihm, pries sie auch immer wieder Englands moralische Überlegenheit, so fühlte sie sich doch in Paris behaglich: mit ihrer hinreißenden Liebenswürdigkeit und ihrem Verstande hielt sie sich über dem Parteikampfe, die Staatsmänner der verschiedensten Schattierungen, die ärgsten Feinde verkehrten in ihren politischen Salons friedlich miteinander; besonders gefielen ihr der gefällige, intelligente und ritterliche Molé, der durch die Lebhaftigkeit seines Geistes, sein amüsantes Wesen und seinen hervorragenden Geist ausgezeichnete Thiers, Guizot, Berryer, sie lauschte gern der Weisheit des alten Talleyrand. Im Jahre 1837 besuchte sie ihr geliebtes England wieder und ließ sich im Juli der neuen Königin Viktoria vorstellen; diese empfing sie sehr verlegen, weil man ihr die Fürstin als Intrigantin geschildert hatte, und die Mutter Viktorias, die Herzogin von Kent, klagte ihr, sie gelte nichts mehr. Die Fürstin aber wies sie mit der Bemerkung zurecht, sie müsse ja im Besitze einer solchen königlichen Tochter die glücklichste Mutter auf Erden sein. Auch später besuchte sie wiederholt England, wobei sie im Dezember 1842 der ihr verhaßten Gemahlin Palmerstons bittere Wahrheiten sagte; Lady Palmerston schob ihrem Gatten alle Verdienste für die Führung der orientalischen Frage zu, die Fürstin aber erwiderte höhnend: da sehe man, wie dumm sie und sämtliche Bekannte gewesen seien, die das Verdienst Sir Robert Peel zugeschrieben.

Am 12. Januar 1839 starb Fürst Lieven in Rom, und seine Witwe beschloß, sich dauernd in Paris niederzulassen. Es ist nicht wahr, daß sie hier jemals eine höhere Spionage betrieben habe; sie lieh allen Staatsmännern des Bürgerkönigtums unparteiisch Gehör, auch die fremden Diplomaten kamen häufig zu ihr, und gern unterhielt sie sich mit Graf Pozzo di Borgo, der seit 1839 in Paris wohnte; mit Jammer sah sie seinen körperlichen und geistigen Verfall, am 22. September 1839 klagte sie Bacourt: „Welch eine Zerstörung!“ Im Jahre 1845 ließ sie Thiers zu sich bitten, war für niemand anderen,

* Le Temps, 10. Januar 1898.



Fürstin Dorothea Lieven.
Nach einem Ölgemälde.

selbst nicht für Guizot, zu sprechen, schloß die Thür und warf Thiers vor, er habe von der Kaiserin-Witwe Maria Fedorowna in seinem Werke ungünstig und ungenau gesprochen; auf Thiers' Bitte ließ sie Guizot ein, der sehr erstaunt war, Thiers bei ihr zu finden, und es kam zu einer lebhaften, höchst interessanten Aussprache beider Gegner. Was die Fürstin an neuen Eindrücken und Erfahrungen in sich aufnahm, verwertete sie — es war dies keinem ihrer Bekannten verborgen — im ausgiebigsten Maße in ihrem Briefwechsel mit dem Zaren Nikolaus; die echten Diplomaten hüteten sich, ihr Geheimnisse anzuvertrauen, und so konnte sie nie zur Verräterin werden. Ihr Takt hingegen und die große Sicherheit ihres Auftretens erwiesen sich als das kostbarste Bindeglied zwischen den anfangs so sehr gespannten Monarchen von Rußland und von Frankreich, deren einer der Revolution die Krone verdankte und deren anderer als Legitimist und Autokrat allen Liberalismus verabscheute. Sie war Ludwig Philipp schon von früher her persönlich zugethan und scheint ihm bei den spanischen Heiraten behilflich gewesen zu sein. Sie fühlte sich in Paris als geheime Bevollmächtigte ihres Kaisers und leistete von dort ihrem leidenschaftlich geliebten Vaterlande wertvolle Dienste; auch für die deutschen Angelegenheiten hegte sie viel Interesse, mit großer Sympathie begleitete sie z. B. die Politik Wilhelms I. von Württemberg.

Eines Tages 1837 stellte man ihr, während sie bei dem Schwiegersohne der Frau von Staël, dem Herzoge von Broglie, speiste, François Guizot vor, den letzten Führer der politischen Aristokratie in Frankreich; sie trug seit dem Tode ihrer jungen Söhne stets schwarz,* und Guizot war von der schmerzvollen Würde ihrer Erscheinung um so angenehmer berührt, als er seinen Sohn verloren hatte. Rasch entspann sich zwischen beiden ein auf wechselseitiger Zuneigung und Achtung wie auf politischer Welterfahrung begründetes Freundschaftsbündnis, das von Jahr zu Jahr inniger werden sollte; es hatte sehr wenig Ähnlichkeit mit dem so häufig ihm verglichenen Bunde der Egeria und des Numa Pompilius. Guizot benutzte ihren Einfluß auf Nikolaus, um diesen für Ludwig Philipp günstig zu stimmen, und keine Schwankung der Politik, keine Verstimmung der Kabinette von St. Petersburg und Paris gegeneinander änderte je etwas an der wahren Freundschaft beider Diplomaten. Die Herzogin Decazes sagt geradezu, die Fürstin erwiderte die Zuneigung Guizots, der zwei Jahre jünger als sie war, „mit leidenschaftlicher Liberalität“. Trotz ihrer aristokratischen Vorliebe für England und trotz ihrer Abneigung gegen den Napoleonischen Adel, der in Frankreich neben dem alten Adel selbstbewußt auftrat, blieb sie Guizot zuliebe in Paris und ging 1840 nur auf so lange nach London, als er daselbst Botschafter war. Schon nach einigen Monaten kehrte sie mit ihm nach Paris zurück und richtete ihre Lebensordnung völlig nach der seinigen ein. Seit 1856 lief das Gerücht um, sie beabsichtige sich mit Guizot zu vermählen. Ernest Daudet behauptet heute, er sei wohl unterrichtet, wenn er versichere, daß ihr Guizot die Ehe angeboten habe und daß sie zwar dazu bereit gewesen sei, der Plan sich aber an ihrer Bedingung, nach wie vor Titel und Rang einer Fürstin Lieven behalten zu wollen, zerschlagen habe. Jedes Jahr reiste die Fürstin mehrmals ins Ausland, wo Guizot sie wiederholt besuchte; in Paris kam er täglich vormittags und abends zu ihr, und niemand störte ihre Unterhaltung, da die Stunde bekannt war.

So kam der Februar 1848 heran, sie war voll Unruhe um Guizots, des Premierministers, willen. Am 20. Februar, einem Sonntage, hatte sie noch Gäste empfangen, ohne daß irgend Alarm gewesen wäre, am Abend des 21. aber sagte ihr Guizot, es könne wohl zu Unruhen auf den Straßen kommen und sie möge Dienstag früh nur einige Stunden ausbleiben. Sie folgte seinem Rate, begab sich aber, als die Unruhe bedrohlich wurde, zu dem Schwager des Herzogs von Decazes, dem Marquis de Sainte-Aulaire, wohin ihr Guizot wiederholt Nach-

* Sie trug stets schwarzen Sammet mit der Chiffre der Kaiserin von Rußland in Diamanten an der Brust und, wenn sie sich putzen wollte, über dem Sammet eine doppelte Reihe Brillanten. — Das diesem Aufsatze beigegebene Bild giebt ein Ölgemälde wieder, das sich im Besitze des russischen Gesandten in München, Excellenz von Iswolski, befindet; ich fühle mich ihm für die Erlaubnis, eine Photographie nehmen zu dürfen, warm verbunden. D. B.

richten brachte oder Billets sandte. Nach einer in entsetzlicher Sorge um Guizot verbrachten Nacht nahm sie am 24. Februar, dem Todestage der Julimonarchie, die Gastfreundschaft des österreichischen Botschafters Grafen Apponyi an; sie wußte jetzt, daß Guizot nach der Abdankung Ludwig Philipps glücklich der Volkswut entronnen war. Prinz Peter von Arenberg nahm sie unter seinen Schutz und brachte sie zu dem Maler Roberts, der sie als „Mrs. Roberts“ — Gold und Juwelen hatte sie in ihren Kleidern versteckt — nach England brachte; sie soll, ohne es zu ahnen, in demselben Eisenbahnzuge mit Guizot von Paris geflüchtet sein. Beide lebten nun, wie bisher in Paris, in England in beständigem Verkehr. Guizot, den man sehr auszeichnete, benutzte die unfreiwillige Muße zu Studien über die Geschichte Karls I., die Fürstin sah mit Entsetzen, wie die Revolution ihren Gang durch Europa fortsetzte, und schrieb aus Richmond am 23. Juni an Bacourt: „Jeder Staat trägt seine Barbaren in seinem Busen und überläßt ihnen die Zügel. Wo wird die Grenze sein? und wo dann die Heilung?“ Sie sehnte sich nach Paris, ihrer zweiten Heimat, zurück. Im November finden wir sie und Guizot in Brighton, wo Fürst und Fürstin Metternich sie häufig sahen, wie uns das Tagebuch der Fürstin Melanie bezeugt. Die Fürstin Lieven sah alle Welt, hielt Metternich über alles, was in Paris und St. Petersburg geschah, auf dem Laufenden und erwärmte sich für Ludwig Napoleon; Metternich lernte bei ihr Macaulay kennen.

Im Oktober 1849 kehrte die Fürstin mit dem Freunde, der von ihr in seinen geistvollen „Mélanges biographiques et littéraires“ (Paris 1868) ein gelungenes Porträt entworfen hat, nach Paris zurück. Frankreich war jetzt Republik, aber wie unter der Monarchie füllten sich die Salons „der diplomatischen Sibylle“ mit Diplomaten aller Mächte und aller Schattierungen, mit bedeutenden Fremden und Einheimischen, man stand ja bei ihr auf dem geweihten Boden der Neutralität. Neben Guizot und den Orleanisten begegnete man den persönlichen Freunden des Prinz-Präsidenten Ludwig Napoleon, Morny und Persigny, und so viel auch im Interesse des Grafen von Paris und der Orleans-Dynastie bei ihr geredet wurde, so ließ sie der Präsident doch ungestört. Ihre Gemächer füllten sich, es galt für eine Ehre, von ihr empfangen zu werden: die skelettartig abgemagerte Greisin mit der stolzen Haltung, dem feierlichen Ernste ihres Auftretens, mit dem ungewöhnlichen Talente zu konversieren, zählte zu den größten Merkwürdigkeiten von Paris; stets suchte sie neuen Stoff für ihren der Abwechselung bedürfenden ruhelosen Geist, stets wollte sie Unterhaltung. Von ihrem Äußeren erwartete sie keine Triumphe, mit den Gebrechen des Alters fand sie sich ohne Klage ab, und so sah sie das Alter ohne Schrecken vorrücken, wie uns die Gräfin Mirabeau versichert. Sie besaß eine vollendete Meisterschaft in der französischen Sprache, redete fließend englisch und russisch, weniger geläufig deutsch, am liebsten französisch; ihr Stil war gefällig, pikant, oft kurz angebunden, originell und sehr lebendig. Für Guizot waren ihre Briefe eine Fundgrube der Unterhaltung, Nikolaus und Alexandra Fedorowna freuten sich herzlich über die eifrige Feder der alten Freundin, die keine Bitte zur Rückkehr nach Rußland bestimmen konnte. War sie im Sommer am Rhein, in Ems oder Schlangenbad, wo sich die europäische Diplomatie damals gern ein Stelldichein gab, so scharten sich alle um sie. Sie las viel, voll Interesse für die Neuheiten der Weltlitteratur, spielte vorzüglich Klavier und war eine große Freundin der Musik. Über wichtige Erlebnisse verfaßte sie Denkwürdigkeiten, die sie Guizot vermachte; wertvolle Aufzeichnungen und ein reichhaltiger Briefwechsel befinden sich, wie mir ihr Neffe, Fürst Georg Lieven, mitteilt, im Besitze des Fürsten Nikolai Lieven auf dem Gute Fockenhof in Kurland, dürfen aber laut ihrem Testamente erst später veröffentlicht werden und blieben mir darum unzugänglich. Alles trat bei Dorothea vor der Politik, ihrem Lebenselixir, zurück, sie war eben die letzte politische Weltdame, eine europäische, eine Weltseele. Ihr alter Feind Palmerston nennt sie in einem Briefe vom 19. Mai 1850 an den britischen Botschafter in Paris, den Marquis Normanby, eine politische Macherin, den Tambourmajor von Paris, und wirft ihr in einem etwa gleichzeitigen Briefe an den Botschafter in St.

Petersburg, Lord Bloomfield, vor, sie wolle ihn stürzen und Frankreichs Bund mit Großbritannien zerreißen, sie schmähe ihn in ihren Briefen an Londoner Freunde wie einen Taschendieb, und Kisselew, der russische Botschafter in Paris, stoße in ihr Horn. Noch im September 1850 glaubte sie nicht, daß Ludwig Napoleon einen Staatsstreich wagen würde, dieser erfolgte jedoch am 2. Dezember 1851, und als der Präsident sich in den Kaiser Napoleon III. verwandelt hatte, ließ sich die Fürstin 1853 mit Zustimmung des Zaren bei Hofe vorstellen, eine Aufmerksamkeit, die ihr Napoleon nie vergessen hat. Als er sich bei dem Beginn des Krimkrieges auf die Seite der Türkei stellte, verließ die Fürstin im Februar 1854 Paris, ging nach Brüssel, wo sie sich sehr wenig gefiel, und im Sommer nach Schlangenbad; Bismarck, damals preußischer Bundestags-Gesandter, schrieb am 23. August an den Ministerpräsidenten Freiherrn von Manteuffel: die Fürstin arbeite im Umgange mit gewichtigen Bekannten eifrig für das französische Interesse und wirke dabei vielleicht um so sicherer, weil sie sorgsam den Schein ihrer Anhänglichkeit an Rußland zu wahren suche. Da ihre Gesundheit schwer litt, erlaubten ihr Nikolaus und Napoleon, noch während des Krieges nach Paris zurückzukehren, sie bezog am 1. Januar 1855 ihr altes Heim wieder, mußte aber vorerst ihren Verkehr nach außen beschränken, bis der Pariser Friede, den sie trotz aller Neigung für Frankreich als Demütigung Rußlands ansehen mußte, ihren Salon wieder zum Mittelpunkte der Weltdiplomatie werden ließ.

Nachdem sie im Juli 1856 einer Einladung der Witwe des Kaisers Nikolaus, dessen Tod sie tief bewegt hatte, nach Wildbad gefolgt war und ihr gewohntes Schlangenbad wieder aufgesucht hatte, kam sie im September nach Paris zurück; ihre Gesundheit war gebrochen, tiefe Niedergeschlagenheit und laute Trauer lösten einander ab, sie fürchtete zwar den Tod nicht, hing aber am Leben und hatte nie von Krankheit und von Tod wissen wollen. Sie traf alle Anordnungen für die Einkleidung und Ausstellung ihres Leichnams und verlangte, in der Schloßkirche zu Mesohten in Kurland neben ihrem Gatten und ihren zwei Söhnchen, deren Tod ich erwähnte, beigesetzt zu werden, wie es auch geschah. Lange hoffte sie auf die Kunst der Ärzte, endlich gab sie die Hoffnung auf Genesung auf, schloß mit dieser Welt ab und bereitete sich religiös zum Tode vor; am Vorabend ihres Endes sagte sie, es sei schade, wenn sie jetzt nicht sterbe, wo sie so gut vorbereitet sei. Ihr Sohn, Fürst Paul Christophorowitsch (ihr anderer Sohn Alexander, der sie besonders liebte, kam zu spät), ihr Neffe, Graf Konstantin Konstantinowitsch von Benckendorff — damals russischer Gesandter in Stuttgart —, und seine Gemahlin waren zu ihrer großen Freude an ihr Lager geeilt, Guizot zehrte an jedem Augenblick, den er noch mit ihr verleben durfte. Als sie am 25. Januar 1857 erfuhr, der österreichische Botschafter Baron Hübner sei im Salon, ließ sie ihn fragen, in welcher Stadt der Kongreß wegen der Neufchateler Frage abgehalten werden würde: so blieb sie ihren politischen Neigungen bis zuletzt treu, auch durch das Nahen des Todes unbeirrt. Und mit zitternder Hand nahm sie schriftlich von Guizot mit folgenden Worten Abschied: „Dank für zwanzig Jahre voll Neigung und Glück. Adieu! Adieu! Dorothea Lieven." Postskriptum: „Sie werden nicht ablehnen, meinen Wagen anzunehmen." In der Nacht vom 26. zum 27. Januar bat sie ihre Verwandten und Guizot, sich zur Ruhe zu begeben, da sie schlafen wolle; eine Stunde später, um Mitternacht, erlag sie der Brustentzündung. Guizot war wie vernichtet, er schrieb alsbald seiner ältesten Tochter: „Sie erlosch ohne Leiden, im Vollbesitze ihrer Seele, ihrer völlig heiteren Seele, die ebenso groß, wie ihr Esprit entzückend war. Ihre Eigenschaften gehörten zu ihr und entstammten ihrem Naturell, ihre Erziehung und ihr Verkehr verschuldeten ihre Fehler." Er hat sie niemals vergessen und ihr bis zum eigenen Tode (1874) treue Zuneigung bewahrt. Wer aber hätte sie auch mehr verdient als diese hochsinnige große Frau, die einem Thron zur Zierde gereicht hätte!





Peter Paul Rubens: Früchtekranz. (München, Pinakothek.)
(Nach einer Photographie von Franz Hanfstaengl in München.)

Peter Paul Rubens.

Von

Adolf Rosenberg.

I. (Nachdruck ist untersagt.)

Am Beginn eines Lebens, das sonst fast fünfzig Jahre lang in eitel Sonnenschein und Glück verflossen ist, spielte sich eine Tragödie ab, eine Familientragödie, die aus so ernsten und tiefen, anscheinend unlösbaren Konflikten erwuchs, daß ein moderner Dramatiker kaum etwas Ergreifenderes erfinden kann. Im Mittelpunkte dieser Tragödie steht Maria Pypelincx, die Mutter des großen Meisters, der wie nur noch vier andere neben ihm, Leonardo da Vinci, Michelangelo, Raphael und Rembrandt, die Jahrhunderte beherrscht hat und wie diese ihren Glanz auch noch in weitere Jahrhunderte hineinleuchten lassen wird. Jan Rubens, der Vater, ein Abkömmling von Lohgerbern und Krämern, der als der erste seines Geschlechtes die gelehrte Laufbahn eingeschlagen hatte und in Rom Doktor beider Rechte geworden war, hatte es nach der Rückkehr in seine Heimat bereits zu hohen Ehren gebracht, als eine politische Katastrophe über die ganzen spanischen Niederlande hereinbrach, am meisten über Antwerpen, die reiche Handelsstadt, den Sitz der Intelligenz und der religiösen Aufklärung. König Philipp II. hatte sich das gefügigste Werkzeug ausgewählt, als er den finsteren Fanatiker, den Herzog von Alba, an dem auch der freundlichste Historiker nicht einen liebenswürdigen Zug entdecken wird, zum Vollstrecker seiner Blutbefehle in die Niederlande sandte. Jan Rubens, der von 1562 bis 1567 Schöffe von Antwerpen war, also eine hohe Stellung in der städtischen Verwaltung bekleidete, stand in dringendem Verdacht, es mit den Geusen und somit auch mit den Protestanten zu halten, und dieser Verdacht mußte gerechtfertigt sein; denn schon 1568 verließ Jan Rubens, der sich 1561 mit Maria Pypelincx vermählt hatte, Antwerpen und ließ sich in Köln nieder. Bald nach seinem Scheiden

von seiner Vaterstadt erschien auch die Liste derer, die der Herzog von Alba verbannt hatte, weil er sie aus Mangel an greifbaren Gründen nicht hängen lassen konnte, und auf dieser Liste stand auch der Name von Jan Rubens.

Dieser hatte inzwischen in Köln so viel Ansehen durch seine Thätigkeit als Rechtsanwalt gewonnen, daß — zu seinem Unglück — das Auge einer hohen Klientin auf ihn fiel, die nicht bloß an dem geschickten Sachwalter, sondern auch an dem Manne Gefallen fand. Wie er aussah, wissen wir nicht mit Bestimmtheit zu sagen. Der Überlieferung nach sollen sich freilich die Züge des Vaters und der Mutter in einigen Bildern, selbst in Porträtskizzen des Sohnes erhalten haben. Sie stammen aber aus einer Zeit, wo dem Sohn längst die Erinnerung an seine Jugendzeit entschwunden sein mußte. Die hohe Klientin, die eine so unheilvolle Wendung in den Schicksalen der Familie Rubens herbeiführte, war die Gemahlin des Prinzen Wilhelm von Oranien, Anna von Sachsen. Sie lebte von ihrem Manne getrennt, trotzdem aber in beständigem Krieg mit ihm, weil sie ihr Heiratsgut und wohl noch manches andere heraushaben wollte. Der Oranier, der damals das Vertrauen und die Hoffnung der Niederlande war, die mit zäher Energie dem katholischen Spanien Trotz bieten wollten, hatte anderes zu thun, als sich um die Streitigkeiten mit einer Frau zu kümmern, die als irrsinnig galt und auch im Irrsinn gestorben ist. Aber sein Bruder, der Graf von Nassau, war eifriger als er selbst. Vielleicht hatte er ihn aber auch zum Vertreter seiner Interessen bestellt. Als Jan Rubens sich einst im Frühjahr 1571 von Köln nach Siegen im Nassauischen begab, wo die Prinzessin von Oranien inzwischen ihren Wohnsitz genommen hatte, wurde er von den Häschern des Grafen von Nassau überfallen und als Gefangener nach dem Schlosse zu Dillenburg gebracht. Erst nach Wochen erfuhr seine Frau davon und damit zugleich von dem sträflichen Verhältnis, in das sich ihr schwacher Gatte aus unerklärlichen Beweggründen — denn Anna von Sachsen war weder schön, noch anmutig, noch reich — verwickelt hatte. Vielleicht hatte ihn nur die Eitelkeit dazu getrieben, das Behagen, etwas an dem Intriguenspiel der Großen dieser Welt teil zu nehmen, und von den vielen Schwächen seines Charakters ist diese glücklicherweise die einzige, von der auch etwas auf seinen berühmten Sohn übergegangen ist.

Um so größer und heldenhafter erwiesen sich in dieser Not der Charakter und die Seelengröße der Frau Maria Rubens. Nicht nur daß sie, ohne erst eine Kunde von ihrem Manne abzuwarten, diesem den Fehltritt und die Versündigung gegen sie vergab, sprach sie ihm auch Trost und Mut zu und war unablässig in Bittschriften und Geldopfern, um die Befreiung ihres Mannes zu erwirken. Viele dieser Briefe und sonstigen Schriftstücke sind erhalten; aber man braucht nur wenige Sätze zu lesen, um zu wissen, von welchem Geiste diese Frau erfüllt war. „Wie sollte überhaupt," so schrieb sie an den Gefangenen nach seiner Einkerkerung, „bei unserer früheren so langen Freundschaft jetzt so großer Haß entstehen, daß ich nicht eine kleine Missethat gegen mich vergeben könnte, klein im Vergleich zu den mannigfachen großen Missethaten, um welche ich alle Tage Vergebung von meinem himmlischen Vater erflehen muß, und zwar mit der Bedingung, wie auch ich vergebe jenen, die mir Übles thun? Sollten wir sein wie der schlechte Verwalter (im Evangelium), dem so viele große Schulden von seinem Herrn nachgelassen worden waren, und der seinen Bruder eine kleine Summe bis auf den letzten Pfennig zu bezahlen zwang?" Spricht aus diesen großherzigen Worten nicht der echt protestantische Geist einer edlen Frau, die gewohnt ist, in der Bibel zu lesen und daraus die praktische Moral des Christentums zu lernen, die der Fürbitte keines Heiligen, die überhaupt keiner Vermittelung bedarf, wenn sie mit ihrem Gott Zwiesprach halten will?

Erst im Jahre 1573 gelang es dieser seltenen Frau, die Freilassung ihres Gatten gegen eine aus ihrem eigenen Vermögen gestellte Kaution von achttausend Thalern zu erzielen, aber nur unter der Bedingung, daß Jan Rubens die kleine westfälische Stadt Siegen, die ihm zum Aufenthaltsorte angewiesen worden war, nicht verlasse. Dort



Peter Paul Rubens: Rubens und Isabella Brant in der Laube. (München, Pinakothek.)
(Nach einer Photographie von Franz Hanfstaengl in München.)

lebte die Familie von den Zinsen dieser Kaution, die bei den durch die kriegerischen Unruhen veranlaßten beständigen Geldverlegenheiten des Grafen Johann von Nassau sehr unregelmäßig oder auch gar nicht bezahlt wurden, und hier, in Siegen, ist Peter Paul Rubens Ende Juni 1577 geboren worden. Der Tag steht nicht ganz sicher fest. Nach einem italienischen Kunstschriftsteller, der vielleicht von Rubens selbst in Rom seine Mitteilungen erhalten hat, soll es der 29. Juni gewesen sein. Da er auch

nach den beiden Apostelfürsten Petrus und Paulus, deren Fest am 29. Juni gefeiert wird, getauft worden ist, hat man sich darum allgemein auf den 29. Juni geeinigt. Eine Zeit lang wurde auch Köln oder Antwerpen als Geburtsort des großen Künstlers genannt, und namentlich die Lokalforscher der Scheldestadt boten 1877, bei der dreihundertjährigen Jubelfeier zu Ehren des Meisters, eine Fülle von Dokumenten und eine noch größere von phantastischen Kombinationen auf, um den größten Künstler vlämischer Abkunft auch äußerlich ganz und gar für Antwerpen zu retten. Aber jene Gelegenheitsschriften sind heute vergessen, und uns Deutschen ist es weder damals in den Sinn gekommen, noch wird es heute einfallen, Rubens für uns in Anspruch zu nehmen. Er ist, trotzdem daß er in Siegen geboren und in Köln erzogen worden ist, ein Vlame durch und durch. Wie alle großen Künstler gehört er überdies der ganzen Welt, die ihn versteht und liebt. Auf die Entwickelung seiner Künstlerschaft hat jedenfalls der Ort seiner Geburt nicht den geringsten Einfluß geübt.



Peter Paul Rubens: Die Verkündigung Mariä. (Wien, Kaiserl. Galerie.)

Schon im Jahre nach seiner Geburt gelang es den Eltern, sich durch Aufopferung



Peter Paul Rubens: Madonna mit Heiligen. (Grenoble.)

eines beträchtlichen Teiles der Kaution die Erlaubnis zu verschaffen, ihren Wohnsitz in Köln nehmen zu dürfen, und hier hat Peter Paul, wie er selbst in einem Briefe bezeugt hat, seine Jugend verlebt, die ersten zehn Lebensjahre bis zum Tode seines Vaters. Daß er in Siegen geboren worden, war ihm vielleicht selbst ein Geheimnis geblieben. Die

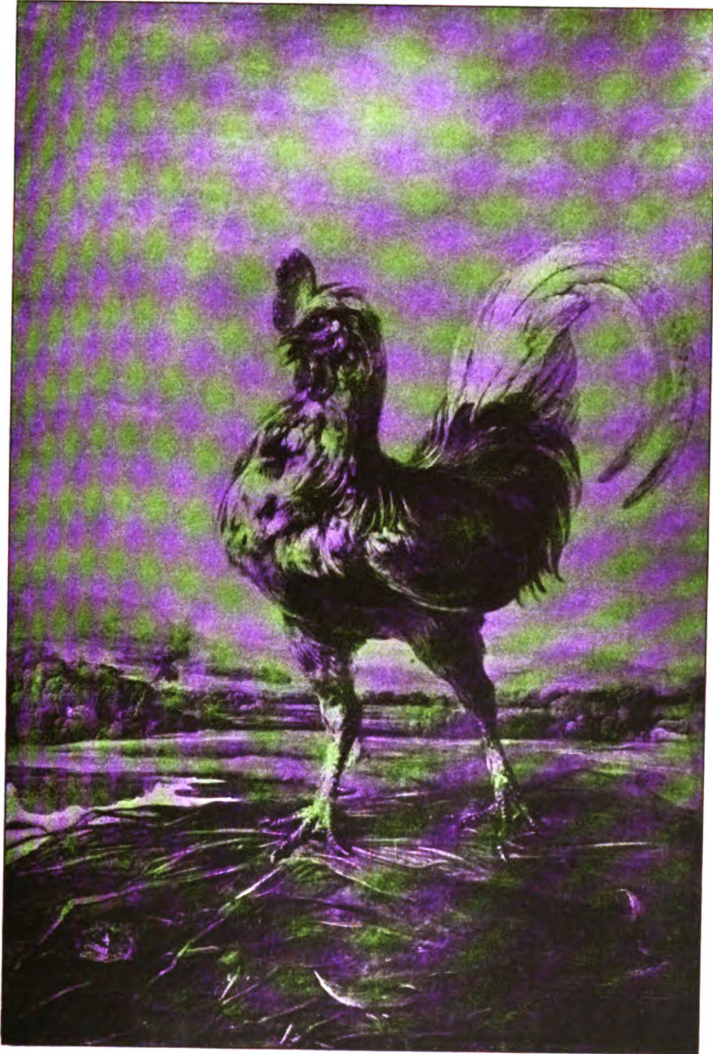
Mutter, die ihren Gatten um zwanzig Jahre überlebte, hatte gute Gründe, in ihren Kindern die Erinnerung an das Unglück ihres Lebens erlöschen zu sehen, und als die Kinder zum Bewußtsein ihrer selbst, zu eigenem Denken und Fragen herangewachsen waren, stillte die für die Zukunft ihrer Kinder besorgte Frau diese Fragen durch ein Märchen, das zuletzt Geschichte geworden ist. Diese Geschichte hat der Neffe des Meisters, Philipp Rubens, in einer in ciceronianischem Latein geschriebenen, aus den Familienpapieren geschöpften Biographie des Künstlers überliefert, die in allen Teilen durch zahlreiche Dokumente als richtig erprobt worden ist, nur nicht in der Angabe über den Geburtsort. Danach ist Peter Paul in Köln geboren worden, wohin sich sein Vater „wegen der bürgerlichen Unruhen“, die in Belgien ausgebrochen waren, zurückgezogen hatte.

In allen übrigen Punkten dürfen wir also dieser Lebensbeschreibung volles Vertrauen schenken. Wie sie berichtet, ist der junge Peter Paul ein frühreifes Kind gewesen, das in der Schule so rasch vorwärts kam, daß es „bald die Altersgenossen mit Leichtigkeit übertraf.“ Wenn die Eltern des großen Meisters wirklich, wie es uns sehr wahrscheinlich ist, Protestanten gewesen sind, so werden sie es, nach so vielen Unglücksfällen, in Köln schon um der Zukunft ihrer Kinder willen im tiefsten Geheimnis ihrer Herzen bewahrt haben. Ihre Söhne Philipp und Peter Paul sind auch sicherlich in Köln bei den Jesuiten in die Schule gegangen, und als die Mutter im Sommer 1587 endlich wieder nach Antwerpen zurückkehren durfte, wird der Unterricht der Knaben dort in einer Schule fortgesetzt worden sein, die unter der Aufsicht der Jesuiten stand. Mit den Brüdern aus der Gesellschaft Jesu ist denn auch Peter Paul sein Leben lang gut Freund geblieben. Der Vorteil war jedoch auf beiden Seiten. Die Jesuiten waren erst am Anfang ihres Werkes, alle Geister und Seelen in ihre Knechtschaft zu zwingen, und für ihre Propaganda war ihnen Rubens mit seiner Kunst eine wertvolle Hilfe, die sie freilich anständig bezahlen mußten, da Rubens nicht mit sich handeln ließ. Ob er aber auch im Geiste einer der Ihrigen gewesen ist, kann weder bewiesen noch bestritten werden. Es ist sicher anzunehmen, daß Rubens den äußeren Geboten der katholischen Kirche den Gehorsam nicht verweigert hat. Für seine persönliche Meinung liegt aber nicht das geringste Zeugnis vor, obwohl er uns fast zweihundert Briefe hinterlassen hat, in denen von allen Dingen die Rede ist, nur nicht von Religion. Einen Schluß darf man daraus jedenfalls ziehen, nämlich den, daß ihm die religiöse Phrase als überflüssig oder gar als verhaßt erschienen ist. Er machte wohl immer eine tiefe Reverenz vor allen Heiligtümern, er zeichnete in Rom ein wunderbares Bildnis Christi, das damals für das echteste und vollkommenste gehalten wurde, und er interessierte sich auch gelegentlich für eine Untersuchung, in der über die Echtheit der verschiedenen in Kirchen aufbewahrten Grabtücher Christi gestritten wurde; im Grunde genommen stand er aber allen diesen Dingen mit der kühlen Überlegenheit des humanistisch gebildeten Altertumsforschers gegenüber, dem die religiösen Nebenzwecke nicht viel neben seinem Forschungstrieb bedeuteten.

Auch aus seinen eigenen religiösen Bildern darf man keinen Schluß auf seine religiöse Gesinnung ziehen. Er hat Bilder voll mystischer Verzückung und voll von Verherrlichung widerstandslosen Märtyrertums gemalt, die den Jesuiten eine innige Freude bereitet haben; er hat aber auch mit derselben Hingabe an seine Kunst, mit demselben leidenschaftlichen, den Künstler willenlos hinreißenden Eifer wilde Bacchanale und Scenen aus der griechisch-römischen Geschichte und Mythologie gemalt. Ein Martyrium des heiligen Petrus oder Livinus enthält gerade so viel tragisches Pathos wie die Todesweihe des römischen Konsuls Decius Mus.

Bald nach Übersiedelung der Familie nach Antwerpen erkannte Frau Maria Rubens die Notwendigkeit, die Kosten ihres Haushaltes zu verringern und wenigstens ihre beiden Söhne aus dem Hause zu eigenem Broterwerb zu geben. Der junge Peter Paul trat um 1590 als Page in den Hofhalt einer Frau Margarete von Ligne, der Witwe des Grafen Philipp von Lalaing, ein. Aber lange behagte es ihm in dieser

höfischen Dienststellung nicht, schon darum nicht, weil, wie es in der Lebensbeschreibung von der Hand seines Neffen heißt, „ihn sein Geist zum Studium der Malerei trieb.“ Großer Geldmittel dazu wie heute bedurfte es damals nicht. Die Kunstjünger erhielten von den Meistern, bei denen sie — gewöhnlich schon sehr frühzeitig — gerade wie bei uns die Handwerkslehrlinge in die Lehre traten, Wohnung und Kost und mußten dafür wacker arbeiten, sobald sie etwas konnten, vornehmlich an den Bildern ihrer Meister mithelfen. Rubens selbst hat dieses Lehrlings- und Gehilfenwesen später in großem Maßstabe betrieben. Er hat nacheinander drei Lehrer gehabt, zuerst den Landschaftsmaler Tobias Verhaeght, von dem er die Liebe zur Landschaftsmalerei eingesogen, die ihn sein ganzes Leben hindurch begleitet hat, dann den Historienmaler Adam van Noort, der auch der Lehrer eines anderen Großmeisters der Antwerpener Schule, des Jakob Jordaens, gewesen ist, und zuletzt den fein gebildeten, auch als Dichter hervorragenden Otto van Veen, der zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts ungefähr den Höhepunkt der Antwerpener Malerei bezeichnete. Was Rubens von ihm noch lernen konnte, erwarb er sich schon in zwei Jahren. Denn im Jahre 1598 wurde er bereits als Freimeister in die Lukasgilde aufgenommen, was ihn nach den Satzungen der Zunft zu selbständiger Thätigkeit in eigener Werkstatt und zur Annahme von Lehrlingen berechtigt hätte. Aber Rubens zog es vor, noch zwei Jahre bei Otto van Veen zu arbeiten, weil er gar nicht mit der Absicht umging, in Antwerpen zu bleiben. Wie seit fast hundert Jahren alle vlämischen Künstler trieb es ihn nach Italien, nach Rom, wo man allein aus dem Quell der wahren Kunst schöpfen konnte. Aus zweiter Hand hatte er die italienische Kunst durch seine Lehrmeister kennen gelernt. Aber die Kunst eines Michelangelo und eines Raphael war in den Händen der vlämischen Maler zu einem Ding von einem Schwulst und einer Manieriertheit geworden,



Peter Paul Rubens: Der Hahn und die Perle. (Aachen, Suermondt-Museum.)

die für unsere Augen geradezu unerträglich sind, so daß uns diese ganze Epoche der vlämischen Malerei als die ödeste erscheint. Auch der junge Rubens war von diesen schädlichen Einflüssen nicht freigeblieben. Das zeigt das einzige Bild, von dem wir mit Sicherheit wissen, daß er es in Antwerpen vor seiner Abreise nach Italien gemalt hat, eine „Verkündigung Mariä“, die sich jetzt in der Kaiserlichen Galerie zu Wien befindet (Abbild. S. 36). Wenn nicht die Engelsbübchen droben in der Luft wären, die sichtlich nach der Natur gemalt sind, würde man auf diesem Bilde keine Spur von dem künftigen Rubensstil finden.

Sein noch in einer Abschrift vorhandener Paß für die Reise nach Italien ist vom 8. Mai 1600 datiert, und am Tage darauf verließ er Antwerpen. In Venedig, wohin er vermutlich durch Deutschland gekommen war, wollte er seine erste Station machen; aber er konnte sich kaum unter den Bildern der venetianischen Meister etwas umgesehen haben, als sich sein Schicksal bereits in einer Weise entschied, die die ganze Zeit seines Aufenthalts in Italien bestimmte. Der Zufall fügte es, daß er in einer Herberge mit einem Edelmann vom Hofe des kunstliebenden Herzogs Vincenzo Gonzaga von Mantua, der sich gerade damals — im Juli — in Venedig aufhielt, zusammenkam und diesem einige Zeichnungen von seiner Hand vorwies, die der mantuanische Edelmann wieder seinem Herzog zeigte. Dieser fand an den Zeichnungen, vielleicht auch an Rubens selbst, solchen Gefallen, daß er ihn als seinen Hofmaler gewann und mit sich nach Mantua nahm. Hier hatte Rubens sofort das Glück, in eine völlig neue Welt zu treten. Wie mit einem Zauberschlage war er aus dem engen, durch die Kriege halbverödeten Antwerpen in das glänzende Leben eines italienischen Fürstenhofes versetzt worden, dessen Herr einer der letzten in der Reihe der Dynasten war, die ihre prunkvolle Lebensführung auch mit den edelsten Blüten der Kunst schmückten. Teils aus der Erbschaft seiner Vorfahren, teils aus eigenen Mitteln hatte der Herzog in seinen prächtigen, von Giulio Romano mit vielbewunderten Fresken gezierten Palästen eine Fülle von Werken der Malerei und Plastik vereinigt, auch der antiken Kunst, die Rubens hier zum erstenmal kennen lernte, und die auch bald auf seine Studien und seine eigenen Werke starken Einfluß gewann. Unter den Malern, die er hier in aller Muße studieren konnte, fesselten ihn ebensosehr der farbenfreudige Tizian wie der strenge, ernste Mantegna, von denen er mehrere Bilder kopiert hat. Diese noch erhaltenen Kopien sind von nicht geringem Interesse, weil sie erkennen lassen, daß Rubens seine Vorbilder mit eigenen Augen ansah, sie durchaus selbständig behandelte und sie nach seinem aufs Große gerichteten Formensinn ummodelte. Am stärksten von allen Malern, deren Werke er in Mantua zu sehen bekam, hat aber damals Giulio Romano auf ihn eingewirkt. Seine und seiner Schüler Fresken vermittelten ihm zuerst die richtige Kenntnis von Michelangelo und Raphael, aus denen sich Giulio den Stil seiner späteren Jahre zusammengemischt hatte, aber so, daß Michelangelo in dieser Mischung überwog.

Der Herzog von Mantua war seinem Hofmaler ein gnädiger Herr. Als Künstler scheint er ihn hauptsächlich zur Ausführung von Bildnissen seiner Person und der Mitglieder seiner Familie und zur Anfertigung von Gemälden zu Geschenken für befreundete Höfe verwendet zu haben. Nur einmal ließ er ein Gemälde in großem Stil durch ihn ausführen, ein Altarwerk mit der die Herzogsfamilie beschützenden heiligen Dreifaltigkeit in der Mitte, das zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts von den Franzosen arg mißhandelt und in einzelne Stücke zerstreut worden ist, von denen nur eins, die Hauptgruppe mit den Bildnisfiguren, in Mantua geblieben ist. Im übrigen ließ der Herzog seinem Maler volle Freiheit, was dieser selbst noch zwanzig Jahre später, als er von der Plünderung Mantuas durch die Kaiserlichen erfuhr, in einem Briefe an einen gelehrten Freund nachdrücklich bezeugte mit dem Bemerken, daß er „von seiten des erlauchten Fürsten jedwede gute Behandlung erfahren habe.“ Schon im Sommer des Jahres 1601 erteilte der Herzog seinem Maler einen längeren Urlaub nach Rom, weil dieser von seinem Landesherrn, dem Statthalter der Niederlande Erzherzog Albert, einen ehrenvollen Auftrag erhalten hatte:

die Ausführung eines großen Altarwerkes für die Kapelle der heiligen Helena in der Kirche Santa Croce in Gerusalemme. Das Mittelbild sollte natürlich die wunderbare Auffindung des Kreuzes Christi durch die heilige Helena, die Mutter Konstantins des Großen, darstellen, während auf den Seitenbildern die Dornenkrönung und die Aufrichtung des Kreuzes mit dem Heiland geschildert werden sollten. Auch diesem Hauptwerk, das der junge Rubens in Italien unmittelbar unter der fast überwältigenden Fülle der in Rom empfangenen Eindrücke ausgeführt hat, ist von der späteren Zeit übel mitgespielt worden. Im Anfang unseres Jahrhunderts galten diese drei Bilder



Peter Paul Rubens: Die Amazonenschlacht. (München, Pinakothek.)
(Nach einer Photographie von Franz Hanfstaengl in München.)

der Kirche, der sie ein frommer, hochgeborener Herr, der sogar Kardinal gewesen, gestiftet hatte, so wenig, daß sie nach London verkauft wurden, und von da kamen sie nach verschiedenen Schicksalen in die Kapelle des Hospitals in Grasse in Südfrankreich. Viel von Rubens eigener Hand ist an diesen Bildern nicht mehr zu finden.

Erst zu Anfang des Jahres 1603 kehrte Rubens nach Mantua zurück, weil ihn der Herzog mit einer Sendung betrauen wollte, die einen gewandten Mann und einen Künstler zugleich erforderte. Der Herzog hatte Ursache, sich dem König von Spanien gefällig zu erweisen, und zu diesem Zweck sandte er einige Hofbeamte, unter ihnen auch Rubens, nach Spanien, um dem König Philipp III. kostbare Geschenke zu überbringen, unter denen edle Pferde, Karossen und italienische Bilder die Hauptrolle spielten. Rubens hatte, wie aus den Briefen, die er nach Mantua sandte, hervorgeht, die ganze Expedition zu überwachen, und da er einmal die Verpflichtung übernommen hatte, that er es auch als ganzer Mann. Er hatte von Genua aus eine sehr schlimme Seefahrt zu überstehen, die nicht bloß den Pferden, sondern auch den Bildern geschadet hatte. Zwei von diesen waren so verdorben, daß Rubens schnell einen Ersatz schuf, indem er zwei Bildnisse der Philosophen Heraklit und Demokrit malte. Der spanische Hof war zu jener Zeit immer auf Reisen, und es dauerte darum mehrere Monate, ehe Rubens sich in Valladolid seiner Mission entledigen konnte. Als Künstler hatte er von dieser drangsalsvollen Reise gewiß nicht viel gehabt, aber er hatte doch wieder ein Stück Welt gesehen, was in jener Zeit für junge Künstler eine sehr schwierige Sache war.

Damals war aber nicht Madrid, sondern Rom die Centralsonne, in der sich Rubens allein wohl fühlte. Immer wieder gelang es ihm, von dem Herzog, bei dem er sich nebenbei in der Person eines einflußreichen Gönners, des herzoglichen Ministers Chieppio, einen fast stets wirksamen Fürsprecher gewonnen hatte, neuen Urlaub nach Rom zu erhalten. Neben dem gewaltigen Kunstleben, das aus Altem und Neuem da auf ihn eindrang, zogen ihn auch die innigsten Familienbande nach der Stadt, in der sich klassisches Altertum und neue Kunst zu engem Bunde die Hände gereicht hatten. Sein älterer Bruder Philipp hielt sich in Rom auf, um seine klassischen Studien zu fördern, und bald fanden sich die Brüder in gemeinsamer Arbeit zusammen. Peter Paul wurde dabei ebensosehr von rein antiquarischen wie von künstlerischen Interessen geleitet. Indem er für seinen Bruder, der sich mit einem Werk über römische Altertümer beschäftigte, antike Bildwerke zeichnete, empfing er selbst fruchtbare Keime für seine eigene Kunst. Was er von Statuen, Gruppen und Reliefs sah und nachbildete, diente nicht bloß zur Bereicherung seines Wissens, sondern mehr noch zur Bereicherung und Vertiefung seiner Kunst. Er war der lateinischen Sprache so mächtig geworden, daß er sich damals im Kreise der Gelehrten, mit denen sein Bruder verkehrte, mündlich und schriftlich darin ausdrücken und sogar noch dreißig Jahre später lateinische Abhandlungen über antike Statuen schreiben konnte.

Was er in jener Zeit seines Aufenthalts in Rom, der sehr oft durch Reisen nach Mantua und durch andere Reisen im Gefolge seines Herzogs bis nach Mailand und Genua unterbrochen wurde, in sich aufgenommen und verarbeitet hat, geht ins Unermeßliche. Er hat fast die ganze Thätigkeit seines späteren Lebens damit befruchtet; aber die Keime, die jene glücklichen Jahre in ihn gepflanzt hatten, kamen nur allmählich zur Entwickelung und zur Reife.

Von den selbständigen Werken, die er in Italien geschaffen hat, ist nur sehr wenig übrig geblieben. Außer jenen beiden schon erwähnten Altarwerken wurde ihm später noch ein drittes übertragen, eine Madonna mit dem Kinde, die, einem Bilde gleich, von einem steinernen Rahmen eingeschlossen ist, der von schwebenden Engeln mit einer Guirlande bekränzt wird. Unten sieht man sechs gewaltige Gestalten von Heiligen, in der Mitte den heilig gesprochenen Papst Gregor und die heilige Domitilla, links die beiden als Märtyrer gestorbenen römischen Soldaten Maurus und Papianus, rechts die heiligen Nereus und Achilleus (Abbild. S. 37). Das Bild war für den Hochaltar der von dem humoristischen Volksheiligen Roms, dem Filippo Neri, erbauten Kirche Santa Maria



Peter Paul Rubens: Die Löwenjagd. (München, Pinakothek.)
(Nach einer Photographie von Franz Hanfstaengl in München.)

in Vallicella (das heißt in der Niederung) bestimmt, die heute, nach Niederlegung eines Gewirrs von schmutzigen Häusern an engen Gassen, ihre stolze Fassade dem Corso Vittorio Emanuele zukehrt. Zu jener Zeit war die Kirche durch ihre Umgebung von Licht



Peter Paul Rubens: Kreuzaufrichtung. (Antwerpen, Kathedrale.)
(Nach einer Photographie von Braun, Clément u. Cie. in Dornach i. E., Paris und New-York.)

und Luft abgeschlossen, und als Rubens sein Bild auf dem Hochaltar aufstellen wollte, ergab es sich zu seinem Schmerz, daß die schöne glänzende Malerei, auf die er so viel Fleiß verwandt hatte, ganz und gar nicht zur Geltung kam. Das Bild war auf Leinwand gemalt, und dadurch entstanden allerlei störende Reflexe, die die Wirkung verdarben. Schnell entschlossen zog er das Bild zurück und malte an seiner Stelle ein dreiteiliges Altarbild auf Schiefer, der das Licht bei weitem nicht so zurückstrahlt wie



Peter Paul Rubens: Kreuzabnahme. (Antwerpen, Kathedrale.)
(Nach einer Photographie von Braun, Clément u. Cie. in Dornach i. E., Paris und New-York.)

die Leinwand. Die Komposition wurde danach in drei Teile zerlegt, so daß das Madonnenbild in der Mitte blieb, unten aber noch von einer zweiten Reihe von Engeln umgeben wurde, die acht Heiligen aber zu je vieren auf die Seitenbilder verteilt wurden. In dem Ölbilde wie in dem dreiteiligen Altargemälde hat Rubens versucht, die Majestät der Antike mit dem Zauber venetianischen Kolorits zu umkleiden. Es ist ihm beide Male gelungen, und es liegt nur an der malerischen Technik, wenn in den

Kirchenbildern die erhabene Feierlichkeit der Heiligengestalten, in dem Ölgemälde der malerische Reiz mehr in den Vordergrund tritt. Das Ölgemälde hat ein seltsames Schicksal gehabt. Rubens bot es seinem Herrn zum Kauf an. Aber der Herzog Vincenzo Gonzaga interessierte sich mehr für Bildnisse schöner Frauen als für die Märtyrer und Heiligen. Da Rubens zu plötzlicher Abreise gezwungen war, mußte er das Bild im Stich lassen. Später aber, als er sich, ganz gegen seine Absicht, zu seiner Niederlassung in Antwerpen entschlossen hatte, ließ er sich alle seine Habe kommen, und für dieses Gemälde fand er den schönsten Platz auf dem Altar des heiligen Sakramentes in der Michaelsabteikirche in Antwerpen, in der seine Mutter ihre letzte Ruhestätte gefunden hatte. Das Bild ist aber leider nicht dort geblieben. Im Jahre 1794 entführten es die Franzosen, und ein unglücklicher Zufall hat es gefügt, daß es nicht in das Louvremuseum in Paris, sondern in das Museum der südfranzösischen Stadt Grenoble gekommen ist. So blieb es unbemerkt, als die Franzosen nach dem Sturze Napoleons einen großen Teil ihrer Kunsträubereien herausgeben mußten.

Auch das Bild der „Beschneidung Christi" auf dem Hochaltar in der Kirche San Ambrogio in Genua ist von Rubens noch in Italien gemalt worden. Die Hüter der Kirche haben es nicht geachtet. Die von den Altarkerzen kommende Hitze hat es im Verein mit dem Rauch so völlig verunstaltet, daß man nur noch undeutlich erkennen kann, daß hier die Helldunkelmalerei Correggios Rubens beeinflußt hat, insbesondere — auch in der Komposition — die berühmte „Heilige Nacht" in der Dresdener Galerie.

Es giebt noch viele Bilder unseres Meisters in Italien, aber von keinem ist mit vollkommener Sicherheit zu sagen, ob es Rubens noch in Italien gemalt hat oder ob es nicht aus seiner späteren Zeit stammt. Er hatte sich in Rom, besonders aber in Genua, Freunde und Gönner gewonnen, die noch bis in die zwanziger Jahre des siebzehnten Jahrhunderts hinein mit ihm in Zusammenhang blieben. Aber von einem, freilich nicht in Italien gebliebenen Bilde ist es sicher, daß es noch dort gemalt worden ist. Es stellt das Honorar des Künstlers an einen Arzt, den Doktor Johannes Faber aus Bamberg, dar, der im Jahre 1606 den an schwerer Brustfellentzündung Erkrankten, wie der Arzt selbst erzählt, „mit Gottes Hilfe" wiederhergestellt hat. Das Bild ist durch die wunderbaren Zufälligkeiten des modernen Kunsthandels in den Besitz des Herrn Suermondt gekommen, der es dem von ihm begründeten Museum in Aachen vermacht hat (Abbild. S. 39). Nach einer alten Fabel findet der gravitätisch einherschreitende Hahn im Mist eine Perle. Der Hahn ist der Vogel des Äskulap, des antiken Schutzpatrons aller Heilkünstler, und damit mag vielleicht der junge Rubens im Übermut seiner wiedergewonnenen Kraft seinen Helfer gemeint haben. Bei der Perle, die aber auf dem Bilde zu einem geschliffenen Edelstein geworden ist, hat er dann an sich gedacht.

Es wäre dem jungen Künstler schwerlich eingefallen, Italien, wo sich ihm so viele Aufträge boten und wo die Erde unablässig neue Schätze antiker Kunst herausgab, zu verlassen, wenn ihn nicht plötzlich die Nachricht von der schweren Erkrankung seiner Mutter in die Heimat gerufen hätte. Als er am 28. Oktober 1608 in den Sattel seines Reitpferdes stieg, hatte er noch schnell an den Geheimsekretär des Herzogs, seinen Gönner Chieppio, geschrieben und ihm die Versicherung gegeben, daß er bald wieder in den Dienst seines Herzogs zurückkehren würde. Er hat sein Versprechen nicht eingelöst. Er ist auch niemals wieder nach Italien gekommen, obwohl er später weite Reisen nach Frankreich, Spanien und England gemacht hat. Man möchte darin eine Fügung des Schicksals erblicken. Ein Mann von Rubens' Kraft wäre vielleicht, wenn er abermals nach Italien gegangen und dort geblieben wäre, ein zweiter Michelangelo geworden. Durch die Berührung mit seiner mütterlichen Erde gewann und erhielt er aber wie Antäus, der Riese der griechischen Mythologie, eine urwüchsige Kraft, die ihn erst zu einer künstlerischen Persönlichkeit, dann auch zu einem Riesen in seiner Kunst gemacht hat, der in seiner Zeit nicht seinesgleichen hatte, auch in Rembrandt nicht, der



Peter Paul Rubens: Madonna in der Blumenguirlande. (München, Pinakothek.)
(Nach einer Photographie von Franz Hanfstaengl in München.)

sein Leben im Vergleich zu Rubens in engem Kreise, zuletzt in einsamem Dunkel zugebracht hat.

* *
*

Als Rubens in Antwerpen eintraf, fand er seine Mutter nicht mehr am Leben. Der jähe Abschied von dem Teuersten, das er damals besaß, erschütterte ihn so tief, daß er sich, wie seine Biographen erzählen, eine Zeitlang in die Einsamkeit zurückzog. Aber bald siegte seine Lebens- und Schaffenskraft, und er schickte sich bereits zur Rückkehr nach Italien an, als das Statthalterpaar in Brüssel, Erzherzog Albert und seine Gemahlin Isabella, beschloß, den schon berühmt gewordenen Künstler an ihren Hof zu fesseln. Sie ernannten ihn zu ihrem Hofmaler und „banden ihn," wie sein Neffe in der lateinischen Lebensbeschreibung erzählt, „mit goldenen Ketten," was insofern buchstäblich zu nehmen ist, als Rubens wirklich durch eine goldene Gnadenkette mit dem Bildnis des Statthalters ausgezeichnet wurde. Diese Gnadenketten wurden damals wie Ordensauszeichnungen, denen sie gleichkamen, um den Hals getragen. Nur dem Wunsche des Statthalterpaares, auch persönlich ihrem Hofstaat anzugehören, gab Rubens nicht nach. Er wollte, um frei schaffen zu können, höfischer Verpflichtungen ledig bleiben und bedang es sich aus, seinen Wohnsitz in Antwerpen behalten zu dürfen. Bald sollte ihn auch noch ein stärkeres Band wieder mit der Heimat verknüpfen. Rubens' Bruder Philipp, der inzwischen Sekretär der Stadt Antwerpen geworden war, was etwa der heutigen Stellung eines Stadtsyndikus entspricht, war mit einer der Töchter seines Kollegen de Moy vermählt, und deren Schwester Clara besaß aus ihrer Ehe mit Jan Brant eine Tochter Isabella, deren Jugend und Anmut Rubens

so bezauberten, daß er beschloß, mit ihr durchs Leben zu gehen. Am 13. Oktober 1609 wurden beide ein Paar, und seitdem erscheint das Bildnis der Isabella Brant über zwanzig Jahre lang auf fast allen Bildern, die Rubens in dieser Zeit gemalt hat. Wir lernen die lieblichen Züge, das anmutige, nach unten etwas spitz zulaufende Oval des Angesichts, das durchaus nicht den höchsten Ansprüchen an Schönheit und Ebenmaß entspricht, zum erstenmal auf dem von dem jungen Ehemann gemalten Doppelbildnis kennen, das beide in zärtlichem Beisammensein auf einer Bank unter blühendem Geißlaub darstellt (Abbild. S. 35). Beide sind gar prächtig nach der spanischen Mode, die im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts die Welt beherrschte, in Seide, Atlas, Sammet und Spitzen gekleidet. An Spitzen konnte man sich damals in Brabant etwas leisten. Aber es fehlt auch nicht an Gold und Geschmeide. Rubens hatte zwar noch keine Reichtümer gesammelt, aber er hatte bereits einige lohnende Aufträge erhalten, darunter auch einen von dem erzherzoglichen Paar, ein großes Altarwerk zu Ehren des heiligen Ildefonso, dessen Ausführung er aber fast um ein Vierteljahrhundert verzögerte, weil sehr bald eine Überhäufung mit Aufträgen folgte.

Zunächst mußte er bei seinem Schwiegervater wohnen, und in dessen Hause entstanden seine ersten Meisterwerke, die er fast zugleich in Angriff nahm und vollendete: eine „Anbetung der heiligen drei Könige", die der Magistrat der Stadt Antwerpen zur Ausschmückung des Rathauses bei ihm bestellt hatte, und die berühmte „Kreuzaufrichtung" für die St. Walburgiskirche (Abbild. S. 44). Auch diese beiden Bilder haben unter der Unbill der Zeiten so arg gelitten, daß man nur noch ihre Komposition beurteilen und danach auch bewundern kann. In der „Kreuzaufrichtung" wirken noch die Eindrücke, die Rubens in Italien empfangen hatte, in voller Stärke nach. Mit ungestümer Kraft wollte er seinen Landsleuten schon auf einem einzigen Bilde zeigen, was er von Michelangelo, von den Caracci und von Caravaggio zusammen gelernt hatte. Sie beherrschten damals sein künstlerisches Schaffen mehr als die Venetianer, die sich zwar gelegentlich auch zu Kompositionen von starker dramatischer Wirkung aufrafften, deren Wesen jedoch einen träumerischen, mehr beschaulichen Grundzug hatte, mit dem sich ein Streben nach reichem, aus der Tiefe glühendem Kolorit zu einer sanften Harmonie verband. Bei Rubens trat dieser venetianische Charakter erst seit der Mitte der zwanziger Jahre in den Vordergrund. Er hatte erst bei einem zweiten Besuch in Madrid — diesmal noch mehr als früher in diplomatischer Sendung — Zeit und Muße gefunden, nach den von Philipp IV. gesammelten Meisterwerken Tizians seine Studien zu machen, und der Tizianische Stil entsprach damals vollkommen dem Geschmack des gereiften Mannes, der inzwischen eingesehen hatte, daß die Ideale seiner Jugend nicht mehr mit denen seiner im Mannesalter gewonnenen höheren Einsicht zusammenstimmten. Er hat denn auch bei der „Kreuzaufrichtung" in späteren Jahren gewisse Härten und Roheiten in der Formenbildung durch Übermalungen zu mildern gesucht. Es war, wie aus den Rechnungen der Kirche hervorgeht, im Jahre 1627, und damals soll er auch den Jagdhund hinzugefügt haben.

Die Komposition des Mittelbildes ist nur dann völlig verständlich, wenn man weiß, daß ursprünglich über ihm eine Darstellung von Gott Vater zu sehen war, zu dem der gemarterte Heiland emporblickte. Dieses Bild und drei andere, die unten aufgehängt waren, sind 1737 von den Vorständen der Walburgiskirche wegen eines Umbaues verkauft worden, und als dann die Franzosen kamen, die schlimmsten Kunsträuber, die seit den Zeiten der alten Römer jemals in der Welt ihr Unwesen getrieben haben, nahmen sie dieses Bild mit sehr vielen anderen hinweg. Als dann nach mehr als zwanzig Jahren der Friedensschluß kam, erhielt Antwerpen zwar den größten Teil der geraubten Kunstschätze wieder, aber in sehr fragwürdigem Zustande. Inzwischen war auch die Walburgiskirche niedergerissen worden, und so ist schließlich die „Kreuzaufrichtung" in den Dom, die Liebfrauenkirche, gekommen, wo sie jetzt ein Seitenstück zu der 1612 vollendeten „Kreuzabnahme" bildet, die auch für einen anderen Aufstellungsort gemalt war, aber schließlich dieselben Schicksale durchgemacht hat wie die „Kreuzaufrichtung" (Abbild. S. 45).



Peter Paul Rubens: Der ungläubige Thomas. (Antwerpen, Museum.)
(Nach einer Photographie von Braun, Clément u. Cie. in Dornach i. E., Paris und New-York.)

Man ist durch die feierliche Aufstellung dieser beiden gewaltigen Altarbilder an einem geweihten Orte, inmitten einer blühenden Handelsstadt, die einen starken Verkehr anzieht, daran gewöhnt worden, gerade in diesen Gemälden den Höhepunkt Rubensscher Kunst zu sehen. Das ist aber eine irrige Auffassung, die nicht entstanden wäre, wenn jedes der beiden Werke, ohne Erneuerung und Auffrischung, ohne Verwahrlosung und Zerstörung, seinen ursprünglichen Platz behalten hätte. In Rubens' künstlerischer Entwickelung sind diese Bilder nur zwei Episoden. Das Leitmotiv seines Schaffens wurde doch mehr und mehr die antike Kunst, die er, wie sich's gerade traf, nach Denkmälern, d. h. meist Marmorfiguren und Reliefs, teils nach den Erzählungen der Dichter und Historiker lebendig zu machen suchte, immer aber in seinem Sinne. Ein Archäologe, der mit dem geschärften Auge unserer nüchternen, mehr auf das Photographische als auf das Künstlerische gerichteten Zeit sieht, wird freilich die Rubensschen Übertragungen antiker Bildwerke, deren es sehr viele giebt, als unbrauchbar für seine Wissenschaft ablehnen.

Wer aber inzwischen gelernt hat, den Zusammenhang der Kunstentwickelung als ein geschichtliches Ganzes zu begreifen, der wird staunen über die gewaltige Gestaltungskraft des jungen Künstlers. Wir haben aus der Erde die Reliefs des pergamenischen Altars auftauchen sehen und zu unserem Erstaunen erfahren, daß die antike Kunst dieselben Epochen durchlaufen hat wie die moderne. Rubens hat davon keine Ahnung gehabt, aber er hatte doch die Empfindung, daß die antiken Bildwerke, die er gesehen und studiert hatte, nach seinem Gefühl lebendiger gemacht werden könnten. Diese Art der Belebung von Marmorwerken durch Erhöhung ihres körperlichen Wesens und vornehmlich durch die Farbe haben in späterer Zeit die Anhänger einer strengen Kunstanschauung, die von der griechischen Kunst nur eine eng umgrenzte Periode gelten lassen wollten und in ihren Werken die höchste und einzige Vollendung sahen, als „barock“ gescholten, womit sie etwas Übertriebenes, Schwülstiges, innerlich Hohles und Seelenloses kennzeichnen wollten. Die Bezeichnung ist geblieben, aber ihre Urheber haben nicht gewußt, daß man sie auch mit gleichem Recht auf die Spätlinge der griechischen Kunst, auf die durchaus modernem Empfinden entsprechenden Kunsterzeugnisse der Schulen von Pergamon, Rhodus und Alexandrien anwenden kann. Das ist jetzt allgemein geschehen, und niemand sieht ein abfälliges Urteil darin, daß man die pergamenischen und alexandrinischen Reliefs „barock“ nennt.

Wie diese letzten Sprößlinge von Praxiteles und Skopas einer mit allen geistigen und sinnlichen Genüssen des Orients übersättigten, halbasiatischen Gesellschaft die griechische Kunst reizvoll und schmackhaft zu machen suchten, so hat es auch Rubens gethan, freilich nicht in der Absicht, dem Sybaritentum seiner Landsleute, das die Schrecken der Religionskriege keineswegs völlig aus dem feurigen Blut der genußfreudigen Niederländer ausgetrieben hatte, zu frönen. In Mitteldeutschland ist das Wort „vlämisch“ schon seit dem siebzehnten Jahrhundert sprichwörtlich zur Bezeichnung alles Unmäßigen in Sitte und Lebensart geworden, und die zahlreichen Schilderungen vlämischer Wirtshausscenen und Kirmesfeste, Bauerntänze und Bauernschlägereien, die im Laufe von zwei Jahrhunderten nach Deutschland kamen, werden nicht wenig dazu beigetragen haben, den unfreundlichen Begriff des „Vlämischen“ bei uns zu befestigen. Auch die massige Körperlichkeit der Rubensschen Figuren, und diese zumeist, wurde in diesen Begriff hineingezogen, und es giebt heute noch viele feingebildete Leute in Deutschland, die nur mit geheimem Schauder diese derben, riesenhaften Muskulaturen und diese unser Schamgefühl beängstigende Fleischfülle an den weiblichen Körpern betrachten.

Ein Mann wie Rubens braucht gegen den etwaigen Vorwurf frivolen Sinnenreizes nicht verteidigt zu werden. Er hatte von Italien eine Welt von Idealgestalten mitgebracht, die er zum Teil in der Natur gesehen, zum Teil aus der Antike, aus Michelangelo und anderen Meistern gewonnen hatte. Da er in seiner Heimat solche Prachtgestalten, wie er ihnen in Italien auf Schritt und Tritt begegnet war, nicht fand und bei der Verkümmerung des damaligen nordischen Menschengeschlechts auch nicht finden konnte, blieb er bei seinen Idealgebilden, die bald den in spanische Halskrausen, Wämser, Mieder, Strumpfhosen und Stiefel eingeschnürten Menschen seiner Zeit vertraut wurden. Sie selbst waren feingliederig, schmächtig und nicht über Mittelgröße, und Rubens selbst gehörte in seiner leiblichen Erscheinung zu ihnen. Um so lebhafter drängte es ihn, seinen Zeitgenossen eine andere Welt zu zeigen, die hoch erhaben war über jenen fast gnomenhaften, gleichsam in sich zusammengekrochenen Mißgestalten, mit denen die Mehrzahl der Antwerpener Maler, Jan Brueghel, Rubens' Gevatter, und David Teniers der jüngere an der Spitze, ihre Landschaften, Wirtshaus- und Bauernstuben bevölkerten.

Die Antike seinen Landsleuten ebenso lebendig zu machen wie die biblischen Figuren, war ihm zum Herzensbedürfnis geworden. Er hat sogar in lateinischer Sprache eine Abhandlung über die Nachahmung der Statuen — er meinte natürlich nur die antiken — geschrieben, in der er die Kunstjünger über seine Erfahrungen unterrichtet. Sie sollten ja nicht glauben, daß sie schon etwas erreicht hätten, wenn sie den Marmor kolo-

rierten, und sich nicht einbilden, damit wirkliches Fleisch dargestellt zu haben. In dieser Lehre hat Rubens das Geheimnis seiner Kunst, antike Statuen lebendig zu machen, wenn auch nur in einer Andeutung, enthüllt. Seine Werke geben einen ausführlichen Kommentar dazu. Wir greifen nur zwei Beispiele heraus. Bald nach seiner Rückkehr aus Italien, vielleicht auch noch in Italien selbst, malte Rubens den Tod Senecas, ein Bild, das in die Münchener Pinakothek gekommen ist. Seneca hatte ihn von Jugend auf interessiert, weil Justus Lipsius, der berühmte Humanist und Universitätslehrer, zu dessen Lieblingsschülern sein Bruder Philipp gehört hatte, sich gern mit Seneca beschäftigte und diese Vorliebe auf die Brüder Rubens übergegangen war. Unter den antiken Kunstschätzen der Villa Borghese gab es nun eine schwarze Marmorstatue, die man



Peter Paul Rubens: Die Beweinung des Leichnams Christi, von 1614. (Wien, Kaiserl. Galerie.)



Peter Paul Rubens: Die Anbetung der Könige. (Antwerpen, Museum.)
(Nach einer Photographie von Braun, Clément u. Cie. in Dornach i. E., Paris und New-York.)

durch Hinzufügung eines Kopfes und einer Wanne zu einem im Bade sterbenden Seneca ergänzt hatte. Man nahm solche Ergänzungen damals auf Treu und Glauben hin, und Rubens machte diese Figur zum Mittelpunkt einer Komposition, die er noch durch vier andere Figuren erweiterte und belebte. Ein Scherge Neros vollzieht dessen Blutbefehl, indem er dem Philosophen die Adern öffnet, während zwei römische Soldaten auf die Ausführung des Befehls achten und ein Schüler Senecas die letzten Worte des sterbenden Meisters niederschreibt. Alle sind von dem Ernst der Stunde tief ergriffen.



Peter Paul Rubens: Die Himmelfahrt Mariä. (Wien, Kaiserl. Galerie.)

Selbst die rauhen Krieger lauschen den Worten des edlen Greises, der wie ein Philosoph und wie ein Römer zugleich stirbt. Wie hat aber Rubens trotz engen Anschlusses an das Original den Marmor belebt! Sein Scharfblick hatte längst erkannt, daß die

Schatten und Lichter der Skulptur ganz andere, viel dunkler einerseits und viel greller und kälter andererseits als die der Natur sind, und daß danach auch die Malerei zu verfahren habe. Was sie zu thun hatte, zeigte er selbst, indem er aus der Statue einen leibhaftigen Menschen machte, in dessen Adern noch das Blut pulsiert, das eben erst zu entrinnen beginnt, dessen Fleisch noch Rundung und Geschmeidigkeit erkennen läßt, dessen Haut noch den leuchtenden Glanz warmen Lebens zurückstrahlt. Gerade an diesem Bilde können wir Rubens' Verhältnis zur Antike am besten ermessen, weil uns die Statue, die ihm als Vorbild gedient hat, noch im Louvre zu Paris erhalten ist. Nur hat die archäologische Forschung unserer Tage die holde Täuschung, in der Rubens und seine gelehrten Zeitgenossen lebten, grausam zerstört. Der sterbende Seneca hat sich als ein afrikanischer Fischer — daher der schwarze Marmor — entpuppt, der am Ufer eines Flusses sein Netz oder seine Angel ausgeworfen hat.

Das zweite Beispiel für die Art, wie Rubens antike Stoffe behandelte, ist die „Amazonenschlacht" in der Münchener Pinakothek, eines seiner berühmtesten Bilder und zugleich dasjenige, worin sich die Eigentümlichkeit, das Geniale, das rücksichtslos zur Bewunderung Zwingende in Rubens' Kunst und Wesen am reinsten und in höchster Steigerung offenbart (Abbild. S. 41). Nach der Angabe seines Neffen hat er dieses Bild um 1615 gemalt, also in einer Zeit, wo er die italienischen Eindrücke bereits vollkommen in sich verarbeitet und sich einen eigenen, den aller Welt bekannten „Rubensstil" gebildet hatte. Hier hat er die antike Kunst, obwohl man ihn noch deutlich auf ihren Schultern stehen sieht, weit überflügelt. Sie hat nichts von so gewaltiger dramatischer Kraft geschaffen, auch wenn wir ihre letzte Anstrengung, die pergamenischen Bildwerke, zum Vergleich heranziehen. Auch in der neueren Kunst ist es nur einer, von dem hier die Rede sein kann. Raphael erscheint in seiner „Konstantinsschlacht" an der Milvischen Brücke, die Rubens offenbar bei seinem Kampfe zwischen den Athenern und den Amazonen am Flusse Thermodon vorgeschwebt hat, neben diesem Zusammenprall von Rossen und Menschen auf einer schmalen Brücke, neben diesem Getümmel von stürzenden und sich überschlagenden Körpern, neben diesem Ringen von Sterbenden und Verwundeten in den Wellen des Stromes ruhig, gemessen, kalt, fast akademisch. Jener eine aber, der Unübertroffene, ist der Titan Michelangelo, mit dem Rubens immer energischer wetteiferte. Michelangelo hat jedoch seine dramatische Kraft, seine staunenswerte Kenntnis des menschlichen Körpers in den ungeheuerlichsten Bewegungen und Verschlingungen nur einmal, in dem „Jüngsten Gericht", entfaltet, während Rubens sein nicht geringeres Wissen und Können, seine anatomischen wie seine zeichnerischen Kenntnisse auf vielen Stoffgebieten leuchten ließ. Kam er mit der „Amazonenschlacht", bei der man auch die Führer der streitenden Heere, den Athener Theseus und die an den Pfauenfedern auf dem Helme kenntliche Königin Thalestris, links auf der Brücke in persönlichem Zweikampf sieht, vornehmlich den Neigungen seiner gelehrten Altertumsfreunde entgegen, so schmeichelte er mit einer Reihe von Jagden auf wilde Tiere dem Geschmack aristokratischer Gönner, die er sich sehr schnell durch seine Massenproduktion und durch die Vielseitigkeit seiner Kunst in den spanischen Niederlanden, in England und Frankreich erwarb. Er schilderte auf diesen Jagdbildern Reiter mit antiker Bewaffnung und in orientalischer, bisweilen auch moderner Tracht in erbitterten, alle Leidenschaften entfesselnden Kämpfen mit Löwen, Tigern, Nilpferden, Krokodilen, Wölfen, Ebern und Füchsen, wobei meist Tiere und Menschen in wüstem Chaos über- und durcheinander stürzen. Das berühmteste dieser Bilder ist die „Löwenjagd" in München (Abbild. S. 43), obwohl es nach einer Skizze von Rubens von Schülern ausgeführt und von Rubens' eigener Hand nur übergangen ist und hier und da, wo die Kräfte der Schüler unzureichend waren, einige koloristische Drucker erhalten hat.

Der Ruhm des Künstlers und vornehmlich wohl der Ruf seiner Erfolge hatte sich nämlich so schnell verbreitet, daß ihm von allen Seiten Schüler zuströmten, denen er Beschäftigung geben sollte, was ihm bei der Fülle von Aufträgen ja auch nicht schwer wurde. Da er aber noch im Hause seines

Schwiegervaters wohnte, hatte er bei weitem nicht Raum genug, um sie alle unterzubringen, und schon im Jahre 1611 hatte er, wie wir aus einem seiner Briefe erfahren, über hundert abweisen und außerdem noch viele bei anderen Meistern unterbringen müssen, bis ein Platz bei ihm frei wurde. Erst um 1612 fing er an, sich ein eigenes Haus zu erbauen, und nach sechs Jahren war er so weit gediehen, daß er nicht bloß seinen fast fürstlichen Gewohnheiten entsprechend wohnen und seine in Italien und anderswo erworbenen Kunstschätze würdig aufstellen, sondern in einer geräumigen, saalartigen Werkstatt auch seine Schüler und Gehilfen zweckmäßig beherbergen konnte.



Peter Paul Rubens: Die Todesweihe des Decius Mus. (Wien, Galerie Liechtenstein.)
(Nach einer Photographie von Franz Hanfstaengl in München.)

Es läßt sich nicht leugnen, daß sich bei der Arbeitsteilung, die bald in Rubens' Werkstatt Gewohnheit wurde, sehr schnell ein fabrikmäßiger Betrieb einstellte. Rubens wußte aber jeden seiner Schüler und Gehilfen nach seinen Fähigkeiten zu beschäftigen, indem er den einen Landschaften, den anderen Tiere, den dritten Früchte und Blumen, den vierten Figuren u. s. w. malen



Peter Paul Rubens: Bildnis des Herrn de Cordes. (Brüssel, Museum.)
(Nach einer Photographie von Franz Hanfstaengl in München.)

ließ, und er war auch stets ehrlich genug, seinen Auftraggebern und Käufern mitzuteilen, was er selbst ganz eigenhändig gemalt, was er nur retouchiert hatte oder was ganz und gar von Schülerhänden nach seinen Skizzen und Zeichnungen ausgeführt worden war. Danach berechnete er seine Preise. Bisweilen malte er auch in die Bilder mit ihm befreundeter Maler, besonders in die Landschaften und Blumenstücke seines Gevatters Jan Brueghel, Figuren hinein. Das hat dieser selbst in einem Briefe an einen italienischen Gönner, den Erzbischof von Mailand, bezeugt, den übrigens Rubens selber nebst vielen anderen im Namen seines der italienischen Schriftsprache unkundi-

gen Gevatters geschrieben hat. Eines der aus dieser gemeinschaftlichen Arbeit entstandenen Bilder ist uns in einem Prachtstücke der Münchener Pinakothek (Abbild. S. 47) erhalten, auf dem beide Meister miteinander gewetteifert haben, ihr Bestes und Schönstes zu geben. Niemals hat Brueghel schönere Rosen, Lilien, Nelken und Sternblümchen gemalt und niemals mit größerer Sorgfalt und Liebe; aber die bunte Pracht wird doch noch durch den leuchtenden Glanz der lebendigen Guirlande von Engelsbübchen übertroffen, die Rubens um den Blumenkranz geschlungen hat. Besaß er doch selbst in den beiden Knaben, die ihm seine Gattin Isabella, deren Züge wir in der Madonna wiedererkennen, geschenkt hatte, die schönsten Modelle dazu im eigenen Hause. Ihre Bildnisse begegnen uns überall, wo Rubens nur irgendwie Gelegenheit hatte, die kleinen Himmelsbewohner in seine Kompositionen zu verflechten. Die Münchener Pinakothek besitzt noch ein zweites Meisterwerk ähnlicher Art, einen von sieben nackten Knaben getragenen Früchtekranz (Abbild. S. 33), den Franz Snyders, wohl der genialste Mitarbeiter des Meisters, gemalt hat, während dieser selbst die herrlichen Kinderfiguren ganz eigenhändig ausgeführt hat.



Peter Paul Rubens: Bildnis der Frau de Cordes. (Brüssel, Museum.)

Trotz der starken Beteiligung der Schüler und Gehilfen an den Bildern, die aus Rubens' Werkstatt hervorgegangen sind, giebt es immerhin noch eine beträchtliche Zahl von Gemälden, von denen wir mit Sicherheit behaupten können, daß sie von Anfang bis zu Ende, von der Untermalung bis zum höchsten Licht, von Rubens selbst gemalt worden sind, daß sie keine fremde Hand berührt hat. Freilich hat uns erst die Forschung der letzten Jahre, die besonders seit dem Antwerpener Rubens-Kongreß von 1877 einen lebhaften Aufschwung genommen hat, diese Sicherheit gebracht, so daß starke Irrtümer so gut wie ausgeschlossen sind. Wir vermögen jetzt

Rubens' künstlerische Handschrift von der seiner Schüler genau zu unterscheiden, besonders seitdem wir einen fast vollständigen Überblick über die Bilder und Skizzen, rund zweitausend an der Zahl, die in den öffentlichen und privaten Sammlungen Europas unter dem Namen des Meisters gehen, gewonnen haben.

Die sicherste Grundlage zu dieser Sonderung der eigenhändigen von fremden Arbeiten hat uns Rubens selbst in den allerdings nur sehr wenigen Bildern gegeben, die er mit seinem Namen oder mit dessen Anfangsbuchstaben und dann auch meist mit einer Jahreszahl bezeichnet hat. Es waren wohl Bilder, die er aus dem einen oder anderen Grunde für besonders wertvoll hielt, zumeist wohl, weil er sie mit äußerster Sorgfalt durchgeführt oder weil er sie für Männer bestimmt hatte, denen er zu Dank verpflichtet war. Die Mehrzahl dieser Bilder ist in den Jahren 1613 und 1614 gemalt. An der Spitze steht der berühmte „Thomasaltar", den Rubens' treuester Freund und Beschützer, der Antwerpener Bürgermeister Nikolaus Rockox, in die Marienkapelle der Rekollektenkirche gestiftet hatte, der aber später in das Museum in Antwerpen gekommen ist (Abbild. S. 49). Rockox ist derjenige gewesen, dem Rubens den Auftrag zu dem großen Altarwerk der „Kreuzabnahme" verdankte, und Rubens trug somit nur eine Dankesschuld ab, wenn er den „Thomasaltar", der auf dem Mittelbilde den Auferstandenen, der dem ungläubigen Jünger seine Wundenmale weist, und auf den Seitenflügeln die prächtigen, wahrhaft monumental gehaltenen Bildnisse des Stifters und seiner Gattin zeigt, ganz eigenhändig, mit voller Hingabe an seine Kunst, ausführte. Das umfangreiche, dreiteilige Bild wurde 1613 begonnen und 1615 vollendet. Mit der Jahreszahl 1613 ist auch ein mythologisches Bild in der Galerie zu Kassel bezeichnet: Jupiter, der in der Gestalt der Diana die schöne Nymphe Kallisto liebkost. Es ist für die Unbefangenheit des Künstlers kennzeichnend, daß er dieses Bild in derselben koloristischen Weise behandelt hat wie jenes Andachtsbild, die blühende Gestalt der griechischen Nymphe wie den Oberkörper Christi. Als Künstler stand er in vollkommener Objektivität über seinen Stoffen, und er hatte das Glück, daß er dieselbe Unbefangenheit bei seinen Zeitgenossen, selbst bei den Kirchenvorstehern und der Geistlichkeit, die bei ihm religiöse Bilder bestellten, voraussetzen durfte. In dem Kultus des Altertums, in dem Humanismus, sah die katholische Kirche in den spanischen Niederlanden, nachdem sie über so viel Blut und Leichen geschritten, keinen Feind mehr.

Aus dem Jahre 1614 sind drei datierte Gemälde von Rubens' Hand auf uns gekommen: eine merkwürdige, noch nicht genügend erklärte mythologische Darstellung im Museum zu Antwerpen, wo wir Venus und Amor im Vordergrunde einer Höhle mißmutig zusammengekauert sitzen sehen, während ein mit Früchten und Weintrauben beladener Satyr hohnlachend auf die Notleidenden weist, vermutlich eine Illustration des lateinischen Sprichwortes: „Sine Cerere et Baccho friget Venus" (Ohne Essen und Trinken friert auch die Liebe), dann eine „Flucht nach Ägypten", ein effektvolles Nachtstück, das in seiner doppelten, vom Mond und von dem Jesuskinde ausgehenden Beleuchtung teils an Correggio, teils an den Frankfurter Maler Adam Elsheimer erinnert, den Rubens in Rom kennen und schätzen gelernt hatte, und endlich eine „Beweinung des Leichnams Christi" in der Kaiserlichen Galerie zu Wien (Abbild. S. 51). Alle diese Bilder sind von größtem Wert für den, der Rubens' künstlerische Entwickelung Schritt für Schritt verfolgen will. In dem fast unübersehbaren Gesamtwerk des Künstlers spielen sie aber eine verhältnismäßig untergeordnete Rolle.

Diese Bilder, die vorzugsweise durch ihre intimen koloristischen Reize fesseln, waren damals wie heute mehr auf die Kenner, auf die „Feinschmecker der Kunst" berechnet. Die große Menge erfreute sich lieber an den großen Schaugerichten, und diesem Bedürfnis genügte Rubens mit Hilfe seiner Schüler vollauf. Dabei traten vier große Hauptmotive in den Vordergrund, die Rubens in den zwanzig Jahren von 1610 bis 1630 in allen Spielarten abgewandelt hat: die „Anbetung der Hirten", die „Anbetung der Könige", die „Himmelfahrt Mariä" und das „Jüngste Gericht". Daß ihn die Darstellung



Peter Paul Rubens: Die Auferweckung des Lazarus. (Berlin, Museum.)
(Nach einer Photographie von Franz Hanfstaengl in München.)

des „Jüngsten Gerichts“ besonders reizte, erklärt sich aus seinem Wettbewerb mit Michelangelo. Es ist schwer zu entscheiden, wer in diesem Wettkampf Sieger geblieben ist. Als Kolorist steht Rubens unzweifelhaft höher als Michelangelo, was sich am deutlichsten zeigt, wenn man nicht die großen, meist von Schülern ausgeführten Gemälde, sondern Rubens' eigenhändige Skizzen betrachtet, besonders auch die verwandten Darstellungen, wie z. B. den „Höllensturz der Verdammten“ in München. Angesichts dieser staunenswerten Meisterschaft in der Behandlung der rücklings und köpflings herabstürzenden, zu Klumpen zusammengeballten Menschenleiber, in dem Schmelz des Kolorits und der wunderbaren



Peter Paul Rubens: Die Vermählung der Maria von Medicis mit Heinrich IV. (Paris, Louvre.)
(Nach einer Photographie von Braun, Clément u. Cie. in Dornach i. E., Paris und New-York.)

Abwägung der Lichtwirkungen wird man erst gewahr, daß das viel mißbrauchte Wort, daß sich erst in der Beschränkung der Meister zeige, eine tiefe Wahrheit enthält. Rubens wird aber trotz größerer Meisterschaft im einzelnen, trotz größerer Mannigfaltigkeit in der Erfindung immer hinter Michelangelo zurückbleiben, weil dieser die unersetzliche Gunst für sich hat, daß sein Werk einen Ort schmückt, der zum Wallfahrtsziel der gesamten Christenheit geworden ist.

In der Darstellung der „Anbetung der Könige“ kann es aber niemand mit Rubens aufnehmen. Hier ist er Alleinherrscher, hier hat sich sein Prachtsinn, seine große Kraft in der Beherrschung großer Massen am

glänzendsten bewährt, und damit ist er auch dem auf Entfaltung äußeren Pomps gerichteten Geschmack seiner Zeit am meisten entgegengekommen. Von den zahlreichen Bildern dieses Inhalts, die sich allmählich zu einer Paradevorstellung der mit allen Schätzen ihrer Heimat beladenen Herrscher des Orients vor dem neugeborenen Herrn der Welt auswuchsen, ist das schönste in das Museum zu Antwerpen gekommen (Abbild. S. 52). An keinem anderen hat Rubens selbst so liebevoll, sogar ganz allein gearbeitet. Das beste Exemplar der in etwa zwanzig verschiedenen Bearbeitungen und Wiederholungen vorhandenen „Himmelfahrt Mariä“ (Abbild. S. 53) besitzt die Kaiserliche Galerie in Wien. Es ist bezeichnend, weniger für Rubens selbst als für die religiöse Stimmung der Zeit, in der er schuf, daß der Marienkultus mittlerweile so stark in den Vordergrund getreten war, daß die spätmittelalterliche Legende der Himmelfahrt Mariä den Leuten des siebzehnten Jahrhunderts bereits viel wichtiger geworden war als die durch die Evangelien bezeugte Himmelfahrt Christi. Die Künstler sind freilich durch die Verbreitung dieses Dogmas um eine Fülle dankbarer Motive bereichert worden. Ein Hauptruhmestitel Tizians knüpft sich an eine Himmelfahrt Mariä, Murillos Kunst gipfelt in diesen Darstellungen; nur bei dem unermeßlich reichen Rubens machen sie wiederum bloß eine Episode aus.

Neben diesen Bilderreihen, die dasselbe Motiv behandelten, gingen bis zur Mitte der zwanziger Jahre noch mehrere große cyklische Darstellungen einher. Für die mit großem Aufwand neu erbaute Jesuitenkirche in Antwerpen sollte Rubens neununddreißig Bilder für die Decken der Seitenschiffe und der oberen Galerie malen, freilich mit Hilfe von Schülern, von denen van Dyck in dem noch erhaltenen Kontrakt genannt wird. Diese Bilder sind 1718 durch den Brand der Kirche vernichtet worden; aber wir können uns nach Rubens' Skizzen und nach Stichen einen Begriff von ihrer künstlerischen Bedeutung machen, die nicht sehr hoch anzuschlagen ist. Viel höher steht die Reihe der sechs Bilder, die die Geschichte des römischen Konsuls Decius Mus darstellen, der sich für sein Vaterland opferte, um ein Traumbild zur Wahrheit zu machen. Die Kompositionen waren als Vorbilder für Wandteppiche bestimmt, sind aber erhalten geblieben (in der Liechtensteinschen Galerie zu Wien, Abbild. S. 55). Einige Zeugnisse sprechen dafür, daß der junge van Dyck, der seine Thatenlust damals in Rubens' Werkstatt austoben ließ, auch an diesen Bildern wesentlich beteiligt war. Das Geistige, das künstlerisch Entscheidende, das Dramatische war jedoch Rubens' Eigentum.

Er ließ aber auch in dieser Zeit reichster Thätigkeit, die noch durch einen lebhaften Briefwechsel und durch seine Teilnahme an den politischen Angelegenheiten seines Vaterlandes gesteigert wurde, keinen Schüler an ein Bild heran, das ihm aus irgend einem Grunde am Herzen lag. So hat er z. B. wohl sämtliche in jener Zeit entstandenen Bildnisse ganz eigenhändig ausgeführt. Zwei Glanzpunkte darunter sind die Bildnisse des Ehepaars Charles und Jacqueline de Cordes im Museum zu Brüssel (Abbild. S. 56 u. 57). Ein geistreicher französischer Maler, Eugen Fromentin, hat geglaubt, vermutlich um den Glanz des als Koloristen von ihm höher geschätzten Rembrandt zu erhöhen, unserem Rubens die Eigenschaften eines großen Bildnismalers absprechen zu dürfen. Diese Behauptung hat so ziemlich überall Widerspruch hervorgerufen. Man braucht aber auf ein Wortgefecht darüber nicht einzugehen, sondern nur eine Anzahl Rubensscher Bildnisse für sich selbst sprechen zu lassen. Zu Rubens' beredtesten Anwälten gehören Herr de Cordes und seine Gattin. Tiefer können zwei völlig verschieden geartete Charaktere und Temperamente gar nicht erfaßt, ergründet und veranschaulicht werden. Dort ein jovialer, selbstbewußter, gesunder und, wenn es not thut, auch tapferer Lebemann, dem die Natur mehr Genußfreudigkeit als Klugheit auf die Reise durch das irdische Leben mitgegeben hat, hier eine kränkliche, nervöse, immer übelgelaunte Frau, die weder eine Freude an den kostbaren Schmuckstücken, mit denen sie der Reichtum beladen hat, noch an dem Dasein selber hat. Man würde diese physiognomische Diagnose gestellt haben, auch wenn man nicht wüßte, daß Jacqueline de Cordes schon nach einjähriger Ehe 1618 starb, also kurze Zeit, nachdem Rubens diese

junge Frau mit dem Stempel des Todes auf der Stirn gemalt hatte. Wir werden noch im zweiten Teile dieser Charakteristik des Meisters Gelegenheit haben, seine Kunst als Bildnismaler zu bewundern. Es giebt niemand unter seinen Zeitgenossen, der ihn darin übertroffen hätte, und wenn man ihm vorwirft, daß er seine Modelle seiner gewaltigen Subjektivität unterworfen hätte, so gilt das in noch höherem Grade von Rembrandt, von dem sich seine Mitbürger nach und nach abwandten, weil er sie nicht ähnlich genug malte.

Aber nicht bloß Bildnisse malte Rubens in der arbeitreichsten Zeit seines Lebens, in den Jahren 1615 bis 1625, ganz allein, sondern auch Kolossalbilder, wie z. B. die herrliche „Auferweckung des Lazarus“ im Berliner Museum (Abbild. S. 59), zu der das Louvre in Paris die köstliche Skizze, ein koloristisches Juwel, besitzt. Dieses Bild bezeichnet einen Wendepunkt oder vielmehr einen neuen Ausgangspunkt seiner künstlerischen Entwickelung. Kein Vorbild ist mehr zu erkennen. Das Kolorit ist zu einer Freiheit und Leichtigkeit gediehen, die keiner seiner Vorgänger, auch keiner der großen Italiener, besessen hat. Von jetzt ab weiß man, wie Rubens' künstlerische Handschrift mit voller Sicherheit zu erkennen und zu lesen ist.

Den äußeren Abschluß in dieser Epoche von Rubens' Thätigkeit bildet der große Cyklus von halb geschichtlichen, halb allegorischen Gemälden, die Rubens von 1622 bis 1625 nach seinen Skizzen von Schülern für den Luxembourgpalast der Königin-Witwe von Frankreich, der zweiten Gemahlin Heinrichs IV., Maria von Medicis, ausführen ließ. Diese Bilderreihe, die das Leben und die Thaten der italienischen Prinzessin im panegyrischen Stil einer schmeichlerischen Zeit schildert, die die Herren dieser Welt nur als Halbgötter anzusehen gelernt hatte, ist jetzt im Louvre aufgestellt. Unsere Abbildung S. 60 giebt eine Episode wieder, die für die in diesen Darstellungen herrschende mythologische Maskerade charakteristisch ist. Sie sind unserem Empfinden wegen ihrer Überfüllung mit schwülstigen Allegorien und Symbolen, die eigentlich die Komposition zerreißen, unsympathisch. In jener Zeit wurden sie aber hoch gepriesen, und Rubens hatte, indem er sich, gewiß wider Willen, dem Geschmack jener Tage fügte, wenigstens das eine Vergnügen, bisweilen seine antiken Götter und Göttinnen im vollen Glanz ihrer Körperschönheit leuchten zu lassen.

Er brachte die Bilder selbst im Februar 1625 nach Paris, um sie an ihrem Ort aufzustellen und noch einmal zu übergehen. Er kam aber nicht bloß als Maler nach Paris. Schon damals hatte er von seiner Herrin, der Statthalterin der Niederlande Isabella, einen geheimen diplomatischen Auftrag, und seitdem ist er zehn Jahre lang als politischer Agent zwischen Spanien, Frankreich und England, aber nur im Dienste des Friedens und seiner Heimat thätig gewesen, ohne daß seine Kunst dadurch beeinträchtigt worden ist. Seine weiten Reisen haben vielmehr seinen Gesichtskreis erweitert und seiner Kunst neue Nahrungsstoffe zugeführt.

(Schluß folgt.)





Modernes Interieur mit dreieckigem Bauernstuhl.

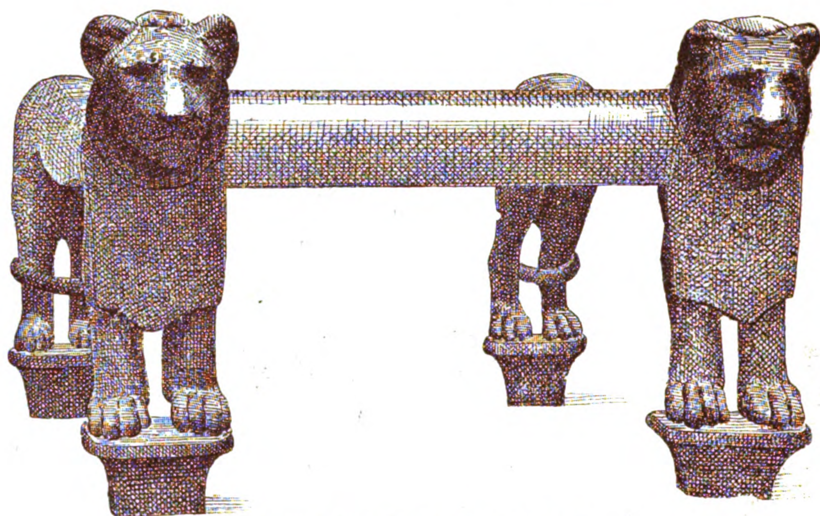
Sitzmöbel.

Von

Oskar Bie.

(Nachdruck ist untersagt.)

Man interessiert sich wieder für Möbel. Die Zeiten, da unsere Großväter mit verblaßten Nachahmungen der Empiremöbel vorlieb nahmen, scheinen weit hinter uns zu liegen. Man versteht nicht mehr, wie es uns gleichgültig sein kann, ob unsere Umgebung einen persönlichen Charakter trägt oder von einem Decorateur besorgt oder gar von einem Großonkel ererbt ist. Man ist intim genug geworden, um sich nicht anders wohl zu fühlen als in einem selbst gestellten Milieu, in dieser selbst gebauten kleinen Architektur, die die Ausstattung eines Zimmers bedeutet. Die Tapeten, Schränke und Tischchen haben eine neue Seele bekommen, sie schlagen nach langem Winterschlaf die Augen auf, und sie unterhalten sich untereinander und erzählen auch wieder dem, der ihre Sprache versteht, von ihren kleinen Schicksalen und von den Leiden und Freuden, die ihr Besitzer ihnen anvertraute. Sie stimmen sich aufeinander ab, sie richten sich gegenseitig ein, sie fühlen, daß sie etwas bedeuten und nicht mehr bloß Schränke sind zum Hineinhängen, Tische zum Darauflegen. Aus ihren Zwecken gewinnen sie ihre Schönheit, und sie strahlen, wenn diese Schönheit mit ihrem Zwecke sich vollkommen deckt.



Altägyptischer Schemel. (27. Dynastie.)

Sie strengen sich an, dem scharfen Blicke des verständigen Besitzers Genüge zu thun. Dieser hat im steten Umgange mit den schönen Gegenständen des Gebrauchs sehen gelernt, wo ihre praktische Seite ist und wo ihre Schönheit die bequeme Benutzung fördert. In einem zugleich strengen und liebreichen Verhältnis steht er zu seinen langsam gesammelten Besitztümern, und je mehr seine Erfahrung wächst, desto eifriger sucht er die tiefen konstruktiven Gesetze der Möbel zu erforschen und zu bethätigen. Ein Stück Kultur, ein Stück Geschichte scheint ihm in jeder Bordüre, jedem Paneel, jeder Intarsie, jedem Aufnähmuster zu stecken, und er beginnt sich für die Vorläufer der modernen Leistungen zu interessieren, das Alte und Neue abzuwägen und durch die Geschichte den Blick für die Gegenwart zu schärfen. Auch diese Möbel haben ihre Geschichte, die von den Sitten der Menschen und von ihren ästhetischen und praktischen Bedürfnissen erzählt. Wie die großen Bauten draußen die Marksteine ihrer wandernden und wandelnden Kulturen wurden, so sind diese kleinen Bauten der Tische und Stühle die Denkmäler ihres privaten Lebens geworden. Vielleicht hängt ihnen so-



Relief von Chrysapha, altspartanische Grabstele.



Die Dariusvase in Neapel.

gar ein intimerer Reiz an als den Tempeln und Palästen, die sich niemals von der stolzen Lüge der Öffentlichkeit frei machen durften.

Ich greife die Stühle und Sitzmöbel* heraus. In ihrer Geschichte wird sich abzeichnen, was die Kultur der sitzenden Menschen war. Es klingt unbedeutend: der sitzenden Menschen. Aber man wird verstehen, daß das Sitzen, da es nun einmal einen nicht unbeträchtlichen Teil unserer Gewohnheiten in sich schließt, auch seinen Einfluß gehabt haben wird auf die Art, wie das Sitzmöbel gestaltet wurde. Die Menschen sitzen ver-

* Den größten Teil unserer Abbildungen verdanken wir dem trefflichen Werke von Julius Lessing: Stühle, Heft 5 u. 6 der von ihm herausgegebenen Vorbilderhefte aus dem Königl. Kunstgewerbemuseum zu Berlin (Berlin, Verlag von Ernst Wasmuth).

schieden. Es giebt ein patriarchalisches Sitzen und ein Sklavensitzen. Es giebt ein Ausruhsitzen und ein Herrschersitzen. Es giebt ein Sitzen, welches nur das Stehen ablöst, und ein Sitzen zur dekorativen Verschönerung der Gesellschaft. Ein Sitzen für sich allein und ein Sitzen in großer Gemeinschaft. Ein Sitzen, um jemand nicht die Ruhe zu nehmen, und ein Sitzen aus guter Resignation. Was wir gehend und stehend besorgen, ist Arbeit und That. Der Sitzende arbeitet nur zur Hälfte, zur anderen Hälfte widmet er sich in dieser Lage den gesellschaftlichen oder den ceremoniellen Pflichten, und wo wir sitzen, ob zum Essen oder Plaudern, zum Beraten oder Handarbeiten, entwickelt sich sofort eine bestimmte Ruhekultur, die ihre Wirkungen in der Tektonik der Sitzmöbel hinterlassen muß. Im Gehen und Stehen sind sich die Menschen eher gleich als im Sitzen. Der Sitz unterscheidet ihre Stände und schmiegt sich in desto vollkommenerer Kunst ihrem Körper an, je mannigfaltiger und ausgebildeter ihre Kultur der Muße ist. In den Stühlen haben die Epochen ihre Wertschätzung des procul negotiis hinterlassen: nur der Mußestuhl hat eine wesentlich interessante Ausbildung erfahren, nicht der Geschäftsstuhl oder Arbeitsstuhl.



Geschweifter antiker Lehnsessel. Vasenbild.

Zwei große Sitzkulturen haben die Menschen erlebt. Die eine ist das Altertum, die andere die Neuzeit von der Renaissance an. Das Mittelalter hat wenig originellen Sinn für das Sitzen, draußen in Bauernhäusern findet man vereinzelte interessante Stühle, und in den Kirchen entwickelt sich das Chorgestühl: aber die eigentlich bürgerliche Sitzkultur kann in dieser Zeit nicht blühen. Wo die sitzloseste Kultur ist, bleibt nicht schwer zu erraten: im Orient. Dem orientalischen Ruhebedürfnis genügt das Sitzen nicht, man hockt und kauert, und man hat darum vorgezogen, statt der Stühle die Teppiche zu entwickeln.

Der alte Orient scheint darin vielseitiger gewesen zu sein. Aus Assyrien kennen wir Throne, häufig in Bronze gegossen, mit Voluten oder auch mit Widderköpfen geziert, die Füße unten gern eingeschnürt oder auf spitzen Kegeln sich erhebend. Einförmige Muster einer einförmigen Despotiekultur. Zweifellos hatten die Ägypter eine größere Abwechselung, nicht weil sie unmonarchischer waren, sondern weil sie einen äußerst regen Sinn für konstruktive Tektonik besaßen. Die ägyptische Architektur hat zuerst Probleme gelöst, wie den Mittelschiffbau, deren Ergebnisse wir heute noch genießen; sie hat auch zuerst den klaren Gedanken der Säule entwickelt. Sie war nicht minder glücklich in der kleinen Tektonik, im Möbel. Es sind uns ägyptische Möbel erhalten, die in ihrem gelungenen Aufbau den besten modernen Leistungen nicht nachstehen und oft sogar eine ganz merkwürdige Ähnlichkeit mit den feinen jungbelgischen Möbeln aufweisen. Unter den Stühlen finden sich vierbeinige mit schlichten Stegverbindungen ohne Lehne, die gar nicht übel sind. Oder ein muldenförmiger Sitz mit drei nach außen sich krümmenden, blatt-

artig erweiterten Füßen, der eine Zierde des modernen Salons wäre. Andere mit gedrehten Füßen und reicheren Brettlagen dienten der Intarsienverzierung, wie sie das Altertum so sehr liebte, als gute Unterlage. Sehr häufig tritt ein Stuhl auf mit Sägebockfüßen und nach hinten geschweifter Lehne, und statt der gekreuzten Sägebockfüße finden sich auch gerade Beine, die wie Tierbeine behandelt sind. Aber die geschweifte Rücklehne, gewöhnlich mit doppelter Lage, zeigt sich so häufig, daß man in dieser Form den Repräsentationsstuhl zu sehen hat, der dort ja seine große Rolle spielte.

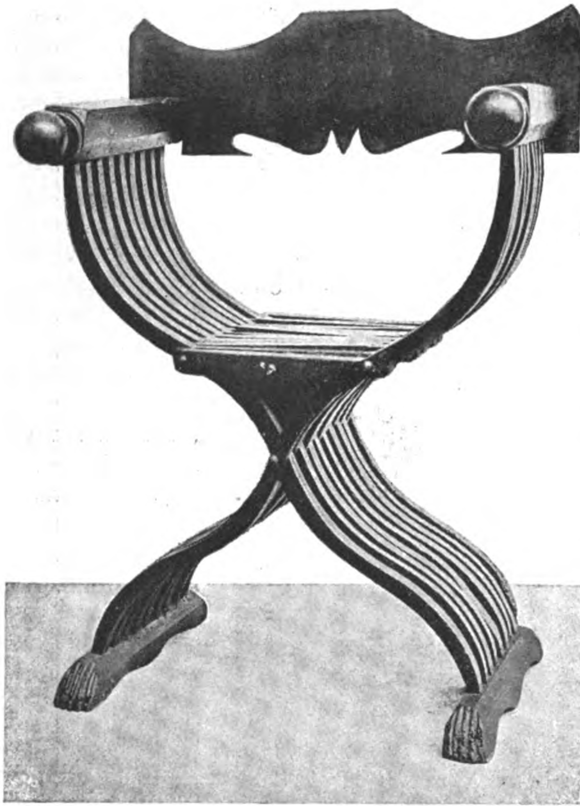


Zeus auf dem Thronsessel. Vasenbild.

Die Griechen scheiden ziemlich scharf zwischen den drei Gattungen, die sich als die natürlichen Unterschiede herausstellen mußten: dem lehnlosen Schemel, dem Lehnstuhl und dem feierlichen Thron. Wie schon die Ägypter angefangen hatten, die einfacheren Stuhlarten liebevoller durchzubilden, so liegt der Wert der griechischen Stuhltektonik ganz in diesen einfacheren Gattungen. Die Griechen haben in allen ceremoniellen Dingen den Orient nicht ganz überwunden. In der Entfaltung der großen Pracht bei den Goldelfenbeinbildern der Götter, in der Darbietung dieser Götterbildnisse auf prunkvollen Thronen steckt noch ein Stück Orient. So griechisch die Technik war, so überladen, ja oft konfus war das Sitzmeublement der Götter. Die orientalische Überladung mit animalischen Ornamenten ist noch ganz in den großen Götterthronsesseln, und je mehr wir von diesem feierlichen Thron zum einfachen Stuhl hinabgehen, desto eher stoßen wir auf die klaren Äußerungen echt griechischen Geistes. Der Grieche ist in seiner Kunst am größten, wenn er ein technisches Problem isolieren und durchbilden kann, gleichviel ob es ein männlicher Akt, die Falten des Gewandes, die Stellung eines Kämpfenden, das Motiv der Vorhalle oder die Idee des Stuhles ist.

Die feierlichen Thronsessel, die Thronsessel des Herrn, des Fürsten, des Gottes, sind bei den Griechen so sehr plastisch verziert worden, daß sie für tektonische Interessen nur wenig übrig haben. Auf den altspartanischen Reliefs, die einen heroisierten Toten darstellen, wie er mit dem Becher in der Hand dasitzt und die Adoration seiner Familie empfängt, haben diese Throne die merkwürdigste Gestalt. Die Lehne ist oben mit einer Palmette geschmückt, und die Füße sind als Tierbeine behandelt oder haben die gedrehte Form mit Wulsten und Leisten, die in Bronze wie in Holz üblich gewesen zu sein scheint. Die Armlehnen ruhen auf Säulchen und laufen vorn in Widderköpfe oder voluten- und schildartige Stücke aus. Man sieht deutlich, daß der Sitz besonders eingelegt ist und auch zwischen den Vorderfüßen eine Platte angebracht war. Ein Fußschemel ist für alle diese Throne wahrscheinlich, die durchaus unter orientalischem Einfluß stehen und von einem tektonischen Sinn nichts verraten.

Die großen Götterstühle scheinen ihre Fortsetzung zu sein. Mit am Anfang der griechischen Kunst steht ein solcher Thron: der amykläische, den Bathykles von Magnesia



Fallstuhl. Italien, 15. Jahrhundert. Nußholz.

ausgeführt wurden, von dieser plastisch-baulichen Auffassung noch vielfach Spuren zeigten. In ihnen war die Form des Stuhles zu einem architektonischen Bau mit Skulpturverzierung geworden, die um so weniger Veranlassung hatte, sich organisch zu entwickeln, als keine lebendigen Menschen darauf saßen.

Im Kreise der kleinasiatischen Einflüsse ist diese Thronform durchgebildet worden. Wenn wir uns auf dem alten „Harpyienmonument" aus Xanthos die Lehnstühle besehen, auf denen die heroisierten Toten sitzen, so finden wir nur Spielarten dieses Typus. Gedrehte Beine, oft mit Tierfüßen, oder die Volutenornamente und geschwungenen Armlehnen, oft auch in der nach hinten geschweiften Form, die der Orient liebt. Von besonderem Interesse sind die Stützen der Armlehnen: Säulen, Sphinxe, Tritonen, und die Lehnbalken selbst laufen auch in Widderköpfe aus. Wie lange diese Form beliebt war, lehrt ein Blick auf das bekannte Grab der Pamphile aus dem Athen des vierten Jahrhunderts. Dieselben Drechselformen der Füße, dieselbe Sphinxstütze der Armlehne, die ebenso in einen Widderkopf mündet.

So wenig eine reinere tektonische Bildung durch diese reiche Verwendung plastischer Zuthaten gefördert wird, so wenig zeigen auch sonst die älteren Thronsessel konstruktiv gute Gedanken. Ein zahllos wiederkehrendes Motiv ist die Durchbrechung der Beinpfosten durch ein nach oben und unten gehendes Palmettenpaar, das mit einem Steg verbunden ist. Diese Hüfteneinziehung von Stuhlbeinen wirkt geradezu unsicher bei den schweren Thronen. Man findet viele Muster davon auf den Vasenbildern, den alten schwarzfigurigen und den späteren unteritalischen. Allerlei Tierornamente sind mit dieser Form verbunden, Köpfe am Rücken und an den Sitzecken. Ein Thron mit solchen eingeschnürten Palmettenfüßen und einem

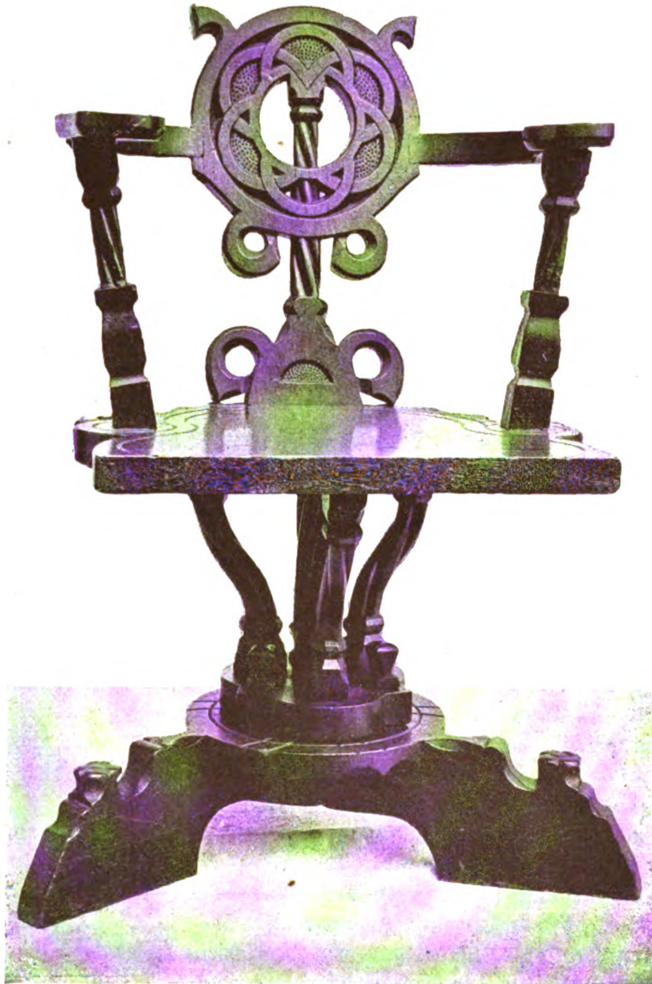
arbeitete. Freilich saß hier der Gott nicht auf dem Stuhl, sondern er stand darauf, als ein altes Idol, und das Ganze war mehr ein Bau über einem heiligen Grabe als ein wirklicher Stuhl. Die Form war vom Thronsessel hergenommen, und es ist nur ein Beweis für die Verbreitung dieser feierlichen Thronform, daß man sie so als Postament einer Götterfigur verwendete. Die Füße waren Karyatiden, die Armlehnstützen Tritonen und andere geschwänzte Fischmenschwesen. Außerdem scheint halb in Relief, halb in Statuettenform eine Reihe mythologischer Darstellungen angebracht gewesen zu sein: Herakleskämpfe, die Medusenenthauptung, die kalydonische Eberjagd, die Leichenspiele des Pelias und unzählige andere Dinge. Wir erhalten den Eindruck eines plastisch reich verzierten Thronbaues, der sich nach orientalischen Mustern entwickelt hat.

Man wird annehmen dürfen, daß die Throne der griechischen Götter, die bei den hervorragenden Kultbildern mit großer Pracht

großen Kopf als Rücklehne wirkt auf uns durchaus komisch. Später werden die Rücklehnen meist gerade gemacht, und in der römischen Zeit treffen wir auch auf Throne, die tektonisch gereinigter sind. Aber in diesem Typus hat das Altertum nichts Anregendes geschaffen: es hat nur — Orient und Occident arbeiteten miteinander — die große, feierliche, überladene Form des Thrones zu einer Verbreitung gebracht, die selbst im Privatleben, in den schrecklichen Pamphilestühlen, ihre Spuren hinterließ.

Glücklicher war man in den einfacheren Formen. Der lehnlose Sessel, δίφρος, erscheint auf den rotfigurigen Vasen des fünften Jahrhunderts einfach als ein Brett, das von vier leicht kannelierten Pfosten getragen wird. Oder er ist ein Klappstuhl, entweder mit sägebockartigen Füßen, was älter scheint, oder mit geraden, was später auftritt. Auch ohne den Stuhl zuzuklappen, behielt man diese Form bei und arbeitete den Stuhl gleich mit festem Sitzbrett, auf das — wie auf alle Stühle — Kissen gelegt wurden. Die gedrehten Füße und die Tierbeine fanden auch an diesen Sesseln Verwendung und gereichten ihnen nicht zur Zierde. Aber die Alten hatten eine solche Vorliebe für alle stark profilierten Glieder und alle Tierornamentik, daß in Holz und in Bronze diese verzwickten Formen früher beliebt waren als die einfacheren, die uns oft erst auf Denkmälern einer vorgeschrittenen Zeit begegnen. Die Heimat aller dieser Profilformen und Tierornamente war das Kleinasien des achten und des siebenten Jahrhunderts, und mit dem ionischen Stil kamen alle diese Dinge nach Griechenland hinüber, wo die einfacheren Typen nun etwas schüchtern neben ihnen blieben, wie der dorische Stil neben dem ionischen. Immerhin war ein gewisser Reichtum an Stuhlformen da, und wenn wir beispielsweise das Mobiliar auf der großen Perservase in Neapel mustern, finden wir sämtliche Typen nebeneinander: Darius auf dem Thron mit Volutenbeinen und gerader Rückenlehne, die anderen auf geradbeinigen oder sägebockartigen Klappstühlen, einen auf dem lehnlosen Sessel mit profilierten Drehfüßen und mehrere auf geschweiften Stühlen, die der Stolz des hellenischen Mobiliars geworden sind.

Diese geschweiften Stühle sind rein tektonisch empfunden und von glücklichster Proportion. Die Vorderfüße schweifen nach



Drehstuhl. Deutschland, Anfang des 16. Jahrhunderts. Eichenholz.



Schemel. Italien, 16. Jahrhundert. Nußholz.

vorn, die Hinterfüße nach hinten. Armlehnen sind nicht vorhanden. Die Rückenlehne ist breit, in den Linien des Rückens halbkreisförmig gewölbt, und liegt auf zwei feinen Stegen, die sie mit dem Sitz verbinden. Alles ist geschwungen und in lebhaften Kurven gegeneinander balancierend. Eine anmutige Linienführung vom Boden in leichten Schwingungen hinaufleitend und in der Rücklehnenwölbung mit einer ruhigen Behaglichkeit ausklingend. Besonders im Profil ist dieser Stuhl eine tektonisch sehr fein nachempfundene reizvolle Umrahmung des sitzenden Menschen. Der erste Stuhl, der uns begegnet, ganz aus dem lebendigen sitzenden Menschen herausgedichtet; er entwickelt sinnreich seine tektonische Verbindung mit dem festen Boden und bildet die Ruhe des Sitzens in wirksame ästhetische Formen um. Im fünften Jahrhundert scheint er sich verbreitet zu haben und blieb durch das ganze Altertum in Gebrauch. Es ist etwas von der satten stillen Schönheit in ihm, die ihn zum rechten „Stuhl der Antike" macht. Ein Panathenäenmädchen, wenn es auf ihm saß, muß ein vollendeter Anblick gewesen sein.

Eine besondere Eigenart der Römer ist die Ausbildung des offiziellen Stuhles. Man ehrte amtliche Personen mit der reichen Ausstattung ihres Sitzes, und von dem feierlichen Ceremoniell des römischen Verwaltungswesens ist viel auf diesen Thronen zu lesen. Stein und Bronze kommen hier vor allem in Betracht, das Holz bringt weniger neue Formen, als daß es die Motive liefert. Die Motive der Drechselarbeit, die Kehlen, Riefeln, Polster, alle maschinenmäßig hergestellten Motive werden mit Vorliebe auf die Beine der Bronzesessel angewendet. In Pompeji fand man mehrere solcher Bronzestühle, mit glattem und mit gewölbtem Sitz; sie haben alle eine reichliche Gußverzierung an den Stegen, die zwischen den Beinen laufen, und diese Beine sind üppig mit gedrehten Ornamenten, den kreiselförmigen Bunden ähnlich, verziert.

Die Steinsitze haben ein vielgestaltiges Reliefornament und allerlei plastisches Beiwerk. Tiere als Armlehnträger, Symbole als Füllwerk sind sehr gewöhnlich. Der reiche Schatz des römischen Ceremoniells an symbolischer Orna-



Schemel. Italien, 16. Jahrhundert. Nußholz.

mentik gelangt hier zur Verwendung. Eigentümlich sind die häufig beobachteten Pferdeköpfe, die auf ritterlichen Stand des Sitzenden deuten. Die berühmtesten Amtssitze der Römer sind die sella curulis und das bisellium. Das bisellium ist eine lehnlose zweisitzige Bank mit gedrehten Füßen, zu der ein Fußschemel gehört. Indem man einer einzelnen Person eine zweisitzige Bank als Stuhl gab, schuf man das erste Beispiel jener breiten Sitze, die im Mittelalter gern offiziellen Personen zur Betonung ihrer Herrscherwürde verliehen wurden, und zugleich begann man das Motiv des Mehrsitzers auszubilden, das die Griechen noch nicht künstlerisch aufgenommen hatten. Das scamnum oder subsellium der Römer war die erste feste Form des Mehrsitzers.

Schon schlägt ein Unterschied der Kulturen nieder in dem, was die Griechen als Neuheit in Stühlen brachten, verglichen mit dem, was die Specialität des römischen Mobiliars wurde. Der schöne gebogene Lehnstuhl der Griechen war eine erste tektonisch vollendete Erkenntnis der Stuhlkonstruktion, das solium der Römer ist die Hervorhebung amtlicher Würde und der Heiligkeit der Verwaltungsbehörden. Hierin — und nicht bloß hierin, sondern in ihren ganzen Kulturen — berührt sich das Römertum mit dem Asiatentum, nachdem der Hellenismus, der uns unmittelbar so wenig Material hinterlassen hat, diese wichtige Vermittelung hergestellt hatte. Auf dem besten Stuhl der Griechen sahen wir ein Panathenäenmädchen sitzen, auf dem merkwürdigsten Stuhl der Römer sitzt der Dekurione oder Municipalbeamte.


Schemel. Schweiz, 17. Jahrhundert. Nußholz.

Das Mittelalter hält an den äußeren imperatorischen Formen der Antike fest, die es vielfach auf das Christentum überträgt; daneben keimen neue Ideen in den Bauernhäusern und später in den Städten. Der starke Gegensatz spiegelt sich in den Möbeln ab. Auf der einen Seite Prachtstühle, ganze Gebäude von Stühlen für die Obrigkeiten, auf der anderen Seite, kaum beachtet, neue Versuche in ländlichen Formen. Bis zur Renaissance hat sich da kaum etwas geändert. Die Prunkstühle erfahren an ihrem Leibe die großen wechselnden Moden der Architektur, die Bauernstühle kümmern sich gar nicht darum und wollen im Gebrauch nur praktisch sein, im Ornament naiv und rein technisch. Da die Prunkstühle nichts als Übertragungen der großen Architektur sind, die Bauernstühle aber einflußlos bleiben, so wurde dies die unfruchtbarste Periode der Sitzmöbel. Die einzelnen Formen haben kein individuelles Interesse; der Mittelstand, welcher die Behaglichkeit des Sitzens allein künstlerisch verwerten kann, fehlt.

Viollet le Duc, der große französische Gotiker, unterscheidet zwei Perioden in dieser Zeit. Bis zum dreizehnten Jahrhundert findet er die Stühle enger, von da an weiter, weil auch die Kleidung mehr auf festere Stoffe und Borten ging und der Sitz eine breitere Faltenlegung des Gewandes zulassen mußte. Der Gebrauchsstuhl dieser Zeit tritt aber so wenig hervor, daß wir kaum zu näheren Schlüssen berechtigt sind. Der Prunkstuhl läßt an Breite nichts zu wünschen übrig, und alle diese Gebäude von Sitzen, die von

der karolingischen Zeit bis zur gotischen sich aneinander reihen, sind nichts als Fortsetzungen des reichlich bemessenen antiken Beamtenstuhles. Halbhohe Kreislehnen, viereckige Lehnen, reiche Drechselmotive, auch die kegelförmig gespitzten Füße, die wir aus Assyrien schon kennen, kehren in steter Abwechselung wieder. Die Drechselmotive erscheinen auch unter den Armlehnen, sie sehen dann schon den modernen Traillen ähnlich: von Darstellungen der St. Lazare-Kirche in Avallon ist ein solcher alter Stuhl bekannt geworden. Später wird das Traillenmotiv auch auf sechseckige Stühle angewendet, die sich ansehnlich verbreitern und einem Thronsofa ähnlich sehen, das sich aus dem bisellium entwickelt hat. Man findet in alten Darstellungen auch Christus auf einem solchen Thron. Besonders wird das antike Motiv des Klappstuhles fortgebildet, auch ohne daß die Mechanik immer in Gebrauch tritt. Auf Feldzügen werden solche wirklichen Klappstühle, aus Bronze, für den Befehlenden mitgenommen, im Frieden werden sie mit allem barocken Pomp durchgebildet. Das bekannteste Beispiel ist der Dagobertthron in Paris, aus karolingischer Zeit, später ergänzt. Die Form des Klappstuhles in Bronze ist zu Grunde gelegt, drei Angeln verbinden Hinter- und Vorderseite, Greifen treten an Stelle vertikaler Verbindungen der Kreuzbeine, eine in Gußarbeit üppig verzierte, reich herumgebogene Rücklehne bringt den barocken Eindruck hervor.



Lehnstuhl. Italien, Ende des 16. Jahrhunderts. Nußholz mit Intarsia.

Wie in der byzantinischen Zeit die großen Prachtsitze Bauten im byzantinischen Stil waren, mit reicher Einlegearbeit und einem äußerlich nebeneinander geordneten Schmuck, so wurden die gotischen Ceremoniestühle Abbreviaturen des Lettners und der Dächer, deren Motive sie in ihrer Art verwendeten. Es giebt gewaltige Prachtstühle in gotischer Manier, wie der Krönungsstuhl der Westminsterabtei, aber was an ihnen interessiert, hat mit dem Begriff des Stuhles nichts zu thun. Gerade in der gotischen Zeit ist der Stuhl auch noch zu sehr Teil der Zimmer-

architektur, als daß er zu selbständigen Regungen besondere Lust verspürt haben sollte.

Der Unterschied zwischen den gotischen und den Renaissancemöbeln ist zum großen Teil darauf gegründet, daß das gotische Möbel gebundener, das Renaissancemöbel freier ist. Die Gotik hat im Zimmer eine zusammenhängende Architektur ausgebildet, in der schwer ein Stück vom anderen zu lösen ist. Hier, im Gegensatz zu der Öde der romanischen Tektonik, kommt zum erstenmal der häusliche, bürgerliche, städtische Sinn zum Durchbruch, der die Innendekoration begünstigt. Aber die gotische Innendekoration ist noch korporativ, sie bindet die Möbel an ihre bestimmte Stelle der Wand, sie verankert sie mit ihrer Umgebung. Was die Gotik an der festen Wand geschaffen und erfunden hat, die Motive der Bänke, Paneele, Truhensitze, Baldachine, Schränke, löst die Renaissance dann immer freiheitlicher und individueller los, und einfache freistehende Möbel, wie Stühle und Schränke, behandelt sie mit der ganzen Betonung ihrer isolierten Körperlichkeit. Ein gotischer Schrank ist eine naive Anwendung von Maßwerk und Spitzbogen auf ein vorspringendes Stück Fläche, ein Renaissanceschrank ist eine klare Gliederung dieser Fläche mit zupassenden Ornamenten und Rahmenwerk. Ein gotischer Stuhl ist ein Truhensitz, an der Hinterseite oft roh bearbeitet, weil er von der Wand niemals losgerückt wird, oder er ist ein Herrscherstuhl, der auf das Podium gebannt ist, oder er ist ein Kirchenstuhl, der an seine Stelle im Chor gefesselt ist, oder er verbindet sich mit einem Stück Wand und einer Decke so fest, daß der Baldachin an seinem Rücken emporwächst — ein



Lehnstuhl eines Franziskaner-Ordens. Italien, 17. Jahrhundert. Buchsbaum.

Renaissancestuhl dagegen ist ein Möbel, das man in die Hand nehmen und dorthin stellen kann, wo es die Menschen brauchen, die die neue Lebenskunst freier Geselligkeit und persönlicher Behaglichkeit gelernt haben.

Gerade in dieser gotischen Zeit erfährt auch das Motiv der Bank, das die Römer schon vorgenommen hatten, zum erstenmal eine gewisse Fortbildung. Nicht das spätere Polstersofa der Rokokogeselligkeit, sondern die mittelalterliche Bank, das „Gestühl" der Korporation. Wo die Römer ihre sellæ curules getrennt aufstellten, liebt der Gotiker eine gemeinsame Form des gemeinsamen Sitzens auch künstlerisch zu betonen. Hierhin gehören die Chorgestühle der Kirchen, die in dieser Zeit eine überraschende Ausbildung erhielten. Aber auch solche Privatgestühle kennt man, deren Einzelsitze nur mit halbhohen Trennungen versehen sind. Gemeinsame Bänke sind es, aber sie trennen die einzelnen doch voneinander ab. Keine Korporation unter Vernichtung des individuellen Ansehens, aber auch keine Bauernbank unter Nichtachtung der Person; sondern Vereinigungen von Thronen zu einer Reihe mit gemeinsamem Unterbau. Auch in der Ornamentik ist nur die Vervielfältigung des Einzelsitzes zu sehen. Am verlegensten ist man bei der Vorderseite dieser Gestühle. Man behandelt sie nach Maßgabe der großen Architektur gern als richtige Fronten, mit Nischen oder Säulen. Da man sich nicht davon trennen kann, nur eine Vervielfältigung des Stuhles in den Gestühlen zu sehen, gelingt es auch nicht, die Bank zu derjenigen künstlerischen Höhe zu erheben, die das Sofa, als Stuhlverbreiterung, später erreichte. Das bisellium, auf dem Christus noch in mittelalterlichen Glasgemälden thront, war eine Stuhlverbreiterung, aber doch nur eine feierlichere Form des Einsitzers. Es fehlt die Lösung, einen solchen weiten Einsitzer zum charakteristischen



Lehnstuhl. Italien, 17. Jahrhundert. Nußholz mit Leder.

Mehrsitzer, genauer gesagt: „Gesellschaftssitzer", durchzubilden. Die socialen Bedingungen waren dazu ebensowenig gegeben wie zur selbständigen Durchbildung des Gebrauchsstuhles, der in gewissen dünnbronzenen Stuhlgestellen einfacher Art, die mit Gurten bespannt und Stoffen belegt wurden, schon in dieser Zeit gute Anfänge hätte finden können.

So sehr, wie sich später die Renaissanceformen dazu eigneten, auf Stühle übertragen zu werden, so wenig waren die gotischen Formen dafür geeignet. Alle gotische Ornamentik, die nicht tektonisch begründet ist, bekommt etwas maßlos Spielerisches, gerade weil der gotische Stil ein so hervorragend tektonischer ist. Auf Möbeln wird sich das Flachornament auf die Dauer immer besser bewähren als das plastische. Die Renaissance hat in ihrer Art, ornamental zu sehen, die Fläche, die Füllung, den Rahmen bevorzugt. Sie wächst nicht in kühnem Streben auf, sondern sie geht ins Horizontale, nimmt die engen Grenzen übersehbarer Flächen und Glieder und bildet den Inhalt dieser Flächen und Glieder durch. Die Gotik, die ihr Wesen drangeben muß, wenn sie an die Bearbeitung von Flächen herantritt, hat die Prachtstühle dieser Zeit mit einer Fülle von Fialen, Maßwerken, Strebebogen, Krabben überschüttet, die dem Stuhl mit aller Gewalt ein architektonisch-plastisches Gepräge geben wollen. Da man in der Tektonik selbst die Kunst der Möbel nicht so pflegte wie die der Bauten, nahm man gern große Flächen in Zwischenbrettern, auf den Lehnen, an den Armstützen, um sie ornamental beleben zu können. Man findet das bei allen nicht rein tektonisch gedachten Möbeln, schon bei den römischen. Künstlich werden Flächen geschaffen — zwischen Stuhlbeinen, zwischen Tischbeinen — um den äußerlichen Schmuck auflegen zu können.



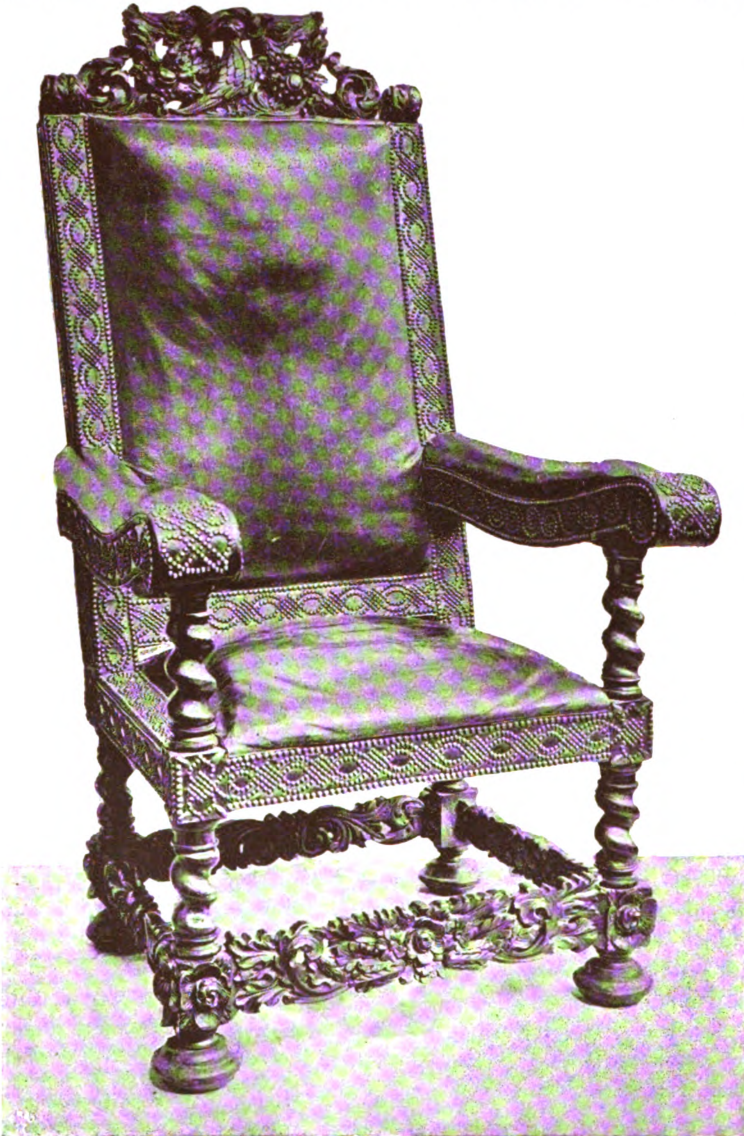
Lehnstuhl. Deutschland, 17. Jahrhundert. Nußholz.

Zwei ländliche Techniken des Mittelalters zeigen uns den ganzen Gegensatz der beiden Methoden, der tektonisch-konstruktiven und der Flächenornamentik.

Aus dem Skandinavien des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts ist eine Anzahl merkwürdiger Stühle erhalten, die an Flächenornamentik Überfluß haben. Alles ist in Holz geschnitzt. Die viereckigen Pfosten der Beine, die Bretter zwischen diesen, und zwischen diesen Brettern wieder einzelne aus Kreisen und Herzformen sich zusammensetzende Vertikalverbindungen, die Rücklehnen, die in derselben Art kreuz und quer verbunden sind, die obere Breitleiste der Rücklehne, die geschwungenen Einsätze zwischen Sitz und Rücken — alles ist durchgeschnitzt. Oft ist der untere Teil auch einfach als Kasten behandelt und bis in alle Winkel geschnitzt mit den Rankenmotiven, den Sternen, den Tieren, den Medaillons, die den Bestand altnordischer Ornamentik bilden. Auch ganze figürliche Scenen finden sich. Aber wie viel besser steht diesen Stühlen eine solche Flachornamentik als alle Übertragung gotischer Architekturzieraten. Wir empfinden nicht die Überflüssigkeit eines Ornamentes, wenn mit solcher liebevollen Naivetät Fläche für Fläche durchgeschmückt ist. Wir sehen darin nicht die Armut, die in der Übernahme anderweitiger gotischer Formen liegt. Nur die Flachornamentik kann diesen günstigen Ein-

druck hervorbringen, weil sie keine kümmerliche Abbreviatur der großen Baukunst ist, sondern ein behagliches Auflegen allgemein dekorativer Arbeit auf das tektonisch gegebene Gestell.

Das Gegenteil: der rein konstruktive Stuhl aus deutschen Bauernhäusern. Auf alten deutschen Stichen, vom dreizehnten bis zum fünfzehnten Jahrhundert, treffen wir Stühle, die auf dem Dreieck konstruiert sind. Zwei gedrehte Pfosten vorn, über den Sitz hinausreichend, ein Pfosten hinten noch höher hinaufgehend, eine breite Rücklehne in horizontaler Brettform tragend, deren Enden mit den Höhepunkten der beiden vorderen Pfosten durch gedrehte Stäbe verbunden sind: das sind die Armlehnen. Die Pfosten sind unten durch einfache Stäbe verbunden, die nicht in gleicher Höhe, sondern immer übereinander einsetzen, um nicht den Pfosten von beiden Seiten in gleicher Höhe zu durchbohren. Die Rücklehne ist durch schräg aufsteigende, gebogene Leisten mit dem Hinterpfosten verbunden. Der Sitz ist auch von Rundstäben eingefaßt. Solche Stühle sind uns erhalten: das Berliner Museum besitzt mehrere Exemplare. Die Drechselmotive sind sehr einfach, die Flächen sind auch mit ganz rustikalem geometrischem Schnitzwerk, wie es durch bloßes Eintreiben des Messers entsteht, schlicht und geschmackvoll geziert. Die Stühle stammen aus dem Rheinlande und aus Westfalen und sind zum Teil auf das vorige Jahrhundert datiert, aber nirgends ist die Datierung so gleichgültig wie hier. Sie sind seit uralten Zeiten dort gleich hergestellt worden, bis in unsere Tage, und heute werden sie von Berliner Tischlern für Berlin W wieder nachgemacht. Die Stilperioden der großen Architektur gingen an



Lehnstuhl. Deutschland, Ende des 17. Jahrhunderts. Nußholz mit Leder.

ihnen, wie an so vielen Bauernmöbeln, spurlos vorüber; da sie nichts anderes leisteten, als den tektonischen Gedanken des Stuhles klar herauszuarbeiten, leisteten sie so unendlich viel, daß sie alle Gotik, Renaissance, Barock, Rokoko, Empire und sämtliche historischen Attitüden des neunzehnten Jahrhunderts überdauerten.

In der That ist dieser niederdeutsche Bauernstuhl ein Ideal von konstruktiver Ästhetik. Der sitzende Mensch, zwei Beine und der Rücken, ist statisch aufgefaßt. Die Arme gehen vom Rücken zu den Vorderpfosten, wie beim Menschen vom Rücken zu den Knien. Was da tektonisch in Betracht kommt: die Vorderpfosten, die Hinterpfosten, die Rücklehne, die Armlehnen, alles ist in einen ganz einfachen Zusammenhang gebracht, als ob das innere Gerüst eines Stuhles plötzlich erschaut wäre. Und der Erfolg stellt sich auch ein. Man sitzt wunderbar auf diesen Stühlen, viel besser als auf allen Dagobert- und Westminsterthronen. Man legt die Arme auf die nach vorn abfallenden Armstege, die Hände auf die Kuppen der Vorderpfosten und fühlt, wie sich der sitzende Körper ganz in diesen Stuhl, der ihn liebevoll nachempfindet, einschmiegt.

Diese Bauernstühle stehen abseits von der großen Bewegung, die die architektonischen Moden sich abwechseln läßt. Heute greifen wir auf sie zurück, weil uns das einfache tektonische Schema, nach dem sie konstruiert sind, lebhaft interessiert. Wenn wir die Stilgeschichte aber weiter durchsehen nach charakteristischen Sitzmöbeln, so haben wir ein ganz anderes Schauspiel vor Augen. Beim Übergang von der Gotik zur Renaissance lag den Künstlern nichts ferner, als auf rein tektonische Formen zurückzugehen; sie übertrugen jetzt ebenso die Lehren der Renaissance auf die Stühle, wie sie es bisher mit denen der Gotik gethan hatten. Die Renaissance eignet sich immerhin besser dazu; ich habe schon darauf hingewiesen, daß sie eine Flächenkunst ist in ihren Ornamenten, und so kommt es, daß eine in Renaissance geschnitzte Fläche uns immer stilvoller erscheint als eine gotische Maßwerkarbeit in der Rücklehne eines Stuhles. Der Stuhl war indessen eine beweglichere Sache



Gobelin-Lehnstuhl. Mitte des 17. Jahrhunderts. Fugger-Sammlung in Augsburg.
(Aus: Möbel aller Stilarten. Verlag von Jos. Albert in München.)

geworden. Er verzichtete auf die architektonische Verbindung mit einer Wand oder mit Wandteilen, er wurde geselliger und demokratischer. Ein besserer Stuhl war nicht mehr, wie es selbst bei jenen Bauernstühlen der Fall war, eine Art Thron, ein einzig dastehendes Möbel, sondern er vervielfältigte sich, vereinfachte sich und trat in Reihen auf.

Langsam können wir seine Individualisierung verfolgen. Aus dem festlichen Stuhl werden die leichteren, freieren Stühle, die man in die Hand nimmt und hierhin, dorthin stellt. Die herrschende Stilmode giebt ihnen aber noch ein gewisses uniformes Gepräge: es entsteht die „Garnitur". Heute

noch, auf den Auktionen alter Möbel, findet man alte holländische Garnituren von Sofa, Tisch, Stühlen in Intarsia, oder eine aufeinander gestimmte Empiregarnitur, oder ein Ensemble friesischer Tische und Stühle, womöglich mit zupassendem Paneel und einer Sitztruhe davor. Solange ein alleiniger Stil herrschte, mußten solche Garnituren das Ideal der Uniformierung sein. Es ist in ihnen alles aneinander gebunden, und noch eine Ahnung lebt in ihnen von der alten strengen Tyrannei der großen Gotik. Die Möbel sind gelockert, aber sie haben korporativen Geist: sie tragen den Rock des Stils. Wie man weiß, kannte der romanische Stil eine solche Uniformierung noch nicht, im Gegenteil, er liebte die Abwechselungen und legte der Phantasie keine Zügel an. Erst die Gotik schuf das starre Stilsystem. Man muß sich darüber klar sein, daß trotz aller Individualisierung bis zum Ende der Empirezeit diese Stileinheit Gesetz war.



Lehnstuhl. Deutschland, Anfang des 18. Jahrhunderts. Nußholz.

Die moderne Zeit, welche alle vergangenen Stile unter kühlem geschichtlichem Bewußtsein sieht, hat in diese Uniformierung, wie in die Stileinheit aller Tektonik, Abwechselung gebracht. Seit zwanzig oder dreißig Jahren geniert man sich nicht mehr, um den Salontisch lauter verschiedene Stühle zu stellen, venetianische, Nürnberger, Tiroler und Lederfauteuils, und sieht gerade in dieser Mischung einen Reiz. Der letzte Schritt geschieht in englischen Klubs, wenn Stühle nach dem Maß ihrer Besitzer angefertigt werden. Von dem alten Thron des einen ist die Demokratisierung bis zum Thron für jeden gekommen, diese Demokratisierung, die naturgemäß zur Aristokratie des Stuhles umschlagen muß. Gotischer Thron, uniformierte Renaissancestühle, gemischte Stühle verschiedener Individualität Stühle nach Maß: das ist ein Stück Kulturentwickelung des Sitzens.

Wie der Stuhl, individualisiert sich die Bank. In der Gotik, mehr noch in der Renaissance, beginnt sie sich von der Wand zu lösen, mit ihrem bald höheren, bald niedrigeren Paneel, das nun als Rücklehne dient. Schon die Renaissance kennt Bänke, die von beiden Seiten benutzt werden können und deren Rücklehne daher in der Mitte beweglich ist, so daß sie je nach Stellung von dieser oder jener Seite gebraucht werden kann, wie in unseren offenen Straßenbahnwagen. Aus dem Rheinland des sechzehnten Jahrhunderts kennen wir geschnitzte Bänke mit hoher Lehne. Aber auch hier fühlte man bald, wie unhygienisch ein solcher



Taburett. Italien, Anfang des 18. Jahrhunderts. Nußholz.

kratisiert und ihm die verschiedensten Beschäftigungen gegeben. In Mischformen zwischen Sofa und Fauteuil, in Rückenkombinationen zweier Sitze, in Eckkonstruktionen hat man die gepolsterte Bank verwenden können. Man hat dann gern die Polsterung wieder in die alten individuellen Kissen zurückverwandelt oder gar beides miteinander verbunden. Im allgemeinen ist das Sofa dem modernen Decorateur nicht so sympathisch wie die beweglichen nuancenreichen Stühle, aber er wird es nie entbehren können, weil es zu den wenigen Möbeln zählt, die eine natürliche Verteilung der Wand erreichen helfen.

Neben einigen technischen Versuchen, wie barocken Drehstühlen oder dem Patentstuhl Karls V. in Madrid, der als Kanapee umzuwandeln ist, giebt es eine Reihe von Typen, die die Renaissance ausbildet und die seitdem nicht verloren gegangen sind. Auch hier, wie in der Architektur, bringt die

geschnitzter Rückenteil war, und wie unbequem, die Kissen fortwährend schieben zu müssen. Eine der wichtigsten Änderungen im siebzehnten Jahrhundert ist die Festlegung des Kissens in der Polsterung. Sitz und Lehne wird zuerst damit bedacht, und allerlei neue Motive ergeben sich. Auch diese Sitte ist nichts als ein Ausdruck des uniformalen Sinnes, der durch die ganze Renaissance geht. Besonders die Bank machte ausgiebigen Gebrauch davon. Mit der Zunahme der Bedeutung geselligen Verkehrs wurden die Mehrsitzer eine willkommene Abwechselung im Ensemble der Stühle und Tische, und die Renaissance verstand sie folgerichtig als Verbreiterung der Einsitzer zu entwickeln. Aus der Bank wurde das Sofa, und das Sofa wurde der natürliche Mittelpunkt der Familie der Stühle; es wurde unter den Stühlen das, was früher der ordentliche Stuhl unter allen Sitzgelegenheiten gewesen war: der Patriarch. Man stellte es in die Mitte der Wand und hängte die Familienbilder darüber. Man polsterte es reichlich, und die Ehrengäste wurden gebeten, darauf zu sitzen. Die moderne Zeit hat dann auch diesen Patriarchen noch weiter demo-



Lehnstuhl. Italien, Anfang des 18. Jahrhunderts. Nußholz.

Renaissance Einheit und Ordnung in die malerische Unregelmäßigkeit gotischer Profankunst. Das private Leben erfährt seine Gesetze, nach denen es jahrhundertelang sich bewegen sollte.

Vom sechzehnten bis zum achtzehnten Jahrhundert sind in Italien wie in Deutschland die Schemel mit stark geschnitzten Brettlagen, die die Stelle der Beine vertreten, sehr verbreitet. Die Fußbretter waren der Renaissance sehr sympathisch, um sie mit ihren Ranken- und Puttenornamenten zu schmücken. Oft treten mehrkantige Beine, in echter Schemelart nach außen gespreizt, an ihre Stelle, und sobald eine Rücklehne hinzugefügt wird, legt sich das Schnitzornament auch auf diese, und auch in den Konturen folgt diese den Gewohnheiten der Hochrenaissance und des Barock. Sie wird geschweift gezeichnet. Bald ist sie breiter und niedriger, bald merkwürdig schmal. Eine berühmte Klasse dieser Schnitzstühle in Bauernform sind die Tiroler, die heute noch vielfach für den modernen Gebrauch nachgeahmt werden, obwohl sie weder in ihrem Aufbau mit der verkümmerten Lehne noch in dieser selbst, die die Ornamente in den Rücken eindrückt, sehr empfehlenswert scheinen. Als Stilobjekt sind sie desto interessanter. Sie verbinden eine alte rustikale schemelartige Form, die sich in den Häusern der Alpen erhielt, mit den hochgebildeten Schnitzornamenten, die von dem renaissancebewegten Italien herüberkamen.

Die Lieblingsformen der ausgehenden Renaissance haben aber in diesen Stühlen nicht ihre Vorbilder gefunden. So wenig wie in den geraden oder geschweiften Faltstühlen, oft mit eingelegter Arbeit, welche im fünfzehnten Jahrhundert in Italien wieder erscheinen. Auch der säbelbeinige Lehnstuhl ist in der Renaissance nicht allzu verbreitet, nach Exemplaren aus dem Deutschland des siebzehnten Jahrhunderts ist er heute vielfach nachgearbeitet worden. Die fruchtbarste Form war vielmehr der einfache vierbeinige Stuhl mit Armlehnen und hoher Rücklehne. Die Höhe der Rücklehne macht es häufig erwünscht, zwischen ihrem Oberteil und dem Sitz eine Öffnung zu lassen, so daß sich nur der eigentliche Rücken über dem Kreuz anlehnt. Die Stühle haben dadurch etwas Feierliches und sind im Grunde sehr schematisch, aber sie bringen den ernsten Charakter der Renaissancekonstruktion am



Stuhl. Anfang des 18. Jahrhunderts. Nußholz.

ehesten zum Ausdruck. Sitz und Rücklehne sind gepolstert, vielleicht auch die Oberseiten der Armlehnen. Für Schnitzerei ist nicht viel Platz, und so hat sich die Schmuckkunst hier vielfach auf die Stoffe der Polsterung konzentrieren können.

In der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts wird dieser gewöhnliche Armlehnstuhl in Italien und Deutschland gleicherweise beliebt. Die Rokoko-Lehnsessel haben sich unmittelbar aus ihm entwickelt, indem sie die geraden Formen in geschwungene umwandeln. Ende des achtzehnten Jahrhunderts tritt die ovale Lehne in Frankreich hervor, die dem Formensinn dieser Zeit mehr zusagt. Im Norden, in Holland, England, Berlin und anderwärts, findet man in derselben Epoche auch die in Form der Öse geschwungenen Lehnen oder die herzförmigen, in denen die geschnitzten Hölzer wieder ihre Verwendung finden können, indem sie im Rahmen dieser Formen vertikal herunterlaufen. Auch in Italien liebt man es wieder, die Rücklehne amüsanter zu gestalten, und führt gern die Traillenmuster ein, den billigen Effekt der Drechselarbeit, mit dem die neuere ägyptische Möbelkunst so viel operiert hat.

Neben den holländischen und englischen Rücklehnstühlen mit vertikal geordnetem Holzornament in durchbrochener Arbeit, unter denen besonders die graziösen Stühle des bekannten Chippendale mit ihren fein gesetzten Füßen und den zierlichen Lehnen hervorragen, wird in diesem dekorativ so regsamen ausgehenden achtzehnten Jahrhundert besonders die Ausnutzung der Polsterbequemlichkeit von Bedeutung. Gobelinpolster gehen über den ganzen Stuhl, der eine bequem nach hinten geschweifte Rücklehne erhielt. Oder die Lehnstühle werden in besonders behaglicher Breite gearbeitet, die Rücklehne wird gern recht niedrig gemacht, um allen abschreckenden feierlichen Ernst fernzuhalten, die Formen der Halbsofas verbreiten sich, die die Bequemlichkeit der Polsterbänke mit der Isoliertheit der Stühle verbinden. Die geschwungenen Linien beruhigen sich wieder im Empire, das seine schlanken geraden Motive um dieselben Polster herumbaut. Alle diese Sessel und Sofas des Rokoko und Empire strahlen in ihren eleganten Farben, die sie der gesteigerten Berücksichtigung wertvoller Stoffe für die Polster verdanken. Und mit den Stoffen werden gern die Hölzer oder Metalle in koloristischen Einklang gebracht, die das Gerüst des Stuhles bilden: Silber mit gelb Seide, Mahagoni mit grün Gobelin.



Lehnstuhl. Italien, Mitte des 18. Jahrhunderts. Nußholz.

Es war zum erstenmal, daß ein Stück des dekorativen Eindrucks der Stühle auf der Farbe beruhte. Und dieser Effekt war nur möglich, seit man auf die Stoffe und Muster achtete, und auf diese achtete man, seit es eine feste Polsterung gab. So sehr die losen Kissen auch farbig wirken konnten, eine Abstimmung zwischen ihnen und dem Stuhlmaterial war nicht gut möglich, solange sie wechseln konnten. Erst das feste Polster gab diesen Zusammenschluß in einer Epoche, die wie alle Spätlingsepochen einen ausgesprochen koloristischen Sinn hatte. Zugleich war darin wieder die beste Art der Stuhlornamentik getroffen: das flache Motiv,

flacher noch als selbst eine Schnitzerei. Die alten plastischen Stühle, die ja selbst die Renaissance noch nicht vergißt, wie der Franziskanerlehnstuhl in Berlin, wo in den Schnitzereien die Teufel die Engel von den Ordenswappen losreißen wollen, die Armlehnen von Keuschheit und Frömmigkeit getragen sind und auf den Lehnen Glaube und Liebe sich befinden — solche Dinge liegen jetzt weit zurück. In barocken Prachtstühlen redet die Putten- und Tierplastik noch ein Wort mit. Dann, je mehr man sich dem Empire nähert, desto reiner wird wieder der konstruktive Wert des Stuhles und desto angemessener seine dekorative Wirkung, weil ja in allem dieser Stil wieder auf eine natürliche Schmucklosigkeit und organische Konstruktion zurückkam, der ihn unserer Zeit besonders nahe brachte.



Lehnstuhl. Deutschland, Mitte des 18. Jahrhunderts. Vergoldet.

Nachdem auch der Stuhl die antikisierende Mode durchgemacht hatte, die dem Empire folgte — Smith baute in England antike Stühle —, nachdem auch einige der chinesischen Anregungen in den Sitzmöbeln, ohne fruchtbringend zu werden, verwertet waren, öffnet das neunzehnte Jahrhundert seine

Schleusen. Keine Periode kannte so viel Motive wie dieses eine Jahrhundert. Aus der Antike, aus der Renaissance und dem Rokoko giebt es doch bestimmte Typen von Stühlen, die am häufigsten wiederkehren; das neunzehnte Jahrhundert hat nicht die Ruhe gefunden für einen typischen Stuhl. Es irrte in den Lagern der überlieferten Stilmoden umher, und es versuchte dann, bald übertrieben plastisch, bald übertrieben konstruktiv, und in Millionen Mischarten zwischen diesen beiden Extremen, seine Möbel zu gestalten. Diese Stillosigkeit war seine Freiheit. Die Architektur verlor ihre Naivetät des einen Stils und der Möbelbau desgleichen. Man benutzte die Stühle aller Stile. Man erreichte damit in diesem Herrenzimmer eine bestimmte Wirkung, in jenem Boudoir eine andere. Oder man kümmerte sich gar nicht mehr um die vorgeschriebenen Muster und erfand Neues. Zuletzt nahmen die Künstler die dekorativen Dinge selbst in die Hand, und da sie mehr Initiative besaßen als die Möbelschreiner, die nur alte Vorlagen kopierten, so suchten sie individuell für die Besteller zu arbeiten. So kam eine Fülle von Motiven auf, deren Wesen es ist, daß sie unklassifizierbar bleiben. Wie einst im byzantinischen Zeitalter der niedere Stuhl kein Interesse hat und nur der Thron, und zwar alle Throne so verschieden sind, daß man nicht von ihnen allen, sondern nur von einem einzelnen reden kann, genau umgekehrt ist es in diesem Jahrhundert geworden. Es giebt keine Throne mehr, die ein wesentliches künstlerisches Interesse hätten; sie sind durchaus traditionell, wie es z. B. auch der Thron ist, den soeben Professor Messel, ein so feinfühliger und künstlerischer Mann, für den Kaiser in der deutschen Gesandtschaft Roms baut. Dagegen liegt alle Entwickelung in den bürgerlichen und den häuslichen Stühlen, und sie sind so mannigfach, daß man gar nicht von ihnen im allgemeinen sprechen, sondern nur diesen oder jenen Stuhl im einzelnen beschreiben und charakterisieren kann. Das gemeinsame Band, das die Modestile um die Sitzmöbel schlangen, ist weggefallen, es giebt nur noch den Stuhl.



Lehnstuhl. Frankreich, um 1770. Vergoldet.

Hier kann man einmal an den Möbeln viel besser Kunstgeschichte ablesen als an den Denkmälern. Wir lernen heute alle, und die politische Geschichte hat diese Einteilung empfohlen: es gab seit dem Christentum erstens byzantinischen, zweitens romanischen, drittens gotischen, viertens Renaissancestil u. s. w. In Wirklichkeit ist der romanische und byzantinische Bau nichts als eine Fortsetzung des römischen, durchaus ohne gebundenes Stilgefühl. Dies beginnt erst mit der Gotik, die ihre Wurzeln in den „romanischen“ Stil vorausstreckt. Die Gotik als selbständiger moderner tektonischer Ausdruck, die Renaissance und ihre Arten als gemischter, mit der Antike zuerst gemischter Ausdruck — das sind die beiden einzigen wirklichen Stile, die die moderne Zeit erlebt hat. Die Sitzmöbel ließen gar keine andere Betrachtung zu. Es giebt keine byzantinischen und romanischen Sitzmöbel, die gebundenen Stil hätten; es sind nur variierte Nachkommen der Antike. Gebundenen Stil haben die gotischen Stühle, denen noch die Individualität fehlt, und alle Renaissance- bis Empirestühle, die sich von der Wand losreißen und immer stärker verselbständigen. Dann wieder, in unserem Jahrhundert, tritt die Ungebundenheit ein, zuerst in der Nachahmung aller alten Motive, dann in der unbeschränkten Entwickelung neuer tektonischer Ideen.


Stuhl. England, Mitte des 18. Jahrhunderts. Mahagoni.

Die alten Motive boten jeder Liebhaberei ihren Stoff. Wer die unförmlichen süddeutschen und Tiroler Schnitzereien liebte, ließ sich für das Wartezimmer Sessel bauen ohne Polster, mit achteckigem Sitz auf langen Fußbrettern, in die Voluten und Masken geschnitzt waren, und mit kleinen Lehnen, die ein von Ranken umgebenes Wappen zeigten. Oder man machte die Füße in gespreizten geriefelten Pfosten und gestaltete die Rücklehne als Maske mit Voluten, deren Mund auch offen bleiben konnte. Für das Eßzimmer nahm man den Armlehnstuhl des siebzehnten Jahrhunderts, mit gepreßtem Lederüberzug, welcher durch ornamentale Nägel gehalten ist, und dann genügte eine Schnitzerei in den Stegen, welche die vierkantigen Füße verbanden oder über dem gepolsterten Teil der Rücklehne angebracht waren. Für den Salon konstruierte man Fauteuils in diesem Muster mit gestreifter Seidenpolsterung und üppiger Blatt- und Rankenschnitzerei, die auch vergoldet werden konnte, Puttenhermen als Füße, zwischen denen als Steg ein durchbrochenes Rankenornament mit Wappen läuft. Im Herrenzimmer konnte man auch die kastenartigen geschnitzten Lehnstühle verwenden, wie sie Tirol neben den schmalen Stühlen ohne Armlehnen hervorbrachte; die Rücklehne wird durch zwei Stege gebildet, mit Voluten um eine Tafel laufend, und dasselbe Motiv ist als Steg zwischen den Füßen verwendet. Als Schreibstuhl empfahl sich der sägebockartig aufgebaute Armsessel, eine Maske am Kreuzungspunkt, Masken und Tier-

köpfe an den Enden der Rückpfosten und Armlehnen, wie es die Renaissance liebte. Oder man nahm den mit der Spitze nach vorn gerichteten vierbeinigen Stuhl, so daß die Füße des Schreibenden bequem nach hinten geschlagen werden konnten, dann lief als Rücklehne nach italienischem Muster um zwei Seiten ein Halbkreis, durch Doppelvolutenstege gestützt und mit einem Engelskopf in der Mitte geziert. In den Prachtsalons fanden sich die barocken Sessel wieder ein mit der kostbaren Polsterung und den geschwungenen Füßen und geschwungenen Armlehnen in schwerer Schnitzarbeit. Für die Boudoirs blieben die Rokokostühle mit den graziösen Beinen, zwischen denen eine Kombination zweier sich kreuzender Stäbe angebracht war, und den blumenreichen Polsterstoffen, oder die einfacheren Empirefauteuils mit den zugespitzten Füßen und den ovalen Rücklehnen neben den mannigfachen Arten von Halbsofas und lehnlosen Polsterstühlen. Im Rokoko ließ sich auch stilvoll das Strohgeflecht verwerten, das heute ein billiger Ersatz für Polsterung geworden ist. Und was für die Wohlhabenderen hier in besseren Exemplaren von alten Mustern kopiert wurde, das brachte die Fabrikware der Neurenaissance in den siebziger und achtziger Jahren in die Räume der bürgerlichen Familien des Mittelstandes. Die letzten Reste des Empire, die ärmlichen Stühle mit der Ösenlehne und dem Strohsitz, wurden entfernt, und die Lehnstühle mit Muscheln und Säulen rückten ein. Aufgeleimte Ornamente, aufgesteckte Kugeln, übertriebene Drechselarbeit war das Zeichen der von Maschinen in Einzelteilen hergestellten Möbel. Eine vorübergehende Wiederaufnahme der „Uniformität“ alter Stile, die heute der Fabriktechnik sehr bequem lag, bis sich der neu erwachte Sinn für Selbständigkeit in dekorativen Dingen gegen diese Überschwemmung auflehnte und sich auf die tausend Möglichkeiten besann, welche noch in der Tektonik der Möbel ruhten, ohne daß diese liebevoller hergestellten Dinge darum ein Vorrecht der oberen Klassen zu werden brauchten.


Stuhl. Berlin, um 1790. Mahagoni.

Wenn man sich unter den augenblicklich in Gebrauch befindlichen Stühlen umsieht, so entdeckt man die größte Mannigfaltigkeit, welche ein Möbel nur zeigen kann. Kein Möbelstück bietet dem modernen Individualitäts-Bedürfnis so viel Chancen. Der Stuhl ist das leichteste Stück des Zimmers geworden, er stellt die Füllung und Vermittelung zwischen den festen Wänden und den halbfesten Sofas und Schränken dar. Er kann eine Ecke lösen, er kann einen Abschluß decken, er kann tote Stellen füllen, er kann von allen Seiten sich präsentieren und jeden Augenblick seine Stellung verändern. Je weniger uniform die Stühle sind, desto eher werden sie diese Vermittelungsrolle im Zimmer durchführen können. Und selbst mit dem höheren oder geringeren Grade ihrer Uniformität wird ein bestimmter dekorativ-ästhetischer Ausdruck erzielt. Im Eßzimmer gleichen sich die Stühle mehr, weil die auf ihnen sitzenden Menschen hier in einer Thä-

tigkeit begriffen sind, die sie uniformer erscheinen läßt, sie dienen alle dem feierlichen Zwecke der Mahlzeit. Im Salon ist es anders. Einige wollen sich auf kleinen Sofas zusammenfinden, andere wollen allein sitzen. Einer liebt den vollständig überpolsterten Fauteuil, der andere sitzt lieber etwas steifer und härter. Ein Mann wird sich gern auf armlehnlose Stühle setzen, die seine gerade Figur ohne alle Lässigkeit präsentieren, Frauen werden die Armsessel wählen, in denen ihre weicheren Formen einen guten Rahmen finden. Es giebt gute und schlechte Kombinationen von Menschen und Stühlen; Kostüme und Stile wollen sich passend zusammenfinden — eine Frau in englisch schmalem Kleid wird auf dem Empirestuhl gut aussehen, auf dem Barockfauteuil unmöglich sein; ein eleganter Herr im Frack wird auf dem bequemsten aller Stühle, dem ewig herrlichen Lederfauteuil, seine ganze Eleganz verlieren und auf einem lehnlosen Taburett nur noch an Beweglichkeit gewinnen. In den



Lehnstuhl. Ägypten, 19. Jahrhundert. Polisander.

Sesseln, Sofas, Halbsofas, Truhen, Hockern und Kissen eines Zimmers ist die Gesellschaft, die in ihm verkehrt, gleichsam latent vorgezeichnet. Die Gruppen sind gegeben: ein Ecksofa am Kamin mit den beiden Kaminstühlen, ein breiteres Sofa am Fenster mit einigen Fauteuils und in der Nähe des Klaviersessels noch einige leichte lehnlose Stühle. Innerhalb der Gruppen ist hier eine leichtere, dort eine schwerere Plauderei vorgezeichnet und bisweilen auch jene tiefste Unterhaltung, welche im Schweigen guter Freunde besteht. Und trotz aller Vorzeichnung bleibt genug Abwechselung für den einzelnen Fall. Die Kissen der Sofas sind beweglich, bald viereckig schwer gepolsterte Kameltaschen, bald leichte Daunenkissen in Libertyvelvet oder französischer Seide. Man schiebt sie und rückt sie nach Bedarf. Man schiebt und rückt die Stühle nach der Konstellation der Gesellschaft, und die Vorzüge des einzelnen Stuhles sind so groß, daß man immer beobachten wird, wie das festere Sofa von selbst selten gebraucht wird und ein jeder unwillkürlich sich in den freistehenden Sessel niederläßt.

Die Bank, der Truhensitz, das Sofa haben sich unter die Möbel eingereiht, die architektonische Verwendung finden. In Fensternischen, in Kaminecken, unter Bortbrettern laufen Sofas entlang. Bänke verbindet man mit dem Büchergestell, dessen obere Gesimse dann zu einer Voute über dem Sitz benutzt werden, die der gotische Stil so liebte. Diese Voute wird mit den Armlehnen in eine Linie gebracht, eine große schöne Kurve. Im Gegensatz zu den Bänken und Sofas ist der Stuhl frei. Kein Möbel ist so zahlreich wie dieser, und keines wie dieser nur für den Menschen da, nicht wie alle anderen für einen Gegenstand. Diese direkte Beziehung zum Menschen hat ihm die Abwechselung gegeben, kein Möbel hat so viele Kombinationen und Wandlungen erfahren.

Die Lehnstuhlmotive werden im englischen Stil, der eine Fortentwickelung des Empire wieder modern machte, mit dem Traillenwerk kombiniert, die norddeutschen Stühle mit den vertikal gezierten Ösenlehnen werden kombiniert mit den geschwungenen Lehnen des Rokoko, trapezförmige Sitze mit leiterartigen Rücklehnen. Dazwischen ragen als seltenere Exemplare aparte Künstlerstühle hervor, die auf den Namen ihres Urhebers gehen. Carabin, der bekannte Pariser Kunstgewerbler, der sich von der plastischen Arbeit nicht lossagen kann, hat zwei Stühle gemacht, die so viel Kunst bieten, daß der Genuß aufhört und der Begriff Stuhl zu schanden wird. Der eine ruht auf zwei verschränkten menschlichen Figuren, die Lehnen werden von Katzen getragen, und Mäuse laufen auf ihnen herum. Auf dem anderen ist ein Weib in die Rücklehne verstrickt, und Katzen, die wieder die Armstützen tragen, scheinen sie anzufauchen. Sein Kollege Dampt stellte einen Kinderstuhl aus, der einen niedrigen Sitz ohne Fußbank hatte und eine dreimal so hohe spitzleiterförmige Lehne, zwischen der in der Höhe des Kopfes ganz unvermittelt eine mit Blumenintarsien verzierte Platte eingelassen war und die oben in zwei drollige Kinderhermen auslief, welche sich umarmten. Die französische Art, kunstgewerblich im Geschmack der Renaissance mit unvermittelter plastischer und dekorativer Arbeit fortzuschaffen, ließ dort wenig Sitzmöbel entstehen, die uns tektonisch zusagen könnten; nur ein Künstler, Plumet, dessen Möbel die organischsten von ganz Frankreich sind, hat auch einen Stuhl geschaffen, der durch seine feine tektonische Entwickelung auffällt. Auf leise nach außen, im Bogen gespreizten Beinen ruht ein breitovaler Sitz, dessen Armlehnstützen die Fortsetzung der Vorderbeine bilden, während die Armlehnen selbst in einem anmutigen Bogen aus der Rücklehne kommen; diese selbst ist wieder die Fortsetzung der Hinterbeine und mit vertikalen Stäben gefüllt, die ihre geschwungenen Konturen aufnehmen. So ist eine organische Verbindung der einzelnen Teile hergestellt, die in den feinen Kurven ihr Leben findet.

Von einer überraschend neuen Idee, die ein moderner dekorativer Künstler bei einem Stuhle verwertet hätte, ist nichts zu vermelden. Unendliche Permutationen gegebener Elemente, die oft — besonders in Deutschland — recht geschmacklos ausfallen. Als Ausgangspunkt nehmen fast alle besseren entweder den geradlinigen Armsessel des siebzehnten Jahrhunderts oder den niederdeutschen Barockstuhl mit vertikal gestellter Füllung der Rücklehne. Jenes Motiv wird variiert vom Gobelinbezug bis zur glatten Brettfläche, vom Gitterwerk bis zur Intarsia. Dieser Stuhl dagegen setzt sich aus Brett- und Stäbchenmotiven zusammen, allerlei durchbrochener Arbeit und Polsterzieraten.



Lehnstuhl. Berlin, um 1830. Lackiert.



Modernes Interieur.

Auch aus anderem Material kamen keine wesentlich neuen Anregungen. Von den Eisenstühlen ist nicht viel zu sagen; die Klappgartenstühle wurden zu Marterinstrumenten. Korbstühle gelangen besser, man hat sie bereits in allen überlieferten Formen — leider auch in den barocken — nachgebildet und besonders hübsche Wirkungen dadurch erzielt, daß man sie in bunten Farben leicht durcheinander stellte. Die Wiener Technik, Holz in heißem Zustande zu biegen, hat die bekannten Stühle in Röhrenformen geschaffen, die in Cafés sehr verbreitet sind. So gewöhnlich diese Stühle auf uns wirken, muß man doch sagen, daß in ihnen eine Technik liegt, die zu besseren Ergebnissen hätte führen können. Es hätten diese Stühle rein auf ihre feine Linie gearbeitet werden müssen, und der Eindruck wäre nicht schlecht gewesen. Statt Rohrgeflecht hätten sich vielleicht die Ledergurten nach japanischem Muster als Sitz- und Rückenfläche empfohlen, um die gewöhnliche Wirkung etwas abzudämpfen, die jedes maschinell bearbeitete Holz hat. Ein Schaukelstuhl — eine specielle Form des modernen Sitzmöbels — aus Wiener Biegeholz mit Ledergurten kann nicht schlecht sein.

Beim Schaukelstuhl erinnert man sich sämtlicher Experimente, die als Patente oder Nichtpatente mit dem modernen Stuhl vorgenommen worden sind. Umlege-, Kanapee-, Klappstühle der verschiedensten Gattung, die oft dem Operationsstuhl ähnlicher sind, als erwünscht wäre. Dekorativen Wert hat das alles nicht, nur ein einziger: der sogenannte Triumphstuhl, aus einem Klappgestell mit Läufer, hat durch die hübsche Einfachheit seiner Konstruktion und die leichte farbige Beweglichkeit eine neue Note auf den Strand, in den Garten, auf die Balkons gebracht.



Der Väter Sünden.

Novelle
von
Ernst Wichert.

I.

„Aeh — äh — äh ... Fasse leise an, Jakob. Du hast heute eine entsetzlich schwere Hand. Leiser, leiser. Und ganz langsam — das Bein — äh, äh! auf den Fußschemel — langsam. Und dann das andere — sanft nachschieben. Nicht so ruckweise, Jakob. Wie das schmerzt! Wenn du darin stecktest — es ist eine Höllenpein. Nun den Rücken — vom Kissen aufrichten — so, so! Setze dich her — ich lege den Arm um deine Schulter — richte mich an dir auf. So! Der Arm ist noch ganz kräftig — was? Ha, ha, ha! Nur die Beine und das Kreuz ... Langsam! Wenn ich erst stehe ... Du weißt ja, es geht noch so passabel. Äh — äh — äh ...“

Der alte Diener gab sich die ersichtlichste Mühe, seinem Herrn das Aufstehen zu erleichtern. Aber alle Schonung der schmerzhaften Gliedmaßen konnte nicht hindern, daß der Graf unter seinen geübten Händen von Zeit zu Zeit jämmerlich stöhnte. Der Dienst wurde schweigend verrichtet. Wahrscheinlich wußte Jakob schon lange, daß der Versuch, sich zu verantworten oder freundlich zu ermutigen, nur die Nervosität des Grafen steigerte. Er schob ihm weiche Pantoffeln auf die Füße und hob diese dann sanft vom Schemel auf die Pelzdecke. Dann gab er ihm einen Mantel um und richtete ihn in Pausen auf. Sobald das Zittern der Knie nachgelassen hatte, führte er ihn mit ganz kleinen Schritten nach dem anstoßenden Gemach, wo bereits das elektrische Bad vorbereitet war.

Das Wasser schien belebend zu wirken. Der Graf stieg die Stufen offenbar leichter hinauf und hielt sich auch während des Frottierens ziemlich fest auf den Füßen. Sein ganzer Körper wurde mit einer stärkenden Essenz eingerieben und dann in Wolle gepackt. So lag er wieder eine halbe Stunde auf dem Ruhebett und ließ sich das kostbare Spermin einflößen, von dem er sich Wunderdinge versprach.

Im Toilettenzimmer wartete bereits der Friseur. Er brachte den Kopf in die gewohnte Ordnung, indem er Wangen und Kinn rasierte, das kleine Schnurrbärtchen färbte und spitzte, mit einer graublonden

Perücke die Platte deckte und der welken Haut eine gleichmäßig frische, nicht zu jugendliche Farbe gab. Mit den Händen und besonders mit den Fingernägeln beschäftigte er sich wohl eine halbe Stunde. Jakob konnte nun wieder seinen Dienst aufnehmen und das Bekleiden besorgen. Er legte dem Grafen einen hohen, den sehnigen Hals deckenden Kragen und eine Krawatte um, in welcher ein großer Brillant blitzte, und bekleidete ihn mit einem eleganten grauen Anzuge.

Als Graf Wedigo Pahlen sich dann in dem hohen Stehspiegel musterte, konnte er mit sich zufrieden sein. Er hatte jetzt ungefähr das Aussehen eines knappen Fünfzigers. Wer ihn aus dem Bette steigen gesehen, hätte ihn für einen hohen Siebziger halten müssen. Sein wirkliches Alter lag nur wenige Jahre über das erkünstelte hinaus. Unter seinen Freunden waren Offiziere, jetzt Obersten und Generale, die mit ihm ungefähr zugleich in die Armee eingetreten waren und es ihm bis auf einen geringen Fehler nachrechnen konnten. Er mochte nur sehr rasch gelebt und sich schneller als sie verbraucht haben.

Die Schokolade hatte er bereits um neun Uhr im Bett getrunken. Die Toilette beanspruchte mehr als zwei Stunden. Nachdem er am Arm des Dieners noch einen Gang durchs Ankleidezimmer gemacht, um die Federkraft der Beine zu prüfen, begab er sich mit schlürfenden Schritten nach dem Salon, in welchem das Frühstück aufgetragen war.

Dort erwartete ihn Graf Bruno, der jüngere Sohn, der den anderen Flügel des palaisartigen Hauses bewohnte, wenn er nicht auf den Familiengütern zu thun hatte. Er war der eigentliche Verwalter des großen Vermögens, seit eine schwere Erkrankung des alten Herrn und dessen längere Abwesenheit im Auslande eine Stellvertretung notwendig gemacht hatten. Sein Vater hätte längst die Zügel wieder selbst in die Hand nehmen können, aber die Beschäftigung mit wirtschaftlichen Angelegenheiten war wenig nach seinem Geschmack. Sein praktischer Sohn, der sie mit Eifer betrieb, schien ihm ein wenig entartet. Doch wünschte er mit ihm keinen Streit zu haben und war schon zufrieden, wenn nur die Form gewahrt und ihm eine Art von oberster Leitung zugestanden wurde, was freilich äußerst diskret geübt werden mußte.

Die Wahrheit zu sagen, er fürchtete den Sohn, der von ganz anderem Schlage war als er selbst. Es fehlte Bruno die Schmiegsamkeit, sich der Art des alten Lebemannes anzupassen und ihn ohne Kritik zu nehmen, wie er nun einmal war. Er kritisierte selten laut und dann nur mit einem rasch hingeworfenen Wort; aber Graf Wedigo glaubte in jedem Augenblick zu wissen, was er dachte, und war immer überzeugt, daß er nicht seinen Beifall hatte. Der Regierungsreferendar war der einzige Mensch, vor dem er sich nicht gehen lassen konnte, wie es ihm bequem war. Kaum in scherzhaftem Ton wagte er einmal eine Andeutung seines Mißbehagens. Der alte Herr konnte seinem lebendigen Gegensatz gegenüber das Gefühl der eigenen Sündhaftigkeit nicht los werden, und das war ihm ein sehr fataler Zustand.

Bruno saß am Tische, auf dem neben seinem Gedeck Haufen von Briefen und größeren Schriftstücken lagen, die er schon durchgesehen hatte. Er war kurz gewachsen und breitschulterig, in allen Formen etwas derb, das Bild blühender Gesundheit, übrigens doch im Profil unverkennbar dem Papa ähnlich. Das blonde Haar stand kurzgeschoren von der Stirn auf, und die über der kräftigen Nase fast zusammengewachsenen Augenbrauen bogen sich gegen die Schläfe hin eckig abwärts. Er schien auf seine Toilette gar keinen Fleiß verwendet zu haben; die Kleider saßen ihm lose, und das steife Hemde drängte sich gegen das Kinn hin aus der Weste heraus. Er hatte das eine Bein dicht am Fuß über das andere gelegt und den Daumen in das Ärmelloch der Weste gesteckt. Diese nonchalante Haltung änderte er auch nicht, als sich Graf Wedigo ihm nun tänzelnd näherte.

„Guten Morgen, mein Junge,“ begrüßte er ihn in jovialem Ton, mit der ausgestreckten Hand winkend und ihm freundlich zublinzelnd. „Hast wohl schon auf mich gewartet? Ja, das Alter, das Alter! Es fordert immer mehr Mühe, sich's in Vergessenheit zu bringen.“

„Es freut mich, daß dir's gelingt," antwortete Bruno trocken. Er lächelte dabei, wie es scheinen konnte, spöttisch und reichte dem Vater mit einer nachlässigen Bewegung die freie Hand zu, um sie sogleich wieder zurückzuziehen.

„Freut es dich, freut es dich — das ist gut," schmunzelte der Graf, doch mit einem lauernden Blick. „Ich weiß ja, daß du mir das Leben gönnst — ha, ha, ha!"

Der junge Mann lachte nicht mit, sah aber den alten Herrn dreist an und zuckte leise die Achseln. „Es wäre ja nur mein eigener Vorteil, wenn du Methusalems Alter erreichtest," bemerkte er, „ich bin der jüngere Sohn. Übrigens brauche ich für mich selbst wenig."

„Ich hoffe, dem älteren eilt's ebensowenig," kicherte Graf Wedigo etwas gezwungen. „Du hast jedenfalls nicht nötig, dich einzuschränken. Warum thust du's? Ich in deinen Jahren ... Hä, hä, hä!"

„Es ist nicht meine Art, Geld fortzuwerfen für Dinge, die mir keinen Genuß bereiten."

Der Alte löffelte seine Bouillon. „Ja, du bist unnatürlich enthaltsam — manchmal beängstigend."

„Wirklich, es macht mir keinen Spaß, Vater, zu spielen und zu wetten, um dem Zufall über mich Macht zu geben, Pferde zu Tode zu jagen, lukullisch zu tafeln oder mich von leichtsinnigen Frauenzimmern ausziehen zu lassen."

„Wie dein Vater — hi, hi, hi! nicht wahr, wie dein Vater?"

„Ich sage nur, es ist so meine Art. Wie es auch meine Art ist, genau Buch zu führen und Leuten, mit denen ich im geschäftlichen Verkehr stehe, nichts zu schenken."

Der Graf stocherte in der Sardinenbüchse herum. „Hm — hm ..." knurrte er dabei, „möchtest du nach dieser Einleitung zur Sache kommen?" Es war sicher etwas Verdrießliches im Anzuge.

„Sie ist sehr einfach," erwiderte Bruno, indem er einige Briefe aufnahm und geöffnet vor sich hinlegte. „Der Pächter von Falkenthal, Herr Sandrock, hat daran erinnert, daß die Pacht in zwei Jahren abläuft, und angefragt, ob sie ihm erneuert werden könne."

„Darüber kann doch aber kein Zweifel sein. Schon sein Vater hatte das Gut —"

„Wie er, für eine lächerlich geringe Summe."

„Du willst aufschlagen?"

„Um das Doppelte."

„Ah —! das ist grob. Die Sandrocks sind alte bewährte Freunde."

„Von Fremden könnte man dreist das Dreifache verlangen."

„Und er weigert sich?"

„Er macht wenigstens Umstände."

Der Graf goß sich mit nicht ganz sicherer Hand den Champagner ein. „Hm, hm — nein. Das geht nicht. Der alte Sandrock war mir befreundet."

„Darauf will der Sohn sich eben berufen. Diese Einlage ist für dich bestimmt" — er reichte ihm ein Schreiben großen Formats — „ich kann mir denken, was darin steht. Aber ich bitte dich ernstlich, nicht schwach zu werden und den Mann lediglich an mich zu weisen. Schon des Beispiels wegen."

Graf Wedigo reckte den hageren Hals aus der Krawatte. „Aber brauchen wir denn so nötig eine Erhöhung unserer Einnahmen?" fragte er unwillig. „Es wäre doch nicht nobel gehandelt —"

„Lieber Vater," fiel Bruno ein, „ich ersehe aus den Abrechnungen mit unserem Bankier nicht, daß du dich einzuschränken geneigt bist. Das verlangt natürlich auch niemand von dir. Du hast sehr kostspielige Liebhabereien —"

„Du meinst, du meinst —?" schnüffelte der Alte unruhig.

„Es geht mich nichts an, daß du mit Vorliebe Brillanten verschenkst, obgleich der schöne Dank, um den es dir doch nur noch zu thun sein kann, gewiß auch billiger zu haben wäre."

„Ah, ah, ah! Das verstehst du nicht," eiferte der Graf, mit Messer und Gabel auf dem Teller polternd. „Ich muß mir verbitten — ich muß mir ernstlich verbitten . . ."

„Was aber? Ich sage, es geht mich nichts an. Und es geht mich auch nichts an, daß Wilfried bis vor kurzem sehr viel Geld brauchte."

„Wilfried — ah! Der ist ein ganz anderer Mensch — wir verstehen einander. Er soll seine Jugend und Freiheit genießen,

soll sich als den künftigen Besitzer des großen Familienfideikommisses fühlen und demgemäß auftreten. Ich erwarte, daß du ihm da nichts in den Weg legst, Bruno. Du würdest mich aufs schwerste erzürnen ...“

Bruno schaffte sich durch ein Achselzucken Schweigen. „Lieber Vater,“ bemerkte er nach einer kleinen Weile, „es ist wirklich komisch, daß du dich so um ein Nichts ereiferst. Ich weiß ja, daß Wilfried dein Liebling ist, und finde das auch sehr begreiflich. Aber ob ihr einander versteht ... Es steckt ein sehr wunderlicher Idealismus in ihm, den er wohl nur von der Mutter geerbt haben kann. Ich würde nicht überrascht sein, wenn er einmal Sprünge machte, die durchaus nicht nach deinem Herzen wären.“

„Ah — ah! Was redest du da? Ich kenne Wilfried wie mich selbst.“

Bruno lächelte ungläubig. „Übrigens ist er hier,“ fuhr er fort, als der Papa sich eine Cigarre anzündete und den feinen Rauch abwechselnd aus dem rechten und linken Mundwinkel fortblies.

Nun hob dieser den Kopf. „Wilfried ist hier?“

„Jedenfalls schon seit gestern. Fritz Hohenburg hat ihn auf der Straße gesehen.“

„So, so, so ... Und geschlafen hat er hier nicht?“

„Vielleicht hat er uns überhaupt nicht wissen lassen wollen, daß er in der Stadt ist — vielleicht fuhr er schon wieder fort.“

„Ohne seinem alten Papa guten Tag gesagt zu haben? Sehr unwahrscheinlich. Es wäre das erste Mal ... Da ist er ja.“

Eben trat der Offizier ins Zimmer und wurde von dem alten Grafen mit stürmischer Lebhaftigkeit, von seinem Bruder mit gemessener Freundlichkeit begrüßt.

* *
*

Graf Wilfried trug die kleidsame Uniform seines Reiterregiments. Er hatte die hohe und schlanke Figur seines Vaters, aber nicht dessen Gesicht. Die Ähnlichkeit mit einem Pastell seiner früh verstorbenen Mutter war unverkennbar. Dasselbe schmale, etwas nervöse Gesicht, mit hoher Stirn, scharfer, sehr zierlich geformter Nase, schmalen Lippen und langem Kinn, durchaus wohlgebildet und wenn nicht schön, doch ganz eigen anmutend, besonders durch einen Zug von liebenswürdiger Schwärmerei in den dunklen Augen, die aber auch feurig leuchten konnten, sobald ihn etwas freudig bewegte, wie jetzt offenbar die Begrüßung des alten Herrn, der ihn zärtlich liebte und ihn nun mit Fragen bestürmte, weshalb er sich mehrere Wochen lang nicht habe sehen lassen. Die dritte Schwadron, bei welcher der junge Premier stand, war freilich schon seit dem Frühjahr nach einer kleinen Stadt versetzt worden, aber bei der Entfernung von nur wenigen Eisenbahnstunden hatte er anfangs häufig einen kurzen Urlaub zum Besuch Berlins ausgenutzt, wo im Familienhause seine Zimmer stets bereit standen. So lange war er noch nie ausgeblieben.

„Ich fürchtete schon, du hättest im Dienst einen Unfall erlitten,“ sagte Graf Wedigo, ihm die Schulter streichelnd, „oder wärst krank geworden. Und warum kamst du nicht gleich gestern, oder begrüßtest mich wenigstens nicht im Klub, wo du mich doch nach dem Theater zu finden wußtest? Muß einen merkwürdigen Grund gehabt haben — hi, hi, hi — was?“

Wilfried vermied eine bestimmte Antwort, auf die wohl auch nicht gerechnet war, und begnügte sich mit allgemeinen Entschuldigungen, die etwas hinterhaltig klangen. „Willst du frühstücken?“ fragte Bruno. Er versicherte, schon irgendwo gegessen zu haben. „Aber ein Glas Sekt —?“ Auch das lehnte er ab.

Nun erst betrachtete ihn der alte Graf aufmerksamer. „Du siehst nicht recht frisch aus, mein Junge,“ bemerkte er. „Ist dir etwas Verdrießliches begegnet?“ Da Wilfried schweigend den Kopf schüttelte, fuhr er fort: „Kann mir ja denken: die kleine Stadt — kein Umgang außer mit Kameraden, kein Leben, kein Theater — alles zu nahe aufeinander, das Kasino schließlich eine recht öde Unterhaltung ... Kann mir's denken, mein lieber Junge, für einen, wie du bist, deines Vaters Sohn — hm, hm ...“ Er hüstelte den Schluß fort, da er Bruno spöttisch lächeln sah. „Und überhaupt,“ lenkte er ein, „es fehlt der weite Horizont, die freie Bewegung — man fühlt sich wie eingeschnürt. Habe auch einmal so etwas

durchlebt, hielt's aber nicht aus, nahm meinen Abschied damals. Jeder hält's nicht aus."

„Die Stadt ist nicht so klein, Papa," sagte Wilfried, „man könnte sich's eine Weile darin ganz wohl sein lassen, besonders wenn man sich ausgetobt hat, übermüdet vom Vergnügen ist. Wer nicht deine Nerven hat, Papa —"

„Meine Nerven — ha, ha, ha! meine Nerven!" rief Graf Wedigo lachend und mit der zitternden Hand das Glas suchend. „Hast du einmal eine Violine gesehen, deren Steg umgefallen ist? Versuche, darauf zu spielen. Ah! es ist ein Elend, wenn man erst die Entdeckung macht, daß man überhaupt Nerven hat. Dann wird geschroben, geschroben — bis eben eines schönen Tages der Steg umfällt. Ha, ha, ha! wenn man die Sechzig hinter sich hat — oder nahe vor sich — ich weiß nicht einmal... Es ist gleichgültig, ganz gleichgültig. Wenn der Steg umgefallen ist, ganz gleichgültig. Aber du mit deinen sechsundzwanzig — du bist hoffentlich noch in der glücklichen Lage, von deinen Nerven nichts zu wissen, mein Junge. Das einzige, was dich abspannt und stumpf macht, ist die Langeweile — hoffentlich — hi, hi, hi! Es giebt nichts Unerträglicheres in der Jugend; und im Alter ... ja, da auch, aber man wird geduldig — muß."

Da Wilfried hierauf keine Antwort gab und nur ein leeres Glas mit dem Finger umzirkelte, so stockte die Unterhaltung. Bruno konnte glauben, daß man auf seine Entfernung warte, und packte denn auch seine Schriftsachen zusammen. „Du bleibst also fest," sagte er zu seinem Vater, „und ich handle danach. Sonst nichts von Wichtigkeit." Seinem Bruder nickte er zu. „Wir sehen einander wohl beim Diner." Darauf verließ er das Zimmer.

„Bruno ist ein ausgezeichneter Geschäftsmann," sagte Graf Wedigo spitz lächelnd und gleich darauf den Mundwinkel schief ziehend. „Fast zu scharf, zu berechnend für einen Mann seines Standes. Ich weiß wohl, wo er's her hat. In der Familie deiner Mutter waren einige vorzügliche Rechner. Es ist wunderlich, wie sich solche Eigenschaften vererben — solche und andere. Manchmal über ein paar Generationen hin! Man spricht viel davon, aber man weiß nichts Rechtes."

Wilfried hörte schwerlich zu. Sein Blick hatte etwas nach innen Gewandtes, und nach einer Minute sagte er ganz außer Zusammenhang und offenbar durch einen mühsam erkämpften Entschluß geleitet: „Was ich dir noch mitteilen wollte, Papa — ich bin verlobt."

Der alte Herr rückte auf seinem Stuhl zurück, öffnete die grauen Augen so groß, als die etwas abgesunkenen Lider dies erlauben wollten, und bewegte die schmalen Lippen wie zum Sprechen, ohne einen Laut vorzubringen. „Du bist — verlobt, Wilfried?" stammelte er endlich, noch immer ganz Verwunderung über diese überraschende Neuigkeit. „Aber wie ist das möglich —? Wie ist das ... Ich habe doch nicht zu bemerken Gelegenheit gehabt ... Erstaunlich!"

„Ich bin verlobt, Papa," wiederholte der Offizier nun ruhiger. „Nimm dieses Ereignis gütigst als eine vollendete Thatsache."

„Ja, aber ... Wenn ich dir gratulieren soll — Ich habe wirklich keine Ahnung, mein lieber Junge — keine Ahnung."

„Es hat sich ganz schnell so gemacht, Papa — dort in der neuen Garnison."

„Dort? Immer erstaunlicher. Wer wohnt denn dort oder in der Umgegend? Ich will hoffen, daß nicht eine Tochter deines Regimentskommandeurs ... In dieser Familie ist manches vorgefallen. Der Bruder des Obersten hat eine reiche Jüdin geheiratet, und der älteste Sohn mußte wegen Ehrenschulden, wenn ich nicht irre, seinen Abschied nehmen."

„Das würde mich vielleicht nicht abgeschreckt haben," antwortete Wilfried, „wenn eins der schönen und liebenswürdigen Fräulein mir eine Leidenschaft eingeflößt hätte. Aber du kannst insoweit ruhig sein. Ich wünschte, überhaupt. Aber, was ich dir mitzuteilen habe ... Ich kenne ja deine Ansichten in diesem Punkt und teilte sie bis vor kurzem. Mit einem Wort: das Mädchen, dem ich mich versprochen habe, ist — bürgerlich, die Tochter einer verwitweten Frau Konsul Bergmann."

Der Alte wurde völlig blau im Gesicht

und schien ersticken zu wollen, so daß Wilfried eilig aufsprang und ihm ein Glas Wasser eingoß.

„Ich wußte," sagte er, „daß ich dich erschrecken würde. Aber was sollte ich thun? Ein Brief hätte wahrscheinlich noch üblere Wirkungen gehabt — ich trage ihn seit zwei Tagen in der Tasche, konnte mich aber nicht entschließen, ihn abzusenden. Und so schrecklich, Papa, ist die Sache am Ende doch nicht. Wenn du meine Paula kennen würdest —"

„Eine Bürgerliche!" stöhnte der Graf. Er zog aus der Westentasche ein Riechfläschchen und benutzte es mit lautem Schnaufen. „Eine Bürgerliche — eh, eh, eh! Ich will mich nicht echauffieren — es ist ja unmöglich. In unserer Familie noch nicht vorgekommen ... Unsinn, Unsinn! Wahrhaftig, es ist kein Grund, sich zu echauffieren. Aber einen schlechten Spaß muß ich's doch nennen, mein lieber Junge, den du dir da mit dem alten Papa erlaubst ..." Er bemühte sich zu lachen und sah Wilfried forschend von der Seite an. Da dieser ganz ernst blieb und die Lippe biß, wurde er doch wieder stutzig. „Es ist ja Unsinn," murmelte er bedenklicher. „Eine Bürgerliche! Wenn da auch wahrscheinlich großer Reichtum ... Pah! er kann dich nicht gelockt haben. Also Unsinn."

„Ich weiß nicht, ob die Frau Konsul reich ist," entgegnete Wilfried. „Recht wohlhabend gewiß — aber es kommt darauf nicht an. Auch wenn Paula ganz arm wäre —"

Nun erhob sich Graf Wedigo so unvorsichtig hastig von seinem Stuhl, daß er gleich wieder mit einem schmerzlichen Aufschrei zusammenknickte. Er ächzte dann eine Weile leise und drückte die Hand in den Rücken. „Aber das sind ja — Thorheiten — die gar nicht — zu dir passen," winselte er. „Sich ernstlich — in so etwas — zu verlieben — eh, eh!"

Wilfried nahm seine Hand. „Es ist schwer, mit dir über dergleichen zu sprechen, Papa," sagte er. „Ich kann es durchaus verstehen, daß du kein Verhältnis dazu findest. Ich selbst, wenn ich in mich zurückkönnte, wie ich noch vor einigen Monaten war, würde mich wahrscheinlich auslachen oder noch weniger glimpflich mit mir umgehen. Aber ich kann nicht — ich bin ein anderer geworden, durch und durch ein anderer. Die Liebe eines engelschönen und engelreinen Mädchens hat mich verwandelt. Das ist in deinen Augen eine lächerliche Vorstellung, und ich weiß keine Worte zu finden, die dich von dem heiligen Ernst meiner Neigung zu überzeugen vermöchten. Nur die Thatsache kann ich dir entgegenbringen, daß ich verlobt bin und fest entschlossen, Paula zu meinem Weibe zu machen. Nichts wird mich davon abbringen, auch dein Zorn nicht. Aber es würde mich sehr traurig stimmen, dich erzürnt zu wissen und gegen deinen ausgesprochenen Willen handeln zu müssen, mein guter Papa, und so habe ich die herzliche Bitte anzuschließen: glaube mir, daß ich meiner ganz sicher bin, und füge dich freundlich in das Unabänderliche."

Der alte Graf hatte die beiden Arme auf die Seitenlehnen des Sessels gestützt und hing mit dem Oberkörper darin. Der schwere Kopf senkte sich mit dem Kinn auf die Brust — ein mit Farbe bemalter Totenkopf mit aufgesetzter Perücke. „Was ist das — was ist das — was ist das?" murmelte er. „Mein ältester Sohn — mein Besitznachfolger im Familiengut — meine Hoffnung, mein Stolz ... Unmöglich, unmöglich!"

„Ich habe alle erschwerenden Umstände gewissenhaft in Rechnung gezogen," fuhr Wilfried fort; „der erschwerendste ist mir, daß ich deine Zustimmung nicht zu erhoffen habe, kaum ein gütiges Gewährenlassen. Dem Offizierstande zu entsagen, dem ich sehr zugethan bin, wird mich diese Heirat nicht nötigen. Sie wäre für meine Person gesetzlich auch kein Grund, einmal die Fideikommißerbschaft anzutreten. Aber nach den alten Familienstatuten würde der Sohn aus der Ehe mit einer Bürgerlichen allerdings nicht erbberechtigt sein, und der Gedanke widersteht mir durchaus, ihn gleichsam gegen mich herabzusetzen und an die Vorstellung zu gewöhnen, er sei durch seine Mutter minderwertig. Ich kam daher zugleich mit der Absicht her, dir einen Verzicht auf die Familiengüter zu Gunsten meines Bruders anzubieten."

„Wilfried!" rief der Alte, aus seinem Brüten aufschreckend, ganz entsetzt.

„Ich werde mit Bruno sprechen und zweifle nicht, daß er mir die Last abnehmen wird. Willst du auf mich übertragen, was du sicher ihm zugedacht hast, so werde ich dir allezeit dankbar sein. Aber auch ohne dies reicht wohl das von der Mutter ererbte Vermögen völlig aus, mich im Leben unabhängig zu stellen und mir sogar eine standesgemäße Haushaltung zu ermöglichen. Paula geizt nicht nach der Ehre, die Frau eines Majoratsbesitzers zu werden, und ist so bescheiden erzogen, daß sie sich auch in noch engeren Verhältnissen wohl fühlen würde.“

Der alte Herr wiegte das Kinn mit dem schweren Haupt immer tiefer in den Stehkragen hinein, vielleicht nicht einmal nachdenklich — was er hörte, überwältigte ihn im Augenblick ganz und gar —, sondern um nur irgend ein sichtliches Zeichen seiner Unzufriedenheit zu geben. Es veränderte sich das ganze Bild, das er sich von der Zukunft ausgemalt hatte, mit einem Schlage so vollständig, daß er eine Leere vor sich sah, die sich noch mit nichts füllen wollte. Zur Opposition fühlte er sich zu schwach; er mußte eine Ableitung suchen, die ihn wenigstens über die nächsten Minuten hinbringen könnte. „Aber sage mir nur — wie hat das — geschehen können —“ murmelte er fast unverständlich.

„Es ist da wenig zu erzählen,“ antwortete Wilfried. „Ich sah Paula auf einem Ball, ließ mich ihr vorstellen und tanzte diesen Abend nur noch mit ihr. Sie ist unbeschreiblich schön und anmutig. Da war's schon entschieden. Ich bat die Mutter — eine in der Gesellschaft hochgeachtete Dame —, in ihrem Hause meinen Besuch abstatten zu dürfen, und wurde freundlich willkommen geheißen, wie viele Kameraden vor mir. Frau Konsul Bergmann hatte einen Jourfix angesagt; ich versäumte ihn nie. Auch in anderen Häusern hatte ich Gelegenheit, Paula zu sehen, zu sprechen, endlich von meiner tiefen Neigung zu überzeugen. In alledem ist gar nichts Romantisches oder Außergewöhnliches. Das Außergewöhnliche ist allein Paulas Persönlichkeit und der bezwingende Eindruck, den sie auf einen vom Glück sehr verwöhnten und zum Leichtsinn neigenden Menschen übte.“

„Und die Mutter —?“

„Wir glaubten ihr noch aus unserer stillen Verlobung ein Geheimnis machen zu müssen, bis du dich geäußert hättest.“

„So — so — so!“ preßte der Graf mit sichtlicher Anstrengung zwischen den bläulichen Lippen vor. Gleich darauf sank ihm das Haupt ganz herunter. Wilfried sprang zu und umfaßte ihn. „Mir ist — sehr — unwohl,“ hörte er ihn leise sagen. Er schellte. Jakob half ihm, den alten Herrn in das Schlafzimmer zurückzuführen, wo er aufs Bett gelegt wurde und sich bald erholte, aber allein zu bleiben wünschte.

* *
*

Die Brüder hatten eine lange Unterredung.

Bruno war aufs eifrigste und anscheinend auch aufrichtigste bemüht, Wilfried von seinem Vorhaben abzubringen. „Ich nehme einen solchen Verzicht nicht an,“ sagte er ihm. „Du bist toll verliebt, also nicht voll zurechnungsfähig. Laß den ersten Sturm der Leidenschaft austoben. Am besten hier oder in noch weiterer Entfernung von dem Gegenstande der Beunruhigung. Erbitte dir schriftlich einen längeren Urlaub zur Ordnung irgend welcher geschäftlicher Angelegenheiten auf unseren auswärtigen Gütern. Es giebt da wirklich allerhand zu thun. Wenn du zurückkehrst, wirst du kühler denken.“

Wilfried schüttelte den Kopf. „Es wird sich in meinem Gefühl für Paula nichts verändern, weder in einer kurzen noch in einer langen Spanne Zeit,“ entgegnete er. „Du sprichst von Verliebtheit — aber das war kaum auch nur meine erste Empfindung, als ich sie sah und zum Tanz führte. Es giebt einen Zwang der Seelen zu einander ... Du lächelst. Gut, du hast ihn bisher nicht gekannt, wirst ihm vielleicht nie unterworfen sein. Wir sind in vielem verschieden veranlagt, aber glaube mir, hier spricht nicht nur mein lebhafteres Temperament, meine leidenschaftlichere Natur. Ich habe Erfahrungen und kann darauf ein Urteil gründen. Paula erfüllt mich ganz mit einer übersinnlichen Neigung, von deren Mächtigkeit sich niemand einen Begriff machen kann, der nicht selbst in ihrem Bann gestanden hat.

Deshalb giebt es gegen sie gar keine vernünftige Erwägung. Der Entschluß, mir Paula für das ganze Leben zu verbinden, ist unumstößlich, und daraus ergiebt sich das weitere."

Bruno bat ihn, doch wenigstens nichts zu übereilen, was einen Aufschub ermöglichte. Auf seine fideikommissarischen Rechte zu verzichten, werde er noch immer Zeit haben, wenn sich der Anfall ereigne. Und auch dann sei es zu früh. Man müsse solche Dinge ganz kühl vom Standpunkt des praktischen Lebens betrachten. Es sei ja noch keineswegs gewiß, daß Paula ihm einen Sohn schenken werde und daß sie ihn überlebe. Wenn er dann eine ebenbürtige Ehe eingehe — „Es wäre mir sehr peinlich, dir dann im Wege zu stehen," schloß er, „und es verstünde sich doch von selbst, daß ich, wenn ich jetzt an deine Stelle träte, nichts versäumen dürfte, den Besitz der Familie zu erhalten. Ich wäre vielleicht nach zehn oder zwanzig Jahren gar nicht mehr in der Lage, deinen vorschnellen Entschluß rückgängig zu machen, wenn ich selbst successionsfähige Nachkommenschaft hätte. Bedenke das."

Wilfried hatte fast gepeinigt zugehört. „Deine Gründe sind gewiß trefflich," antwortete er, „sie haben nur den einen Fehler, daß sie mein Gefühl nicht überzeugen. Fordere ich die Zustimmung des Vaters, so ist es meine Pflicht, ihn darüber zu beruhigen, daß das Familienerbe seinem Stamme gesichert bleibt, und Paula selbst darf sich keinen Augenblick als ein Hindernis ansehen. Schlage also ein und stehe mir bei, friedlich durchzusetzen, was bei deinem Widerspruch wahrscheinlich nicht ohne schweres Zerwürfnis erreicht werden könnte."

Bruno fügte sich widerwillig. „Ich werde dem Vater ganz verhaßt werden," sagte er achselzuckend.

Der alte Graf versuchte am folgenden Tage noch einmal, Wilfried auf andere Gedanken zu bringen. Nachdem der lähmende Schreck überwunden war, wurde er sogar ganz energisch und gab sich den Anschein, halsstarrig von seinen aristokratischen Anschauungen keinen Zollbreit weichen zu wollen. Wilfried ließ sich nicht einschüchtern und nicht überreden. Es frage sich nur, ob er seinen Sohn verlieren wolle, wenn er nicht nachgebe.

Nun wurde der schwache Mann wieder weich. „Ich will jedenfalls erst mit eigenen Augen sehen, was dich so verzaubern und um allen Verstand bringen konnte," sagte er endlich. „Stelle mir Paula vor, ich gebe dir das Versprechen, ihr nicht kränkend begegnen zu wollen."

Wilfried küßte seine Hand. „Du bist die Güte selbst, Papa," schmeichelte er. „Ich reise noch heute in meine Garnison zurück. Willst du mich begleiten, oder wann darf ich deinen Besuch erwarten?"

„Meinen Besuch? Ich glaubte, hier wäre der Ort —"

„Wie könntest du von Paula verlangen, daß sie dir so entgegenkäme? Nie würde ihre Mutter einwilligen."

„Hm — hm! Sind die Leute so stolz?"

„Ich setze es als selbstverständlich voraus, Papa. Nein, die Fahrt dorthin und die erste Visite könnte ich dir nicht ersparen."

Graf Wedigo gab auch darin nach. „Aber ich behalte mir die freieste Entscheidung vor," sagte er, seinen Rückzug deckend. „Ich beweise dir meine Zärtlichkeit, indem ich einwillige, das Fräulein zu sehen; damit habe ich mich noch zu nichts weiterem verstanden — zu gar nichts weiterem, mein lieber Junge."

* * *

Wenngleich die Eisenbahnfahrt nur wenige Stunden dauerte, schien Graf Wedigo ihr Ende kaum abwarten zu können. Er bereute wohl schon im stillen, so weit nachgegeben zu haben, und brannte doch vor Ungeduld, dieses wundersame Wesen kennen zu lernen, das seinen Sohn so gänzlich außer sich gebracht hatte.

Wilfried war ein schlechter Gesellschafter heute. Auch ihn quälte die Unruhe, wennschon sie anderer Art war. Würde sein Vater bestätigt finden, was er ihm in Aussicht stellte? Könnte er diese ganz eigene Schönheit, diese jungfräuliche Lieblichkeit würdigen? Er fürchtete den lüsternen Blick des alten Roués, den er so oft bei der Begegnung mit jungen Damen auf der Straße und im Salon zu beobachten Gelegenheit gehabt hatte. Paula durfte auch durch einen

Blick nicht beleidigt werden. Aber es ließ sich darüber natürlich nicht sprechen.

Wilfried bot ihm seine Wohnung an, zu der ein bequem eingerichtetes Schlafzimmer gehöre. Er selbst wolle auf dem Sofa schlafen oder sich im Kasino ein Zimmer zur Nacht geben lassen. Aber sein Vater schlug dieses Anerbieten aus und nahm Quartier in einem nahegelegenen Hotel. Er hatte Jakob mitgenommen, der seine Bedürfnisse kannte und ihnen auch auf Reisen zu genügen wußte. Er wünschte, Wilfried nicht zu nahe zu sein, wenn eine Katastrophe doch unvermeidlich würde, wie er eigentlich voraussetzte. Nach einer Aussprache mußte die Trennung unverzüglich erfolgen können.

Sie dinierten zusammen im Hotel. Auch dabei kam das Gespräch nicht recht in Fluß, zumal beide über das zu sprechen vermieden, was ihnen in Gedanken lag. Erst als Wilfried den Vater in dessen Zimmer begleitet hatte, mußte er ihn wohl fragen, wann er ihn abholen dürfe. „In zwei Stunden werde ich bereit sein können," antwortete der Graf, und dann nach einer kleinen Weile, da Wilfried zu zögern schien: „Du bist nicht anderen Sinnes geworden, setze ich voraus. Sonst ... Ich will die Fahrt gern umsonst gemacht haben."

„Ich werde nach zwei Stunden anfragen, ob du genügend ausgeruht bist," sagte der Offizier, sich hoch aufrichtend. Gleich wieder beugte sich der Nacken. „Ich wollte dich nur bitten, Paula nicht in Verlegenheit zu setzen, Papa. Sie ist so zartfühlend und so wenig gewohnt —"

Der Alte lachte auf und zwinkerte dabei mit den Augen. „Du scheinst mir nicht allzuviel Lebensart zuzutrauen," fiel er ein, „— hä, hä, hä! ich werde das Püppchen ganz sanft anfassen, ganz sanft — verlasse dich darauf, mein Junge."

„Paula ist kein Püppchen," entgegnete Wilfried, „leidet auch nicht an schwachen Nerven. Wenn sie dich aber sieht, wird sie wissen, weshalb du kommst, und vielleicht befangen sein. Das wäre ganz erklärlich. Ein Scherz, wie du ihn liebst, könnte sie leicht verletzen, jedenfalls beunruhigen —"

„Aber glaubst du denn, daß mir scherzhaft zu Mute ist?" beschwichtigte der Graf in seiner Weise. „Ich bin ein Thor gewesen, dir nachgegeben zu haben — es fällt mir schon stark aufs Gewissen. Ja, ja, ja! was soll's? Du spekulierst auf meine Gutmütigkeit, aber ich bin entschlossen, sie nicht mißbrauchen zu lassen. Was ich zugestanden habe, ist eine Visite, nichts weiter. Es soll da von der Sache gar nicht die Rede sein, verstehst du? Ich will vorläufig nur sehen, nichts weiter. Und deshalb — was ich dir noch einschärfen wollte — bereite die Damen gar nicht auf meinen Besuch vor. Hörst du? Geh nicht vorher allein hin, laß sie gar nicht wissen, daß du zurück bist. Ich möchte sie völlig überraschen, um sicher zu sein, daß sie sich ganz so geben, wie sie sind. Ich sehe dann besser. Versprich mir das."

„Gern, Papa. Ich habe dabei nichts zu befürchten," versicherte Wilfried. „Du wirst selbst verwundert sein, wie unrichtige Vorstellungen du dir gemacht hast."

Nachdem der alte Herr geschlafen hatte und von Jakob wieder auf die Beine gebracht war, stand er auffallend lange vor dem Spiegel, seine Perücke zu glätten, das Schnurrbärtchen aufzurichten und der Krawatte den rechten Sitz zu geben. Wilfried traf ihn noch bei dieser Beschäftigung.

„Wenn wir zurückkommen, besehen wir deinen Stall, mein Junge," sagte er. „Ich bin neugierig, wie sich Rattay nach dem letzten Rennen, das ihn stark mitnahm, wieder gekräftigt hat. Die Melusine reitest du wohl als Chargenpferd? Sie ist kräftig gebaut und ausdauernd. Troll wird werden."

Der Lieutenant nickte nur, reichte dem Grafen den Arm und führte ihn die Treppe hinab, was einige Zeit erforderte. „Willst du fahren?" fragte er.

„Ist's weit?"

„Nein. Jenseit der alten Brücke siehst du eine Reihe von Villen. Die dritte gehört der Frau Konsul Bergmann. Man geht am Fluß entlang."

„Gut, gehen wir. Ich fühle mich durchaus frisch. Findest du nicht, daß mein Gang wieder elastischer geworden ist? Ich brauche seit einiger Zeit ein Elixir — hm, hm! teuer, aber wunderbar wirksam." —

Sie schickten durch das Mädchen ihre Visitenkarten hinein und wurden sogleich vorgelassen.

„Eine niedliche Person," konnte der Graf sich nicht enthalten über die Schulter hin zu äußern.

Die Frau Konsul, eine sehr würdige Dame in schwarzem Atlaskleide und mit einem schwarzen Spitzenhäubchen auf dem ergrauenden Scheitel, war vom Lehnstuhl am Fenster aufgestanden und den Herren entgegengegangen. Ihr gutmütiges rundes Gesicht, aus dem ein Paar freundliche Augen leuchteten, lächelte befriedigt. Sie wendete sich sogleich dem alten Herrn zu und sagte: „Es freut mich, Sie in meinem Hause begrüßen zu können, Herr Graf. Ihr Herr Sohn hat so oft von Ihnen gesprochen, daß Sie mir kein Fremder mehr sind." Sie nickte dem Offizier zu, der ihr nun nähertretend die Hand küßte.

„Höre, daß Sie sich meines Jungen sehr gütig angenommen haben, gnädige Frau," näselte Graf Wedigo, dem die vornehme Haltung der alten Dame sichtlich imponierte. „Wollte einmal nachsehen, wie mein Sohn hier in seiner neuen Garnison wohnt, und dabei die Gelegenheit nicht versäumen, besten Dank zu sagen."

„Sehr gütig, Herr Graf," antwortete die Frau Konsul, sich leicht verbeugend und zugleich durch eine Bewegung der Hand zum Niederlassen nötigend. „Dem an die Großstadt Gewöhnten erscheint es hier gewiß sehr still und einsam, so daß er auch mit so bescheidener Unterhaltung vorlieb nimmt, wie sie mein Haus bieten kann."

„Ein reizender Besitz," rühmte der Graf. „Der Garten scheint sich hoch am Flußufer hinaufzuziehen, und dort aus dem Erkerfenster hat man einen freien Ausblick auf die Stadt mit ihren hochragenden Kirchdächern und Türmen. Sehr hübsch — sehr hübsch."

„Mein verstorbener Mann baute die Villa, bald nachdem er hierher übergesiedelt war," erklärte die alte Dame. „Seine schwache Brust vertrug die scharfe Luft der Seestadt nicht. Damals war sein Bruder hier Bürgermeister, das zog ihn nach diesem Ort. Er ist nun auch schon nicht mehr am Leben. Wir wohnten anfangs in der Stadt selbst, es wurde uns da aber zu beklommen. So bauten wir uns denn hier außerhalb an und fanden bald Nachfolge, wie Sie bemerkt haben werden. Die Aussicht von dem kleinen Tempel oben über Stadt und Land ist noch schöner, aber wir wollten der Bequemlichkeit wegen mit dem Hause selbst nicht so hoch hinauf."

Wilfried rühmte besonders die Abendbeleuchtung. „Wir haben da manchmal den Thee getrunken. Es giebt kein hübscheres Plätzchen, und es führt ein sehr gelinder Weg hinauf, der auch dir kaum Schwierigkeiten bieten würde, Papa."

„Er thut, als ob ich schon ein ganz gebrechlicher Greis wäre," schmollte Graf Wedigo, sich in den Schultern aufrichtend. „Es geht noch, es geht noch, wenn auch im langsamen Schritt — es geht noch."

„Sie könnten es gleich heute beweisen," meinte die Frau Konsul. „Wenn die Herren nichts Besseres zu thun haben und bei mir den Thee einnehmen wollen — aber ich mag nicht lästig fallen."

„Sehr liebenswürdig," murmelte der Graf, „außerordentlich liebenswürdig. Allerdings mit der Zeit diesmal etwas pressiert. Hoffe aber, nicht das letzte Mal hier gewesen zu sein. Wenn Sie erlauben wollen, daß ich mir die wirklich sehr liebenswürdige Einladung — bis zum nächsten Besuch — bei meinem Sohn ..."

Seine Rede hatte sich immer mehr verlangsamt und zuletzt in ein unverständliches Gemurmel verflüchtigt. Es war nämlich unter der Portiere, welche die breite Thür zum Nebenzimmer verhängte, eine große und schlanke junge Dame vorgetreten, um sogleich zu stutzen und mit den dunklen Augen hineinzufragen, ob sie nicht störe. Sie trug ein Kleid von gelblicher Wolle, durch einen goldig glänzenden Schuppengürtel zusammengehalten, und hatte die lockigen schwarzbraunen Haare mit einer Spange hoch aufgenommen. Die Wangen röteten sich merkbar, und der ungemein liebliche Mund blieb ein wenig geöffnet, so daß hinter der vollen Lippe der feuchte Schmelz der kleinen Zähne schimmerte.

Graf Wedigo schien alle Vorsicht zu vergessen und starrte die wundersame Erscheinung an, als gälte es mehr zu sehen als ein schönes junges Mädchen, auf das er doch vorbereitet war. „Ihr Töchterchen?" stotterte er endlich.

Wilfried empfand eine stille Genugthuung wegen des unverkennbar tiefen Eindrucks.

„Paula," antwortete die Frau Konsul. „Tritt näher, Kind," wendete sie sich nun an diese. „Herr Graf Pahlen, der Vater unseres Freundes, hat die Güte, uns mit seinem Besuch zu beehren."

„Ich konnte mich in der Person nicht täuschen," sagte Paula mit einer tiefen klangvollen Stimme, die den Gast veranlaßte, den Kopf noch höher zu heben und wie überrascht zu lauschen. „Welche Freude, Herr Graf, Sie bei uns begrüßen zu können." Sie ging auf ihn zu und reichte ihm, ehe er noch aufstehen konnte, die schmale Hand, durch deren feine Haut die blauen Äderchen schimmerten. Lächelnd fuhr sie fort: „Ich träumte übrigens letzte Nacht von Ihnen. Kein Wunder, da sich meine Gedanken viel mit Ihnen beschäftigten. Sie schienen aber sehr böse zu sein und wollten mir nicht gestatten, Ihnen die Hand zu küssen. Das machte mich sehr traurig, und darüber wachte ich auf."

„Wie erkannten Sie mich denn?" fragte der Graf, kein Auge von ihr lassend.

„Nach einer Photographie, die Ihrem Herrn Sohn gehörte," antwortete sie schelmisch. „Wie ich jetzt sehe, ist sie sehr ähnlich, aber es fehlt dem Bilde der freundliche Zug des Originals, der gleich Vertrauen erweckt."

„Sonderbar," murmelte der Graf. „Eine Photographie von Ihnen ist mir sicher nicht vor Augen gekommen, mein Fräulein, und doch ist mir's, als hätte ich Sie — hm, hm! als hätte ich Sie auch schon einmal gesehen. Sonderbar — sonderbar ..."

Wilfried mischte sich nun in die Unterhaltung und gab, indem er sie auf den allgemeinen Gesprächsstoff überleitete, Paula Gelegenheit, sich über die Dinge um sie her zu äußern. Es geschah mit heiterer Ruhe, ohne besondere Anspannung der Seelenkräfte, immer maßvoll und bescheiden, aber sicher im Ausdruck und bestimmt im Urteil. Der alte Graf gewann immer mehr die wohlthuende Empfindung, nicht als Fremder in diesen Kreis getreten zu sein, sondern eine alte Bekanntschaft fortzusetzen. Er bat nun selbst um die Vergünstigung, den Abend hier verbringen zu dürfen.

So verlor der Aufenthalt in der Villa mehr und mehr den Charakter einer Visite. Die Frau Konsul war mit Paula viel auf Reisen gewesen. Es lagen Mappen mit Photographien und Aquarellen in den Fächern eines Gestells, geordnet nach den Ländern, die man gesehen hatte: Deutschland, Schweiz, Italien, aber auch Frankreich, Holland, Norwegen. Sie wurden geöffnet und mit Auswahl besichtigt, wodurch sich der Unterhaltungsstoff angenehm erweiterte. Mit feinem und sicherem Geschmack war überall das Charakteristische gewählt. Wilfried rühmte Paulas Talent, nach der Natur zu zeichnen; ihre Skizzenbücher seien noch interessanter als diese meist nur mechanischen Abschriften der Natur. Der Graf sprach sogleich den Wunsch aus, sich davon selbst überzeugen zu dürfen, und Paula fügte sich ohne Ziererei, nur mit der Bitte, von diesen Erinnerungsblättchen, die ihr die Stelle eines Reisetagebuches verträten, keine künstlerische Befriedigung zu erwarten. Der Graf war jedoch genug Kenner von Handzeichnungen, um hier eine mehr als dilettantische Fertigkeit ohne Schmeichelei bewundernd anerkennen zu können.

„Ich hatte vor ein paar Jahren die stärkste Neigung, mich zur Malerin auszubilden," bemerkte sie, „und es wäre vielleicht auch eine aus mir geworden. Aber ich hätte mich von meiner lieben Mama trennen und überhaupt aufhören müssen, mein beschränkt bürgerliches Dasein fortzusetzen, doch immer auf die Gefahr hin, nichts von Bedeutung in der Kunst zu erreichen. Ich war feige und brach die Brücke hinter mir nicht ab. Nun muß es schon bei solcher Stümperei bleiben, die mir selbst wenigstens großes Vergnügen bereitet."

Man ging in den Garten. Die Herren durften die gewohnte Cigarre rauchen. Die Frau Konsul selbst brachte eine Kiste herbei, die sie, wie sie sagte, für liebe Gäste bereit halte, denen der Besuch bei einer alten Frau nicht zu schwer fallen solle. Der Abendtisch war im Gartenhäuschen gedeckt, von dem man wirklich eine entzückende Aussicht über die Stadt hin auf die weite Ebene hatte, die der blitzende Fluß durchzog. Es waren gar keine Umstände gemacht. Paula bereitete den Thee, für den zierliche Tassen

von chinesischem Porzellan bereit standen. Zum Nachtisch von ausgesucht schönen Früchten, die in einer silbernen Schale die Tafel geschmückt hatten, wurde ein Wein angeboten, den der alte Feinschmecker zu würdigen wußte. Er brachte ihn auf ein Thema, bei dem er immer gern verweilte, aber auch die Frau Konsul verfügte über Specialkenntnisse, die ihn verwunderten. Ihr Mann habe von seinem Vater einen Weinkeller ererbt, erklärte sie, und ihn in gutem Bestande erhalten. Seinem Andenken sei sie es schuldig gewesen, das Verzeichnis zu studieren, so daß sie nun wohl eine passende Auswahl wagen dürfe.

Die alte Dame gefiel dem Grafen sehr. Er fühlte sich überhaupt äußerst behaglich und fing an, launige Bemerkungen zum besten zu geben, die schon auf der Grenze des Erlaubten standen. Wilfried meinte, es sei überraschend schnell kühl geworden, und riet, ins Haus zurückzugehen. Dort setzte er sich ans Klavier und spielte aus dem Gedächtnis. Paula trat zu ihm. Sie sprachen flüsternd miteinander, während Graf Wedigo mit der Dame des Hauses plauderte. Er hatte dabei doch Augen für das schöne Mädchen.

„Sie spielen gewiß auch, mein Fräulein,“ warf er hin.

„Ein wenig,“ antwortete sie, „aber wirklich nur für den Hausgebrauch.“

„Fräulein Paula ist zu bescheiden,“ versicherte Wilfried, „sie spielt sehr fertig.“

„Fertig spielt auch eine Mechanik,“ wendete sie neckisch ein.

„Seele ist in allem, was Sie thun.“

„O — o!“

„Noch mehr freilich in Ihrem Gesange als in Ihrem Klavierspiel.“

„Sie singen?“ fragte der Graf. „Das muß ich hören.“

„Ich darf Sie begleiten, nicht wahr?“ sagte Wilfried.

Sie holte aus dem Schränkchen Noten und legte sie auf. „Ist's nicht besser, ich begleite mich selbst?“

Er sah sie mit einem bittenden Blick an. „Ich werde sehr aufmerksam sein.“

Paula stellte sich seitwärts von seinem Stuhl und sang mit einer wundervollen Altstimme ein paar Lieder, denen ihr Vortrag tiefste Empfindung gab. Der Graf merkte wieder, ganz eigen überrascht, auf, als ob er nach einer Erinnerung suchte, klatschte dann aber laut Beifall und erging sich in Lobeserhebungen, bei denen er die kühnsten Vergleiche mit gefeierten Sängerinnen anzog, die er da und dort nach dem Konzert das Vergnügen gehabt hatte, zum Souper einzuladen.

Es war nicht mehr früh, als Vater und Sohn endlich aufbrachen. Der alte Herr küßte der Frau Konsul galant die Hand. „Lassen Sie sich noch einmal ansehen, mein Fräulein,“ schmunzelte er beim Abschied von Paula. „Sonderbar — sonderbar.“

Wilfried rief einen Wagen an und nannte dem Kutscher das Hotel. „Es ist doch besser, Papa, nach dieser Emotion ...“

„Sonderbar — sonderbar!“

Sie sprachen während der Fahrt nicht. Als Wilfried sich verabschiedete, fragte er: „Hast du mir gar nichts zu sagen, Papa?“

„Morgen, morgen, mein Junge — morgen. Ich will's beschlafen.“

„Also morgen.“

* * *

Wilfried fand den Vater am nächsten Vormittag in einer Aufregung, die ihn anfangs beängstigte. Die Nacht war nicht gut gewesen; er hatte ein Medikament einnehmen müssen, um sein Herz zu beruhigen, und nun hatte sein Gesicht trotz aller Toilettenkünste etwas Fahles, Abgestandenes, Schlotteriges. Es war, als ob er vergeblich Mühe aufwendete, lächelnd die Komödie des Lebens auch diesen Tag weiterzuspielen. Er schien in Verlegenheit, wie er sich zu seinem Sohn stellen sollte, und redete eine Weile um die Dinge herum, bis Wilfried ungeduldig wurde und geradeaus fragte: „Wie hat Paula dir gefallen, Papa?“

„Gefallen! Ah — pah! gefallen —!“ rief der alte Herr, sich mit jedem Wort mehr aufregend. „Gefallen — das sagt nichts. Sie ist das schönste Mädchen, das ich je gesehen habe — liebenswürdig, talentvoll, auf der Höhe, ganz auf der Höhe. Sie hat — wie soll ich's nennen? — etwas natürlich Aristokratisches und dabei so ein Unbeschreibliches — äh, äh!“

„Ich war meiner Sache gewiß,“ sagte Wilfried beruhigt. „Aber ich freue mich, Papa, daß du so ohne Rückhalt —“

„Ohne Rückhalt? Ah — pah!“ fiel der Graf fast ängstlich ein. „Wie kann ich ohne Rückhalt ... Ich lobe deinen Geschmack, ich finde es sehr begreiflich, daß du dich in das schöne Fräulein verliebt hast — hm! ich finde es sogar begreiflich, daß du auf den tollen Gedanken einer Heirat —“

„Papa!“

„Ja — toll bleibt der Gedanke doch. Das ist's eben, was mich ganz verstört. Ich habe gehofft, ihn dir leicht aus dem Kopf bringen zu können, wenn ich dir so weit nachgab, mit eigenen Augen zu prüfen. Und nun fehlt mir beinahe schon der Mut ... Das beschwert mich sehr. Denn meine Pflicht — du wirst zugeben, daß es meine väterliche Pflicht ist, die Vernunft walten zu lassen. Sei in anderen Dingen so unvernünftig, wie du willst, mein lieber Junge, ich werde dir nicht die Weisheit des Alters predigen. Aber was eine Heirat anbetrifft — nein, nein! da ist jeder Leichtsinn vom Übel.“

„Ich glaubte, dieser Punkt sei erledigt, bester Papa,“ sagte Wilfried mit einem Seufzer. „Giebst du mir recht, daß der Besitz Paulas mich sehr beglücken könnte?“

„Ohne Frage, ohne Frage. Es ist wirklich jammerschade, daß ihre bürgerliche Herkunft —“

„Erörtern wir diesen Umstand nicht weiter,“ fiel der Offizier ungeduldig ein. „Ich will gar nicht von abgelebten Vorurteilen sprechen. Ich gebe dir da willig die Regel zu, laß mir aber die Ausnahme. Es ist dies wahrlich ein besonderer Fall, denke ich, für den sie gelten darf.“

Die Verhandlung über diesen Gegenstand war damit nicht beendet, aber Graf Wedigo verteidigte schwächer und schwächer seine Stellung und gab sie endlich auf. „Thu denn, was du nicht lassen kannst, mein Junge,“ sagte er seufzend, „aber mache mir keine Vorwürfe, wenn du später doch nicht findest, was du erwartet hast. Ich werde mich mit Bruno zu verständigen suchen und jedenfalls dafür sorgen, daß deine Zukunft gesichert ist.“

Wilfried küßte ihm die Hand. „Und nun lasse dich auch noch zu einem Letzten bewegen,“ rief er, „sprich selbst mit der Frau Konsul. Ich hoffe, daß sie dann weniger Bedenken tragen wird, unseren Wünschen zu willfahren.“

„Ich denke, sie wartet nur auf eine Erklärung,“ meinte der Alte. „Es kann ihr gefallen, daß ein Graf Pahlen um ihrer Tochter Hand anhält.“

„Ich weiß doch nicht, Papa,“ entgegnete Wilfried. „Bei aller Freundlichkeit, mit der sie mir den Umgang in ihrem Hause gestattet hat, mußte mir's doch scheinen, daß es geschehen ist, weil sie eine Annäherung meinerseits über eine gewisse Grenze hin für ausgeschlossen hielt. Das meint auch Paula.“

Graf Wedigo ließ sich endlich auch zu diesem Schritt bewegen. Es war, als hätte er gar keinen eigenen Willen mehr. Er begab sich denselben Vormittag noch nach der Villa Bergmann und fand die Frau Konsul zu Hause. Sie war offenbar über sein schnelles Wiederkommen überrascht.

Mit mancherlei Umschweifen und nach einer Einleitung, die seinen Standpunkt wahrte und das Abgehen von ihm entschuldigte, brachte er seine Werbung vor.

Die Frau Konsul verlor auch jetzt ihre ruhige Haltung nicht, wurde aber sehr ernst und schien eine Weile unschlüssig, welche Antwort sie geben sollte. Sie sah vor sich hin und preßte die Lippen zusammen, ihre Stirn rötete sich. Jedenfalls bewegte sie der Antrag nicht so freudig, als der Gast vorausgesetzt hatte. Endlich sagte sie leise und zögernd: „Es ist ja selbstverständlich, Herr Graf, daß der Antrag Ihres Herrn Sohnes für Paula sehr ehrend ist und daß auch ich die Ehre zu schätzen weiß, die Sie mir durch seine Vermittelung erweisen. Ich will ganz aufrichtig sein. Es ist mir natürlich nicht unbemerkt geblieben, daß Ihr Herr Sohn sich für Paula interessierte. Ich glaubte, mich nicht einmischen zu sollen, weil mein Widerspruch wahrscheinlich nur seine Leidenschaft gesteigert und ihn zu unbedachtem, dem Rufe des jungen Mädchens schädlichem Vorgehen veranlaßt hätte. Ich rechnete darauf, daß er nach kurzer Zeit selbst die Hoffnungslosigkeit seiner Wünsche einsehen und sich zurückziehen werde; ich kannte ja die Hindernisse, die sich einer Verbindung

mit Paula in den Weg stellen mußten. Und — daß ich auch dies nicht verschweige — ich war fest überzeugt, daß er äußerstenfalls sich Ihnen, Herr Graf, nicht eröffnen könnte, ohne sofort überzeugt zu werden, daß jede weitere Bemühung vergeblich sein würde. Als Sie ihn gestern zu mir begleiteten, war es mir nicht sicher, ob Sie über seine Absichten unterrichtet seien, oder nur seinem Wunsche folgten, vorerst Paula kennen zu lernen. Jetzt freilich schwindet jeder Zweifel, und sogar darüber geben Sie mir die ganz unvermutete Gewißheit, daß Sie Ihre Bedenken fallen zu lassen gewillt sind. Da muß ich nun freilich Stellung nehmen."

„Hoffentlich wird es Ihnen nicht schwer, verehrte Frau, das junge verliebte Volk glücklich zu machen," sagte der Graf, mit dem Kopf wackelnd und mit den Augen vergnügt blinzelnd.

Wieder überlegte die Frau Konsul die Antwort eine Weile, für Graf Wedigos Gefühl beleidigend lange. Dann entgegnete sie: „Wenn es von mir allein abhinge, Herr Graf — ich weiß nicht, ob ich mit ungeteilten Empfindungen meine Zustimmung zu einer so ungleichen Partie geben würde; aber geben würde ich sie, wenn ich meiner Tochter Neigung stark genug wüßte, alle die störenden Einflüsse überwinden zu können, die sich notwendig in Ihren Kreisen gegen die bürgerliche Frau kehren. Aber ich habe hier die letzte Entscheidung nicht. Sie müssen erfahren, Herr Graf, was auch Ihr Herr Sohn bis jetzt nicht weiß und was mir zu offenbaren viel schwere Überwindung kostet —, daß Paula — meine Tochter — nicht ist."

Der Graf spannte die Augenbrauen. „Ihr Herr Gemahl war schon in früherer Ehe verheiratet und hat Ihnen dieses Kind —"

„Auch das nicht. Paula ist eine — Waise, die wir an Kindesstatt angenommen haben, als sie noch sehr jung war. Sie selbst glaubt, meine Tochter zu sein. Es war meine Absicht, sie förmlich zu adoptieren, um sie so auch zur Erbin meines Vermögens zu machen, sobald ich das gesetzlich vorgeschriebene Alter von fünfzig Jahren erreicht hätte. Es fehlen daran noch zwei. Ich habe sie indessen durch ein Testament zu sichern gesucht. Ob Ihnen dies genügt ..."

Sie hob ein wenig die Schultern. „Ich war Ihnen jedenfalls volle Wahrheit schuldig."

„Ob es mir ... Hm — hm — hm!" näselte der Graf, sichtlich sehr beunruhigt. „Ob es mir ... Aber das ändert die Sache ja sehr erheblich — sehr, sehr. Paula ist nicht — Ihre Tochter. Es versteht sich von selbst, daß jedenfalls vor der öffentlichen Verlobung die Adoption — eh, eh! Es giebt, soviel ich weiß, da einen Dispens von dem Erfordernis des Alters — meine Verwendung würde ihn ohne Schwierigkeit erzielen — aber, aber ... Ja, das ändert doch die Sache sehr erheblich."

„Sie sind in keiner Weise gebunden, Herr Graf. Wenn Sie wünschen, ist nichts gesprochen."

„Das wünsche ich in der That — das muß ich wünschen. Sie werden zugeben —"

„Ich bin ganz Ihrer Meinung und muß nur bitten zu beachten, daß ich bis heute keine Gelegenheit gehabt habe, mich zu ihr zu bekennen."

„Hm — hm — hm! Sehr ehrenwert, gnädige Frau, konnte nichts anderes erwarten. Und wer sind die wirklichen Eltern?"

„Ich kenne sie nicht, Herr Graf. Auf einer kleinen Reise, die wir vor etwa achtzehn Jahren unternahmen, um eine beliebte Sommerfrische im Mittelgebirge aufzusuchen, mußte die Eisenbahnfahrt an einem kleinen Ort unterbrochen werden, weil mein Mann plötzlich erkrankte. Sein Übel war nicht bedenklich, fesselte ihn aber mehrere Tage ans Zimmer. Der Ort hieß Neu-Pforten. Ich machte weite Spaziergänge zu den Thoren hinaus und traf in einem wohl eine Stunde entfernten Dorf eine recht dürftig gekleidete ältere Frau, die ein auffallend hübsches Kind trug. Ich erkundigte mich, wem es gehöre. Sie sagte, es sei ihr zur Auferziehung übergeben worden von einer vornehmen Dame, die aber wohl nicht die Mutter gewesen sei. Die Verpflegungsgelder zahle ein Justizrat in der Stadt — für die Mühe und Arbeitsversäumnis, die sie des kleinen Kindes wegen habe, noch immer nicht genug; später möchte es sich ausgleichen. Mir gefiel das sehr zierliche, aber krank aussehende Mädel, und da unsere Ehe fast schon zehn Jahre kinderlos geblieben war und mein Mann sich nach

einem kleinen Wesen im Hause sehnte, dem wir unsere Sorge zuwenden könnten, beschloß ich sogleich, ihm den Vorschlag zu machen, es an Kindesstatt anzunehmen. Er sah das Kind und fand, wie ich, Gefallen an ihm. Es sei ein Wink des Himmels, meinte er, daß er an diesem Ort habe erkranken müssen, damit ich es finden könnte. Er verhandelte mit dem Anwalt und erfuhr von ihm, daß niemand an dem Kinde ein Interesse habe. Bei ihm sei von einer Dame, die nicht genannt sein wolle, eine Summe Geldes deponiert. Sobald sie verbraucht sei, werde auch ihn das Kind nicht weiter kümmern, dem ja vom Geschick gar keine größere Gunst erwiesen werden könne als durch die Aufnahme in eine achtbare und gebildete Familie. Wir bestimmten, daß die arme Frau das Geld regelmäßig auch ohne die Leistung erhalten solle, und beschenkten sie überdies mit einer für ihre Verhältnisse erheblichen Summe. So erhielten wir unser liebes Töchterchen, das die ganze Freude meines Mannes bis zu seinem leider zu frühen Tode gewesen ist. Er hat mir noch auf dem Sterbebette die Adoption ans Herz gelegt."

„Also wohl gar ein — illegitimes Kind?" rief der Graf aufschnellend.

„Das muß ich allerdings annehmen," antwortete die Frau Konsul ruhig. „Es wurde uns ein Taufschein übergeben, in welchem als die Mutter eine unverehelichte Antonie Girod genannt ist, damals erst siebzehn Jahre alt, der Anwalt kannte sie nicht; sie sei, wie ihm glaubhaft versichert worden, abgefunden. Vielleicht eine Französin, die möglichst fern von der Heimat —"

„Sehr wahrscheinlich, sehr wahrscheinlich."

„Wenn Sie den Taufschein einzusehen wünschen, Herr Graf —"

„Nein, nein, nein!" rief er ärgerlich. „Wozu das? Wozu? Die Sache geht mich nichts weiter an. Bedaure Fräulein Paula — wahrhaftig! Habe sie gleich liebgewonnen — aber Heirat mit meinem Sohn natürlich ganz unmöglich. Bitte, Gruß zu bestellen, mein Bedauern auszudrücken — aber Heirat unmöglich. Mein armer Junge!"

Damit empfahl er sich. Ihm zitterten die Knie so, daß er kaum, sich an der Geländerstange hintastend, die wenigen Stufen bis zur Straße hinabgleiten konnte. Sobald er eines Wagens ansichtig wurde, bestieg er ihn.

(Schluß folgt.)





Aus der Jugendzeit.

Von

Friedrich Spielhagen.

I.

Die Kraftprobe.

Vor mir steigt auf ein Bild aus alten Tagen.
Wir waren unser viere in dem Boot:
Mein Vater, ich und unsre zwei Matrosen,
Und kamen von der Lotsenstation
Der kleinen Insel Rhuden, wo der Vater
Die Buhnen inspiziert, die er errichtet,
Den Wogen Trotz zu bieten, deren Anprall
Der Scholle Sandes stets Vernichtung drohte.
Nun ging's zurück zum Bagger, der da draußen
In See nun schon seit mancher langen Woche
An einer Sandbank schaufelte, bedrohlich
Den Schiffern, die von Dänemark und Schweden
Stralsund und Wolgast anzulaufen hatten.
Zwar war er massig plump, der alte Kasten,
Und doch erschien dem Auge er nicht größer
Als eine Arche Noäh, wie sie Kindern
Die Eltern stellen auf den Weihnachtstisch.
Auch hüllte freilich oft der Rauch ihn ein,
Der aus dem Schlote stieg in schwarzen Wolken,
Vom scharfen Winde auf das Meer gedrückt,
Uns grad entgegen. Mühsam war die Fahrt,
Wenn auch nur mäßig hoch die Wellen gingen,
Die hier und da ein weißer Schaumstreif krönte.
Ich saß im Hinterteil des schweren Boots,
Nah bei dem Vater, der das Steuer führte,
Und ließ die Augen schweifen, hierhin, dorthin:
Zu ein paar Möwen, die in scheuer Ferne,
Als kennten sie des Vaters Jagdgewehr,
Das Boot umkreisten; zu dem weißen Segel
Des schwed'schen Schoners, der den Kurs nach Wolgast
Hinauf sich kreuzte; rückwärts nach dem Eiland,
Des weiße Dünen, jetzt zusammenfließend,
Nur eben noch dem Wasserschwall entsteigend,
Dem Sekundaner in Erinnrung brachten

Die Insel der Phäaken, die dem Dulder,
Der mit den Wogen rang, sich aus der Meerflut
Hob „wie ein Schild“. Da schwoll das junge Herz mir,
Daß ich so müßig saß, die harte Arbeit,
Wie sie das Meer von seinen Menschen fordert —
Des „Meeres Werke“ heißt es bei Homer —
Den beiden überlassend, die da vor uns
Sich an den Rudern mühten. Einer, ja,
Das war ein junger Riese — Lachmund hieß er —
Mit mächtig breiten Schultern, hoher Brust
Und langen braunen, muskelstarken Armen;
Dem mochte wohl ein harmlos Kinderspiel
Das wucht'ge Ruder sein; jedoch der andre,
Mit Namen Rieckmann, war ein alter Knabe,
Der seine Sach' verstand wie kaum ein andrer,
Verläßlich durch und durch, doch invalide,
Pensionsbedürftig, nur im Dienst gehalten
Durch Vaters Güte, da ein ganzer Troß
Von Kindern noch an seinem Lohne zehrte,
Dem kargen.
Und ich sprang vom Sitz auf.
Hin zu dem Alten. „Rieckmann, gebet mir!“
Ich kann nicht sagen: war er wirklich müde?
Hätt er noch rudern können stundenlang?
Wahrscheinlich wohl das letzte, denn die Übung,
Die unablässige, macht diesen Männern
Die schwere Arbeit selbst im Alter leicht.
Wie dem auch sei, er giebt das Ruder mir
Und kauert still im Vorderraum sich nieder.
Ich rudre frisch drauf los, wie sich's gebührt,
In scharfem Takte mit dem andern Mann.
Nicht erst seit heute kannt ich das Geschäft,
Ich hatt's geübt auf unsern großen Teichen
So manchen lieben langen Sommertag;
Auch auf der See, von unserm Hafen aus
Im leichten Boot mit meinem guten Freunde,
Dem Fährmannssohn. So ging es lange gut,
Trotzdem das Ruder dreifach war so schwer
Als eines, das ich je geführt; das Boot
Dreifach so groß als unsre leichte Jolle;
Der Wind konträr, daß in den krausen Wellen
Das Fahrzeug sich jetzt hob, jetzt wieder senkte,
Dem Ruderer die Arbeit arg erschwerend.
Das merkt ich wohl; jedoch, was that es denn?
Konnt ich nicht mehr, so hört ich eben auf.
Doch jetzt spürt ich noch keine Müdigkeit,
Und fröhlich rief dem Vater ich zurück,
Der freundlich meinte, daß genug es sei:
„Noch lange nicht! Ich fing ja eben an.
Ich rudre bis zum Bagger. Willst du wetten?“
Der Gute sagte nichts; ein Lächeln nur
Flog über seine lieben braunen Züge

Ob solcher Prahlerei: war doch die Hälfte
Des Weges kaum zurückgelegt; das Ziel,
Der Noahkasten, noch bedenklich klein,
Wie ich wohl sah, als über meine Schulter
Den Kopf ich heimlich wandte, die Entfernung
Zu messen: Eine Viertelmeile noch!
Wenn nicht gar mehr!
Und seltsam, ganz urplötzlich
Fühl ich ein Ziehen, erst im Unterarm,
Alsbald im Oberarm, dann in den Schultern,
Und schwer und schwerer wird mit jeglichem
Moment das Ruder, das ich doch so lang
Geführt mit frischer Sicherheit. Ach was!
Darüber kommt man weg! Jetzt eingestehn
Die kind'sche Schwachheit, ich, der sich so keck
Vermessen eben noch — nein! nimmermehr.
Das durft ich nicht, das konnt ich nicht. Drum weiter
Gerudert! Rüstig weiter, wären's auch
Nur zehn Minuten! Ei ja, zehn Minuten,
Das denkt sich leicht, das sagt sich leicht, und doch
Ist's eine Ewigkeit, wenn die Erschlaffung
In deinen Händen, deinen Armen, Schultern
Zur öden Qual wird; wenn der Atem dir
Beginnt zu fehlen, dir das bange Herz
Bis in die Kehle schlägt, und in den Schläfen
Die Adern hämmern, just als wollten sie
Den festen Schädel sprengen. Narretei!
Du sagst: Ich mag nicht mehr; dann ist's vorbei,
Und nichts befährst du als ein zweites Lächeln
Des Vaters und vielleicht nicht einmal das;
Denn seine Jägeraugen hangen eben
An einem Schwarm von Enten, die da leewärts
Sich auf den Wellen schaukeln, allzuweit
Für einen sichern Schuß.
Ich will mich wenden
Und Rieckmann winken, da sagt neben mir
Der Riese Lachmund: „Rauen S' to, jung Herr,
Süst segelt uns de Swed am Enn noch äwer.“*
Der Schwede war der Schoner, der schon einmal,
Lavierend, unsre Bahn gekreuzt und jetzt
Zum andernmal durch unsern Strich die Fahrt
Hart an dem Winde nahm. Nicht daß für uns
Bedrohlich war die Lage, dazu blieb
Des Raums genug noch zwischen uns und ihm
Und Zeit genug, um Rieckmann abzurufen.
Ein andres war es, was im Munde mir
Das Wort ersterben ließ, die Zähne mich
Zusammenbeißen ließ und meine Hände,
Die starren, krampfen um den Rudergriff:
Daß es dem Riesen selbstverständlich schien,

* Rudern Sie zu, junger Herr, sonst segelt uns der Schwede am Ende noch über.

Was mir des Heroismus höchster Trumpf!
Daß er so völlig keine Ahnung hatte,
Wie so das bißchen Rudern mir die Kraft
Erschöpft bis zu dem letzten kleinsten Tropfen!
Und wundersam! Im selb'gen Augenblick —
Als hätte meiner sich ein Gott erbarmt,
Apollo oder Pallas, die dereinst
Auf Trojas Blachfeld dem bedrängten Liebling
Zu Hilfe eilten, ihm mit frischer Kraft
Und frischem Mut den todesmatten Leib,
Die zage Seele füllend — also kamen
Zurück mir Kraft und Mut. Es glitt das Boot,
Getrieben von der Ruder Doppelschlag,
Dahin, dem Schwane gleich, der seinem Gegner,
Dem stärkern, zu entrinnen strebt, dieweil
Die Bahn, die eben wir zurückgelegt,
Der Schwede jetzt durchschnitt mit vollen Segeln.
Und wundersamer noch: nicht ließ von mir
Der Götter Schutz, bis wir den ganzen Rest
Der langen Fahrt durchmessen und am Bagger,
Der jetzt mit seinem plumpen schwarzen Leib
Und seinen riesigen Polypenarmen
Durchaus nicht mehr der Arche Noäh glich,
Nun längsseit gingen, an dem Fallreff dann
Den Bord erkletternd.
„Lieber Sohn, du siehst
Ein wenig blaß aus," sprach der gute Vater.
„Es war ein starkes Stück. Ich hätte dir's
Nicht zugetraut."
Ich schwieg. Es war der Atem
Ein wenig knapp mir, und es schlug das Herz
Gar hoch mir; jetzt nicht mehr in banger Qual,
Nein! hoch vor freud'gem Stolz, daß ich gewonnen
Das scheinbar schon verlorne trotz'ge Spiel! —
Das ist nun lange her. Ich zählte sechzehn
Der Jahre erst, und längst schon wär vergessen
Das kleine Abenteuer, hätt es nicht
In meinem Leben Hunderte von Malen
Sich wiederholt in anderer Gestalt.
Wie oft, wie oft, wenn eine Arbeit müde,
Todmüde mich gemacht, ich zu mir sprach:
Jetzt ruhst du aus! verschnaufen mußt du dich!
Und darfst es ja: vollendet ist das Werk —
Just in dem Augenblicke kam der Ruf,
Der heftig dringende, zu einer neuen,
Noch schwerer als die erste. Wollt ich dann
Sie von mir weisen, die erbarmungslose,
Und wollte rufen: Nein, ich kann nicht mehr!
Ich will nicht mehr! — da hörte ich das Wort,
Das jener Schifferknecht an meiner Seite
Gedankenlos, gefühllos hingesprochen,
Und das doch, wie des Magiers mächt'ger Stab,

Die tiefen Quellen frischer Kraft erschloß,
Die heimlich rauschen in des Busens Schacht,
Ob wir auch ganz und gar versiegt sie wähnen.
Und wann mir eine Arbeit je gedieh,
Und was mir etwa von Erfolg beschieden
Im Leben, ihm verdank ich's, ihm allein,
Dem Zauberworte: „Rauen S' to, jung Herr!"

II.

In der Laube.

Schwere Sommermittagsschwüle
Auf dem Lande, tief in Pommern.
Regungslos die hohen Bäume
In dem weiten Herrengarten
Und die Büsche und die Blumen.
Regungslos die breiten Blätter
Wilden Weins, in deren Mantel
Völlig eingehüllt die Laube.
In der Laube sie und ich.
Kannten uns erst seit acht Tagen,
Beide Gäste auf dem Gute:
Sie der Herrin jüngre Freundin,
Ich des Herren jüngrer Freund.
„Ja, wahrhaftig, gnäd'ges Fräulein —
Oder darf ich: Fräulein Lisbeth —"
„Bitte, bitte! Fräulein Lisbeth!" —
„Also, was ich sagen wollte:
Wahrlich, es ist zum Verwundern,
Wie so schnell doch alles Fremde
Zwischen uns dahingeschwunden;
Wie so schnell wir uns gefunden
In denselben Lieblingsdichtern,
In derselben Art, die Menschen —"
„Auszulachen! ja, das kenn ich!
Das ist Ihre böse Weise."
„Fräulein Lisbeth, sei'n Sie gnädig!
Gleiche Brüder, gleiche Kappen.
Wie denn soll ich ernsthaft bleiben,
Sehe ich um Ihre Lippen
Das verschmitzte holde Lächeln?
Und dazu dann Ihre glänzend
Dunklen, märchenhaften Augen
Alle Dummheit aus dem Leben
Sieghaft wegzuspotten scheinen?"
„Nun, natürlich! Immer ist es
Eva, die an allem Unglück
Schuld ist, das den Mann kann treffen,
Diesen liebenswürd'gen Schäfer,
Der kein Wässerchen mag trüben!"
„Warum, teures Fräulein Lisbeth,
Warum nicht an allem Unglück,
Wenn zugleich sie auch die holde,
Ewig frische, ewig reine
Quelle all und jeden Glückes,
Das den armen blöden Schäfer
Labet in dem schweren Tagwerk
Des Behütens seiner Schafe?
Sieh, jetzt lächeln Sie schon wieder;
Und ich würde laut auflachen,
Nur daß ich zu wecken fürchte
Ihn, der schläft zu dieser stillen,
Lautlos stillen Mittagsstunde,
Den erhabnen großen Pan." —
Und wir schwiegen. Und die Stille
Schien jetzt stiller noch zu werden.
Nicht das Flüstern eines Blattes,
Nicht das Zirpen eines Vogels;
Nur kaum hörbar fernes Summen,
Selbst in dieser heißen Stunde,
Fleiß'ger Bienen, die von Blume
Glitten hin zur andern Blume
Auf den wohlgepflegten Beeten
Von Levkojen, Rosen, Nelken,
Deren wonnesamer Düfte
Sanftbewegte Wellen hauchten
Bis in unsre Dämmerlaube.
„Alles Glückes?" sagte Lisbeth —
Und das Stimmchen schien nicht lauter
Als der Bienen fernes Summen —
„Glauben Sie, vor dessen Zweifeln
Gott im Himmel nicht ist sicher,
An ein Glück auf dieser Erde?"
„Fräulein Lisbeth, grade weil ich
Allerdings mit dem, was drüben
Soll sein mystisch Wesen treiben,
Steh auf recht gespanntem Fuße,
Glaub ich an ein Glück auf Erden,
Glaub ich an das allerhöchste,

Allertiefste, allerschönste —
Glaub ich an das Glück der Liebe.
Sie nicht auch?"
„Wie kann man wissen,
Was man niemals je bedacht hat?"
„Fräulein Lisbeth, alle Achtung,
Wie sich's ziemen will und schicken,
Habe ich vor Ihrer tapfern,
Köstlichen Wahrhaftigkeit;
Alles würde ich beschwören,
Jedes Wort von Ihren klugen,
Anmutvollen Rosenlippen —
Dies zu glauben wird mir schwer.
Wem der Liebe Göttin selber
So gefeit die sammetweichen,
Abgrundtiefen Strahlenaugen,
So wie Ihnen —"
Plötzlich schwieg ich,
Wie ein armer Mensch muß schweigen,
Den ein Pfeil ins Herz getroffen:
Schwieg ich vor dem Blick der Augen,
Vor dem Glanzblick ihrer Augen,
Den ich eben noch gepriesen,
Während sich die dunklen seidnen
Wimpern langsam zu mir hoben.
„Mädchen!" wollt ich rufen, „Lisbeth!
Ach, ich liebe dich unsäglich!
Und du, Lisbeth —"
Sieh, da sanken
Langsam, wie sie sich gehoben,
Schon herab die seidnen Wimpern;
Sank das liebe Köpfchen seitwärts
Hin zu mir, zu meiner Schulter;
Blieb da liegen, und nicht regte
Sich ein Glied des ganzen jungen,
Elfenfeinen, schlanken Leibes.
Kaum daß unter seiner leichten
Sommerhülle sich der zarte
Knospenbusen noch bewegte,
Wie des Kindes, das der Schlummer
Überrascht im schönsten Spielen.
Süßer Schrecken hatte jählings
Mich, den Ärmsten, übermeistert.
War das holde Wunder plötzlich,
So urplötzlich doch gekommen!
Aber freilich, diese mächt'ge,
Schwere Sommermittagsschwüle!
Traun, da mochte wohl das Köpfchen
Sinken mancher zarten Blume;
Und im ganzen Garten gab es
Keine zartere als Lisbeth!
O, mein Gott, wie ich sie liebte,
Die an meiner Schulter ruhte,
Die in meinem Arme ruhte,
Den ich sanft um sie geschlungen,
Nur daß sie mir nicht entglitte.
Im Entgleiten jäh erwachte!
O, erwache nicht, du Liebste,
Nicht so bald, daß sich darf trinken
Satt die schönheitsdurst'ge Seele
An dem Anblick dieser reinen
Stirn; der schweren, nun geschlossnen
Lider mit den dunklen Wimpern;
Dieser anmutvollen Wangen;
Dieser sanftgeschwellten, tauig-
Frischen Lippen, die zu küssen,
Nur ein einzig Mal zu küssen —
In mir sagte eine Stimme:
Morde nicht den heil'gen Schlummer!
Es ist Frevel, schnöder Frevel,
Dem dazu noch auf dem Fuße
Folgt die Strafe; denn erwachen
Muß sie ja, und streng verbannen
Wird sie dich aus ihrer Gnade
Allsobald für nun und immer.
Mag sie denn! Ich muß sie küssen!
Und ich küßte sie, gewärtig
Aller grausen Schreckensfolgen
Solcher Unthat. Doch gesegnet
Sei die Sommermittagsschwüle,
Die mit solchem starken, süßen
Mohn beträufelt ihre Lider,
Daß der Kuß sie nicht erweckte:
Daß auch keines ihrer Glieder
Regte sich im tiefen Schlummer. —
O, des Göttertranks! Noch einen
Tropfen aus dem Nektarbecher!
Und noch einen und noch einen!
Ist's schon Sünde, ist die Sünde
Allzusüß! So denn: noch einen
Tropfen, ach! den allerletzten!
Denn da drüben von dem weißen
Herrenhause kommt gelaufen
Gradezu auf unsre Laube
Der verehrten Wirte Jüngste,
Hurtig, daß die kleinen Füße
Kaum noch zu berühren scheinen
Den gewalzten glatten Kiesweg;
In dem glattgewalzten Kiesweg
Kaum ein Sandkorn hörbar knistert.
Nur noch wenige Sekunden,
Und sie steht in unsrer Laube,
Die höchst naseweise Kleine:
Schleunig wecken muß ich Lisbeth.

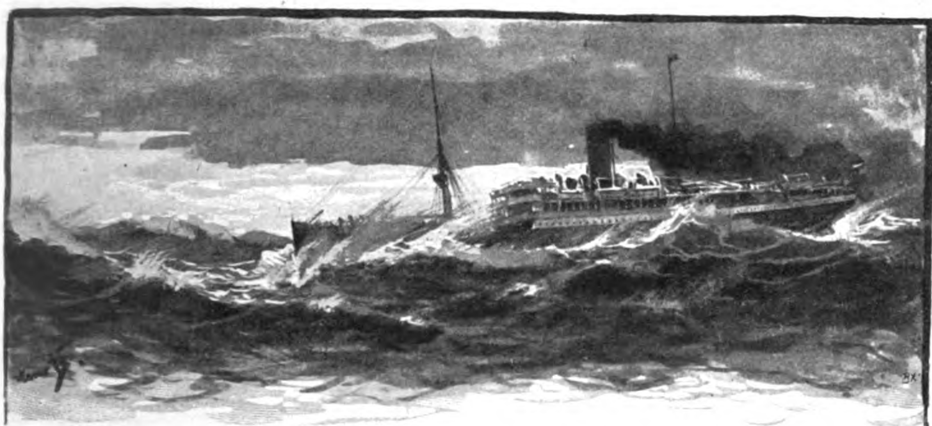
Gott sei Dank! Wie sie urplötzlich
Eingeschlafen, just so blitzschnell
Ist erwacht sie, hat entzogen
Meinem Arm sich, hat erhoben
Von der Bank sich, heiter rufend:
„Mary, Mary! kleiner Wildfang!
Nicht so eilig! Du wirst fallen,
Uns die Neuigkeit zu melden,
Daß gedeckt ist!“ —
„Ja, und, Lisbeth,
Dein Papa ist angekommen,
Dich zu holen! Denk doch, Lisbeth,
Gleich nach Tische sollt ihr fahren!“ —
„Kleine Mary, das ist prächtig!
Geht es jetzt doch auf die Reise,
Die der beste aller Väter
Mir versprochen! Quick, my darling!“ —
Und schön Lisbeth und klein Mary
Hüpfen, tanzen nach dem Hause.
Langsam folget nach ein dritter.
Und schön Lisbeth ging auf Reisen
Mit dem besten aller Väter
Eine Stunde nach der Mahlzeit.
War ein Trubel, ein Gerenne,
Kofferpacken, Abschiednehmen,
Händedrücken und Umarmen;
Stand bescheiden ich zur Seite,
Unbeachtet wie ein Möbel.
Ganz zuletzt, mit einem Fuß schon
Auf dem Tritt des Reisewagens,
Wandte sie sich plötzlich zu mir,
Holdes Lächeln auf den Lippen —
Ach, denselben holden Lippen,
Die ich Frevler frech bestohlen,
Und von deren kühlem, keuschem
Hauche noch die meinen glühten:
„Hätt ich Sie doch bald vergessen!
Nicht für ungut! So, adieu denn!
Hoffentlich: a rivederci!“ —

Aber nie sah ich sie wieder.
Auf der Reise längs des Rheines
Fand sich schnell ein reicher Freier,
Und die höchst splendide Hochzeit
Ward gefeiert nach der Rückkehr.

Viele Jahre sind verstrichen
Seit dem sommerschwülen Mittag
In der weinumrankten Laube
Auf dem Lande, tief in Pommern.
Viele intrikate Fragen
Im Gebiet der Seelenkunde,
Über denen grau mein Haar ward,
Habe ich, nach Pflicht der Dichter,
Emsiglich seitdem studieret,
Glücklich, wenn die Lösung glückte.
Eine blieb mir stets unlösbar:

Hat sie, während ich sie küßte,
Einmal, zweimal, vielmals küßte,
Und sie keinen Finger regte
Und mit keiner Wimper zuckte —
Hat schön Lisbeth da geschlafen
In der Sommermittagsschwüle?





Hamburg-Südamerikanische Dampfschiffahrts-Gesellschaft: Schrauben-Schnelldampfer „Patagonia“ im Sturm.

Der deutsche Schiffbau in der Gegenwart.

Von

Paul Neubaur.

I. Die deutsche Handelsflotte.

(Nachdruck ist untersagt.)

Die nachstehenden Blätter werden dem Sachverständigen oder gar dem Techniker von Fach nichts Neues bringen, sie werden ihm vielleicht nicht einmal erschöpfend genug erscheinen: der Zweck dieser Darlegungen soll nur sein, dem Laien einen Überblick darüber zu geben, was in der Gegenwart der deutsche Schiffbau zu leisten vermag, zu welchem Umfange er sich entwickelt hat: zu zeigen endlich, daß der deutsche Schiffbau und die deutsche Handelsmarine am Ende des neunzehnten Jahrhunderts einen überaus wesentlichen Faktor im Wirtschaftsleben der deutschen Nation darstellen, einen Faktor, der, entsprechend unserer gesamten Entwickelung, noch immer weiter im Wachsen begriffen ist.

Ein Moment ist es vor allem, welches sich dabei von vornherein dem Beschauer aufdrängt, und welches bei näherer Betrachtung von selbst zum Ausgangspunkt einer Reihe bedeutsamer Schlußfolgerungen wird: das ist die ungemein große Schnelligkeit, mit welcher der deutsche Schiffbau sich entwickelt hat.

Wenig mehr als fünfundzwanzig Jahre sind es her, daß die deutsche Handelsflotte, damals schon in ihrer Entwickelung unaufhaltsam fortschreitend, für die Lieferung erstklassiger Dampfer einzig und allein auf das Ausland angewiesen war. Heute haben die neuesten Leistungen des deutschen Schiffbaues gezeigt, daß dieser dem ungleich älteren, durch zahllose Erfahrungen erzogenen, durch unendlich viele Aufträge ausgebildeten englischen Schiffbau vollständig gleichwertig an die Seite tritt.

Ganz von selbst drängt sich dabei dem Beobachter die Frage auf: Welches sind die Ursachen, auf denen das Wachstum der deutschen Handelsflotte, das Anschwellen ihrer Bedürfnisse nach der Zahl und Art der Schiffe ruht und aus denen heraus dem deutschen Schiffbau Gelegenheit zu einer so schnellen und durchgreifenden Entwickelung gegeben worden ist?

Bei der Beantwortung dieser Frage kommt man von selbst auf eine innige Wechselwirkung zwischen dem Anwachsen der deutschen Überseeinteressen und der deutschen Handelsflotte. Jedes dieser beiden Momente ist sowohl Ursache als Wirkung des anderen, je

nach der Zeit, in der man unsere Entwickelung betrachtet.

Aber um noch weiter auszugreifen, so ist doch eine Ursache vorweg zu nennen, welche für beide angegebene Entwickelungsstufen des Deutschen Reiches, für die Ausdehnung seiner Überseeinteressen und für die Entwickelung der Handelsflotte, damit aber auch für den deutschen Schiffbau von entscheidender Bedeutung sich erwiesen hat, das ist die Entwickelung der deutschen Industrie, welche in einem unvergleichlichen Siegeslaufe die Welt erobert und in sich gleichzeitig die Keime trägt, aus denen die Blüten unserer Erfolge sich entfaltet haben.

Wenn es auch scheinen mag, als ob hier nicht der Ort dazu sei, auf die Entwickelung der deutschen Industrie im allgemeinen einzugehen, so werden doch wenige Ausführungen genügen, um das Gegenteil zu beweisen.

Der moderne Schiffbau, das moderne Dampfschiff vereinigt in sich eine außerordentliche Menge von Industrieerzeugnissen, ja, man kann fast sagen, daß die gesamte Industrie in einem Dampfer der Neuzeit Verwendung findet. In dem riesigen Wettbewerb, den insbesondere England auf dem Gebiete des Schiffbaues zu machen in der Lage ist, kann nur derjenige Konkurrent den Preis davontragen, welcher in jedem dieser zahllosen zur Verwendung kommenden Industriezweige mindestens gleich Gutes zu leisten und zu liefern vermag.

Daß das beim deutschen Schiffbau gegenwärtig der Fall ist, ist eben diejenige Thatsache, die seit jetzt mehr als zehn Jahren feststeht. Der Schiffbau wiederum hätte sich nicht entwickeln können, wenn nicht das Bedürfnis ebenso groß wie die Leistungsfähigkeit gewesen wäre, das heißt, wenn die deutsche Handelsflotte nicht, wie dies thatsächlich der Fall ist, eine so gewaltige Ausdehnung angenommen hätte.

Die Entwickelung der deutschen Handelsschiffahrt endlich wäre in diesem Maße nicht möglich gewesen, wenn nicht die auf der Leistungsfähigkeit der deutschen Industrie beruhenden deutschen Überseeinteressen gebieterische Forderungen nach dieser Richtung hin gestellt hätten.

Man braucht sich nur zu vergegenwärtigen, daß während der letzten zehn Jahre der deutsche Gesamthandel sich auf das Doppelte gesteigert hat, daß in der Gegenwart dieser Handelsumsatz über die Grenzen Deutschlands hinaus und hinein mehr als 8000 Millionen Mark jährlich beträgt, daß endlich von dieser gewaltigen Ziffer weit mehr als der dritte Teil auf den Überseehandel und zwar auf den Handel mit anderen Erdteilen fällt, um zu begreifen, welcher gewaltige treibende Faktor in der Entwickelung der deutschen Industrie enthalten ist, und in wie hohem Maße dieser zum nationalen Wohlstande beizutragen vermag.

Aber noch eine andere Ursache giebt es, welche den Ausbau der deutschen Handelsflotte und des deutschen Schiffbaues gewaltig gefördert hat.

Die Gegenwart steht im Zeichen des Verkehrs, und wie die Zunahme des Güteraustausches zwischen den verschiedenen Erdteilen in ungeheurem Maße fortwährend wächst, wie insbesondere die deutsche Lebenskraft über die Grenzen des Vaterlandes hinausdrängt und die fernsten Zonen für sich erobert, so ist auch beim einzelnen Menschen das Bedürfnis gestiegen, zu reisen, fremde Erdteile aufzusuchen, Nutzen zu ziehen aus der Verbesserung der Verkehrsmittel, und andererseits durch die Vermehrung der Zahl der Reisenden zum Weiterausbau der Verkehrsmittel wiederum Anregung zu geben.

Man braucht nur einen Blick auf einen Dampfer der Gegenwart zu werfen und ihn mit einem erstklassigen Passagierdampfer zu vergleichen, wie dieser vor nur fünfzehn oder zwanzig Jahren als unübertroffen galt, um überrascht zu sein von dem gewaltigen Fortschritt der Technik, von den Leistungen menschlichen Scharfsinns und von der behaglichen Bequemlichkeit, welche die Reisegelegenheiten von heute gegenüber denen vor ein, zwei oder gar drei Jahrzehnten darbieten.

Die hier kurz skizzierten allgemeinen Ursachen für den Ausbau der deutschen Handelsschiffahrt und des deutschen Schiffbaues lassen sich an der Geschichte der deutschen Reedereien verfolgen.

Bis in die Mitte des gegenwärtigen Jahrhunderts hinein spielte die deutsche Handelsschiffahrt auf dem Weltmarkte eine untergeordnete Rolle. Keine einzige Schiffahrts-



Typen deutscher Handelsdampfer:
1. Wörmann-Linie. 2. Kosmos-Linie. 3. Hamburg-Pacific-Linie. 4. Kingsin- und Kalkutta-Linie. 5. Slomann-Linie. 6. Petroleum-Tankdampfer.

linie ersten Ranges nannte Deutschland sein eigen, die Gesamtschiffahrt beschränkte sich in erster Linie auf den Nord- und Ostseeverkehr, auf den Verkehr mit England und im Verkehr mit überseeischen Gebieten auf eine Anzahl von Privatreedereien ohne regelmäßige Abfertigung der Abfahrt der Schiffe und ohne daß auch nur ein deutsches Fahrzeug im Weltverkehr besonders hervortrat.

Noch weniger entwickelt ist in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts der deutsche Schiffbau. Er beschränkt sich fast ausschließlich auf den Segelschiffbau und auch da nur auf den Bau kleiner Fahrzeuge. Alles, was Deutschland zu jener Zeit an Dampfschiffen besitzt, ist fast ausnahmslos im Auslande und zwar vorwiegend in England gebaut.

Den ersten Aufschwung nimmt die deutsche Reederei durch die Errichtung zweier regelmäßiger großer Linien, welche beide den Verkehr mit den Vereinigten Staaten von Nordamerika vermitteln. Diese beiden Reedereien sind der Norddeutsche Lloyd in Bremen und die Hamburg-Amerikanische Paketfahrt-Aktiengesellschaft in Hamburg, welche ihren langatmigen Titel neuerdings mit dem kürzeren Namen Hamburg-Amerika-Linie vertauscht hat. Die Priorität für die Entwickelung des deutschen Überseeverkehrs nehmen beide Reedereien für sich in Anspruch, beide mit einem gewissen Recht.

Die Hamburg-Amerika-Linie hat zuerst und zwar im Jahre 1847 eine regelmäßige Verbindung mit den Vereinigten Staaten ins Leben gerufen, aber diese Verbindung geschah durch Segelschiffe, welche erst im Jahre 1858 zum Teil durch Dampfer ersetzt wurden. Der Norddeutsche Lloyd begann seine Thätigkeit seinerseits erst 1857, aber

von vornherein ausschließlich durch eine Dampferflotte.

Von größerer Wichtigkeit für unsere Betrachtungen ist der Umstand, daß beide Reedereien auf Grund derselben Faktoren sich entwickelten. Das bei weitem wichtigste treibende Moment bildete die deutsche Auswanderung, während der Frachtverkehr allein damals noch nicht im stande gewesen wäre, eine regelmäßige Schiffahrtsverbindung zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten von Nordamerika zu unterhalten.

In der That erscheinen die von beiden Reedereien in den ersten Jahren ihres Bestehens beförderten Frachtenmengen gegenüber den später auftretenden Ziffern außerordentlich gering.

Aber auch für die Postbeförderung bietet diese erste regelmäßige deutsche Überseeverbindung nur eine Art Notbehelf; eine ganze Reihe von Umständen wirkte zusammen, um die Regelmäßigkeit des Verkehrs zu beeinträchtigen, und es ist nicht mehr als natürlich, daß der Wagemut der deutschen Männer, welche diese erste regelmäßige Schiffahrtsverbindung ins Leben riefen, eine gewisse Schule durchmachen mußte.

Aus den Auswandererlinien heraus entwickelten sich aber in der Folge und zwar sehr bald Verbindungen, welche für die deutschen allgemeinen Interessen ungleich wichtiger waren. Aus den reinen Auswandererlinien, deren Ziel und Zweck es allein war, möglichst viele Zwischendeckspassagiere heranzuziehen und aus deren Überfahrtspreisen ihre Dividenden zu erzielen, bildeten sich infolge der Regelmäßigkeit des Verkehrs Schiffahrtsverbindungen heraus, bei denen allerdings die Beförderung der Auswanderer immer noch die Grundlage für den zu erzielenden Nutzen abgab, die aber gleichzeitig den Fracht- und Postverkehr in regelmäßige Bahnen leiteten und damit zur Selbständigmachung Deutschlands auf dem Gebiete der Schiffahrt ungemein viel beitrugen. Die Fortschritte, die auf der einen Seite mit dem regelmäßigen Verkehr und andererseits auf Grund der steigenden Leistungsfähigkeit Deutschlands als Industriestaat sich geltend machten, offenbaren sich sehr bald. Es ist hier nicht der Ort, auf Zahlen einzugehen; wir beschränken uns vielmehr darauf, die großen Phasen in der Entwickelung der deutschen Schiffahrt festzustellen.

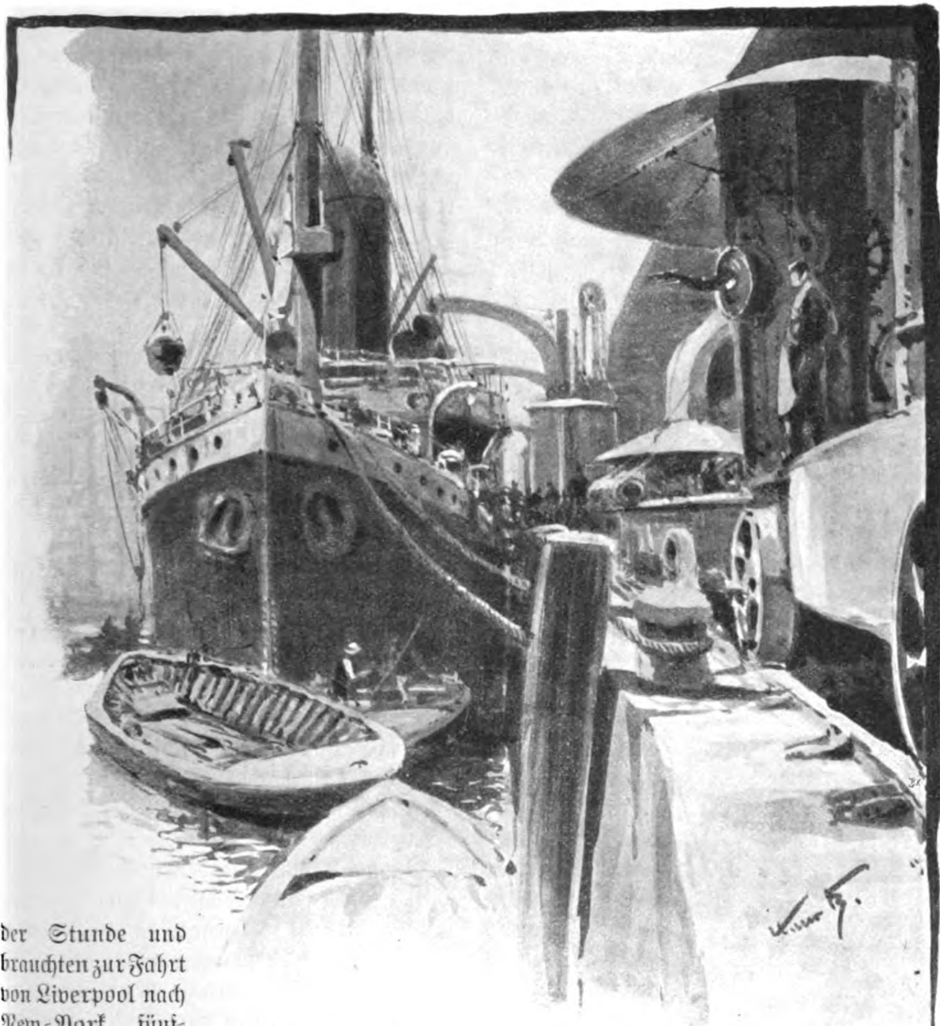
Nachdem also der regelmäßige Verkehr in die Wege geleitet war und es sich herausgestellt hatte, daß dieser Verkehr auch ohne die alleinige Grundlage der Auswanderung bestehen konnte, entstanden reine Frachtlinien nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika, welche unter deutscher Flagge die Post- und Passagierlinien entlasteten.

Aber damit nicht genug. Nachdem einmal für die Vereinigten Staaten die Möglichkeit einer mit Vorteil zu betreibenden deutschen Schiffahrt unzweifelhaft festgestellt war, begannen die Hansastädte auch andere Erdteile durch regelmäßige Postlinien mit Deutschland zu verbinden und damit eine größere Unabhängigkeit des Verkehrs einzuleiten.

In erster Linie war es Südamerika, welches durch mehrere besondere regelmäßige Schiffahrtslinien zuerst von der Hamburg-Südamerikanischen Dampfschiffahrts-Gesellschaft, später von dem Norddeutschen Lloyd und der Hamburger Kosmos-Linie mit Deutschland in eine regelmäßige Post-, Passagier- und Frachtverbindung gebracht wurde. Linien nach Afrika (Wörmann-Linie), nach Asien (Kingsin-Linie), nach Kanada (Hansa-Linie) folgten, und zu Anfang der achtziger Jahre tritt bereits eine Art Arbeitsteilung zwischen den einzelnen Reedereien ein, so zwar, daß der Post- und Passagierverkehr auf der einen Seite, die Frachtbeförderung auf der anderen Seite bestimmten einzelnen Reedereien als Hauptaufgabe zufällt.

Wir werden später auf diese Verteilung zurückkommen; zunächst aber ist jetzt ein Wendepunkt in der deutschen Schiffahrt ins Auge zu fassen, welcher für ihre Bedeutung ausschlaggebend geworden ist, und der auch für den deutschen Schiffbau von höchstem Wert sich erwiesen hat: das ist die Thatsache, daß sich zu Anfang der achtziger Jahre von Deutschland aus zum erstenmal ein regelmäßiger Schnelldampferverkehr ausbildete. Was versteht man unter einem Schnelldampfer?

Die im transatlantischen Verkehr verwandten Dampfer erreichten anfänglich um das Jahr 1840 herum eine durchschnittliche Geschwindigkeit von höchstens acht Knoten in



Hamburg-Amerika-Linie: Westindien-Dampfer löscht am Amerikahoeft.

der Stunde und brauchten zur Fahrt von Liverpool nach New-York fünfzehn Tage, von Bremen oder Hamburg nach New-York neunzehn oder zwanzig Tage. Im Jahre 1850 steigerte sich die Geschwindigkeit auf etwa neunundeinhalb Knoten, im Jahre 1860 auf elf bis elfundeinhalb Knoten in der Stunde. Zu Anfang der siebziger Jahre glaubte man mit einer Geschwindigkeit von vierzehn Knoten in der Stunde an der Grenze des Erreichbaren angekommen zu sein, wenn anders die Schiffe noch rentabel sein sollten. Es sind allerdings schon vor dieser Zeit größere Geschwindigkeiten erreicht worden, so insbesondere auf den für den Sultan Abdul-Aziz und für einige Privatpersonen erbauten Luxus-Dampf-Jachten. Aber diese Dampfer waren erstens Räderdampfer und zweitens brauchte bei ihnen eine Rücksicht auf Gewinn nicht genommen zu werden. Die Schiffe bestanden lediglich aus Maschinen, Kohlenräumen und einigen Luxusräumen für ihre Besitzer.

Anders waren die Aufgaben, welche Handelsdampfer zu lösen hatten. Bei ihnen erschien, wie gesagt, in den siebziger Jahren die Leistungsfähigkeit der Technik gegenüber den damaligen Schiffsabmessungen fast erschöpft. Da setzte im Jahre 1879 die englische Guion-Linie einen Dampfer in Fahrt, welcher nach Abmessungen und Leistungen alles bisher Dagewesene übertraf. Dieser

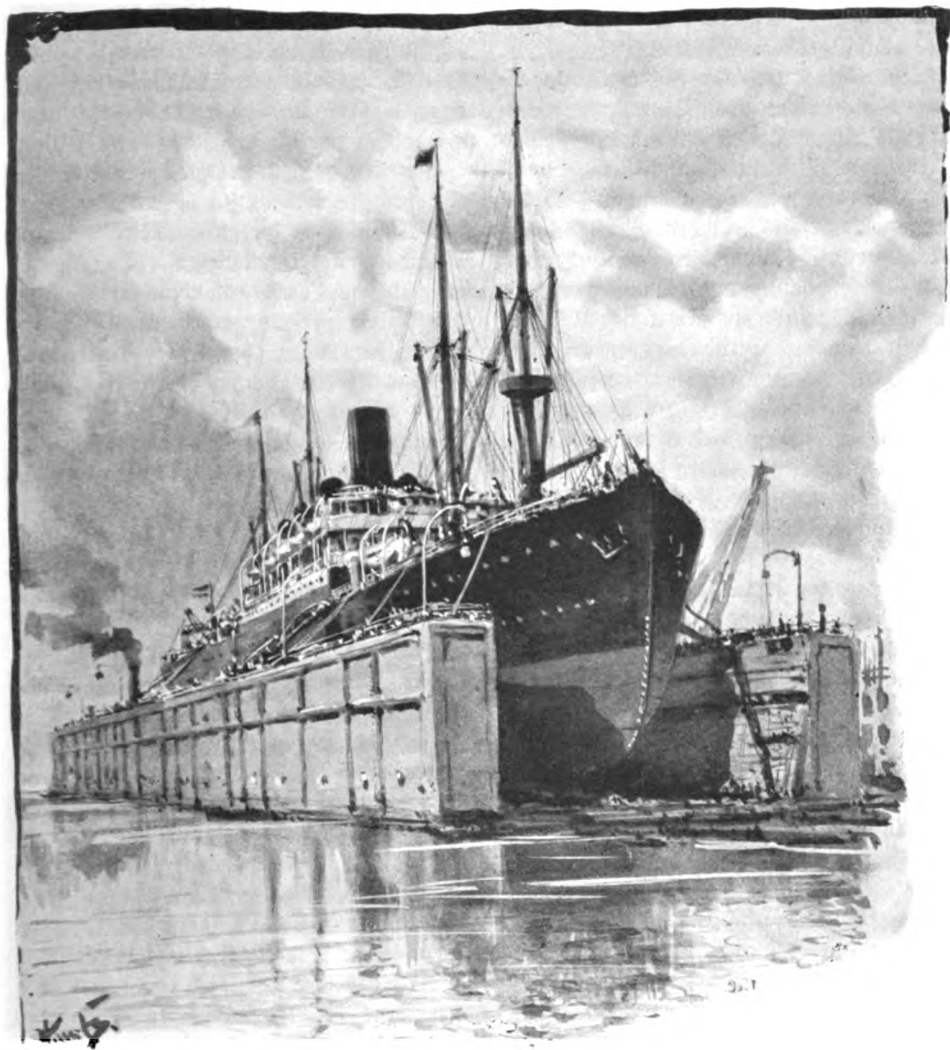
Dampfer war die „Arizona“, welche bei mehr als vierhundert Fuß Länge und bei einer Maschinenstärke von über viertausend Pferdekräften eine durchschnittliche Geschwindigkeit von mehr als fünfzehn Meilen erreichte und ein gewaltiges Aufsehen bei dem reisenden Publikum erregte. Es ist das Verdienst des damaligen Direktors des Norddeutschen Lloyd, Herrn G. W. Lohmann, mit weitschauendem Blick die Bedeutung des Schnelldampferverkehrs, insbesondere in der Verbindung zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten, erkannt und mit außerordentlicher Energie für die Entwickelung des Schnelldampferdienstes von Deutschland aus eingetreten zu sein.

Der Lloyd baute Anfang der achtziger Jahre den Schnelldampfer „Elbe“, der als Ausgangspunkt der gesamten modernen deutschen Handelsschiffahrt betrachtet werden darf. Mehrere Gesichtspunkte sind dafür maßgebend. Gegenüber den von vielen Sachverständigen geäußerten Bedenken erwies die „Elbe“ sich von vornherein als ein überaus tüchtiges Seeschiff. Die Größenabmessungen, eine Länge von 128 Metern bei einer Breite von 13,7 Metern und einer Tiefe von 10,6 Metern, der große Rauminhalt von 12775 Kubikmetern brutto, ferner die Maschinenstärke von 5500 Pferdekräften, die Verwendung von drei Cylinder-Compoundmaschinen an Stelle der bisher üblichen zwei Cylindermaschinen und endlich zum nicht geringsten Teil — wir werden auf eingehendere Erörterungen hierüber später zurückkommen — die vollständig andersartigen Saloneinrichtungen machten das Schiff damals zum Gegenstand der Bewunderung der Fachleute und Laien, und nebenbei stellte es sich heraus, daß auch vom geschäftlichen Standpunkte aus die Einstellung dieses Schnelldampfers sich als ein sehr glücklicher Gedanke erwies. Die „Elbe“ legte die Reise von Southampton bis New-York in dem damals überaus kurzen Zeitraum von achtundeinhalb Tagen zurück und schuf damit nicht nur für die deutsche Schiffahrt, sondern auch für den gesamten transatlantischen Verkehr einen Rekord, der für das reisende Publikum maßgebend wurde und der außerdem die Grundlage für den ganzen späteren Schnelldampferverkehr bildete.

Das Wesentliche an der Sache ist nun das, daß die Leitung des Norddeutschen Lloyd von vornherein erkannte, daß ein dauernder Erfolg sich nicht erzielen lasse durch ein vereinzeltes Schiff mit besonderen Leistungen wie die „Elbe“, sondern daß es gelingen müsse, durch Errichtung einer regelmäßigen Schnelldampferfahrt zwischen Deutschland und Nordamerika den Passagier- und Postverkehr der deutschen Flagge zuzuführen und durch die gebotene Schnelligkeit und Häufigkeit der Verbindungen auch für den Handelsverkehr eine neue, überaus wirkungsvolle Grundlage zu schaffen. Die folgenden Jahre haben bewiesen, daß dieser Gesichtspunkt richtig war, und Deutschland dankt der damaligen Leitung des Norddeutschen Lloyd die führende Stellung im Verkehr zwischen Europa und Nordamerika, welche es, abgesehen von kleinen Schwankungen, bis jetzt auch behauptet.

Man muß sich vergegenwärtigen, welche Summe von Wagemut dazu gehörte, gegenüber der damaligen, fast einstimmig ablehnenden Haltung der technischen und Schiffahrtskreise einen solchen Gedanken zur Ausführung zu bringen, und man muß sich ferner vergegenwärtigen, was damit für Deutschland erzielt worden ist.

Betrachten wir zunächst den äußerlich scheinenden, damals aber sehr wichtigen Gesichtspunkt der ersten Aufwendungskosten. Die bis dahin in Fahrt befindlichen erstklassigen Dampfer hatten einen durchschnittlichen Anschaffungswert von anderthalb bis zwei Millionen Mark. Bei der „Elbe“ stieg der Anschaffungswert bereits auf mehr als drei Millionen Mark. Im Verhältnis dazu standen der Kohlenverbrauch, die steigende Bemannungsstärke sowie die Betriebskosten überhaupt. Daß trotzdem der Betrieb einen Überschuß über die Ausgaben zeigte, erscheint und erschien auch damals als der beste Beweis für die Richtigkeit des eingeschlagenen Weges. Es ist ja selbstverständlich, daß die anderen Nationen, nachdem die Erfahrung erst einmal feststand, sich ebenfalls dem Bau von Schnelldampfern zuwandten: was aber für uns ausschlaggebend ist, das ist die Thatsache, daß nur die deutsche Reederei, und zwar nur der Norddeutsche Lloyd in Bremen, eine reine Schnell-



Die P-Klasse der Hamburg-Amerika-Linie:
Doppelschrauben-Dampfer „Prussia“ im neuen Elb-Schwimmdock von Blohm und Voß.

dampferlinie nach den Vereinigten Staaten einrichtete und sich eine Schnelldampferflotte geschaffen hat, welche auch in der Gegenwart von keiner anderen Reederei der Welt annähernd erreicht wird.

Ein weiterer Gesichtspunkt, der für die hier vorliegenden Betrachtungen von höchster Wichtigkeit ist, besteht darin, daß bis hierher und noch eine Reihe Jahre weiter, nämlich bis zum Jahre 1885, alle großen Schiffbauten, insbesondere aber die Schnelldampfer, im Auslande, d. h. in England, gebaut wurden. Das Vertrauen auf den deutschen Schiffbau war damals noch gering, und in der That hatte dieser noch keine Gelegenheit gehabt, irgend welche bedeutende Leistungen zu zeitigen. Daß es der Kriegsschiffbau, der Bau für die deutsche Reichsmarine gewesen ist, welcher den deutschen Schiffbau für die überaus großen Aufgaben der Handelsmarine vorbereitet und dazu befähigt hat, das soll später erörtert werden. Die Thatsache ist die, daß der deutsche Schiffbau damals für die deutsche Handelsmarine höchstens Schiffe von dreitausend Tonnen Gehalt, mit schwachen Maschinen versehen, herstellte, niemals aber herangezogen worden war, um eine grund-

sätzlich wichtige Neuerung auf dem Gebiete des Schiffbaues auszuführen.

Wenn die Grundlage für die Entwickelung des deutschen Schiffbaues, wie soeben kurz gestreift, in den Aufträgen der Reichsmarine lag, so ist ein anderes Moment wirksam geworden, welches die deutschen Reedereien zwang, die deutschen Werften mehr als bisher zu berücksichtigen und zum erstenmal grundsätzlich wichtige Schiffbauten den deutschen Werften zu übertragen. Dieses Moment ist die Errichtung der deutschen Reichspostlinien, welche durch Reichstagsbeschluß im Jahre 1885 nach Ostasien und Australien genehmigt wurden und im Jahre 1886 ins Leben traten.

Die Errichtung der deutschen Reichspostlinien bildet eine neue Epoche der deutschen Überseebeziehungen, eine neue Epoche nach den drei in der Einleitung dieser Arbeit gekennzeichneten Richtungen hin: sie ist erstens der Ausdruck dafür, daß das Hinausdrängen der deutschen Industrie und des deutschen Handels über unsere Grenzen nach dem überseeischen Auslande die Eröffnung neuer Handelswege notwendig machte, und zwar die Eröffnung von Handelswegen, welche den Wettbewerb mit den im Verkehr mit Asien und Australien längst beschäftigten anderen Kulturstaaten aufzunehmen imstande waren; sie ist zweitens der Ausdruck dafür, daß nach den Erfahrungen, welche die bisherige Entwickelung der deutschen Handelsschiffahrt den leitenden Kreisen nahe legte, das Vorhandensein eines erstklassigen Verbindungsweges einen erhöhten Verkehr nach sich zieht und ihm die Wege ebnet; sie ist drittens der Ausgangspunkt für den ganzen modernen deutschen Schiffbau geworden, denn das Reichsgesetz verlangte, daß die in die Reichspostlinien einzustellenden neuen Dampfer auf deutschen Werften und aus deutschem Material erbaut würden.

Es ist ja keinen Augenblick zweifelhaft, daß der deutsche Schiffbau allmählich durch die deutschen Reedereien in höherem Maße als zuvor unterstützt worden wäre, daß ihm allerlei Aufträge zugeflossen wären, auch ohne Reichstagsbeschluß und Reichspostlinien. Aber das eine wird festzuhalten sein, daß durch die für die Reichspostlinien geleisteten Bauten der deutsche Schiffbau eine Art Probestück ablegte, welches in ganz außerordentlichem Maße das Vertrauen zu unserer Schiffbauindustrie festigte und damit einen bisher ungeahnten Aufschwung nach dieser Richtung hin einleitete.

Von dem Zeitpunkte der Einrichtung der deutschen Reichspostlinien an trat der deutsche Schiffbau in die gleiche Reihe mit dem Schiffbau anderer Nationen. Die weitere Entwickelung, welche die deutsche Reederei vom Jahre 1886 ab genommen hat, ist seit dieser Zeit, wie später zu erweisen sein wird, mit dem deutschen Schiffbau aufs engste verknüpft; dieser wird ein überaus wesentlicher Faktor im Wirtschaftsleben der deutschen Nation, und diese Thatsache ist umso wichtiger, als im letzten Jahrzehnt oder, genauer gesprochen, von Anfang der neunziger Jahre ab abermals eine neue Phase in der Entwickelung der Schiffahrt und des gesamten Überseeverkehrs sich bemerkbar macht.

Diese neueste Entwickelungsphase hat ihren wesentlichen Grund in den ungewöhnlich erhöhten Anforderungen des Frachtverkehrs, und daneben in einem Moment, welches in der Gegenwart zweifellos durch die gesamte Kultur wie ein roter Faden sich hindurchzieht. Dieses Moment ist das Bestreben nach Arbeitsteilung.

Aus dem Bestreben der Arbeitsteilung heraus ergiebt sich eine Verschiebung auch im Schiffahrtsverkehr und das Entstehen ganz neuer Schiffstypen, wie sie früher weder notwendig noch möglich waren.

Wir können uns im Rahmen dieser Arbeit, wie dies bereits mehrfach betont ist, nur eine schematische Darstellung zur Aufgabe machen; sie wird genügen für den Laien, um ihm einen allgemeinen Überblick zu geben, sie wird nicht genügen, wenn sie mit dem kritischen Blick des Sachverständigen geprüft wird. Wir sind uns dieser Thatsache wohl bewußt und bitten den freundlichen Leser, die Ursache dafür in der durch die Natur der Sache gebotenen Beschränkung des Raumes zu suchen.

Für die Verschiebung, deren wir soeben Erwähnung gethan haben, sind mehrere Gründe maßgebend, deren Wurzeln zurückgreifen auf die frühere Zeit.

Die technischen Fortschritte der Gegen-

wart, wie bereits vorhin erwähnt, haben ältere Dampfer, die früher als erstklassige Passagierdampfer galten, aus dieser Klasse herausgedrängt. Diese sind nicht mehr im stande, den Wettbewerb mit neueren Schiffen einzugehen, und sind daher von selbst heruntergesunken zu reinen Frachtschiffen. Da das Bedürfnis für die Frachtbeförderung gegen früher außerordentlich gewachsen ist, da außerdem infolge des Schnelldampferverkehrs und der erweiterten Beziehungen der Erdteile untereinander, insbesondere aber der sogenannten Neuen und der Alten Welt, eine Teilung eingetreten ist, welche die zu befördernde Ware trennt in Saisonartikel — einer schnellen Beförderung bedürftig — und Stapelartikel — für welche eine langsamere Beförderung genügt —, so ergiebt es sich von selbst, daß neue Linien entstehen und mit Vorteil ihren Betrieb erhalten konnten, welche weder auf Schnelligkeit noch auf besonderen Komfort Anspruch zu erheben brauchten.

Das sind die reinen Frachtlinien der Gegenwart, welche, von der Schnelligkeit unabhängig, Massengüter und dergleichen befördern und welche in Rückfracht Güter nehmen können, die dem Schnelldampfer versagt bleiben müssen, nämlich Getreide und andere Verzehrungsgegenstände, sowie Schwergut, welches von den Vereinigten Staaten zu uns gelangt. Neben diesen reinen Frachtdampferlinien kommen in Betracht die Linien oder vielmehr bis jetzt nur einzelne Schiffe, welche einem anderen in Deutschland vorhandenen Bedürfnis genügen sollen, Schiffe, welche neben der toten Fracht auch eine erhebliche Menge lebender Fracht, nämlich Vieh, zu befördern haben. Die Gegenwart hat auch nach dieser Richtung hin, und zwar insbesondere in Deutschland, sehr große Fortschritte gemacht. Wer vor jetzt kaum zehn Jahren den Ocean befuhr, der erblickte sehr häufig Schiffe, meist unter englischer Flagge, mit einem merkwürdigen Aufbau über Deck, welcher hellgelb über die Fläche des Oceans hinleuchtete. Dieser Aufbau, ein roh aus Fichtenbrettern zusammengefügter Verschlag, barg große Mengen lebenden Viehes im Transport von den Vereinigten Staaten nach Europa. Bei schlechtem Wetter litten die Tiere außerordentlich, und für die Verfrachter oder die Reedereien entstand ein erheblicher Schaden.

Die Technik der Gegenwart hat nun in dieser Beziehung einen erheblichen Wandel geschaffen. In Deutschland ist es bis jetzt nur die Hamburg-Amerika-Linie, welche in dieser Hinsicht bahnbrechend gewirkt und sich als einzige von den deutschen Reedereien zum Bau derartiger Dampfer, d. h. der Viehtransportdampfer, entschlossen hat. Die betreffenden Schiffe besitzen eine Einrichtung für Viehtransporte, wie sie besser nicht gedacht werden kann. Die Stallungen sind vollkommen hygienisch eingerichtet, liegen insgesamt unter Deck, aber über Wasser, sie bieten den Tausenden Stück Vieh, welche befördert werden können, Luft und Licht in ausreichendem Maße, sie besitzen überall Wasserspülung zur Reinigung der Stallungen und fließendes Wasser zur Tränke, kurz, sie sind den früheren Transportdampfern für Vieh derartig überlegen, daß ein Vergleich überhaupt nicht mehr gezogen werden kann. Die Dampfer sind überwiegend auf deutschen Werften erbaut. Es ist selbstverständlich, daß neben dem Vieh eine große Menge Fracht und, falls erforderlich, auch eine größere Zahl von Zwischendeckspassagieren befördert werden kann, wie denn überhaupt niemals ein Dampfer ganz einzig und allein für einen bestimmten Zweck zur Benutzung kommt.

Seit dem Jahre 1896 macht sich abermals ein neuer Abschnitt im deutschen Reedereiwesen geltend; ein Abschnitt, der, wie es scheint, für den Schiffbau im weitesten Umfange typisch werden wird und der von Deutschland seinen Ausgangspunkt genommen hat. Wiederum ist es der Norddeutsche Lloyd, der den Anstoß hierzu gegeben hat und der in der That bis jetzt der alleinige Besitzer der in Rede stehenden Schiffe ist. Es handelt sich dabei um die Schiffe der Barbarossa-Klasse, welche eine etwas genauere Betrachtung wohl verdienen. Die gegenwärtigen Leiter des Norddeutschen Lloyd, insbesondere der um die neueste Entwickelung der Bremer Reederei und des gesamten deutschen Schiffbaues hochverdiente Lloyddirektor Dr. Wiegand, hatten sich schon jahrelang vorher mit dem Problem beschäftigt, die in unseren Ausführungen hier kurz

skizzierte Teilung der Linien mit Zuhilfenahme der neuesten technischen und praktischen Erfahrungen zu vereinfachen und womöglich Schiffe zu konstruieren, die durch ihre Art und Leistungsfähigkeit im stande wären, verschiedenen Zwecken in den verschiedensten Gewässern zu dienen.

Daß damit dem Schiffbau sowohl wie der Maschinentechnik eine außerordentlich große Aufgabe gestellt wurde, ist ohne weiteres ersichtlich, wenn wir noch einmal ganz kurz die Schiffsklassen der letzten Jahre vor 1896 betrachten. Als charakteristisch kann dabei die Lloydflotte oder diejenige der Hamburg-Amerika-Linie angenommen werden, wir möchten jedoch die erstere zu Grunde legen, da sie einige Schiffsklassen mehr darbietet.

Die mehrfach skizzierte Arbeitsteilung machte sich gerade bei der Flotte des Norddeutschen Lloyd ganz besonders bemerkbar und hat eine ganze Reihe voneinander durchaus verschiedener Schiffstypen gezeitigt. Nach der Entwickelung des Schnelldampferverkehrs und dem Ausbau der Schnelldampferflotte des Lloyd bis zum Jahre 1891 traten die Anforderungen des Frachtverkehrs insbesondere zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten um so stärker hervor, denn die Schnelldampfer waren trotz ihrer anscheinenden Größe durch die Maschinenräume, Kesselräume und die Passagiereinrichtungen so sehr in Anspruch genommen, daß für Frachten kaum ein nennenswerter Raum übrig blieb. Es entstand daher im Jahre 1890 auf 1891 eine Reihe von Frachtdampfern mit Passagiereinrichtungen, welche so gebaut waren, daß sie neben einer begrenzten Anzahl von Kajütspassagieren, nämlich ungefähr hundertdreißig Personen, etwa zweitausend Zwischendeckspassagiere und eine nicht unerhebliche Menge Fracht befördern konnten. Die Einrichtung für die Zwischendeckspassagiere konnte leicht fortgenommen werden, so daß im geeigneten Fall das gesamte Zwischendeck für Ladezwecke zur Verwendung kommen konnte. Die Geschwindigkeit der Schiffe betrug dreizehn bis vierzehn Seemeilen, also eine durchschnittliche Geschwindigkeit, welche der der reinen Frachtdampfer überlegen war, ohne an die Schnelldampfer entfernt heranzureichen. Die Schiffe waren — acht an der Zahl — insgesamt in England erbaut; ihr Fassungsvermögen beläuft sich auf wenig mehr als viertausendachthundert Registertons.

Bereits im Jahre 1892 stellte es sich heraus, daß der Frachtverkehr mit den Vereinigten Staaten weit größere Anforderungen stellte. Es kam daher zur Errichtung einer ganz neuen Linie des Norddeutschen Lloyd, der Roland-Linie, und ebenso zur Errichtung einer reinen Frachtlinie bei der Hamburg-Amerika-Linie, um das steigende Bedürfnis zu befriedigen. Die Schiffe, um die es sich handelt, besaßen im Durchschnitt etwa viertausend Tons Ladefähigkeit, gar keine Einrichtungen für die erste und zweite Klasse, dagegen die Möglichkeit, eine erhebliche Anzahl von Zwischendeckspassagieren im Bedarfsfalle zu befördern.

In Ergänzung zu diesen Schiffsklassen wurden abermals neue Schiffe eingestellt, bei denen neben den vorher genannten Bedingungen noch eine weitere zu erfüllen war: diejenige nämlich, daß die betreffenden Dampfer auch in der südlichen Fahrt, vorzugsweise nach Brasilien und Argentinien, zur Verwendung kommen konnten. Es handelt sich hierbei vornehmlich um eine vom Norddeutschen Lloyd eingeführte Schiffsklasse, für welche zunächst acht Dampfer von je viertausend bis viertausendfünfhundert Tons Gehalt gebaut wurden; endlich wurden vornehmlich für die Reichspostlinien Dampfer nötig, welche gegenüber dem außerordentlich starken Wettbewerb Englands und Frankreichs im Tropenverkehr alle bis dahin, d. h. bis 1893, durch die Technik gebotenen Fortschritte, Erleichterungen und Bequemlichkeiten darboten.

Die oben erwähnte, im Jahre 1896 beschlossene und zur Ausführung gelangende neue Schiffsklasse der Barbarossa-Dampfer des Norddeutschen Lloyd sollte alle Eigenschaften in sich vereinigen, welche die vorher erwähnten einzelnen Schiffsklassen jede für sich darbot, mit alleiniger Ausnahme natürlich der Viehtransportdampfer, die wir schon besonders angeführt haben.

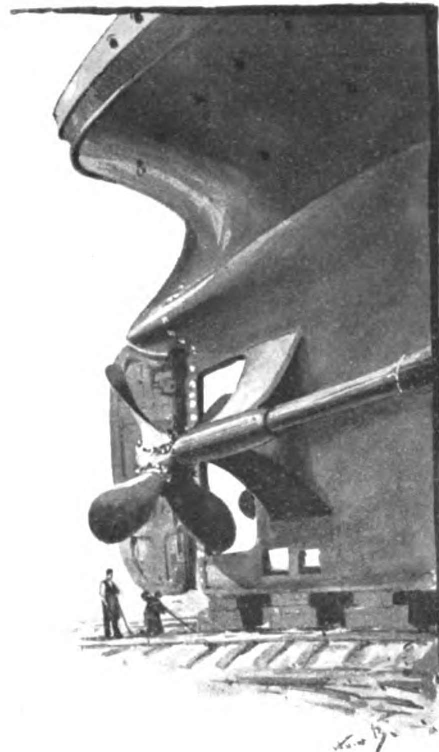
Die Aufgabe, welche dadurch entstand, kennzeichnet sich von selbst in ihrer Schwierigkeit; daß sie in einer geradezu vollkommenen Weise gelöst werden konnte, ist ein glänzendes Zeugnis für die deutsche Ree-

derei und für den deutschen Schiffbau, der sich die Erfahrungen aller Nationen nicht nur zu nutze gemacht, sondern sie auch im höchsten Grade vervollkommnet hat.

Die in Rede stehende Schiffsklasse des Norddeutschen Lloyd bildet eine Sehenswürdigkeit und, wie bereits bemerkt, einen typischen Abschnitt im Schiffbau.

Um die erwähnten Bedingungen alle erfüllen zu können, mußten die Schiffe eine Größe erhalten, wie sie bisher nur in vereinzelten Fällen für Paradeschiffe zur Ausführung gekommen war. Um ferner der betreibenden Reederei die Möglichkeit eines Gewinnes zu bieten, mußten die Maschinenleistungen so stark sein, daß die Schiffe für den Passagierverkehr überhaupt brauchbar waren, gleichzeitig aber so sparsam, daß nicht, wie dies bisher bei den meisten Schnelldampfern der Fall war, der Kohlenverbrauch nur aus der Beförderung von Kajüts- und Zwischendeckspassagieren einen Vorteil ermöglichen konnte. Um ferner die Aufgabe zu erfüllen, gleichzeitig Passagierdampfer ersten Ranges und Frachtdampfer zu sein, mußten sie für die Passagiereinrichtung eine ganz besondere Lagerung erhalten; um endlich die Bedingung zu erfüllen, daß die Schiffe sowohl für den transatlantischen Verkehr wie für den Verkehr nach den Tropen zur Verwendung kommen konnten, bedurfte es abermals besonderer Einrichtungen, welche mit den vorher genannten Bedingungen in Einklang zu bringen waren.

Sehen wir zu, wie diese Aufgaben in den Dampfern der Barbarossa-Klasse gelöst sind. Die Schiffe besitzen eine Länge von je fünfhundertsechzig Fuß bei einer Breite von dreiundsechzig Fuß und einer Raumtiefe von achtunddreißig Fuß vom Hauptdeck aus gemessen. Zur Zeit ihrer Erbauung, d. h. vor nun zwei Jahren, wurden die Barbarossa-Dampfer in den Größenverhältnissen nur übertroffen von zwei englischen Schnelldampfern der Cunard-Linie. Während diese aber lediglich auf die Beförderung einer ungeheuren Menge von Kajütspassagieren berechnet waren, erfüllen die Barbarossa-Dampfer ganz andere Zwecke. Ihre Wasserverdrängung beträgt gegen achtzehntausend Tonnen, ihre Ladefähigkeit für Fracht etwa elftausend Tonnen, d. h. mit anderen Worten: ein einziger der Barbarossa-Dampfer nimmt so viel Fracht auf wie fünf erstklassige Passagierdampfer bis zum Jahre 1880 und etwa dreimal so viel Fracht wie die Schnelldampfer, die bis zum Jahre 1891 gebaut wurden. Die Barbarossa-Dampfer haben mustergültige, ja unübertroffene Einrichtungen für je hundertsiebzig Kajütspassagiere, und jeder der Dampfer vermag außerdem bis zu zweitausendvierhundert Zwischendeckspassagiere zu befördern. Die Passagiereinrichtungen sind dabei von den Frachteinrichtungen gänzlich unabhängig, die Passagiere werden durch die Bewältigung der ungeheuren Lademenge in keiner Weise belästigt.



Norddeutscher Lloyd: Achtersteven des Doppelschrauben-Schnelldampfers „Kaiser Friedrich“.

Wie dies zu erzielen war, geht aus der Anordnung der Passagierräume hervor, die als alleiniges geistiges Eigentum der Leitung des Norddeutschen Lloyd zu betrachten ist. Zunächst ist in Rücksicht zu ziehen, daß die Schiffe in ihrer ganzen Länge ein durchgehendes Deck mehr besitzen als die meisten

anderen Dampfer, nämlich das Oberdeck, welches über dem Hauptdeck sich von dem Bug bis zum Heck hinzieht. Über dem gesamten Mittelteil der Dampfer aber erhebt sich ein gewaltiger Aufbau in einer Länge von zweihundertsechzig Fuß, d. h. beiläufig bemerkt, einer Länge, wie vor nunmehr zwanzig Jahren ein erstklassiger Passagierdampfer überhaupt nur aufwies. Dieser Aufbau enthält ein in Eisen konstruiertes zweistöckiges Deckhaus, zu dessen beiden Seiten zwei übereinander liegende Promenadendecks sich ausdehnen und welches oben durch ein in Teakholz konstruiertes festes Sonnendeck abgeschlossen wird. Über dieses Sonnendeck hinaus ragen die beiden gewaltigen Dampfschlote, auf dem Sonnendeck sind die vierzehn Rettungsbote untergebracht, auf ihm erheben sich ferner die Wohnung des Kapitäns, das Navigationszimmer, das Dampfersteuerhaus.

Der erwähnte Mittelaufbau enthält die sämtlichen Salons und zum überwiegenden Teil die Wohnräume der Passagiere erster und zweiter Klasse, so daß diese Räume also sämtlich auf dem oberen und unteren Promenadendeck angeordnet sind. Ein Teil der Wohnräume liegt außerdem mittschiffs im Oberdeck, d. h. immer noch so hoch über Wasser wie sonst nur die bevorzugtesten Kabinen neuerer Schnelldampfer. Die Ladethätigkeit der Schiffe wickelt sich vor und hinter dem Deckhaus ab, so daß, wie bereits bemerkt, den Passagieren keinerlei Störung entsteht.

Der weitere Vorteil dieses Mittelaufbaues ist der, daß zu sämtlichen Wohn- und Schlafräumen sowie natürlich zu den Salons die Luft ungehindert Zutritt hat. Hierdurch wird erreicht, daß unter Mitwirkung der glänzend durchgeführten Ventilation die Barbarossa-Dampfer im Tropenverkehr ebenso zu verwenden sind wie im nordatlantischen Verkehr, bei welchem die ungewöhnliche Höhe in der Anordnung der Passagierräume selbst bei schlechtestem Wetter den Aufenthalt im Freien ermöglicht. Die Schiffe sind selbstverständlich Doppelschraubendampfer und in ihrem Schottensystem so angeordnet, daß nicht nur ein über die ganze Länge des Schiffes sich erstreckender Doppelboden, sondern auch eine sehr große Anzahl Querschotte und — was das wichtigste ist — ein Maschinenraumlängsschott die größte Sicherheit bei einem Zusammenstoß darbieten.

Wir haben diese Schiffsklasse etwas genauer betrachtet, nicht nur, weil sie einen ganz neuen Typus in der Schiffbaukunst darstellt, auch nicht nur deshalb, weil sie sich seit den zwei Jahren ihres Bestehens die Gunst des reisenden Publikums in geradezu erstaunlicher Weise erworben hat, sondern hauptsächlich aus dem Grunde, weil die Erbauung dieser Schiffe in Deutschland die Ursache dafür gewesen ist, daß die deutsche Reederei — und zwar abermals der Norddeutsche Lloyd in Bremen — auch den letzten Schritt gethan hat und mit Zuhilfenahme aller vorher genannten Erfahrungen zum Bau von Schnelldampfern bisher ungekannter Dimensionen übergegangen ist, welche als die Quintessenz des gegenwärtigen Wissens sowohl auf dem Gebiete der Technik wie auf dem der Praxis zu betrachten sind.

Die Entwickelungsstadien sind klar übersichtlich; welches der Erfolg gewesen ist, das werden wir weiter unten in einer vergleichenden Darstellung zu beleuchten haben.

Welchen Anteil hat nun der deutsche Schiffbau an der Entwickelung der deutschen Reederei zu nehmen vermocht und wie verhalten sich seine Leistungen zu den gestellten Anforderungen?

Ein Teil dieser Frage ist in vorstehendem andeutungsweise bereits beantwortet. Bei der Wichtigkeit der Frage aber sei es gestattet, einen sammelnden Rückblick hier folgen zu lassen. Es ist bereits erwähnt worden, daß der deutsche Schiffbau bis in die Mitte der achtziger Jahre hinein kaum Gelegenheit gehabt hat, für die Handelsmarine grundsätzlich wichtige Bauten auszuführen oder auch nur in nennenswertem Maßstabe überhaupt große Schiffbauten zu liefern. Das Vorurteil zu Gunsten des englischen Schiffbaues auf Grund von dessen langjähriger Erfahrung, die Thatsache, daß der englische Schiffbau in der Lage war, bei weitem schneller und billiger zu liefern als die deutschen Werften, das sind Momente, welche sich von selbst erklären und die ungünstige Stellung des deutschen Schiffbaues verständlich machen.

Eine Staatsmaßnahme ist es gewesen, die

dazu geführt hat, den deutschen Schiffbau Proben seiner Leistungsfähigkeit ablegen zu lassen, und die ihn auf Grund dieser Proben zu seiner gegenwärtigen Stellung erhoben hat.

Wir meinen die früher bereits gestreifte Errichtung der deutschen Reichspostlinien nach Ostasien und Australien im Jahre 1886 und die im Reichsgesetz bedingte Erbauung aller neuen für die Linien bestimmten Dampfer in Deutschland.

Die Aufgabe für den deutschen Schiffbau war nicht gering. Zunächst handelte es sich um drei Dampfer von Umfängen, wie sie bisher in Deutschland überhaupt noch nicht gebaut waren, nämlich um die für die ostasiatische Hauptlinie bestimmten Dampfer „Preußen", „Bayern", „Sachsen" und um drei kleinere Schiffe für die Zweiglinie: „Stettin", „Lübeck", „Danzig". Alle diese Schiffe aber mußten nach der Bestimmung des Gesetzes den besten nach Ostasien und Australien in Fahrt befindlichen Dampfern Englands und Frankreichs ebenbürtig, nach dem Auftrage des Lloyd aber ihnen überlegen sein. Der Erfolg hat gezeigt, daß die Werft, welcher diese Bauten in Auftrag gegeben wurden, die Aktiengesellschaft „Vulkan" in Bredow bei Stettin, der Aufgabe vollständig gewachsen war. Daß sie diese Aufgabe in hervorragender Weise lösen konnte, verdankt die Werft den Aufträgen der deutschen Reichsmarine: dem deutschen Kriegsschiffbau, auf den wir in einem folgenden Aufsatz später zurückzukommen haben.

Diese Erbauung der Reichspostdampfer und der Ausfall dieser Bauten ist der Ausgangspunkt für die gesamte neue Ära des deutschen Schiffbaues und die Wurzel des Vertrauens, aus welcher heraus sich die Reedereien von damals ab in erhöhtem Maße mit ihren Aufträgen dem deutschen Schiffbau zuwandten.

Zur Zeit, als dieser erste große Auftrag für die Handelsmarine erfolgte, bestanden in Deutschland an größeren Werften, welche sich mit dem Bau von Handelsschiffen befaßten, der „Vulkan" in Stettin, die „Howaldtswerke" in Kiel, die Werft von Blohm und Voß in Hamburg, die „Reiherstieg-Schiffwerft" in Hamburg und einige andere kleinere Werften. Von allen diesen hatte keine einzige bis zu jenem Zeitraum Schiffe von mehr als etwa dreitausend bis höchstens viertausend Tons Gehalt gebaut, und zwar fast ausschließlich Frachtdampfer, oder, wenn es sich um Passagierdampfer handelte, solche mit verhältnismäßig einfachen Einrichtungen und von einer Geschwindigkeit von höchstens zwölf bis dreizehn Meilen in der Stunde.

Mit den Erfolgen der ersten Reichspostdampfer, welche bei einer Länge von vierhundert Fuß und einem Deplacement von viertausendfünfhundert Tons, sowie mit Inneneinrichtungen, wie sie bisher auf deutschen Werften nicht ausgeführt waren, eine Geschwindigkeit von vierzehn bis fünfzehn Seemeilen in der Stunde entwickelten, war die Probe für die höhere Leistungsfähigkeit abgelegt, und in verhältnismäßig großer Schnelligkeit folgten Aufträge von einem Umfange und von einer Bedeutung, wie sie der deutsche Schiffbau bis dahin niemals erhalten hatte.

Die Leistungen sind auch in dieser Beziehung geradezu überraschend gewesen. Bereits im Jahre 1889 gab der Norddeutsche Lloyd den ersten Schnelldampfer, der jemals in Deutschland gebaut wurde, dem „Vulkan" in Stettin in Auftrag, nämlich den Dampfer „Kaiser Wilhelm II.", der auch heute noch, zwar nicht wegen großer Schnelligkeit, wohl aber dank der Bequemlichkeit seiner Anlagen, zu den schönsten den Ocean befahrenden Schiffen gehört, und der, wie dem Leser erinnerlich sein wird, bei der Eröffnung des Kaiser-Wilhelm-Kanals die deutschen Fürsten an Bord hatte. Unmittelbar darauf bestellte der Lloyd zwei weitere Schnelldampfer, nämlich die „Spree" und die „Havel" (1890/91). Die beiden Schiffe zeichneten sich dadurch aus, daß sie die größten Maschinen trugen, welche bis dahin auf Handelsschiffen zur Verwendung gekommen waren. Die Schiffe waren Einschraubendampfer, die Maschinen vertraten bei jedem der beiden Schiffe dreizehntausend Pferdekräfte.

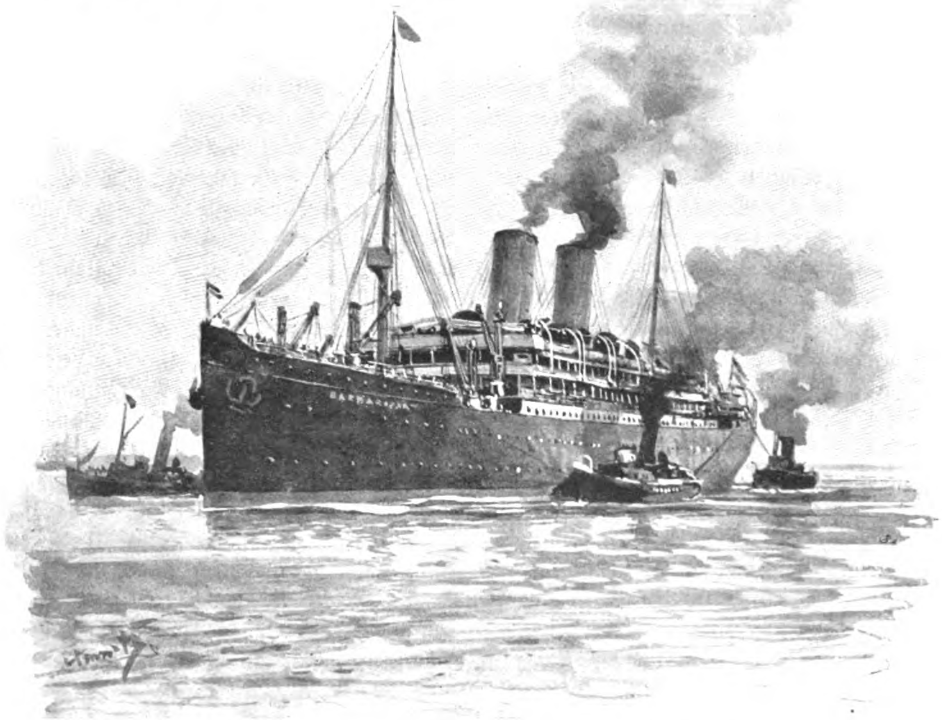
Hiermit trat der deutsche Schiffbau bereits an eine Aufgabe heran, welche für die Entwickelung der gesamten Seefahrt von grundsätzlicher Bedeutung war. Beide Dampfer gehörten zur Zeit ihrer Erbauung zu den schnellsten Schiffen der Gegenwart; sie verfügten über eine Geschwindigkeit von durch-

schnittlich neunzehn Seemeilen in der Stunde, ihre Maschinen waren, wie bereits bemerkt, die größten, welche bis dahin überhaupt in Betrieb.

Es folgte eine Bestellung der Hamburg-Amerika-Linie von zwei Schnelldampfern, der „Auguste Viktoria“ und dem „Fürst Bismarck“ (1891/92). Der „Fürst Bismarck“ war damals mit einer Länge von fünfhundertunddrei Fuß der größte deutsche Dampfer und schlug in der Geschwindigkeit die Schiffe aller anderen Nationen aus dem Felde. Seine höchste Leistung belief sich auf über zwanzig Seemeilen in der Stunde.

Die beiden genannten Dampfer der Hamburg-Amerika-Linie haben aber noch eine andere typische Bedeutung: es sind die ersten Doppelschrauben-Schnelldampfer, welche in Deutschland hergestellt wurden. Nachdem der deutsche Schiffbau durch diese Leistungen erwiesen hatte, daß er allen Anforderungen gewachsen war, kamen die Aufträge aller deutschen Reedereien in schneller Aufeinanderfolge, und gleichzeitig entwickelten sich die deutschen Werften zu Etablissements allerersten Ranges. Zu den alten Werften trat eine Reihe neuer erstklassiger Schiffbauanstalten hinzu. Zu nennen ist dabei in erster Linie die großartige Schiffbauanlage von F. Schichau in Danzig, ferner die bedeutende Vergrößerung der Werft von Blohm und Voß in Hamburg, das Entstehen der „Germania-Werft“ in Kiel, jetzt im Besitz von Friedrich Krupp, der Ausbau der Aktiengesellschaft „Weser“ in Bremen, die Umwandlung der Werft von G. Seebeck in Geestemünde in eine Aktiengesellschaft und das Entstehen einer größeren Anzahl kleinerer Werften.

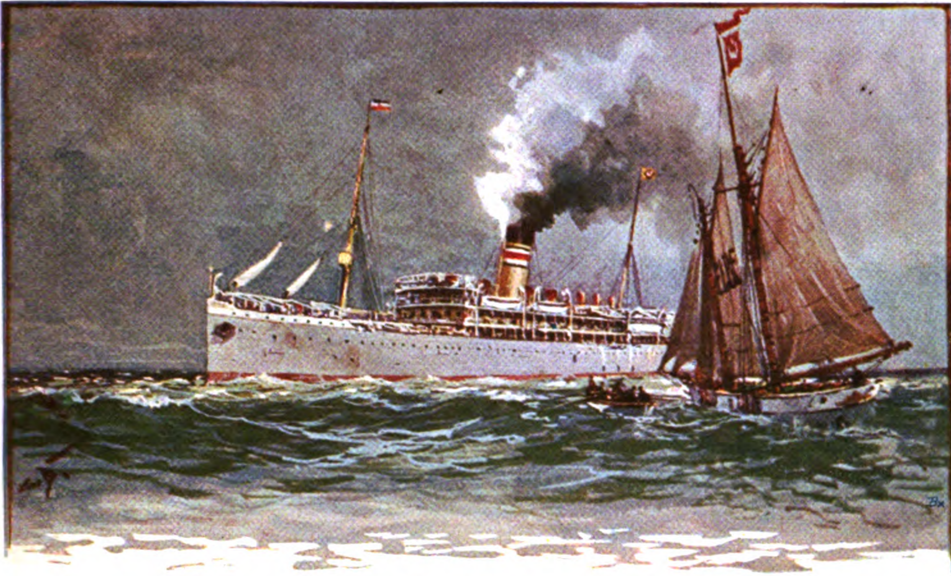
Vom Jahre 1892 ab ist es besonders wieder der Norddeutsche Lloyd, welcher in Verfolg seines Flotten-Reorganisationsplanes dem deutschen Schiffbau außerordentlich viel Aufträge und darunter Aufgaben von einer Bedeutung zugeführt hat, wie sie überhaupt auf der Welt noch nicht geleistet waren. Wir möchten bei diesem Punkte noch einen



Norddeutscher Lloyd: Doppelschrauben-Dampfer „Barbarossa“.



Hamburg-Amerika Linie: Doppelschrauben-Schnelldampfer „Auguste Viktoria"
und Postdampfer „Pennsylvania" bei Cuxhaven.
Nach einem Aquarell des Marinemalers Hans Bohrdt.



Deutsch-Ostafrika-Linie: Reichspostdampfer „König“.

Augenblick verweilen. Es handelt sich dabei vornehmlich um eine Änderung vorhandener Schiffe, wie sie allerdings, und zwar in England, schon früher einmal ausgeführt war, aber in einem Maßstabe, welcher mit den Arbeiten, derer wir hier gedenken, nicht zu vergleichen ist.

Es hatte sich herausgestellt, daß die im Jahre 1885/86 für die Reichspostlinien erbauten, bereits erwähnten Dampfer „Preußen“, „Bayern“ und „Sachsen“ trotz ihrer Größe nicht ausreichten. Alle drei Schiffe wurden daher der Schiffbauwerft von Blohm und Voß in Hamburg übergeben, und zwar mit dem Auftrage, die Dampfer „Bayern“ und „Sachsen“ um je fünfzig, den Dampfer „Preußen“ sogar um siebzig Fuß zu verlängern. Die Art der Ausführung dieses Auftrages ist in schiffbautechnischer Hinsicht hochinteressant. Die genannten Schiffe, Kolosse von vierhundert Fuß Länge und viertausendfünfhundert Tonnen Deplacement, wurden in dem gewaltigen Schwimmdock der Werft von Blohm und Voß aus dem Wasser gehoben, dann in der Mitte vor der Maschinenanlage von oben bis unten durchschnitten, das Vorderteil auf hydraulischem Wege auf einem Schlitten nach vorn gezogen und ein neues Ergänzungsstück von fünfzig Fuß Länge in das Schiff eingebaut. Um zu verstehen, was das heißen will, wolle der Leser sich vergegenwärtigen, daß durch diesen Einbau der Laderaum der Dampfer „Bayern“ und „Sachsen“ um je zweitausend Kubikmeter, der Laderaum des Dampfers „Preußen“ um fast zweitausendsechshundert Kubikmeter vergrößert wurde. Außerdem änderten sich natürlich durch den Einbau die Stabilitätsverhältnisse der Schiffe. Die Verbindungen mußten verstärkt und verändert werden, mit einem Wort, der Schöpfungsgeist deutscher Ingenieure feierte einen Triumph ersten Ranges, der denn auch in den Schiffbaukreisen aller Nationen neidlos anerkannt wurde.

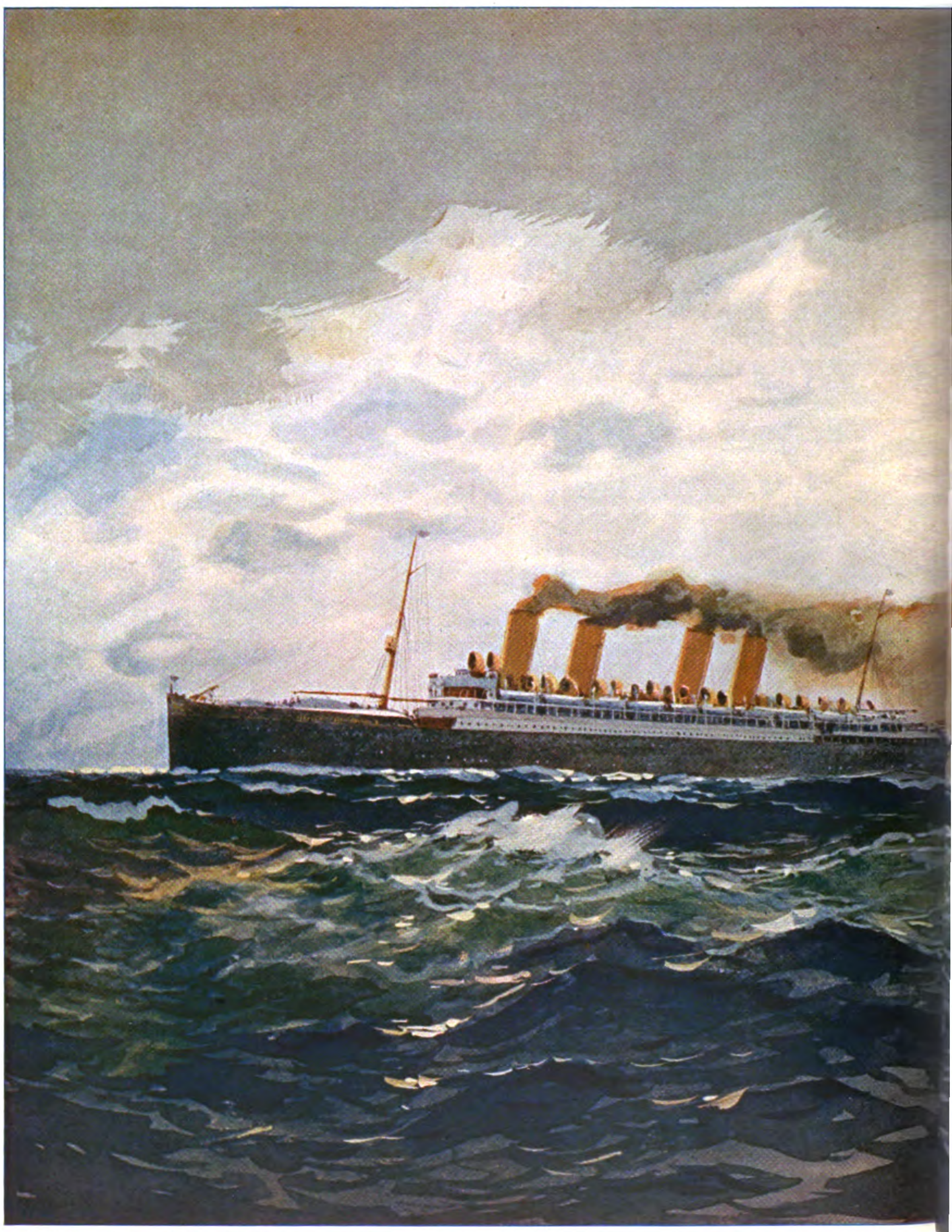
In ähnlicher Weise ist übrigens später auch mit den kleineren Reichspostdampfern „Stettin“ und „Danzig“ verfahren worden, und gegenwärtig, um dies vorauszunehmen, ist der „Vulkan“ in Stettin mit einer Arbeit beschäftigt, welche überhaupt noch niemals im Schiffbau zur Ausführung gekommen ist. Es handelt sich um den Umbau und die Verlängerung des Schnelldampfers „Spree“ des Norddeutschen Lloyd.

Die „Spree“ ist, wie oben erwähnt, bisher ein Einschraubendampfer gewesen; sie wird jetzt in einen Doppelschrauben-Schnelldampfer verwandelt und gleichzeitig um siebzig Fuß verlängert. Der erste Teil der

Arbeit ist, wie gesagt, noch niemals ausgeführt worden, und man darf auf den Ausfall der Arbeit im höchsten Grade gespannt sein.

Aber neben den bereits berührten Aufträgen, welche der deutsche Schiffbau seit 1892 erhielt, sind einige andere Aufträge zu nennen, welche ebenfalls von grundsätzlicher Bedeutung sind. Dahin gehört zunächst der Bau der schon vorhin erwähnten, der Hamburg-Amerika-Linie gehörigen, bei Blohm und Voß in Hamburg erbauten Viehtransportdampfer. Dahin gehört ferner der Bau neuer Reichspostdampfer im Auftrage des Norddeutschen Lloyd auf der Werft von Schichau in Danzig, nämlich der Doppelschraubendampfer „Prinzregent Luitpold“ und „Prinz Heinrich“, beides Schiffe, welche nach ganz neuen Grundsätzen für den Tropenverkehr erbaut und eingerichtet wurden. Dahin gehört weiter der Bau einer größeren Reihe von Frachtdampfern mit und ohne Passagiereinrichtungen, und dahin gehört endlich als Ausgangspunkt einer neuen Epoche der gleichzeitige Bau der vier Barbarossa-Dampfer des Norddeutschen Lloyd, welche insgesamt Ende 1895 in Auftrag gegeben und in wenig mehr als einem Jahre abgeliefert wurden. Zwei davon, „Friedrich der Große“ und „Königin Luise“, erbaute der „Vulkan“; „Barbarossa“ ist auf der Werft von Blohm und Voß, „Bremen“ auf der Werft von Schichau gebaut. Durch diese vier Doppelschraubendampfer erhielt die deutsche Handelsmarine in einem Jahre einen Zuwachs von zweiundsiebzigtausend Tonnen Deplacement. Die vier Schwesterschiffe, alle vier Doppelschraubendampfer von, wie oben ausgeführt, damals unerhörten Umfängen, traten fast gleichzeitig in Fahrt und erwiesen sich als ein außerordentlicher Triumph der deutschen Schiffbaukunst. Erwähnt mag dabei werden, daß der Dampfer „Bremen“ den kleinsten Kohlenverbrauch aller Dampfschiffe der Gegenwart im Vergleich zu der von ihm entwickelten Pferdekraft aufweist.

Wir kommen endlich zu dem letzten und höchsten Triumph des deutschen Schiffbaues, nämlich zu dem Schnelldampfer „Kaiser Wilhelm der Große“, welcher, im Jahre 1896 in Auftrag gegeben, am 4. Mai 1897 auf der Werft des „Vulkan“ in Stettin in Gegenwart Sr. Majestät des Kaisers vom Stapel lief und nach einer Bauzeit von wenig mehr als einem Jahre am 19. September 1897 seine erste Reise über den Ocean antrat. Wohl dürfen wir bei diesem Riesenschiffe von einem gewaltigen Triumph der deutschen Schiffbaukunst sprechen. Der deutsche Schnelldampfer „Kaiser Wilhelm der Große“ ist nicht nur das größte Schiff der Gegenwart, sondern auch der schnellste Handelsdampfer, welcher den Ocean befährt. Selbst unter den schnellsten Kriegsfahrzeugen aller Nationen ist keines, welches es in Leistungsfähigkeit mit dem Dampfer „Kaiser Wilhelm der Große“ aufzunehmen vermag. Das Schiff ist sechshundertfünfzig Fuß lang, siebenundsechzig Fuß breit und vom Hauptdeck aus zweiundvierzig Fuß tief. Das Deplacement beträgt zwanzigtausend Tonnen, die Ladefähigkeit vierzehntausend Tonnen (zu je zwanzig Centnern). Die Maschinen des Dampfers „Kaiser Wilhelm der Große“ weisen achtundzwanzigtausend Pferdekräfte auf. An Passagieren vermag er siebenhundertfünfzig Kajütspassagiere und etwa achthundert Zwischendeckspassagiere zu befördern. Die Pracht der Salons und der Wohnräume der Passagiere übertrifft alles bisher Dagewesene. Das Ladequantum haben wir bereits erwähnt. Die Geschwindigkeit des Schiffes hat von der ersten Reise ab mehr als dreiundzwanzig Seemeilen in der Stunde betragen. Die Gleichmäßigkeit der Leistungen ist geradezu erstaunlich, und gleichzeitig ist eines der größten Probleme des Schiffbaues gelöst: trotz der ungeheuren Kräfte, mit welchen das Schiff durch das Wasser getrieben wird, ist von einer Schwingung des Schiffskörpers kaum etwas zu merken. Wenn man sich vergegenwärtigt, daß diese Meisterleistung, nicht nur des deutschen Schiffbaues, sondern der Schiffbaukunst überhaupt, nach den Plänen deutscher Ingenieure vollständig aus deutschem Material, auf einer deutschen Werft und für eine deutsche Reederei im Jahre 1897 erbaut werden konnte, während kaum zwölf Jahre vorher zum erstenmal erstklassige Passagierschiffe überhaupt auf deutschen Werften erbaut wurden, so liegt in dieser Thatsache die ganze Größe der Entwickelung, welche der deutsche Schiffbau genommen hat, und gleichzeitig der beste Be-



Ill. D. Monatshefte Oktober 1898

Norddeutscher Lloyd: Begegnung der Doppelschrauben-Schnell

(Nach einem Aquarell des



…ier „Kaiſer Wilhelm der Große“ und „Kaiſer Friedrich“.
(…ers Hans Bohrdt.)

weis für den riesigen Aufschwung der deutschen Reederei und die gewaltige Ausdehnung der deutschen Überseeinteressen. Zu gleicher Zeit mit dem Dampfer „Kaiser Wilhelm der Große" ist auf der Werft von Schichau in Danzig ein zweiter Doppelschrauben-Schnelldampfer für den Norddeutschen Lloyd erbaut worden, der nur unwesentlich kleiner in seinen Umfängen ist, und von welchem ähnliche Leistungen wie von dem Dampfer „Kaiser Wilhelm der Große" zu erwarten sein werden.

Der Leser mag zum Schluß gestatten, den Hergang eines Schiffbaues kurz zu skizzieren. Es ist oben behauptet worden, daß alle wichtigen Industriezweige im Schiffbau Verwendung finden. Die Darstellung des Herganges wird geeignet sein, diese Behauptung etwas näher zu erläutern. Wenn wir dabei den eben erwähnten Doppelschrauben-Schnelldampfer „Kaiser Wilhelm der Große" zu Grunde legen, so finden die hierbei gegebenen Darlegungen doch auf alle modernen Dampfer mehr oder weniger Anwendung. Die Faktoren, welche zunächst in Arbeit treten, sind selbstverständlich die Reedereien und die Schiffsconstructeure. Eine Menge von Erwägungen sind es, welche von vornherein angestellt werden müssen: die Größenverhältnisse des Schiffes mit Rücksicht auf seinen voraussichtlichen Tiefgang, auf die Möglichkeit des Anlaufens bestimmter Häfen und Flußmündungen, die Möglichkeit, das Schiff nach seiner Fertigstellung zu docken, d. h. den Schiffsboden zu reinigen und dem Schiffskörper, soweit dieser unter Wasser ist, im Trockendock einen neuen Anstrich zu verleihen; die Abmessungen der Maschinenräume, der Kohlen- und Frachträume und der für die Passagiere bestimmten Räume; der Kohlenverbrauch und die notwendige Bemannung — das alles sind Grundlagen, welche vor der eigentlichen Konstruktion, vor Ausarbeitung der Pläne in sorgfältige Erwägung zu ziehen sind. Die Arbeit, welche sich hieraus ergiebt, wird am besten ermessen werden können, wenn wir erwähnen, daß die Bauvorschriften für einen modernen Dampfer sowohl für den Schiffskörper als für die Maschinenanlagen je einen ansehnlichen Band darstellen, und daß beispielsweise für den Dampfer „Kaiser Wilhelm der Große" die Bauvorschrift für das Schiff allein ohne Maschinen nicht weniger als zweihundertfünf einzelne Kapitel enthält.

Ist ein Dampfer einmal in Auftrag gegeben, so beginnt die gemeinsame Arbeit der Ressortchefs auf der Werft zusammen mit den Constructeuren der beauftragenden Reederei. Die Unsumme von Arbeit, welche sich ergiebt, wird am besten erhellen, wenn wir die wesentlichsten Industriezweige anführen, welche in Thätigkeit zu treten haben. Moderne Schiffe werden aus Stahl erbaut, der Bau selbst geschieht natürlich am Lande. Welche Arbeit aber und welche Erfahrung gehören dazu, um ein Schiff wie den Dampfer „Kaiser Wilhelm der Große" auf Stapel zu setzen, wie der technische Ausdruck lautet. Dazu gehört vor allem die Helling, d. h. ein hölzerner, nach dem Wasser zu geneigter Unterbau aus riesigen Balkenklötzen, zu deren Seiten sich mit dem Fortschreiten des Baues immer neue gewaltige Strebepfeiler erheben, um das ungeheure Gewicht des leeren Schiffskörpers zu tragen.

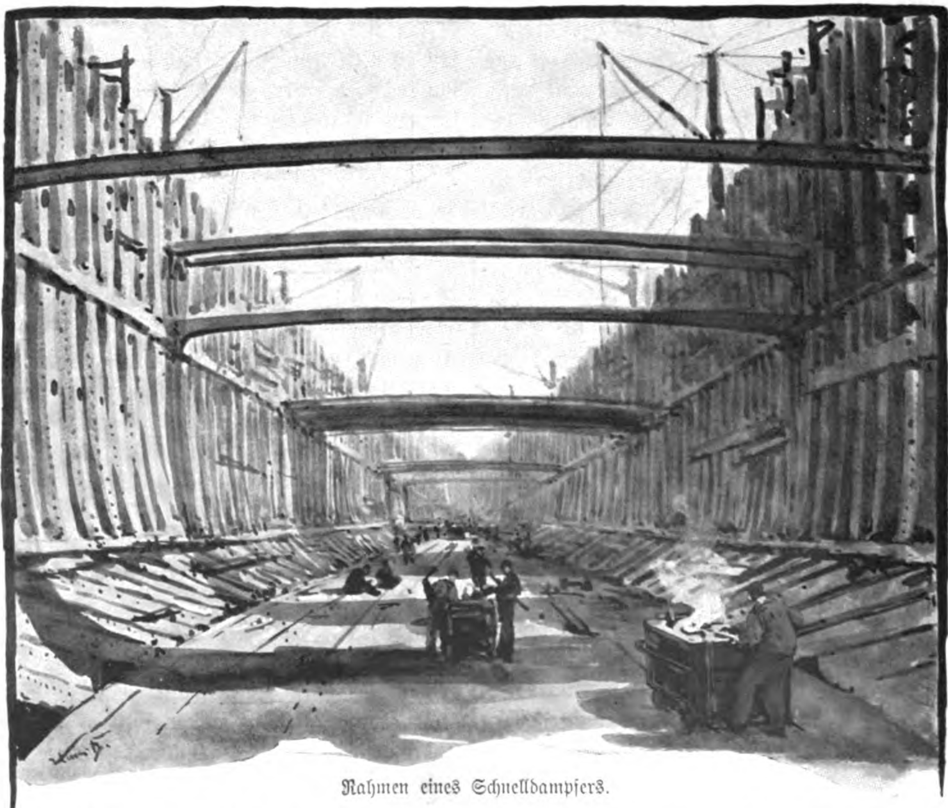
Man möge sich vergegenwärtigen, wieviel Hände dazu gehören, zunächst die Materialbeschaffung des Schiffes zu besorgen, die stählernen Kielbalken, die Hunderte von kalt gebogenen Stahlspanten, welche, in Zwischenräumen von nur etwa zwei Metern voneinander liegend, das Gerippe des Schiffskörpers bilden; die Hunderte von gewaltigen Stahldecksbalken, welche die Querverbindung zwischen den Spanten in den sechs übereinanderliegenden Decks herstellen; die Tausende von Stahlschiffsplatten, welche ihrerseits durch Hunderttausende von Nieten auf die Spanten und über die Decksbalken genietet werden müssen; die riesenhaften, aus einem Stück bestehenden Gußstücke, wie der Vorversteven, der Hintersteven, der Ruderrahmen, das Steuerruder selbst: das sind nur die ersten Anfänge, sie beschäftigen aber doch schon Tausende von Händen in den größeren Eisenwerken Deutschlands.

Eigentümlich ist der Anblick eines im Bau befindlichen Dampfers der Neuzeit. Jeder Tag der Beobachtung bietet neue Eindrücke: die Aufrichtung der Spanten, die Bekleidung mit den Platten, das Ansetzen der Decksbalken, alles vollzieht sich mit einer Genauigkeit und einer derartigen Arbeits-

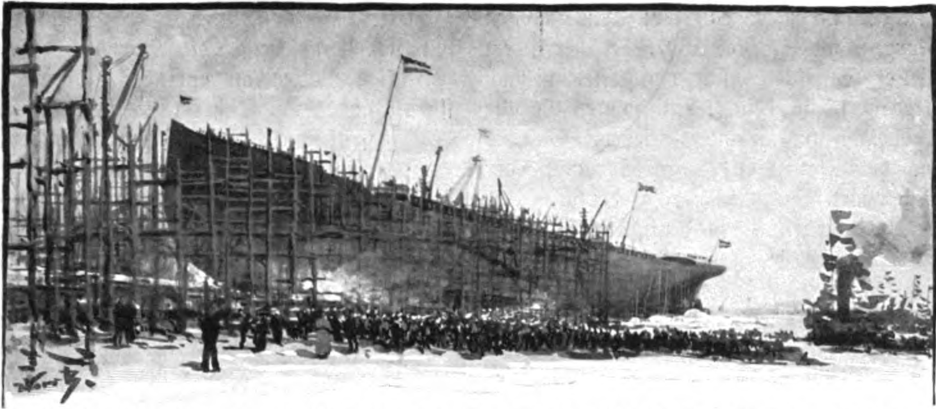
teilung, daß es aussieht, als ob alles von selbst sich abwickelte. Und doch, welche Menge von Scharfsinn, welche Fülle von Arbeit für die leitenden Ingenieure steckt selbst in den ersten Anfängen des Schiffbaues! In den Schiffsplatten von außen, in den Querwänden (Schotten) im Inneren zeigen sich unzählige Löcher, für den Laien unverständlich. Es sind die Durchlässe für die viele Kilometer langen Rohrleitungen, welche das Schiff später durchziehen. Kein Hammerschlag darf ohne Berechnung gethan werden; keine auch nur centimetergroße Abweichung in der Biegung der Platten oder Spanten darf vorkommen, weder an der Backbord- noch an der Steuerbordseite darf zu viel oder zu wenig gearbeitet werden, denn der sich aufbauende Schiffskörper könnte dadurch eine Neigung nach rechts oder links erhalten, welche das ganze Werk gefährden möchte. Während aber so auf der Helling selbst der Aufbau des äußeren Schiffsgerippes und der Schiffshaut sich vollzieht, arbeiten gleichzeitig Tausende von Händen an der inneren Ausgestaltung. Gelb- und Rotgießer, Kupfer-, Messing- und Blechschmiede, Rohrleger, Tischler, Tapezierer und Decorateure, Lederarbeiter, Schneider und Schuhmacher, Former und Maschinenbauer, Elektrotechniker und Mechaniker, Glasarbeiter und Bronzegießer, Ciseleure und Bijouteriearbeiter, Uhrmacher und Stellmacher, Porzellanarbeiter und Silberschmiede — kurz, fast alle Zweige der modernen Industrie sind in Thätigkeit, um die Ausrüstung eines modernen Dampfers herzustellen.

Es ist selbstverständlich, daß auf der erwähnten Helling nur der rohe Schiffskörper als solcher hergestellt wird, nämlich der Schiffskörper mit den verschiedenen Decks und dem eisernen Aufbau, jedoch ohne allen Inhalt, insbesondere ohne die Maschinen.

Was aber das in der Gegenwart und bei einem Dampfer wie „Kaiser Wilhelm der Große" besagen will, das wird daraus erhellen, daß der „Kaiser Wilhelm der Große" beim Stapellauf das Gewicht von achttausend Tons = hundertsechzigtausend Cent-



Rahmen eines Schnelldampfers.



Norddeutscher Lloyd: Stapellauf des Doppelschrauben-Schnelldampfers „Kaiser Wilhelm der Große“ auf der Werft des „Vulkan“.

nern ausmachte. Es ergiebt sich daraus von selbst, welche Summe von Arbeit darin steckt, den Aufbau eines solchen Schiffes so zu leiten, daß es ohne weitere Unterstützung auf den Kielklötzen im Gleichgewicht zu ruhen vermag bis zu dem Augenblick, wo es zu Wasser gelassen werden soll, d. h. bis zum Stapellauf. In der That ist denn auch der Stapellauf eines solchen Dampfers ein Ereignis, welchem nicht nur die ausführende Werft, sondern auch die auftraggebende Reederei und jeder gänzlich Unbeteiligte ein außerordentliches Interesse entgegenbringt.

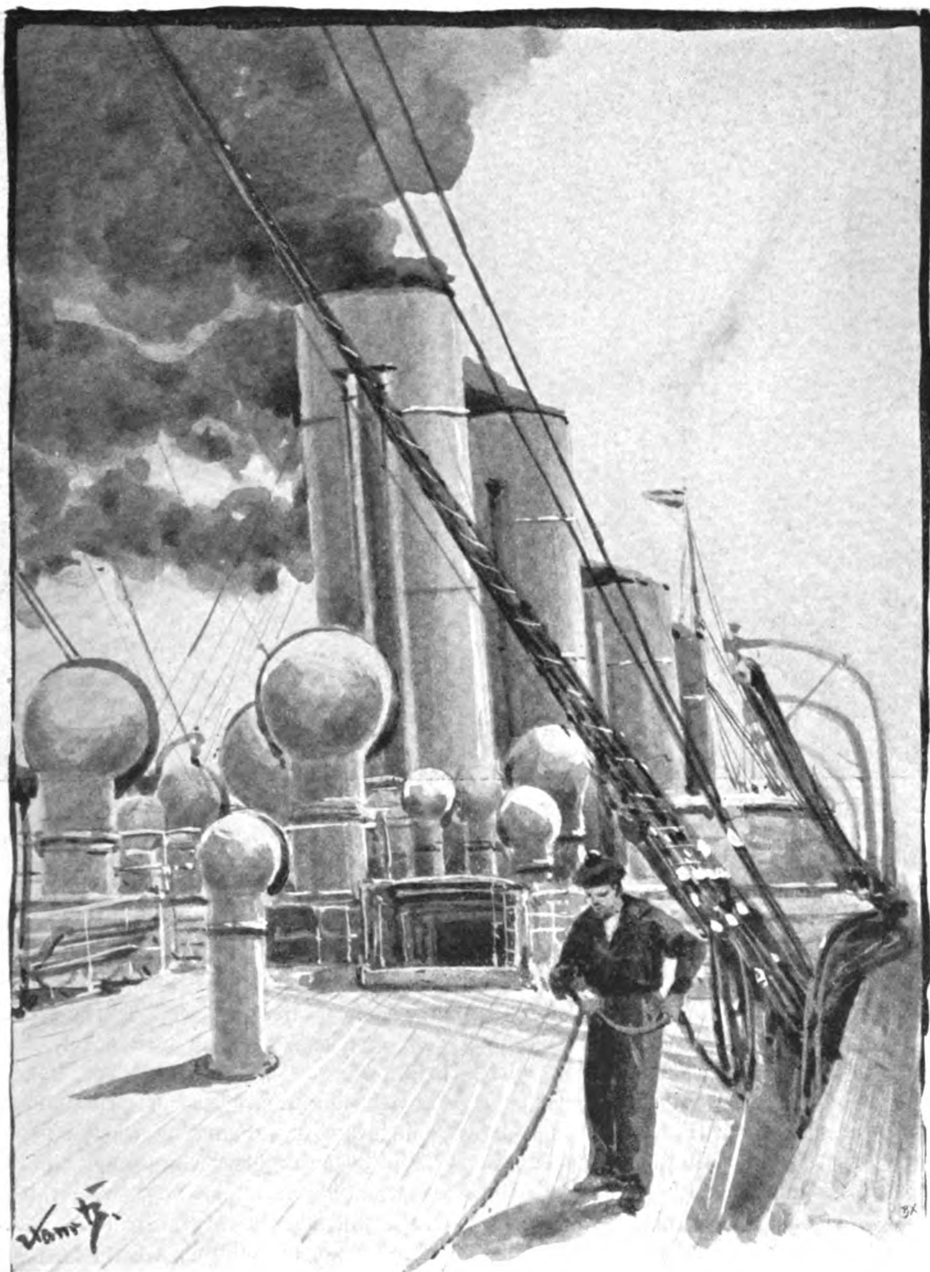
Vor unseren Augen erhebt sich der gewaltige Schiffskoloß in einer Höhe, welche über ein fünfstöckiges Haus hinausragt, und von einer schier unabsehbaren Länge. Er ruht auf einem riesenhaften Schlitten und den mächtigen Kielklötzen. Die Strebepfeiler zur Rechten und Linken haben nicht die Aufgabe, das Schiff zu halten, sondern sie sind nur für den Notfall da, der Gott sei Dank bei uns in Deutschland bisher niemals eingetreten ist, für den Fall nämlich, daß durch eine Gleichgewichtsstörung der Schiffskörper eine Neigung erhalten sollte. Bei einzelnen Werften, wie z. B. bei Schichau in Danzig, werden sämtliche Strebepfeiler überhaupt fortgenommen, und die gewaltige Eisenmasse ruht frei auf dem Laufschlitten. Dieser gleitet auf einer schrägen Ebene, d. h. auf den eben erwähnten Kielklötzen, und um das Ablaufen des Schiffes zu erleichtern, wird diese Ebene vor dem Stapellauf durch Fett und Seifenmassen geschmiert. Es mag erwähnt werden, daß für den Stapellauf des Dampfers „Kaiser Wilhelm der Große“ die Kleinigkeit von etwa zweihundert Centnern Fett und Seife erforderlich war.

Daß die letzten Tage vor dem Stapellauf eine besondere Aufregung für den leitenden Ingenieur mit sich bringen, ist klar. Sobald der Stapellauf einmal vorbereitet wird, sobald der Schiffskörper durch unzählige hölzerne Keile etwas in die Höhe getrieben ist, sobald der Schlitten geschmiert ist, kann es sich unter Umständen um eine außerordentlich kurze Spanne Zeit handeln, das Gelingen des Stapellaufes zu gefährden. Die gewaltige Eisenmasse ist schwer zu bändigen, und verzögert sich ein Stapellauf einmal aus unvorhergesehenen Gründen, so beobachtet der leitende Ingenieur mit Besorgnis die durch seine feinen Meßinstrumente abzulesende, auch nur millimetergroße Abwärtsbewegung des Schiffes. Betrachten wir einmal den überaus glänzend verlaufenen Stapellauf des Dampfers „Kaiser Wilhelm der Große“. Der Verfasser dieses Aufsatzes besuchte am Nachmittage vor dem Stapellauf bereits die Werft und das Schiff. In unvergleichlich imposantem Aufbau erhob sich der Riesenleib des Dampfers zu schwindelnder Höhe. Noch waren Hunderte von Händen thätig, und aus dem Inneren des ungeheuren Schiffsleibes erschollen die donnernden Hammerschläge. Am Bug erhob sich die für Se. Majestät den Kaiser und für die geladenen Taufgäste bestimmte Tauftribüne. Unter dem Bug des Schiffes unmittelbar vor der Tribüne ist eine große Anzahl Sandsäcke zwischen Schlitten und

Kiel des Dampfers eingekeilt. Am nächsten Morgen, am 4. Mai 1897, bei herrlichem Wetter entwickelte sich von Stettin nach Bredow hinaus ein Leben, wie es die alte Ostseestadt noch niemals gesehen. Galt es doch den Stapellauf des größten Schiffes der Gegenwart, einer Ruhmesthat deutschen Unternehmungsgeistes und deutscher Tüchtigkeit, welche durch die Anwesenheit Sr. Majestät des Kaisers selbst ihre Weihe erhalten sollte. Gegen elf Uhr war der breite Raum der Werft, waren alle umliegenden Straßen und das gegenüberliegende Oderufer mit einer nach vielen Tausenden zählenden Menschenmenge dicht besetzt. Zehn Minuten vor zwölf Uhr nimmt die Fahnencompagnie an der Backbordseite des Dampfers „Kaiser Wilhelm der Große“ Aufstellung, und Punkt zwölf Uhr naht das Schiff, von welchem die Kaiserstandarte weht, Se. Majestät der Kaiser schreitet die Fahnencompagnie ab und begiebt sich auf die Taufstribüne. Um dreiviertel zwölf Uhr hat die Direktion des „Vulkan“ die Werkstätten für ihre fünftausend Arbeiter geschlossen, und von allen Balken und Querstangen der das Schiff umgebenden Seitengerüste schauen frohbewegte, rußgeschwärzte Arbeitergesichter auf den Lenker der Geschicke des Vaterlandes, aber auch voll Stolz auf ihr Werk, welches jetzt seinem Element übergeben werden soll. Nach der in Dichterworten erklingenden Taufrede zerschellt die Flasche deutschen Schaumweins am Bug des Riesenschiffes, es hat seinen Namen — den des ersten Kaisers des geeinigten Deutschlands — erhalten, Kommandorufe erschallen, noch einmal werden die Holzkeile angetrieben, dann erglühen gegenüber der Taufstribüne zwei elektrische Lampen: rot an Backbordseite, grün an Steuerbord: das Signal, daß hinten und unten nach dem Wasser zu alles in Ordnung ist; jetzt ein schriller Pfiff der Bootsmannspfeife des leitenden Ingenieurs, die blitzenden Äxte senken sich in die unter dem Bug aufgestapelten Sandsäcke, in hellen Strömen rinnt der weiße Sand daraus hervor, der Bug und das Vorderteil des Schiffes drücken gewaltig nach unten, Bewegung kommt in die ungeheure Eisenmasse, zuerst langsam, dann immer schneller setzt sich der Riesenleib des Schiffes in Bewegung; jetzt taucht das Hinterteil in die Fluten, eine Riesenwoge vor sich herschiebend, die Hemmungsanker, gewaltige Balken an eisernen Ankerketten, fliegen aus ihren Sicherungen heraus, auf dem jenseitigen Oderufer flüchten Hunderte von Menschen vor der heranrollenden Woge, an Bord des Schiffes schwenken die Leute des „Vulkan“ jubelnd die Mützen; jetzt taucht der Bug des Schiffes ins Wasser, der Dampfer macht seine vorschriftsmäßige Verbeugung, und unter dem Jubel der Tausende von Zuschauern hat das in der Geschichte des deutschen Schiffbaues seit langem bedeutsamste Ereignis sich vollzogen.

Aber mit dem Stapellauf des Schiffes beginnt erst die weitere intensive Arbeit. Wohl haben in der Zwischenzeit die Maschinenconstructeure ihre Arbeit gethan, schon vor dem Stapellauf stehen die Wunderwerke menschlichen Scharfsinns, zwei ganz gleiche Maschinen, von denen jede vierzehntausend Pferdekräfte vertritt, fertig in den Werkstätten. Die Riesenkessel harren ihrer Einbettung in das Schiff; die gesamten Tischlerarbeiten, die Einrichtungen der Hunderte von Kabinen, der mächtigen Salons ist fertiggestellt. Aber jetzt erst beginnt die Montierung im Inneren des Schiffes, die notwendige Einpassung, der innere Ausbau, damit die Eisenhöhle, welche zu Wasser gelassen ist, Leben gewinnt und das wird, wozu sie bestimmt ist: ein dem Druck von Menschenhand gehorchendes Werkzeug, ein Verbindungsmittel der Nationen untereinander, aber auch ein Aufenthaltsort für den Seefahrer, wie er märchenhafter und schöner nicht gedacht werden kann.

Es würde zu weit führen, an dieser Stelle auf Einzelheiten im Schiffsmaschinenbau einzugehen, einige oberflächliche Angaben mögen genügen. Der freundliche Leser möge sich vergegenwärtigen, daß ein Gewicht von zwanzigtausend Tons, d. h. vierhunderttausend Centnern, mit einer Geschwindigkeit von mehr als dreiundzwanzig Seemeilen, d. h. nicht weniger als sechs deutschen Meilen in der Stunde, durch das Wasser getrieben werden soll; er möge sich danach die ungeheuren Leistungen der Maschinen ausmalen, und er wird begreifen, daß für die Bedienung dieser Maschinen, insbesondere für die Kesselheizung und Kohlenherbei-



Norddeutscher Lloyd:
Sonnendeck des Doppelschrauben-Schnelldampfers „Kaiser Wilhelm der Große“.

schaffung, die Kleinigkeit von zweihundertachtzig Personen, abgesehen von allen mechanischen Hilfsmitteln, herangezogen werden muß. Der Triumph der Technik spricht sich in der Schiffsmaschine am deutlichsten und am schlagendsten aus. Wer jemals in dem Maschinenraum eines Dampfers gesehen hat, wie Tausende von Centnern Stahl in einer ihnen unweigerlich vorgeschriebenen Bewegung unablässig im Dienste des menschlichen Geistes arbeiten, wie durch den einfachen Druck einer Menschenhand eine Wirkung hervorgebracht wird, welche einer Leistung von achtundzwanzigtausend Pferdekräften ent-



Norddeutscher Lloyd: Salon des Doppelschrauben-Schnelldampfers „Kaiser Wilhelm der Große".

spricht, wie der riesige Koloß eines modernen Schnelldampfers sich nach dem Kommando der menschlichen Stimme durch eine einfache Handbewegung regulieren läßt, der wird es begreifen, daß der Technik der Gegenwart ein weit höherer Anteil gebührt an der gesamten Entwickelung des menschlichen Geschlechtes, als bisher anerkannt wird.

Aber die Hauptbetriebsmaschinen unseres Dampfers sind es nicht allein, die uns hier beschäftigen. Außer den Zwillingsmaschinen für den Schraubenantrieb befinden sich an Bord des Dampfers „Kaiser Wilhelm der Große" nicht weniger als vierundsechzig andere Maschinen zu verschiedenstem Gebrauch. Ein Teil derselben dient Pumpzwecken im Notfalle, jedes einzelne Compartement des Schiffes ist mit Pumpen versehen, welche etwa eindringendes Wasser in außerordentlich kurzer Zeit entfernen können. Andere Maschinen dienen Lösch- und Ladezwecken, wieder andere Maschinen dienen der elektrischen Beleuchtung, vier mächtige Dynamomaschinen speisen zweitausend elektrische Lampen an Bord, sie sind außerdem so angeordnet, daß selbst im Falle der Gefahr, im Falle eines Zusammenstoßes oder im Falle eines Versagens der Hauptmaschinen infolge des Zusammenstoßes, der übrigens kaum denkbar ist, das elektrische Licht nicht verlöschen kann. Wieder andere Maschinen dienen der Erzeugung von Eis in den Eis- und Kühlräumen, wiederum andere Maschinen dienen Sonderzwecken u. s. w. —

Wir kommen jetzt zu einem Kapitel in der Ausgestaltung moderner Dampfer, für welches Deutschland von vornherein das Vorrecht für sich in Anspruch nehmen darf: es ist die Innendekoration moderner Dampfer. Früher betrachtete man das Schiff lediglich als ein Beförderungsmittel für Fracht und Personen. Für diese kam es nur darauf an, sie von einem Orte zum anderen zu bringen; in welcher Weise dies geschah, darauf wurde ein verhältnismäßig geringes Gewicht gelegt.

Das hat sich in der Gegenwart erheblich geändert. Heute ist der reisende Passagier

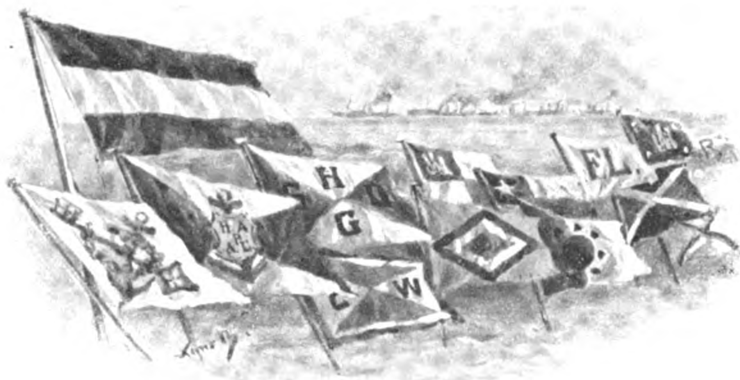
nicht mehr eine Ware, die befördert wird, sondern er reist des Reisens wegen. Daß dieser Standpunkt erreicht werden konnte, ist ein Erfolg der Technik, d. h. der Schnelligkeit, mit der heute der Reisende von einem Erdteil zum anderen gelangt und einen persönlichen Einblick in den Entwickelungsgang fremder Völker gewinnen kann. Es ist ferner ein Erfolg der Bequemlichkeit des Reisens durch die in der modernen Schiffbaukunst gezeitigten Einrichtungen. Daß eine deutsche Reederei, und zwar abermals der Norddeutsche Lloyd in Bremen, dafür bahnbrechend gewirkt hat, ist eine bekannte Thatsache. Die Wohnräume eines modernen Dampfers bilden heute für den Reisenden nicht mehr ein notdürftiges Unterkommen, sondern einen verschwenderisch ausgestatteten Aufenthaltsort, in dem nicht nur alle Bedürfnisse der Bequemlichkeit befriedigt werden, sondern auch dem Schönheitssinn fortwährend neue Anregung geboten wird: nicht nur durch das Kunstgewerbe, welches in den Salons moderner Schnelldampfer reichliche Arbeit findet, sondern auch durch die Werke der Kunst selbst, durch Malerei und Bildhauerei. Auf die Anregung der genannten Bremer Reederei hat der Architekt Poppe in Bremen für moderne Dampfer einen Typus der Innendekoration geschaffen, welcher gegenwärtig als der allein geltende betrachtet werden darf. An ausführenden Firmen besitzt Deutschland in der Gegenwart zwei, welche für die Innendekoration moderner Schnelldampfer maßgebend geworden sind: es sind das die Firma J. C. Pfaff in Berlin und die Firma A. Bembé in Mainz. Wenn man sich vergegenwärtigt, wie außerordentlich schwierig die Aufgabe ist, einem nackten eisernen Hohlraum von verhältnismäßig niedrigen Maßen und einem aus der Mitte sich erhebenden eisernen Überbau Säle zu schaffen, welche eine geradezu riesige Ausdehnung haben, und in ihrer Innendekoration das ästhetische Gefühl vollständig befriedigen, so wird man die Leistung der deutschen Industrie auch nach dieser Richtung hin würdigen. Wir können uns auf die Angabe beschränken, daß der „Kaiser Wilhelm der Große“ in seinem Speisesaal erster Klasse einen vollkommen harmonisch durchgeführten Raum besitzt, in welchem dreihundertfünfzig Personen zu gleicher Zeit speisen können, daß um diesen Speisesaal herum noch vier andere kleinere Speisesäle in den verschiedensten Stilarten angelegt sind, daß die Musik- und Rauchsalons, sowie die Damensalons bei einer Höhe von nur neun Fuß künstlerische Meisterstücke darstellen — und der Leser wird uns zugeben, daß wir auch hier von einem Triumph der deutschen Arbeit sprechen dürfen. Ebenso wie die Salons der Dampfer haben — und zwar wiederum durch die Initiative des deutschen Schiffbaues — die Privaträume der Passagiere innerhalb der letzten zehn Jahre geradezu unglaubliche Verbesserungen erfahren. Wir können nicht genug betonen, daß die Anregung dazu von Deutschland ausgegangen ist, und wir glauben nicht zu weit zu gehen, wenn wir behaupten, mit dieser Thatsache abermals den Beweis dafür geliefert zu haben, daß dem deutschen Volke im Weltverkehr eine führende Rolle gebührt. An Stelle der früheren glatten, höchstens weiß oder gelb lackierten Holzwände in den Kabinen sind heute Inkrustatbekleidungen oder die Bekleidung durch Gobelins oder edle Hölzer getreten. An Stelle der elenden hölzernen Pritschen, wie sie noch vor fünfzehn Jahren auf den Dampfern üblich waren, verfügt der Reisende von heute über Sprungfederbetten modernster Konstruktion; Kommoden, Schränke, Tische und Stühle in den Kabinen — früher vollständig ausgeschlossene Luxusartikel — sind heute Gemeingut der Reisenden. Elektrische Beleuchtung, selbstthätige Ventilation mögen nur nebenher erwähnt werden.

Damit genug dieser Andeutungen. Wir kommen endlich mit einigen wenigen Bemerkungen zu den Sicherheitsvorrichtungen und den Navigationseinrichtungen der modernen deutschen Schiffe. Was das erstere anlangt, so ist auf das ausgedehnte Schutzsystem bereits hingewiesen worden. Der gesamte Boden moderner Dampfer ist als Doppelboden mit unzähligen einzelnen Abteilungen konstruiert, so daß bei einem Auflaufen auf Felsen die denkbarste Sicherheit geboten ist. Der gesamte Schiffskörper ist ferner durch wasserdichte eiserne Wände in einzelne größere, für sich schwimmfähige Abteilungen geteilt, von denen mindestens zwei

nebeneinander im Falle eines Zusammenstoßes voll Wasser laufen können, ohne daß das Schiff als solches gefährdet wird. So bietet der moderne Dampfer jede nur denkbare Sicherheit für den Reisenden.

Dieselben Fortschritte sind für die Navigierung des Schiffes zu verzeichnen. Bei der ungeheuren Größe moderner Schnelldampfer, beispielsweise des Dampfers „Kaiser Wilhelm der Große“, ist die menschliche Stimme nicht ausreichend, um die Kommandos zu übertragen. Eine Reihe automatischer Hilfsmittel ist daher in Wirksamkeit getreten. Die drei Kommandobrücken sind mit den Maschinenräumen, mit den einzelnen Teilen des Schiffes nicht nur durch den Telegraphen, sondern auch durch besonders konstruierte Telephone verbunden. Ein elektrischer Apparat zeigt selbstthätig im Navigationszimmer auf der Kommandobrücke an, welche Schottenthüren geschlossen und welche offen sind. Der Gang der Uhren im Schiffe wird auf elektrischem Wege geregelt; auf elektrische Weise findet eine Unzahl von Meldungen statt, welche früher nur von Mund zu Mund gegeben werden konnten. Auch für diese Fortschritte ist zum Teil die deutsche Schiffbaukunst bahnbrechend gewesen.

Wir wiederholen zum Schlusse dieser Arbeit nochmals, daß wir uns lediglich darauf beschränken mußten, eine Anzahl allgemeiner Gesichtspunkte zu geben. Vielleicht aber ist es gelungen, schon durch diese schematische Darstellung in dem Leser die Überzeugung zu befestigen, daß das Deutsche Reich auch auf diesem Gebiete für sich den Ruhm beanspruchen darf, mit an der Spitze der Kulturnationen zu stehen. Die ungeheure Schnelligkeit der Entwickelung auf dem Gebiete des deutschen Reedereiwesens und des deutschen Schiffbaues dürfte auch dem weniger Unterrichteten sich aufdrängen. Den Ruhm, durch Meisterleistungen auf diesem Gebiete in dem gegenwärtigen Augenblick an der Spitze aller Nationen zu stehen, kann uns niemand streitig machen. Daß wir auf diesem Wege weiter schreiten, dafür sorge unsere Devise: „Volldampf voraus!“





Das neue Jahrhundert und der Kalender.

Mit einem Schlußwort über das Osterfest.

Von

Wilhelm Foerster.

Es wäre vielleicht ganz zeitgemäß und nützlich, durch Ausblicke auf das neue Jahrhundert eine Gegenwirkung zu versuchen gegen die Stimmung fin de siècle und gegen mancherlei närrisches Wesen, das sich pessimistisch oder bacchantisch diese Stimmung zu nutze macht und wohl gar die Miene annimmt, als ob mit dem Anfang des neuen Jahrhunderts so eine Art von socialer Katastrophe einbräche, etwa wie das Demaskieren mit dem Glockenschlage der Mitternacht auf einem Sylvester-Maskenballe.

Merkwürdig ist es immerhin, wie weit das gesteigerte Kulturleben solche Einbildung sogar auf dem Gebiete von Einrichtungen zu treiben vermag, die von mystischem Wesen gar nichts an sich haben, sondern auf der Grundlage des nüchternsten Zahlenwesens beruhen.

Ja, wenn die Zahl hundert und die ganze decimale Zählungsweise einen Zusammenhang mit etwas „Heiligem", nämlich überweltlich Großem hätte, wie in den Anfängen kosmischen Erkennens die heilige Zahl sieben als die Anzahl der einzigen am Himmelsgewölbe ihre Stellung zu einander und zu den zahllosen Fixsternen für das bloße Auge sichtbar ändernden Gestirne, oder wie andere Zahlen, deren Kenntnis den uralten Hierarchien schon früh eine gewisse Macht des Vorauswissens von Himmelserscheinungen oder der Vorausbestimmung von Kalenderordnungen gab.

Aber die Zahlen zehn, hundert u. s. w. entlehnen ihre ganze hohe Bedeutung nur von der überwältigenden Mehrheit, in der von jeher die Menschen mit zehn Fingern sich zu denjenigen Menschen befanden, welche mit weniger oder mit mehr als zehn Fingern auf die Welt kommen.

Auf der Allgemeinheit und Beständigkeit dieser Naturerscheinung und auf der selbst dem Kulturmenschen, geschweige denn den Naturmenschen so nahe liegenden Benutzung der Finger zum Zählen und der Hände zum Zusammenzählen und Ordnen von ganzen Zehnern hat sich schließlich immer umfassender und folgerichtiger unser ganzes Zählungs- und Rechnungswesen und auch das Jahrhundert mit seinem ganzen Kultus erbaut.

Nur in den allerfrühesten Zeiten, als die zehn Zehen der Menschen in der Art ihrer Anwendung noch den Fingern näher kamen, hat man Zahlensysteme und Zahlwörter mit der zwanzig als Grundlage gehabt, wovon noch uralte Sprachreste zeugen. Später waren die Astronomen einmal nahe daran, die Grundlage zwanzig und zehn ganz durch die Grundzahl sechzig zu verdrängen und in der Zählung der Sonnenjahre statt der Jahrzehnte und Jahrhunderte eine der oben erwähnten astronomischen Zahlen, nämlich die sogenannte goldene Zahl, neunzehn, einzusetzen. Aber über alle diese doch überwiegend unzweckmäßigen Versuche, sowie über das auf der zwölf begründete Einteilungssystem, das jedenfalls innerhalb eines sonst ganz decimal gehandhabten Rechnungswesens auf die Dauer absurd ist, hat das Decimalsystem auch im ganzen Messungs- und Ein-

teilungswesen endlich so vollständig gesiegt, daß auch der angelsächsische Eigensinn, der noch am zähesten an veralteten und willkürlichen Einteilungszahlen festgehalten hat, jetzt im Kapitulieren begriffen ist.

Es wird also mit dem Zählen nach Jahrhunderten jedenfalls noch eine Weile so weitergehen, obgleich oder weil diese Einrichtung gar nichts Mystisches hat, sondern auf echter biologischer Grundlage emporgekommen ist. Entwickelungsfeindlich wäre es nur, wenn man behaupten wollte, für das menschliche Zählungs- und Rechnungswesen könne überhaupt nichts Vollkommeneres gedacht werden. Aber es wird gewiß noch sehr lange dauern, bevor eine geeinigte und organisationskräftigere Menschheit an solche fundamentale Reformfragen heranzutreten und sich über sie zu verständigen vermag. Zunächst wäre es jedenfalls menschenfeindlich, die Einigung auf einer immerhin hochentwickelten Grundlage mit der hochwohlweisen Behauptung zu bekämpfen, „es ließe sich doch wohl noch etwas Besseres ersinnen.“

Angesichts der tiefen, man könnte sagen „feierlichen“ Bedeutung, welche die gegen Ende des neunzehnten Jahrhunderts erreichte praktische Einigung der Kulturvölker in der Anerkennung und vollen Durchführung des metrischen und überhaupt des Decimalsystems unzweifelhaft hat, könnte man allerdings dem bevorstehenden Jahrhundertabschnitt, trotz seiner rein zahlenmäßigen Leere und Nüchternheit, eine gewisse Weihe zugestehen. Wir werden aber weiterhin sehen, daß dieser Jahrhundertabschnitt noch ganz andere Anlässe dazu bietet, aus der bloßen Zahlenstufe eine Kulturepoche zu machen.

Im allgemeinen ist es eine durchaus verständliche und echt sociale Erscheinung, daß das Gemeinschaftsleben auch seinen rein formalen Festsetzungen und Vereinbarungen einen gewissen Glanz, eine Würde und Bedeutung zu verleihen sucht, welche die bezüglichen Einrichtungen an sich nicht haben. Nur muß auch hierbei ein gesundes Maß eingehalten werden.

Als auf einer gewissen Entwickelungsstufe des persischen Staats- und Kulturlebens im frühesten Mittelalter eine neue Zeitrechnung, anknüpfend an das reine Sonnenjahr und an den jeweiligen Eintritt des Frühlingsäquinoktiums, eingeführt wurde, übertrug man es den Magier-Astronomen, den Zeitpunkt des Jahresanfanges jedesmal, ihren Beobachtungen gemäß, feierlich zu verkündigen. Noch größer aber war der Spielraum und die Macht, welche man in dem letzten Jahrhundert der römischen Republik den Spitzen der Priesterschaft zu Rom für die Ansetzung des Jahresanfanges eingeräumt hatte. Es war Julius Cäsar, der die hierdurch eingerissene käufliche Unordnung des Kalenderwesens beseitigte, indem er das altägyptische Agrarjahr zu 365¼ Tagen für das ganze römische Reich einführte, nämlich das fortan mit Recht nach ihm benannte julianische Jahr mit seiner alle vier Jahre wiederkehrenden Schaltperiode von drei aufeinander folgenden Gemeinjahren zu je 365 Tagen und einem darauf folgenden Volljahre oder Schaltjahre zu 366 Tagen. Und den Jahresanfang knüpfte er nicht mehr an eine bestimmte Stellung der Sonne oder des Mondes, sondern an einen bestimmten Kalendertag und seinen Anfang.

So begann die nüchterne, rein sociale und zahlenmäßige Ordnung des Kalenderwesens. Der Spielraum, der jetzt noch bei der genauen Ansetzung des Jahresanfanges als des mitternächtlichen Anfanges eines bestimmten Kalendertages den Astronomen überlassen bleibt, welche die öffentlichen Uhrenangaben zu regulieren haben, ist so klein, daß er die mit dieser Macht und Würde Betrauten nicht mehr zu eigensüchtigen Eingriffen reizt, wie es bei dem altrömischen Pontifikat geschah, das ganze Monate dem Meistbietenden zuliebe einschaltete oder wegließ.

Wie verhält es sich nun aber mit der wirklichen Anfangsepoche des neuen Jahrhunderts?

Sicherlich hat der gewöhnliche Jahresanfang eine viel größere Bedeutung für das Leben des einzelnen als ein Jahrhundertanfang für das Kulturleben der Menschheit; denn das Jahr ist eine natürliche Periode, die durch ihre Anknüpfung an die Wiederkehr gewisser Sonnenstellungen und Sonnenwirkungen auch die Wiederkehr gewisser Vorgänge und Bedingtheiten des Einzel- und des Gemeinschaftslebens noch in anderer und tieferer Weise als durch bloße sociale Lebens-

ordnungen bestimmt, wogegen das Jahrhundert mit den großen Naturvorgängen gar nichts zu thun hat. Immerhin aber hat die Epoche eines Jahrhunderts für viele Gesichtspunkte und Betrachtungen etwas Erhebendes, wie man sich ja auch gewöhnt hat, halbhundertjährige und sogar viertelhundertjährige Zeitabschnitte in dem Leben der einzelnen und in dem Bestehen von Gemeinschaften und Einrichtungen festlich zu begehen, freilich nicht ohne Zwang gegenüber anderen, den besonderen Bedingungen der Lebensdauer und des Jubilierens besser anzupassenden Zeitabschnitten.

Beginnt nun das neue Jahrhundert mit dem 1. Januar des Jahres 1900 oder des Jahres 1901? Das ist die Frage, die jetzt immer häufiger und allgemeiner gestellt wird, und die auch vor der letzten Jahrhundertepoche am Ende des achtzehnten Jahrhunderts viel besprochen worden ist.

Die Antwort kann nur lauten: Das zwanzigste Jahrhundert beginnt mit dem 1. Januar 1901.

Es hat bei der Einführung der christlichen Zeitrechnung gar keine Unsicherheit darüber obgewaltet, daß dasjenige julianische Jahr, welches man als das erste der neuen Zeitrechnung festsetzte, von seinem Anfang bis zu seinem Ende als das „Jahr 1 des Herrn“ bezeichnet wurde, und daß demgemäß auch erst mit dem Ende des als das Jahr 100 „des Herrn“ bezeichneten Jahres das erste Jahrhundert nach Christo zu Ende ging und mit dem Anfang des Jahres 101 das zweite Jahrhundert nach Christo begann. Hieraus ergiebt sich die obige Antwort mit einfacher Notwendigkeit.

Zur Erläuterung der Besonderheit dieser Zählungsweise bemerke ich noch folgendes: Dasjenige Jahr, welches dem Jahre 1 „des Herrn“ unmittelbar vorangeht, heißt entsprechend das Jahr 1 vor Christo. Eine Bezeichnung desselben als „das Jahr Null“ wäre für die gewöhnliche geschichtliche Datierung unnötig und für das Volk verwirrend. Nur bei chronologischen und astronomischen Berechnungen von Zeiträumen zwischen Jahreszahlen vor Chr. und solchen nach Chr. wird ein Nulljahr gewissermaßen angenommen, indem man bei solchen Berechnungen alle Jahreszahlen vor Chr. um eine Einheit vermindert. Dies ist aber mit unveränderter Festhaltung der obigen Datierung der Jahreszahlen nach Christo verbunden, so daß dieses rechnungsmäßige Zugeständnis für die Zeit vor Chr. den Sachverhalt erst recht ins Licht setzt, daß nach Chr. unbedingt die Jahre 1, 101 u. s. w., also auch 1901 die ersten Jahre der bezüglichen Zeitstufen sind, und daß also ihr Anfang jedesmal den Anfang eines Jahrhunderts bildet.

Dennoch hat die obige, zweifellos richtige Entscheidung etwas Unbefriedigendes. Überall da, wo man wirklich den Anfang des neuen Jahrhunderts bei irgend einer Feier, irgend einer Begründung, irgend einer Festsetzung genau einhalten will oder soll, muß und wird der 1. Januar 1901 maßgebend sein. Es giebt aber zahllose Wendungen des Gedankens an den Eintritt des neuen Jahrhunderts, bei denen man es als eine Pedanterie, ja sogar als unrichtig empfindet, wenn man sich dabei an den Anfang des Jahres 1901 binden und das Jahr 1900 so zu sagen ignorieren soll. Unter anderem könnte man es niemand verargen, wenn er sagt: Für meine Auffassung beginnt das neue Jahrhundert in dem Zeitpunkte, wo ich anfange, beim Datum 19 statt 18 zu schreiben. Das ist für mich das Merkzeichen des Eintritts in einen neuen säkularen Zeitabschnitt, und von dem Augenblick an ist fin de siècle für mich überwunden. Nach solchen und ähnlichen Gesichtspunkten wird man dem Jahre 1900 und seinem Anfang jedenfalls eine Art von Janusgesicht geben dürfen, das zugleich zurückschaut als letztes Jahr des vorangehenden Jahrhunderts und zugleich vorwärtsblickt als der Herold des neuen Jahrhunderts, dessen Namen es bereits trägt.

Außerdem denke ich im folgenden etwas näher darzulegen, daß gerade bei dem bevorstehenden Jahrhundertwechsel das Jahr 1900 eine besondere Bedeutung als Epoche eines großen Kulturfortschritts auf dem Gebiete der kalendarischen Einigung der Menschenwelt erlangen kann, wenn man noch in letzter Stunde an leitenden Stellen eine freudige Stimmung dafür gewinnt. Ich meine die Annahme des gregorianischen Kalenders bei allen Kulturvölkern, also insbesondere

die schließliche Aufhebung des julianischen Kalenders oder des Kalenders „alten Stiles“ durch die Russen und die anderen Bekenner der griechisch-katholischen oder sogenannten orientalischen Kirche.

Für diesen wichtigen Fortschritt der Einigung der Menschheit hat das Jahr 1900 eine große Bedeutung.

Bekanntlich war der julianische Kalender in der oben erwähnten Gestalt, wie ihn Cäsar für das römische Reich festsetzte, noch eine ziemlich ungenaue Darstellung der wirklichen Länge des Sonnenjahres. Er nahm dieses, im Anschluß an eine altägyptische Jahresform, zu 365¼ Tagen an, während der bei dem Kalender in Betracht kommende Wert der Jahreslänge in Wahrheit um nahezu acht Tausendstel des Jahres kürzer ist, also um einen Betrag, der in tausend Jahren bis zu einer Abweichung von rund acht Tagen anwächst.

Wie verhält es sich nun überhaupt mit der genauen Festsetzung der Dauer eines Sonnenjahres, und welche dauernde Bedeutung hat es für das Gemeinschaftsleben, daß der Kalender in möglichst genauer Übereinstimmung mit dem Sonnenjahr geordnet wird?

Man unterscheidet zunächst ein siderisches und ein tropisches Sonnenjahr. Das siderische bedeutet die in mittleren Sonnentagen ausgedrückte Dauer eines völlig geschlossenen, in sich zurückkehrenden Umlaufes der Erde um die Sonne. Da die Lage und die Gestalt der Erdbahn und der Verlauf der Bewegung der Erde in dieser Bahn unablässigen Veränderungen, sogenannten Störungen u. s. w., ausgesetzt ist, so ist das siderische Sonnenjahr nur ein Idealwert, der durch mathematische Entwickelung und Berechnung aus den veränderlichen wirklichen Bewegungen als ihre festeste und beständigste Grundlage so zu sagen abgeklärt wird.

Die schärfste gegenwärtige Bestimmung giebt die Dauer dieses Idealjahres zu 365,25636 04 mittleren Sonnentagen an, und dieser Betrag ist, unter der Voraussetzung der Unveränderlichkeit der Dauer des mittleren Sonnentages, d. h. der Umdrehungszeit der Erde, nur einer überaus kleinen Veränderung unterworfen, indem er gegenwärtig für jedes folgende Jahrtausend um etwas mehr als ein Millionstel des Tages größer, für jedes zurückliegende Jahrtausend um nahezu denselben Betrag kleiner anzunehmen ist.

Das siderische Idealjahr, das nach der obigen Angabe um etwas mehr als sechs Tausendstel des Tages größer ist als das julianische Jahr, hat aber keinerlei unmittelbare praktische Bedeutung für das Gemeinschaftsleben. Näher kommt dessen Bedürfnissen das sogenannte tropische Sonnenjahr. Dieses ist auch ein Idealjahr, nämlich aus dem siderischen Jahr lediglich in solcher Weise abgeleitet, daß man dieses um einen bestimmten rechnungsmäßigen Betrag vermindert, der von der säkularen Veränderlichkeit der Lage der Drehungsachse der Erde abhängt. Hiermit hat es folgende Bewandtnis: Die Pole und der Äquator der Erde verändern ihre Lage im Raume, also auch zu der Bahn der Erde um die Sonne in längeren und in kürzeren Perioden gesetzmäßig unter derselben Einwirkung der Anziehung des Mondes und der Sonne, wie sie in den Ebbe- und Fluterscheinungen zu Tage tritt. Hierdurch wird die Wiederkehr eines und desselben Standes der Sonne zum Äquator der Erde merklich beeinflußt, und diese Wiederkehr ist maßgebend für die Wiederkehr derselben Temperaturwirkungen in den verschiedenen Zonen der Erde, mit anderen Worten für die Jahreszeiten und ihren Einfluß auf alles Wachsen und Gedeihen, für das ganze Zusammenleben der Menschen und ihre Arbeit. Das tropische Sonnenjahr, das den mittleren säkularen Idealwert für diese Wiederkehr der Jahreszeiten darstellt, ist kürzer als das siderische Jahr, weil jene Bewegung des Äquators der Erde im ganzen und großen derartig fortschreitend erfolgt, daß sie der scheinbaren Sonnenbewegung am Himmel etwas entgegenkommt, und zwar beträgt die Dauer des tropischen Sonnenjahres gegenwärtig 365,24220 mittlere Sonnentage. In den vorangegangenen Jahrtausenden war es um nahezu sechs Einheiten der letzten Stelle dieses Zahlenwertes für das Jahrtausend größer, in der nächsten Zukunft wird es um nahezu ebensoviel für jedes Jahrtausend kleiner sein, vorausgesetzt, daß die Dauer des Tages selber ganz unverändert bleibt.

Die tropische Jahreslänge (das Wort „tropisch“ kommt von einem griechischen Stammwort, das „wenden“ bedeutet und in unseren Bezeichnungen „Sonnenwende, Wendekreise“ wiederkehrt) ist die wesentliche Grundlage des Sonnenkalenders geworden. Daß dieselben Jahreszeiten in denselben Kalendertagen und -Wochen übereinstimmend wiederkehren, ist für die Lebenseinteilungen des einzelnen und der Gemeinschaften, und zwar nicht nur für wenige Geschlechter, sondern auch für Jahrhunderte und Jahrtausende, von tiefer und nicht bloß unmittelbar praktischer Bedeutung; denn auch Tradition, Dichtung und vieles für das Volksgemüt und die Lebensordnungen unsäglich Wichtige wurzelt mit in dieser Stetigkeit der Beziehungen zwischen den socialen Einrichtungen und Datierungen einerseits und den großen Naturvorgängen andererseits.

Von besonderer Wichtigkeit in dieser Hinsicht ist aber für die Völker der nördlichen Erdhalbkugel die Wiederkehr des Frühlings-Äquinoktiums, als des Zeitpunktes, um den sich zahlreiche Epochen der verschiedensten, mit dem Ansteigen der Temperaturwirkungen der Sonne verbundenen Natur- und Vegetationsvorgänge und entsprechender menschlicher Arbeits- und Verkehrsvorgänge in engster Abhängigkeit gruppieren. Eine ähnliche Rolle spielt auf der südlichen Erdhalbkugel unser Herbst-Äquinox, das dort Frühlings-Äquinox ist, aber die Zonen, in denen der Frühling und die Jahreszeit überhaupt von der gewaltigsten Bedeutung für das Gemeinschaftsleben ist, nämlich die den Polarkreisen nahen Zonen, sind auf der südlichen Halbkugel fast ganz unbewohnt und unbewohnbar.

Wir dürfen also behaupten, daß eigentlich derjenige mittlere Zeitabstand, innerhalb dessen das Frühlings-Äquinox der nördlichen Halbkugel wiederkehrt, die für unsere Kalendereinrichtungen wichtigste Jahreslänge bildet. Dieses Äquinoktialjahr ist aber nicht ganz gleich mit dem tropischen Jahr, denn es ist nicht bloß von den Veränderungen der Lage des Erdäquators im Raume, sondern auch von kleinen und langsamen Veränderungen der Gestalt der Erdbahn abhängig, und das tropische Jahr ist eine Art von idealem Mittelwert zwischen dem Frühlings-Äquinoktialjahr und dem Herbst-Äquinoktialjahr.

Gegenwärtig beträgt in mittleren Sonnentagen die

Dauer des Frühlings-Äquinoktialjahres	der nördlichen Erdhalbkugel	365,24236
„ „ Herbst-Äquinoktialjahres	„ „ „	365,24204
Dauer des tropischen Jahres		365,24220

Die Länge unseres Frühlings-Äquinoktialjahres wächst im nächsten Jahrtausend um nahezu acht Einheiten der letzten Stelle, während die Länge des Herbst-Äquinoktialjahres in demselben Jahrtausend um etwas mehr als zwanzig Einheiten der letzten Stelle abnimmt.

Verglichen mit dem an socialer Bedeutsamkeit weit überwiegenden Frühlings-Äquinoktialjahr der nördlichen Erdhalbkugel, das wir kurz das maßgebende Sonnenjahr nennen wollen, ist somit gegenwärtig das julianische Jahr von 365,25 mittleren Sonnentagen um 7,64 Tausendstel des Tages zu lang, was in tausend Jahren zu einem Zurückgehen unseres Frühlings-Äquinoktiums um 7,64 Tage im Kalenderdatum aufläuft und in vierhundert Jahren zu einem Zurückgehen um 3,056 Tage, also sehr nahe drei Tage.

Auf diesem Zurückgehen um rund drei Tage in je 400 Jahren beruht die gregorianische Kalenderreform, die gegen Ende des Jahres 1582 von Papst Gregor XIII. verkündet wurde.

Jenes Zurückgehen des Äquinoktiums um drei Tage in je 400 Jahren konnte dadurch beseitigt werden, daß man fortan von den 100 Schaltjahren zu 366 Tagen, die der julianische Kalender in je 400 Jahren anordnet, drei Jahre wieder zu Gemeinjahren mit 365 Tagen machte, mit anderen Worten in je 400 Jahren drei Schalttage wegließ.

Diese Verminderung der Einschaltungen wurde in der gregorianischen Kalenderreform durchaus zweckmäßig und sinnreich folgendermaßen geregelt: Das letzte Jahr jedes Jahrhunderts, dessen Jahreszahl nicht durch vierhundert aufgehend teilbar ist, wird, während es nach dem julianischen Kalender

wegen der aufgehenden Teilbarkeit seiner Jahreszahl durch vier ein Schaltjahr sein sollte, zu einem Gemeinjahr, ohne Schalttag, gemacht, und nur am Ende jedes vierten Jahrhunderts wird das letzte Jahr, dessen Jahreszahl durch vierhundert aufgehend teilbar ist, als Schaltjahr beibehalten. Während der julianische Kalender in je 400 Jahren 300 Jahre zu 365 Tagen und 100 Jahre zu 366 Tagen zählt, also in je 400 Jahren 100 Schalttage einfügt, schaltet also der gregorianische Kalender in je 400 Jahren nur 97 Tage ein, um den Rückgang des Frühlings-Äquinoktiums aufzuheben, der nach obigen Angaben gemäß der Länge des maßgebenden Sonnenjahres gegenwärtig für 400 julianische Jahre 3,056 Tage beträgt. Streng genommen wird dieser Rückgang durch die gregorianische Weglassung der drei Schalttage in je 400 Jahren noch nicht ganz beseitigt. Es bleibt noch ein kleiner Überschuß des Rückganges unseres Frühlings-Äquinoktiums in den nächsten 400 Jahren, nämlich von 0,056 Tagen bestehen.

Dieser „Fehler" des gregorianischen Kalenders, der in den letztvergangenen 400 Jahren noch um einige Tausendstel des Tages größer war, wird aber in den nächsten Jahrtausenden infolge der kleinen Zunahme der Länge unseres maßgebenden Sonnenjahres allmählich geringer, so daß, wenn alle sonstigen Voraussetzungen unserer gegenwärtigen besten Vorausbestimmungen der Länge des Sonnenjahres zutreffen, der Gesamtbetrag des Rückganges unseres Frühlings-Äquinoktiums im gregorianischen Kalender in den nächsten 2000 Jahren nur bis zu einem Zehntel des Tages anwachsen kann.

Die Abweichung der Schaltregel des gregorianischen Kalenders von der alten Schaltregel kam zum erstenmal im Jahre 1700 in Anwendung, während das Jahr 1600 im gregorianischen gerade so wie im julianischen Kalender ein Schaltjahr wurde. Es wurde aber sofort bei der Einführung des neuen Kalenders der Rückgang des Frühlings-Äquinoktiums, der im julianischen Kalender seit dem Konzil von Nicäa (325 n. Chr.) nahezu zehn Tage betragen hatte, durch Weglassung von zehn Tagen beseitigt. Dieser Unterschied zwischen dem alten und dem neuen Kalender vergrößerte sich dann im Jahre 1700 durch Weglassung des Schalttages auf elf Tage, im Jahre 1800 ebenso auf zwölf Tage, und er wird im Jahre 1900 in derselben Weise auf dreizehn Tage steigen.

Um diese drei Tage, um die in den 400 Jahren von 1600 bis 2000 der Unterschied des neuen und des alten Kalenders gewachsen sein wird, ist dann das Frühlings-Äquinoktium in dem alten Kalender weiter zurückgewichen, während es sich im neuen Kalender um den 20. und 21. März erhält. In den nächsten 2000 Jahren wird im julianischen Kalender unser Frühlings-Äquinoktium um weitere fünfzehn Tage zurückgehen. Es ist aber einleuchtend, daß eine Verschiebung des Äquinoktiums im Kalender um mehrere Tage und nun gar um ganze Wochen in dem wirtschaftlichen wie dem Traditionsleben der menschlichen Gemeinschaft einen sehr großen Übelstand bildet, während eine Verschiebung um Bruchteile eines Tages in 2000 Jahren völlig unterhalb der Grenze der Merklichkeit für das gewöhnliche Leben liegt.

Ein weiteres Anwachsen der Abweichung des gregorianischen Kalenders von der Sonne wird sich späterhin, wenn man die Länge des Sonnenjahres und besonders die jetzt noch sehr ungenau und hypothetisch bekannten Gesetze seiner Veränderungen noch besser kennen wird, sehr leicht vermeiden lassen. Jetzt schon darüber nachzudenken, wäre höchst unfruchtbar, und zwar um so mehr, als neben der Veränderlichkeit der Dauer des Umlaufes der Erde um die Sonne in weiterer Zukunft auch noch die Veränderlichkeit der Tagesdauer in Frage kommen wird. Der Ausdruck der mittleren Länge des Sonnenjahres in Tagen ist ja nur eine Verhältniszahl zwischen der Dauer des Jahres und der Dauer des Tages. Wenn bei unveränderlichem Betrage der Umlaufszeit der Erde um die Sonne die Dauer des Tages, d. h. der Umdrehungszeit der Erde um ihre Achse, zunähme, so würde der obige Ausdruck des Sonnenjahres in Tagen kleiner werden, weil der Nenner in jener Verhältniszahl zunähme. Umgekehrt bei einer Abnahme der Tagesdauer.

Nun haben wir allen Grund anzunehmen, daß auch die Umdrehungszeit der Erde um

ihre Achse keineswegs eine vollkommen beständige Größe ist. Nur sind die Ursachen, die diese Veränderlichkeit bedingen können, so vielartig und die Gesetze der bezüglichen Einwirkungen noch so unentwirrt für uns, daß wir aus der Vergangenheit noch kein klares Bild dieser Vorgänge gewinnen und somit auch für die Zukunft noch nicht einmal ungefähre Grenzen und Größenordnungen derjenigen Veränderungen angeben können, um welche es sich dabei handeln wird. Auf der einen Seite kommen die von der Anziehung der Sonne und des Mondes verursachten periodischen Gestaltänderungen der Erde nicht bloß in ihren flüssigen, sondern auch in ihren sogenannten festen Teilen, als Verzögerungen ihrer Drehung, somit als Verminderungen der in Tagen ausgedrückten Jahresdauer in Betracht, und in demselben Sinne auch die Vergrößerungen der Erdmasse durch das Eindringen zahlloser kleiner Meteorkörper, auf der anderen Seite die Temperaturausstrahlung der Erde in den Weltraum, womit eine allmähliche Zusammenziehung ihres Volumens und eine entsprechende Beschleunigung ihrer Drehung und daher eine Vergrößerung der in Tagen ausgedrückten Jahresdauer verbunden ist, ganz zu schweigen von anderen noch mehr hypothetischen Einwirkungen, die teils in dem einen, teils in dem anderen Sinne die Dauer des Sonnenjahres unmittelbar oder mittelbar beeinflussen können.

Es wäre angesichts aller dieser Unsicherheiten in der That eine müßige Haarspalterei, wenn wir uns jetzt schon um die weitere Verbesserung des gregorianischen Kalenders nach zweitausend Jahren bekümmern wollten, und es wäre wissenschaftlich nicht zu rechtfertigen, wenn etwa jetzt Anhänger des alten Kalenders erklären wollten, sie könnten diesen nur aufgeben, wenn der gregorianische Kalender durch eine „vollkommenere" Schaltregel sofort ersetzt würde. Man könnte z. B., wie es früher von gewissen russischen Gelehrten nicht ohne Geschick und mit bester Absicht geschehen ist, vorschlagen, nicht im Jahre 1900 den Schalttag wegzulassen, sondern erst im Jahre 1928 und alsdann weiter alle hundertachtundzwanzig Jahre. Durch eine solche Schaltregel würde aber kaum eine Verminderung der Abweichung des Kalenders von dem gegenwärtig bekannten Verlauf des maßgebenden Sonnenjahres erreicht werden, und nach zweitausend Jahren würde der Fehler doch auch schon einen erheblichen Bruchteil des Tages betragen. Dafür lohnt es sich doch wirklich nicht, zumal bei der allgemein bekannten Unsicherheit auch dieser Vorausbestimmung, aufs neue die ganze Kulturwelt in eine Unterbrechung der Stetigkeit ihrer Zeitrechnung zu stürzen. Auch liegt es auf der Hand, daß die obige Schaltregel sich hinsichtlich ihres zahlenmäßigen Charakters auch nicht entfernt mit der mnemotechnischen Eleganz des Anschlusses an die Zahlenelemente des uralten Schaltwesens messen könnte, wie sie der gregorianische Kalender im Anschluß an das Jahrhundert und in seiner Durchführung der Vierzahl besitzt.

Es giebt sodann auch Leute, welche wieder nach anderen, ebensowenig stichhaltigen Gesichtspunkten erklären, der julianische Kalender sei sogar zweckmäßiger als der gregorianische, weil er eine einfachere Schaltregel habe und somit für chronologische und astronomische Berechnungen bequemer sei. Als ob es bei den socialen Kalendereinrichtungen darauf ankäme, den kalendarischen Berechnern ihre Aufgabe zu erleichtern, und es nicht vielmehr die Hauptsache wäre, durch die zweckentsprechendste Technik der Tageszählungen allen denen, welche für den Anschluß der menschlichen Einrichtungen an die Natur der Dinge soviel Sicherung und Erleichterung als irgend möglich gewinnen wollen, diese Wohlthaten ganz und voll zu gewähren. Es stünde schlimm um Astronomen und Chronologen, wenn diese es lästig oder gefährlich fänden, bei ihren Berechnungen, die durch sachverständige Tabellen in jeder Weise zu erleichtern sind, über so einfache Einrichtungen wie die gregorianische Schaltregel zu stolpern. Nur ein antisocialer Zunftegoismus könnte es auf sich nehmen, gewissen sehr erklärlichen Schwierigkeiten und Zögerungen, welche der Aufgebung des julianischen Kalenders noch entgegenstehen, durch solche gedankenlose Frivolität eine kurzlebige Stärkung zu gewähren.

Alle Erwägungen echt wissenschaftlicher, wirtschaftlicher und menschenfreundlicher Art sprechen aufs eindringlichste dafür, daß die

Menschenwelt sich noch vor dem Jahre 1900, wo nach obiger Darlegung der Unterschied zwischen dem Datum „alten“ und „neuen“ Stiles von zwölf Tagen auf dreizehn Tage springt, über die gemeinsame Annahme des neueren und vollkommeneren Kalenders ebenso einigt, wie es innerhalb eines engeren Gebietes, in welchem bis zum Ende des siebzehnten Jahrhunderts noch keine volle Einigung betreffs der Einführung des gregorianischen Kalenders gelungen war, sich glücklich vollzog, als mit der Annäherung des Jahres 1700 der ursprüngliche Unterschied von zehn Tagen zwischen dem alten und neuen Datum auf elf Tage übergehen sollte.

Neben den vielen klar denkenden und gemeinnützig gesinnten Köpfen in allen Kulturländern, die dieser guten Sache jetzt ihre Aufmerksamkeit und ihre Mitwirkung zuwenden, giebt es aber noch eine Anzahl von eifrigen Reformatoren, die auch hier wieder über das Ziel hinausschießen und dadurch stärkere Hemmungen des vernünftigen Fortschrittes herbeizuführen im Begriffe sind, als in der natürlichen Trägheit der bezüglichen Verhältnisse bereits vorliegen. Ich meine die so wohlmeinenden und doch so unbesonnenen Leute, welche die „Gelegenheit benutzen“ möchten, um das ganze Kalenderwesen zu reformieren, z. B. die Monatseinteilung zu ändern, die Woche abzuschaffen oder zu verstümmeln und womöglich den Tag in hundert oder zehn Teile u. s. w. zu teilen.

Es ist ja ganz einleuchtend, daß die von Cäsar festgesetzte Verteilung der 365 oder 366 Tage des Jahres unter die zwölf Monate und auch die Art der Einfügung des Schalttages damals nur einen Kompromiß mit älteren Einrichtungen darstellten, die aus einem Gewirr sehr verschiedenartiger Gesichtspunkte und Überlieferungen entstanden waren. Es wäre allerdings viel zweckmäßiger, Monate von dreißig und einunddreißig Tagen regelmäßig wechseln zu lassen und zwar mit einem dreißigtägigen Monat das Jahr zu beginnen, sowie im Gemeinjahr mit zwei aufeinander folgenden dreißigtägigen Monaten zu schließen, dagegen im Schaltjahr den letzten Monat einunddreißigtägig zu machen, mit anderen Worten den Schalttag immer am Ende des Jahres einzufügen. Aber es hieße doch die dringlichste und entscheidendste Einigung, nämlich die Annahme identischer Datierung und übereinstimmender Grundlagen des Schaltwesens, geradezu verhindern, wenn man zugleich eine Änderung der Jahreseinteilung verlangen wollte, welche viel tiefer in alle Lebensverhältnisse, und zwar auf sehr lange Zeit hinaus, störend eingreifen würde. Es giebt Systematiker, welche noch weiter gehen, nämlich nach einem alten ägyptischen und in der ersten französischen Republik erneuerten Schema zwölf Monate zu je dreißig Tagen, eingeteilt in drei Wochen zu je zehn Tagen, einführen und den Rest von fünf oder im Schaltjahr von sechs Tagen gesondert am Ende des Jahres hinstellen wollen. Noch andere wollen das Wandern der Wochentage im Datum aufheben, und zwar durch alljährliche Unterbrechungen der Stetigkeit der Folge der Wochentage. Alle diese Vorschläge sind noch vollständig unreif und entbehren fast sämtlich eines rechten Verständnisses für die wirklichen Vorzüge vieler alter Einrichtungen. Zum Beispiel ist das Wandern der Wochentage m Datum nach vielen Seiten hin eine große Wohlthat, unter anderem auch eine große Verstärkung der Sicherheit aller aus Wochentag und Datum zusammengesetzten Zeitangaben. Die siebentägige Woche aber ist mit vielen Arbeitsgewohnheiten und -Bedingungen der Menschen höchst innig verwachsen und als das älteste stetige chronologische Gebilde der Menschengeschichte von dauernder Bedeutung.

Die in der ganzen Kulturwelt eingebürgerten Einrichtungen dieser Art — und zu ihnen gehört auch die Stundeneinteilung des Tages — müssen überhaupt nach tieferen als nach den landläufigen mathematischen und so zu sagen technischen Gesichtspunkten beurteilt werden. Die rechnungsmäßige Einfachheit ist hier nur von einer ziemlich nebensächlichen Bedeutung für die gewöhnlichen Lebensverhältnisse, und die von der Natur selber näherungsweise gegebenen Einteilungsintervalle des Sonnenjahres, nämlich die Zeiten der Wiederkehr gewisser Lichtgestalten des Mondes und die täglichen Umdrehungszeiten der Erde, ferner die traditionellen Einteilungsintervalle des Tages, diese besonders in der sinnreichen Art ihrer Ver-

körperung durch die Zifferblätter- und Zeiger-anordnung unserer Uhren, haben für diese gewöhnlichen Lebensverhältnisse so viele nicht bloß gewohnheitsmäßige Vorzüge, daß es zunächst durchaus verkehrt sein würde, auch hier die rechnerischen Vorteile decimaler Einteilungen gegen die bisherigen Einrichtungen ins Feld zu führen. Selbst wenn wir so vorsichtig sein wollten, eine kritische Abwägung zu gunsten des Gewohnheitsmäßigen noch nicht für alle Zeit als eine endgültige hinzustellen, würde bei ordentlicher Überlegung zugestanden werden müssen, daß die bevorstehende Jahrhundertwende, welche die fundamentalste Kalendereinigung so dringlich nahe legt, kein geeigneter Zeitpunkt für die Betreibung aller möglichen kalendarischen Reformen wäre. Man würde es nur erreichen, die „praktischen" Leute und das große Publikum durch Spitzfindigkeiten an der freudigen Zustimmung zu einer völlig zweifellosen Verbesserung irre zu machen.

Nur in einem wichtigen Punkte der kalendarischen Festrechnung liegt die Sache erheblich anders. Die an den julianischen Kalender geknüpfte Osterrechnung der orientalischen Kirche verträgt sich nicht mit dem gregorianischen Kalender. Wenn im Jahre 1900 der Schalttag wegbleibt, so fallen die aus der bisherigen julianischen Osterregel berechneten Angaben des Datums des Ostersonntages fortan sämtlich auf den Sonnabend. Nun wäre dies ja ziemlich einfach durch eine Übergangsbestimmung zu verhüten, aber man würde dadurch nur ein neues Flickwerk von Osterregel herstellen, und man darf überhaupt annehmen, daß in Rußland ebenso wie in fast allen anderen Kulturländern ein tiefes und weit verbreitetes Mißvergnügen über das ganze Wesen der bisherigen Osterregeln, sowohl der julianischen als der gregorianischen, besteht, das bei dieser Gelegenheit den Anlaß geben wird, die Frage, die schon unter Papst Gregor XIII. offen erörtert worden ist, mit allem Ernst zu erneuern, nämlich die Frage, ob denn die übermäßigen Schwankungen des Datums des Osterfestes nicht überhaupt durch zweckmäßigere Bestimmungen eingeschränkt werden können. Wenn sich lediglich das Kirchenjahr, d. h. der kirchliche Festkalender, nach dem Osterfest richtete, würde die bürgerliche Gesellschaft und der Staat kaum ein Recht haben, sich über jene Schwankungen zu beklagen. Aber in großen und kleinen Kulturländern haben sich unter Mitwirkung und jedenfalls mit lebhafter Zustimmung der Kirche nicht wenige bürgerliche und wirtschaftliche Festsetzungen und Lebenseinteilungen an die Epochen des Osterfestes angeschlossen, insbesondere auch das Schuljahr.

Und es ist doch ein sehr tiefer Übelstand, daß verschiedene Schuljahre infolge der Schwankungen des Datums des Osterfestes zwischen dem 22. März und dem 25. April um mehrere Wochen verschiedene Dauer haben können, und daß überhaupt die ganze Lebenseinteilung in der ersten Hälfte des Kalenderjahres dadurch einen Charakter der Unsicherheit erhält, der nicht ohne einen gewissen Reiz für manche Leute ist, aber im bürgerlichen Leben doch überwiegend entweder der Tagedieberei zu gute kommt oder auch zu wirtschaftlichen Ausbeutungen undurchsichtiger und scheinbar legitimer Art Anlaß und Erleichterung gewährt. Es ist nur eine Stimme der Verurteilung dieses Zustandes in allen Ländern bei allen denjenigen, welche einen hinreichend umfassenden Einblick in diese üblen Wirkungen der allzugroßen Veränderlichkeit des Osterdatums haben.

Bekanntlich rührt die Osterregel in ihrer wesentlichen Grundlage, nämlich dem Anschluß des Festes an den ersten Vollmond nach dem Frühlings-Äquinox, noch aus den Urzeiten der Menschheit her. Die großen Feste der Urvölker wurden im Anschluß an die Wiederkehr gewisser Lichtgestalten des Mondes, als der einfachsten Grundlage des Kalenders, nämlich der gemeinsamen Festsetzungen hinsichtlich der Zählung und Bezeichnung der Tage, gefeiert, und es lag dabei besonders nahe, für die Feste die Vollmondszeiten zu wählen, weil die mondererhellten Nächte für die Wanderungen zu den gemeinsamen Heiligtümern und Festmittelpunkten am günstigsten waren, zumal in denjenigen warmen Gegenden der Erde, in denen die frühesten Kulturentwickelungen stattfanden, und in denen die Sonnenhitze die Wanderungen am Tage erschwerte. Noch gegenwärtig beachtet man ja bei geselligen oder festlichen Verabredungen, besonders in

Gegenden, in denen die Verkehrseinrichtungen und -Wege noch auf niedrigen Stufen der Entwickelung stehen, die jeweilige Erhellung der Nächte durch den Mond. Aber gegenüber den vorerwähnten großen Übelständen, die der Anschluß eines tief in das ganze Verkehrs- und Arbeitsleben eingreifenden Festdatums an den Mond dauernd verursacht, können derartige Erwägungen doch in keiner Weise mehr ausschlaggebend sein.

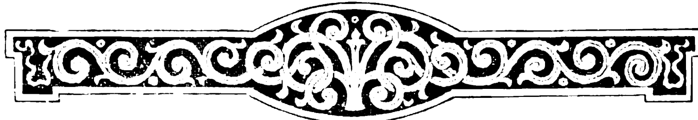
Schon bei der gregorianischen Kalenderreform haben ernstliche Erörterungen darüber stattgefunden, ob man die Beziehungen des Osterdatums zum Monde nicht lösen und dadurch auch die Kirche von „allen den Schwierigkeiten und Streitigkeiten, die in der Mondchronologie auch bei den Fachmännern zu entstehen pflegten, vollständig freimachen könne“. Es heißt dann weiter in der amtlichen Schrift, die von Clavius im Jahre 1603 über die Vorgänge bei der Kalenderreform veröffentlicht wurde: obwohl die Kirche dies völlig aus eigenem Recht thun könne und niemand sie deshalb tadeln dürfe — denn die Osterregel sei nur eine Ceremonialvorschrift, welche auch schon außer Kraft gewesen sei —, so seien doch jene Ratschläge nicht zu befolgen. Als Grund hierfür wird dann hauptsächlich angegeben, daß eine so alte Gewohnheit auf keine Weise ohne einen ernsten Anlaß aufgegeben werden sollte.

Die von mir in dieser Äußerung gesperrten Worte lassen aber klar genug erkennen, daß, wenn die ernsten Anlässe eintreten sollten, keine entscheidenden Hindernisse für die Kirche vorliegen würden, auf eine zweckmäßigere Festsetzung des Osterfestes Bedacht zu nehmen. In der That darf man auf Grund authentischer Äußerungen von solchen hohen Stellen, denen nach den historischen Verdiensten des Papsttums um die nicht hoch genug zu preisende Kalenderreform von 1582 eine Initiative in dieser wichtigen Angelegenheit des Gemeinschaftslebens zukommen würde, der Überzeugung leben, daß „ernster Anlaß“ und die Geneigtheit, ihm Folge zu geben, auf Grund der oben geschilderten Übelstände jetzt vorliegt.

Es wird nur darauf ankommen, daß in allernächster Zeit die öffentliche Meinung sich kräftig regt und nicht nur zu gunsten der allgemeinen Annahme des gregorianischen Kalenders, sondern auch zu gunsten einer wesentlichen Einschränkung der Veränderlichkeit des Osterdatums möglichst einmütige Stimmen abgiebt.

Als eine geeignete neue Osterregel ist in vorläufigen Verhandlungen einer Reihe von Sachverständigen und von Männern, die in der Kirche oder dem Staat an hoher Stelle stehen, der Vorschlag gemacht worden: der Ostersonntag ist der dritte Sonntag nach dem Frühlings-Äquinox.

Hiernach würde künftig das Osterdatum nur zwischen dem 4. und dem 11. April liegen können, also eine fünfmal kleinere Veränderlichkeit als bisher haben. Es ist zu hoffen, daß schon in kürzester Frist eine internationale Versammlung zunächst von sachverständigen Vertretern der verschiedenen Nationen und des Vatikans zusammenkommen wird, um über die Einheitlichkeit des Kalenders und die Osterfrage zu beraten.





Litterarisches.

Wie Blätter am Baum und die Generationen der Menschen sprießen, welken und verdrängen sich die belletristischen Tageserscheinungen; auch mir ist wieder eine Fülle jungen Grüns zur kritischen Mikroskopierung auf Stoff und Textur zugewachsen, darunter leider nicht allzuviel, dem man auch nur die Dauerbarkeit des Eichenlaubes verheißen dürfte. Den Preis möchte ich Hans Parlows **Spanischen Novellen** (Dresden und Leipzig, C. Reißner) zuerkennen. Sie zeigen wirklich die leuchtenden Sonnenfarben Hesperiens, rot und gelb, nicht bloß auf dem Umschlage, sondern auch im Inneren. Gegenstand und Behandlung wirken gleich echt, der Verfasser zeigt sich als gründlichen Kenner von Land und Volk und hat beide ohne aufdringliche Exotik mit ihren eigensten Zügen im guten und schlimmen wiedergespiegelt. Die feinste Arbeit ist wohl die Skizze „Symposion", ein Tischgespräch, hinter dem das eigentlich Novellistische nur zu ahnen ist. Vortreffliche Einzelheiten hat auch die umfangreichste Novelle „Rosario", der Briefwechsel zumal und das Geplauder der Liebenden am Fenster sind einfach köstlich; doch stört darin der eine brutale Zug, der den Konflikt der beiden Freunde und das gewaltsam tragische Ende nach meinem Empfinden unorganisch herbeiführt. — Von der Höhe dieser Dichtungen müssen wir uns tief herabstimmen, um den **Merkwürdigen Geschichten** von B. Brandies (Berlin, Carl Duncker) Geschmack abzugewinnen, die, auch mit einer spanischen Skizze beginnend, durch eine Hunde- und eine Skandalgeschichte in ein Waldidyll mit denkenden Tannen und redenden Vögeln auslaufen, wie wir dergleichen seit dem alten Hans Christian nachgerade zum Überdruß genossen haben. Der forcierte — Humor würde ich sagen, wenn das teure Wort nicht zu gut wäre für wenig Witz und viel Behagen, wirkt um so unerquicklicher, als er sich um Stoffe rankt, die uns völlig kalt lassen oder, wie in dem „nach dem Leben gemodelten" dritten Stück, geradezu abstoßen. Kaum glaublich, daß der Verfasser, nach dem Verzeichnis seiner Schriften auf der Rückseite des Titelblattes, schon seit fünfzehn Jahren am Werk und das vorliegende Buch sein siebentes ist. — Ganz erheblich höher stehen die „Novelletten" oder, wie der Innentitel angiebt, „Novellen und Erzählungen" **Aus dem Sonnenflimmern** von Wanda von Bartels. (Leipzig, Eduard Avenarius.) Diese meist skizzenhaften Stücke haben wenigstens alle eine litterarische Form und einige darunter sind sogar gut. Schade nur, daß die Sonne meist auf holländischen Dünensand scheint und wir gar oft die Stäubchen, die im Flimmer tanzen, statt des ewigen Leuchtens selber hinnehmen müssen. Es scheint, daß jenes Milieu, Land und Leben der Mynheeren, in dem eigentlich von Natur „der Langeweile nie versiegender Quell entspringt", auch anderen Modernen, entsprechend dem gleichen Zuge in der Malerei, zu gefallen anfängt: auch ein recht unbehaglicher und trübseliger, sonst gar nicht schlecht gemachter Roman **Freund Vorwärts** von P. Stursberg — die Geschichte eines Kleinkrämers, der mit aller Gewalt ein modischer Kaufmann werden will und darüber sich und die Seinen zu Grunde richtet — (Leipzig, Erfurt, Zürich, Eduard Moos) spielt in einem holländischen Dorfe. Wanda von Bartels macht übrigens einmal doch einen Abstecher in das echte Sonnenland und zeichnet uns zur Abwechselung ein Bild aus einem römischen Amphitheater, zeigt aber zugleich, daß man so nebenher nicht einmal das Äußere der Antike, geschweige denn ihre Seele erfassen kann, auch wenn man Sulla und Cicero, Catull und Ipsithylla — hier sehe ich den catullkundigen Leser fröhlich schmunzeln — auf der Bildfläche erscheinen läßt. — Leichter als das klassische Altertum ist die orientalische Vorzeit, insbesondere nach bekannten Mustern Altägypten zu behandeln, weil hier schon mit einigen grotesken Äußerlichkeiten und ein paar steifen Charakterlinien der Eindruck von Echtheit erreicht wird. So weit bringt es **Nitokris**, Roman aus dem alten Ägypten von Alfred Henning (Weinheim, Fr. Ackermann), noch nicht: es ist nur das, was unsere Großväter ein „romantisches Gemälde" nannten; Gestalten, Motive, Farben weniger aus Ebers, als aus — Aida entlehnt. — Dem gegenüber wirkt natürlich die **Kleopatra** von Rider Haggard — autorisierte Übersetzung von Dr. Arthur Schilbach (zweite Auflage; Stuttgart und Leip-

zig, Deutsche Verlags-Anstalt) —, obwohl darin eine abenteuerliche Phantasie in erster Linie auf Sensation ausgeht, geradezu wie eine historisch-poetische Offenbarung; so viel vermag einerseits die sichere Technik, die der englische Roman durchweg vor seinem deutschen Konkurrenten voraus hat, andererseits die unleugbar große Erfindungskraft des originellen Erzählers. — Ein großer Schritt durch die Jahrtausende vorwärts führt uns auf den anderen beliebten Tummelplatz unseres historischen Romans, ins deutsche Mittelalter. Da bietet sich zunächst **Thilo von Wardenberg**, Berliner Zeit- und Charaktergemälde aus der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts von Prof. Dr. J. W. Otto Richter (Otto von Golmen). (Berlin, Schall u. Grund.) Wem es Freude macht, einen über die Maßen tapferen, stattlichen, klugen, redlichen und tugendsamen Berliner Helden auf Kampf- und Liebesfahrt durch allerhand märkischen Wirrwarr zu begleiten, der wird hier seine Rechnung finden; das künstlerische Niveau ist etwa das des „Raubgrafen", wie denn überhaupt auf hundert, die das gepuffte Spielmannskleid oder die blitzblanke Theaterrüstung Dietrichs von Quitzow und seinesgleichen anthun, leider Gottes kaum einer kommt, der die ledernen Hosen des Herrn von Bredow tragen könnte. — Etwas Vortreffliches möchte ich diesem Durchschnittsbuche gegenüberstellen, das ist im jüngsten Jahrgange der „Neuen Christoterpe" (Bremen, C. Ed. Müller) die kurze Geschichte des Herausgebers Max Vorberg **Das rote Feld.** Ich habe lange nichts derartiges gelesen, was annähernd so gut gewesen wäre wie zumal die erste Hälfte dieser anspruchslosen Erzählung — die zweite hat etwas konventionell Romantisches. Das sind Bauern, das ist Mittelalter, „nichts verzierlicht und nichts verkritzelt, nichts verlindert und nichts verwitzelt", das ist „festes Leben und Mannlichkeit" und dem entsprechend die Sprache schlicht, herb und eigentlich, ohne gesuchte Bilderei und gequälte Altertümlichkeit. — Noch einen Siebenmeilenschritt, und wir treten aus dem mittelalterlichen Harzwalde in den Kulturforst der Gegenwart. Dahin führt uns Arthur Achleitners „Waldgeschichte aus Steiermark" **Der Forstmessias.** (Berlin, Schall u. Grund.) Der Kampf eines klar blickenden Wald- und Menschenfreundes gegen den bureaukratischen Zopf der Verwaltung und den dickköpfigen Unverstand der bäuerlichen „Brandler" und Holzvergeuder ist gewiß ein schöner und glücklich gefundener Stoff. Hätte ihm nur der Verfasser etwas mehr Kunst und Fleiß bei der Ausführung gegönnt! Es ist einem beim Lesen, als sähe man die Feder des beliebten Erzählers über die weißen Blätter jagen und Blatt für Blatt noch naß ohne einen Korrekturstrich unter die Presse fliegen. Manches ist ja trotzdem ganz gut geraten, so die Schilderung der Wasserkatastrophe, die meisten kleinen Landschaftsbilder und einzelne Bauernscenen. Aber dazwischen so viel konventionelle Bequemlichkeit in Erfindung und Charakteristik, so viel Unform und Mißform in der Darstellung, und mitunter ein Deutsch —! Es kann einem ehrlich leid thun, wenn ein Schütz, der wohl ins Schwarze treffen könnte, sein braves Talent so in die Luft verpulvert. — Mit zweifellos geringerer ursprünglicher Begabung hat C. von Czajkowski in seinem Roman **Kreuziget ihn!** (Wien, Carl Konegen) doch ein sehr sauberes und achtbares Stück Arbeit geliefert. Der Held, dem jener Ruf der blinden, erbarmungslosen Welt gilt, ist der ideale polnische Jude, Bankierssohn, Dichter, Volks- und Freiheitsfreund; seine aristokratische Frau, zunächst nur an ihn verkauft, lernt ihn bewundern und lieben; doch kaum hat sie auch seine Liebe, die ihr verloren war, wiedergewonnen, als er nach Sibirien verschickt wird; in heldenhafter Treue folgt sie ihm, aber sie findet nur einen Todgeweihten wieder, dessen kurzen Lebensrest nun ihre aufopfernde Liebe verklären wird. Das alles ist nicht eben originell, auch wächst keine der Gestalten recht aus dem Typus heraus zu voller Individualität, und in den Reden und Reflexionen läuft viel klingende Rhetorik mit unter, aber bei alledem liest sich das Buch gut und verdient sein Publikum zu finden.

W. Br.

* * *

Von neuer Lyrik das Neueste zuerst: **Phantasus** von Arno Holz. Erstes Heft. (Berlin, Sassenbach.) Der Dichter selbst hat diesem seltsamen Büchlein in Hardens „Zukunft" einen Begleitbrief an Kritik und Publikum mitgegeben — etwas umfangreicher als die Gedichte selber — worin er Ursprung und Zweck seines Strebens darlegt. Es gilt ihm nichts Geringeres, als wie früher die Dramatik, so jetzt die Lyrik zu „revolutionieren", an Stelle des „Leierkastens", den er aus allen Reimgedichten, strengen Strophen und sogenannten freien Rhythmen der Vergangenheit und Gegenwart heraushört, eine Dichtungsform zu setzen, „die auf jede Musik durch Worte als Selbstzweck verzichtet und die, rein formal, lediglich durch den Rhythmus getragen wird, der nur noch durch das lebt, was durch ihn zum Ausdruck ringt." Das ergiebt der äußeren Erscheinungsform nach eine rhythmische Prosa, rhythmisch freilich in sehr weitgehendem Verstande, so daß z. B. die einsilbige Zeile „Zwölf!" und der Satz, der ihr im Texte folgt: „Es ist heute Sonnabend, es giebt also überall Eierkuchen," noch unter diesen Begriff und zugleich unter den der Dichtung fallen sollen. Inhaltlich bietet die Holzsche Zukunftslyrik aneinandergereihte Momentaufnahmen von Sinneseindrücken, Empfindungen und Vorstellungsverläufen eines bald phantastisch erregten, bald stimmungstrunkenen Kopfes, einzelnes unzweifelhaft schön und gleiche Stimmung weckend auch bei einem, der schon vor 1870 jung gewesen ist, anderes bloß seltsam, manches toll bis zur Fratze, Haschischträume und Gedankenfluchten, die den arglosen Leser wirblig machen können. Von der ersten Art nur eine kurze Probe in der eigen-

tümlichen Druckform, durch die der Verfasser „die jeweilig beabsichtigten Lautbilder möglichst auch schon typographisch andeuten“ wollte:

In einem Garten
unter dunklen Bäumen
erwarten wir die Frühlingsnacht.

Noch glänzt kein Stern.

Aus einem Fenster,
schwellend
die Töne einer Geige ...

Der Goldregen blinkt,
der Flieder duftet,
in unsern Herzen geht der Mond auf!

So ganz neu ist diese Weise nicht. Holz selbst erinnert an Walt Whitman,* den er denn freilich als Rhetoriker, als den „weitaus größten Redner seiner Kunst“ dem echten Lyriker, dem „Bildner“, gegenüber abweist. Ich glaube, wir können das Muster früher und näher haben: das folgende Gedicht ist deutsch und bald ein Jahrhundert alt, nur die Holzsche „Aufmachung“ im Druck und in der Zeichensetzung habe ich hinzugethan:

Es zieht in schöner Nacht der Sternenhimmel,
es zieht das Frühlings-Rot,
es schlägt die Nachtigall ...
und der Mensch schläft und merkt es nicht!

Endlich
geht sein Auge auf,
und die Sonne singt ihn an!

O Lina!
Lina!!
... Du gingst auch vorüber mit deinen Blumen,
mit den süßen Tönen
und — mit Liebe ...
aber mein Auge war blind ...
Nun ist es aufgethan,
alle Blumen sind verwelkt,
die Worte sind vergangen,
und du — glänzest hoch als Sonne!

Dieser Arno Holz vor Arno Holz heißt auch Walt, mit vollem Namen Gottwalt Peter Harnisch; er ist kein Dichter, sondern nur die Schöpfung eines Dichters, der Held in Jean Pauls „Flegeljahren“: „er machet Gedichte nach einem freien Metrum,“ sagt sein Lehrer, der Kandidat Schomaker, „so nur einen einzigen aber reimfreien Vers haben, den er nach Belieben verlängert, seiten-, bogenlang; was er Streckverse nennt, ich einen Polymeter.“ Damit beiher die Lyrik revolutionieren zu wollen, ist natürlich Jean Paul nicht eingefallen. Auch Holz, der diesen kühnen Gedanken hegt, wird es schwerlich gelingen; wäre es aber möglich, so würde die Menschheit sicherlich dieser Tonart noch weit rascher überdrüssig werden als des „Leierkastens“. Einstweilen bemüht sich jedenfalls auch die Mehrheit der Jungen noch — und nicht bloß die mit Recht von Holz verhöhnten „Symboliker in Blau und Rosa“ —, in den alten Bahnen Neues zu leisten, und denen, die etwas können, hört man gern zu.

* Von Walt Whitmans, des wunderlichen, vielumstrittenen amerikanischen Zukunftslyrikers, Leaves of Grass, die er selbst my definitive carte visite to the coming generation of the New World nennt, ist soeben wieder eine schön ausgestattete Gesamtausgabe erschienen (Boston, Small, Maynard u. Company; London, G. P. Putnam's Sons), auf die wir bei dieser Gelegenheit aufmerksam machen.

So ein Könner ist Hugo Salus. Auch seine **Gedichte** (Paris, Leipzig, München, Albert Langen) sind dem Geiste nach modern, zum Teil sogar sehr und für uns andere fast empfindlich modern; aber dieser Geist findet nichtsdestoweniger mit den alten Mitteln und in den alten Formen — einschließlich Sonett und Distichon — seinen vollgültigen Ausdruck, und es begiebt sich bei ihm, wie bei jedem wirklichen Dichter seit Jahrtausenden und doch wohl auch in Jahrtausenden, das Wunder, daß nun auch diese Mittel und Formen neu erscheinen: „es ist der Geist, der sich den Körper baut.“ Jung, wie er ist, erinnert Salus noch hier und da an andere Poeten, namentlich an Liliencron, aber ein starker individueller Zug geht doch durch fast alle seine Verse auch jetzt schon. Vor allem eignet ihm eine quellende Frische der Empfindung, eine kecke, gesunde Freudigkeit zum Leben, Wirken und Genießen, auch zum Leiden und Sterben, wenn es sein muß, die in dem lyrischen Chorus unserer Zeit doppelt erquicklich auffällt. Auch über seinen realistischen Großstadtbildern („Die Teppichklopferinnen“) und phantastischen Verwegenheiten („Pan“) ragt noch der „Bronzeapoll, die Leier hebend“, wie er inmitten des „Stilllebens“ auf des Dichters Schreibtisch steht, als weihegebendes Symbol. Freilich gehört zu diesem genius loci — und das scheidet Salus und die Seinen von den älteren Brüdern in Apoll ebenso symbolisch — auch das Stück Stillleben, das an jener Stelle folgt:

Ein Cigarettlein auf seinem Fuß,
noch warm von meinem Hauche
schickt ihm empor den Opfergruß —

Dabei sind übrigens Vers und Sprache so rein, klar, treffsicher und auch in kunstvolleren Strophen, wie in dem prächtigen Gedicht „Das Leben. An Arthur Fitger“, und da, wo er bloße Virtuosität spottend parodiert („Der Reimkünstler“), so mühelos, als hätte er sich geflissentlich bei dem strengsten Alten in die Zucht gegeben, um dann emanzipiert ihn auch zu meistern. In Summa: Saluti salutem!

W. Br.

* * *

Die stetig wachsende Vervollkommnung der auf der Photographie beruhenden mechanischen Vervielfältigungsarten, die immer entschiedener auf ihr höchstes Ziel, die Wiedergabe der natürlichen Farben eines Gegenstandes in der Natur oder eines Kunstwerkes durch den photographischen Apparat, zusteuert, hat für die Verbreitung kunstgeschichtlicher Kenntnisse und die daraus erwachsene

Förderung und Läuterung des ästhetischen Genusses bereits so unendlich viel gethan, daß eine Steigerung ihrer Wirksamkeit kaum noch zu erwarten war. Und doch rastet der Wetteifer der deutschen Kunstverleger nicht! Man kann fast sagen, daß in dem Grade, als die künstlerische Vollendung der photomechanischen Verfahren wächst, auch die Wohlfeilheit der auf diese Art hergestellten Kunstblätter zunimmt. Wenigstens wird diese Behauptung durch eine kürzlich erfolgte neue Veröffentlichung des weltbekannten Verlags von Franz Hanfstaengl in München gerechtfertigt: **Die Meisterwerke der königl. älteren Pinakothek in München.** In einem stattlichen Quartbande finden wir auf 164 Seiten 230 Kunstdrucke nach den hervorragendsten Gemälden der berühmten Sammlung, also fast den fünften Teil ihres Gesamtbestandes, vereinigt, wobei der Preis so niedrig bemessen ist, daß auf jede Reproduktion noch nicht vier Pfennige kommen. Wer die Münchener Pinakothek auch nur einmal flüchtig besucht hat, der wird sich erinnern, daß sich die empfangenen Eindrücke an vier oder fünf Glanzpunkte knüpfen: an die Bilder der altdeutschen Schule mit Albrecht Dürer an der Spitze, der hier mit den gewaltigsten seiner Schöpfungen, den vier Aposteln und Evangelisten, vertreten ist, dann an Rubens und van Dyck, an ein paar ausgezeichnete Rembrandts, an die niederländischen Genre- und Landschaftsmaler des siebzehnten Jahrhunderts und an die sevillanischen Gassenbuben von Murillo, in denen der Humor dieses sonst so sehr weltlichen Dingen abgeneigten Meisters wohl seinen Höhepunkt erreicht hat. Die italienische Schule tritt dahinter trotz Raphaels köstlicher Madonna Tempi und eines Jünglingsporträts, trotz einiger guter Bilder von Tizian, Paul Veronese und anderer Venetianer an Zahl und Bedeutung zurück. Es ist selbstverständlich, daß diese charakteristischen Eigentümlichkeiten der Münchener Pinakothek auch in der Hanfstaenglschen Sammlung von Nachbildungen in den Vordergrund treten. Trotzdem ist die Auswahl aber so geschickt getroffen worden, daß der Beschauer einen zusammenhängenden Überblick über die Geschichte der Malerei in allen Ländern von dem ersten Viertel des fünfzehnten Jahrhunderts bis zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts, von den Schülern der van Eyck bis auf Greuze, Balthasar Denner und Angelika Kauffmann erhält. Auf gewissen Sondergebieten der Malerei, so z. B. der italienischen Malerei des fünfzehnten Jahrhunderts und an Werken Rembrandts, kann sich die Münchener Pinakothek mit dem Reichtum der Galerien in Berlin und Dresden nicht messen. Dafür hat sie aber den unschätzbaren Vorzug, daß man nirgendwo anders in Deutschland Dürer, Rubens und van Dyck so gründlich kennen lernen kann wie in ihren Sälen und Kabinetten. Rubens zumal ist durch Meisterwerke aus allen Epochen seiner künstlerischen Thätigkeit vertreten. Selbst die Kaiserliche Galerie in Wien, die zunächst in Betracht kommen würde, besitzt keine Werke von so gewaltigem dramatischen Pathos wie das „Jüngste Gericht“ und der „Höllensturz der Verdammten“. Diese Meister sind denn auch in der Sammlung der Zahl ihrer Bilder nach am stärksten vertreten. Im übrigen aber ist das Hauptgewicht bei der Auswahl auf Mannigfaltigkeit und Abwechselung gelegt worden, und da die Reproduktionen fast ausnahmlos von tadelloser Klarheit und von ungewöhnlicher Wärme des Tones sind, bereitet der Sammelband einen wirklichen ästhetischen Genuß. Möge der Hanfstaenglsche Verlag in seinem verdienstlichen Popularisierungswerk fortfahren und uns aus seinem reichen Vorrat von Originalaufnahmen ähnliche handliche Übersichtswerke der Galerien in Dresden, Berlin, Kassel, Amsterdam, Brüssel, Wien, London u. s. w. bescheren! A. R.



Redaktion unter Verantwortung von Dr. Adolf Glaser in Berlin und Dr. Friedrich Düsel in Friedenau b. Berlin.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.



Die Rosen von Hildesheim.

Roman
von
Wilhelm Jensen.

II.

(Nachdruck ist untersagt.)

Rudolf Ostermant hatte sein Umfahren von Ort zu Ort mit einem seßhaft gebundenen Leben vertauscht. Beim Einbruch der Nacht brauchte er nicht mehr nach einem Schutzdach Umschau zu halten, gesicherte Kammer mit dem Lager drin erwarteten ihn im Erdgeschoß des Bischofshofes. Von der freigebigen Hand des Kanzlers war er auch mit anderer Kleidung ausgerüstet worden; er trug jetzt statt der Vagantenkutte ein Hemd, nicht im späteren Sinne, sondern aus einem inwendig mit Linnen gefütterten kurzen Rock bestehend, und hirschlederne Beinlinge, die in Knöchelschuhe ausliefen; gegen die Kälte schützte ihn ein auf der Schulter gehaftelter Mantel, ein kegelartig zugespitzter Hut deckte den Kopf. Das stand ihm höchst vorteilhaft; zum erstenmal enthielt sein Ledersäckel am Gurt dazu neben Kupferpfennigen silberne Schillinge und sogar einen unter dem Bischof Adelog mit seinem Bildnis und Widderhörnern geprägten Bockgulden. So konnte ihm die neue Lebensführung gefallen und that's in manchem auch; seine Schreibleistungen, wenngleich viel in Anspruch genommen, ließen ihm doch täglich Freistunden, besonders am Abend, und sein Geldbesitz setzte ihn in den Stand, sich öfter gleich den Domherren aus der Weinschenke des Stiftes vom Kellermeister „aufs Kerbholz" einen guten Trunk zu holen.

Lieber indes suchte er zu dem Zweck eine Schenkstube in der Stadt auf, obwohl es nicht unbedenklich für ihn war, dort beim Met- oder Weinbecher als einzelner mit den Bürgern und ihren stämmigen Söhnen in Hader zu geraten. Denn sein Aussehen und Behaben konnte den jungen Kleriker nicht verleugnen, und besonders in Hildesheim standen in jüngster Zeit die Goliarden bei den Gewerken übel angeschrieben. Nicht ohne triftige Gründe, sie hatten sich Gewaltthaten an angesehenen Meistern und Frechheiten an ehrbaren Töchtern herausgenommen, und manche waren von rückhaltlos dreinfahrenden Fäusten mit zerschlagenen Köpfen vor die Thore hinausgeworfen worden. Mannigfach häuften die Vaganten sich, zur Stadt- und Landplage, um so mehr, als sie nicht den weltlichen Gerichten unter-

standen. Das aber steigerte die Erbitterung der Bürger, und wo sie eines solchen Übelthäters in flagranti habhaft wurden, kümmerten sie sich nicht um sein Vorrecht, sondern übten möglichst kurzen Prozeß an ihm aus; sie begannen die Gemeinschaft ihrer Kraft wachsen zu fühlen, überall stieg ihr Selbstbewußtsein, innerhalb der Stadtmauern die Herren zu sein, gegen Übertreter der Satzungen nach eigenem Bemessen als Richter und Urteilsvollstrecker zu verfahren. Bei dieser feindlichen Gesinnung war's für einen jungen Kleriker nicht gerade ratsam, sich allein bei Nacht zwischen die Insassen einer städtischen Schenke zu begeben, doch Ludolf Ostermant war Furcht fremd, und er konnte starken Trunk vertragen, ohne in Gefahr zu kommen, daß er trunken von Sinnen gerate und unbesonnenen Streit herausfordere. Die Gewohnheit ließ ihn den Abend nicht einsam verbringen, er mußte Gesichter und Stimmen um sich haben, die er im Bischofshof nicht fand. Denn nach seinen Dienstleistungen bekümmerte sich der Kanzler nicht weiter um ihn, wie fast um niemand seines Hofes, verbrachte die Zeit bis zum Schlafengehen beinahe stets in den Gemächern des fremden weiblichen Gastes, den er bei Nacht aus Goslar mit sich gebracht hatte. Das war seltsam befremdend, die Köpfe der Diener wie selbst die der Domherren steckten sich manchmal darüber zusammen; niemand wußte zu deuten, welche Bewandtnis es mit der Unbekannten haben möge, nur die zu ihrer Bedienung bestellten Mägde, die allein sie zu Gesicht bekamen, verbreiteten den Ruf von ihrer jungen großen Schönheit und daß die Augen seiner bischöflichen Gnaden allemal mit jugendlicher Lebendigkeit leuchteten, wenn er zu ihr eintrete. In den Augen Ludolf Ostermants aber war bei seinem Zusammensein mit Konrad von Querfurt eine Wandlung vorgegangen: die unheimliche Scheu, die aus ihnen am ersten Tage seines Schreibdienstes geblickt, war völlig verschwunden. Wie am Abend im Kloster Ringelheim sah er wieder sicher zu dem hin- und herschreitenden Kanzler auf und schrieb mit ruhiger Hand das ihm Vorgesprochene nieder.

Feierlich, mit reichem Gepränge fand jetzt in der Kathedrale die Bischofsweihe des seit Jahren „Erwählten von Hildesheim“ statt; der große Raum faßte die Menge der zudrängenden Stadtbewohner nicht, deutlich zu Tage trat's, daß ihre Zahl sich in jüngster Zeit durch Zuzug aus näherem und fernerem Umkreis rascher als vordem vermehrt habe. Besonders wanderten vielfach aus Westen her Flamänder ins Bistum ein, aufs Land wie in die Stadt an dem flandrischen Zeug ließ sich's erkennen, das die Bürger mit Vorliebe zur Kleidung zu nutzen begannen; sein festes Gewirk gab den im Dom Angesammelten ein stattlich-kräftiges Aussehen. Von draußen fiel klare Sonne auf große Kostbarkeit des Münsters, Stiftungen der letzten Bischöfe zu Ehren der Jungfrau Maria, hohe, mit Glastafeln verschlossene Fenster. Sie setzten sich aus zahlreichen kleinen Scheiben zusammen, die eine Fülle buntfarbiger Darstellungen aus der heiligen Geschichte darboten; erst wenige deutsche Kirchen waren im Besitz solcher wunderbare Wirkung übenden Zierde. Denn die Sonnenstrahlen warfen dadurch leuchtende blaue, rote und goldene Lichter ins Innere des Domes; dazu klangen vom vergoldeten Glockenturm herab mächtigen Halles die Schläge der Cantabona, und die Glocken aller übrigen Kirchen und Klöster fielen mit ihrem Geläut ein, wie sich die edelsteinfunkelnde bischöfliche Mitra auf den Scheitel Konrads von Querfurt niedersenkte.

Ein von diesem mitgebrachtes Handschreiben Papst Cölestins hatte den Dompropst Herbord zur Vornahme der Weihe und Infulierung bevollmächtigt und beauftragt; doch etwas Ungewöhnliches geschah vor der feierlichen Handlung, indem der „Erwählte“ von der Stufe des Thrones aus mit lauter Stimme verkündete, der heilige Vater habe ihm die Zusicherung gegeben, falls ihn der Fortgang des Lebens zu einer noch höheren geistlichen Würde berufe, solle die Annahme einer solchen seiner Entscheidung freistehen. Das klang fremdartig, wider kirchliche Sitte und Herkommensordnung, unverstanden zwar von der großen Mehrzahl des Volkes, weil es in lateinischer Sprache geredet worden; doch der alte Dompropst stutzte einen Augenblick, und seine schon gehobene Hand sank wieder herunter. Aber dann vollführte er im Namen des Papstes Cölestin dessen Auftrag, als geweihter Bischof ließ Konrad von Hil-

desheim sich auf den Thronsessel nieder und erteilte allen im Dom Versammelten seinen oberhirtlichen Segen. Prunkvoller Zug geleitete ihn in' seine Residenz zurück, dessen Räume zahlreiche Gäste eines nachfolgenden festlichen Mahles erfüllten.

Als mit dem Herankommen der Dämmerung die Teilnehmer an diesem Mahle den Bischofshof verlassen, ward dem allein zurückgebliebenen Wirt der Besuch des Dompropstes Herbord gemeldet, der den Hinweis auf sein Alter als Entschuldigung genutzt hatte, von der Tafel wegzubleiben. In froher Weinlaune trat Konrad ihm mit dem Gruß entgegen: „Es erfreut mich im innersten Gemüt, mein Vater, daß du diesen Tag nicht zum Schluß gehen ließest, ohne deine Gegenwart noch deinem Schüler zu vergönnen, an dem du heute im buchstäblichen Sinne des Wortes wie im übertragenen dein Werk gekrönt hast. Die Diener sollen Kerzen entzünden, damit ihr Licht mir gestattet, deine ehrwürdigen Züge deutlich zu gewahren."

Er faßte nach der Handschelle, doch der Ankömmling fiel ein: „Meinen alten Augen ist zu heller Glanz nicht wohlthuend; wenn es deiner bischöflichen Gnade gefällt, belasse sie in diesem Zwielicht. Dagegen bitte ich dich um die Erlaubnis, mich vor dir zu setzen, der heutige Tag hat mir die Kraft etwas erschöpft."

Rasch zog Konrad ihm einen Sessel herbei, auf den er sich niederließ; in seinen Worten hatte sich Innehalten der Förmlichkeit dem ihm Vorgesetzten gegenüber mit einem sorgenvollen Ton der Stimme verbunden. Sein ehemaliger Zögling erwiderte jetzt: „So wandelt sich mir die Freude zur Betrübnis um, daß du um meinetwillen, dich hierher bemühend, der dir nötigen Ruhe und Schonung entsagt hast."

Der Alte versetzte: „Ja, um deinetwillen bin ich gekommen. Dem Gebote des derzeitigen Hauptes unserer christlichen Gemeinschaft nachfolgend, habe ich heute die hohe Würde, zu der du erkoren worden, mit der Segnung durch die göttliche Weihe bestätigt. Zum Hirten deiner Herde stehst du erhoben, und es spricht die Satzung der Kirche, du bist ihr anvermählt, gleichwie der Mann dem Weibe durch das Sakrament der Ehe, unlöslich, bis daß der Tod euch voneinander scheide."

Da der Dompropst innehielt, entgegnete der neue Bischof: „Du wiederholst, mein Vater, was du im Dom zu mir geredet."

„Aus deinem Mund aber erklang an der heiligen Stätte zuvor den Hörern anderes —"

„Ich sprach, was der Pontifex maximus mir vor der Weihung zu sagen verstattet hat. Er ist der Erleuchtete über uns, dem der höchste Ratschluß Gottes offenbart liegt, und niemand darf sich einer Prüfung seiner unfehlbaren Deutung desselben vermessen. Nach seinem Geheiß habe ich im Dom geredet."

Still blieb's, der Dompropst Herbord schwieg eine Weile. Dann hob er wieder an: „In diesem Monat hat der Papst Cölestin sein neunzigstes Lebensjahr vollendet. Es steht zu erwarten, daß er nach der Ordnung des Naturlaufes bald aus der irdischen Welt abscheiden und ein Nachfolger den Thron der Christenheit besteigen wird. Denn die irdische Hülle des Priesters ist vergänglich, ewig bleibend nur die heilige Satzung der Kirche. Doch dem Wandel unterliegt auch sie, Bischof Konrad, in ihrer Auslegung durch den Mund auf dem Stuhle Petri. Als ein Sakrilegium kann dieser verurteilen, was jener als dem göttlichen Willen gemäß erkannt, und nicht wankende Stütze verleiht allein unser Bewußtsein, jede Verlockung abweisend, dem uns eingeschriebenen Gesetz wandellose Treue bewahrt zu haben."

Fast nächtliches Dunkel war allmählich in den Raum eingefallen, den nun, rasch erwidernd, die Stimme Konrads von Querfurt durchklang: „Warum erfüllst du deine Vorstellung mit den Bildern der Vergänglichkeit und des Todes, mein Vater? Es harrt unabweisbar die Steinplatte des Grabes unserer als das Thor der Ewigkeit, doch des Himmels Bestimmung hat uns die Tage des Daseins auf der Erde zum Leben und zum Wirken verliehen. Komm mit mir, Geliebter, ich will deinem Blick ein erfreuendes Bild des Lebens darbieten, wie du es noch nie mit den leiblichen Augen gewahrt hast."

Der Sprecher entzündete am Kaminfeuer

eine Kerze, erfaßte die Hand des Alten und führte ihn mit sich in die Nebenstube. Hier hieß er ihn einige Augenblicke warten, während er sich durch eine Thür weiter begab; aber rasch zurückkehrend, sprach er: „Ein Schein des Lebens zwar nur ist's und dennoch dieses selbst, aus dem Schlaf eines Jahrtausends aufgewacht und, dem Schoß der Erde entstiegen, wieder zum Licht emporgetaucht, wie es noch jetzt unverändert in seiner göttlichen Herrlichkeit atmend unter uns wandelt. Schaue an und bewundere, Geliebtester!"

Er öffnete die Thür, aus der er hervorgetreten, ein kleineres, von bläulichen Flammen an den Wänden brennender Harzpfannen erhelltes Gemach that sich auf, in dessen Mitte sich ein mannshoher Holzsockel vom Boden erhob. Auf ihm stand emporgerichtet der Inhalt der großen Lade, den Konrad von Sicilien her über die Alpen bis nach Hildesheim mit sich geführt und am Abend seines Einzuges in den Bischofshof mit der Beihilfe seines neuen Schreibers hier aufgestellt hatte. Doch keine Leiche war's, wie es die vom Wein und Mondlicht verworrenen Sinne Ludolf Ostermant schreckensvoll vorgetäuscht, sondern die in Lebensgröße aus schneeweißem Marmor gebildete Gestalt eines jungen Weibes von wundervoller Schönheit. Ihr rechter Arm fehlte, und auch sonst zeigte der Stein da und dort Entstellungen durch zertrümmernde Brüche, allein das Gesamtbild war in seiner Wirkung nicht dadurch verringert. Die linke Hand hielt das von den Schultern und der einen Brustwölbung leicht herabgesunkene weichfaltige Gewand; in mädchenhafter Haltung stand sie mit ein wenig vorgeneigtem Kopf, voll jungfräulicher Anmut in jeder Linie. Unter dem gewellt zurückfließenden Haar sahen Gesichtszüge von holder Lieblichkeit hervor, schmalschläfig, wie vom zarten Schmelz erster Jugend überdeckt; nur die ungestirnt leeren Augenhöhlen rührten mit dem Gefühl der Leblosigkeit an, sonst hätte man geglaubt, sie müsse sich regen und vom Sockel herabsteigen können. Nichts Selbstbewußtes, siegreich Stolzes und Gebietendes sprach aus dem Bildnis, nur das Hoheitsvolle idealer Weiblichkeit; augenscheinlich war's keine Darstellung einer Juno, Minerva oder Diana, auch nicht einer Venus, sondern wohl eine der Grazien oder Horen, vielleicht eine unbeflügelte Psyche, ein nach langer Verschüttung vom Erdreich des alten Großgriechenlandes wieder herausgegebenes Kunstwerk.

In den leuchtend darauf ruhenden Augen Konrads mischten sich schönheitssinnige Bewunderung und Stolz, daß er es auf so weiter, beschwerdevoller Reise unversehrt bis hierher gebracht, und nach einer Pause andächtigen Schweigens kam ihm jetzt von den Lippen: „Was empfindest und sprichst du, mein Vater? So hat deine schildernde Beredsamkeit mir ehedem hier die Einbildungskraft des Knaben mit der göttlichen Vollendung der Werke des Altertums erfüllt, und so stellt heute dein Schüler dir zum erstenmal eine Bewohnerin des Olympus leibhaftig vor deine Augen."

Auch der Angesprochene hatte, von dem Unerwarteten, nie Gesehenen überrascht, in schweigsame Anschauung versunken gestanden. Nun wendete er den Kopf und erwiderte: „Anderes bedünkt mich die Vorstellung der Phantasia, die sich aus den Schriftüberlieferungen an den klassischen Gestaden der alten Welt zum Gewinn unserer Geistesbildung ergeht, anderes eine Wiedergabe, die den Sinnen leibliche Wirklichkeit vorhält. Es mag dies wohl das Werk eines kunstbegabten Bildners der Vorzeit sein, dessen Meißel es nicht zu verargen ist, da er in heidnischer Unwissenheit der rechten Erkenntnis noch nicht teilhaft geworden und nicht zu werden vermocht, und so mag man den Irrtum seiner falschen Götterverehrung wohl zum Gedächtnis und als Zeugnis jener unchristlichen Vergangenheit der Nachwelt aufbewahren. Doch an anderer Stätte, will es mir geboten erscheinen, denn es ist ein Götzenbildnis, dem nicht die Zuflucht im Hause eines Bischofs zukommt."

Ein wenig von Unmut überflog die Züge des Hörers. „So gieb dem Bilde den Namen Marias, der Gebenedeiten."

Den Arm emporhebend, nicht zu einer deutenden Bewegung der Hand, doch nach der Richtung des unverhüllten Busens der Marmorgestalt, entgegnete der Dompropst: „Dein Mund redet nicht ernsthaft wie der meinige; die lange Andauer deines Festmahles hat dich nicht in die Verfassung des

Geistes gesetzt, die der Erwägung zu eilig vorgebrachter Worte günstig ist, sonst würdest du erschrocken sein, ein anderer Hörer möchte sie als eine Blasphemia zu deuten vermocht haben. Doch ist, was du bis hierher als Überrest des Heidentumes mit dir geführt hast, nur ein Scheingebild aus Stein, das nicht mit gleicher Gefährdung droht, wie wenn es aus lebendigem Fleisch und Blut gebildet wäre und verbotene Herberge unter deinem Dache fände."

Konrad von Querfurt machte eine unwillkürliche Bewegung. „Was veranlaßt dich, solcher, wie du es benennst, größeren Gefährdung Erwähnung zu thun?"

„Ein Ruf, der an mein Ohr gedrungen, du habest bei Nacht einen Gast weiblichen Geschlechts in dein Haus eingeführt, der es bis heute nicht wieder verlassen."

„Wenn der Ruf Wahrheit spricht — ist jemand in Hildesheim, dem ich Rechenschaft dafür schulde?"

Der geistliche und weltliche Oberherr des Bistums war's, dem die Antwort im Stolzbewußtsein seiner höchsten Stellung in einem scharfklingenden Ton entfahren, doch sein Untergebener entgegnete ruhig: „Es ist keiner auf Erden über der Satzung der Kirche, die Rechenschaft von ihm fordert." Und einen Finger der Rechten aufhebend und langsam hin und her bewegend, wie er es ehemals manchmal als Scholaster vor dem Knaben in der Domschule gethan, setzte er hinzu: „Konrad, Konrad, nimm dich in acht! Mit hohen Gaben des Geistes bist du reich bedacht worden, aber dazu ist dir eine gefährliche Mitgift der Phantasia in die Wiege gelegt, die auf Irrpfade verlockt und Gebote des Gewissens von dem verderblichen Gesange der Sirenen übertönen läßt. Du hast mich nicht zu deinem Beichtvater erwählt, doch um deines Seelenheiles willen bitte ich dich, vor mir mit dem Munde zu bekennen, wer das junge Weib ist, bei dem du lange Stunden allein verweilst, und was dich bestimmt hat, es wider die Vorschrift unter dein Dach aufzunehmen?"

Nur in einer flüchtigen Anwandlung aufwallenden Gefühls seiner Überordnung war Konrad die letzte unmutige Antwort vom Munde geraten, jetzt umspielte ihm ein leichtes Lächeln die Lippen bei der Erwiderung: „Der Bischof von Hildesheim verbleibt immer dein Zögling, mein Vater, und würde jeglicher Forderung, die du an ihn zu richten als deine Pflicht erachtest, gehorsam willfahren. Doch es hat mich die Fügung des Lebens nicht allein zu diesem Amt, sondern auch zu dem des kaiserlichen Kanzlers berufen, den es mit Bedauern erfüllt, dir andere Antwort verweigern zu müssen, als daß du diejenige, nach der du gefragt, gleichfalls mit dem Namen Maria benennen magst."

Eine Ablehnung war's in liebenswürdigster Form; um nicht weiter belästigt zu werden, so erschien's, hatte der Geistliche sich ebenfalls mit Pflichten, denen des Staatsmannes, gedeckt. Sein alter Lehrer entgegnete nichts mehr; stumm verneigte er sich vor dem ihm als Bischof und Reichsfürst Vorgesetzten und verließ das Gemach.

* * *

Wenn Ludolf Ostermant sich auf sein Nachtlager hinstreckte und die Augen zuschloß, tauchte ein Schein vor ihnen auf, wie wenn ihm ein Mondstrahl auf die Lider falle. Der ward heller und deutlicher, blieb kein ungewisser Glanz, sondern verdichtete sich aus leerem Gewoge zu einem festen Kern, der die Form eines Körpers gewann. Und dann stand vor dem allmählich von Bewußtlosigkeit Umdämmerten die weiße Marmorgestalt, die er bei nächtlichem Kerzenlicht mit dem kaiserlichen Kanzler unter morgenländisch bunten Tüchern hervor aus der Lade und auf den Sockel hinaufgehoben. Eine schwerwuchtende Last war's gewesen, für die eigentlich die Kräfte zweier Menschen nicht ausgereicht. Aber sie hatte die Arme mit einem Gefühl durchströmt, als ob sie ihnen über das gewöhnliche Maß erhöhte Kraft einflöße und selbst an ihrer Befreiung aus dem Sarge mithelfe. Täuschend verwandelte sich dem jungen Schreiber die starre Leichenkälte, die ihn im Kloster Ringelheim mit grausendem Schauder überkommen, zu einer sonnenhaften Wärme; ihm durchlief's das Blut, seine Hand richte keinen Stein von schultererdrückender Schwere, vielmehr einen weichen, lebendig-schmiegsamen Körper empor. Etwas bis dahin nie ähnlich von ihm Geschehenes, auch von keiner Vorstellung

Geschaffenes war's; so folgte ihm das Marmorstandbild in den Nachttraum hinein, und am Tage hafteten seine Augen auf dem Fenster des Gemaches, in dem er es mit geistigem Blick, doch wie leibhaft, stumm von dem Untergestell niederschauend, vor sich gewahrte. Vagantenblut schlug in seinen Adern, füllte sie mit ungebändigtem Lebensdrang, aber nicht minder durchflackerte es ihm den Kopf mit züngelnden Flammen einer Einbildungskraft, die er, weit mächtiger als in anderen Gehirnen, irgendwoher als Erbmitgift empfangen haben mochte; denn die große Mehrzahl der umfahrenden Goliarden hielt bei schrankenloser Mißachtung vorgeschriebener weltlicher Ordnungen mit rechnend nüchternen Sinnen ihren Trieb nur auf Befriedigung grober Genußsucht verwandt. Wohl nicht weniger Ungezügeltes, doch daneben ein weiter schweifendes und auch feineres Lustbegehren hatte die schöpferische Kraft des Lebens in Ludolf Ostermant gezeugt. Und jetzt war seine Phantasie ganz von einer traumhaften Vorstellung erfaßt worden, er müsse das Marmorbildnis, dem vor Jahrtausenden ein junges Griechenweib als Vorbild gedient, noch heute irgendwo ebenso von Antlitz und Gestalt lebend auffinden. Danach suchten seine Augen in den Straßen umher, trat er dann und wann unter nichtigem Vorwand keck in ein Haus hinein. Nichts seinem Verlangen Entsprechendes zeigte sich ihm, und durstgefaßt setzte er sich in die Schenke, mit dem Wahngeschöpf seiner Einbildung vor dem Blick Becher um Becher leerend.

Aber da geschah Übles. Eines Tages so von der bis zum Grund geleerten Weinkanne kommend, sah er aus einer Thür ein blutjunges Mädchen hervortreten: Jutta, die einzige Tochter des Sporenschmieds Herimann vom Hohenweg, war's, des Alten, eines der angesehensten Gildemeister von Hildesheim. Beim Gewahrnehmen des anmutigen Gesichtes aber schoß es Ludolf plötzlich vor die Augen, das sei die, nach der er suche; hurtig sprang er auf sie zu, umschlang, mehr als halbtrunkenen Sinnes, verwegen mit dem Arm ihren Nacken und küßte die Erschrockene, ehe sie sich zur Wehr setzen konnte, auf die Lippen. Nun kam sie aus ihrer Schreckbetäubung zu sich, rang umsonst, sich loszumachen, und rief um Hilfe. Aus dem Hause eilte ihr grauhaariger Vater herbei, in der Hand ein eisernes Werkzeug haltend, das er zum Schlag gegen den frechen Bedränger seiner Tochter aufhob. Doch zuvor versetzte dieser ihm mit der Wucht seiner jungen kraftvollen Stärke einen Stoß gegen die Brust, daß der Alte taumelnd sich überschlug und von einer steilen Böschung zur Seite der Thür herabstürzte; dort blieb er, mit dem Kopf auf harten Stein treffend, von Blut fließend, regungslos liegen. Nun aber stürmte andere Hilfe herbei, die Brüder Juttas und Bürgersöhne der Nachbarschaft; in einem Nu war Ludolf Ostermant von einem Dutzend wild zupackender Fäuste überwältigt und mit Stricken gebunden; ein dicht anschwellender Menschenhaufen erfüllte die Straße mit Geschrei: „Ein Vagant hat Herimann vom Hohenweg ermordet!“ Dem antworteten vielfache Rufe: „Legt ihn fest! — Laßt ihn nicht vors geistliche Gericht! — Die Stadtbürger allein geht's an! — Ruft alle Freien morgen bei Sonnenaufgang zur Malstelle!“

Ein Ausbruch der zornschnaubenden Menge war's, wie er bei der Übelthat eines fahrenden Klerikers von ihr zu erwarten gewesen, doch unvermerkt geschürt von solchen, denen der Anlaß willkommen zur Behauptung des beanspruchten Rechtes der Bürger fiel, über Totschlag auf offener Stadtstraße selbst nach altem sächsischem Vorväterbrauch Gericht zu halten. Der Vorgang glich dem Tropfen, der ein volles Gefäß zum Überlaufen gebracht. Jutta war zu ihrem Vater hinuntergeeilt, dessen reglosen Kopf sie auf ihre Knie gezogen hielt, während sie verworrenen Sinnes mit den von Abscheu erfüllten Augen nach seinem Mörder starrte. Sie sah diesen jetzt zuerst, denn bei seiner Gewaltthat an ihr hatte sie, die Lider zudrückend, nichts von ihm wahrgenommen; nun folgte ihr Blick ihm nach, wie er an Armen und Beinen davongeschleppt wurde, und ihre Stimme rief mit nach Rache, man solle ihn wieder töten, weil er ihren Vater getötet habe. Das trat in einen Widerspruch zu dem sanften Wesen ihres Gesichtes, dessen Züge in der That einige Ähnlichkeit mit denen des alten Marmorbildwerkes boten. Doch eigentlich nur die allgemeine einer jugend-

lichen Anmut; nebeneinander gestellt, hätten jedenfalls beide große Verschiedenartigkeit aufgewiesen. Die Antlitzlinien der Tochter des Sporenschmiedes hatten nichts Griechisches, kennzeichneten sie als von echter deutscher Blutsabkunft.

Wie Feuer unter einem Strohdach durchlief die Kunde von dem gegen Einbruch der Abenddämmerung Geschehenen die Stadt, drang auch bis zur Domburg und in den Bischofshof hinauf. Als eine Botschaft sehr widerwärtiger Art empfing Konrad sie, da sich ihr die Nachricht zugesellte, die in Wut versetzten Gilden und Zünfte wollten in der Morgenfrühe selbst das Urteil über den Verbrecher fällen und das — zweifellos auf Tod durch Erhängen lautende — sogleich vollstrecken. Das konnte allerdings der Bischof durch ein Machtwort verhüten, seinen Wehrmannen Auftrag gebend, den Schuldigen aus dem Stadtturmverließ hervorzuholen und ihn als seinem Richtspruch unterstehend zu erklären. Aber solche Gewaltmaßregel zu ergreifen, war er abgeneigt, sie diente fraglos dazu, die wilde Erregung in den Gemütern der Bürger noch stärker zu schüren, und das Trachten des neuen Fürsten ging vielmehr darauf hinaus, sie zu besänftigen. Es waren schwere Thaten, einem Greise wenn auch wohl unbeabsichtigt zugefügter Totschlag und an einer unbescholtenen Jungfrau verübte Gewalt, mit der altdeutsches Herkommen unnachsichtig zu Gericht ging. Das heischte strenge Sühne zur Beschwichtigung der empörten Volksmenge; ihr den Frevler gewaltsam zu entreißen, lud unvermeidlich ihren Haß auf den Anwender solches Mittels, führte möglicherweise sogar zu einer bewaffneten Auflehnung, wie sie bereits da und dort in stark herangewachsenen benachbarten Städten stattgefunden. Unmutig schritt Konrad von Querfurt in seinen Gemächern hin und wider; auch wenn er den Richtspruch an sich nahm, konnte er bei dem herrschenden Aufruhr kaum umhin, selbst ebenfalls ein Todesurteil auszusprechen, und das wollte er durchaus nicht, obwohl er über seinen Schreiber heftig aufgebracht war. Sein klug-anschlägiger Kanzlerkopf fand diesmal keinen Ausweg, ihm erschien's fast leichter, das Reich trotz allem inneren Hader seiner Fürsten besonnen zu lenken als zu störrischer Eigenmächtigkeit blind aufgestachelte Bürgerköpfe. So ging er lange ratlos auf und ab, dann sprach einmal ein plötzlich in seine Augen schießender Aufglanz, daß ein Gedanke ihm den Kopf durchfahre; er verließ rasch das Gemach und begab sich eilig durch einen langen Gang nach der anderen Seite des Bischofshofes hinüber.

Lärmend, mit heftigen Gebärden drängten schon vor Tagesanbruch die Städter zur Malstätte, wo in früheren Zeiten, vor der Festigung der bischöflichen Oberherrschaft auch in weltlichen Entscheiden, das alte Freiding abgehalten worden. Hier und da ertönte eine mahnende und warnende Stimme, nicht in das Recht des Fürsten einzugreifen; merkbar sprachen es Leute, die sich zu diesem Behuf zwischen der Menge verteilt hatten. Doch erfolglos; auch daß kund ward, der Missethäter sei ein Schreiber des Kanzlers, schreckte die Masse nicht, schien eher sie noch mehr aufzureizen. Kurz ward der Ratschlag des Dings beendigt, das einmütig auf gerechte Strafe des Henkens erkannte. Aber hinein fiel eine Botschaft, die, hastig laufend, atemlosen Mundes die Tochter Herimanns vom Hohenweg überbrachte, ihr Vater sei nicht wirklich getötet, sondern nur durch den Absturz bis vor kurzem in todähnliche Bewußtlosigkeit versetzt gewesen, doch jetzt zum Leben zurückgekommen. Das brachte sie, befangen von den vielen auf sie gerichteten Blicken, hervor, schlug einmal flüchtig die Augen nach dem in ziemlicher Entfernung von ihr gefesselt stehenden, sie nicht wahrnehmenden Verurteilten auf und fügte mit etwas stotternder Zunge ihrer Botschaft nach, sie sei gestern durch den Schreck so von Sinnen geraten, daß sie in die Rache- und Todrufe der anderen um sie her eingestimmt habe. Die Sache hatte durch die Wiederbelebung des alten Gildemeisters ein verändertes Gesicht angenommen; die Führer und Schürer der Volksbewegung wollten sich zwar von ihrem Vorhaben nicht abbringen lassen, doch die vorherigen Mahner erhoben jetzt lautere Stimmen, man solle den Gefangenen über die Domburg am Bischofshof vorbei zum Richtplatz führen, um zu erfahren, ob der fürstliche Herr keinen Einspruch gegen das Urteil des Dinggerichtes erhebe. Dem pflichtete die etwas

in unsicheres Schwanken geratene Bürgermehrzahl bei, ahnungslos, daß sie von Beauftragten des Bischofs dahingelenkt worden, und ein großer Schwall von Köpfen trieb dem St. Petrusthore zu. Sehr blassen Gesichtes folgte auch Jutta drein; nah an ihrem Hause ging's vorüber, in dessen Thür sie plötzlich hineineilte, wo ihre Hand auf dem Werkstatttisch hurtig nach einem feingeschärften Messer griff, das sie in der Kleidtasche barg. Dann kam sie schnell wieder hervor, um sich dem Zuge aufs neue anzuschließen.

Ein wundervoller Tag war's, äußerst lind für die Jahreszeit, denn ein weicher Wind trug Luft aus Süden her, und die Sonne schüttete Gold über den weiten Domplatz. Anrauschenden Wellen ähnlich, mit unterlaßlosem vielstimmig-verworrenem Geräusch, strömte die Volksmasse herzu, doch mählich dämpfte es sich leiser ab, angeborene Scheu vor dem Bannkreis des Domes bändigte die Zungen; nur ein einziger Ton ward dadurch vernehmlicher und dauerte gleichmäßig fort. Unheimlich klang es; im Turm der St. Godehardskirche zog jemand den Strick der Armesünderglocke, mit kläglichem Gewimmer ging das Geläut über die Köpfe des nun sich vor dem Bischofshof anstauenden Menschenhaufens hin. Er wich zu einem weiten Halbrund auseinander, in der Mitte freien Raum lassend, auf den Ludolf Ostermant hinausgeschoben wurde. Seine Hände waren mit dicken Tauen überkreuz zusammengeschnürt, aber er stand ruhig aufrecht, mit furchtloser Miene; nicht trotzig herausfordernd, sondern sich wohl seines in wüster Trunkenheit begangenen Frevels und daß er nach Recht dafür zu entgelten habe, bewußt; doch man sah, keine feige Bitte um sein Leben werde ihm vom Mund kommen. Den umflog sogar einmal kurz ein traumhaft lächelnder Zug, wie er die Augen nach dem Fenster aufhob, hinter dem sich unsichtbar die weiße Steingestalt barg.

Erwartungsvoll hielten alle Blicke sich nach dem Söller der Residenz gerichtet, daß der Bischof Konrad auf ihn heraustrete; allein die Thür blieb geschlossen und nichts regte sich droben. Dagegen that sich jetzt unten das Portal auf, unter dessen Bogenwölbung eine weibliche Gestalt erschien.

Seltsam überraschend, fremdartig hob sie sich aus dem Steinrahmen. Ihr Gesicht war nicht erkennbar, denn ein leichter, goldschimmernder Schleier überhüllte es, so zarten Gewirkes, als müsse er von Feenhand gewoben sein; nicht sein Stoff, nur der Glanz, den er um sich strahlte, wehrte dem Blick den Zugang. Doch ein Funkeln über der Stirn durchleuchtete ihn, dort umschloß ein Goldreif, mit Smaragden und Saphiren bedeckt, das dunkle Gelock. Nach der Jungfrauentracht der Zeit freigelöst, breitete sich das Haar unter dem Schleier hervor lang bis zu den Hüften herab, wie weich sich schmiegende Wellen und feinsten schwarzen Seidenflocken gleich, im Auffall der Sonne von einem bläulichen Schein überflogen.

Aber nicht das allein fesselte starr alle Augen, fast mehr noch die Kleidung, in der die schlanke Gestalt dastand. Die weiblich bräuchliche war's, als Untergewand fiel ein weißes, vielgefaltetes „Hemd" bis auf die Füße nieder, ein halblanges Oberkleid und ein vorn geöffneter Mantel vollendeten den Anzug. Doch das Hemd bestand aus glimmernder, wie von Perlmutterglanz rinnender Seide, unter dem Busen mit einem Türkisengürtel aufgerafft, und das gestickte, von goldener Borte umsäumte Obergewand schillerte in dem zauberischen Farbenspiel des Schmelzes einer Smaragdeidechse; darüber schlang sich der Mantel aus purpurnem Sammet, an der Innenseite mit Hermelinpelz ausgeschlagen. Von einer unglaublichen, fremden, in Hildesheim nie mit Augen gesehenen Pracht strahlte alles.

Kurz verharrte die Trägerin der wundersamen Kleidung auf der Thorschwelle, dann schritt sie gegen den zum Tode Verurteilten hinan, zog mit ihrer schmalen, wie aus Alabaster gebildeten Hand aus dem Gewand einen kostbaren, von Edelgestein funkelnden Dolch hervor und durchschnitt mit seiner scharfen Schneide den Strick, der die Arme Ludolf Ostermants gefesselt hielt. In jeder Brust umher stockte der Atemzug, wie sie schweigend ihr Werk vollbrachte.

Doch eine stumme Sprache redete daraus. Seit langem nicht in Hildesheim geübtes, aber uraltes Recht war's, daß eine Jungfrau so einen zum Richtplatz Geführten aus seinen Banden lösen und vom Tode erretten

konnte. Es sagte, sie vereinige ihr unbeflecktes Leben mit dem seinigen, reinige es damit und erwähle ihn zu ihrem Gatten.

Lautlos starrte die Menge noch, in deren vorderste Reihe sich Jutta gedrängt, die hastig zuckend etwas, nach dem sie mit der Hand gefaßt, unter ihr Kleid zurückbarg. Nur der Obmann des Dinggerichtes trat ungewissen Schrittes gegen die Befreierin vor und sprach sie an: „Bist du eine Jungfrau? Nach dem Brauch mußt du offen dein Gesicht zeigen.“

Einige Augenblicke blieb die Aufgeforderte ohne Bewegung, als ob sie nicht begriffen, was von ihr verlangt worden. Aber dann schien's ihr zum Verständnis zu kommen, sie hob die Hand und schlug den Schleier zurück.

Da erklang gleichzeitig ein Ausruf von hundert Lippen, doch übertönt ward er von einem Aufschrei Ludolf Ostermants, der, in das enthüllte Antlitz blickend, ausstieß: „Du bist's!“ und vor seiner Erretterin auf die Knie niedersank.

Denn was galt alle Pracht der Kleidung und Juwelen gegen dieses wundersame Angesicht? An alles Herrlichste am Himmel und auf der Erde gemahnte es: an die Morgenröte und an Sternenlicht, an süßen Frühling und an die Rose, in deren Kelch wie Demant der Frühtau liegt. Auf der Stirn thronte die Jungfräulichkeit in ihrem ersten Blütenzauber und in ihrer Hoheit; wie es Ludolf mit dem Schrei entflogen, waren es die Züge des seit tausend Jahren verschüttet gewesenen griechischen Bildwerks, aber nicht aus weißem Stein, in jeder holdesten Färbung des Lebens, die weichen Lippen atmeten, und gestirnte Augen leuchteten gleich dunklen Veilchen zwischen den Wimperstrahlen hervor. Edler, reiner und lieblicher vermochte keine Kraft der Einbildung ein junges Frauenantlitz zu erschaffen.

Das redete aus allen Blicken, die staunend, bewundernd auf ihr hafteten, neidlos selbst die der Frauen und Mädchen vor solcher unnahbar höchsten Schönheit ihres Geschlechtes. Stille wie im Dom bei heiliger Handlung lag über dem weiten Platz, nur der Obmann brachte stotternd vom Mund: „Ihr müßt — nach dem Brauch müßt Ihr durch lautes Wort gewährleisten — daß Ihr — Ihr Euch vermählen wollt —“

Die Angesprochene blickte ihn wiederum an, als suche sie erst nach einem Verständnis dessen, was er gesagt. Doch danach flog's mit einem glückseligen Aufglanz in ihre Augen, ein freudvolles, leis schelmisches Lächeln spielte um die Lippen, und sie wiederholte mit süßem Wohllaut der Stimme, doch fremden Klanges: „Vermäh—len — ja — vermäh—len.“

Da brach's unhemmbar wie ein einziger Jubelruf aus der umhergedrängten Menge. Alle hatten vergessen, weshalb sie hierher gekommen, was sie gewollt; sie sahen, hörten nur und huldigten besiegt, willenlos der Übermacht einer himmlischen Gewalt. Die junge Befreierin aber streckte jetzt ihre Hand nach der des vor ihr Knienden nieder; kurz besann sie sich, dann sagte sie: „Komm!“ richtete ihn empor und zog den wie bewußtlos Taumelnden mit sich in das Portal des Bischofshofes hinein. Im Augenblick, wie beide die Schwelle überschritten, schloß sich, von unsichtbaren, harrenden Händen bewegt, rasch das Thor, und alles war verschwunden.

Die vielköpfige Masse blickte ihr noch wie einer überirdischen Erscheinung nach, da und dort raunte ein weiblicher Mund: „Die heilige Jungfrau Maria selbst war's.“ Auch die Männer standen von dem Eindruck überwältigt, doch daneben wachte besonnene Erwägung in ihren Köpfen auf. Wenn auch rätselhaft unerklärbar, war's doch am besten, daß die Sache solchen Ausgang genommen. Die Bürger hatten sich in der gestrigen Erbitterung mit zu stürmisch erhitztem Blut übereilt, über einen Schreiber des Bischofs und kaiserlichen Kanzlers ohne dessen Verstattung Gericht abzuhalten, und da Herimann vom Hohenweg wieder ins Leben gekehrt, wäre eine Vollstreckung des Todesurteiles rechtlos und nicht mehr möglich gewesen. So fühlten sie im Grunde sich selbst durch günstige Fügung gleichfalls aus einer Verwickelung befreit, in der sie sich ausweglos zu verstricken gedroht, und diese Einsicht ließ sie als das vorteilhafteste erkennen, möglichst geräuschlos die Domfreiheit zu verlassen, um sich ruhig in ihre Häuser zurückzubegeben. Zweifellos erstarkte die Stadt durch ihre von Jahr zu Jahr anwachsende Bevölkerung mehr und mehr, aber es war noch zu früh, offen der oberherrlichen

Macht Trotz bieten, sie zur Anerkennung und Gewährung selbständiger städtischer Rechte nötigen zu wollen. Dazu gebrach's doch noch an nachhaltiger Kraft; die Ernüchterten empfanden, es würde dem Bischof ein leichtes gewesen sein, von gewaffneter Hand die bürgerliche Anmaßung zu nichte machen zu lassen, wenn er nicht einem friedlicheren Mittel zur Freimachung seines Schreibers den Vorzug gegeben hätte. Und sich vergeblich die Köpfe zerbrechend, wer die wunderbare Retterin des jungen Klerikers sein möge, zogen die Laien Hildesheims, innerlich mit dem Verlauf ihres heiklen Unterfangens einverstanden, durch das Petrusthor von der geistlichen Domburg wieder in ihre Stadt hinunter.

* * *

Ein bischöflicher Dienstmann hatte Ludolf Ostermants bei dessen Eintritt ins Thor geharrt, ihn sogleich in die von ihm bewohnte Stube geführt und davongehend die Thür hinter sich verschlossen. Der so in Sicherheit oder in Haft Gebrachte setzte sich geistesabwesend auf eine Wandbank und sah aus starr geöffneten Lidern nach dem Fenster, dessen geschlossene Luke keinen vollen Lichtzugang verstattete, doch einen Holzspalt durchschleichend, fiel ein goldener Strich der Sonne herein. Auf den blickte der junge Schreiber, ohne sich zu regen.

Seit gestern schon, die Nacht hindurch, und mit Gewißheit seit dem Urteilsspruch des Volksdings hatte er dem nahen Ende ins Auge gesehen, war plötzlich wie durch ein Wunder vom Himmel aus den Händen seiner erbitterten Bedroher vom Tode gerettet worden. Aber davon kam ihm nichts zum Bewußtsein, weder ein sich nach rückwärts richtender, mit Schauder anrührender Gedanke, noch ein beglückendes Gefühl der jähen Umwandlung, der Gegenwart. Er liebte die Sonne und den Wettersturm, den Becher und die Abenteuer, den kräftig raschen Herzschlag in seiner Brust, das Leben, und ein köstliches Geschenk war das ihm unverhofft zurückgegebene. Doch das alles trieb vorbei, ohne etwas in ihm zu wecken, keine Dankempfindung und keine Freudigkeit.

Er dachte überhaupt nichts, sondern sah nur. Seit Tagen hatte beständig die weiße Steingestalt vor seinen Augen gestanden, aber wie mit einem Schlage war sie verschwunden, ausgelöscht, er vermochte sich keine Vorstellung mehr von ihr zu machen. Oder das sagte nicht richtig, was geschehen war; sie war wohl noch da, nur unsichtbar, ein anderes Bild hielt sie verdeckt, vielmehr hatte sie sich in dies verwandelt. In eines, das ihre Züge mit den Farben des Lebens überflossen, die leeren Augenflächen mit anblickenden Sternen begabt, und nun war es nie ein Marmorantlitz gewesen, konnte nicht wieder zu farblos kaltem Gestein werden. In Wirklichkeit hatte es in der Mondnacht als eine Leiche vor ihm im Sarge gelegen, doch die Sonne war gekommen, die allmächtige, den Tod zum Leben aufweckende, und da stand es — das Wunder des Himmels.

Kein anderes Wort gab's dafür als nur dies eine; kein von einem bewußten Denken gebildetes war's, nur vom Gefühl, oder eigentlich von den Augen. So saß Ludolf Ostermant, es mit ihnen anschauend; die Armesünderglocke wimmerte nicht mehr, sondern die Cantabona hallte ihre melodischen Schläge herab; der goldene Strich im Holzspalt blaßte matter hin und erlosch. Die Thür ward geöffnet, Mittagsstunde war gekommen, jemand brachte Speisen ins Gemach und verließ es, die Thür wieder abschließend. Doch der junge Kleriker hörte es nicht, regte sich nicht, ließ die Schüssel unangerührt. Nur einmal veränderte er seine Stellung, ging schwankend dem Lager zu, streckte sich darauf nieder, schloß die Augen und sah.

Dann faßte eine Hand rüttelnd seine Schulter, Dunkel lag um ihn, doch lichtete sich von einem Schein, denn er stieg über helle Treppenstufen hinan. Warum und wohin, wußte er nicht, sein Fuß führte nur die Bewegung aus, die das Gebot eines anderen ihm vorschrieb. Die Helligkeit verstärkte sich einmal plötzlich, er stand in einem großen, von Kerzen erleuchteten Gemach, durch das ein Mann hin und her ging. Den hatte er schon irgendwo gesehen, aber nur als eine dunkle Erinnerung tauchte es ihm auf, aus fernüberdämmerter, lang vergangener Zeit.

Eine Weile durchmaß der auf und ab

Schreitende den Raum schweigend so vor ihm weiter. Nun indes hielt er an, trat auf ihn zu, und in den Kopf Ludolfs schoß die Erkenntnis, der Bischof Konrad sei's, in dessen Dienst er stehe. Doch verändert blickte das Gesicht ihm entgegen; das sonst fast stets drin wahrnehmbare Spiel heiterer Laune und duldsamer Betrachtung erschien von den Zügen abgefallen. Strenge war an die Stelle getreten, hielt die Brauen mit zornigem Unwillen zusammengezogen; so liebenswürdig der Blick des Kanzlers zu gewinnen vermochte, so furchtweckend, einer Stahlklinge ähnelnd, konnte er sich in andere Augen einbohren. Und harttönig sprach Konrad von Querfurt den vor ihm Stehenden jetzt an: „Mit unbedachtsamem Leichtsinn der Jugend habe ich Nachsicht. Die Welle ihres Blutes schlängelt sich nicht träg durch ebenes Land wie der Skamander, sondern stürzt ungestüm von der Felswand. Thöricht ist's, sie wider ihre Natur verkehren zu wollen, in Dämme bändigen, die sie zerbricht. Du aber bist nicht bedachtlos gewesen, du warest ein frecher Narr, ein blindes Tier. Durch Trunkenheit hast du dich der Vernunft beraubt, einer Jungfrau Schimpf angethan, einen Totschlag vollführt, den nur der Zufall verhütet. Das sind nicht Verirrungen junger Kraft, Frevel sind's am inneren Recht, dir und deinem Stand zur Schande. Als ein Erbteil schlechter Abkunft magst du's in dir tragen, unfähig, sie zu bessern; doch das verringert deine Schuld nicht, noch die Gerechtigkeit der Strafe, die ihr bemessen worden. In den Köpfen der Stadtbürger hat dein Thun die glimmenden Kohlen zu aufschlagenden Flammen geschürt; sie sind heute noch durch Klugheit gedämpft. Aber sie fühlen die Stärke ihrer Vereinigung, ducken sich nur zum Sammeln ihrer Kraft, und wohin sie, neu auflodernd, greifen werden, steht in niemandes Voraussicht. Das hast du mir, der geistlichen und weltlichen Ordnung, zugefügt. Ich hätte dich deinem verdienten Geschick überlassen sollen; was mich unverständig davon abgehalten hat, weiß ich nicht. Dann spielte der Wind jetzt mit deinem Gebein."

Nicht lauthallend, doch hörbar mit der Schärfe heftiger innerlicher Erregung hatte der Sprecher die kurz hervorgestoßenen Sätze, ohne auf ihre sonstige klassische Abrundung bedacht zu sein, vom Mund gebracht; sie hielten über den Schuldigen ein Gericht, dessen Spruch noch ausstand, aber keinem Zweifel unterlag. Zum erstenmal war Ludolf Ostermant aus seiner Sinnesverlorenheit zu sich, zu einem Begreifen des Geschehenen gekommen; Lebensdrang wachte in ihm auf, und die letzten Worte durchliefen mit kaltem Schauer seine Glieder, als würden diese an einem Balken vom Wind gerüttelt. Doch zu entgegnen vermochte er nichts; von dem, was ihm vorgehalten worden, konnte er nichts abmindern. Er hätte wohl sagen können, daß er nicht die Absicht gehegt, den Alten tödlich zu Fall zu bringen, sondern ihn nur im Rausch aus Notwehr gewaltsam von sich gestoßen habe. Aber dies erschien ihm überhaupt geringfügig, fast nichtsbedeutend gegen das andere, dessen er sich wirklich schuldig gemacht. Nicht die an Jutta Herimann verübte Gewalt war's — er hatte sich als Vagant schon öfter um das Sträuben einer hübschen Dirne nicht gekümmert —, aber daß er den Arm um sie geschlungen und sie als das belebte Wunderbildnis seiner Phantasie geküßt habe, damit, bedünkte ihn, hatte er ein Verbrechen, gleich einer Blasphemia, begangen, zu deren Sühne er mit Recht zum Tode geführt worden wäre. So stand er wortlos, niedergesenkten Blickes da, furchtgefaßt, den zornigen Augen des Kanzlers zu begegnen. Denn deutlich fühlbar war's der mehr als der Bischof, der den Stab über ihn brach; die unliebsame Aufstachelung der Bürger zur Anmaßung eigenen Rechtes fiel bei Konrad von Querfurt als schwerstes Gewicht in die Wagschale seines Urteiles. Er hatte sich fortgewandt und schritt wieder einigemal im Gemach hin und her; dann begab er sich gegen Ludolf zurück und sprach: „Das Geschehene kann auch Jupiter nicht ungeschehen machen. Strafe trifft den Thäter, nicht die That, dient zu keinem wirklichen Zweck. Du hast mir im Schnee Handleistung gethan, die ich dir heute vergolten; wir sind wett, du gehst mich nicht weiter an. Des Dienstes bei mir bist du ledig; begieb dich wieder zu deinen Goliarden, für anderes bist du nicht brauchbar. Man wird dir das Thor öffnen, damit du sogleich die Stadt verlassen kannst. Wenn die Brüder

der Tochter des Gildemeisters dich morgen noch betreffen, schütze ich dich nicht mehr. Nicht hier und nirgendwo in meinem Bistum; nutze die Nacht, über seine Grenze zu gelangen."

Das Blut war dem Landesverwiesenen zu weißer Blässe aus dem Gesicht gewichen. Alles vergessend, brachte er nur, mit halbgelähmter Zunge stammelnd, in deutscher Sprache hervor: „Ich soll von hier fort — Eure Gnaden stößt mich aus Eurem Land —?"

Der Bischof machte eine kurze Kopfbewegung. „Das heißt, auch aus deinem — ich besinne mich, du sagtest es. Willst du mir vorhalten, daß ich mein Landeskind verjage?" Er schwieg ein paar Augenblicke, fuhr dann aber fort: „Du hast mir bei Nacht den Weg ins Kloster gewiesen, ich will dir das Gleiche thun. Wo bist du zur Welt geraten?"

„Unweit von der Winzenburg."

„So gehörst du vermutlich dem Kloster Lamspringe an. Ich will dir eine Schrift an den Propst Gerhard geben, ob er dich in Dienst und Zucht aufnimmt. Wie heißt dein Geburtsort?"

„In Hildolfshusen bin ich als Knabe aufgewachsen."

Ludolf Ostermant beantwortete die Fragen mit dem Mund, ohne Denken; alles in ihm verging unter einem einzigen schreckvollen Bangen.

Der Kanzler wiederholte: „Hildolfshusen? Was ist das?"

„Ein kleines Dorf im Bergwald, nach Eurer Gnaden Wort zum Kloster Lamspringe gehörig."

Der Blick Konrads von Querfurt nahm alles gewahr. Er trat rasch zu einem Kerzenträger hin, dessen Lichtflamme zu hoch aufschweifte, und blies sie aus. Sich wieder umwendend, verblieb er noch kurz auf dem Platz, nur seine Augen hielten sich nach dem jungen Kleriker hinübergerichtet. Dann kehrte er zu diesem zurück und fuhr in dem unterbrochenen Verhör fort: „Du sagtest — was war's? — im Bergwald. Wer sind deine Eltern?"

Als ein ungewöhnlicher Klang kam's aus seinem Mund, denn, wie die Antworten Ludolfs in die Volkssprache verfallend, stellte auch er die Frage auf deutsch, und so ging jetzt die Wechselrede weiter.

Etwas zögernd versetzte der Befragte: „Mein Vater trug den Namen Thiedolf vom Busch."

„Warum dann heißt du Ostermant?"

„Ich glaube, er war's nicht in Wirklichkeit."

„So bist du ein Mantelkind, das im Ostermonat die Welt erblickt?"

Nach uraltem sächsischem Herkommen nahm ein Ehemann ein Kind, das nicht sein eigenes war, doch das er gleich solchem anerkennen wollte, zur Kundgabe und Bestätigung dieses Willens vor Zeugen unter seinen Mantel.

Da Ludolf schwieg, fügte der Bischof drein: „Lebt dein Mantelvater noch?"

„Nein, er ist früh gestorben. Für mein Gedächtnis früh, er stand wohl an Alter weit über meiner Mutter."

„Und du bliebst bei ihr? Welchen Namen führte sie? Ich meine, von welcher Abkunft war sie?"

„Ich war klein, doch weiß es noch, einmal hörte ich das Wort ‚hold' sprechen, ohne zu verstehen, was es bedeute. Erst später erfuhr ich's, da ward es mir zu einem mit meiner Mutter. Und dann vernahm ich auch, es gehöre ihr zu."

„Was heißt das?"

„Sie hieß so, ihr Name war Holda."

Konrad von Querfurt sah dem Antwortenden ins Gesicht, doch nicht mehr mit der strengen Schärfe des Blickes von zuvor. Nach einem Schweigen erwiderte er langsam: „Du scheinst im Gemüt besser zu sein als deine gestrige That, ein guter Sohn, dessen Herz an seiner Mutter hängt."

„Ich that's, solang sie lebte."

„Ist sie — solang sie lebte, sagst du —"

„Mir steht's vor, sie war wohl zu zart für den rauhen Wald, drin wir hausten, und man begrub sie auch beim Kloster Lamspringe, als ich noch ein Knabe war."

„Da warest du ein ganz Verlassener."

In den Zügen des Bischofs stand zu lesen, seine Beurteilung Ludolf Ostermants habe sich mehr und mehr zu dessen Gunsten verändert. Ihn stehen lassend, schritt er wieder auf und ab, in stummes Nachdenken versunken. So geraume Zeitlang, daß es

fast schien, er habe die Gegenwart des jungen Mannes vergessen und seine Gedanken seien von wichtigeren Angelegenheiten abgezogen worden. Aber dann hielt er einmal, sich plötzlich umwendend, an und sprach:

„Deine Jugend hat kein Vater behütet, und auch deine Mutter konnte dir den ins Blut gelegten Ungestüm nicht zügeln, denn sie starb. Du warest ein zwiefaches Waisenkind in der Wildnis des Lebens, nicht zu harter Verdammung geschaffen, sondern zum Mitgefühl. Wie ist es geschehen, daß du zum Kleriker wurdest?"

„Der Propst Vero, des heutigen Vorweser, nahm mich ins Kloster, drin ich Küchendienst leistete. Dann, als ich heranwuchs, glaubte er mich zu anderem fähig und gab mir Unterricht in der lateinischen Sprache, bis er verschied. Da duldete die Äbtissin mich nicht länger im Kloster der Schwestern und —"

Konrad fiel ein: „Und du wurdest zum Vaganten, wie ich dich im Schneewald antraf. Nicht aus Zufall, vielmehr durch Fügung Gottes, ich erkenne es jetzt; was der Propst Vero an dir begonnen, sollte ich weiterführen, so nahm ich dich in meinen Dienst. Der Bischof kann dich, vorderhand wenigstens, nicht darin belassen, doch dein Landesherr verstößt dich nicht mehr, seitdem ich dich näher kennen gelernt."

Mit roter Lebensfarbe war das Blut ins Gesicht Ludolf Ostermants zurückgeflossen, er warf sich auf seine Knie, und die des Kanzlers mit den Händen umfassend, stammelte er: „So darf ich hier bleiben — Eure Gnade behält mich —"

Nun wechselte Konrad von Querfurt die bisherige Sprache, versetzte wieder in lateinischer: „Ich muß in Erwägung ziehen, was am besten geschieht; verlasse morgen den Bischofshof nicht, damit du dich in der Stadt keiner Gefahr aussetzest. Deine Freudigkeit redet von einem Drange deines Inneren, nicht von mir zu gehen; ich habe dich herb angelassen und fügte dir Unrecht zu. Dessen macht sich schuldig, der erkenntnislos im Zorn verdammt; vergieb mir's und beschwichtige, was meine Heftigkeit über dich gebracht." Der mild Sprechende streckte die Hand nieder, mit der er ein paarmal, gleich seinen Worten beschwichtend, leicht über das Scheitelhaar des Knienden hin und wider glitt; dann fuhr er fort: „Steh auf, und die Nacht bringe dir guten Schlaf, daß die Erinnerung an gestern und heute von dir absinke wie ein Traum. Ich habe jetzt Pflichten nachzukommen. Deine Sprache hat mich überrascht, du drückst dich besser als die meisten in deutscher Zunge aus, sie kommt ungewöhnlich aus deinem Munde, so daß sie fast wohllautend im Ohr tönt. Die Gabe magst du wohl von deiner Mutter empfangen haben, da auch der Klang ihrer Stimme hold gewesen."

Ludolf Ostermant hatte sich aufgerichtet, aus strahlenwerfenden Augen blickte er vor sich hinaus, wiederholte jetzt: „Wie ein Traum — nein — Wirklichkeit war es, hoher Herr — du sagst's, von deiner gütigen Fügung ist sie mir geschehen. Aber wem führtest du dazu die Hand — denn kein Traumgebild war's — das löst die Arme nicht von Fesseln —"

Einfallend antwortete der Bischof: „Meiner Niftel Maria, die ich bei mir herberge, dankst du deine Befreiung. Ich bat sie darum, und sie willfahrte mir, denn ihr Herz ist weich, das dir drohende Schicksal rührte sie zum Mitgefühl."

Ein freundlicher Handwink verabschiedete den so unverhofft wieder in Gnade Aufgenommenen, doch er blieb noch stehen und brachte stotternd hervor: „Sie hat mein Leben gerettet — es gehört ihr — nach dem alten Recht hat sie es mir — und bin ich ihr dafür schuldig, was sie —"

Die Züge des kaiserlichen Kanzlers hatte bisher, auch nachdem sein Zorn sich in sanftere Regung umgewandelt, ein ernster Ausdruck überlagert gehalten. Jetzt zum erstenmal umspielte seine Lippen ein Lächeln, mit dem er entgegnete: „Sie ist anspruchlos und fordert nichts von dir, du schuldest ihr nichts als Dank. Vielleicht kannst du ihn bewähren, das will ich weiter in Erwägung ziehen. Nun geh und lege dich zum Schlafen, Ludolf Ostermant. Der Vorsehung Wille war's, daß ich gut machen solle, was deine Geburt an dir gefehlt hat. Richtet nicht, spricht das Evangelium, auf daß ihr nicht gerichtet werdet. Des Kanzlers Auge war verschlossen und der Bischof mußte es ihm öffnen. Ich segne dich aus der Befugnis,

die mir der Himmel verliehen. Bewähre dich meiner väterlich gnädigen Gesinnung würdig, morgen lasse ich dich rufen."

* * *

Die Lindheit und Schönheit der Witterung erhielt sich fort; wie schon seit bald zwei Jahrhunderten glimmerten die Bildwerke der ehernen Domthüren im Sonnenlicht, und Goldstrahlen umringelten die hochragende Gedächtnissäule des heiligen Bernward, ein Nachbild der in Rom vor der Basilica Ulpia zu Ehren des Cäsar Trajanus schon vor tausend Jahren aufgerichteten Säule. In den Städten um den Harz und am allerfrühesten in Hildesheim war zuerst, bereits im Anfang des elften Jahrhunderts, der Trieb zur Nachahmung der bildenden Künste des Altertums aufgewacht, und die Phantasie des Domschülers Konrad von Querfurt, sein Sinn für Schönheit von Formen mochten daraus junge Nahrung gezogen haben. Nicht von Stein, sondern aus Erzguß badeten sich die Thürplatten und die Säule in der Sonnenflut, die auch über das Zweiggeflecht der wilden Rose hinfloß. An dem ließen sich verstohlene Ansätze zu Frühlingssprossen erkennen, doch nur winterlicher Glanz ohne Sommerwärme war's, was auf sie fiel, und die Knospen blieben ohne Regung in Schlaf und Traum.

Gegenüber lag der Bischofshof, einer Burg gleich oder mehr noch einem stolzen Fürstenschloß, denn auch in solchen Bauten war Hildesheim den übrigen im Reich vorangegangen und Prachtliebe seiner Bischöfe bedacht gewesen, ständig an ihnen weiter zu bessern und zu verschönen. Getreppte Giebel, Söller und betürmte Erker wehrten einer Einförmigkeit des Baues, schufen ihn zu einem vielgestaltig wechselnden Bild. Wo dies äußerlich durch Häufung des Schmuckes am meisten den Blick auf sich zog, barg sich dahinter auch das am reichsten ausgestattete Gemach des Bischofshofes. Die Wände waren mit flamändischen Thonfliesen getäfelt, auf denen gefärbte Wappen, Tier- und Pflanzenbilder eingegraben standen; Teppiche überdeckten vollständig den Estrich, bunte Kissen die Seitenbänke einer großen Fensternische, die, um eine Stufe höher als der übrige Raum, gleichsam wie eine kleine Thronkammer in ihn herabsah. Selbstverständlich war das Gemach eine caminata oder Kemenate, sogar mit zwei Kaminen versehen; von der Decke hing ein kerzenbesteckter Kronleuchter herab, und gleichartige Armleuchter streckten sich glitzernd an den Wänden vor. Auf einem Tisch standen allerhand zierliche Schmuckkästchen, daneben lag eine geöffnete Elfenbeinkapsel, aus der ein kleiner metallener Handspiegel, von fein ausgeschnitzter Umrahmung eingefaßt, aufblinkte. Ein Tischchen in der Nische dagegen funkelte und sprühte im hellen Vormittagslicht förmlich von Glanz, den ein Schachzabel mit seinen draufstehenden Figuren um sich warf. Die Felder des Spielbrettes wechselten mit eingelegten Gold- und Silberplatten, und die Gestalten darauf bestanden aus Elfenbein und Ebenholz, die hellen oben mit leuchtenden Saphiren, die schwarzen mit Rubinen gekrönt. Sie stellten eine eigentümliche Durcheinandermischung der im Morgen- und Abendland bräuchlich gewordenen Figurenbilder dar. Die Rochen behaupteten noch ihren Ursprung als indische Streitwagen, dagegen hatte französische Mode den Schach und seinen Vezier zum König und zu seiner Dame, der Königin, umgewandelt. Nach deutschem Brauch erschienen die Springer als zu Roß sitzende Ritter, während die Läufer, englischem Vorbild folgend, zu Bischöfen geworden waren; die roh aussehenden Bauern in plumper Tracht hießen Wenden oder Sorben, die deutsche Mißachtung der slavischen Volksstämme ausdrückend; sie ragten fast fußhoch auf, von den anderen noch um das Doppelte an Höhe übertroffen. Die Kreuzzüge hatten schon seit einem Jahrhundert das Schachspiel nach Europa gebracht, wo es jedoch erst durch die Hohenstaufer, die sich ihm mit besonderer Vorliebe hingaben, einen allgemeinen Aufschwung genommen, so daß seine Kenntnis an ihren Höfen zu den Erfordernissen feiner Geistesbildung zählte.

In dem Fensternischenraum auf der kissenbelegten Bank saß vor dem Schachzabel die Befreierin Ludolf Ostermants, die Konrad von Querfurt ihm wie dem Dompropst Herbord Maria benannt, und bewegte einige der aufgestellten Figuren zu hin und wider

wechselnden Zügen der lichten und der dunkelfarbigen. Sie trug keinen Schleier jetzt, und das schmale, frei zur Schau gebotene Antlitz erschien noch jugendlicher; ihr Alter konnte kaum erst das sechzehnte Lebensjahr überschritten haben. Als sie aus dem Portal des Bischofshofes hervorgetreten, hatte auf ihrem Gesicht ein wenig angenommene Würde gelegen, doch nun sprach nichts daraus als eine unsagbare, beinah noch kindlich-mädchenhafte Lieblichkeit. Sie trug eine Hauskleidung, aber auch die war anders als sonst Frauentracht in deutschen Landen, von seltsam farbenreicher Pracht und gleichfalls nicht dem bräuchlichen Zuschnitt gemäß. So saß sie da, an einen märchenhaft gefiederten, von Käfigwänden eingehegten fremdländischen Vogel erinnernd; manchmal suchten die dunklen weichen Haarwellen sich vom Scheitel herabzudrängen, dann strich ihre Hand sie mit einer Bewegung voll natürlicher Anmut hinter den goldenen Stirnreif zurück.

Die von ihr auf dem Schachbrett ausgeführten Züge ließen annehmen, daß sie den Gang der Figuren und die Regeln des Spieles kenne, doch sichtlich befanden ihre Gedanken sich nicht recht dabei, schweiften mit den bald hierhin bald dorthin gehenden Augen ab. Aus denen leuchtete es in den Wintertag wie ein ganzer Frühling von tief dunkelblauen Blüten, doch auch ein Ausdruck, der den Vergleich mit einem fremden Vogel noch zutreffender machte. Wie ein solcher, der sich aus einem Käfig in die freie Weite hinaussehnt, sah sie umher, zumal wenn ihr Blick durchs Fenster auf die draußen von der Dommauer niederrieselnden Sonnenstrahlen traf. So im Glanz lag dort alles, als müsse es auch von köstlicher Wärme überflossen werden.

Sie stand auf, und wie sie von der Stufe herunterhüpfte, war's auch dem Schweben eines fittichgetragenen Vogels ähnlich, der dem aufgewachten Drang nicht länger widerstehen konnte; doch hatte sie sich wie andere Menschen auf zwei Füßen bewegt, die unter dem Seidenbrokat des Gewandes zum Vorschein gekommen, mit fast nur sandalenartigen Schuhen aus einem überaus weichen roten Leder bekleidet. Die Ränder derselben aber umzog eine sonderbare, aus ineinander greifenden Quadratlinien sich zusammenreihende Silberborte, und den weiten Ausschnitt über dem Reihen füllte ein mit seltsamen Pflanzen farbig besticktes schmiegsames Goldgewirk.

Rasch nun ging sie einer kleinen Thür zu, öffnete diese und trat auf einen Söllervorbau hinaus. Draußen indes empfing die Dezemberluft sie nicht nach dem Anschein von innen; hier lag kalter Schatten, in dem es ihr sichtbar die Glieder mit einem frostigen Gefühl überlief. Es war doch besser, drinnen im warmen Käfig zu bleiben; eine Bewegung zeigte, daß sie zurückkehren wolle. Aber da klang von unten ein Geräusch auf, das sie dennoch den Fuß noch weiter vorsetzen und den Kopf über die Söllerbrüstung hinausbeugen ließ. Und wie ein Vogel bei ungewohntem Anblick, blieb sie in der Stellung und hielt die Augen hinuntergerichtet.

Hufschlag verursachte das Geräusch, ein kleiner Trupp von Reitern, ungefähr ein Dutzend, näherte sich dem Bischofshof. Die Mehrzahl trug schwere ritterliche Panzerrüstung, nur wenige Knappen in schienenbesteppten Lederröcken, mit topfartigen Eisenkappen auf dem Kopf, folgten drein. Als Vorderster der Schar aber ritt einer, der sich durch seine Erscheinung völlig von den übrigen abhob. Auch durch seine Größe, er überragte alle anderen wohl fast um Hauptlänge.

Ein noch jugendlicher, kaum mehr als zwanzigjähriger Mann war's, äußerst kraftvollen, beinah ungeschlachten Wuchses, blondhaarig, mit hellblauen, trotzig blitzenden Augen. Das alles bekundete zweifellos deutsche Abkunft, seine Tracht dagegen wies nach Frankreich und dort aufgekommenen vornehmen Ritterbrauch hinüber. Eng umschloß ihm vom Hals bis zu den Füßen den ganzen Körper ein aus feinen Stahlringen ineinander geflochtenes Panzerhemd, von dem sich eine gleichartige Eisenkapuze, ebenso fest anliegend, den Nacken und Kopf bis zur Stirn bedeckend, heraufschlug. Über dem Rüstkleid trug der Reiter einen kurzen ärmellosen Rock von blutroter Farbe, der nämlichen, die das Grundfeld seines Schildes zeigte, auf dem sich ein goldener Löwe zum Sprung anschickte; ein brauner Bärenpelzmantel, nur unter dem Kinn mit einer Spange geheftelt, doch nach vorn offenklaffend, hing von den Schultern zurück. Es besagte, der Träger brauche nicht andere

Erwärmung als die ihn vom eigenen feurigen Blut durchfließende; ein mächtiges zweihändiges Schwert steckte an seinem Gurt. So vereinigte sich in ihm ein Doppelwesen von unbändiger deutscher Kraft und äußerem fränkisch-höfischem Gebaren. Zu sehen war's, diesem entgegen müsse sein Sinn und seine Zunge schroff-ungeschmeidig sein; als eine Verkörperung männlicher Stärke bot er in gewisser Weise einen schönen Anblick dar, doch keinen einnehmend-gewinnenden. Obwohl nichts Verstecktes, keine Falschheit aus seinen Zügen sprach, konnten sie weder Zutrauen noch Zuneigung erwecken, flößten ein Gefühl ein, als gleiche er dem die Tatze zu wildem Zuschlag bereithaltenden Wappentier seines silbernen Schildes.

Beim Heranreiten den Bischofshof ins Auge fassend, als ob er die Festigkeit der Mauern prüfe, glitt sein Blick auch über den Söller und traf auf das Gesicht der sich neugierig von der Brüstung Vorbeugenden. Kurz stutzte er, doch hob dann schnell den dunkelglimmernden Eisenarm und winkte hinauf. Die Handbewegung war wohl auch von höfisch-gewandter, einer Dame huldigender Art, aber aus dem Begleitblick der Augen flammte etwas so verwegen Haftendes, sich Einbohrendes, daß unwillkürlich das ins Freie herausgeschlüpfte zauberische Vöglein droben davor zusammenschrak und eilig in seinen reichen Käfig zurückflüchtete. Der Reiter hielt noch das Gesicht nach dem leergewordenen Söller verwandt, dann schwang er sich vom Roß und ließ sich bei Seiner bischöflichen Gnaden anmelden. Wie er die Treppe emporstieg, schütterten die Stufen unter seinem Tritt.

Merkbar weniger der Hildesheimer Bischof als der kaiserliche Kanzler war's, der den unerwarteten Ankömmling empfing. Mit gemessenem Anstand sich vor einem vornehmen Herrn verneigend, begrüßte er ihn in deutscher Sprache: „Ich wußte nicht, daß Ihr Euch zur Zeit im Reich aufhieltet, Herr Graf von Poitou."

„Mir erging's gleich mit Euch, Herr Bischof. Ich glaubte Euch fern im Süden und vernahm erst unterwegs von Eurer Anwesenheit in Eurem Bistum. So ritt ich Hildesheim nicht vorüber, wie ich es sonst gethan hätte."

Auch aus der Sprache des Antwortenden, obwohl die deutsche unverkennbar die ihm von der Geburt mitgegebene war, kam ein französisch-normannischer Anklang; augenscheinlich zwang er sich gegen seine Natur zur Beobachtung höflicher Formen.

Konrad von Querfurt erwiderte ebenso artig: „Ihr laßt mir damit eine Auszeichnung zu teil werden. Vergönnt mir, Euch in meinem Hause niederzulassen. Euch bringt auch der Weg vom Süden her; führt er Euch nach Braunschweig?"

„Nach Lüneburg, wo mein Bruder sich gegenwärtig hält; es sind Jahre vergangen, seitdem ich nicht hier im Lande war, seit meines Vaters Tod. Ihr seid hoch gestiegen in der Zeit; es geziemt sich, einem Nachbarn von solcher Bedeutung die Ehren zu erweisen."

Beide hatten sich gesetzt, Konrad entgegnete mit einer kurzen, von leichtem Lächeln begleiteten Verneigung. Die letzte Äußerung hatte sich beflissen, eine Ehrerbietung des Jüngeren vor dem Älteren, dem Bischof und kaiserlichen Kanzler auszudrücken, aber ein Ton war hindurchgeklungen, als ob der letztere Empfänger einer Ehre sei, die ihm ein hoch über ihm Stehender zu teil werden lasse. Zungengewandt lenkte Konrad von Querfurt das Gespräch auf die rauhe Jahreszeit, von der das Reisen beschwerlich gemacht werde, doch sein Besucher fiel ein: „Mich deucht's bei Euch wie in der Provence; ich sah beim Kommen, die Rosen blühen an Eurem Hause im Winter."

Ein kurzer Blick des Kanzlers überflog das Gesicht des Sprechers, er versetzte: „Ihr meint den Rosenstock am Dom, Herr Graf; die Sonne drauf täuscht, erst im Frühling wird er zur Blüte kommen. Als ich hierher gelangte, deckte tiefer Schnee ihn zu —"

Ohne abzubrechen, erzählte er weiter von der Schneenacht, in der er sich bei seiner Herkunft verirrt habe, obwohl der andere ihm mit merkbaren Zeichen von Gleichgültigkeit und Ungeduld zuhörte. Als er endlich innehielt, stieß jener mit einer ungestümen Plötzlichkeit die Frage hervor: „Sind Eure Nachrichten über die Gesundheit der Majestät des Kaisers befriedigend, Herr Bischof?"

Der Befragte entgegnete: „Eurer Nach-

frage zu Dank, Herr Graf; meine Nachrichten vermöchten nicht günstiger zu lauten."

„Ich vernahm, er solle in Apulien von einem Fieberanfall betroffen sein. Das machte mich besorgt."

„So beglückt es mich, zu Eurer vollen Beruhigung verbürgen zu können, daß solches Gerücht und Eure Besorgnis auf einer durchaus unbegründeten Täuschung beruht. Des Kaisers Majestät gebot nie über unerschütterlichere Kraft als gegenwärtig."

Der „Graf von Poitou" Benannte erhob sich mit einem Ruck vom Sitz, daß die Ringe seines Panzerhemdes klirrten. Auch der kaiserliche Kanzler stand auf; um die feinen Lippen spielte ihm ein Ausdruck von Geringschätzigkeit, als ob sie nach innen sprächen: Du bist ein plumper Bär. Laut aber fragte er: „Ihr wollt doch nicht schon wieder aufbrechen, Herr Graf?"

„Die Wege nach Lüneburg sind noch weit und schlecht, ich könnte bei längerem Verweilen im Schnee stecken bleiben wie Ihr." Der Antwortende setzte den Fuß vor, doch fügte er, den Kopf drehend, lachenden Tones hinzu: „Was für einen fremden Vogel haltet Ihr Euch denn droben im Käfig?"

Mit verwunderter Miene sah Konrad ihn an. „Ich verstehe nicht, wovon Ihr redet."

„Beim Anritt nahm ich auf dem Söller ein junges Weib gewahr, dessen Haar und Augen nicht aus unserem Land stammen und wie man es im Hause eines Bischofs nicht anzutreffen erwartet."

„So müssen Euch diesmal Eure Augen getäuscht haben, Herr Graf, daß sie Besonderes an einer dienenden Magd zu sehen vermeint; vielleicht befindet sich eine in meinem Hause, die wendisches Blut in sich trägt. Wie's wohl in Eurer letzten Bemerkung lag, ist der Blick eines Bischofs nicht gewöhnt, auf die äußere Gestaltung von Frauen acht zu geben."

Dem jungen Ritter schoß das Blut rot zu Kopfe, seine Zunge war außer stande, sich mit der des Kanzlers zu messen. Ohne etwas zu erwidern, stampfte er heftig mit dem rechten Fuß auf den Boden, daß sich sein großer Goldsporn in dem Teppich verwickelte und erst mit starkem Ruck, einen klaffenden Spalt durch das Gewebe reißend, sich draus losmachen konnte. Kurz drauf niederblickend, stieß er vom Mund: „Entschuldigt, ich glaubte, ich hätte mein Roß schon unter mir. Meine Zeit drängt. Gehabt Euch wohl!"

Konrad von Querfurt versetzte mit artigster Liebenswürdigkeit: „Ich bedaure, daß Ihr Euch verfingt, doch Ihr hinterlaßt mir damit ein schätzbares Angedenken an die Ehre Eures Besuches. Nehmet den Segen des Bischofs mit Euch auf Eure Weiterreise, Herr Graf."

Um wenige Augenblicke später schwang dieser sich drunten wieder in den Sattel, wandte das Gesicht noch einmal dem Söller zu und ritt mit seinem Gefolge davon; er mußte wegkundig in Hildesheim sein, denn ohne Zögern schlug er die Richtung zum Petrusthor ein.

Hinter ihm trat der Kanzler auf den Vorplatz hinaus, wo er einem wachthaltenden Wehrmann gebot, den Reitern nachzufolgen und in Obacht zu nehmen, ob sie vorm Stadtthor den richtigen Weg nach Lüneburg zu einschlügen. Dann begab er sich in das Gemach zurück, heftete die Augen auf das Loch im Teppich und sprach vor sich hin: „Vestigia leonis — non convenit — ursi vestigia."

Um den Mund spielte ihm ein Anflug zum Lächeln bei den Worten, doch verschwand es gleich wieder; seine Stirn hatte sich umwölkt, geraume Zeitlang schritt er, in Nachdenken vertieft, hin und wider, bis der Wehrmann mit der Meldung zurückkehrte, der Reitertrupp habe sich vorm Thor nicht gegen Norden gewandt, sondern sei auf der östlichen, nach Braunschweig zu führenden Straße fortgeritten. Der Empfänger der Nachricht nickte: „Gut, du kannst gehen"; allein geblieben murmelte er halblaut: „So viel Geheimhaltung hat er doch vom Alten gelernt. Aber seine Nachbarschaft gefällt mir für diese Zeit nicht." Einen Augenblick stand er noch, verließ dann den Raum und durchschritt den langen Gang, der zur anderen Seite des Bischofshofes hinüberführte. Seine Hand klopfte an eine Thür, durch die ein heller Ruf zurückscholl: „Tritt ein!" und er trat in das Gemach der jungen Dame ein, die ihn freundlich lächelnd mit dem Gruß: „Salve!" empfing, dem sie „Gu—ten Morgen, Oheim!" nachfügte.

Das that sie in der nämlichen Art, wie sie auch drunten auf dem Platz etwas unsicher die deutschen Worte vom Munde gebracht hatte, die hörbar nicht die ihrer Muttersprache waren; doch merklich gab sie sich Mühe bei ihrer möglichst deutlichen Hervorbringung und freute sich dran. Noch eigentümlicher aber stand ihr die lateinische Rede, nur daß sie dieser zweifellos vollkommen mächtig war. Das fand schwerlich zum anderenmal im Reiche bei einem jungen Mädchen statt, mit Ausnahme der vom irdischen Leben abgewandten geistlichen Klosterschwestern. An eine solche jedoch gemahnte sie noch weniger als durch die farbenfrohe Gewandpracht mit dem Ausdruck ihres Antlitzes. In dem lag ein wenig Unbefriedigtes, aber gewiß kein weltflüchtiges Begehren.

Auch der Bischof Konrad bediente sich ihr gegenüber, wie bei einem Kleriker, der lateinischen Sprache, doch in etwas anderer Weise als sonst, indem er die deutsche Respektsanrede „Ihr“ nicht mit dem altrömischen „Tu“, sondern mit „Vos“ wiedergab; diese Übertragung war, wenn auch unlateinisch, im Verkehr niedriger Gestellter mit hoch an Stand und Würden Übergeordneten aufgekommen, hier indes bei dem halben Kinde klang es aus dem Munde des dreimal älteren mächtigen Kanzlers und Bischofs eigentlich widersinnig oder wie eine unwillkürliche Huldigung vor dem Zauber so hoher Schönheit. Sonst benannte er sie wechselnd „Domina“, „virgo“ und „mea lepida“; das entsprach den bräuchlichen deutschen Anreden „Herrin“, „Jungfrau“ und „mein holdes Kind“.

Die Umwölkung der Stirn des Kanzlers hatte sich etwas vermindert, doch wie ein Schattenwurf lag es noch auf ihr. Eintretend erwiderte er auf den ihm gebotenen Gruß: „Ihr habt gute Nacht gehabt, hoffe ich. Hegt Ihr einen Wunsch, dessen Erfüllung in meiner Macht steht, Jungfrau, so bitte ich Euch, ihn mir zu nennen.“

Sie deutete durchs Fenster. „Ich wünschte, die Sonne käme zu mir herein, oder ich könnte zu ihr hinaus.“

Doch er schüttelte den Kopf. „Das kann ich nicht erfüllen, es ist zu kalt draußen für Euch; Ihr müßt Euch gedulden, bis der Frühling kommt.“ Einen Augenblick hielt er an, eh er hinzusetzte: „Ihr habt Euch schon zu sehr ausgesetzt, seid unbehutsam gewesen, Kind, und auf den Söller hinausgetreten — ich meine, Ihr hättet Euch erkälten können.“

Lachend warf sie ihr dunkles Gelock zurück. „Ja, Eure Luft hier ist seltsam, Oheim, die Sonne übt Trug. Doch woher wißt Ihr's? Standet Ihr auch draußen und saht mich frieren?“

Konrad von Querfurt erwiderte nicht auf die Frage, sondern streckte die Hand nach den Schachfiguren, die er in ihrer Ordnung aufstellte. Dazu sagte er: „Beliebt es Euch zu spielen?“

Nickend setzte sie sich ihm in der Fensternische gegenüber.

Nun faßte er eine der elfenbeinernen Figuren und fragte: „Wie heißt der?“

Rasch antwortete sie auf deutsch: „Der Kö-nig.“

„Und diese?“

„Der Vezier — nein — Ihr sagt die Kö-ni-gin.“

Der Kanzler sprach jetzt ebenfalls deutsch weiter: „Wißt Ihr auch den Namen von dieser, Jungfrau?“

„Die seid Ihr sel-ber, mein O-heim, der Bisch-of.“

Durch die Zahl der Figuren ging's fort, und sie wußte alle richtig zu nennen. Konrad äußerte lobend: „Ihr lernet leicht und sicher, Domina, so schwer manches Wort Eurer Zunge fallen mag. Wenn's Euch gefällt, so laßt uns spielen. Die Weißen, bedünkt mich, sind die Hohenstaufer.“

Überraschend wär's für einen Zuhörer gewesen. Der kaiserliche Kanzler und Bischof von Hildesheim verweilte unverkennbar täglich Stunden hindurch hier im Gemach, um einem jungen Mädchen Unterricht in der deutschen Sprache zu erteilen, und nutzte als ein bedachtsamer Lehrer auch das Schachbrett für seinen Zweck.

Hurtig griff die alabasterzarte Hand Marias nach den Elfenbeinfiguren. „Da gebt mir die Weißen, mein O-heim!“ Und ein wunderbares Lächeln ging über ihre Züge.

Geduldig fügte der Bischof sich, daß sie die Aufstellung umordnete, sagte nur: „So muß der Kanzler wider seinen Kaiser streiten, das wird ihm schwerlich zum Gewinn verhelfen.“

Sie begannen das Spiel; nach einigen Zügen fragte seine Gegnerin: „Wie nennt Ihr denn die Schwarzen, O-heim?“ Die Aussprache des letzten Wortes bereitete ihr stets Schwierigkeit.

Er antwortete: „Auf sie wird wohl am besten der Name ‚die Welfen‘ zutreffen.“

„Die Wel-fen — was ist das? Sind es Wölfe?“

„Die Worte klingen sehr ähnlich, Jungfrau, und Ähnliches bezeichnen sie auch. Beide stehen sie immer auf der Lauer, daß Hirt und Hund ihre Herde nicht in sicherer Obhut halten. Eurer Zunge wird's leichter fallen, sie ‚Guelfen‘ zu heißen.“

„Die Guel-fen — von denen habe ich schon gehört. Sind das auch die Wel-fen? Die sind arg. Sie lieben nicht die Ghibellinen und die Hohenstaufer.“

Eigentümlich war's, wie leicht und klar sie das letzte Wort hervorbrachte, von dem anzunehmen gewesen, es müsse ihr schwer fallen; nur sprach sie's eigen mit dem Ton auf den ersten Silben wie die „hohen Staufer“ aus.

Der Kanzler entgegnete leichthin: „Ihr aber, so scheint's, liebt sie eher, Kind.“

Da ging's wie die Sonne über Marias Antlitz, aus ihren Augen sprühte es wie Amethystgeleucht, auflachenden Übermuts rief sie: „Ihr seid ein Guelf, O-heim — hütet Euch vor mir — ich bin ein Ghibelline!“

Die Warnung war berechtigt, beim Fortgang des Spieles stellte es sich heraus. Mit der schönen Hand führte sie auf dem Goldbrett ihr weißes Heer wie ein alter Feldherr; ihre Königin vor allen gewann, wohin sie schritt, den Sieg. Eine Weile noch, dann konnte sich der Kanzler, der das Reich lenkte, auf dem Schachzabel gegen das Kind nicht länger behaupten. Geschwind ihre Königin weit über die glimmernden Felder schwingend, rief sie triumphierend: „Der Wel-fen-fürst ist matt — er muß das Knie beu-gen vor dem hohen Staufer.“

Ein Anflug von Verdruß überhuschte die Züge des Bischofs, daß er trotz aller seiner Klugheit und dem ernstlichen Bestreben, sie zu nutzen, sich gegen das junge Ding nicht zu wehren vermocht. Allein sein Mißmut schwand rasch, und er sagte lächelnd: „Ihr habt das Spiel von Kindheit auf erlernt und seid die Domina. Und zumal, wenn Ihr den Adler wider den Leuen führt, kann der nicht stand halten.“

Die junge Siegerin wiederholte: „Den Leu-en“; dann verfiel sie plötzlich in lateinische Sprache zurück, offenbar weil sie etwas zu sagen beabsichtigte, was sie auf deutsch nicht gelenk auszudrücken wußte, und fügte hinterdrein: „Ihr wißt doch, Oheim, daß ich ungehorsam gewesen und in die kalte Luft draußen hinausgetreten bin. Da habe ich einen Ritter mit einem Löwen auf dem Schild vorm Haus anhalten gesehen. Wer war das? Er hat mir nicht gefallen.“

Einige Augenblicke schien's, als sei der Kanzler unschlüssig, ob er die Frage beantworten oder, sie kurz übergehend, das Gespräch auf anderes ablenken wolle. Allein dann erwiderte er: „Otto von Braunschweig war's, Jungfrau, der jüngere Sohn des im Vorjahr verstorbenen Herzogs von Sachsen, Heinrichs des Löwen; er kommt vom Süden Frankreichs her und reitet zu seinem Bruder Heinrich, dem jetzigen Herzog von Braunschweig-Lüneburg. Seine Mutter war eine Schwester des Königs Richard von England, des wilden, den man Löwenherz nennt, und seinem Vater in die Verbannung durch den Kaiser Friedrich nachfolgend, ist er am Hofe seines Oheims aufgewachsen; der liebt ihn, als von gleicher unbändiger Art mit ihm, und gedachte, ihn zum König von Schottland zu erheben. Doch gelang das nicht, drum belehnte er ihn mit seinen fränkischen Landen Poitou und Aquitanien, der König Philipp hat manch Übles davon befahren.“

Die Zuhörerin hob unwillkürlich den Kopf und sprach fragend nach: „Philippus rex?“

„Der König Philipp von Frankreich. Bei einem Ritterspiel soll er eine Wette mit dem König Richard gemacht haben, da dieser gesagt, sein Schwestersohn werde noch einmal des Reiches Krone tragen. Was Otto von Braunschweig zur Zeit nach Deutschland bringt, weiß ich nicht; er sprach bei mir vor, um Erkundigung nach der Gesundheit des Kaisers einzuziehen. Doch giebt's auf der Welt kaum einen, der diesen und die Hohenstaufer mehr haßt; nicht allein, weil sie das mächtige Reich seines Vaters zu kleinem Trümmerstück zerbrochen haben, auch weil der Kaiser Heinrich ihn lange

Zeit als Geisel und Bürgen für die Treue des Löwen in Gefangenschaft gehalten. So habt Ihr vorhin den Obersten der Welfen mit Augen gesehen, Domina, und ich glaube wohl, daß er Euch, ohne Wissen, wer er sei, nicht zu gefallen vermocht."

Die Art, in welcher der Sprecher sich ausführlich über die zur Rede gelangte Persönlichkeit ergangen hatte, war die eines Lehrmeisters gewesen, der jeden geeigneten Anlaß wahrnahm, eine ihm anvertraute Schülerin zu unterrichten; wie zuvor in der deutschen Sprache, so jetzt über die Verwandtschaftsverhältnisse und Angehörigen des welfischen Herzogshauses. Der Kanzler erhob sich nun, trat ans Fenster und blickte auf die lichtbeglänzte Dommauer hinaus. Dann äußerte er, wieder den Kopf umwendend, in scherzendem Ton:

„Ihr beklagtet Euch, mein Kind, als ich kam, daß die Sonne Euch hier nicht besuche, sondern unbegreiflicherweise mehr Vorliebe für die Wand drüben bezeige. Das ist sehr einsichtslos von ihr gehandelt, doch ich kann es leider nicht ändern, sie nicht zu Euch hereinnötigen; selbst der Kaiser und der Papst Cölestin wären dazu außer stande, sonst würde ich meine Boten an sie absenden, mit der Bitte, ihr Befehl zu erteilen, daß sie Euren Wunsch erfülle. So muß ich nachsinnen, was ich für ihn zu thun vermag, denn ich fühle gar wohl mit Euch, Ihr müßt in diesen Gemächern gegen Mitternacht die Sonne unleidlich entbehren. Es ist erforderlich, daß Ihr andere Räume bewohnt; welche mir dazu am besten geeignet erscheinen, werde ich Euch kundthun, wenn ich am Abend mich um die gewohnte Zeit zur Lehrstunde bei Euch einfinde. Gestattet mir, Euch jetzt zu verlassen, Domina; bei meiner Wiederkunft müßt Ihr billig mir die Führung der Ghibellinen vertrauen, damit ich suchen kann, ihre edlen Häupter gegen welfische Angriffe zu sichern."

Er deutete mit der Hand nach dem Schachbrett, verneigte sich und ging nach seinen Gemächern zurück. Als der Abend herankam, ließ er Ludolf Ostermant zu sich berufen und sprach den Eintretenden an: „Ich habe für dein Bestes über deine Zukunft nachgedacht; es ist nicht ratsam, daß du in der Stadt bleibst, so kann ich dich als Schreiber nicht bei mir behalten. Auch bedünkst du mich zum Beruf des Klerikers weniger von der Geburt ausersehen als zu weltlichem; du sagtest gestern, es sei dir viel daran gelegen, in meinem Dienst zu verbleiben. So will ich dich unter meine Wehrmannen aufnehmen und auf meine Feste Winzenburg setzen."

Der Jüngling war schreckhaft erblaßt, mühsam stotterte er hervor: „Eure Gnade schickt mich von hier fort — von Euch — womit habe ich mir aufs neue Euren Zorn —?"

Doch der Bischof fiel ein: „Ich trage die gleiche Gesinnung für dich in mir wie gestern, du wirst sie stets unverändert bei mir finden, denn zu häufigen Malen werde ich nach deinem neuen Aufenthaltsort hinüberkommen. Du wünschtest deiner Erlöserin von den Fesseln des Dinggerichtes eine Dankschuld abzutragen, dazu wirst du dort in stand gesetzt. Für die Gesundheit meiner Niftel erweist sich dies Haus nicht zuträglich; sie begiebt sich nach der Winzenburg und wird dort auch deiner Obhut mit anvertraut sein. Außerdem hab ich dich ersehen, ihr an meiner Statt Unterricht in der deutschen Sprache zu erteilen, dessen sie bedarf. Denn ihre Muttersprache ist eine fremdländische, und besonders um sie die deutsche zu lehren, habe ich sie mit mir hierhergeführt. Bist du einverstanden, dein Kleid mit dem meines Wehrmannes zu vertauschen? Später magst du vielleicht anders wieder in meinen Dienst zurückkehren."

Ein hoch auffliegendes Rot hatte jäh die Gesichtsbläße Ludolf Ostermants überflammt, stammelnd versetzte er: „Wenn Eure Gnade — so bleibe ich bei Euch — Ihr sagt's — ich selbst auch fühl's — meine Hand ist wohl besser für das Schwert geschaffen als für die Feder —"

Konrad von Querfurt faßte ihn kurz voll ins Auge. „Das Waffenkleid wird dir gut stehen; morgen früh will ich dich in der Rüstkammer wählen lassen, was sich deinem Wuchs anpaßt. Geh jetzt; du wirst in deinem Gemach guten Abendtrunk finden, den Becher auf deine neue Zukunft zu leeren."

Der Verabschiedete wandte sich leicht schwankenden Ganges zur Thür, doch eine Frage des Kanzlers hielt ihn an der Schwelle

nochmals an: „Ich halte dich dafür, daß dein Auge nicht unedlen Sinn besitzt. Ist die Tochter des Sporenmachers, an der deine Keckheit sich vergangen, von feinerer Art an Gesichtszügen und Behaben als sonst die Töchter der Stadtbürger?“

Mit andersartigem Anstoßen der Zunge als bisher erwiderte der Befragte niedergeschlagenen Blickes: „Ich weiß es nicht, hochwürdigster Herr — weshalb — ich war in sinnverwirrendem Rausch —“

Die Äußerung des Bischofs hatte den Anschein geboten, als ob er nochmals mit tadelndem Vorhalt auf das Vergehen Ludolfs zurückkommen gewollt, doch in die stotternd befangene Entgegnung desselben fiel er jetzt beschwichtigend, fast wie rechtfertigend ein: „Es hat der Schöpfer in seinem Ratschluß an den Beginn des Menschenlebens nicht das kühl bedachtsame Alter, sondern die Jugend gesetzt und sie den Kräften der Natur anheimgegeben, mit Ungestüm in ihr zu treiben, gleichwie im jungen Wein. So verfällt nicht die Kreatur in Schuld, vielmehr die Natur, der von dem Schöpfer solche Übermacht über jene bewilligt worden, und wo er verstattet, darf des Menschen Mund nicht verdammen. Nicht darum befragte ich dich, sondern mir kam's, es entspreche wohl billiger Forderung, die Tochter des Herimann, da sie sich von sittiger Mädchenart erwiesen, für den ihr widerfahrenen Schreck durch eine Erfreuung zu entschädigen. Das liegt dem Vater eines Landes ob; ich will sie morgen zu mir berufen lassen, mich selbst durch ihren Anblick zu vergewissern, ob deine Augen sie richtig bemessen haben, daß sie mir als meiner Absicht würdig erscheint. So nehme ich dich in Handpflicht als meinen Wehrmann, Ludolf Ostermant —“

Der Kanzler trat zu dem an der Thür Stehenden, dessen Hand er faßte und mit festem Druck in der seinigen hielt.

„Zu wechselseitiger Treue, solange des Lebens Andauer uns beieinander erhält. Fürwahr, ich bin Jutta Herimann einen Dank schuldig, daß sie mir, ob auch unwillentlich, zu einem so stattlichen Wehrmann verholfen hat. Lege dies Gewand zum letztenmal ab und halte gute Nachtruhe!“

* * *

Wohl stand dem neuen Wehrmann die Waffentracht an. Sie war, seinem Dienstknappenstand gemäß, nicht von ritterlicher, sondern einfacher Art; ein hellfarbiger Haubert in Kittelform reichte vom Hals zum Knie, doch beinah völlig vom ledernen, mit Eisenschuppen besteppten langärmeligen Rock überdeckt; engumschließende, gleicherweise beschuppte Beinlinge vollendeten die Schutzkleidung, die, nicht von schwerem Gewicht, leichte Beweglichkeit verstattete. Den Kopf verwahrte über einer den Druck mildernden, weichgepolsterten Bunthaube ein kleiner, halb aus Bronze, halb aus Eisenblech gefertigter Rundhelm, von dem sich ein schmales stählernes „Nasal“ zur Beschützung der Nase bis zu ihrer Spitze niederschlug; das gab, wenn es nicht aufgebogen war, dem Gesicht einen drolligen Anstrich. Obwohl so die Ausrüstung Ludolf Ostermants der eines gewöhnlichen Wehrmannes entsprach, hatte der Bischof Konrad doch für ihn mit eigener Hand in der Waffenkammer prüfend aus dem Vorrat das beste gewählt, das Zweckdienlichkeit mit zierlichem Ansehen verband, und in der Erscheinung des Neugewandeten einte sich dadurch männliche Kraft mit einer geschmeidigen Jugendanmut. Befriedigt übermusterten ihn die Augen des Kanzlers, der dazu sprach: „Es gebührt wohl für einen Kleriker, daß er sich auch im Äußeren etwas von den übrigen seiner neuen Genossenschaft hervorhebe, und besonders kommt ein gefälliges Einnehmen demjenigen zu, der berufen ist, sich täglich jungen Frauenaugen darzustellen. Du kannst mit meiner Niftel in lateinischer Zunge reden, wo ihr Verständnis für deutsche Worte noch nicht hinreicht; doch sie in der deutschen Sprache zu vervollkommnen, wird deinem Zusammensein mit ihr als Aufgabe obliegen. Ihre Mutterzunge ist eine fremde, dir unbekannte, in der auch ich leider nur nach sehr geringem Maße unterrichtet bin, obwohl ihre bessere Kenntnis mir in unserer Zeit äußerst erwünscht und förderlich wäre. Deinem Leben wird trotz der Jugendlichkeit meiner Niftel nicht zum anderenmal eine femina in solcher Besitzfülle klassischer Bildung begegnen, und es geziemt dir deshalb in ihrer Gegenwart schweigsame Ehrbezeigung, die nicht selbst fragt, vielmehr nur auf die Anreden von

ihr erwidert; ‚Domina‘ magst du sie benennen. Doch habe deshalb nicht Furcht, sondern sprich mit dem freien Anstand, der dir von deiner Mutter zu teil geworden. Sie ist freundlichen Gemütes, und ihrer Jugend dient vielleicht die deinige vorteilhafter zur Lehrmeisterin als mein Alter.“

Die sorgliche Bedachtsamkeit Bischof Konrads für das Wohlbefinden seiner jüngeren Hausgenossin ließ ihn ihre Fortbringung aus Hildesheim nicht länger, als unumgänglich gewesen, aufschieben. Noch am gleichen Tage trat er die neue Reise mit ihr an, doch erst zu so später Nachtstunde, daß in der schlafenden Stadt kein Auge den Aufbruch des Zuges wahrnahm. Dieser reihte sich zu beträchtlicher Länge, eine ungewöhnlich starke Anzahl von Bewaffneten ritt der Sänfte Marias vorauf und folgte ihr nach; offenbar ging das Trachten des Kanzlers dahin, jegliches Aufsehen zu vermeiden, denn obwohl kein Mondlicht mehr hellte, hatte er das sonst bräuchliche Anzünden von Fackeln untersagt. Doch war der unbewölkte Himmel sternklar und der Weg, von dem die linden Tage allen Schnee weggetaut, in leidlich guter Beschaffenheit. So bewegte der dunkle Reitertrupp sich über die steinerne Brücke der Innerste davon und in südlicher Richtung durch den Flenithigau gegen das Kloster Gandersheim zu weiter, anfänglich der Innerste entlang, dann, wo ein Bach, die Lamme, in sie einmündete, an dieser aufwärts. Konrad von Querfurt hielt sich stets unmittelbar hinter der Sänfte und neben ihm auf sein Geheiß sein neuer Wehrmann Ludolf Ostermant, mit dem er, vom übrigen Geleit unverstanden, ab und zu ein lateinisches Gespräch führte. Was er darin äußerte, enthielt zumeist Belehrungen für seinen jungen Zuhörer.

Der kaiserliche Kanzler Konrad von Querfurt war ein Mann von außerordentlich scharfem Verstand, reicher Gelehrsamkeit und klassischer Kenntnisfülle, die er sich mit eigenen Augen erworben; sein kritisches Urteil hielt nicht vor Grenzen an, von denen die große Überzahl seiner Mitlebenden, auch der gelehrtesten Kleriker, sich scheu den Blick beschränken ließ. Den Erörterungen, die ihm vom Munde kamen, zuzuhören, hatte unfraglich für seinen jungen Begleiter höchst Lehrreiches, oder hätte dies gehabt, wenn ihm nicht irgendwoher als Mitgift gerade dasjenige in die Wiege und den Kopf gelegt worden wäre, was der Bischof als besonders schädlich und des Eigendenkenden unwürdig bezeichnete, sich selbst die klaren Sinne mit Wahngebilden der Phantasie zu umnebeln. Aber Ludolf Ostermant konnte seine Einbildungskraft nicht bemeistern, die ihm im Nachtdunkel unterlaßlos die Insassin der Sänfte den Augen vorhielt. Immer sah er ihr Antlitz, doch nicht, ob sie die Lider offen oder zugeschlossen halte. Schlief sie, von der schaukelnden Bewegung eingewiegt, oder vernahm sie drinnen seine Stimme, wenn er dann und wann etwas entgegnete? Sie redete und verstand die lateinische Zunge, und er nahm sich sorglich zusammen, seiner Sprache den vollendetsten Ausdruck zu geben, über den er gebot. Doch wer war sie, eine Bruder- oder Schwestertochter des Bischofs? Diesem ließ sich an den leicht braun schimmernden Augensternen, der stark gebogenen Nase ansehen, in ihm müsse fremdes Blut mit dem deutschen des Geschlechtes der Grafen von Querfurt vermischt sein, und auf Erkundigung hatte Ludolf vernommen, der Kanzler sei einer anderen Mutter, vermutlich wendischer Abkunft, entsprossen als seine Geschwister. Die waren große Herren, Stiftpropst zu Goslar und Burggraf in Magdeburg; ein dritter, Gerhard, führte im Volksmund den sonderbaren Namen „Überbein“; eine Schwester war dem mächtigen Grafen von Holstein, Adolf von Schauenburg, vermählt. Wem von diesen mochte die Nichte des Bischofs als Tochter angehören? Ihr dunkles Haar mochte gleichfalls auf eine wendische Mutter deuten, bei der sie wohl bisher aufgewachsen, da sie deutscher Sprache unkundig geblieben. Ludolf Ostermant bangte, sie möge eine Tochter des großen holsteinischen Grafen sein; im Herzen klopfte ihm dawider Hoffnung, ihr Vater sei der Gerhard Überbein Benannte, der am wenigsten zu hoher Lebensstellung gelangt, nicht viel Bedeutenderes als ein kleiner Burgjunkherr zu sein schien. Alles Denken Ludolfs richtete sich auf den Augenblick voraus, in dem er seine Befreierin mit Augen wiedersehen werde, doch zugleich durchlief ihn ein Zagen und Zittern bei dieser Vorstellung. Ihm war's,

sein Mund werde vor ihr wie verschlossen sein, kein Wort über die Lippen zu bringen vermögen.

So vernahm er nur halbwachen Ohres die Reden des Bischofs, der ihn sich wohl als den einzigen im Geleit zur Seite berufen hatte, mit dem er eine lateinische Unterhaltung zur Verkürzung des Weges führen konnte. Lange Zeit plätscherte das Wasser der Lamme den Reitern entgegen, allgemach indes verminderte sich das Wellengeräusch und ward unhörbar; sie näherten sich dem Quellursprung des Baches, dunkel stieg das Gemäuer der reichen Benediktinerinnenabtei Lammspringe gegen den Nachthimmel auf. Im Vorüberreiten sagte Konrad von Querfurt: „Nach deiner Aussage, Ludolf Ostermant, muß sich dort drüben an der Klostermauer das Grab deiner Mutter befinden.“ Er schlug das Kreuzzeichen über sich: „Verhelfe die Barmherzigkeit Gottes uns allen zu einem seligen Ausgang! Weißt du, an welcher Stelle sie in die Erde gelegt worden?“ Dessen entsann der Befragte sich nicht mehr genau, der wilde Umtrieb seiner Vagantenjahre hatte ihm die Erinnerung verlöscht, und auf seine unbestimmte Entgegnung erwiderte der Bischof: „So wird es dir nunmehr ermöglicht sein, von der Nähe deines Aufenthaltes aus ihre Ruhestätte wieder zu erkunden, um dich dort dem schmerzlichen Empfinden der Vergänglichkeit aller Schönheit auf der Erde zu überlassen. O dira necessitas! Es lehnt sich das Begehren unseres Herzens wider die Grausamkeit in der wägenden Schale des Zornes auf, daß wir mit dem Ratschluß Gottes hadern. Denn zum Trotze geneigt ist unser Sinn. Nach dem Verbotenen trachten wir und begehren das Verwehrte, spricht Ovidius in seinen amores! Doch hat die Natur solches Rückverlangen am Grabe einer Mutter in uns gelegt, und es fällt einem Sohne das Recht und die Pflicht zu, sich an ihm das Herz mit der Trauer über ihren frühen Hingang zu erfüllen. Das lege ich dir mit priesterlichem Gebote auf, Ludolf Ostermant, und wenn ich wiederum hierherkehre, werde ich dich prüfen, ob du deiner Sohnespflicht nachgekommen bist. Siehe, da hebt sich der Stern der Venus empor, nicht vergleichbar mit den anderen am Firmament. Denn er leuchtet über allen in wundersamem Glanz, und auch wenn er dem Blick sich entrückt, verbleibt sein Strahlenschein doch noch im Auge fort, den Tag hindurch ein Sehnsuchtsgefühl nach seiner nächtlichen Wiederkunft zu erhalten.“

Die Nacht war so weit vorgeschritten, daß der weiße Morgenstern über dem hohen Dach des Klosters Lammspringe heraufstieg; nur ein Geringes indes blieb noch von dem Weg bis ans Reiseziel zurückzulegen, und nach kurzem ragte von einer beträchtlichen Anhöhe als schwarz-gewaltige Masse die Winzenburg, das größte und festeste Schloß des Bistums Hildesheim, herab. Konrad von Querfurt aber erwies jetzt, daß er den Wegspuren des „klugen Ulysses“ lerneifrig nachgefolgt sei. Er ließ die Reisigen in einem Waldbusch am Fuß des Burghügels anhalten, und nach zuvor von ihm getroffener Anordnung entstieg seine Nichte unter dem Schutz der hier lichtlosen Dunkelheit unbemerkt der niedergelassenen Sänfte, in welcher rasch ein mitgeführter junger Knappe den leergewordenen Raum einnahm. Dann gebot der Kanzler dem Zug die Fortsetzung des Weges zur Abtei Gandersheim, wohin er nach kurzer Einkehr auf der Winzenburg folgen werde, und das Geleit schlug die Richtung dorthin ein, im Glauben, daß es den bisherigen Inhalt der Sänfte in seiner Mitte weiterführe. Sie solle ins Kloster hineingetragen und mit einem Briefe des Bischofs der hochwürdigen Äbtissin übergeben werden.

Unverkennbar lag dem Kanzler daran, daß niemand Kenntnis davon habe, wohin seine Nichte in Wirklichkeit gebracht worden sei, nur Ludolf Ostermant blieb bei ihm zurück, als der Haufen der Gewaffneten sich wieder in Bewegung setzte. Nun hob Konrad von Querfurt die in Pelz eingehüllte leichte Mädchengestalt auf den Sattel seines Rosses, hielt sie vorsichtig mit einer Hand gestützt und führte mit der anderen behutsam das Pferd den gewundenen Burgweg hinan. Besorgt erkundigte er sich, ob sie friere, doch fröhlich klang ihre Antwort durch das Schleiertuch zurück: „Nein, O-heim, ich bin ganz warm.“ Weiter indes reichte ihre deutsche Sprache nicht, in lateinischer setzte sie hinzu: „Aspice pulcherrimam stellam! Die Venus kommt

auch in dieses Land, und wohin sie blickt, da verscheucht sie die Kälte." Den jungen Wehrmann überkam's aus der Stimme wie mit einer Sinnestäuschung; es war ihm, als sei ein silberheller Ton aus den Strahlen des Morgensterns herabgeklungen.

Nicht lang zog sich's zur Burg empor, wo die Ankömmlinge erwartet wurden; der harrende Wächter ließ sogleich die Zugbrücke nieder und öffnete hurtig das schwere Bohlenthor. Ziemlich weit ging's erst durch eine untere Vorburg zum oberen Hauptschloß hinan, wo auch im bischöflichen Palas die Frauenkemenaten für den eintreffenden weiblichen Gast in Bereitschaft gesetzt standen. Ein dampfender Würzwein empfing die Eintretenden zu behaglicher Erwärmung; auf Anordnung des Kanzlers ward auch für Ludolf Ostermant ein Becher davon hinuntergebracht. An Schlaf dachte niemand mehr, denn die Nacht war vergangen; bald nach der Ankunft hob sich am östlichen Himmelsrand ein stählerner Schein auf, der mählich rötliche Färbung annahm und aus dem es plötzlich einmal wie ein goldener Funke hervorsprang. Dann brach ein Sonnengewoge durch die nach Osten gerichteten Fenster, doch die eines anstoßenden Gemaches blickten gen Süden, und Konrad von Querfurt sagte zu der neuen jungen Inhaberin der reich ausgestatteten Kemenaten:

„Ich hoffe, hier wird es Euch besser gefallen, Domina, als auf der frostigen Schattenseite Eurer bisherigen Behausung; es haben bereits die Gemahlinnen mehrerer römischer Kaiser nicht verschmäht, diese Gemächer zu bewohnen. Hier könnt Ihr mit Phöbus Apollo Zwiesprache halten, sobald Aurora ihm das Himmelsthor aufschließt, bis er in die Fluten des Oceanus hinabtaucht. Eure Gewandladen und die neue Dienerin, die ich Euch gewählt, werden zur Mittagsstunde eintreffen; die Gesindemägde des Palas und der Küche sind wohl erkürt, so daß es der von mir Auserlesenen, ungeachtet ihrer Jugend, nicht schwer fallen wird, sie zu Eurer Befriedigung anzuleiten. Eurem Wunsche gemäß habe ich das Schachzabel mit hierher senden lassen; ob Ihr zwar ein erbarmungsloser Feind auf seinem Schlachtgefilde seid, werde ich in Hildesheim den Wettstreit mit Euch und Eure Gegenwart unmutig entbehren; doch es wird jede Woche einmal mich herüberführen, nach Eurem Wohlbefinden zu schauen und mich in dem ritterlichen Spielkampf mit Euch zu messen. Lebet wohl bis dahin, geliebtestes Kind, ich lasse Euch unter sicherer und treuer Obhut. Doch da ich solches mit Hand und Mund zu thun gelobt, müßt Ihr mir das Gelöbnis zurückgeben, daß Ihr Euch meiner Vorschrift folgsam erweisen wollt, Euren Fuß nicht vor das Thor der Burg hinauszusetzen. Es kann draußen vom Hercynischen Walde und dem unfernen Berg Bructerus wildes Getier herüberstreifen, Wolf und Bär, dem nur gut gewaffnete Hand zu begegnen vermag. Ihr befindet Euch hier in meinem Lande und meiner Verantwortung übergeben, die ich gleicherweise im Haupt und Herzen trage, das Ihr zu Eurem Gefangenen gemacht. Deshalb übe ich Vergeltung, indem ich auch Euch in Haft hier halte und Eurer Gefangenschaft in meinem neuen Wehrmann, dessen Handfesseln Ihr gelöst, einen Wächter bestellt habe, dem ich die Machtbefugnis erteilt, Euch im nötigen Fall das Überschreiten der Zugbrücke mit gezogenem Schwert zu verwehren."

Das letzte hatte der Bischof Konrad lächelnden Mundes gesprochen, er faßte die elfenhafte Hand seines „geliebtesten Kindes", sie an seine Lippen zu führen, und nahm mit einer tiefen Verneigung Abschied. Da er sich jetzt nicht mehr fern vom Kloster Gandersheim befand, handelte er seiner Vorgabe gemäß und schlug den Weg dorthin ein, um als geistlicher Oberhirte und Schutzherr der Abtei diese einer Besichtigung zu unterziehen. Nur ein kleines Geleit folgte ihm; er fürchtete für sich die Möglichkeit nicht, daß Bären und Wölfe vom Hartwald herüberstreifen und ihn auf der Straße überfallen könnten, war ruhig versichert, vor dem kaiserlichen Kanzler halte sich alles Raubgetier im Reich scheu in seinen Verstecken geborgen.

Das im neuen Käfig zurückgelassene fremde Vöglein trat ans Fenster und badete sich in der wärmenden Sonne. Glanzvoll überhellte der junge Tag die drunten sich ausbreitende, trotz winterlicher Kahlheit anmutige Landschaft im Wechsel von Hügeln und Thälern. Bäche zogen verschlungene Silberbänder hindurch, fast nachbarlich grüßte ost-

her das Kloster Lammspringe. Darüber stiegen in einiger Entfernung höhere Bergrücken an, die sich mählich zu einem duftumflimmerten, hohen weißen Scheitel emporstaffelten. Der höchste war's, wie von nie abschmelzendem Schnee bedeckt; das mußte des Hartwaldes oberster Gipfel, der mons Bructerus, sein, den der Volksmund Brocken benannte.

Nicht übermäßig hoch lag die Winzenburg selbst, doch fast ringsum fiel unter den Mauern die Anhöhe steil und unzugänglich nieder. Eine Doppelburg von nicht gewöhnlichem Umfang war's; über der unteren erhob sich thronend die obere, gekrönt durch einen mächtigen, um die Jahrhundertmitte vom Bischof Bruno erbauten Bergfried. Gewissermaßen bot das Ganze in kleiner Zusammendrängung eine Abbildsähnlichkeit mit der Stadt Hildesheim und der sie überragenden Domburg, nur fehlten die himmelansteigenden Kirchtürme. Die weitgeräumige Vorburg, vom Zingel, der Außenmauer, umfaßt, enthielt alle Erfordernisse der Sicherung gegen feindlichen Angriff, wie für die Unterkunft einer starken Besatzung, Wohn- und Wirtschaftsgebäude, Ställe und Scheuern; ein breiter, sich im Halbkreis herumschlingender Zwinger gewährte Raum für Küchen- und schattige Baumgärten, denen sich eine Freiung zu Waffenübungen anschloß. Auf der hohen gezinnten Innenmauer lief die „Katze", der Wehrgang, entlang, und vielköpfiges Morgengetriebe auf dem großen Burghof bezeugte, daß vollausreichende Zahl von Wehrmannen zur Verteidigung nach allen Seiten vorhanden sei. Stiller und enger umzirkt erhob sich über diesem einer kleinen Stadt ähnelnden Vorwerk die Schloßburg, von ihm wiederum durch starke Mauern und Thore abgetrennt, vornehm, in ihrem Äußeren sogleich den Herrensitz kennzeichnend; das palatium, der Palas, erinnerte im Bau an den Bischofshof in Hildesheim, auch neben ihm war mit großem Müheaufwand dem Felsgrund die Anlage eines Baumgartens abgewonnen worden, und zur Sommerzeit sahen die belaubten Wipfel, einer grünen Krone gleich, von der Höhe der Bergkuppe herab. So stellte die Winzenburg eine fürstliche Hofburg obersten Ranges dar, doch vor allem eine Feste, die schon seit länger als einem Jahrhundert für uneinnehmbar galt und demgemäß stets von den Bischöfen als das kostbarste Kleinod ihres Territoriums behütet wurde. Sicherer konnte die Nichte des Kanzlers nirgendwo in Verwahrsam gebracht sein.

Oder in Gefangenschaft gehalten, wie er lächelnd bei seinem Fortgang zu ihr gesprochen hatte. Hörbar war es ein Scherz gewesen, aber es lag trotzdem auch etwas von Wirklichkeit darin. Wenigstens ließ sich ihrem Gesichtsausdruck abnehmen, daß sie es so empfinde. Schön umgab sie die sonnig draußen ausgebreitete Landschaft und innen das schmuckreiche Gemach, doch nur ein neuer hübscher Käfig war's für das Vöglein, dem der Wunsch in den Augen zu lesen stand, frei die Flügel ausspannen und sich davonschwingen zu können. Ihre Miene sprach wohl nicht, daß sie sich unglücklich fühle, aber ungeduldig und vereinsamt, nur mit sich allein. So stand sie, nach der Ankunft ihrer neuen Dienerin ausblickend, am Fenster, ein leichtes Aufseufzen rang sich ihr einmal aus der jungen Brust. Danach indes sang sie, auch einem gefangenen Vogel gleich, mit halber Stimme ein Liedchen vor sich hin von überaus wohllautendem Klang der Worte, doch in einer Sprache, die niemand, nicht nur auf der Winzenburg, sondern im ganzen Reich, verstanden hätte.

(Fortsetzung folgt.)





Dar = es = Salaam: Landungsbrücke mit Zoll und Magazin im Hintergrunde.

Ostafrikanische Städtebilder.

Von
Gustav Meinecke.

IV. Dar-es-Salaam.

Dar=es=Salaam, der Hafen des Friedens, ist eine ganz moderne Schöpfung. Zwar hatte bereits der Sultan Seyid Madjid von Sansibar einen Versuch gemacht, hier eine Stadt zu gründen, als ihm die Engländer etwas unbequem wurden und das Festland ihm sicherer als die Insel Sansibar erschien, aber die auffällige Energielosigkeit der arabischen Sultane, die sich stets zeigte, wenn es sich nicht um Handelsgeschäfte handelte, ließ ihn die Sache nicht mit gehörigem Nachdruck betreiben. Den Rang eines Imam, des spiritualistischen Oberhauptes der ibadhitischen Sekte, als welcher der Sultan den Kampf gegen die Ungläubigen aufnehmen und sein ganzes Leben durchführen sollte, hatten die Sultane von Sansibar ebensogut aufgegeben wie die von Maskat, als ihnen die Engländer bedenklich nahe rückten, und hatten sich mehr jenen Lehren zugewendet, die es ermöglichten, mit den Ungläubigen auf leidlich gutem Fuße zu stehen. Das ganze arabische Element der Inseln Sansibar und Pemba ist entartet in einem heißen, erschlaffenden tropischen Klima, in der Konkubinen= und Sklavenwirtschaft, in der Vermischung mit der Banturasse. Der Araber brachte den Unterworfenen seine Religion, seine Sitten und Lebensgewohnheiten, seine Industrie= und Wirtschaftssysteme, aber die unterjochte Rasse rächte sich dadurch, daß sie den Sieger allmählich auf ihren niedrigen Standpunkt herabzog. Die Thatkraft und Intelligenz des Sohnes der Steppe verwandelte sich in ein haltloses Hindämmern, unterbrochen durch revolutionäre Zuckungen kräftiger Clane, und die frühere staatenbildende Kunst versagte an der Ostküste, von wenigen Ausnahmen abgesehen, fast vollkommen. In Nordafrika, das den Arabern klimatisch wohl mehr zusagte, hat der arabische Genius größere Fortschritte gemacht, er ist über das

Festland bis zum Atlantischen Ocean gedrungen; aber im östlichen äquatorialen Afrika sickerte er nur allmählich in das Land hinein. Vielleicht würde aber das Schicksal dieses Gebietes eine andere Wendung genommen haben, wenn der Sultan seinen Plan, eine Residenz auf dem Festlande anzulegen, durchgeführt hätte. Denn der Platz war so günstig wie nur irgend möglich gewählt. Aber der Tod hinderte Seyid Madjid an der Durchführung seiner vielleicht weit ausschauenden Pläne, und sein Nachfolger Seyid Bargasch, der nur für Handelsinteressen Sinn hatte, ließ das Werk zerfallen. Es mag dazu auch wohl ein Aberglaube mitgewirkt haben, der dem Nachkommen verbietet, den von seinen Vorfahren begonnenen Bau weiter fortzusetzen. So findet man in Sansibar, in belebten Straßen, häufig malerisch aussehende Ruinen, die allmählich zerfallen, bis nach dem Tode der Erben der Besitz in die Hände anderer übergeht, die von Vorurteilen frei sind.

Als die Deutschen im Jahre 1887 in den Besitz des Hafens gelangt waren, vorläufig nur auf dem Wege der Pacht, fanden sie den Sultanspalast in Ruinen. Eine üppige Vegetation hatte sich in den der Dächer beraubten Gemächern angesiedelt, die marmornen Fußböden und andere Überreste arabischer Baukunst waren zersprungen und verwittert, und die tiefe Melancholie dieses Hafens des Friedens jagte dem Besucher etwas wie einen heiligen Schauer ein, wenn man den Schilderungen aus der damaligen Zeit Glauben schenken darf. Und doch ist der Hafen, ohne die eigentümlichen Reize Tangas zu besitzen, die durch die Toteninsel und die steile Böschung des Ufers gebildet werden, ganz entzückend. Schon die Einfahrt vom Meere zu dem von Palmen umsäumten Strand, der übrigens ganz flach ist, mutet eigen an. Links liegen einige kleinere mit Buschwerk bewachsene Inseln, auf deren einer sich ein neuer Leuchtturm erhebt — denn die erste Sorge der Deutschen nach „effektiver" Besitzergreifung war, Anlagen zur Sicherung der Schiffahrt zu treffen —, dann fährt das Schiff mit halber Dampfkraft in eine Art Außenhafen, der gegen den Südost-Monsun durch die Makatumbe-Inseln geschützt ist, dem Nordost-Monsun dagegen offen steht.

Der Binnenhafen wird dadurch gebildet, daß einer nördlichen Landzunge gegenüber, welche eine fast halbkreisrunde Bucht im Osten abschließt, sich von Süden her ein emporgehobenes Korallenriff vorschiebt, das von seiner Nordspitze, dem Ras Rongoni, an bis zu seiner Nordwestecke, dem Ras Makabe, das Südufer eines wenn auch nur schmalen, so doch tiefen Kanals bildet, der gegen Osten in eine nach allen Seiten hin völlig geschützte Bucht, den eigentlichen Binnenhafen von Dar-es-Salaam, ausläuft. Dieser Kanal wird im Norden abgegrenzt durch das sogenannte Nordriff und die gegen Osten einspringende Landzunge des Festlandes. Die so entstandene Einfahrt hat überall Fahrwasser genug für große Schiffe (nicht unter sieben Faden). Nach der Vermessung des Wassers durch den Kreuzer „Möwe" und der auf Grund derselben herausgegebenen vorzüglichen Karte, zusammen mit der gründlichen Austonnung des Hafens, bietet auch die erwähnte Enge der Einfahrt für den Schiffsverkehr keine wesentliche Schwierigkeit mehr.

Die Villa des Gouverneurs und das Gebäude der evangelischen Mission werden rechts sichtbar, zwischen den Palmen schimmern einige weißgetünchte Häuser hindurch — eine Biegung, und wir fahren also in einen ziemlich engen, mit Bojen versehenen Kanal vorsichtig hinein, gerade auf den schönen runden Hafen zu, an dessen einer Seite sich eine Reihe weißer und bunter Häuser erhebt. Ein wahres Panorama! Die Anker rasseln herunter, von dem Ufer machen sich mehrere Boote los, von denen eins die Zollflagge trägt, wir sind an Ort und Stelle. Hier ist ein vorzüglicher Ankergrund und tiefes Wasser bis ans Gestade hinan. Gegenüber dem Fort von Dar-es-Salaam reichen sieben bis neun Faden Wasser bis auf vierzig Meter an den Strand. Hier ist Raum für eine so große Anzahl von Seeschiffen, wie sie bei den ostafrikanischen Wirtschaftsverhältnissen kaum jemals zusammenkommen wird. Dabei ist die Einfahrt gegen den Ocean hin im Kriegsfall sehr leicht völlig zu schließen und gut zu verteidigen.

Wenn ich vorhin der Bauten des Sultans Seyid Madjid erwähnte und der Leser vielleicht denkt, daß er noch etwas davon

zu erfahren bekommen wird, so ist er schwer enttäuscht. Dar-es-Salaam ist eine ganz moderne Stadt, die längst mit den Ruinen aufgeräumt und sie nützlicherweise zum Aufbau von Kasernen verwendet hat, eine neue und überraschend gut aussehende Schöpfung der Deutschen. Mit großem Fleiß, unter Aufwendung bedeutender Geldmittel, ist hier etwas Tüchtiges geschaffen worden, und zwar in kurzer Zeit. Daher kommt auch wohl die eigentümliche Stillosigkeit des Ortes. Unsere Baumeister, die sich bisher an allerlei Profanbauten für ihre heimische Regierung versucht hatten, waren plötzlich vor die Aufgabe gestellt, etwas den ostafrikanischen Verhältnissen sich Anpassendes zu schaffen, und zwar in größter Schnelligkeit. Glücklicherweise zog der Mangel an geeignetem Material und an Arbeitskräften den heißen Bemühungen eine gewisse Schranke, sonst würde man möglicherweise heute die vielgeliebte Gotik auch in Dar-es-Salaam bewundern können; aber ohne allerlei Ecken und Türmchen ist es doch nicht abgegangen. Und doch hätte man sich nur an das durch Hunderte von Jahren erprobte arabische Muster zu halten brauchen, um etwas Gediegenes zu schaffen. Aber anstatt dessen mußten natürlich Riegelbauten nach einem neu erfundenen System angewendet werden, das allerdings den Vorzug einer schnellen Verarbeitung hatte, aber auf die Dauer recht kostspielig werden wird. Der, man kann wohl sagen, malerische Eindruck der Stadt hat jedoch dadurch gewonnen, daß die dorthin geschickten Materialien weniger für eine Tropenkolonie als für eine Villenkolonie im Heimatlande paßten. Aber damit sei es genug der Kritik! Man kann eben nicht alles auf einmal haben und muß sich auch mit provisorischen Dingen behelfen, bis die Erfahrung ihre bessernde Hand angelegt hat. Wenn man z. B. gewußt hätte, daß in dem schönsten, klarsten tropischen Wasser die schlimmsten unsichtbaren Feinde des Holzes wohnen, so würde man auch nicht die Holzbrücken in den Hafen hineingebaut haben, die nun alle paar Jahre erneuert werden müssen.



Dar-es-Salaam: Leuchtturm auf Makatumbe.

Die jetzt an 15000 Einwohner zählende Stadt zerfällt in mehrere Teile. Den eigentlichen Kern nimmt die „Boma“ ein, zwei nach arabischer Weise gebaute mehrstöckige Häuser, rechts davon liegen — wir befinden uns noch immer an der Landungsstelle — die Häuser der Regierung, links liegt die eigentliche Stadt. Aber diese Unterscheidung läßt sich nicht genau durchführen, da auch noch links von der Boma Gouvernementsgebäude liegen, die in der That die ganze Strandstraße besetzt halten.

Das erste hervorragende Gebäude von links nach rechts ist das Sewa-Hadji-Hospital für Eingeborene, das der Freigebigkeit eines reichen, jetzt verstorbenen Inders seine Entstehung verdankt. Dieser Inder, der der mohammedanischen Sekte der Kodjas angehörte, war ein merkwürdiger Mann, ein Spekulant im großen, der mit einem bedeutenden Wagemut aber ein gutes Teil Umsicht verband, wenn er für das Reichskommissariat, das ja bezahlen konnte, Aufträge übernahm. Er war ein Mann, der alles machte, der in allen gewinnbringenden Geschäften seine Hände hatte, in Europa gewesen war und den Anspruch erhob, als civilisierter Mensch zu gelten. Deshalb aß er auch, als er mit uns auf dem Dampfer „Wißmann“ nach Dar-es-Salaam fuhr,

an unserem Tisch, obwohl ein junger Beamter, der eben erst hinausgekommen war, darüber brummte. Ich hatte mit ihm eine sehr angenehme Unterhaltung über den sogenannten Sewa=Hadji=Orden, der von ihm in mehreren Graden verliehen wurde. Es waren mehr oder minder reich mit Gold oder Silber — in indischer Arbeit — verzierte Nashornstöcke, die denen verehrt wurden, welchen er ein gewinnbringendes Geschäft verdankte. Er verschenkte diese Stöcke in vollkommener Harmlosigkeit, denn das wußte er sehr bald, daß eine Bestechung deutscher Beamten unmöglich war. Als ich ihn Scherzes halber um einen solchen Stock anging — denn ich besitze ein prächtiges, mit Gold beschlagenes Exemplar, das mir bereits früher von einem „alten" Afrikaner aus Ostafrika mitgebracht war —, meinte er mit listigem Augenzwinkern, die Sache habe sich jetzt geändert. Früher sei das Schenken eines Stockes desturi (Sitte), unter Wißmann auch noch angängig gewesen, aber unter Freiherrn von Schele, dem damaligen Gouverneur, sei es nicht mehr Gebrauch. Ich meinerseits glaube, daß an dem allmählichen Aufhören des desturi vor allem schuld war, daß die Regierung, je mehr sie festen Fuß faßte und die Verhältnisse kennen lernte, sich von dem verschmitzten Inder frei zu machen suchte. Jedenfalls war er, wie so mancher andere reiche Inder, der in Sansibar große Hospitäler erbaut hat, sehr wohlthätig veranlagt.

An das Hospital schließt sich das Hauptmagazin und der Zoll, zu dem ein bequemer Aufgang geschaffen ist. Ein gemauerter, vierzig Meter langer Steindamm hat seine Fortsetzung in einer Ladebrücke aus Mangrovenholz erhalten. Ein Kran mit Handbetrieb fördert die Ladungen in kleine Güterwagen, die am Fuße der Rampe entleert werden. Etwas weiter zurück liegt das Usagara=Haus



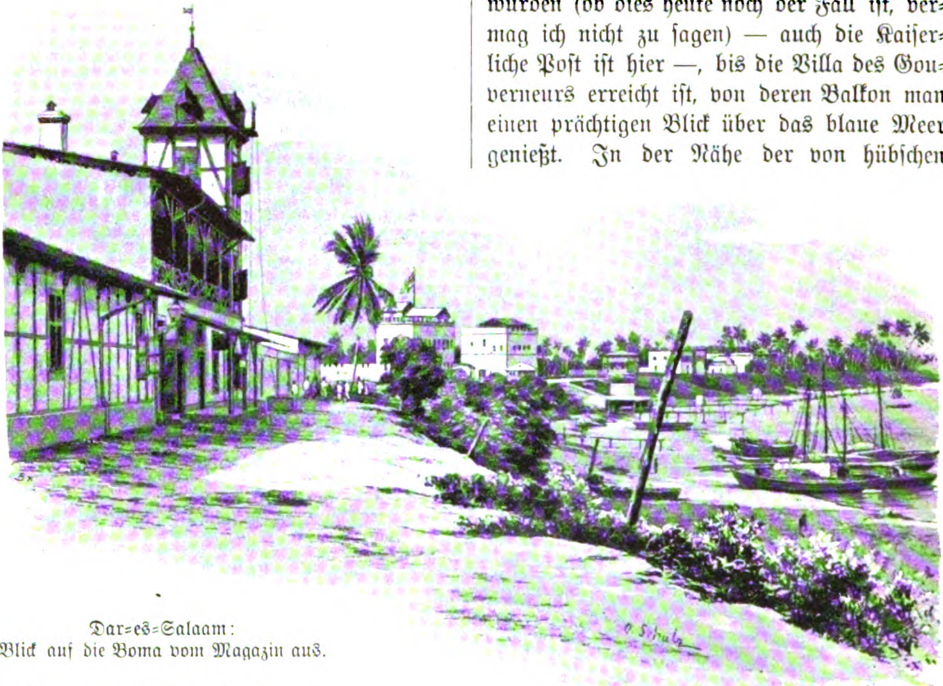
Dar=es=Salaam: Sewa=Hadji=Hospital.

der Deutsch=Ostafrikanischen Gesellschaft, mit einer Wellblechkappe versehen, und daneben die katholische Mission. Die Benediktiner=Mission hat nämlich Dar=es=Salaam zu ihrem Hauptquartier erwählt.

Bei dieser Gelegenheit sei mir noch ein Ausflug auf das Missionsgebiet gestattet, da es in der That sehr wichtig ist, wenn auch der Kolonialpolitiker nicht mit allem, was die Missionen thun, übereinstimmen mag. Man pflegt den Missionar leicht zu übersehen, da der Kriegsmann durch seine ersichtlichen Thaten die größere Aufmerksamkeit auf sich lenkt. Ist ja doch auch bis jetzt erst ein einziger in den Kolonien thätiger Missionar ausgezeichnet worden, ein Vorkommnis, welches einer Missionszeitschrift sofort zu dem Wunsch Veranlassung gab, daß dies der einzige Fall bleiben möge. Missionarverdienste bleiben eben im stillen, wie die so mancher Kolonialfreunde, welche mit Rat, That und Geld die Kolonialbewegung unterstützen und nach denen nicht der kleinste Hahn kräht, während die gut bezahlten Beamten in den Kolonien an Ehren reich werden.

Die katholische Mission in Dar=es=Salaam wurde erst vor einigen Jahren gegründet,

und zwar von der St. Benediktus-Missionsgesellschaft, deren Mutterhaus in St. Ottilien in Bayern steht. Sie umfaßt den südlichen



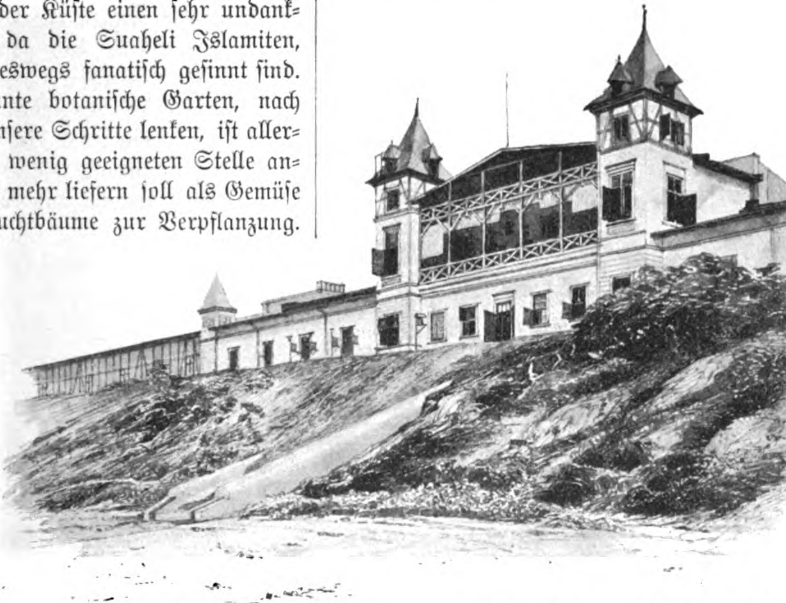
Dar-es-Salaam:
Blick auf die Boma vom Magazin aus.

Teil unseres Schutzgebietes mit dem Hauptsitz in Dar-es-Salaam, wo sie ein Waisenhaus, eine Katechetinnenschule und ein Spital errichtet hat und für die Seelsorge der Katholiken besorgt ist. Jenseit des Hafens in Kurasini oder Kollasini wurde im Jahre 1894 eine neue Station angelegt, welche, dem Grundsatze dieser katholischen Mission entsprechend, die Eingeborenen sammeln und erziehen soll auf einem großen, für landwirtschaftliche Zwecke geeigneten Terrain. Diese Station hat sich sehr schnell entwickelt, eine katholische Kirche ist bereits im Bau und verspricht eine weithin sichtbare Zierde der Stadt zu werden. Das dreischiffige Gebäude, dessen stattlicher Turm jetzt vollendet sein dürfte, ist dreißig Meter lang und halb so breit.

Von der Boma ziehen sich nach der See zu in einem schönen Rund die Regierungsgebäude, nur unterbrochen durch zwei große Häuser in arabischer Bauart, deren eines das Hotel „Zum Deutschen Kaiser“ enthält. Das langgestreckte Kasino, gewöhnlich die Messe genannt, ein hübscher, praktischer Bau, dessen Sonnendach auf Säulen ruht, schimmert zwischen den Bäumen hindurch. Weiterhin dehnen sich mehrere Gebäude aus, die respektwidrig früher Papiermühlen genannt wurden (ob dies heute noch der Fall ist, vermag ich nicht zu sagen) — auch die Kaiserliche Post ist hier —, bis die Villa des Gouverneurs erreicht ist, von deren Balkon man einen prächtigen Blick über das blaue Meer genießt. In der Nähe der von hübschen Anlagen umgebenen Villa steht das Gebäude der evangelischen Mission (Berlin III), welche als die erste auf dem Schauplatz erschienen ist und seiner Zeit viel dazu beigetragen hat, das Interesse für Ostafrika in weitere Kreise zu tragen. Sie hat manche Anfeindungen erfahren müssen, weil sie, ohne eine erprobte Missionspraxis zu haben, sich nach Ostafrika begab und in gewissem Sinne dem nationalen Gedanken neben dem christlichen Raum gab, und sie hat auch in der That vielfach herumexperimentiert, bis sie schließlich einen festen Grund und Boden gefunden hat. Sie besitzt im Hinterlande von Tanga und von Dar-es-Salaam einige Stationen. Die erste Niederlassung der Mission war während des Aufstandes, ebenso wie die der katholischen hinter Dar-es-Salaam bei Pugu gelegene, von den Aufständischen zerstört worden, und nur wie durch ein Wunder entgingen die Missionsgeschwister den Geschossen der Eingeborenen, die ihnen, als sie flohen, nachgesandt wur-

den. Als der Aufstand niedergeworfen war, konnte Missionar Greiner das neue Haus bauen, das sich nun auf Immanuelsbai zur Rechten der Einfahrt in den Hafen vor Dar-es-Salaam in dem Schatten hoher Kokospalmen erhebt und als Krankenhaus dient. Am 1. April 1896 hat das Reich die Krankenpflege übernommen und in dem folgenden Jahre mit dem Bau eines Krankenhauses begonnen, welches ebenfalls den Durchblick nach der See gestattet. In der Kapelle des Krankenhauses findet für die etwa hundertachtundvierzig evangelischen Deutschen Dar-es-Salaams regelmäßig Gottesdienst statt, wenn man wegen des beschränkten Raumes ihn nicht im Freien abhält. Der Evangelische Oberkirchenrat übernahm dann in der Erkenntnis, daß sich die heimische Kirche ihrer hinausgezogenen Kinder fürsorglich annehmen müsse, die Aufgabe, ein würdiges Gotteshaus zu bauen, und es sind bereits bedeutende Summen für diesen Zweck gesammelt worden. Im übrigen haben die Missionen an der Küste einen sehr undankbaren Boden, da die Suaheli Islamiten, wenn auch keineswegs fanatisch gesinnt sind.

Der sogenannte botanische Garten, nach dem wir jetzt unsere Schritte lenken, ist allerdings an einer wenig geeigneten Stelle angelegt, wenn er mehr liefern soll als Gemüse und einige Fruchtbäume zur Verpflanzung. Denn der Boden ist, wie fast überall an der Küste, von mittelmäßiger Güte, wenn nicht schlechter — obwohl die genügsame Kokospalme vorzüglich gedeiht — und außerdem noch sehr durchlässig. Diese Anlagen ziehen sich am Meeresstrande hin und versprechen etwas im Laufe der Jahre, falls sich der Boden nur einigermaßen dankbar erweist. Sei es nun, daß die Dankbarkeit des Bodens überschätzt wurde oder es an der genügenden Aufsicht fehlte, der Garten machte zur Zeit meines Besuches einen recht trübseligen Eindruck: die Vanille war über die sogenannten Schattenbäume hinausgewachsen, dem hellen Licht entgegen, die paar Liberiakaffeepflanzen waren verdorrt, und das andere, was noch herangrünte, versprach nicht allzuviel. Aber bei großer Sorgfalt und reichlicher Bewässerung kann man in den Tropen fast immer etwas erzielen. Der ganze Boden eignet sich, zumal die Niederschlagsmengen gering sind, eigentlich nur für den Anbau von Kokospalmen und einigen Arten Faserpflanzen, besonders der Fourcroya gigantea. Auf der anderen Seite des Hafens neben dem Pulvermagazin und der hübschen, einem italienischen Landhause ähnlichen Behausung des Feuerwerkers hat man sogar mit der Anpflanzung von Maulbeerbäumen Versuche machen wollen, um die Seidenzucht in Ostafrika allmählich einzuführen. Ein ebenso schöner wie unpraktischer Gedanke!



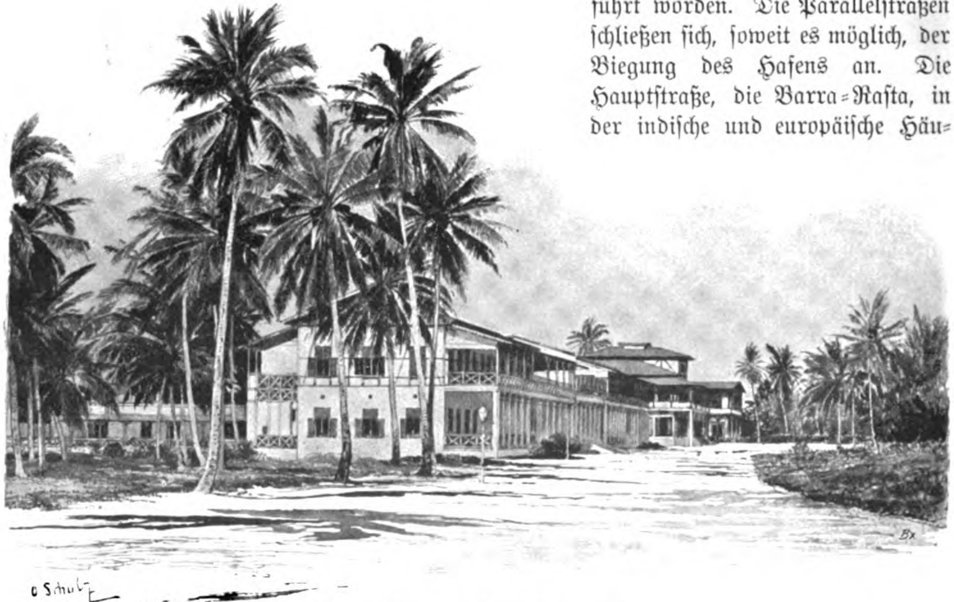
Dar-es-Salaam: Magazingebäude.

Auf dem Rückwege von diesem Villenvorort, der allmählich bebaut wird, nach der eigentlichen Stadt begegnen wir einer gezwungen arbeitsamen, „geschlossenen“ Gesellschaft, welche an den Wegen thätig ist und mit leichter Mühe im Zaume gehalten wird. Empfindsame Seelen,

besonders einige englische Misses, welche das Leben in den Kolonien nicht kennen, mögen sie auch ein nicht unbeträchtliches Alter in solchen verlebt haben, haben sich über diese Barbarei der Deutschen gelegentlich ereifert. Es ist aber nur eine Nachahmung des englischen Systems, das sich überall gut bewährt hat und auch dem Charakter dieser Küstenbevölkerung durchaus angepaßt ist. Wenn selbst in den erleuchteten Vereinigten Staaten der Sträfling heute noch an Unternehmer vergeben wird und unter Aufsicht der stets schießbereiten Wachen arbeitet, so soll man doch an dieser Einrichtung in Afrika nicht rütteln, welche den Gefangenen eine gesunde Thätigkeit in frischer Luft gestattet. Das Gefängnis hat für den Neger keine Schrecken. Dort ist er gut aufgehoben, bekommt regelmäßig sein Essen und lebt in seinem idealen Dämmerzustande ohne Sorgen, die er ja in unserem Sinne überhaupt nicht kennt, seine guten Tage. Soll ihm eine Strafe ins Bewußtsein treten, so muß er arbeiten. Bei unseren noch so wenig entwickelten Verhältnissen in Ostafrika, wo weder Wollezupfen noch Tütenkleben angängig ist, war die einzige Möglichkeit, diese Herren nutzbringend zu verwenden, in der kulturellen Wegebauarbeit gegeben, der sie sich auch mit mehr Verständnis als Eifer unterziehen. Deshalb sind auch die Straßen in Dar-es-Salaam recht gut mit Steinschotter gepflastert und gestampft. In der Nähe der Regierungsgebäude sind um einige prächtige Mangobäume sogar kleine Schmuckplätze geschaffen, von denen man einen hübschen Überblick über den Hafen hat, der sich in allmählicher Verengerung noch einige Meilen nach Süden ausdehnt. Hier sitzt der müde Dar-es-Salaamer des Abends, wenn er sich einmal etwas ästhetisch ergötzen will, und hört dem Rauschen in den Wipfeln der Kokospalmen zu.

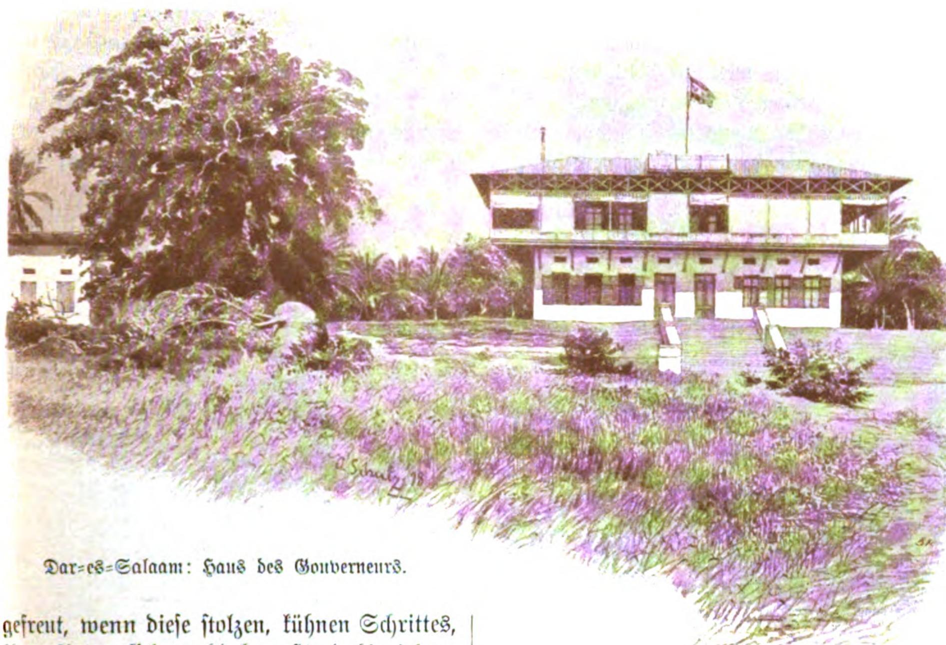
Gehen wir aber weiter, nachdem wir uns im „Deutschen Kaiser" gestärkt haben, nach der eigentlichen Stadt, welche etwas seitwärts liegt und wegen des Fehlens irgendwelcher charakteristischer Gebäude recht unansehnlich aussieht. In der Inderstraße findet man zwar ein paar indische Häuser mit großen Säulen, aber im großen und ganzen ist hier nicht viel zu sehen.

Der Plan der Anlage von Dar-es-Salaam ist nach allen Regeln der Kunst seiner Zeit aufgestellt und auch gut durchgeführt worden. Die Parallelstraßen schließen sich, soweit es möglich, der Biegung des Hafens an. Die Hauptstraße, die Barra-Rasta, in der indische und europäische Häuser Geschäfte treiben, ist leider ebenso breit wie schattenlos. An den Brunnen herrscht ein geschäftiges Leben, die schwarzen Mägde winden unter Schäkern und Singen das Wasser empor und gießen es in die schönen,



Dar-es-Salaam: Die Offiziersmesse.

bauchigen roten Krüge, die sie geschickt auf dem Kopfe wiegen. Einige Reisende haben sich in Westafrika über üppige Hereroschönen gefreut, wenn diese stolzen, kühnen Schrittes, ihrer Reize sich wohl bewußt, dahinziehen; aber auch das Suahelimädchen entwickelt eine natürliche Anmut, wenn es sich der löblichen Beschäftigung des Wasserschöpfens hingiebt. Die Bibi, welche, mit den Armen schlenkernd und in den Hüften sinnlich sich wiegend, mit einwärts gekehrten Füßen langsam vorwärts schiebt, sieht für gewöhnlich nicht vorteilhaft aus. Welch ein anderes Bild, wenn sie, den schweren Wasserkrug auf dem Haupte balancierend oder mit einer Hand haltend, aufrecht und gerade dahinschreitet! Eine Studie für einen Maler. Welche reinen und schönen Linien! Es ist schade, daß unsere ostafrikanischen Maler sich bis jetzt wesentlich mit Landschafts- und Tierstudien befaßt und den Menschen nur eine geringe Aufmerksamkeit geschenkt haben. Die Erklärung dafür dürfte darin zu suchen sein, daß sie gewöhnlich den Typus schon erfaßt zu haben glauben, wenn sie das Fellachenmädchen, das ja auch in seiner Art recht malerisch ist, nach dem Muster der bekannten Orientbilder als ein etwas sinniges, träumerisches, in sich gekehrtes Wesen porträtiert haben. Darüber kommen sie gewöhnlich nicht hinaus. Die Suahelimaid, welche, ihre schwere Last tragend und doch dabei kokettierend, elastisch durch die Straßen schreitet, hat die rechte Würdigung noch nicht gefunden. Es ist dabei allerdings nicht zu übersehen, daß die gute Modellierung der unverhüllten, schön entwickelten Schulterpartien besondere Schwierigkeiten darbieten mag.


Dar=es=Salaam: Haus des Gouverneurs.

Auf die Beschreibung der verschiedenen öffentlichen Gebäude gehen wir nicht näher ein, da sie den uns zur Verfügung gestellten Raum beträchtlich übersteigen würde und auch nicht in den Rahmen dieser Städtebilder gehört. Die Bauthätigkeit des Gouvernements ist, wie schon bemerkt, sehr rege und energisch gewesen, wie ja überhaupt in unserer Kolonisation ein gewisser militärischer Zug liegt, der dort, wo es sich darum handelt, aus dem Nichts etwas zu schaffen, sehr anerkennenswert ist. Die Engländer, welche gelegentlich von Sansibar nach Dar=es=Salaam herüberkommen, pflegen auch nicht wenig über das dort Geleistete zu staunen.

Nachdem wir nun die letzten Häuser von Dar=es=Salaam hinter uns gelassen haben, umfängt uns wieder die afrikanische Busch=

savanne der Küstengegend in ihrer Eintönigkeit und leer wie eine Bettlerfaust. Aber da hinten im Westen erheben sich leichte Hügel, die Puguberge, ein beliebter Ausflug für Picknicke. Man hat häufig versucht, von Dar-es-Salaam ins Innere zu kommen. Schon Mackinnon, ein englischer Menschenfreund, der viel weltliche Klugheit besaß, wie so viele seiner Landsleute, wollte lange vor der deutschen Besitzergreifung von Dar-es-Salaam einen Pfad ins Innere bauen, um den Nyassasee zu erreichen. Der Weg war bald verfallen und überwachsen, da er nicht weit genug ins Innere geführt wurde, um dem Verkehr dienen zu können, doch, wenn ich mich recht erinnere, ist jetzt ein Teil davon wieder in stand gesetzt. Dann will man ferner die Eisenbahn von der Hauptstadt nach dem Inneren von Afrika erbauen, hat auch schon einen sehr schönen Anlageplatz am Hafen und Raum für den Bahnhof, aber der Plan scheint ad calendas græcas vertagt zu sein. Das ist in hohem Grade zu bedauern. Wenn man auch gegen die Einträglichkeit eines bis zum Tanganjikasee durchgeführten Schienenstranges berechtigte Bedenken haben mag, so würde doch eine ganz leichte Bahn bis zu dem anscheinend fruchtbaren Usagara-Gebiet, welches Usambara ähnelt, sicher zur Erschließung des Landes bedeutend beitragen. Da aber eine Bahn nicht zu haben ist, wenigstens vorläufig nicht, so muß man sich entweder der bunten, mit Henna rotgefärbten Maskatesel oder der Pferde bedienen, deren einige von Beamten gehalten werden. Im großen und ganzen ist das Klima nicht gut für das Halten der verhältnismäßig zart organisierten und eine gewisse Pflege erheischenden Pferde arabischer Rasse, welche man allgemein hier hat, und mit anderen Rassen hat man noch wenig Versuche gemacht. Der Esel ist das allgemein beliebte Tragtier, und so ein richtiger, übrigens teurer Maskatesel hat auch manche Vorzüge. Er ist ungleich lenksamer als der nordamerikanische Maulesel, an dessen Charakter ich noch mit Schrecken zurückdenke, und kräftiger als ein Massai-Esel. Auf einem Massai-Esel, der den schönen Namen Johannes führte, bin ich, wenigstens zum Teil, von Tanga nach Usambara geritten, aber er hatte die unangenehme Angewohnheit, an Häusern und Zäunen entlang zu streifen, um sich seiner Last zu entledigen, und bockte nicht unbeträchtlich. Dagegen ist der Maskatesel liebenswürdiger. Neuerdings hat das Gouvernement auch Versuche mit der Einführung von allerlei Zugmaterial gemacht,



Straße in Dar-es-Salaam.

und man kann schon einen kleinen Ausflug aus Dar=es=Salaam wagen, entweder nach einem der Dörfer, welche früher als Sklavenausfuhrplätze berühmt waren, oder nach Mabruksruhe. Vor wenigen Jahren wurden nämlich etwa tausend Anhänger des Mabruk, welche von englischem Gebiet nach dem unserigen übergetreten waren — nach einem erfolglosen Kampfe ihres Herrschers gegen die Engländer — nach Dar=es=Salaam überführt. Der stolze Mabruk aus dem Geschlechte der Msara, welches durch Hunderte von Jahren sich von Sansibar unabhängig gehalten hatte, wurde dann mit etwa vierhundert seiner Leute ungefähr zweiundeinhalb Wegstunden von Dar=es=Salaam unmittelbar am großen Karawanenweg angesiedelt, ein sehr willkommener Bevölkerungszuwachs in dieser menschenleeren Gegend. Diese Leute sind ein sehr ruhiges, arbeitsames Völkchen, welches das vollkommenste Vertrauen zu der deutschen Verwaltung gefaßt hat. Sie haben sich an der Pugustraße angesiedelt, und man hofft, durch sie eine allmähliche Erschließung des menschenverlassenen fruchtbaren Gebietes



Dar=es=Salaam: Vor dem Zoll.

der Puguberge zu erreichen. Denn sonst sieht es in unserem Hinterlande nicht sehr günstig aus, was die dortige Bevölkerung anbetrifft, und es ist mit Freuden zu begrüßen, daß die Regierung eine gewisse Bevölkerungspolitik betreibt. Es ergiebt sich ja manches ganz von selbst, da durch die Arbeitsgelegenheit und den sich allmählich hebenden Karawanenverkehr viele Leute nach Dar=es=Salaam gezogen werden, aber der unabhängige Ackerbauer ist doch das wertvollste Element in einem schwach bevölkerten Lande.



Dar=es=Salaam: Ein Verwaltungsgebäude.

Einen anderen interessanten Fremdling, den Prätendenten oder, wie ihn die Araber nennen, den rechtmäßigen Sultan von Sansibar, Seyid Khalid, beherbergt die Stadt. Nach der Beschießung des Sultanspalastes durch die Engländer flüchtete er in das



Dar-es-Salaam: Der Centralmarkt.

deutsche Konsulat und wurde mit seinem Anhang nach unserem Schutzgebiet gebracht. Ein Suahelidichter hat diese Geschichte in einem langen Gedicht verherrlicht, das A. Seidel jüngst übersetzt hat. Der Schluß lautet folgendermaßen:

Und als das Schiff im Hafen angekommen,
Stand alles auf dem Ufer, schwarz und weiß,
Erwartend ihn, des Schicksal man vernommen.

Und Boote fuhren ab, ihn einzuholen,
Und an den Strand zu bringen; alle zeigten
Die Freude, die sie fühlten, unverhohlen.

So zieht er in die Stadt, und mit ihm schreitet
Der Wali Seliman mit blankem Schwert.
Bewundernd schaut das Volk, das sie geleitet.

Viel Ehre wird dem Fürsten hier gespendet;
Die Flagge flattert auf, und an der Thür
Steht ein Soldat, den man ihm zugesendet.

Hier lebt er nun durch unsres Kaisers Gnade.
Der ist ein weit berühmter Fürst, und alles
Vermag sein Wort, macht krumm dich oder grade.

Und unermeßlich ist sein Glück; wir danken
Dem Kaiser hocherfreut, und jeder hält
Getreu zu Kaiser Wilhelm, sonder Wanken.

Zu Ende ist mein Lied. Was ich zu sagen
Euch hatte, ist erzählt, und treu berichtet
Ist alles so, wie es sich zugetragen.

Der Seliman ben Nasr ist eine in Ostafrika sehr bekannte Persönlichkeit aus einem alten, vornehmen arabischen Geschlecht. Er hat sich frühzeitig auf die Seite der Deutschen gestellt und ist so weit civilisiert, nachdem er im Jahre 1890 mit Major von Wißmann Deutschland besucht hat, daß er mit Europäern zusammen sogar an der Wirtshaustafel ißt. Ich hatte in Sansibar mehrfach das Vergnügen, mit ihm zusammen zu speisen, was sehr originell war. Er entledigte sich seines schwarzen Mantels und des Turbans, so daß er, nur mit seinem langen weißen Oberhemd und dem weißen, feingestickten Mützchen bedeckt, sich zu Tisch setzte. Er ist übrigens sehr fromm, genießt keinen Alkohol und raucht auch nicht, wie die strengen Gläubigen der Ibadhin-Sekte alle.

Dar-es-Salaam hat ebenfalls eine recht bunt zusammengewürfelte Bevölkerung: über zweihundert Deutsche, sechzig bis siebzig Griechen und Syrer, zweihundert Araber und zweitausend Inder; die übrigen sind Neger aus allen möglichen Volksstämmen, von Sansibar bis zum Kongo.

Unter der europäischen Bevölkerung von

Dar-es-Salaam überwiegen heute wohl noch die Offiziere und Beamten, obwohl es sonst auf dem besten Wege ist, seinen früheren Ruf als afrikanisches Potsdam zu verlieren. Die „Achselklappologie“ feierte hier ihre höchsten Triumphe bis zum Jahre 1896, wo durch Wißmann das Uniformtragen für die Civilbeamten des Schutzgebietes im allgemeinen abgeschafft wurde, damit die Civilbeamten sich nicht mehr durch häufiges Uniformtragen von den deutschen Kaufleuten, Pflanzern, Reisenden &c., mit denen sie täglich dienstlich und außerdienstlich in Berührung kommen, äußerlich unterscheiden sollten.

Die Beamten der Centralverwaltung wie die Offiziere sind sonst, was das Leben und die Unterbringung anbetrifft, recht gut gestellt. Die Lebensweise weicht dort nur wenig von der heimischen ab, insbesondere was Essen und Trinken anbetrifft. Wenn sich nicht hin und wieder einmal Antilopenbraten auf der Speisekarte findet, würde man gar nicht bemerken, daß man in den Tropen speist, so weit ist die Kunst des Konservierens vorgeschritten. Auch in Bezug auf Getränke braucht niemand seine Lebensweise zu ändern.

Betrachten wir nun einmal das Tagewerk eines ostafrikanischen Hauptstädtlers. Des Morgens um sechs Uhr bei Sonnenaufgang erhebt er sich von seinem einfachen Lager, einem Bett aus Stahldraht oder der indisch-europäischen Bettstelle. Diese, bestehend aus einem gewöhnlichen Holzbett ohne Matratze und nur mit ein paar dünnen Kissen versehen, ist alles andere als ein schwellender Pfühl. Das Mobiliar seiner Wohnung in einer der „Papiermühlen“ ist einfach, aber die Zimmer sind durch Geweihe und andere Kuriositäten an den Wänden, durch Aufspannen bunt bedruckter indischer Baumwollstoffe wohnlich gemacht. Der „Boy“ ist des Winkes gewärtig; er hat die frische Wäsche herbeigeholt und macht sich im allgemeinen nützlich. Dann wird schnell ein Bad genommen. Mit wahrem Wohlbehagen läßt man das kühle Wasser über sich herabrieseln. Das Frühstück besteht nach englischer Sitte aus ziemlich gehaltvollen Gerichten. Der Dienst beginnt des Morgens



Dar-es-Salaam: Marktplatz.

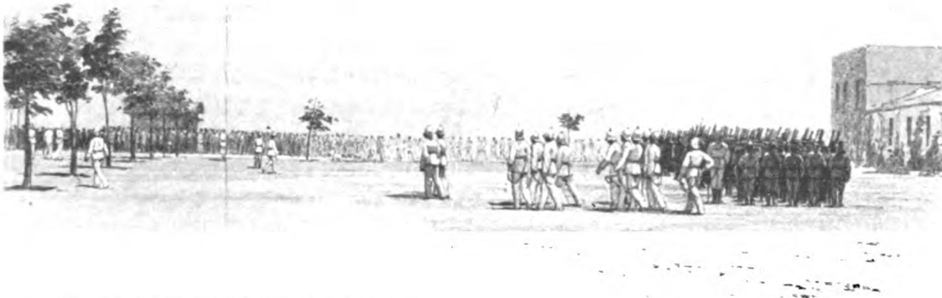
um acht und dauert bis zwölf Uhr. Wenn er auch an und für sich nicht streng ist, so ist er infolge der hohen Temperatur, unter der gearbeitet werden muß, doch abspannend und in den kühleren Magazinen leicht gesundheitsschädlich. Um zwölf Uhr wird im Kasino, der Messe, zu Mittag gegessen und danach in einem der langen, bequemen, aus Flechtwerk hergestellten Bombaystühle Siesta gehalten. Von drei bis fünf Uhr ist wieder Dienst. Dann geht man spazieren, spielt Lawn Tennis, Billard oder schiebt Kegel. Bei besonderen Gelegenheiten finden Ruder- und Segelregatten, Pferde- und Eselrennen statt. In neuerer Zeit ist auch durch freiwillige Beiträge die Gründung einer Bücherei und die Bildung einer Musikkapelle aus Goanesen ermöglicht. Die Jagd ist für den deutschen Beamten in Dar-es-Salaam ein seltenes und sehr gefährliches Vergnügen, weil die damit verbundenen ungewohnten Anstrengungen meist Fieber im Gefolge haben. Im Hintergrunde der Bai sollen noch einige Flußpferde geschont werden für hohe Gäste, sonst ist hier wenig Wild vorhanden. Gegen Sonnenuntergang, welcher regelmäßig um sechs Uhr abends eintritt, sammeln sich die Deutschen in den verschiedenen Kneipen zum Dämmerschoppen oder Wermut, bis es Zeit ist, an das Abendessen im Kasino zu denken, welches wieder aus mehreren Gängen besteht. Die Langeweile ist ein schlimmer Feind des Europäers in den Tropen; sie treibt ihn nur zu oft in das Bierhaus, wo er häufig in ziemlich öder Weise den Abend verbringt, bis er um neun oder zehn Uhr sich zur Ruhe begiebt. Glücklich ist der Beamte, welcher sich wissenschaftlich beschäftigen kann oder Sammler ist, er bringt etwas mehr Inhalt in die häufig unleidliche Öde der gleichförmigen Thätigkeit. Eine Expedition in das Innere ist trotz der damit verbundenen Unbequemlichkeiten daher stets eine mit Freude begrüßte Abwechselung für die Schutztruppe, deren Stab in Dar-es-Salaam steht.

In Dar-es-Salaam hat man große Hoffnungen auf die Entwickelung des Handels gesetzt und rechnet damit, daß es mit der Zeit möglich sein wird, den Karawanenhandel von Bagamoyo hierher abzulenken und Waren mit Umgehung von Sansibar auf die großen Dampfer der deutschen Ostafrika-Linie zu verfrachten. Aber ohne die Eisenbahn wird sich diese Wendung doch nur sehr langsam vollziehen, da heute noch das Hauptzollamt in Bagamoyo das Sechsfache der Zölle von Dar-es-Salaam einnimmt. Die Eingeborenen lassen sich schwer von ihren konservativen Anschauungen abbringen, und die Konkurrenz Sansibars, in dem das indische Kapital sitzt, ist noch übermächtig. Je mehr die



Dar-es-Salaam: Eine „geschlossene“ Gesellschaft.

kolonisatorische Arbeit fortschreitet und je größere Summen fruchtbringend angelegt werden, desto mehr wird sich auch das geschäftliche Leben hier entwickeln. Einige ausgezeichnet, welches an Frechheit seinesgleichen sucht, und fahren nach dem Schiff zurück. Von dem Verdeck betrachten wir noch einmal das hübsche, von der Sonne grell beschienene



Dar-es-Salaam: Auf dem Exerzierplatz.

Sansibarer Geschäftshäuser haben in Dar-es-Salaam neuerdings Niederlassungen angelegt, die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft besitzt natürlich auch eine Faktorei, kleinere deutsche Gewerbtreibende, wie Apotheker, Schlächter, Bäcker, Friseure, Gastwirte, Photographen und dergleichen mehr, haben sich schon längst dort niedergelassen und finden ihre Nahrung. Die Stadt gewinnt auch von Jahr zu Jahr in gesundheitlicher Beziehung, da fleißig drainiert wird und die Sümpfe hinter der Stadt ausgetrocknet und zugeschüttet werden, so daß der Aufenthalt für einen auf seine eigene Arbeit angewiesenen selbständigen Europäer nicht mehr so bedenklich ist wie früher.

Wir nehmen eins der schnellen Boote, deren Negermannschaft sich durch eine große Artigkeit vor dem Gesindel in Sansibar

Panorama und schauen dann hinab in das klare grüne Wasser, welches von Fischen belebt ist. Da schwimmt auch ein langer schmaler Geselle, ein sogenannter Hornfisch, langsam am Bug des Schiffes dicht unter der Oberfläche hin. Schon hat ihn das scharfe Auge des Kapitäns bemerkt, welcher mit der Harpune in der Rechten seinen Bewegungen folgt. Da, ein schneller Wurf, und bald liegt der zappelnde Fisch auf dem Verdeck.

„Der soll uns heute abend munden,“ meinte der Kapitän schmunzelnd, „lassen Sie sich dann nur nicht durch die grünen Knochen abschrecken, das Fleisch ist weiß und delikat.“ Aber es kostete uns doch einige Überwindung, und dem Kapitän fiel der ihm übrigens vollauf gebührende Fanglohn ziemlich unverkürzt zu.





Über die Langeweile.

Von

Wilhelm Münch.

(Nachdruck ist untersagt.)

Was mein Thema Mißliches hat, verhehle ich mir nicht. Es ist so schwer zu erwarten, daß die Langeweile interessant werde. Freilich braucht ja eine Besprechung der Leidenschaften nicht leidenschaftlich zu sein und eine Betrachtung der menschlichen Thorheit nicht gerade thöricht, über das Wesen des Witzes kann man sicher ganz witzlos schreiben und über Poesie äußerst prosaisch; und von diesem Gesichtspunkt aus wäre es also keineswegs ausgeschlossen, daß man über die Langeweile kurzweilig redete. Aber ob uns nicht immer wieder der Stoff an sich, auch durch den Schleier einer darüber geworfenen Betrachtung hindurch, gleichsam angähnen wird? Er liegt ja eben von so interessanten Gebieten wie Leidenschaft und Witz oder Poesie und von so amüsanten wie menschliche Thorheit sehr weit ab: die Langeweile ist ein mattes Gefühl, das sich so zwischen anderen, lebendigeren durch unser Inneres schleicht und schleppt, nicht wehe thut, wenn auch gar nicht wohl, keine Spur hinterläßt, wenn es vorüber ist, nichts bedeutet als das Fehlen von etwas Wirklichem, eine Art Stillstand des inneren Lebens, nicht unähnlich der unfruchtbaren Ebene, der dürren Heide oder sandigen Einöde zwischen den freundlich grünenden oder hochragend bergigen Gegenden des Lebenslandes. Was ist davon weiter zu reden?

Indessen auch die kahle Heide hat ihr eigenes Leben, das nicht so ganz ohne Mannigfaltigkeit ist, wie es scheint, das in unserer Zeit selbst Maler und Dichter anregt und beschäftigt, um wieviel selbstverständlicher den naturforschenden Beobachter! Und diesem werden wir ja wohl nachstreben müssen, nicht aber dem Dichter, denn ein Hymnus auf die Langeweile würde noch weniger geraten als das Lessingsche Loblied auf die Faulheit, obwohl — wer weiß, zu welcher Stimmung uns unsere Betrachtung noch führt!

„Ich langweile mich nie," höre ich gelegentlich diesen oder jenen meiner Bekannten sagen. Das kann ein vortreffliches Zeugnis sein für den Reichtum seines inneren Lebens, für das Gleichgewicht seiner Seele, für die Fülle der Eindrücke, die er bereits empfangen hat und die in ihm nachwirken, für die Fähigkeit, auch aus dem Kleinen und Unscheinbaren Anregung und Nahrung zu ziehen, und noch für andere gute Eigenschaften. Es kann auch Selbsttäuschung des Augenblicks sein und ein bißchen Eitelkeit mit hineinspielen. Denn wenn man es vielleicht auch fertig bringt, niemals sich selbst zu langweilen, wie viel schwerer ist es, dem Gelangweiltwerden zu entgehen, durch Personen oder auch durch Sachen! Wer an einem regnerischen Nachmittage auf dem abseits gelegenen kleinen Bahnhof eines weltverlorenen Ortes zwei Minuten zu spät eintrifft und nun bis zum nächsten Zuge vier Stunden in einem kleinen, leeren Wartesaal, die öden Kalkwände anblickend, ohne Lektüre, Gesellschaft oder Restaurationsgenüsse zubringen muß — eine Lage, in der jeder Kulturmensch so oder ähnlich einmal gewesen sein muß, wenn er eben das Kulturleben der Gegenwart allseitig kennen gelernt haben soll: der ist zwar in dieser Zeit nicht ge-

hindert, ein System der Weltweisheit auszusinnen oder ein langes Gedicht im Kopfe zu verfassen oder wenigstens seine sämtlichen Lebenserinnerungen bei sich wachzurufen oder umfassende Zukunftspläne zu schmieden: aber er wird trotz all solcher schönen Möglichkeiten keinen Augenblick leugnen, in großartigem Maße — vielleicht zwischen Entladung von Ärger, Gift und Verzweiflung — Langeweile erfahren zu haben, auch wenn er von Natur nicht die geringste Anlage dazu besitzt. Wie gesagt, thun wir es nicht selbst und thun es uns andere nicht an, so hat die Tücke der Verhältnisse oft genug diese Macht. Und wenn wir unbefangen überblicken, durch wie viel Thore das fatale Gespenst der Langenweile zu uns eindringt — Gespenst nicht, weil es uns bange macht, aber weil es unser volles Hinleben und Ausleben störend unterbricht, ohne etwas recht Greifbares zu sein —, wenn wir zusammen halten, wie viel wir selbst und die anderen und der Gang des Lebens uns Langeweile schaffen: in der That, unser Dasein ist im allgemeinen recht reichlich davon durchzogen.

Ich glaube, man muß für die bescheidenste Stufe menschlicher Entwickelung das erste Auftreten der Langenweile ansetzen. Der Säugling meldet mit seinem sogenannten Weinen (das ja etwas ganz anderes ist als das Weinen der erwachsenen Menschen) nicht bloß körperlichen Schmerz oder Hunger oder sonstiges bestimmteres Unlustgefühl an, sondern ziemlich früh auch schon das bloße Bedürfnis eines Wechsels der Situation; wenn ihm auch nach Schiller „ein unendlicher Raum noch die Wiege“ ist, so beansprucht er doch schon zu Zeiten eine Luftveränderung, den Übergang in neue Verhältnisse, z. B. auf den Arm der Mutter oder der Wärterin. Und das zeitweilige ungezogene Schreien des Zweijährigen, für das Mutter und Wärterin, ärgerlich und ratlos, vergeblich Abhilfe suchen, hat sicher oft die Langeweile zum Untergrund. Aber auch in der Zeit der glücklichen und mannigfaltigen Spiele unter Geschwistern und Altersgenossen taucht die böse Fee oft genug urplötzlich wieder auf, und das Spiel zergeht, das soeben noch alle ganz hinzureißen schien. Die Periode, wo im Kinderzimmer zum öfteren die Frage ertönt: „Mama, was soll ich nur thun?“ setzt eben diese immer angerufene Mama nicht selten in Verlegenheit, am meisten, wenn sie zufällig auch keine sehr kurzweilige Natur ist und nur über karge Hilfsquellen verfügt.

Es kommt die Schule, die in der ersten Zeit die Kinder vielfach mehr aufregt als langweilt, namentlich gewisse Naturen unter ihnen, aber bald doch ihren allbekannten Charakter als Schule empfängt, sie, die nach dem Gefühl der Lehrer eigentlich immer Anregendes, Verständliches und sich von selbst Empfehlendes, dazu gut Dargebotenes und angenehm Abwechselndes bringt, aber nach dem Urteil der Schüler und Schülerinnen höchstens nur ausnahmsweise oder nebenbei unterhaltend ist, und dies noch am ehesten durch das, worauf die Schule gar nicht stolz ist, nämlich die Gelegenheit zu allerlei kleinem Unfug und übermütiger Kameradschaft, während sie mit ihrer eigentlichen Bestimmung und Arbeit den jugendlichen Zöglingen ungezählte Seufzer der vermißten Kurzweiligkeit auspreßt und auch bei den Erwachsenen im allgemeinen den Ruf behält, zur Langenweile organische Beziehungen zu haben. Aber die Schule stellt in dieser Hinsicht nur den umfassendsten und zusammenhängendsten Lebenskursus dar, an mancherlei anderen fehlt es ja nicht. Für Mädchen geht dem Schulunterricht der häusliche in den altehrwürdigen weiblichen Handarbeiten zur Seite, und das Pensum vom Strickstrumpf und Ähnliches erscheint wohl nicht kürzer und kurzweiliger, als lange Seiten vollschreiben oder zahlreiche Exempel ausrechnen zu müssen. Den jungen Männern bringt die militärische Dienstzeit manche schöne Gelegenheiten: auf Wache, bei Tage oder bei Nacht, vor dem Schilderhaus auf einsamem Posten, beim Exerzieren und Marschieren und Paradieren, und beim Nachexerzieren noch obendrein, vielleicht auch im militärischen Unterricht, und vielleicht gar im Mittelarrest! Auch der Universitätszeit fehlt es nicht so schlechthin an dieser Heimsuchung: nicht bloß kann ein Kolleg über Pandekten oder Logik und im Notfall sogar eines über griechische Tragiker den bewußten Charakter tragen — man kann ihm freilich eher aus dem Wege gehen als dem

Wachtdienst oder dem Exerzieren —, sondern die werdende junge Männerwelt dieser Periode weiß doch recht vielfach mit sich und ihrer Zeit noch nichts Rechtes anzufangen, es werden viele Stunden, die vom Vergnügen übrig bleiben und die man doch der Arbeit nicht widmen will, in ziemlich öder Weise hingelebt, und schlimm genug, wenn man diese thatsächliche Langeweile nicht mehr als solche rechnet, weil man sich hineingewöhnt hat und nicht herauskann.

Und in der weiblichen Welt des entsprechenden Lebensalters und Standes, wo man um diese Zeit im allgemeinen den Blumen gleich ohne ernstliche Verpflichtungen hinlebt, wo die großen Amusements die Marksteine des Daseins bilden und die kleineren die Zwischenzeit möglichst ausfüllen sollen, in dieser so bevorzugten und glückseligen Welt fehlt es doch auch gerade deshalb, weil man nicht immer Vergnügen haben kann und es nicht immer zu genießen vermag, nicht an der Langenweile.

In sehr umfassendem Maße aber schafft sich solche die gute Gesellschaft auf mancherlei Wegen; ja, sie würde fürchten, ihren Charakter als gute Gesellschaft einzubüßen, wenn sie der Langenweile allzu entschieden absagen wollte: die Innehaltung der vereinbarten Formen, der Ablauf der üblichen Ceremonien, das stete Ansichhalten, die Abdämpfung aller energischeren Lebensäußerungen, die Angleichung, das möglichste Verstecken jeder Eigenart, das alles wirkt in diesem Sinne, und so webt sich auch um das, was Vergnügen heißt — die Gesellschaft berührt sich ja nicht ausschließlich zum Vergnügen, sondern auch zum bloßen Zwecke der Berührung, zum Austausch von Huldigung, zur Einleitung von Bekanntschaft, zur Prüfung der Korrektheit u. s. w. — es webt sich auch um das, was Vergnügen heißt, regelmäßig ein ziemlich breiter Saum der Langenweile, und mitunter ein so breiter, daß dieser Saum das ganze Gewebe ist. Und auch wo das so empfunden wird, bleibt man doch von einem kühnen Riß durchs Gewebe weit entfernt. Die Langeweile hat hier eben die Aufgabe, allem Leidenschaftlichen, Maßlosen, Schroffen, allen Zusammenstößen vorzubeugen, und sie erreicht diesen Zweck, wenn auch auf Kosten des Lebens und der Wahrheit.

Um vom Spiel zum Ernst überzugehen, so entbehrt der Weg durch die Felder des Berufs bei nur wenigen der öden Strecken, und viel tausend Seufzer werden ihnen gewidmet; wie groß der Unterschied auch sei, wie besonders tief einzelne Berufsarten in dieser Hinsicht stehen mögen, im großen und ganzen sind die Stände, in denen Bethätigung der vollen Kraft und Befriedigung aus dieser Bethätigung zusammenfallen, sicherlich die minder zahlreichen, eher Ausnahme als Regel. Auch für die Höchststehenden, deren Entschließungen eine Tragweite haben für den weitesten Kreis, schieben sich zwischen und vor die großen Geschäfte viele kleine und reizlose; auch die geistigsten Berufsarten, z. B. die des wissenschaftlichen Forschers, fordern eintönig mühsame Klein- und Vorarbeit oft in endloser Ausdehnung; selbst den Künstlern, bei denen Arbeitsleistung und innerste persönliche Befriedigung und Erhebung zusammenzufallen scheinen, fehlen, wie die Stunden oder Perioden der Unfruchtbarkeit und des Gefühls der Unfruchtbarkeit, so auch die Tage und Wochen reizloser technischer Zwischenthätigkeit nicht: der edelste Bildhauer ist doch, indem er seine Marmorstatue ausführt, einigermaßen zur Geduld des Steinmetzen verurteilt, der Kunstsänger zu unablässigen Übungen, der Schauspieler zu unerbittlichem und ziemlich schülermäßigem Auswendiglernen von Rollen, um von den Wiederholungen zu schweigen, der Schriftsteller vielleicht zum Abschreiben langer Manuskripte, zu peinlichem Lesen endloser Korrekturbogen, der Dichter hat vielleicht während der meisten Stunden des Tages einem Alltagsberufe obzuliegen, und das Gefühl, das seiner Zeit das ins Joch gespannte Flügelroß erfüllte, hat man sich doch als eine sehr schlimme Spielart der Langenweile vorzustellen.

Das sind höhere Berufsarten oder vielmehr die höchsten; in die Tiefe dürfen wir wohl gar nicht blicken, um nicht viel Schwereres zu gewahren. Oder hat dort, in den Kreisen der unteren Beamten und Angestellten aller Arten, und mehr noch der Arbeiter, der Handarbeiter insbesondere und der in den Fabriken zu allermeist, das, was man Langeweile nennt, keine Bedeutung, weil nicht genug geistiges Bedürfnis vorhanden

ist, um dieses Gefühl aufkommen zu lassen? Wir thun wohl gut, die Macht dieser Empfindung auch dort nicht zu unterschätzen: von der gegenwärtigen Unzufriedenheit der arbeitenden Stände mit ihrem Lose kommt immerhin ein Teil auf Rechnung der Eintönigkeit ihrer Bethätigung, wie sie mit der Specialisierung der Verrichtungen, der Mechanisierung der menschlichen Thätigkeit innerhalb des maschinellen Gewerbebetriebes zusammenhängt, wenn jene Unzufriedenheit auch vor allem als Wunsch reichlicheren Erwerbs neben größeren Rechten und kürzerer Arbeitszeit zum Ausdruck kommt. Und daß der Mensch so sehr Herr der Natur und ihrer Kräfte werde, um sie nur noch geistig zu leiten, daß alle sich in solcher Herrenstellung bewegten, davon sind wir ja vorläufig noch sehr weit entfernt.

Und nun giebt es neben der Gebundenheit der Berufsarbeit so manche andere Gebundenheit, die sich immer wieder der gelegentlichen Entstehung von Langerweile günstig erweisen wird. Der dauernden Fessel des Berufs kommt an Dauer und Unbedingtheit am nächsten die der Ehe. So viel weiß jedermann: das Eheleben ist eben auch ein Ocean, in den so viele jugendliche Menschen mit den tausend Masten glückseligster Erwartung hinaussegeln, um schließlich auf dem bescheidenen Boot einer schmalen Zufriedenheit dem Hafen zuzutreiben. Aber mit den großen Enttäuschungen haben wir es hier nicht zu thun, den jähen oder den schleichenden; so sehr das nahe Zusammensein zu beleben vermag, ebensosehr vermag es leider auch zu lähmen, und man dürfte wohl zu dem bekannten Spruch von der geteilten Freude, die doppelte Freude wird, und dem geteilten Schmerz, der nur halber Schmerz bleibt, die prosaische Zusatzbemerkung machen, daß geteilte Langeweile vierfache Langeweile sei. Ja, wie zwei Spiegel das Bild der zwischen ihnen stehenden Gestalt in schier unendlicher Vervielfältigung einander zuwerfen, fast so vermag die Langeweile sich durch Übertragung ins Unerträgliche zu steigern. Oder ist es zu viel gesagt: ins Unerträgliche? Ist nicht das üblichste Beiwort, das man der Langenweile giebt, das Wort „tödlich“, ein Wort, das sich in übertragenem Sinne sonst nur mit Begriffen wie Haß oder Beleidigung oder Herzeswunde verbindet? Die Langeweile tötet nicht die Person, aber sie wird doch als eine Art von Tod, von Aufhebung des wirklichen Lebens, empfunden; sie wirkt gewissermaßen gerade dadurch tödlich, daß sie nicht tötet, sondern uns wie in der Schwebe zwischen Sein und Nichtsein läßt.

Sie findet hundert Wege, um sich noch im einzelnen und gelegentlich in unser Leben einzudrängen; sie läuft beinahe als ungebetener Reisegenoß immer hinter uns oder mit uns durch die Welt; sie meldet sich gern zu guterletzt immer wieder als böse Fee und verdirbt die guten Gaben des Lebens, manchmal nur ein wenig und manchmal aufs vollständigste. Wie viel Feste begeht man, die nur die Befriedigung hinterlassen, daß sie überstanden sind, wie oft wird Erhöhung des Daseinsgefühls, wird Erhebung des Gemüts bezweckt und nur das Gefühl der Leere und Ungeduld hervorgebracht, wie viel Reden von Tribüne oder Kanzel oder vom Festtische her haben diese Wirkung! Wer kennte nicht die Stunden des Wartens im Vorzimmer, sei es eines hochmächtigen Ministers oder des vielbeschäftigten Zahnarztes oder wo sonst! So sehr man sich auf Erholungsreisen freut und so gern man nachher von ihnen erzählt oder an sie zurückdenkt: der bekannte böse Schatten legt sich doch oft in aller Breite mitten hinein; der Zug trifft nicht ein, wann er eintreffen sollte, und geht nicht ab, wann er gehen sollte; die Zwischenstationen wollen kein Ende nehmen; die Abende im Gasthaus dehnen sich hoffnungslos, die Mitgäste sind stumm und nicht anziehend, und einige sind viel zu wenig stumm, einige sind aktiv langweilig, was natürlich viel schlimmer ist als die gewöhnliche passive Spielart; der Nebel schneidet die Aussicht ab, der Regen rieselt tagaus tagein mit einer Art von naßkaltem Hohn vor den Augen der Vergnügungsdurstigen hernieder; die Brunnenpromenade vollzieht sich achtundzwanzig Tage nacheinander in vollständig gleicher Weise; der gute Freund als Reisebegleiter hört gänzlich auf, anregend oder sympathisch zu sein; denn wie uns nach bekanntem Scherzwort während des Wartens auf einen Freund alle schlechten Eigenschaften an ihm einfallen, so lernen

wir beim Zusammenreisen alle seine wirklichen oder vermeintlichen schlechten Eigenschaften mit Händen greifen.

Dann hat das Leben ja auch noch ganz besondere Mittel und Gelegenheiten, um uns mit der bewußten unbehaglichen Empfindung vertraut zu machen. Der „von Herzen gesunde“ Mann, der einen Beinbruch davontrug und nun sechs oder acht Wochen still liegen muß, der Gelehrte oder sonst geistig arbeitslustige Mann, den eine Augenkrankheit überfällt und nötigt, viele Tage und Wochen nacheinander im dunklen Zimmer zu sitzen, der nervös Überarbeitete, dem nun eine lange Zeit der geistigen Enthaltung, des womöglich nur vegetativen Hinlebens auferlegt wird, der von schwerer Erkrankung Genesende, der nun trotz zurückgekehrtem Wohlgefühl und wiedererwachtem Unterhaltungsbedürfnis noch eine lange Zeit hindurch sich bescheiden, verzichten, entbehren soll: sie alle sind ja noch keineswegs in unerhörter Weise Heimgesuchte, an denen es übrigens doch auch nicht fehlt, wie es andererseits der geringen Vorkommnisse dieser Art so unzählig viele giebt. Und auch derer müssen wir wohl gedenken, die nach einem arbeitvollen Berufsleben nun einen letzten Teil zurückzulegen haben, ohne durch feste und zusammenhängende Thätigkeit emporgehoben zu werden, die mit dem Druck der Pflicht doch auch deren beschwingende Kraft vermissen, und der noch viel Zahlreicheren außerdem, denen eine mit festen und großen Pflichten verbundene Stellung nicht zu teil geworden ist, die am Rande des vollquellenden Lebens dahinwandeln und nicht aus seinen — sei es bitteren oder süßen, aber immer belebenden — vollen Strömen trinken.

Das alles nun sind ja nur Andeutungen, nur große Züge, und das Leben zahlt in dieser Hinsicht wie in anderen mehr noch in Scheidemünze als in großen Stücken und Scheinen. Wenn man's so überblickt und im Geiste überschlägt, so kann man leicht daran denken, wie wohl einmal im Scherze zusammengerechnet wird, daß ein Mensch, der mit fünfundsechzig oder siebzig Jahren aus dem Leben scheidet, eigentlich nur etwa vierzig Jahre wirklich gelebt, bewußt gelebt, dagegen den sehr ansehnlichen Zeitraum von ungefähr fünfundzwanzig Jahren durchschlafen habe, und man könnte dem zur Seite stellen, daß derselbe Mensch von der ersten Gesamtzeit auch noch zehn oder zwanzig oder wie viel Jahre hindurch sich gelangweilt habe. Eine etwas niederdrückende Erwägung. Nun wäre natürlich zu allererst darauf hinzuweisen, daß Langeweile eben ein Stück und eine natürliche Bedingung normalen Menschenlebens sei, daß sie dazu gehöre wie der Körper zum Geist oder wie der Schatten zur Sonne, wie der Regen zum Wetter, die Pausen zum musikalischen Rhythmus, die Thäler zum Gebirge, die Folie zum Diamanten, und daß man also des Lebens und seiner Anregungen oder Genüsse nicht inne werden könne ohne solche Stockungen und Spannungen, daß wir auch gar nicht fähig sein würden, beständige Kurzweil, um es so auszudrücken, zu ertragen. Indessen worüber man klagt, das ist ja nicht der Wechsel und die Unterbrechung an sich, sondern die allzugroße Unregelmäßigkeit, es ist dies, daß die Pausen sich auf Kosten der Melodie zu breit machen, daß die Thäler sich zu Einöden dehnen, die Sonne zu lange nicht scheinen will und der Regen nicht aufhören.

Aber wenn wir's recht betrachten, so ist der sogenannten Langenweile doch erst deshalb so viel, weil es gar nicht dasselbe ist, was wir mit diesem lässigen Worte bezeichnen, sondern alles Mögliche und Verschiedene, das nur eine gemeinsame Seite hat. Es geht uns ja nicht anders mit all den allgemeinen Worten der Sprache, denen in der lebendigen Wirklichkeit mannigfach verschiedene Dinge, Zustände, Verhältnisse entsprechen; wie himmelweit verschieden kann es sein, was das gleichklingende Wort benennt! Ist, wenn man von Mut redet, gemeint das animalische Kraftbewußtsein oder die Wagelust des Leichtfertigen oder der edle Drang zum Bestehen der höchsten Gefahr um des Guten willen, oder was sonst? Bedeutet „Treue“ die herrlichste Kraft des Menschenherzens, das sich damit über seine bloße Menschlichkeit und ihren Unbestand erhebt? oder ist es nur Hineingewöhnung in bestimmte Beziehungen und ein Abtreten des eigensten Menschenwillens an einen fremden, sichereren? Wie weit liegt all das voneinander ab, was den Menschen „Liebe“ heißt!

Das Wort Langeweile sagt an sich ja noch weniger, als es zu sagen scheint: lange Dauer, viel Zeit, oder etwa: sich hindehnende Zeit; die unausgefüllte Zeit erst macht sich als Zeit oder Weile fühlbar. Die Zeit, dieser kostbarste Besitz, der nicht bloß in Geld umgesetzt werden kann, sondern aus dem (oder in den hinein wenigstens) das Menschenleben gewoben ist, kann uns zu viel werden, wir wünschen sie hinweg, verstrichen, wo sie uns keinen Inhalt bietet. Aber es ist doch nicht bloß, daß wir Leere empfinden, wenn wir von Langeweile sprechen. In diese Leere mischt sich gewissermaßen allerlei anderes und besonderes. Wenn die Psychologen die Langeweile als „formales Unlustgefühl" bezeichnen, als Unlust, die entsteht durch das Mißverhältnis zwischen dem Bedürfnis des Fühlens und dem sich versagenden Inhalt, so spielt in Wirklichkeit in dieses Formale ein Materiales sehr vielfach mit hinein.

Das eine Mal ist es nichts anderes als körperliche und geistige Ermüdung, nervöse Abspannung, die uns unfähig macht, noch irgend eine anregende Beschäftigung zu üben oder Unterhaltung zu genießen. Ein andermal ist es Übersättigung von Anregungen, die die Aufnahmefähigkeit hindert: auch von den besten Witzen kann man nur eine gewisse Menge vertragen, und einen Band der „Fliegenden Blätter" im Zusammenhang durchlesen zu müssen, wäre vielleicht härter, als manches recht trockene Werk durchzustudieren; jenes von geistreichen Einfällen strotzende Buch, „Rembrandt als Erzieher", haben die meisten Leser während der Lektüre oftmals zur Seite geworfen, gelangweilt von dem, was elektrisieren sollte; dem geschicktesten Anekdotenerzähler kann man doch nicht über ein paar Stunden zuhören, dann wünscht man sich lieber eine Unterhaltung über das Wetter oder über den neuen Hausbau des Nachbars Lehmann. Wieder in anderen Fällen ist der Druck der Abhängigkeit entscheidend mit im Spiele, über den sich das Individuum nicht seinerseits regen, entfalten, äußern, bethätigen kann, wie es möchte. Das ist nicht bloß die Lage des Schulkindes oder auch des heranwachsenden Schulzöglings, die empfangen sollen, statt sich auszugeben, still sitzen, statt sich zu tummeln, fremden Gedanken folgen, anstatt ihre eigenen spazieren gehen zu lassen, zahm sein statt mutwillig; sondern es ist auch die Lage desjenigen, der in den Händen eines langweiligen (aktiv langweiligen!) Gesellschafters sich befindet, von dem er nicht los kann und dessen Natur und Rede ihm von Minute zu Minute unerträglicher wird. Aber es ist in anderen Fällen auch eine gewisse persönliche Empfindlichkeit, die eine irgend abweichende fremde Eigenart nicht ertragen kann und ihr sogleich entrinnen möchte, oder (wieder in anderen) die durch Erziehung oder Lebensalter oder auch natürliche Anlage hervorgerufene Ungeduld, oder die Unbeständigkeit, der Mangel an Ausdauer, namentlich bei den jugendlichen, aber auch bei vielen erwachsenen Menschen, die nicht längere Zeit ihren Geist einem Gegenstande zuwenden können oder mögen. Es ist ferner in anderen Fällen die Unfähigkeit des Verstehens und vielleicht dann auch das verstimmende Gefühl dieser Unfähigkeit, z. B. beim Hören ernster klassischer Musik oder eines abstrakten Vortrages oder auch nur eines hochgehenden oder inhaltlich zu fern liegenden Gesprächs. Es ist, um auf eine andere Art überzugehen, oftmals Ungewißheit vor einer Entscheidung, ein Schwanken zwischen Befürchtung und Hoffnung, was sich hinter der Langenweile birgt, nicht bloß im Vorzimmer des Zahnarztes oder des hochmögenden Ministers, sondern auch noch anderswo. Es ist Sehnsucht, die den Sinn für alles sonst Anregende verschließt und die Zeit schmerzlich lange werden läßt. Es ist wiederum auch Hoffnungslosigkeit, ist Enttäuschung, die sich über das gesamte Innenleben legt und zum Empfang von belebenden Eindrücken unfähig macht. Es ist nicht selten Melancholie, nicht die schwere, schmerzliche, aber poesievolle Melancholie der tiefsten Naturen als Frucht ihres Ringens, Denkens und Leidens, sondern die mattere, sozusagen konstitutionelle oder auch mehr zufällige. Es ist in vielen anderen Fällen Blasiertheit, deren Lohn und Fluch ja die unheilbare Langeweile bildet, und in manchen anderen natürliche Hohlheit, ein Wesen ohne das Mark des Gefühls oder des intellektuellen Interesses.

Und wie so bei den einen Armut die

Ursache der Langenweile ist, so freilich bei anderen auch ihr Reichtum, der Reichtum nämlich des geistigen Lebens, der dann auch Ansprüche macht an seine Umgebung, der entsprechend seinem eigenen Besitz unterhalten sein will, dem Einfaches und Gewöhnliches nicht genügt. Es giebt allerdings auch solche Reiche, die sich wirklich niemals langweilen, weil sie von ihrem Reichtum immer mitteilen können und wollen oder gewissermaßen sich selbst mitteilen, und solche Arme, die ebenfalls nicht Langeweile fühlen, weil sie mit der geringsten Anregung zufrieden sind. Ebenso giebt es Einsame, die in ihrer Einsamkeit niemals Leere empfinden, aber in Gesellschaft sich selten dieses Gefühles lange erwehren können, und andere, die der Berührung und des Austausches mit Menschen auch nur eine Stunde kaum zu entraten vermögen. Gemeinsam also ist allen diesen Spielarten, daß ein Reiz bedurft und doch nicht empfangen wird, sei es aus Schuld der Verhältnisse oder der Personen selbst, sei es Reiz des Empfangens oder Reiz der freien Selbstbewegung. Damit wäre schon Mannigfaltigkeit genug angedeutet, aber wir wollen auf die Wirklichkeit und ihr wechselndes Spiel noch etwas näher hinblicken.

Recht verschieden ist da z. B. die Rolle der Langenweile für die verschiedenen Lebensalter, und auch für die Nationen, für die sich folgenden Kulturstufen oder -perioden. Dem Kindesalter scheint sie an sich am wenigsten natürlich, diesem Alter, dem die Welt voller Wunder ist, das uns Gewöhnlichste interessant und die ganze Seele bei dem Inhalt des Augenblicks. Daß sie gleichwohl früh nicht fehlt, ist schon vorhin berührt worden. Freilich ist, wenn sie zuerst zu bewußtem Ausdruck kommt, schon ein gewisses Entwickelungsstadium erreicht, schon eine Einbuße vorhanden an der vollen glücklichen Hingabe, schon eine erste Ermüdung auf dem Wege durchs Leben; und das ist denn auch das Zeichen, daß der Geist nun in eine zusammenhängende Zucht zu nehmen, daß ihm durch zusammenhängenden Unterricht der Zugang zu neuen Welten zu öffnen ist. Das Öffnen wäre schon recht schön, aber das Hindurchführen wird nun freilich leicht die Quelle jener anderen Art von Langerweile, die die Schule der lernenden Jugend nicht ersparen kann. Zwar wäre es Unwissenheit oder grobes Unrecht, nicht anzuerkennen, daß die Unterrichtskunst im Laufe der Jahrhunderte und auch der letzten Jahrzehnte bemüht gewesen ist, der Langenweile vorzubeugen, sie zu überwinden: aber die Dauer der verlangten Aufmerksamkeit bleibt immer eine schwere Forderung, die geistige Bethätigung nach strengen Normen mutet den jugendlichen Sinn nicht lange an, die Hemmung des natürlichen Bewegungstriebes ist mit Unfreude verbunden, und daß auch die geistig angeregtesten, eifrigsten und erfolgreichsten unter den Schülern den Ferien oder einem freien Tage entgegenjubeln, wird so bleiben und darf so sein. Schlimm ist es nur mit denjenigen Kindern, die sich in der Schule und außerhalb der Schule langweilen. Einige in der That zeigen hierzu frühzeitig eine bedauerliche Anlage: wahrscheinlich werden sie weder recht glückliche noch recht schätzenswerte Menschen werden. Aber auch die Eltern können schuld daran sein, daß ihre Kinder sich zu langweilen pflegen. Nicht bloß in der Weise, daß sie selbst ihnen ein Vorbild geben oder ihnen von ihrem eigenen langweiligen Wesen zu viel vererbt haben; aber dadurch, daß sie zu viel Wohlerzogenheit von ihnen fordern, daß korrekte Formen ihr Erziehungsideal bilden, daß sie den Anstand, den Ton, die sogenannten Vergnügungen der Erwachsenen in die Kinderwelt tragen, ihnen damit die Frische benehmen, und verlorene Frische — das ist doch wohl schon ungefähr so viel wie Langeweile?

Bei weiterem Wachstum hat die Jugend ein mißliches Stadium durchzumachen: das Gebiet zwischen Kindheit und gereifter Jugend, die Flegeljahre oder die Backfischzeit. Diese beiden nehmen sich ja recht verschieden aus, aber gemeinsam haben sie unter anderem dies, daß sie gewissermaßen eine Zeit der Langenweile sind. Nicht als ob nicht die fünfzehnjährigen Mädchen sich augenscheinlich ungeheuer miteinander belustigten, mit vielem Kichern und auch einem gewissen linkischen Schwärmen ihre Stunden ausfüllten, oder als ob die werdenden Jünglinge nicht sich als was Rechtes und Festes fühlten und in gegenseitigem Vorrenommieren ein erhöhtes Daseinsgefühl hätten. Aber im

Grunde ist doch Leere der Stempel dieser Zeit, über die ihnen nun einmal schlecht hinwegzuhelfen ist, Mangel an innerster Freudigkeit, an befriedigendem Gleichgewicht. Es ist eine Periode, in der sich durch Auflösung und Übergang erst ein neues Etwas vorbereitet. Einige Naturen allerdings sind so erfreulich geartet, daß sie auch durch diese ganze Zeit hindurchgleiten, ohne ihre Liebenswürdigkeit und ihren Gemütswert je zu verlieren; diese bilden aber unter ihresgleichen eine Art von Adel, an dem die große Mehrzahl keinen Teil hat.

Und nun die herrliche Jünglingszeit und die Zeit der vollsten Mädchenblüte, wo das Leben so reich scheint und die Kraft, es genießend zu fühlen, so unbegrenzt! Aber abgesehen davon, daß die Flegeljahre und die Backfischnatur ihre Strahlen oft noch weit in die neue Periode hineinsenden, so bedarf man in dieser Zeit und zu diesem Vollausleben einer Unterstützung, bei deren Ermangeln man sich meist hilflos leer fühlt, nämlich der Genossenschaft. Auf sich selber steht der Mensch in diesem Alter noch nicht, er bedarf des Anschlusses an ein Ganzes, da er selbst ein Ganzes noch nicht sein kann. Und so ist z. B. der ganze studentische „Comment“ gewissermaßen ein Ausfluß der Langenweile und zugleich ein Schutzmittel gegen sie: man hat noch nicht genug Eigenes, Persönliches zu zeigen, aber man berührt sich wenigstens durch diese Art von Spiel, und wenn gegenwärtig die akademischen Trunksitten auch in so manchen sehr postakademischen und unakademischen Kreisen Aufnahme gefunden haben, so ist dies meist auch nur eine Benutzung eines solchen Ausgleichsmittels gegen die Leere der persönlichen Berührung.

In den Jahren der kräftigsten Vollentwickelung, Reife und Thätigkeit taucht die Langeweile zumeist auf als gelegentliche Hemmung der Kraft oder auch als Fessel der untergeordneten Arbeit für den sich frei regen und entfalten wollenden Geist und Willen, wovon schon oben hinlänglich die Rede war. Recht eigentlich aber scheint die leidige Heimsuchung der Langenweile vorbehalten dem höheren Alter. Ist nicht die Unfähigkeit verbrauchter Kräfte, noch recht zu wirken, ist nicht die Abstumpfung gegen Eindrücke, die eben doch alle schon und zu oftmals dagewesen sind, ist nicht die Hoffnungslosigkeit gegenüber der Zukunft, die ja keine Erhöhung des Daseins mehr bringen kann, ist nicht die Lähmung des Willens und die Mattheit des Empfindens in den altgewordenen Herzen — ist nicht das alles Grundlage einer endgültigen und rettungslosen Langenweile? Eine Notwendigkeit aber ist dieser Zustand doch nicht und nicht immer Wirklichkeit! Wem ein edleres Wesen zu teil wurde und ein edleres Geschick, der verwaltet in seinem Inneren einen um so größeren Reichtum an mildem Wohlwollen, klarem Schauen und leidenschaftslosem Erinnern. Doch auch abgesehen von diesen großen Errungenschaften ist ja dem vorgerückten Alter das Bedürfnis eigenster Kraftbethätigung geschwunden, dessen Nichtbefriedigung schon der Jugend und dann in anderer Form dem besten Lebensalter so viel Verstimmung bringt, und es sind nun bescheidene Güter, bescheidene Leistungen und Genüsse, die dem Gemüt genügen. So langweilt es denn die Greisin nicht im mindesten, Strümpfe auf Strümpfe zu stricken, während wenige Runden die Stirn des kleinen Mädchens schon zum Runzeln brachten; und spazieren zu trippeln, jeden Tag denselben Weg und mit denselben Menschen die gleiche zahme Berührung immer wieder zu haben, das und viel Ähnliches ist den Alten nicht langweilig, so sehr es von den Jungen als eine Art von schwerem Frondienst empfunden werden würde.

Wie die Lebensalter, so stehen die Nationen verschieden zur Langenweile, oder die Rassen, die Stämme. Sie sind verschieden in ihren Ansprüchen an den Inhalt der Zeit, an den Wechsel der Eindrücke, verschieden in dem Zeitmaß ihrer eigenen inneren Bewegung, verschieden in dem, *was* sie anregt und belebt. Um uns nicht lange mit den Orientalen aufzuhalten, die in dieser Hinsicht von uns ja so gründlich verschieden sind, und um ganz von indischen Fakiren zu schweigen und namentlich auch von den christlichen Säulenheiligen des Morgenlandes: schon Romanen und Germanen sind hier verschieden genug, oder auch Süd- und Norddeutsche. Indes auch diese Unterschiede sollen hier nicht im einzelnen verfolgt wer-

den. Nur eines sei gesagt: daß die ruhigere, stillere, mehr in sich lebende Volksnatur den Andersgearteten langweilig scheint oder vielmehr ist, begreift sich ohne weiteres; daß jene deshalb selbst in höherem Grade an Langerweile leiden, ist keineswegs ausgemacht; die größere Lebendigkeit erzeugt auch größere Ungeduld. Die Engländer auf ihren Reisen werden oft bemitleidet oder wenigstens nicht begriffen, wenn sie endlose Strecken durchfahren, ohne sich in irgend welche persönliche Beziehung setzen zu können oder zu wollen, ohne für alle die sie umgebenden Eindrücke recht offen zu sein, und jemand sagte, der Hauptunterschied zwischen ihnen und den übrigen Europäern sei der, daß sie ein viel größeres Maß von Langerweile aushalten könnten, wobei denn auch an die englische Sonntagsfeier gedacht sein mag, die unseren deutschen Landsleuten so viel Seufzer und Schelten auspreßt. Aber andererseits begreifen auch viele von den übrigen Europäern die deutschen Männer nicht, wenn sie Abend für Abend stundenlang um ihre Biergläser zu hocken vermögen, mit geringer und stockender Unterhaltung sich begnügend und keine erkennbare Belebung aus dem Tranke ziehend! Es kann dieses so bezeichnete Aushalten von viel Langerweile ebensowohl auf einem reichen oder einem klaren, mit sich selbst im Gleichgewicht befindlichen Innenleben ruhen, auf Tiefe des Gemütes oder ruhiger Stetigkeit des Wollens, wie es andererseits auf Mattheit, Dumpfheit, Trägheit, innerer Verschwommenheit beruhen kann. Auch hier berühren sich die Extreme, gleichen sich die äußersten Gegensätze, die höchsten Stufen und die niedersten. Jedenfalls ist es kein übles Zeichen für ein Volk, wenn seine Männer noch mit vollem, nie versiegendem Eifer an den körperlichen Spielen teilzunehmen pflegen, die sonst nur der Jugend zugewiesen werden, nur ihr kurzweilig genug scheinen. Doch auf diesem Gebiete lernen wir ja gegenwärtig wieder, was wir verlernt hatten, und verlernen hoffentlich das Langweilen, womit viel Gutes gelernt wäre — obwohl ich ein besonders beruhigendes Anzeichen noch nicht in der immer zunehmenden Passion z. B. des Lawn-Tennisspiels sehen würde, bei dem doch noch besondere Reize mitwirken, die nicht im Spiel und seinen Regeln und Wechselfällen an sich liegen.

Viel selbstverständlicher noch als für die Rassen und Stämme ist der Unterschied für die sich folgenden Kultur- und auch Bildungsstufen. Ja, man wird geneigt sein, zu sagen: je näher der Natur, je weniger von Kultur beeinflußt und gewandelt, desto weniger Langeweile, d. h. subjektive, empfundene Langeweile, während die Gleichmäßigkeit oder Eintönigkeit des Daseins, objektiv angesehen, ja umgekehrt dort so viel größer ist als hier. In der That, man hört unter unseren Bauern nicht über Langeweile klagen; an Klagen über die Schwere des Lebens fehlt es dort nicht, über die harte Arbeit, ihr kärgliches Ergebnis, über fruchtlose Mühsal, aber nicht über Langeweile. Und wenn man die Leute am Sonntage lange Stunden vor der Hausthür sitzen sieht, schweigsam oder fast schweigsam ins Weite blickend, sie langweilen sich dabei offenbar gar nicht; auch nicht in der dunklen Winterzeit, wo die großen Arbeiten ruhen und die Art, wie man die Zeit zubringt, vielfach einem Winterschlafe ähnlich sieht. Der Grund kann ja nicht in einem reichen Innenleben liegen, vielleicht eher schon in einem ruhigen; dann aber in der geistigen Anspruchslosigkeit und — nicht zum mindesten — in der Ermüdung, in dem wirklichen Ruhebedürfnis; Ermüdung durch ernstliche Arbeit ist offenbar ein gutes Mittel gegen die Langeweile und der Mangel an Ermüdung offenbar der vorzüglichste Boden für ihre Entstehung. Gleichwohl sind auch die einfachen Landleute und Arbeiter der Langenweile fähig: sie würden sie im vollsten Maße empfinden, wenn sie einem Symphoniekonzert beiwohnen müßten oder einem allzulangen Vortrag, während sie freilich eine regelmäßige Sonntagspredigt, selbst wenn sie zu lang ist und zu abstrakt, ohne inneres Widerstreben (und übrigens auch ohne Aufregung) über sich ergehen lassen wie einen mäßigen Regen.

Überhaupt erzeugt, mindestens auf einfacheren Entwickelungsstufen, das Gewohnte nicht Langeweile, und so erhalten ja auch die Beziehungen zwischen den Familienmitgliedern, so stetig sie auch sein mögen, nicht diesen Charakter, unter normalen Umstän-

den und bei einigermaßen normalen Persönlichkeiten wenigstens nicht; es wird da vielmehr ein Reichtum der Beziehungen empfunden, und ohne daß man sich gegenseitig besonders anregen kann, langweilt man sich nicht, schon weil man nicht gerade Amusement voneinander erwartet. Erst wenn eine größere Abwechselung, ein schöner Ausflug, ein erwünschter Besuch in Aussicht steht und namentlich wenn sie vereitelt werden, dann erst wird das bloße Gewohnte als langweilig empfunden.

Ähnliches zeigt sich übrigens auch schon in der Tierwelt, bei den Haustieren mindestens. Die Freude des Hundes im Augenblicke, wo sein Herr sich anschickt, ihn mit hinauszunehmen, die Aufregung der Pferde, wenn sie den Wagen zum Thore hinausziehen, das und Ähnliches ist allbekannt, und wenn ein Kind den Kanarienvogel bedauert, weil er ewig auf seinen paar armseligen Stangen hin- und herhüpfen muß, so sagt ihm sein Herz ohne Zweifel das Richtige. Auch durch Langweilen wird von den Menschen an den Tieren gesündigt, nicht bloß durch Peitschenhiebe und dergleichen, und die edlen Pferde, die dreiundzwanzig Stunden im Stalle stehen, mit dem Kopfe gegen die Wand, statt sich auf einem grünen Felde zu bewegen, wie ihnen natürlich wäre, hätten vielleicht nicht Unrecht, eine bittere Anklage zu erheben. Als „Haustiere“ läßt man sie eben auch an allerlei menschlichem Unbehagen teilhaben; daß die Tiere in Wald und Feld sich langweilen, ist nicht sehr wahrscheinlich, obwohl sie dort hungern, frieren und stets in Gefahr sind, von ihren stärkeren Mitgeschöpfen aufgefressen zu werden.

Im übrigen scheint es ja offenbar, daß die fortschreitende Kultur beständig Kürzung der Langenweile mit sich bringt; beständig werden Erfindungen gemacht, die an Stelle umständlicher Manipulationen augenblickliches Ergebnis setzen; die ganze Welt wird immer mehr für das Bewußtsein jedes einzelnen aufgeschlossen, die Unterhaltungen und die Mittel, sie zugänglich zu machen, vervielfältigen sich, und so könnte man weiter schildern. Das Übel ist nur, daß mit jedem befriedigten Reiz auch die Reizbedürftigkeit sich neu einstellt, daß die Ansprüche wachsen und die Ungeduld. Gewissermaßen ist Langeweile der Schatten, den jede Belustigung hinter sich wirft; am Einfachen und Ruhigen sich genügen zu lassen und darin sich wohl zu fühlen, davon ist unsere Zeit weiter entfernt als jede frühere. Man will eben doch immer Neues, immer raschere Abwechselung, will nur Spannendes lesen, nur Sensationelles hören, und heute thun schon die bedeutungsvollsten Nachrichten aus allen Teilen des Erdballs kaum mehr so viel Wirkung wie vor wenig Jahrzehnten die einfachen Vorgänge der Nachbarschaft. Die ehedem so regelmäßige Begrüßungsfrage „Was giebt's Neues?“ scheint fast aus der Welt verschwinden zu wollen, teils weil alles Neue allen im gleichen Augenblicke gewissermaßen von selbst bekannt wird, teils aber auch, weil es so Neues, daß es einen stark erregen könnte, nicht mehr so leicht giebt. Unsere modernen Dramendichter scheinen, da die Sensation auch des Sensationellen alsbald vorübergeht, jetzt zu dem Mittel zu greifen, daß sie die Zuhörer oder Leser über das eigentliche Ziel oder die Lösung der Handlung im unklaren lassen, damit es etwas zu raten gebe, und die Maler machen es zum Teil ähnlich. Wie weit sind wir von der Stufe der Menschen entfernt, denen lang hingezogene Heldendichtungen höchste Befriedigung boten, oder von derjenigen der Kinder, die die nämliche Erzählung mit den nämlichen Worten immer wieder hören können, ohne sich zu langweilen, oder auch von der der gebildeten französischen Gesellschaft des siebzehnten Jahrhunderts, die den langatmigen Tiraden ihrer klassischen Tragödien mit ruhiger Wonne folgte, von noch näher liegenden Entwickelungsstufen zu schweigen! Seit manchen Jahrzehnten werden beständig neue, kräftige Beleuchtungsmittel erfunden und eingeführt; bei jedem neuen jubelt man, wie sehr es mit seiner „Tageshelle“ die alten übertreffe, aber alsbald ist das Auge abgestumpft, und man klagt wieder ebenso oft wie früher über die trübe Beleuchtung. Es ist nicht anders mit den Reizen auf geistigem Gebiet und der daraus sich mit ergebenden Abstumpfung oder Langenweile.

Ja, sie läßt sich nun einmal nicht aus der Welt verscheuchen, läßt sich niemals ganz aufsaugen oder überstrahlen, so wenig wie Dunkelheit oder Dämmerung aus allen Win-

keln und Gängen schwinden kann. Und wie die Langeweile dem festlichsten Ballsaal nicht fern bleibt und nicht den glücklichsten Jugendjahren, so auch nicht den freiesten, unabhängigsten, vornehmsten Stellungen. Ja, diesen ganz und gar nicht: an Fürstenhöfen und im Prinzenleben hat sie vielleicht ihre sicherste Heimstätte, wie die Ärzte von bösen Bacillen und Pilzen sagen, daß sie in gewissen Regionen „ihr Optimum“ haben. Sie ist dort der natürliche Abzug, das obligate Minus, das jene Stellen oder die Menschen dort eben doch haben müssen, um nicht zu sehr bevorzugt zu sein — obwohl ihnen freilich noch etliche andere Abzüge an der Glückseligkeit nicht zu fehlen pflegen.

Aber die Langeweile folgt nicht bloß als ein natürlicher Schatten aller Kurzweil, schiebt sich nicht bloß als Folie zwischen die Unterhaltungen, damit diese überhaupt als solche empfunden werden, sondern sie wird auch ausdrücklich — und in unserer Zeit besonders — als Heilmittel zu Hilfe genommen, und der Arzt, der bekanntlich gelassenen Tones gewissen Patienten anzubefehlen pflegt, sie sollten jede Gemütsbewegung meiden — was ungefähr so schwierig ist wie für den Lahmen die Aufgabe, nicht zu hinken —, der Arzt verordnet auch wohl ganz positiv ein möglichst ansehnliches Stück von Langerweile. Da sollen denn unsere reizbedürftigen Kulturmenschen in ländlicher Abgeschiedenheit dem Brüllen einer Kuh zuhören oder dem Krähen eines Hahnes, oder viele Stunden still am Wasser hinwandeln oder zu lauter ganz natürlichen Bäumen hinaufblicken. Wie mühselig bringen sie in der Sommerfrische den ersten Tag im langsamen Promenadenschritt hin, wie seufzen sie an den leeren Abenden nach Konzert, Theater und geselligen Vergnügungen! Wie wenig können sie auf etwas Klatsch und Neugierde auch im stillen Bergdorf oder am Strande der See verzichten! Drängt sich doch auch in die zur Gesundung des gefährdeten Nervenlebens betriebenen körperlichen Übungen immer gleich wieder das Bedürfnis der Aufregung hinein, Aufregung des Wetteifers, der äußeren Ehren, der höchsten Kraftmaße, und geben sie doch mit dieser Beimischung ein gut Teil ihrer heilkräftigen Wirkung preis!

Es ist wunderbar: dort, wo man ein gutes und gesundes Maß der Langenweile ertragen sollte, schüttelt man sie mit allen Kräften als etwas Unnatürliches ab, und da, wo man ihr mit Gier und Hast zu entrinnen sucht, stellt sie sich mit boshafter Zähigkeit ein. Oder sieht man's nicht den Tausenden, die an allen Sonn- und Festtagen mit hochgehender Brust und erwartungsvollen Augen zu den Bahnhöfen und Vergnügungszielen strömen, hasten und sich drängen, sieht man's nicht den meisten von ihnen an, wie sie nach Verlauf all der Stunden leeren Blickes und müden Herzens zurückkehren, ohne daß sie eigentlich gefunden hätten, was sie suchten, um es am nächsten Festtag wieder ebenso begierig zu suchen?

Es ist vor allem eine gewisse, aber sehr breite Mittelschicht — nicht der Gesellschaft, aber der Bildung, oder wohl richtiger zwischen Unbildung und Bildung, die dieses Bedürfnis der Kurzweil, der Unterhaltung von außen her hat und diesen Kampf mit der Langenweile. Wirkliche Bildung, die denn doch lebendige Entwickelung der inneren Persönlichkeit bedeutet, einen Reichtum, der nicht immer von außen nachgefüllt zu werden braucht, solche wirkliche Bildung läßt jene Plage nicht so leicht zur Geltung kommen, obwohl der Unterschied der Temperamente selbstverständlich auch auf diesem Gebiete große Verschiedenheit bedeutet und bewirkt. Und damit wird man denn auch die Verschiedenheit zu erkennen haben, daß die Langeweile in dem einen Falle eigentlich Langeweile der Sinne ist und in dem anderen mehr solche der Phantasie, oder Langeweile des Verstandes, oder des Willens, oder des Herzens. Denn nach allen diesen Seiten kann die Leere der vermißten Erregung Leiden schaffen. Und wiederum werden sich die Geschlechter, die Lebensalter, die Entwickelungsstufen, die verschiedenen Naturanlagen gewissermaßen in diese Arten der Langenweile teilen.

Augenscheinlich ist es, daß alle Erziehung auch Kräftigung gegen die Langeweile sein muß, daß alle echte Bildung ein lebendiger Schutz gegen ihre Wirkung ist. Und das, was den jugendlichen Menschen so viel Langeweile giebt, ein planmäßig zusammenhängender Unterricht mit seinem Zwange

für die Bewegung der Gedanken, führt gerade für die maßgebende Zeit des Lebens zu jener Sicherung gegen die Langeweile. Wer viel geistiges Interesse hat, wird wenig Langeweile spüren, das Interesse selbst ist aber wenig kräftig ohne gründlichere sachliche Orientierung; so ist es einer der schönsten Gedanken des großen Pädagogen Herbart, daß das eigentliche Ziel alles Unterrichts die Erregung von Interesse sein solle. Dieses Interesse muß denn freilich nicht etwa nur Hunger nach Wissensstoff sein, eine Art von unruhiger Wißbegierde, die der Neugier nicht ganz fremd ist, sondern vielmehr eine Art von Liebe, von Freude an Beobachtung, Betrachtung, Verständnis, wie sie der Maler gegenüber der äußeren Natur empfindet, der Natur auch in ihren kleinen und unscheinbaren Gebilden und Vorgängen.

Aber selbst die gelegentliche, die nicht von innen kommende, sondern durch die Tücke der äußeren Verhältnisse zufällig über uns verhängte Langeweile — sei es jenes vierstündige Warten auf dem kleinen Bahnhof zwischen den leeren Wänden an dem regengrauen Nachmittage, oder das Eingeschlossensein der Sommergäste in die unbehagliche Herberge des Alpendorfes bei hartnäckig schlechtem Wetter, oder dergleichen mehr — das alles erträgt doch der leichter, in dessen Innerem es nicht ebenso leer aussieht wie in gemieteten Zimmern oder der regengrauen Landschaft. Übrigens wenn man die Langeweile auch gar nicht ertragen können will und sie nur ertragen muß, sie hat doch ihrerseits einen guten erzieherischen Wert. Der Himmel, der nach einem sonnigen Tage drei andere Tage lang unter Nebel und nassem Niederschlag den Blicken die schöne Landschaft entzog, um deren willen man aus der Ferne hergekommen war, ist, wenn er sie dann plötzlich wieder öffnet, so weise wie die Eltern, die die schönen Spielsachen ihrer Kinder auf einige Zeit in die Schublade verschließen, damit sie dann von neuem in all ihrem Glanze hervorkommen und mit Jubel begrüßt werden. So wäre auch die Erinnerung an das militärische Dienstjahr nicht halb so schön, seine einzelnen Vorkommnisse würden nicht mit halb so viel Belustigung wieder aufgefrischt, wenn nicht des Abwartens und Stillstehens und Schweigenmüssens und der ganzen Eintönigkeit so viel gewesen und damit für die rechte Empfänglichkeit gesorgt worden wäre.

Also — und damit könnte ich in einige ganz einfache Regeln vieles zusammenfassen — man soll die Langeweile, die uns die Verhältnisse auferlegen, ertragen können; und man soll darüber hinauskommen, sich selbst Langeweile zu bereiten; und man soll sich ein Gewissen daraus machen, andere zu langweilen — nicht bloß, ihnen wehe zu thun, sie zu reizen, zu kränken, zu quälen, sondern auch sie unnötig zu langweilen, selbst seine Haustiere, und also auch seine Untergebenen, seine Kinder oder seine Freunde oder seine Gäste: denn allen diesen gegenüber findet der naive Egoismus, den wir doch einmal schwer loswerden, Mittel genug zum Langweilen, obwohl wenigstens den Gesellschaften gegenüber schon der gute Ton es verbietet; der gute Ton aber, der ein bloßer äußerer angenehmer Klang sein kann, kann doch auch und soll eigentlich das wohlthuende leichte Vibrieren der Saiten eines edlen Herzens sein und die Höflichkeit eine besondere Art und Wirkung der Menschenliebe.

Da aber von Gästen die Rede war, so habe ich zu bedenken, daß als Gäste auch Zuhörer oder Leser gelten können, und auch denen gebührt die Rücksicht, daß sie nicht unnötig gelangweilt werden. Das untrügliche Mittel aber, um zu langweilen, ist nach einem bekannten französischen Worte, daß man alles sagen will, alles, was man über einen Gegenstand auf dem Herzen hat oder aus seinem Kopfe holen könnte. Unvollständigkeit wird leichter verziehen als breite Vollständigkeit, lieber als pedantische Aufreihung sieht man ein bißchen Unordnung und hört lieber als ein langatmiges Finale einen jähen Schluß.



Kleopatra.

Von

Hugo Willrich.

(Nachdruck ist untersagt.)

Es war im Spätsommer des Jahres 48 v. Chr. Da weilte ein ungebetener Gast in der stolzen Königsburg der Ptolemäer in Alexandreia. Julius Cäsar war mit einer kleinen Kriegerschar nach Ägypten gekommen, um dort den bei Pharsalos geschlagenen Pompejus zu fangen. Er fand einen Toten; die feige Hinterlist der Vormünder des jungen Königs hatte es Cäsar erspart, über das Geschick des Mannes zu entscheiden, der so lange mit ihm die Geschicke der Welt bestimmt hatte. Die Schurken hatten auf den Dank des Imperators gerechnet und fanden sich sehr enttäuscht, als er sich schaudernd abwendete, da man ihm das Haupt des Ermordeten brachte. Noch peinlicher war es ihnen, als Cäsar, statt schnell weiter zu eilen, um die geschlagene Partei überall zu vernichten, ihnen erklärte, er wolle eine Schuld eintreiben, die das Königshaus noch an Rom zu zahlen hätte, und er gedenke auch, im Namen Roms die zur Zeit obwaltenden Thronstreitigkeiten zwischen dem jungen Ptolemäus und seiner Schwester-Gemahlin Kleopatra zu entscheiden. Das war ihnen zu viel, denn erst vor kurzem hatten sie glücklich die frühreife Königin verjagt, um den unreifen Königsknaben als willenloses Werkzeug zu benutzen. An der Ostgrenze Ägyptens hatte Kleopatra ein Heer gesammelt, der Ausbruch des Kampfes stand gerade bevor, als Cäsar erschien. Wütend sahen die Alexandriner seine Soldaten in ihre Königsstadt einziehen; es kam zu einem Krawall, bei dem Blut floß, aber es gelang Cäsar, die Ruhe aufrechtzuhalten, und die Umgebung des Königs wagte nichts zu unternehmen gegen den Vertreter des allmächtigen Rom. Man setzte seine Hoffnungen auf den Schiedsspruch und suchte vor allen Dingen zu verhindern, daß Kleopatra ihre Sache persönlich vor Cäsar führen dürfe. Die Stadt, der Hafen, vornehmlich der Palast wurden bewacht, um ihr den Eintritt zu verwehren.

Da legte eines Abends ein winziger Kahn an der Treppe an, die vom Hafen zum Palast führte; ein einziger Mann saß darin, neben ihm lag ein Ballen Teppiche, er hob ihn auf die Schulter und trug ihn, ohne daß die Wachen ihn störten, in die Zimmer, die Cäsar bewohnte. Dort öffnete sich der Ballen, und vor dem Imperator kniete ein junges Weib, flehend um seinen Schutz gegen ihre gewaltthätigen Feinde.

So tritt Kleopatra auf die Bühne der Weltgeschichte, und ihr Debüt ist ein glänzender Sieg. Es war ein Meisterstreich, so recht nach Cäsars Geschmack, der ja auch so oft alles auf einen Wurf gesetzt hatte. Das konnte gewiß keins der zahllosen Weiber, die ihm bisher nahegetreten waren; in dunkler Nacht in einer Nußschale vom offenen Meere aus durch die feindlichen Reihen und Schiffe sich winden, das zeigte einen Wagemut, Cäsars würdig. So war er überrascht, und es dauerte nur wenige Augenblicke, da war er auch überwunden.

Der verwöhnte Frauenkenner mochte sich sagen, Kleopatra sei nicht eigentlich schön. Für ein Weib war die Stirn zu gerade, zu dicht beschatteten starke Brauen das Auge,

zu kühn trat die Adlernase hervor, zu streng waren die Linien des Mundes, aber wie wunderbar wirkte das fast männliche Antlitz in der Erregung des Augenblicks, wie rahmte sich welliges Haar um die Stirn, wie leuchteten die Augen unter den Brauen hervor, wie harmonisch war jede Bewegung, und vor allem, welcher Zauber lag in ihrer Stimme, wie rührend und wie klug wußte sie zu reden! Erst einundzwanzig Jahre war sie alt, aber sie wußte den größten Mann seiner Zeit durch ihren Geist ebensosehr zu fesseln wie durch ihre Schönheit; ihre Schönheit wurde erst durch den Geist unwiderstehlich, sie konnte nicht nur erobern, sondern auch festhalten. Cäsar hat ihre Fesseln getragen bis zum Tode.

In ihrer vollen Jugendblüte steht Kleopatra unvergleichlich vor uns, noch sind keine Schatten auf dies Bild gefallen; was Wunder, daß sie dem Cäsar als ein Meisterwerk der Natur erschien! Uns ist die Freude an ihrer glänzenden Erscheinung vergällt, zu viel Blut und zu viel Schmutz klebt daran, und es ist eitel Mühe, sie davon reinigen zu wollen, sie würde es selbst am wenigsten von uns verlangen. Sie kann aber fordern, daß man sie nicht nur als die schöne Teufelin schaudernd bewundert, sondern daß man sie verstehen lerne. Das ist bei einer solchen Frau nicht leicht, sehr viele Umstände müssen dabei berücksichtigt werden: in erster Linie ihre Heimat, denn wie des Friedländers Verbrechen nur aus seinem Lager sich erklärt, so ist Kleopatra nicht denkbar ohne Alexandreia; in zweiter Reihe die Überlieferungen ihres Geschlechtes, „denn es erzeugt nicht gleich ein Haus den Halbgott noch das Ungeheuer. Erst eine Reihe Böser oder Guter bringt endlich das Entsetzen, bringt die Freude der Welt hervor."

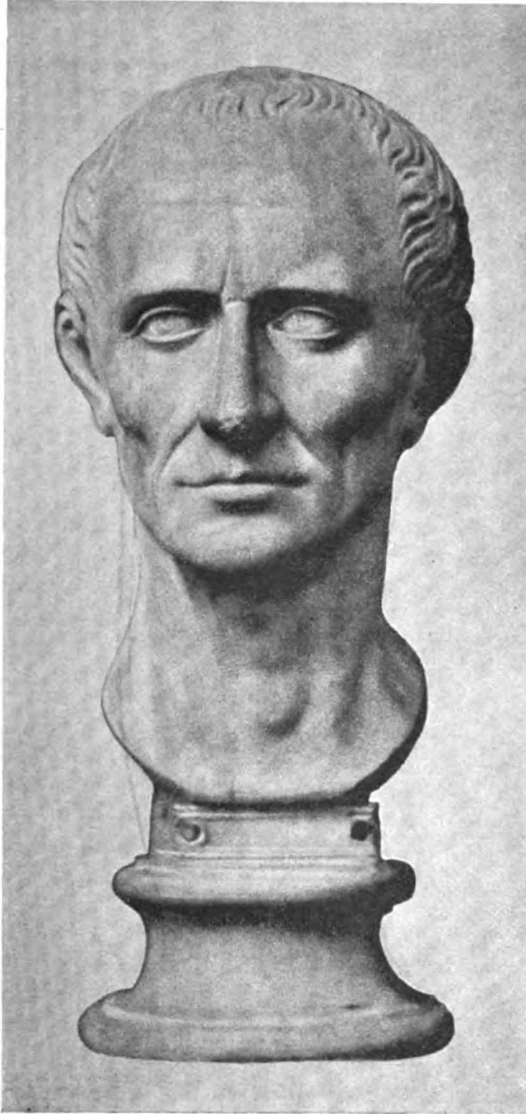
Als Alexander das Pharaonenreich den Persern entrissen hatte, wollte er der neuen griechisch-makedonischen Herrschaft eine neue Hauptstadt bereiten. Er wählte keine der uralten Stätten ägyptischer Kultur, sondern aus dem Nichts, an sandiger Meeresküste sollte die erste Stadt entstehen, die seinen Namen trug, ganz sein Werk. Wie genial die Stelle gewählt war, zeigte sich bald. Nach wenigen Jahrzehnten war unter der geschickten Hand der ersten Ptolemäer, denen Ägypten aus der Erbschaft des Welteroberers zugefallen war, Alexandreia emporgeblüht, weit hinaus über alle Griechenstädte der Welt. In ihren herrlichen Häfen lagen unzählige Handelsschiffe, denen der riesige Leuchtturm, eins der Wunder der alten Welt, auch bei Sturm und Nacht den Weg zeigte. Kein anderer Handelsplatz konnte sich mit diesem messen, dessen Hinterland, das fruchtbare Ägypten, unter meisterhafter Verwaltung eine Überfülle von Produkten hervorbrachte, dessen Verbindungen in alle Winkel und Enden der Welt gingen. Überall hatten die ersten Ptolemäer sich im Machtbereich der übrigen griechisch-makedonischen Reiche einzelne Punkte gesichert, Pfähle im Fleisch ihrer Gegner, Stützpunkte der eigenen Macht und Sicherungen des eigenen Handels. Und als schließlich auch diese Posten verloren gingen, blieb der Handel doch in dem Geleise, das er einmal gefunden hatte. Was es nur im Orient gab an Kostbarkeiten, an Geweben und Geräten, an Edelmetall und Edelgestein, an Gewürz und Spezerei, an Wein und Leckerbissen, all das strömte hier zusammen. Wo vor kurzem noch öde Düne war, standen stattliche Häuser in breiten gerade angelegten Straßen, die Luft und Licht anders den Eingang gestatteten, als die auf engem Raum zusammengebauten Städte im griechischen Mutterlande. Freie Plätze, große Schmuckanlagen belebten das Bild, und vor allem strahlten die Riesenbauten der Tempel und der Königsburg hervor, eine Stadt für sich, denn jeder König baute weiter nach Geschmack und Bedürfnis. Doch war nicht nur ein materieller Wohlstand in Alexandreia zu finden, auch die Poesie, die Kunst und die Wissenschaft fanden dort eine Heimstätte wie nirgend sonst. Zwar einen Homer und Sophokles hatte Alexandreia nicht aufzuweisen; so viel sich die feingebildeten Ptolemäer bemühten, Dichter an ihren Hof zu ziehen, sie konnten der Ermattung des griechischen Geistes nicht steuern. Aber wir finden doch einen Theokrit und Kallimachos hier, die gefeiertsten ihrer Zeit. Auch in der bildenden Kunst ist kein Pheidias, kein Praxiteles dort, aber wir finden die entzückendsten Erzeugnisse des Kunsthandwerkes neben vielen trefflichen Werken der höheren Kunst.

Alles das, was wir in Pompeji an schönem Gerät, an geschmackvoller Zimmerdekoration, an Wandgemälden bewundern, stammt ja im Grunde aus Alexandreia, ist von dort herübergenommen in die campanische Landstadt. In Alexandreia, wo alles künstlich angelegt war, wo von selbst kein Hügel ragte, kein Baum stand, kein Wasser rieselte, da ist in dem Häusermeer der Großstadt jene zarte, ja sentimentale Schwärmerei für die Natur entstanden, die aus den Hirtenliedern Theokrits uns ebenso anweht wie aus den Landschaftsbildern von Pompeji. Das unverfälschte Hellenentum ahnte davon ebensowenig wie unsere Vorfahren in den Zeiten des Faustrechtes oder unsere Bauern heute. Wer in der Natur zu Hause ist, liebt sie, aber er schwärmt sie nicht an. In Alexandreia stand man aber zur Natur etwa wie in Paris zu den Zeiten der letzten Ludwige. Auch sonst lassen sich die Parallelen hier ziehen. Auch in Paris pflegte der Hof die Kunst und die Wissenschaft zur Erhöhung seines Glanzes, die Akademie Frankreichs entspricht dem Museion, der Vereinigung der Gelehrten in Alexandreia. Hier wie dort flutete das wirtschaftliche und geistige Leben des Landes zusammen. In Alexandreia wie in Paris marschierte man an der Spitze der Civilisation, im bösen Sinne noch mehr als im guten. Hier kamen die Moden auf, hier gab man die Richtung für den Geschmack an, hier lernte man das Leben immer mehr verfeinern, bis zum äußersten Raffinement. Die griechische Bevölkerung von Alexandreia sieht der von Paris überraschend ähnlich. Ein geistreiches, quecksilbernes Völkchen, immer erpicht auf etwas Neues, ganz dem Augenblick hingegeben; ausgelassen lustig, stets bereit, sein Dasein zu genießen, sei es im Cirkus oder im Theater oder in den Vergnügungsplätzen der Umgebung; dabei leicht erregbar, sofort aufbrausend und immer zu Tumult und Aufruhr geneigt — kurz, eine Menge, die ein festes Regiment erforderte, wenn sie nicht gefährlich werden sollte. Aber die Griechen waren nur ein Bestandteil der Riesenstadt, und das unterscheidet Alexandreia scharf von Paris. Schwerlich hat je eine andere Stadt so verschiedene Elemente in sich vereinigt. Unter der makedonisch-griechischen Herrenbevölkerung wogte ein buntes Gemisch aller Barbarennationen: in erster Linie die eingeborenen Ägypter mit ihrer wundersamen Vereinigung von krassestem Fanatismus und zügelloser Ausgelassenheit, dann schlaue Araber, Äthiopier, Neger, Phönizier und Syrer, Karthager und Etrusker, gallische Söldner und schließlich zahllose Juden, die sich unter der duldsamen Ptolemäerherrschaft wohler befanden als daheim, wo die seleukidischen Fürsten ihnen das Leben schwer machten. Durch ihr zähes Zusammenhalten nahmen sie bald eine besonders bemerkbare Stelle ein, und sie eigneten sich hier ihr Geschick für den Handel an, der sie bald in alle Welt führen sollte. Es läßt sich denken, was für ein Gepräge dieses tutti frutti von Nationen dem städtischen Leben aufdrückte.

Fast alle Völker, deren Bestandteile wir dort finden, hatten den Höhepunkt ihres Lebens längst überschritten, den ihrer Verkommenheit erreicht; so fließen die Elemente aller Kulturen Asiens und Afrikas zusammen mit dem entarteten Griechentum, zu einem Sumpf, in dem alles Raffinement und alle groben oder eleganten Laster der ganzen Welt ihre schillernden Blüten trieben. Wie in Paris, so ging auch in Alexandreia der Hof mit schlechtem Beispiel voran. Das Herrscherhaus der Ptolemäer war nach einigen Generationen entartet durch fortwährende Verwandtenheiraten, wenn auch nicht gerade nach der geistigen Seite hin, so doch nach der sittlichen. Dazu kam, daß fast alle Könige ihre Regierung als Kinder oder unreife Jünglinge antraten, so daß ein Weiber- und Höflingsregiment eintrat, das notwendig die Kraft des Staates lähmen mußte. Es war nicht das Verdienst der Dynastie, daß Ägypten sich von allen den Königreichen, die aus Alexanders Monarchie hervorgegangen sind, am längsten behauptet hat. Der Syrerkönig Antiochos Epiphanes, ein bedeutender Mann, der nur das Unglück gehabt hat, daß man ihn gewöhnlich nach der wutverzerrten Schilderung der Makkabäerbücher beurteilt, hätte sich schon das Land unterthänig gemacht, wenn nicht Rom 168 v. Chr., als es eben König Perseus von Makedonien vernichtet hatte, ihm ein Halt zugerufen hätte.

Seither mischte sich Rom fortwährend in

ägyptische Angelegenheiten, die sich durch Streit im königlichen Hause mehr und mehr verwirrten. Zwei Brüder und die Schwester, zugleich Gattin des älteren, sollten jetzt gemeinsam die Herrschaft führen, aber der begabte jüngere Bruder, so ziemlich das größte Scheusal, das wir aus dem ganzen Altertum kennen, fachte einen Streit nach dem anderen an. Als der ältere endlich in Syrien kämpfend gefallen war, eilte der jüngere, Euergetes II., schnell von Kyrene nach der Hauptstadt, bemächtigte sich der Regierung, zwang die Schwester zur Ehe und ließ ihren Sohn ermorden. Bald kam es auch zwischen diesem Herrscherpaar zum Krieg; der König ließ mehrere seiner eigenen Söhne umbringen, damit das Volk keine Prätendenten gegen ihn aufstellen könne. Er zwang auch die Tochter seiner Geschwister, wie ihre Mutter ebenfalls Kleopatra (III.) geheißen, zur Ehe, und zeitweilig haben diese drei Menschen sogar in Ruhe zusammen regiert. Nach seinem Tode sollte die überlebende jüngere Gattin das Regiment zusammen mit einem ihrer Söhne führen; sie wollte den jüngeren wählen, die Alexandriner zwangen ihr den älteren auf, und nun entbrannte zwischen Mutter und Sohn ein wütender Kampf. Die Mutter schloß und trennte Ehen zwischen ihren leiblichen Kindern, wie es ihr paßte, sie endete schließlich durch ihren jüngeren Sohn, der sie ermorden ließ, um nicht selber von ihr umgebracht zu werden.



Cäsar. Kopf des britischen Museums.

Mit dem Sohne dieses Mannes, der übrigens mit seiner Stiefmutter und rechten Tante verheiratet war, starb nun die rechtmäßige Dynastie der Ptolemäer aus; er hatte angeblich im Testament die Römer zu Erben seines Reiches eingesetzt, der römische Senat wagte es aber nicht, die Erbschaft anzutreten. Man wußte, welch unerschöpfliche Hilfsquellen Ägypten besaß, es schien darum gefährlich, die Verwaltung des Landes einem Prokonsul anzuvertrauen, der leicht auf den Gedanken kommen konnte, diese Macht auszunutzen, um sich zum Alleinherrscher in Rom aufzuwerfen. So ließ der Senat es geschehen, daß zwei unrechtmäßige Söhne des letzten Königs sich in den Besitz von Ägypten und Cypern setzten, das schon lange neben Kyrene eine Abfindung für jüngere Prinzen gebildet hatte.

Die demokratische Partei in Rom war allerdings wütend darüber; sie sah nicht ein, weshalb das römische Volk auf Ägyptens Schätze und Einkünfte verzichten sollte. Von

dieser Seite bestand die Neigung, jene Länder einzuziehen, Cäsar selbst hatte als junger Mann versucht, diesen Auftrag zu erhalten. So schwebte das Damoklesschwert immer über den letzten Ptolemäern.

Es fiel nieder zuerst auf den König von Cypern, weil dieser es versäumt hatte, seinen ansehnlichen Schatz zu den Bestechungen römischer Großen zu benutzen, die nun einmal für nötig galten. Es ist eine Ironie des Schicksals, daß der ehrenhafteste Mann, den Rom damals besaß, der jüngere Cato, den Auftrag bekam, ihn abzusetzen. Der König war zu stolz, sich mediatisieren zu lassen: er gab sich den Tod. Das entflammte nun in Alexandreia die helle Wut des Volkes, man forderte von seinem Bruder, der kurz zuvor gerade die offizielle Anerkennung vom Senat erlangt hatte, er solle durch die Kriegserklärung Roms Übergriff beantworten.

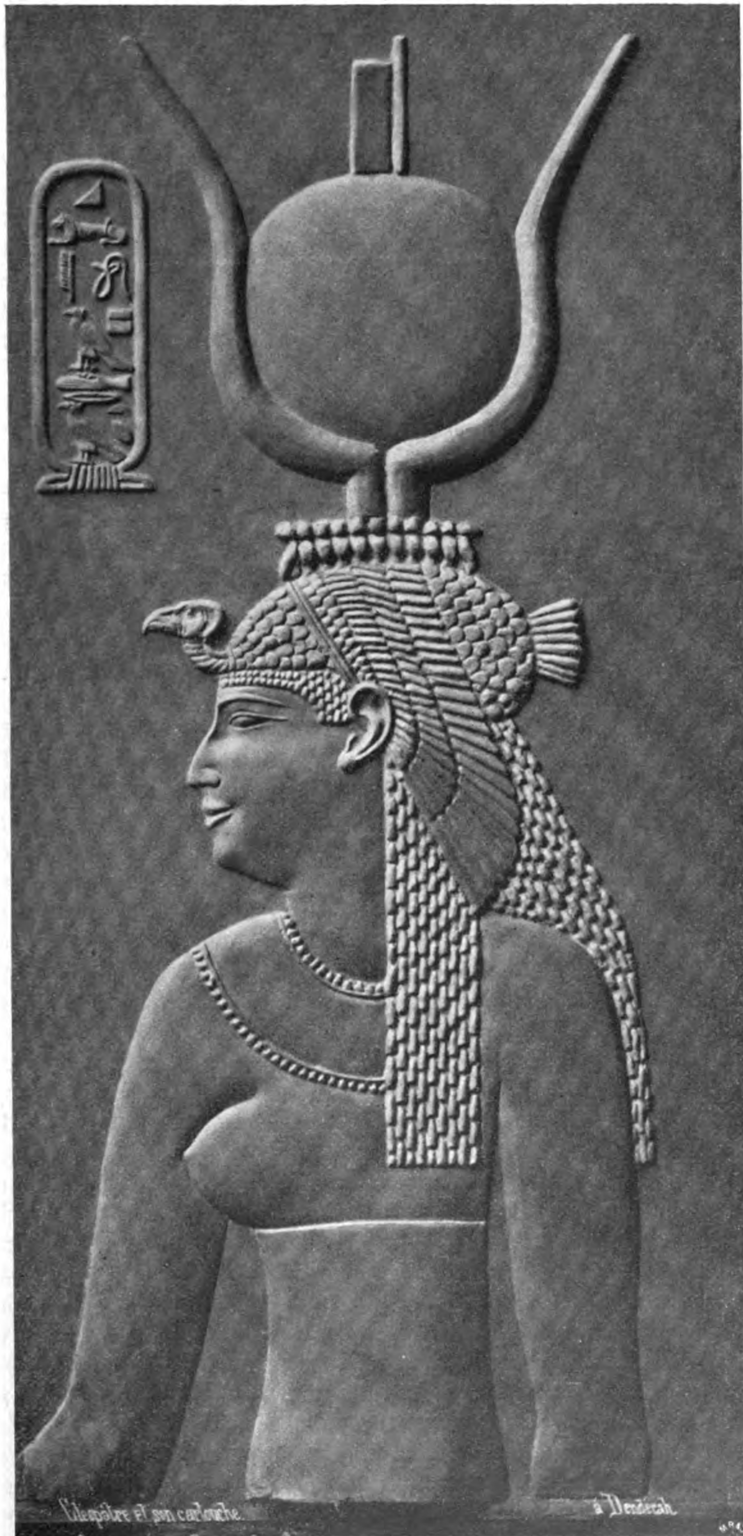
Ptolemaios, der Flötenbläser, wie man ihn nach seinem Haupttalent nannte, hatte aber keine Neigung dazu, und nun brach sich die Empörung über sein liederliches Regiment, das Ägypten aussog, Bahn: man jagte ihn fort. Als er es dann nach Aufwendung riesiger Bestechungsgelder schließlich dahin gebracht hatte, daß man in Rom seine Heimführung beschloß, verhalfen ihm Pompejus und Cäsar wieder zu seinem Thron. Er mußte ihn erkämpfen, denn die Alexandriner hatten inzwischen seine älteste Tochter Berenike zur Königin gemacht. Sie erlag, und der Vater ließ sie umbringen mit vielen ihrer Anhänger. Ihm waren aber nur noch wenige Jahre der Regierung beschieden, und als er 51 v. Chr. starb, hinterließ er zwei unmündige Söhne und zwei eben erwachsene Töchter, die älteste davon war unsere Kleopatra. Sein Testament, um dessen Ausführung er Rom bat, bestimmte, daß Kleopatra als Gattin des älteren Knaben mit ihm herrschen sollte.

Als Tochter eines solchen Vaters, als Sproß eines solchen Geschlechtes wuchs sie auf in der raffiniertesten aller Städte zu einer Zeit, wo Rom immer gierig nach Ägyptens Fleischtöpfen und Kornkammern blickte, wo jeden Augenblick vom Tiber aus die Existenz des Reiches am Nil vernichtet werden konnte. Ist es da ein Wunder, daß sie andere Bahnen wandelte, als es sonst Frauen und Königinnen thun? Alle Frauen ihres Geschlechtes wollten herrschen, und die meisten konnten es; wir finden eine Ptolemäerin, die auf den Streitwagen springt, um den Mörder ihres Kindchens zu verfolgen, sie schleudert die Lanze auf ihn, und da sie ihn verfehlt, zerschmettert sie ihn mit einem Steinwurf. Ein zartes junges Mädchen stiftet eine Verschwörung gegen die eigene Mutter und läßt deren Geliebten umbringen. Wir finden diese Frauen in der Feldschlacht die Soldaten anfeuernd, im Staatsrat Intriguen spinnend, Paläste und Tempel bauend, wir sahen, wie sie Söhne und Gatten bekämpften, um ihre Herrschaft zu wahren. Es ist an ihnen nichts weiblich als ihr Körper und ihre List.

Aus Ende dieser Reihe sah Kleopatra sich gestellt. Sie ist nichts weniger als eine vereinzelt dastehende Erscheinung, als eine Frau Venus, die Roms Helden in ihren Zauberberg lockte, ihrer eigenen Lust zuliebe. Sie ist die letzte und stärkste Verkörperung der Eigenschaften ihrer Vorfahren. Sie mußte herrschen, wie sie atmen mußte. Die Zeit war danach angethan, daß sie mit den in ihr liegenden männlichen Gaben, ihrer Energie, Klarheit und ihrem Mut allein nicht ihre Zwecke erreichen konnte, so gab sie ohne Zaudern ihre Frauenehre hin, um die Herren Roms sich dienstbar zu machen.

Es wäre in hohem Maße interessant, wenn wir Genaueres über ihr Verhältnis zu Cäsar wüßten und sagen könnten, wie weit ihre Macht über ihn reichte. Unsere Quellen erlauben uns aber nicht, ein sicheres Urteil zu fällen; am kaiserlichen Hofe hörte man später begreiflicherweise nicht gern über diese Beziehungen reden, und das hat natürlich auch die Überlieferung beeinflußt. Wir sehen allerdings, daß man schon im Altertum Cäsar den Vorwurf gemacht hat, er habe den ganzen Alexandrinischen Krieg, der ihn an den Rand des Verderbens brachte und ihn viele Monate festhielt, zu einer Zeit, wo jeder Augenblick kostbar war, rein ihretwegen hervorgerufen. Das ist gewiß nicht richtig, denn Cäsar konnte diesen Kampf auch ohne Rücksicht auf seine Beziehungen zu ihr nicht vermeiden. Das Benehmen der Minister des jungen Königs, die Haltung des Volkes

zwangen ihn dazu, wenn er nicht Roms Ansehen und das eigene eine allzustarke Einbuße erleiden lassen wollte. Wenn er nach der glücklichen Beendigung des Kampfes ganz Ägypten der Kleopatra gab, statt es einzuziehen, so war das der einzige Weg, endlose Schwierigkeiten zu vermeiden; er that es gewiß sehr gern, aber er hätte es auch thun müssen, wenn er sie nicht liebte. Kleopatra war sein Geschöpf und an sein Interesse fest gekettet durch ihr eigenes, durch sie standen ihm Ägyptens noch immer unerschöpfliche Hilfsquellen zu Gebote. Bis hierher konnte Cäsar sagen: „Ich habe sie, aber sie hat mich nicht,“ wie das Alkibiades einst seinen Freunden erwiderte, als sie ihn tadelten, daß er den Weibern zu viel Einfluß auf sich gestatte. Anders sieht es aber aus, daß Cäsar nach so viel für seine eigentlichen Zwecke verlorener Zeit noch volle zwei Monate in Ägypten blieb, um in Kleopatras Gesellschaft das Wunderland kennen zu lernen und sich für



Porträt der Kleopatra. Relief von Denderah, gütigst zur Verfügung gestellt von Herrn Prof. Victor Gardthausen in Leipzig.

die Aufregungen des Kampfes zu entschädigen. Feste, wie Kleopatra sie zu geben verstand, kannte selbst dieser Virtuos des Genusses noch nicht, den man anders unterhalten mußte als später den ungebildeten Antonius. Trotz ihres bewegten Lebens besaß Kleopatra doch eine ausgebreitete Bildung; am bewundernswertesten war wohl ihr Sprachtalent, das ihr erlaubte, mit allen ihrer Unterthanen in deren eigener Zunge zu verhandeln. Sie war auch in der Philosophie nicht unbewandert und wußte über Musik und Litteratur artig zu plaudern. Für ihren Geschmack in Kunstsachen spricht es sehr entschieden, daß sie sich später von Antonius die Erlaubnis geben ließ, die besten Statuen aus Kleinasien zu entführen; besonders zog sie die strenge Schönheit der Werke Myrons an. In ähnlich rücksichtsloser Weise hat sie ihr Interesse für die Wissenschaft bethätigt, indem sie sich von Antonius die Pergamenische Bibliothek zum Ersatz für die eigene im Alexandrinischen Kriege verbrannte schenken ließ. Diese Neigungen waren ihr angeboren wie allen Ptolemäern, und man kann sich denken, wie geschickt sie ihre vielfältigen Kenntnisse zu verwerten wußte. So war sie dem Imperator gewiß eine ausgezeichnete Führerin, als sie auf prächtiger Galeere, wie man sie in Alexandreia mit fabelhaftem Luxus baute, mit ihm den Nil hinauffuhr. Doch schließlich mußte dies schöne Leben enden, die Verhältnisse riefen Cäsar zum weiteren Kampf mit den Pompejanern gebieterisch fort, aber man trennte sich mit dem Versprechen, sich zu ruhigerer Zeit in Rom wiederzusehen. So traf sie denn nach Jahr und Tag am Tiber ein, um Zeugin seiner Triumphe zu sein. Der äußere Vorwand war die Erneuerung des Bündnisses zwischen Ägypten und Rom, neben ihr erscheint auch ihr jetziger offizieller Gemahl, ihr jüngster Bruder, denn der ältere war auf der Flucht vor Cäsar im Nilschlamm erstickt. Sie hatte inzwischen einem Sohn das Leben gegeben und nannte ihn, ohne eine Regung von weiblicher Scham zu empfinden, nach seinem Vater Cäsarion. In Rom hielt sie Hof in den prächtigen Gärten des Diktators, die vornehmsten Männer der Stadt antichambrierten bei ihr, wir finden auch Cicero darunter. Er war zwar im stillen empört, daß die Creme Roms sich so wegwarf, und es war ihm peinlich genug, wenn seine Besuche dort seinen Freunden, mit denen er in geheimem Briefwechsel gegen Cäsar frondierte, zu Ohren kamen. Ein Verkehr mit dem ägyptischen Königshause hatte auch seit langer Zeit in Rom einen unangenehmen metallischen Beigeschmack, so daß Cicero es für nötig hielt, zu betonen, er habe sich nur „philologische Dinge“ von ihr versprechen lassen. Bekommen hat er sie übrigens nicht, und das verbesserte seine Stimmung keineswegs, sein Nachruf für die abgereiste Königin ist nichts weniger als ehrend. Kleopatra fühlte auch trotz der vielen ihr gezeigten Aufmerksamkeiten sehr wohl, daß zwischen Rom und ihr eine unausfüllbare Kluft bestehe. Es mochte noch hingehen, daß die Soldaten beim Triumph Spottverse auf Cäsars Verhältnis zu ihr sangen, schlimmer war das Gezischel in den höheren Kreisen, wo man sie wütend zu hassen begann. Sie war natürlich mit schuld daran, daß Cäsar jetzt so auftrat, wie man das noch von keinem Römer gesehen hatte: er denke schon daran, hieß es, seinen Bastard von ihr zu legitimieren oder womöglich die Ägypterin zu heiraten. Merivale hat ganz mit Recht gesagt, man empfand das in Rom ähnlich, wie man im Mittelalter in Spanien die Ehe eines Fürsten mit einer Jüdin aufgefaßt haben würde. Als Cäsar nun den Dolchen der Verschwörer erlag, da floh die Königin eilends aus der ihr unheimlichen Stadt, sie wußte, daß nur er ihr Halt dort gewesen war, und sie zitterte bei dem Gedanken: was nun?

Wenn sie Cäsar wirklich geliebt hätte, so konnte kein Zweifel sein, wie sie sich in den jetzt folgenden Kämpfen zwischen den Cäsarianern Antonius und Octavianus gegen die Cäsarmörder Brutus und Cassius zu verhalten hatte. Aber mochte sie auch mit ihren Sympathien bei den Cäsarianern sein, ihre Truppen standen bei Brutus und Cassius. Ein Heer, das sie nach Syrien zu den Cäsarianern schickte, stieß statt auf jene auf eine überlegene Armee des Cassius und ging über, ihre Flotte stieß zum Teil auch zu Cassius, wenn auch wohl gegen ihren Wunsch durch eigenmächtige Handlungsweise des Admirals. Es ist aber immerhin bezeichnend, daß dieser

so etwas überhaupt ins Auge fassen konnte. Cassius verlangte indessen noch mehr an Schiffen, Soldaten und Geld von ihr, und als sie erklärte, durch Hungersnot und Pest in ihrem Lande daran gehindert zu sein, schickte er sich an, sie zu zwingen.

Es wäre ihr schlecht ergangen, wenn nicht zum Glück in diesem Augenblick Brutus dringend den Cassius zu Hilfe gerufen hätte. So war Kleopatra gerettet, und Cassius ging seinem Geschick bei Philippi entgegen. Die Königin hat aber auch jetzt nicht die Cäsarianer unterstützt, sie entschuldigte sich später mit widrigen Winden, mit Elend im Lande und eigener Krankheit, aber wenn sie gewollt hätte, so hätte alles das sie nicht gehindert. Die Kräfte der Gegner standen gleich, so wollte sie es mit niemand völlig verderben.

Nach dem Siege von Philippi war Antonius der mächtigste Mann der Welt; Kleopatra hatte ihn gesehen, da sie noch ein Kind war und er als glänzendster Reiteroffizier zur Rückführung ihres Vaters mitwirkte. Seither war sie ihm in Rom begegnet, sie kannte ihn genug, um zu wissen, daß sie wieder Roms ersten Helden zu ihrem Werkzeug machen konnte.

Antonius stand auf der Höhe seines Lebens, unter Cäsar hatte er sich als bester Helfer des Diktators bewährt, seither mit wunderbarer Geschicklichkeit durch Gefahr und Not sich auf den ersten Platz emporgeschwungen, der junge Erbe Cäsars stand ihm gegenüber noch in tiefem Schatten; gerade bei Philippi hatte Antonius allein alles geleistet. Solange der Wille des Höheren oder die eiserne Notwendigkeit ihn zwangen, seine Kräfte zu brauchen, glich Antonius dem Herkules, von dem er sich rühmte abzustammen. Jetzt war nur noch der von Cäsar geplante Partherkrieg zu erledigen, dann kam eine Zeit verhältnismäßiger Ruhe, des Aufbauens und Ausbauens, des Ordnens in dem bunten Gewirr der kleinen Klientelstaaten des Ostens, dabei mußte Antonius zeigen, ob er nicht nur zu siegen verstand, sondern auch den Sieg voll zu nutzen.

So sehr eilig hatte es Antonius mit dem Kriege nicht, er genoß einstweilen in vollen Zügen die Weihrauchwolken, die ihm die Griechen in Hellas und in Kleinasien spendeten. Dies entartete Volk war schon gewohnt, die Herren der Erde als Götter zu begrüßen, so feierte man Antonius als den neuen Dionysos, der da kommt, die Menschen zu beglücken. Er hatte unter anderen Fürsten auch Kleopatra nach Tarsos in Cilicien bestellt, um sich zu rechtfertigen und zum Kriege gegen die Parther beizusteuern. Sie wußte, daß er ihr mit Spannung entgegensah, darum ließ sie ihn warten, um die Wirkung ihres Erscheinens zu erhöhen. Schließlich überraschte sie ihn. In Tarsos hielt er Gericht auf offenem Markt, um ihn drängten sich die Großen Asiens und die Menge des Volkes. Da geht eine Bewegung durch die Massen, der Platz leert sich, Antonius sieht sich allein mit wenigen. Er hört, die Aphrodite komme gefahren, den Dionysos zu begrüßen: so geht er selbst zur Stadt hinaus an den Strom. Da kommt Kleopatra in goldener Barke mit purpurnem Segel, silberne Rudergriffe bewegen sich nach dem Takt weicher Musik, schöne Mädchen schweben als Seejungfern im Takelwerk und um das Schiff, alle Wohlgerüche des Orients durchdringen die Luft. In der Mitte ruht Kleopatra selbst unter goldenem Zelt, umgeben von kleinen Amoretten, die ihr Kühlung fächeln.

So kam sie, und wieder war im ersten Augenblick ihre Sache gewonnen. Antonius trug eine Fessel, die er nie loswerden sollte.

Wir wollen nicht der Versuchung erliegen, uns die farbenprächtigen Bilder vorzuzaubern von all den Festen und Vergnügungen, durch die sie ihn immer von neuem in ihrem Bann zu halten wußte. Es genügt uns, zu sehen, was sie von ihm erreichte und wie sie ihm dankte. Ungefähr das erste, um das sie bat, war der Tod ihrer Schwester Arsinoë, die im Alexandrinischen Kriege für kurze Zeit vom Volk zur Gegenkönigin ausgerufen, nachher von Cäsar gefangen und im Triumph aufgeführt worden war und seither im Asyl des Tempels der ephesischen Diana lebte. Nebenbei mußte auch ein Mensch, der sich für ihren im Nil ertrunkenen Bruder-Gemahl ausgab, sterben. Dann kehrte sie nach Alexandreia zurück.

Antonius versprach, sie bald zu besuchen, und Kleopatra wußte, solange dieser Mann lebte, stand ihr Thron fester denn je. Und

sie besaß den Thron ungestört, denn ihren zweiten Bruder-Gemahl hatte sie inzwischen vergiftet.

Als Antonius dann nach Alexandreia kam, war sein Geschick vollends besiegelt. Mehr



Münze des Ptolemäus Auletes, des Flötenbläsers.

und mehr kam die Sultansnatur bei ihm hervor: in Faulheit und Genußsucht verkam dieser glänzende Soldat von Jahr zu Jahr mehr. Die Versuche, ihn aufzurütteln, mißlangen, so oft sie unternommen wurden. Kleopatra hielt ihn zu fest, sie wich nicht von seiner Seite, weder beim rauschenden Fest, noch beim Exerzieren der Truppen; sie hätte ihn, wenn er es erlaubte, in den Partherkrieg begleitet wie zum Fischfang oder zur Jagd, oder auf seinen nächtlichen Streifereien durch die Gassen der Stadt und durch ihre Vergnügungsorte, bei denen sie als Diener verkleidet mit ihm Prügel erhielt oder austeilte, wie es die Gesellschaft dort mit sich brachte. Nicht einmal die Ehe mit der schönen, tugendhaften Octavia, die den Bruch zwischen Octavian und Antonius verhindern sollte, hat ihn frei gemacht. Wenn ihm einmal Gewissensbisse kamen und es schien, als wolle er sich losreißen, dann



Porträt der Kleopatra auf einer Tetradrachme von Askalon.

schwemmte die Königin mit ihren Thränen die guten Vorsätze weg.

Auch im Partherkrieg hat er sich nicht wiedergefunden. Gerade bevor er in diesen Kampf zog, that er die Schritte, die ihn für immer von Rom trennen mußten, er verschenkte an Kleopatra nicht nur Ländereien fremder Fürsten, sondern auch Teile des römischen Reiches. Kleopatra war nicht mehr zufrieden, das Reich so zu behaupten, wie es ihre letzten Vorfahren gehabt hatten, sondern sie strebte nach allem, was die Ptolemäer jemals besessen hatten, und sie hat auch fast alles erhalten: große Teile von Syrien, Palästina, Arabien, Cilicien, Kyrene. Zu den Klientelfürsten, die unter ihr zu leiden hatten, gehörte in erster Linie Herodes der Große, der Judenkönig. Dessen Land hätte sie gar zu gern gehabt, wie ja überhaupt der Besitz von Cölesyrien und Palästina immer ein Wunsch der Ptolemäer blieb, seit sie ihn an die Seleukiden verloren hatten. Bei Kleopatra fand Alexandra, die ewig intrigierende Schwiegermutter des Herodes, verständnisvolles Entgegenkommen, obwohl sie es nicht verdiente, da sie daran gedacht hat,



Münze des Cäsarion.

durch die schöne Jüdin Mariamme, ihre Tochter, Kleopatra bei Antonius auszustechen. Kleopatra hetzte Antonius immer gegen Herodes auf, namentlich als er Mariammes Bruder hatte umbringen lassen, den jungen Aristobulos, die Hoffnung des Volkes, das nur mit Empörung den Herodes auf dem Thron der Makkabäer sitzen sah. Kleopatra soll sogar einmal durch erheuchelte Liebe zu Herodes versucht haben, Antonius' Eifersucht gegen ihn zu lenken. Trotzdem wußte der schlaue König sich ihren Schlingen immer zu entziehen, nur die reichen Balsamgärten von Jericho jagte sie ihm ab, und er mußte sein ehemaliges Besitztum für eine Riesensumme von ihr pachten. Nach der Rückkehr vom Partherkriege sank Antonius noch tiefer, er verstieß Octavia, die ihm alles Unrecht verziehen hatte, er heiratete Kleopatra in aller Form, und damit war der Bruch mit Octavian natürlich entschieden.

Als Osiris ließ er sich jetzt neben der Isis Kleopatra verehren. In Rom hörte man

davon mit der größten Erbitterung. Wie waren Cäsars Verstöße schon bekrittelt worden! Jetzt sah man, wie Antonius Königreiche an seine Bastarde von der Ägypterin verschenkte, wie er ihr als der Großkönigin huldigte, wie er ganz nach orientalischer Art sich kleidete, wie er die verachteten Riten der Ägypter mitmachte, wie er römische Soldaten zu Leibwächtern Kleopatras machte, kurz, wie er sein Römertum von Tag zu Tag mehr und mehr schändete. Seine Gegner hetzten natürlich nach Kräften, das Schicksal der edlen Octavia erregte tiefe Empörung, man verbreitete das Gerücht, Kleopatra pflege zu schwören: „So wahr ich hoffe, in Rom zu herrschen.“ So ging es fort, bis Antonius sich um alle Achtung und fast alle Sympathien gebracht hatte.



Denar Cäsars.

Man erklärte in Rom schließlich den Krieg an Kleopatra, Antonius fühlte sich mit ihr eins, und auf beiden Seiten rüstete man. Antonius' Freunde boten noch einmal alles auf, um die Teilnahme der Königin am Entscheidungskampfe zu verhindern. Sie glaubten, es werde noch alles gut gehen, wenn sein böser Dämon fern bliebe. Es gelang auch, den Antonius mit Mißtrauen zu erfüllen, daß Kleopatra ihm nachstelle. Er ließ sich sogar die aufgetragenen Speisen vorkosten, um eine Vergiftung zu vermeiden. Kleopatra merkte das natürlich sofort, zeigte aber keinerlei Empörung über den schimpflichen Verdacht, sondern war liebenswürdiger denn je. Beim Mahl streute sie lächelnd Rosenblätter in seinen Becher, er freute sich über die Tändelei und setzte den Becher an die Lippen. Da griff sie schnell zu und hielt ihn zurück. Die Blätter enthielten ein tödliches Gift, so zeigte sie ihm, daß alle Vorsicht ihn nicht schützen könne, wenn sie ihn verderben wolle. Er war beschämt, und sie galt mehr denn je. Wir brauchen nicht die Kette der Versäumnisse und Fehler zu betrachten, die zum Teil durch Kleopatras Schuld schließlich die Sache des Antonius zur ungünstigeren machten. Schon vor der entscheidenden Schlacht bei Aktion begann sein Stern sich zu verfinstern: die Rattennaturen seiner Umgebung desertierten. Und als schließlich der gewaltige Schiffskampf wogte, da verließ auch Kleopatra den Mann, der ihr seine Ehre und sein Dasein geopfert hatte. Hinter der eigentlichen Schlachtreihe hielt ihre Flotte von sechzig Schiffen, sie floh im entscheidenden Augenblick auf und davon nach Ägypten.



Alexandrinische Bronzemünze der Kleopatra.



Alexandrinische Bronzemünze der Kleopatra.



Porträt der Kleopatra auf einer in Syrien (Antiochia?) geprägten Tetradrachme.

Ließ Antonius sie ziehen, so konnte noch alles gut enden, seine Flotte war noch nicht besiegt und sein Landheer dem Gegner überlegen. Aber jetzt zeigte sich, wie rettungslos er ihr verfallen war. Jeder andere Gedanke trat zurück vor der Furcht, sie zu verlieren. „Ein alter Römer gab hier für ein holdes Weib ein Weltreich fort,“ wie Byron sagt.

Kleopatra hatte so gerechnet: siegt Cäsar, so dankt er den Sieg in erster Linie meinem Verrat, da wird er mich vielleicht auf dem Thron lassen. Siegt Antonius, so werde ich ihn schon wieder zu fangen wissen. Wie richtig sie hiermit kalkuliert hatte, zeigte sich sofort. Auch der besiegte, in unauslöschliche Schmach versunkene Mann hatte ihr nach drei Tagen schon ihren unerhörten Treubruch vergeben. So lange saß er in finsterer Scham allein auf dem Deck seines Schiffes, von da ab lebten sie wie zuvor.



Rückseite von vorstehender Münze; Kopf des Antonius.

Als man sich dem Hafen von Alexandreia näherte, ließ Kleopatra Siegeslieder anstimmen, damit ihre Unterthanen nicht zu früh ihre Niederlage erführen und womöglich ihr die Landung verwehrten. Kaum hatte sie

die Zügel wieder in den Händen, da wütete sie gegen alle ihr Verdächtigen, brachte sie um und raubte ihr Vermögen. Sie dachte daran, ihre Flotte über die Meerenge von Suez zu schleppen und mit allen ihren Schätzen in weiter Ferne ein Asyl zu suchen. Dann hoffte sie wieder, von Octavian für sich oder wenigstens für ihre Kinder den Thron bestätigt zu erhalten. Sie korrespondierte mit ihm, und damit begann ein Intriguenspiel der beiden raffiniertesten Menschen ihrer Zeit. Ihm lag daran, Antonius aus der Welt zu schaffen, die Schätze Kleopatras zu erhalten und die Königin lebend in seine Hand zu bekommen, um sie in Rom im Triumph aufzuführen. Darum machte er ihr Hoffnungen und stellte sich freundlich. So verriet sie Antonius ein über das andere Mal, bis sie ihn durch die erlogene Nachricht, sie habe sich umgebracht, zum Selbstmord trieb. Im Todeskampf erfuhr er, daß sie noch lebe; er mußte wissen, daß sie ihn betrog, aber auch jetzt hatte er nur den einen Gedanken: zu ihr! Auf seinem Totenbett ließ er sich zu dem burgähnlichen Grabgebäude tragen, in das die Königin sich zurückgezogen hatte, und an Stricken wanden ihn ihre Frauen hinauf, damit er in Kleopatras Armen sterben konnte. Bald darauf war Kleopatra durch List aus ihrem Schlupfwinkel herausgeholt und, wie Cäsar glaubte, außer stande, sich ein Leid zu thun. Mit Bangen erwartete sie die Stunde, da sie mit dem Sieger persönlich zusammentreffen und endlich Klarheit über ihr Geschick erhalten sollte. Es ist eine alberne Verleumdung ihrer Feinde, daß sie versucht habe, den Octavian in sich verliebt zu machen. Sie war neununddreißig Jahre alt und noch dazu krank, denn sie hatte nach ägyptischer Sitte bei der Totenklage um ihren Gatten Antonius sich die Brust zerfleischt; das Wundfieber kam zu den furchtbaren Aufregungen der letzten Monate. Die römischen Schmeichler Octavians wollten ihn als Muster der Keuschheit der verhaßten Buhlerin gegenüberstellen, darum die Erfindung, deren Haltlosigkeit durch Kleopatras Verhalten völlig ersichtlich wird. Nicht seine Liebe, sondern sein Mitleid wollte sie erwecken.

Sie empfing ihn in Trauerkleidung in einem Zimmer, das mit allerlei Erinnerungen an Julius Cäsar ausgestattet war: seine Statuen, seine Büsten standen umher, seine Liebesbriefe trug sie an der Brust, kurz, sie gab sich gewissermaßen als trauernde Witwe Cäsars und Stiefmutter Octavians. Ein Weib, das Eroberungen machen will, wird schwerlich in dieser Weise an sein Alter erinnern. Sie hoffte, Cäsars Erbe werde es nicht wagen, die Frau zu vernichten, die Cäsar am meisten geliebt hatte. Aber wie sie sich auch bemühte, Octavian zu rühren, ihr angstvoll spähendes Auge entdeckte keine Bewegung in seinem marmorkalten Gesicht. Als er auf ihre Bitten und Klagen höflich erwiderte: „Sei ruhig, es wird dir nichts Schlimmes widerfahren,“ da wußte sie, daß alle Hoffnung dahin war. Aber sie hatte Kraft genug, ihre Verzweiflung zu verbergen. Sie wußte, daß Octavian ihr und ihren Kindern das Reich nehmen werde, daß er sie nach Rom schleppen wolle, daß sie der Schaulust des rohen Pöbels dienen solle, wie einst ihre Schwester Arsinoë. Das war zuviel; sie war durch Ströme von Blut gegangen, um Königin zu werden und zu bleiben, sie hatte ihre Frauenehre der Krone geopfert, nun sollte sie das einzige verlieren, das ihrem Leben Wert und Inhalt gab. Lieber als Königin sterben, denn als Gefangene leben, das stand bei ihr fest. Aber sie war nicht mehr frei, selbst den Tod mußte sie jetzt mit List erkaufen; wenn ihre Wächter etwas ahnten, so war die Schande nicht zu vermeiden. Sie hatte ihre Vorkehrungen für alle Fälle getroffen. Im Laufe der Unterhaltung übergab sie Cäsar ein Verzeichnis ihrer Schätze; da bemerkte einer ihrer Diener, sie habe einiges darin nicht aufgeführt, um es zu unterschlagen. Wütend sprang Kleopatra auf und schlug den Frechen ins Gesicht. Cäsar lächelte und wollte sie wegen der Bagatelle beruhigen, sie rief aber empört, der Mensch lüge, denn sie habe jene Kostbarkeiten nicht für sich unterschlagen, sondern für Octavians Gattin und Schwester zu Geschenken bestimmt.

Octavian war von dieser Scene sehr befriedigt; er meinte, ein Weib, das noch an Schmuck denkt, hängt am Leben. So schied er von ihr. Aber gerade das hatte sie beabsichtigt, er ging als der Betrogene. In ähnlicher Weise sprach sie ihren Wächtern

gegenüber, so daß jedermann dachte, sie habe sich in das Unabänderliche gefunden und brauche nicht so peinlich bewacht zu werden. Nun hatte sie Gelegenheit, sich zum Tode vorzubereiten. Schon längere Zeit vorher hatte sie allerlei Giftproben an Verbrechern angestellt, um zu sehen, welches Gift am schnellsten und schmerzlosesten töte. Als ihr nun durch einen Freund Cäsars, den sie für sich gewonnen hatte, heimlich mitgeteilt wurde, in drei Tagen werde man sie nach Italien einschiffen, da mußte sie eilen. Sie bat noch um die Erlaubnis, dem Antonius ein letztes Totenopfer zu bringen, danach übergab sie ihrem Wächter einen versiegelten Brief, mit der Bitte, ihn dem Octavian zu bringen. Octavian fand in dem Schreiben die Bitte, man möge Kleopatra neben Antonius begraben. Eiligst schickte er Leute ab, um zu retten, wenn es noch möglich sei. In vollem Laufe stürzten sie zur Königsburg. Man fand Kleopatras Gemach verschlossen. Als die Thür nachgab, sah man die Königin in vollem Königsschmuck auf vergoldetem Ruhebett daliegen; sie war schon tot, ebenso wie eine ihrer beiden Lieblingssklavinnen. Die andere, Charmion geheißen, lebte noch, sie war dabei, mit unsicherer Hand das Diadem der Herrin zu ordnen. „Was sind das für schöne Dinge?“ rief einer sie an. „Ja, wahrlich schön,“ sprach sie, „und würdig der Enkelin so vieler Herrscher.“ Damit brach auch sie tot zusammen.

Wie sie starben, ist unaufgeklärt. Man fand am Arm der Königin zwei leichte Stiche, so unbedeutend, daß sie kaum zu bemerken waren. Es wurde nachher behauptet, ein Ägypter habe einen Korb mit schönen Feigen für die Königin gebracht, unter den Blättern versteckt habe eine kleine sehr giftige Schlange gelegen. Diese sei von der Kleopatra zum Biß gereizt worden. Das ist die offizielle Lesart geworden, denn Octavian zeigte bei seinem Triumph ein Bild der Kleopatra mit der Schlange am Arm. Es wird uns aber ausdrücklich berichtet, daß man im Zimmer keine Schlange vorfand. Wenn einige behaupteten, unter dem Fenster im Sande Schlangenspuren bemerkt zu haben, so besagt das gar nichts. Der Umstand, daß die beiden Dienerinnen mit der Königin starben, spricht gegen die Schlange als Todesursache. Ein solch Tierchen würde nicht genügen, um drei Menschen zugleich zu töten: so viel Gift enthält die Drüse nicht. Mehrere Schlangen einzuschmuggeln, wäre wohl schwierig gewesen. Man würde auch nicht begreifen, wo die Tiere geblieben wären, denn schon daß eine Schlange schnell durchs Fenster entflieht, ist so gut wie ausgeschlossen; die Reptile wären höchstens in eine Ecke gekrochen oder sonst in einen Schlupfwinkel, und daß die Dienerinnen sie zum Fenster hinausgeworfen hätten, wird man auch wohl nicht behaupten wollen.

So spricht eine größere Wahrscheinlichkeit für die andere Erzählung, Kleopatra habe in einer hohlen Haarnadel beständig Gift mit sich geführt; das war jedenfalls einfacher und sicherer. Ähnlich trug Demosthenes das Gift in seinem Schreibgriffel, und vollends orientalische Fürsten pflegten sich für alle Fälle mit solchen Dingen zu versehen. Nur so ist auch der Tod der beiden Dienerinnen völlig begreiflich. Es konnte für gewandte Frauen keine Schwierigkeit haben, die erforderliche Dosis Gift bei sich zu verbergen.

Kleopatras Tod hat selbst ihren Feinden imponiert. Auch die Römer und die Schmeichler des Augustus begriffen, daß in ihm ein Stück Größe lag; selbst Horaz hat das empfunden. Für uns ist sie eine jener Gestalten der Geschichte, an die einen moralischen Maßstab zu legen wir uns scheuen. Sie ist vergleichbar einigen Gestalten der Renaissancezeit in Italien, denen die Natur alles mit freigebiger Hand gespendet hat, nur kein Gewissen.

Wir haben manche Frage an sie zu richten; nicht die, ob sie den Cäsar oder Antonius geliebt hat, die hat sie hinlänglich beantwortet; aber wohl, wie weit sie fähig war zu herrschen, wie weit sie mit ihren Plänen ging. Man meint wohl, sie habe die ganze Welt beherrschen wollen und gewünscht, als Königin in Rom zu thronen. Das ist schwerlich richtig; es ist ihr von ihren Feinden nachgesagt, um in Rom die Volkswut gegen sie zu schüren. Was sollte sie am Tiber, wo ihr alles fremd und zuwider war, wo sie niemand verstand? Ihr Element war der Orient, und den als Königin der Könige zu ihren Füßen zu sehen, war ihr Wille, den sie denn auch auf einige Zeit durchzu-

setzen gewußt hat. Wie ging es ihren Unterthanen unter ihrem Regiment, konnte sie herrschen wie Elisabeth von England oder Katharina II., die ja in mancher Weise an sie erinnert? Wir hören nur, daß unter ihr in Ägypten zweimal Hungersnot herrschte; das aber konnte kaum vorkommen, wenn die Regierung die Regulierung des Nils ordentlich besorgte. Wir erfahren aber auch, daß die Kanäle zu ihrer Zeit gründlich versandet waren und erst von Augustus gereinigt wurden. Demgegenüber muß man wohl etwas vorsichtig sein gegen eine späte Nachricht, sie habe zum Nutzen der Hauptstadt einen Kanal gebaut, zumal derselbe Schriftsteller, der dies berichtet, ihr auch den Bau des Dammes zwischen der Stadt und der Insel zuschreibt, welche den Leuchtturm trug, und selbst den Turm als ihr Werk bezeichnet, was beides nicht gut stimmen kann. Wir hören ferner, daß sie durch einen unerhörten Steuerdruck ihr Land belastete und als harte Herrin galt; aber unsere Quellen sind sämtlich trübe und gehässig, so daß sie ihr vielleicht unrecht thun. Das eine aber ist klar: sie hat auch ihren Unterthanen gegenüber empfunden wie ihre Vorfahren: das Land war da nur für sie, nicht sie für ihr Land. Wenn die ersten Ptolemäer ihre Schäflein nur schoren, während die letzten und Kleopatra sie auch geschunden haben, so liegt die Schuld vielleicht nur an den veränderten Verhältnissen der äußeren Politik, an der Notwendigkeit, mit ungeheuren Summen die Großen Roms sich zu gewinnen. Kleopatra war vollendete Egoistin, kein Zug wird uns von ihr berichtet, der versöhnend wirken könnte. Wie stark der Zauber ihres Wesens trotzdem war, ermißt man wohl am besten daraus, daß ihre vertrauten Dienerinnen sie nicht überleben wollten und daß einer ihrer Freunde sein Vermögen opferte, um zu verhindern, daß Octavian das Andenken der Toten schändete, indem er ihre Bildsäulen zerschlagen ließ. Für uns hat diese hochherzige That des getreuen Archibios leider keine Früchte getragen: es ist keine Statue oder Büste der Kleopatra auf uns gekommen. Man hat eine Reihe von solchen ihr zugewiesen, so z. B. die bekannte schlafende Ariadne des Vatikan und ähnliche Typen, aber eine Vergleichung mit den authentischen Porträts, den Münzstempeln, erledigt alle diese Bemühungen; auch verschiedene Gemmen, die als Kleopatra bezeichnet zu werden pflegen, haben nichts mit ihr zu thun. Von den Münzen sind als besonders charakteristisch einige alexandrinische und einige in Syrien geprägte Stücke hier wiedergegeben. Die auf S. 209 abgebildete, in Syrien geprägte Tetradrachme mit dem Porträt der Kleopatra zeigt auf der Rückseite den Kopf des Antonius; die beiden Liebenden sind hier ziemlich ähnlich dargestellt, dies Stück hat überhaupt mehr einen römischen Typus.

Daneben finden wir eine Reihe ägyptischer Porträts der Königin in dem von ihr begonnenen, von Augustus und Tiberius weitergeführten Tempel von Denderah. Trotz der strengen Stilisierung ist die Ähnlichkeit namentlich mit dem romanisierenden Typus unverkennbar. Kleopatra erscheint hier in der Geierhaube, darüber wachsen aus einem von Uräusschlangen gebildeten Ring die Kuhhörner mit der Sonnenscheibe hervor, das Attribut der Isis: die Königin wird also als Göttin dargestellt.





Der Väter Sünden.

Novelle

von

Ernst Wichert.

II.

(Nachdruck ist untersagt.)

Der Graf hatte mit Wilfried verabredet, das Diner im Kasino einzunehmen. Nun ließ er in letzter Stunde absagen.

Es war etwas geschehen, das ihn eigentlich hätte froh stimmen können. So weit er den Wünschen seines Sohnes nachgegeben — weit, weit über seine Neigung hinaus — von außen her trat etwas vor ihn hin und gebot Halt. Er war vollkommen gerechtfertigt, wenn er erklärte, nicht darüber weg zu können; und so erreichte er, was ihm das Genehmste war: die bürgerliche Heirat seines Sohnes kam nicht weiter in Frage. Aber er vermochte doch nicht darüber froh zu werden. Es war ihm zu verständlich geworden, was Wilfried so mächtig zu dem Mädchen zog; er lebte sich in dessen Schmerz hinein, fühlte ihn in seiner Seele gleichsam voraus. Und nicht nur sein Sohn that ihm leid, auch Paula, die es ihm schon zu sehr angethan hatte, bedauerte er nicht nur oberflächlich. Wie viele Herzen hatte er selbst gebrochen, als er noch ein flotter Kavalier war. Er erinnerte sich nicht, daß es ihm je so tief gegangen war, als da es sich nun um des Sohnes Geliebte handelte — außer in einem Falle vielleicht, in einem Falle ... Es schwebte ihm, ohne daß er in Gedanken danach suchte, etwas aus der Vergangenheit vor, schattenhaft und wenig greifbar, aber es schwebte in seine jetzige Kümmernis hinein. Weshalb nur? Das war ja ganz anders gewesen, durch und durch anders. Und doch ... Ja, damals hatte er auch ein so schmerzliches Mitleid mit einem geliebten schönen Weibe empfunden, und dazu Gewissensbisse wie nie vorher und nachher. Jetzt freilich war sein Gewissen gar nicht beteiligt. Der Fall lag ganz anders, ganz anders. Und doch ...

Wilfried kam, sich besorgt nach seinem Befinden zu erkundigen. „Um Himmels willen, was ist geschehen?" fragte er, als er ihn sah.

„Mein armer Junge," stotterte der Alte, ihm immer die Wange streichelnd, „ich kann dir's nicht ersparen — beim besten Willen nicht. Aber es ist vielleicht gut, daß so mit einem Schlage ... Thut mir doch leid, sehr leid — deinetwegen — des Mädchens wegen."

Er teilte ihm mit, was er erfahren hatte, so schonend es geschehen konnte.

Wilfried war bestürzt, im Augenblick ganz sprachlos. Er konnte sich nicht darüber täuschen, daß der enthüllte Umstand in der That den Dingen ein ganz verändertes Ansehen gab. Ihm selbst war Paula nicht mehr dieselbe. Es schien ihm jedenfalls undenkbar, den Vater jetzt zur Einwilligung in eine Verbindung mit ihr zu bewegen. Es waren nicht mehr nur aristokratische Vorurteile, die da hätten überwunden werden müssen; was sich jetzt störend entgegenstellte, war auch ihm ein Schreckbild, an dem er nicht meinte vorüber zu können.

Er ließ den Grafen abreisen. Einer weiteren Aussprache bedurfte es nicht. Es war nur noch zu erwägen, was für ihn weiter zu thun und wo eine Stelle auf der Erde zu finden, die ihm gestattete, mit seinem Schmerz allein zu sein.

Er wollte Paula schreiben. Aber bald erschien es ihm als eine rechte Feigheit, von ihr nicht Aug in Auge Abschied zu nehmen. Es war nichts vorgefallen, was ihr Wesen berührte; sie verschuldete den Makel ihrer Geburt nicht, wußte bisher nicht einmal von ihm. Sollte sie jetzt über sich aufgeklärt sein, so war sie auch so einsichtsvoll, zu begreifen, daß eine Trennung unvermeidlich und der Geliebte unter ihr so schwer litt wie sie selbst.

Die Frau Konsul hatte, als er sich in der Villa meldete, mit Paula schon gesprochen. Durch sie war das arme Kind darauf vorbereitet, daß Wilfried genötigt sein würde, sich zurückzuziehen, wenn er nicht als Offizier seinen Abschied nehmen und mit der Familie und den Standesgenossen unheilbar zerfallen wolle. Paula war tief erschüttert und hatte sich in ihr Zimmer eingeschlossen. Unmöglich könnte er sie jetzt sprechen; aber die besorgte Frau bat ihn auch, überhaupt von einer persönlichen Begegnung abzusehen. Sie würde ihm dankbar sein, wenn er seine Versetzung nachsuchen und sogleich Urlaub nehmen wolle. Paula werde sich leichter beruhigen, wenn sie sicher sei, auch nicht zufällig durch ihn an ihr Unglück erinnert zu werden.

Wilfried versprach nichts, und nach einigen Tagen war es ihm zur Gewißheit geworden, daß eine solche Flucht ihm ein unerträgliches Gefühl von Schwachmütigkeit zurücklassen und Paula beleidigen würde. Er schrieb ihr, daß er sie sprechen müsse — müsse! nichts weiter und nannte die Stunde. Da er keine Antwort erhielt, ging er. Sie fühlte wie er.

Paula empfing ihn auch, aber in Gegenwart der Frau Konsul, die es vielleicht selbst so angeordnet hatte. Das schwere Weh, das ihr Herz erfahren, lag in ihren Augen und auf dem bleichen Gesicht; zugleich aber war unverkennbar, daß der Stolz nicht leiden wollte, sich dem Schmerz willenlos zu beugen, und bemüht war, sie aufzurichten. Sie wußte, daß alles vorbei sein müßte, und that nichts, dieses Verhängnis abzuwehren. Kein flüchtiger Blick sagte ihm, daß sie von seiner Liebe etwas über Menschenkraft erhoffe. Es sollte sein, als ob nie zwischen ihnen das Band geknüpft sei, das nun zerrissen werden mußte; es sollte am liebsten kein Wort über diese traurige Notwendigkeit gesprochen werden. Man konnte ja Abschied nehmen, als ob ein lieber Hausgenosse eine lange Reise antrete, und beim letzten schweigenden Händedruck viel denken.

Wilfried war gekommen, den ganzen Jammer seines Herzens auszuströmen und sie zu bitten, ihm sein Wort zurückzugeben ohne Groll und Bitterkeit, ihm zu glauben, daß er einem übermächtigen Zwange weiche. Nun er sie sah und ihr Schmerz sich nicht demütigte, war das im Augenblick vergessen. Ein blitzschneller Entschluß überhob ihn jedes Versuches, in Formen, die seiner vornehmen Gesinnung genügen könnten, eine Lösung herbeizuführen. Er ging auf sie zu und ergriff ihre Hand, die er mit Küssen bedeckte. „Paula," rief er, „es scheidet uns nichts — es darf uns nichts scheiden! Das am wenigsten, was ganz unverschuldet ist! Wie ich dich liebte, liebe ich dich. Jetzt weiß ich, daß ich kam, dir zu sagen, daß ich mich selbst belogen und betrogen haben würde, wenn ich dir etwas anderes gesagt hätte."

Sie lehnte den Kopf an seine Brust. „Du thust mir sehr wohl," flüsterte sie innig, „— auch wenn es doch nicht sein kann. So geliebt war ich!"

„So geliebt bist du," antwortete er. „Was kann nicht sein? Nur von uns hängt es

ab, einander anzugehören. In deiner Liebe werde ich glücklich sein, auch wenn ich alles hingebe, was mich hindern wollte, meinem Herzen zu folgen. Die Welt ist weit, und nichts bindet uns an die Scholle. Halte mir Wort, Liebste, wie ich dir Wort halte."

Die Frau Konsul wollte Einspruch erheben, aber alle ihre gutgemeinten Vorstellungen fruchteten nichts. Sie bat ihn dringend, wenigstens Bedenkzeit zu nehmen, ruhig zu überlegen, mit seinem Vater und seinem Bruder zu sprechen. Er wisse, was sie ihm entgegenwerfen würden, versicherte er, und habe schon über sich entschieden trotz alledem. Sie gab ihm zu bedenken, daß Paulas Nähe ihm die Freiheit des Handelns nehme. Er werde bereuen, sobald er mit sich allein sei. Paula sei darauf gefaßt gewesen, ihn verlieren zu müssen; nun erwecke er in ihr neue Hoffnungen. Der Schmerz werde sie töten, wenn sie sich als unerfüllbar erwiesen. Lieber möge er gleich ein Ende machen.

Der junge Graf wollte nichts davon hören. Er wollte nicht einmal zugeben, daß er sich in einen Heroismus der Liebe hineinrede. Etwas Ungewöhnliches möge er thun, gewiß nichts Außerordentliches. Was er vertrete, müsse jeder vertreten, der seiner Herzensneigung gefolgt sei.

Dieses edle Feuer zehrte denn auch bei den beiden Damen jeden Rückstand von Bedenklichkeit fort. Paula war sehr glücklich. —

Wilfried schrieb seinem Vater, daß er von dem Mädchen nicht lassen könne und alle Folgen auf sich zu nehmen bereit sei. Zugleich reichte er als Offizier sein Abschiedsgesuch ein.

Nach einigen Tagen kam Bruno.

Er verschonte seinen Bruder nicht mit schweren Vorwürfen wegen der thörichten Vermessenheit, sich der Meinung der Welt entgegenstemmen zu wollen, und noch mehr wegen der Rücksichtslosigkeit gegen seine Familie, die mit leiden werde. Es hätte wahrlich nicht viel gefehlt, daß nach Empfang des Briefes den Alten der Schlag rührte; er sei eine Weile wie gelähmt gewesen und habe die Worte verwechselt. „Ich begreife ihn und dich nicht," sagte er. „Die Frauenzimmer haben über euch Gewalt und verleiten euch zu Thorheiten. In verschiedener Weise freilich. Ich mache kein Hehl daraus, daß mir der Alte mit seinen Liebschaften nie besondere Achtung eingeflößt hat. Du hast diesen Zug zum Weiblichen von ihm geerbt. Aber es fehlt dir sein Leichtsinn, und so verführt er deine Ehrenhaftigkeit zu noch schwereren Ausschreitungen."

Wilfried verbat sich sehr ernstlich jede Zurechtweisung von seiner Seite.

„Ah!" rief Bruno ärgerlich, „der Alte hatte am Ende nicht so Unrecht mit seinem grandiosen Ausspruch: Wenn er das Mädel durchaus haben muß — wozu denn gleich heiraten? So etwas bekommt man billiger!"

Wilfried war empört. Wie habe er so etwas hinreden können, da er doch Paula kannte!

„Es war im ersten Ärger," suchte Bruno zu begütigen, „und er nahm's dann auch selbst zurück. Du seist in solchen Dingen doch einmal viel zu schwerfällig angelegt, meinte er. Ein Erbteil der seligen Mutter! Du erinnerst ihn auch sonst an sie; deshalb die anderenfalls unbegreifliche Nachgiebigkeit gegen deine allerunsinnigsten Wünsche — ich glaube nämlich, daß er am Ende doch noch zu deiner Hochzeit kommt. Er ist in seinen Ältesten vernarrt, vielleicht weniger, weil er die Frau, der du gleichst, unvergeßlich liebte, als weil er ihr so viel abzubitten hatte. So oder so — die Thatsache steht fest."

„Lästere nicht," verwies ihm Wilfried, „du sprichst von unserem Vater."

Bruno stieß ein höhnisches Lachen aus. „Er hat dafür gesorgt, daß die Pietät kaum verletzt werden kann. Wie dem aber sei, ich komme in seinem Auftrage, um dir seinen schwersten Zorn anzudrohen, wenn du Paula heiratest, und dir nebenher zu sagen, daß du ihn durch deinen Ungehorsam in die Grube bringen würdest. Ich weiß nicht, wie viel du auf das eine und andere giebst —"

„Ich hoffe auf seine versöhnlichere Stimmung," unterbrach Wilfried, „wenn er sich überzeugt haben wird, daß ich thue, was ich thun muß, ohne mit mir selbst zu zerfallen. Ich habe bereits meinen Abschied gefordert."

Bruno hob das Kinn. „Ich habe nichts

anderes erwartet. In der Hauptsache also kein Wort weiter. Es bleiben aber doch so manche Zweifel noch zu lösen, und es liegt im Familieninteresse, daß sie vor der Hochzeit gelöst werden. Vielleicht kann ich dir als Praktikus dabei nützlich sein und biete dir deshalb meine Dienste an."

„Was meinst du?"

„Was ich meine? Wir wissen bisher kaum mehr, als daß Paula nicht die Tochter der Konsul Bergmannschen Eheleute ist. Es scheint unter solchen Umständen doch nicht nur wünschenswert, sondern geradezu geboten, in Erfahrung zu bringen, wer die Mutter ist, ob sie noch lebt, wo und in welchen Verhältnissen sie lebt und welchen Anhang sie hat. Ganz abgesehen davon, daß ihre Einwilligung gefordert werden wird, wenn Paula eine Heirat eingehen will, möchte es sich auch empfehlen, dich im voraus gegen alle Zudringlichkeiten von jener Seite zu sichern — dich und die Familie."

Diese Vorsorge mußte Wilfried als berechtigt anerkennen. Brunos Beistand konnte ihm von Nutzen sein, da er selbst geschäftlich recht unerfahren war. Er nahm ihn deshalb mit Dank an. Die Brüder verabredeten zunächst eine gemeinsame Fahrt nach Neu-Pforten, um in der dortigen Kirche Nachfrage zu halten.

Das Kirchenbuch wurde ihnen von dem Geistlichen willig vorgelegt. Der Taufschein ergab sich als eine korrekte Abschrift daraus; irgend welche Bemerkungen am Rande oder sonst wo fehlten. Was war das für eine Antonie Girod, die als die Mutter des Kindes genannt war? Der Geistliche, ein noch junger Mann und erst seit wenigen Jahren hier im Amt, wußte nicht die mindeste Auskunft zu geben. Der damalige Pfarrer war an eine andere Stelle versetzt worden und bereits verstorben.

Es standen zwei Taufzeugen eingetragen. Der eine war ein jetzt schon recht alter Mann, der als Gärtner auf dem Kirchhof arbeitete. Er wurde aufgesucht, konnte sich aber durchaus nicht an den Akt erinnern. Er sei häufig, wenn ein anderer Taufzeuge fehlte, vom Küster herbeigerufen worden und habe dann für Hergabe seines Namens eine Kleinigkeit erhalten. So werde er häufig im Kirchenbuche zu finden sein. Wenn das ernstliche Patenämter gewesen sein sollten, hätte er für viele Kinder zu sorgen. Er schien zu glauben, daß man ihn irgendwie in Anspruch nehmen wolle. Aber auch nachdem dieser Irrtum beseitigt und ihm obendrein ein Stück Geld in die Hand gedrückt war, konnte sein Gedächtnis sich nicht weiter stärken, als daß ihm so vorschwebte, es hätte einmal in der Gemeinde ein armes Mädchen gegeben, das Toni genannt sei und eines Franzosen Tochter gewesen sein sollte, eines Seiltänzers, der aber nicht mehr lange nach seiner Niederlassung gelebt habe, vielleicht auch im Krankenhause gestorben sei. Auf den Namen besann er sich nicht. Er wunderte sich, daß „die Kleine" ein Kind gehabt haben solle. Es könne ja aber wohl sein. „So was passiert, meine liebe Herren, und wird dann so heimlich in Ordnung gebracht. Kann sein, daß die Mutter bei der Taufe gar nicht zugegen gewesen ist, und dem Würmchen hab ich's nicht ansehen können, daß es der Toni Kind war. Kann sein."

Es war aus ihm nichts weiter herauszubringen. Die Toni sei nachher in Dienst gegangen, wahrscheinlich in einer anderen Stadt. Sie wäre ihm „so verschwunden". „Wer kann wissen, meine lieben Herren, wo solche liederlichen Personen bleiben."

Der zweite Zeuge war der damalige Küster. Er lebte nicht mehr. Seine Frau war städtische Hebamme gewesen und betrieb noch ihr Geschäft am Ort. Bruno suchte sie auf und trug ihr den Fall vor. Sie schien erschrocken, als sie den Namen Antonie Girod hörte, und musterte den Gast mit forschenden Blicken, als ob er ihr etwas Unrechtes zumuten wollte. Sie war eine alte vertrocknete, unordentlich gekleidete Person, die auch Ziehkinder hielt und Karten legen sollte. Obgleich sie Sonntags nie die Kirche versäumte, stand sie nicht in bestem Ruf; das hatten die Grafen schon vorher erfahren. Nun that sie gleich beleidigt, als Bruno sie auszufragen anfing. Was man von ihr wolle? Sie sei in Ehren grau geworden, und niemand könne ihr etwas nachsagen. Das solle ja auch nicht geschehen, suchte der Graf sie zu beruhigen. Man hoffe nur durch sie auf die Spur der Mutter des Kindes zu kommen, für das man sich interessiere. Sehr

auffällig trat ihr der Schweiß auf die Stirn, so daß sie ihn unter dem struppigen Haar wiederholt mit einem Lappen abwischte, der so gut eine Windel wie ein Taschentuch sein konnte. „Ich weiß von nichts,“ sagte sie sehr energisch, „und wer behauptet, daß ich davon etwas weiß, der lügt infam. Wenn die Antonie Girod als Mutter von dem Kinde eingetragen ist, so wird sie's ja auch sein. Wer kann was anderes sagen?“

„Aber es ist ja gar nicht die Rede davon, daß das Kirchenbuch nicht richtig geführt sein könnte,“ wendete Bruno ein. „Ich will nur wissen, wo diese Antonie Girod, die Ihr Mann doch gekannt haben muß, geblieben ist.“

Die alte Person sah ihn wieder mit einem heimtückischen Blick an. „Mein Mann war ein frommer, gottesfürchtiger Mann,“ sagte sie, „der sein Amt bei der Kirche treu verrichtet hat bis an sein Lebensende. Hat er sich da als Taufzeugen eintragen lassen, so wußte er, was er that. Es geht mich nichts an. Ich hab ihn nie danach gefragt, was in der Sakristei vorgegangen ist.“

„Aber Sie wissen vielleicht, was aus dieser Antonie Girod wurde, liebe Frau. Das ist das einzige, was ich von Ihnen erfahren möchte.“

„Aus der Antonie Girod —? Was soll aus ihr geworden sein? Wer bekümmert sich um ein armes Mädchen? Das kann froh sein, wenn das Kind versorgt ist. Sucht irgendwo draußen eine Stellung, wo man's nicht kennt und von der Geschichte nichts weiß. Natürlich.“

„Ist Ihnen bekannt, wer sie ins Unglück gebracht hat?“

Die Alte grinste höhnisch. „Die Antonie Girod! Nein, das weiß ich nicht, wahrhaftig! Ich weiß von ihr gar nichts, als daß sie ein recht hübsches und armes Mädchen war. Es giebt viel Schlechtigkeit in der Welt. Die reichen Leute decken sie mit Geld zu. Warum soll sie wieder aufgedeckt werden zu der Welt Ärgernis? Wer zu schweigen versprochen hat, wird nicht so thöricht sein, gegen sich selbst zu reden. Ich denk mir's so. Tot, tot, tot.“

„Wer ist tot?“ forschte Bruno. „Die Mutter des Kindes?“

„Ja, die ist tot,“ fuhr die Küsterin hastig zu; „es ist am besten, daß sie tot ist und die ganze Geschichte begraben. Ich weiß von nichts, Herr! Ich weiß von gar nichts.“

Bruno griff in die Westentasche, zog ein paar Goldstücke heraus und schob sie zwischen den Fingern hin und her. „Wer etwas wüßte,“ bemerkte er, „könnte sich einen guten und leichten Verdienst schaffen.“

Die Augen der Alten brannten gierig auf dem blanken Gelde. „Ja, wer etwas wüßte und es sagen könnte, ohne sich selbst ... Nein, Herr, ich weiß nichts. Tot, tot, tot.“

Sie kehrte ihm den Rücken zu und beschäftigte sich mit den Kindern, die unruhig geworden waren. Da sie nichts weiter sprach, blieb Bruno nur übrig, seinen Rückzug zu nehmen. — —

Wilfried war indessen nach dem Dorfe Pappeln hinausgefahren, das die Frau Konsul genannt hatte.

Er ließ den Wagen am Wirtshause halten und erkundigte sich nach der Witwe Schwallien, der sie das Kind abgenommen. Er wurde zu einer alten Frau gewiesen, die bei einer verheirateten Tochter den Altensitz hatte und schon bedenklich stumpf geworden war. Sein Kommen erregte bei ihr große Verwunderung. Sie reinigte einen Holzstuhl mit der Schürze und bat den Herrn Grafen — er hatte sich genannt, um mehr Vertrauen zu erwecken — mit vielen tiefen Verbeugungen und wiederholten Fragen, was ihr die Ehre verschaffe, sich niederzulassen. Ob sie sich eines Kindes erinnere, das sie vor bald neunzehn Jahren in Pflege erhalten?

„Erinnern, Herr Graf? Ach nein. Es ist zu lange her.“

„Eines Mädchens.“

„Ja, es war ein Mädchen, Herr Graf. Und ich hab immer das Geld erhalten, pünktlich am ersten, bis ungefähr vor einem Jahr, da war's alle geworden, und der Herr Justizrat war auch gestorben. Wir haben uns erkundigt: das Geld war wirklich alle geworden.“

„Das Mädchen hieß Paula.“

„Es kann wohl sein, Herr Graf, es kann wohl sein. Wer behält das so lange? Ich hab mich nur immer beim Herrn Justizrat melden dürfen, dann hab ich das Geld ohne ein Wort bekommen. Wie das Kindchen

aussah, weiß ich nicht mehr. Aber wie ein Engelchen gewiß. Ich hab's auch nicht lange gehabt."

„An wen haben Sie's denn abgegeben?"

„Ja, da kam einmal eine Dame, der hat's gefallen. Eine Frau Konsul, denk ich, so hat sie sich genannt. Sie hat mich darauf auch zu ihrem Mann bestellt, der im Gasthaus „Zu den drei Hirschen" krank war, und dem hat das Kindchen auch gefallen. Sie wollten es durchaus haben, und der Herr Justizrat hat auch eingewilligt. Und weil ich doch das Geld nicht verlieren sollte und noch ein schönes Präsent dazu bekam, bin ich nicht dagegen gewesen. Denn bei reichen Leuten war das Kindchen doch besser aufgehoben. Von dem Geld hab ich meine Tochter ausgestattet und die Pflege bezahlt, so lang es gereicht hat. Es ist aber mit dem Schwiegersohn abgemacht, daß ich lebenslänglich verpflegt werden muß. Lang werd ich's ja nicht mehr machen."

Wer ihr denn das Kind übergeben gehabt habe, fragte der Graf nun. Bei diesem Punkt wurde aber ihr Gedächtnis sehr schwach. „Das ist noch länger her," sagte sie. „Es war aber eine vornehme Dame — ja, ja! eine sehr vornehme Dame."

„Eine vornehme Dame?"

„Ich hab sie nur ein- oder zweimal gesehen, denk ich. Ja, es war eine sehr vornehme Dame. Die Küsterin sagte zu ihr: Frau Gräfin."

„Also nicht die Mutter des Kindes."

„Nein, sie sagte, es gehöre einer Freundin von ihr, die sehr krank wäre ... Oder — ich weiß doch nicht mehr, ob sie sehr krank war. Es kann mir auch so in Gedanken kommen, weil der Herr Konsul —"

„Antonie Girod?"

Die Alte lächelte blöde vor sich hin. „Ach — das war nur so."

„Was war nur so?"

„Ich weiß nicht, aber sie sagten: das ist nur so."

„Besinnen Sie sich genau. Was?"

Sie rieb sich die runzelige Stirn. „Ich weiß wirklich nicht. Sie können es auch etwas anders gesagt haben. Aber sie gaben mir doch das Papier, das ich darauf der Frau Konsul gegeben habe, und darin stand es."

Graf Wilfried merkte, daß es ganz vergeblich sein würde, weiter in sie zu dringen. Als er aufstand, erhob auch sie sich und humpelte ihm am Stocke bis zur Thür nach. „Ach — entschuldigen Sie die unbescheidene Frage, Herr Graf," sagte sie. „War das Ihre Frau Mutter?"

„Meine Mutter?" Er lachte verwundert. „Wie kommen Sie darauf?"

„Ja, ich dachte nur — weil Sie sich doch erkundigen und ein Herr Graf sind, und — und —"

„Nun?"

„Ich kann mich auf meine blöden Augen nicht verlassen, aber als Sie in die Thür eintraten, da fiel mir gleich ein — ja, ja! ehe Sie noch gefragt hatten, fiel mir gleich die vornehme Dame ein. Nehmen Sie's nicht für ungut, Herr Graf."

Wilfried beschenkte sie und ging.

Als die Brüder im Gasthause wieder zusammentrafen und ihre Erlebnisse austauschten, meinte Bruno: „Die ehemalige Frau Küsterin ist eine Hexe. Ich wette darauf, sie weiß mehr, wahrscheinlich aber etwas für sie selbst Verfängliches. Deshalb wird es schwer sein, ihr die Zunge zu lösen."

„Und die alte Frau, mit der ich's zu thun hatte, ist offenbar schon ein wenig im Kopfe verwirrt. Es ist ja möglich, daß sich eine vornehme Dame für diese Antonie Girod bemüht hat — vielleicht eine Verwandte ihres Verführers; aber ihre Frage, ob sie meine Mutter gewesen sei, war doch sehr sonderbar, auch wenn man sich's allenfalls zurechtlegt, wie sie die Gräfin, von der die Küsterin gesprochen, mit dem Grafen in Beziehung brachte, der nach dem Kinde fragte. Ich versichere dich: wie sie mich so forschend betrachtete — es ging mir durch und durch."

„Du bist nervös," antwortete Bruno, „was ja zu verstehen ist. Übrigens ergiebt sich schon aus der Äußerung der Alten, daß die Küsterin mehr wissen muß. Behalten wir uns vor, sie schärfer anzufassen, wenn wir erst noch mehr Material zusammen haben. Es muß, denke ich, gelingen, die Antonie Girod ausfindig zu machen. Mag man auch guten Grund gehabt haben, sie zur Seite zu schieben, so kann sie doch nicht vom Erdboden verschwunden sein."

Auf seinen Vorschlag begaben sich die

Brüder nach der Bürgermeisterei und ließen feststellen, daß ein Mädchen jenes Namens wirklich am Orte gewohnt hatte. Sie war als Ortsarme in einer alten Liste verzeichnet, und neben ihrem Namen fanden sich Notizen, die annehmen ließen, daß sie sich stets sehr ordentlich geführt habe. Dem Bürgermeister war auch nicht erinnerlich, daß er je etwas Nachteiliges über sie gehört hätte. Er glaubte auch versichern zu können, daß sie bis in ihr siebzehntes oder achtzehntes Jahr die Stadt nie verlassen gehabt habe. Dann freilich sei sie fortgegangen und nicht mehr zurückgekehrt.

Wohin? Es war fraglich, ob die Abmeldungslisten aus jener Zeit noch aufbewahrt seien. Der Bürgermeister, der den vornehmen Herren gern eine Gefälligkeit erwies, fand sie endlich in einer Dachkammer unter den reponierten Akten vor. Antonie Girod war nach dem Städtchen Kreuzberg abgemeldet, wo sie in Dienst treten wollte. Das war vor mehr als achtzehn Jahren geschehen.

So war nun für weitere Nachforschung die Richtung gegeben. Das Städtchen Kreuzberg lag nur vier Meilen von Neu-Pforten entfernt. Die Grafen nahmen einen Wagen und fuhren am anderen Morgen dorthin.

Die Erkundigung im Polizeibureau ergab, daß eine Antonie Girod dort nicht wohnte. Ob früher? wann? wie lange? ließ sich nicht ermitteln, da das alte Papier längst an den Krämer verkauft war. Endlich erinnerte sich ein Magistratsbeamter, der bei der Sparkasse thätig war, daß einmal ein Dienstmädchen die erstaunlich große Summe von zweihundert Thalern eingelegt habe; das hätte so einen fremdländischen Namen gehabt. Die Bücher der Kasse waren noch vorhanden, die Einlage wurde vorgefunden. „Antonie Girod — zweihundert Thaler.“ Es waren dann einige Jahre lang die Zinsen berechnet und nebst anderen Ersparnissen zugeschrieben. Und endlich, jetzt vor zwölf Jahren, war das ganze Guthaben abgehoben — von der „Tischlerfrau Antonie Bilsfeld, geborenen Girod“. Also verheiratet!

Nun begann die Suche nach dem Tischler Bilsfeld. Er war damals Geselle gewesen, hatte sich selbständig gemacht und war gleich nach der Heirat verzogen. Zum Glück wußte sein Meister, der aufgefunden werden konnte, wohin. Er hatte sich in Thalheim, einem anderen Landstädtchen, niederlassen wollen.

Dorthin begaben sich nun die Brüder.

* * *

Der Tischler Bilsfeld bewohnte ein kleines einstöckiges Häuschen „am Graben“, das ihm gehörte. Er sollte ein sehr ordentlicher Mann sein und eine sehr ordentliche Frau, auch drei Kinder haben, die in die Stadtschule geschickt würden und immer sehr sauber angezogen gingen. Er habe klein angefangen, übernehme aber jetzt die Arbeiten für Neubauten und gelte für wohlhabend. Sehr achtbare Leute.

Wilfried war der Meinung, es dürfe nur einer von ihnen dorthin gehen. Der Besuch müsse ganz unauffällig sein. Offenbar wisse hier in der Stadt niemand von dem ältesten Kinde der Frau, das sei auch ferner nicht nötig. „Geh du,“ bat er Bruno.

So geschah's denn auch. Das Häuschen mit dem Schilde „Tischlerei von G. Bilsfeld“ wurde leicht aufgefunden. Hinter einem anschließenden Lattenzaun lagen Stapel von Brettern und anderen Hölzern. Der Hof schien sich bis zum alten Stadtgraben hinabzuziehen. Dort wurde gesägt und gehämmert.

Bruno zog die Glocke. Die Thür wurde von einer hübschen, einfach, aber mit Geschmack gekleideten Frau geöffnet. Sie ließ den fremden Herrn sogleich in das Vorderzimmer ein, in dem sich ganz schmucke, vielleicht von dem Eigentümer des Hauses selbst gefertigte Möbel befanden.

„Frau Bilsfeld?“

„Die bin ich. Wünschen Sie bei meinem Mann eine Bestellung zu machen? Er arbeitet draußen. Ich werde ihn gleich rufen.“

Der Gast hielt sie am Arm zurück. „Später, später vielleicht, liebe Frau. Es ist mir lieb, daß ich Sie allein antreffe. Ich wünschte gerade mit Ihnen etwas zu besprechen.“

„Mit mir?“ Sie zog den Sofatisch ein wenig ab und deutete nach dem Sofa. „Darf ich bitten, mein Herr?“ sagte sie höflich, aber verwundert.

Er setzte sich auf den Stuhl am Tisch und nannte seinen Namen und Stand. Dabei schien nur der „Referendarius“ ihre Aufmerksamkeit reger zu machen.

„Sie sind vom Gericht —“ bemerkte sie, kaum fragend, als verstünde es sich von selbst.

Bruno verneinte. Er sei bei der Regierung beschäftigt und komme auch nicht in beruflichen Angelegenheiten. „Ich möchte eine Auskunft von Ihnen haben und sichere Ihnen die allerstrengste Diskretion zu.“

„Aber wir haben gar keine Geheimnisse,“ antwortete sie, verlegen lächelnd.

„Um so besser,“ meinte er. „Sie heißen Girod mit Vatersnamen, nicht wahr?“

„Ja, mein Herr.“

„Antonie.“

„Ja, Antonie.“

„Und sind in Neu-Pforten zu Hause.“

„Allerdings. Da ist mein Vater gestorben.“

„Bevor Sie Ihren jetzigen Mann heirateten — mehrere Jahre vorher — hatten Sie ein Kind.“

Sie richtete sich erstaunt auf. „Ich?“

„Ein Mädchen.“

Ein lebhaftes Kopfschütteln. „Sie irren in der Person, mein Herr.“

„Doch nicht. Das Kind ist in der dortigen Kirche Paula Girod getauft.“

Sie legte den Arm auf den Tisch und beugte sich vor. „Mein Kind?“

„Das muß ich annehmen.“

„Aber ich habe nie ein Kind gehabt außer den dreien in der Ehe mit meinem Mann.“

Der Graf wiegte ungläubig den Kopf und holte aus der Seitentasche das beweisende Papier vor. „Nochmals, liebe Frau, ich verspreche Ihnen alle Verschwiegenheit. Ich würde mich in diese Angelegenheit, die Ihnen peinlich sein mag, nicht eingemischt haben, wenn nicht zu einer bevorstehenden Heirat Paulas der Konsens der Mutter dringend erforderlich wäre.“

„Aber ich versichere Sie —“

Er reichte ihr das Blatt. „Wollen Sie die Güte haben, diese Urkunde ...“

Frau Bilsfeld warf einen Blick darauf und fuhr zusammen. Sie wurde bleich und sofort sehr rot. Alles Blut stieg ihr in die Stirn. „Ach — das —!“ rief sie und schöpfte hastig Atem.

„Es ist der Taufschein einer Tochter der unverehelichten Antonie Girod in Neu-Pforten, Namens Paula, geboren den achtzehnten August —“

„Das ist eine Schlechtigkeit,“ unterbrach ihn die Tischlerfrau, die sich schnell gefaßt hatte, „eine Schlechtigkeit, von der ich nichts weiß, als daß ich in der Dummheit meinen Namen hergegeben habe.“

„Der Taufschein ist also richtig und betrifft Sie als Mutter des Kindes.“

„Es kann sein — ich will's nicht bestreiten. Aber von dem Kinde ist mir nichts bekannt — hab's nie im Leben mit Augen gesehen. Es ist mein Kind nicht. Lieber Himmel! Damals war ich ein junges Ding —“

„Aber wie wollen Sie das denn erklären?“ Bruno war ganz stutzig geworden, da das Benehmen der Frau den Eindruck der Wahrhaftigkeit machte.

Sie fing an zu weinen. „Es ist mir hoch und heilig versprochen worden, das alles solle nie zum Vorschein kommen und kein Mensch von dieser Schlechtigkeit erfahren. Sie hätten ja auch allen Grund zu schweigen, da sie sonst in schwere Strafen kämen. Und nun ist's doch ausgebracht, und ich soll das zu verantworten haben. Es ist ja richtig, Herr Referendar, ich hab eingewilligt, daß mein Name ins Kirchenbuch eingetragen würde, aber ich hab mir damals wahrhaftig nicht so viel dabei gedacht. Und nun ... O du mein Himmel!“

„Erzählen Sie doch,“ bat Bruno. „Es ist ja für Sie selbst das beste, wenn die Sache aufgeklärt wird.“

„Ja, das will ich,“ schluchzte die Frau, „mag daraus nun werden, was will. Ich war so arm, so schrecklich arm, nicht das Sattessen hatte ich manchmal, und was ich mit Arbeit verdiente, wurde mir gleich abgenommen, weil's noch immer nicht so viel war, als ich angeblich gekostet hatte und kostete. Von der Kirche erhielt ich eine kleine Unterstützung, dafür mußt ich die Kinder warten helfen, die bei der Küsterin aufgezogen wurden. Eines Tages fragte der Küster mich: ‚Toni, willst du ein reiches Mädchen werden?‘ — ‚Das könnt ich brauchen,‘ gab ich ihm zur Antwort. Da nahm er mich in eine Ecke und sagte mir, es sei ein

großes Unglück geschehen. Ein vornehmes Fräulein hätte ein Kind, von dem keiner aus der Familie etwas erfahren dürfte, und der Verführer sei ein Graf, der ihr nicht gerecht werden könnte, da er schon verheiratet sei; aber seine Frau wüßte davon und sei eine gute Freundin von der jungen Dame und wollte selbst die Sache in Ordnung bringen, damit kein Unfriede in die Familie käme. Und die Küsterin wollte ihr gern zu dem guten Werk behilflich sein, brauchte dazu aber eine, die ihren Namen hergebe. Und da hat er mich gestreichelt und mir gesagt: ‚Thu du's aus Mitleid, Toni! Du bist ein armes Ding, um das sich kein Mensch kümmert; es ist gleichgültig, ob du da im Kirchenbuch stehst oder nicht. Und du hast ja doch ein reines Gewissen, Toni, und weißt am besten, daß du ganz unschuldig bist. Niemand erfährt auch ein Sterbenswort davon, daß du eingeschrieben stehst; denn das sind sehr reiche Leute, und für das Kindchen ist gut gesorgt, und sich selbst werden sie doch nicht ausbringen.‘ Anfangs hab ich nicht gewollt, denn Falschheit war doch dabei, und ich hatte mir noch nichts zu schulden kommen lassen. Aber der Küster wurde immer dringlicher und bot mir fünfzig Thaler und dann hundert und endlich zweihundert. ‚Das ist ein ganzes Vermögen für dich, Toni,‘ sprach er mir zu, ‚und du kannst dein Glück machen für nichts und wieder nichts.‘ Ich hatte ihn stets für einen Ehrenmann gehalten, und er war doch bei der Kirche. Da gab ich endlich nach und nahm's auf mich, ohne recht zu wissen, was ich that. Als es aber geschehen war, da riet er mir, fortzugehen, damit ich in der Stadt ganz in Vergessenheit käme, und nahm mir mit vielen Drohungen das Versprechen ab, wie das Grab zu schweigen; denn sonst käm ich in Strafe, obschon ich vor Gott nichts Böses gethan hätte. Da bin ich denn auswärts in Dienst getreten und hab das Geld auf Sparkasse gegeben und gesagt, es sei ein Erbteil von meinem Vater. Keiner hat sich auch näher danach erkundigt, und auch mein Mann —“ — sie brach plötzlich ab und wurde kreidebleich — „ach Gott, ach Gott! was wird mein Mann dazu sagen!“

„Er weiß nichts davon?“ fragte Bruno, der mit gespannter Aufmerksamkeit zugehört hatte.

„Nein, kein Wort,“ bestätigte sie. „Warum sollte er's erfahren? Ich betrog ihn ja nicht; und ich dacht auch gar nicht mehr daran, daß ich meinen Namen hatte einschreiben lassen. Wegen des Geldes sagt ich ihm nicht die Wahrheit. Wie konnt ich? Er hat sich auch gar nicht danach erkundigt, wo es hergekommen war. An so etwas konnt er doch nicht denken.“

Die Kinder kamen aus der Schule nach Hause, zwei Knaben und ein Mädchen, das sie zwischen sich an den Händen hielten, hübsche Kinder mit roten Backen und hellen Augen. Sie klopften schon draußen ans Fenster, sich bemerklich zu machen, damit sie nicht erst zu läuten nötig hätten. Die Frau ging auch gleich hinaus und öffnete. „Euer Brot liegt auf dem Küchentisch,“ sagte sie, „und für jeden ein Apfel dabei. Lauft in den Garten und meldet dem Vater, daß ein Herr —“

„Frau Bilsfeld!“ rief Bruno ihr zu, da die Thür zu dem engen Flur offen geblieben war. „Wollen Sie's nicht lieber für sich behalten?“

„Nein, nein!“ entschied sie sehr bestimmt. „Ich mag kein Geheimnis vor ihm haben.“ Sie trat wieder ein. „Wenn man so glücklich miteinander lebt —“ setzte sie hinzu, „und ihn trifft's ja auch nicht.“

Bruno war nun noch mehr geneigt, ihr vollen Glauben zu schenken, wie sehr ihre Mitteilungen ihn auch überrascht hatten. Er nannte dem Tischler, der durch das Hinterzimmer eintrat, seinen Namen und übernahm es selbst, ihm den merkwürdigen Fall vorzutragen, als ob an der Aussage der Frau kein Zweifel sein könne. Sie stand dabei, glühend rot im Gesicht, und nickte bestätigend.

Bilsfeld hörte anfangs ruhig, dann zwar sichtlich erregt, aber schweigend zu. Er hatte alle Farbe verloren und blickte finster vor sich hin, immer kurz atmend, die eine Hand in der Tasche, mit der anderen den blonden Kinnbart drehend. Mitunter zuckte es um seinen festgeschlossenen Mund. Erst nach einigen Minuten sagte er, ohne aufzusehen, mit Bitterkeit: „So, so — davon ist also das Geld.“

„Ja, davon ist das Geld," antwortete die Frau, „und daß ich dir's nicht verraten habe, mag unrecht sein. Aber sonst ist nichts dabei, das wird sich doch wohl von selbst verstehen."

Sie trat zu ihm und wollte ihren Arm auf seine Schulter legen, aber er wies sie unfreundlich zurück.

„Und der Taufschein —?" Er nahm das Papier in die Hand und las die Schrift wieder und wieder. „Es steht doch da."

„Ja, es steht da," sagte sie, „und das ist sehr ärgerlich. Ich hätte mich nicht bethören lassen sollen, für alles Geld in der Welt nicht. Und hätt ich geahnt, daß es so einmal herauskommen würde ..." Sie weinte wieder in ihre Schürze hinein.

Der Tischler schien ganz schwach zu werden. Er setzte sich auf einen Stuhl und stützte den Kopf in die Hand, leise stöhnend. „Der Taufschein beweist doch —" murmelte er, „und bevor nicht das Gegenteil ... Das ist ein schwarzer Tag."

Nun nahm der junge Graf wieder das Wort. „Die Sache hat sich ja für Sie durchaus befriedigend aufgeklärt, Herr Bilsfeld," sagte er. „An der Richtigkeit der Erzählung ist nicht zu zweifeln. Die falsche Eintragung ins Kirchenbuch ist freilich nun einmal erfolgt, der Taufschein muß vorgelegt werden, wenn das Aufgebot für Paula erfolgen soll, und die Einwilligung der Mutter läßt sich dann nicht entbehren. Das einfachste scheint doch, wir rühren an der alten Geschichte gar nicht und lassen den Taufschein gelten, soviel er gilt. Ihre Frau erfüllt die Form und giebt den Konsens. Mehr verlangt die Behörde nicht, als daß der Form genügt wird. Die Papiere kommen in die Akten, und kein Mensch fragt weiter danach. Es bleibt alles still wie bisher."

„So lange es denen gefällt, die davon wissen," knirschte der Tischler zwischen den Zähnen vor. „Und dann hat sie's ja durch ihre Schrift zugestanden."

„Wir sind aber in der üblen Lage, einen Konsens vorlegen oder beweisen zu müssen, daß die im Taufschein genannte Mutter nicht die Mutter ist und die rechte Mutter nicht mehr lebt," wendete Bruno ein. „Bedenken Sie das. Es kommt für Ihre Frau und Sie dabei nichts Gutes heraus, wenn der Fall untersucht wird."

„Das wollen wir uns doch noch überlegen," sagte Bilsfeld und legte die Hand schwer auf den Tisch.

Der Gast versicherte, daß er ihn nicht übereilen wolle. Er nannte den Gasthof, in dem er abgestiegen war. Der Tischler ließ es dahingestellt, ob er ihn da aufsuchen werde.

Wilfried war über das Ergebnis dieser Nachforschung äußerst erstaunt. Er litt schwer unter der Vorstellung, daß seine Paula schon in frühester Jugend so traurige Schicksale erlebt, von der eigenen Mutter verleugnet sein sollte. „Laß uns mit den Nachforschungen abbrechen," bat er. „Hier sollte die Spur abbrechen — vielleicht zu Paulas Heil. Denn was ist das für eine Mutter ... Ah! es empört mich. Wir sind sicher, glaube ich, daß Verwandte sich nie um sie bekümmern werden, auch wenn sie meine Frau ist; und daß diese Frau Bilsfeld nie die Ansprüche einer Schwiegermutter erheben wird, steht außer Zweifel. Paula ist ganz ohne Anhang. Das wird den Papa beruhigen."

„Ich wäre ganz einverstanden," entgegnete Bruno, „wenn wir über den Taufschein hinwegkommen könnten. Aber ich sehe nicht, wie das geschehen soll."

Am Abend kam nicht Bilsfeld, wohl aber seine Frau. Sie sah sehr verweint aus und klagte, das Glück ihrer Ehe sei vernichtet. Was sie nie für möglich gehalten — ihr Mann habe sie in Verdacht, ihn sträflich hintergangen zu haben. Er habe sie furchtbar geschlagen, um ein Geständnis zu erpressen — zum erstenmal, so lange sie verheiratet seien. Er verlange von ihr, daß sie den Taufvermerk aus der Welt schaffe. Lieber wolle er, daß sie, wenn es sein müsse, wegen der Fälschung des Kirchenbuches eine Gefängnisstrafe verbüße, als eine Frau haben, die ihm Unehre in die Ehe eingebracht. „Was fange ich nun an?" rief sie ganz außer sich. „Das Fräulein, von dem Sie reden, muß anerkennen, meine Tochter nicht zu sein. Aber das genügt meinem Mann noch nicht: das Taufregister soll geändert werden. Und wie bring ich das zuwege? Stehen Sie mir bei. Ich werde Zeugen

benennen können, die mich bis zu meinem Abzug von Neu-Pforten täglich unter Augen gehabt haben und bekunden müssen, daß unmöglich geschehen sein kann, was ich mir leichtsinnig selbst schuld gegeben habe."

Bruno ging noch einmal in die Wohnung des Tischlers, und Wilfried begleitete ihn diesmal. Sie fanden ihn ganz so wild, wie seine Frau ihn geschildert hatte. Es gelang nicht, ihn zu überzeugen, daß die Ausstellung des Heiratskonsenses ihm ganz ungefährlich sei. Das Angebot einer erheblichen Geldsumme machte ihn wütend. „Ich bin bisher ein ehrlicher Mann gewesen," schrie er, „und habe geglaubt, eine ehrliche Frau zu haben und eine ehrliche Mutter meiner Kinder. Ich will Gewißheit haben, daß sie's ist. Was ich selbst thue, das steht bei mir. Zuerst will ich mich mal in Neu-Pforten umschauen. Daraus wird sich's ergeben."

Da die Grafen ihn zu keiner anderen Erklärung vermögen konnten, mußten sie abreisen. Wilfried ging nach seiner Garnison zurück, Bruno meinte mit seinem Vater das Weitere beraten zu sollen.

* * *

Des Grafen Wedigo Stimmung hatte sich indessen schon sehr gemildert. Es war ganz unwahrscheinlich, daß Wilfried seinen Eigensinn aufgab. Er gestand sich immer wieder, daß Paula ungewöhnlich schön und reizend sei. Dachte er sich in seine eigene Jugend zurück, so wurden ihm auch die unsinnigsten Entschlüsse seines Sohnes begreiflich. Ein solches Weib zu gewinnen, hätte er kein Hindernis für unbezwinglich gehalten. Wilfried war so weit nicht anders geartet als er. Dieser Tollheit konnte er Rechnung tragen. Es bedurfte in der That wahrscheinlich nur noch eines schwachen Ansturms auf seine Gutmütigkeit, und diese Schwiegertochter war ihm trotz allem genehm. Er liebte Wilfried und wollte aufrichtig sein Glück.

Was Bruno ihm über das Ergebnis seiner Nachforschungen berichtete, erregte in sehr auffallender Weise seine Teilnahme. Der Referendar faßte die Thatsachen, wie er sie für festgestellt hielt, knapp zusammen und sagte: „Diese Antonie Girod, die im Taufschein steht und seit Jahren ganz ehrsam an den Tischler Bilsfeld verheiratet ist, ist wirklich nicht die Mutter Paulas. Darüber bleibt mir kein Zweifel. Wer ihre Mutter ist, weiß ich nicht. Jedenfalls gehörte sie aber einem höheren Stande an, war vermutlich eine junge Dame aus der guten Gesellschaft. Sie ist von einem verheirateten Manne ins Unglück gebracht worden, und ich nehme an, daß es die Frau dieses Mannes selbst — eine Gräfin — war, die sich ihrer annahm und für sie handelte. Was diese, jedenfalls ungewöhnlich edelmütige Frau that, erklärt sich mir nur völlig, wenn ich eben voraussetze, daß sie auch für sich selbst ein starkes Interesse hatte, über das Geschehene einen undurchdringlichen Schleier zu breiten. Denn sie scheute nicht vor einer strafbaren That zurück. Im Hause der Küsterin in Neu-Pforten wurde das Kind geboren, und es gelang, jede Spur der wirklichen Mutter dadurch zu verwischen, daß ein armes Mädchen, durch Geld gewonnen, sich bei der Behörde für sie ausgab. Wir könnten uns dabei beruhigen, wenn der Tischler Bilsfeld traitabler wäre. Jetzt weiß ich nicht, wie weiter operieren, ohne viel Staub — und vielleicht ohne Erfolg — aufzuwirbeln."

Nun erst, da er geendet hatte, sah er dem Alten ins Gesicht und war überrascht, es geisterhaft bleich, die Augen starr und wie in unbestimmte Ferne gerichtet, den Unterkiefer mit herabhängendem Kinn wie aus dem Gelenk gelöst zu bemerken. „Was ist dir, Vater?" fragte er erschreckt.

Graf Wedigo schüttelte sich gewaltsam aus seiner Betäubung. „Nichts, nichts, nichts," stotterte er. „Was soll, mein Junge? Du sagtest, ein verheirateter Mann — und eine Gräfin — und ein armes Mädchen, das sich — erkaufen ließ — durch Vermittelung des Küsters — vor achtzehn Jahren etwa ... So etwas soll wirklich einmal passiert sein — einem Bekannten von mir — ich erinnere mich, davon gehört zu haben — einem Bekannten ..."

„Wenn du mir den Namen nennen könntest —"

„Nein, nein! Den Namen — hab ich vergessen. Und wenn ich ihn wüßte — es

darf da nicht weiter geforscht werden — darf nicht, auf keinen Fall. Hörst du, Bruno — darf nicht!"

Ihm war sehr unwohl geworden. Jakob mußte ihm helfen, sich auf ein Sofa zu legen, und stärkende Tropfen herbeiholen. Er klagte über Frost und wurde in wollene Decken gehüllt, ohne sich doch ermuntern zu können. „Kalt, kalt, kalt — bis ans Herz hinan — eiskalt."

Seitdem verließ ihn nicht mehr eine quälende Unruhe. Er hatte keinen Schlaf in der Nacht, und alle Toilettenkünste waren vergebens. Er fiel zusammen und schlürfte gebückt, die zitternde Hand auf der Krücke des Stockes, durch die Zimmer. Jedes Geräusch, selbst lautes Sprechen, verursachte seinem Kopfe Pein. Brunos etwas scharfe Stimme konnte er nicht im Nebenzimmer hören, ohne beängstigend erregt zu werden. Auch ihn sah er selten, Gäste gar nicht. Stundenlang lag er auf dem Bett und starrte vor sich hin. Die Sache mochte ihm sehr verdrießlich sein, aber aus den bekannten Umständen heraus konnte Bruno sich doch diesen merkwürdig schnellen Verfall nicht erklären.

Eines Tages meldete sich Bilsfeld im Palais. Er wurde zum Grafen Bruno geführt. „Nun? haben Sie sich besonnen?" fragte dieser ihn.

Der Tischler schüttelte mürrisch den Kopf. „Nein, ich gehe weiter," antwortete er.

„Sie handeln sehr thöricht."

„Das sieht jeder auf seine Weise an, Herr Graf. Für mich muß da alles glatt sein. Zumal ... Ich habe mich in Neu-Pforten erkundigt, meine Frau sagt wirklich über sich die volle Wahrheit. Das alte Weib, die Küsterin, will nicht mit der Sprache heraus, aber sie wird vor Gericht nicht einen falschen Eid leisten wollen. Für fremder Leute Kinder, die sie jetzt weiter nichts angehen!"

„Sie wollten —?"

„Ja, die Sache muß in Ordnung kommen, soweit meine Frau beteiligt war. Ich hab auch den Namen des Justizrats erfahren, von dem das Pflegegeld gezahlt ist. Seine Frau sagt, nach seinem Tode hätte ein Assessor die Akten durchgesehen und alles Wichtige eingesiegelt ans Obergericht zur Aufbewahrung geschickt. Den Assessor hab ich auch ausgekundschaftet. Er meint einen Umschlag gesehen zu haben, in dem Quittungen über die Zahlungen lagen. Ich bin dann natürlich auch beim Obergericht gewesen. Aber es hieß da, die Akten könnten mir nicht so ohne weiteres vorgelegt werden; ich müßte erst mein Interesse nachweisen, wie sie's nennen. Und das werde ohne Prozeß nicht geschehen können. Da hab ich mir denn gedacht, Sie könnten mir durch Ihren Einfluß vielleicht einfacher dazu verhelfen und sich selbst zugleich Gewißheit schaffen. Das Fräulein hat doch gewiß ein Interesse, zu erfahren, wer die Mutter ist."

Bruno glaubte ohne Zustimmung seines Vaters nichts zusagen oder unternehmen zu dürfen. Aber so vorsichtig er auch mit ihm sprach, der alte Herr war gleich wieder in hochgradiger Erregung und erklärte mit allen Zeichen seelischer Beängstigung, es solle nichts weiter geschehen, das Dunkel zu lüften. Weshalb nur nicht? Und auszuweichen war doch gar nicht möglich. Bruno wurde der kranke Mann immer unverständlicher. Nur mit Mühe brachte er es dahin, daß Bilsfeld sich noch kurze Zeit zu gedulden versprach.

Zu seiner größten Überraschung fuhr Graf Wedigo bald darauf, so schwach er war, wieder nach der Garnisonstadt seines Sohnes. Das erfuhr er erst in letzter Stunde, auch daß Wilfried sein Besuch gar nicht gemeldet sei.

In der That begab sich der Graf nach seiner Ankunft sogleich vom Bahnhof nach der Villa der Frau Konsul.

Er erschreckte sie nicht wenig durch sein verfallenes und verstörtes Aussehen. Kaum erhielt er sich auf den Füßen. Als er Jakob, der ihn führte, hinausschickte, nahm sie selbst seinen Arm und leitete ihn bis zum nächsten Sessel. „Eine geheime Angst treibt mich zu Ihnen," sagte er in winselndem Tone. „Ich höre, daß mein Sohn — nach wie vor — in Ihrem Hause — mit Ihrem Pflegetöchterchen ... Hm, hm! Es beweist ja eine höchst ehrenwerte Gesinnung, daß er so fest — an seinem gegebenen Wort hält — unzweifelhaft. Aber glauben Sie mir, verehrte Frau — es wird nichts Gutes, es kann nichts Gutes werden. Da ist nicht nur — der Unterschied des Standes. Ich

spreche davon gar nicht. Und ich bin weit entfernt, in Abrede zu stellen, daß so ein ausgesetztes Kind — deshalb noch nichts von seinem Menschenwert — einbüßt und nicht durch Pflege und Erziehung — ganz so hoch gestellt werden kann wie irgend ein durch die Sorge seiner Eltern beglücktes. Aber wir ändern doch die Welt nicht. Es giebt so tief eingewurzelte Vorurteile, daß es — dem einzelnen nie gelingen wird, ohne schwerste Einbuße seiner gesellschaftlichen Stellung seinen Widerspruch siegreich zu behaupten. Es ist das schöne Vorrecht — der Jugend, an die Übermacht solcher feindlicher Gewalten nicht zu glauben. Wir aber haben Erfahrung, verehrteste Frau, und die Pflicht, zum Besten zu raten. Sie lieben Paula, wie ich meinen Sohn liebe. Ich bitte, ich beschwöre Sie, thun Sie einem Beginnen Einhalt, das nach kurzem Freudenrausch beiden eine lange Trübsal bringen wird."

Er hatte sich warm gesprochen, und die Zunge gehorchte nun besser seinem Willen. Die Frau Konsul unterbrach ihn nicht; die Hände im Schoß gefaltet, saß sie ihm gegenüber und hielt die Augen gesenkt. Nun er sich vorbeugte und ihren Arm streichelte, seufzte sie. „Ich habe mit Ihrem Herrn Sohn wiederholt sehr ernst gesprochen — gleich nach Ihrer Abreise damals und dann wieder nach seiner Rückkehr von der kleinen Reise mit seinem Bruder. Er ist allen Vorstellungen unzugänglich. Paula habe ich alles gesagt, was in solchem Falle eine besorgte Mutter warnend vorbringen kann. Es darf mich aber nicht wundern, daß sie dem Geliebten mehr vertraut als der Frau, die sie — wenn auch in guter Meinung — hintergangen hat."

Dem alten Manne traten die Angsttropfen auf die Stirn. „Aber bedenken Sie, bedenken Sie," stöhnte er, „was für Unheil ... Man weiß ja nicht, wer die Mutter war — welche Fügung des Schicksals ... Ich kann nur von allgemeinen Befürchtungen sprechen — aber es giebt doch Möglichkeiten ... Stellen Sie sich vor, daß Paula durch ihre Mutter in engeren Beziehungen, als das Gesetz ... Mein Gott! es ist ja sehr unwahrscheinlich, aber es giebt doch Möglichkeiten ... Und besser, man entzieht ihnen ganz den Boden — nicht wahr? Solange nicht feststeht, wer Paulas Mutter war ... Ja, ja! es ist am besten, man entzieht ihnen ganz den Boden."

Die Frau Konsul verstand ihn offenbar gar nicht. Ehe sie aber etwas entgegnen konnte, trat Paula ein, eilte auf den Grafen zu und sank vor ihm nieder. Sie faßte seine Hände und drückte die glühenden Lippen darauf. „Sie sind wiedergekommen, Herr Graf," rief sie, „nachdem Sie alles wissen. Das kann mir nur Gutes bedeuten. O, heben Sie mich auf an Ihr Herz, so unwürdig ich sein mag, werfen Sie gegen Ihren Zorn die grenzenlose Liebe in die Wagschale, die Wilfried und mich zusammenschließt, nennen Sie mich Tochter, gestatten Sie, daß ich Sie Vater ..."

Ein paar heiße Thränen fielen auf ihre Stirn. Sie blickte rasch auf und legte die Arme um seine Schultern. „O mein Kind — mein liebes Kind," lallte er, „wie gern wollte ich ..." Er nahm ihren Kopf in seine Hände und sah ihr in die dunklen Augen, aus denen jetzt ein Strom zärtlicher Bitte zu ihm hinüberflutete. „Diese Augen," schrie er auf, „diese Augen! Ja — es sind ihre Augen — ich erkenne sie ... Barmherziger Himmel — ihre Augen!"

Er sank gegen die Stuhllehne zurück, todbleich, ächzend vor Schmerz. Die Frau Konsul eilte herbei und stützte ihn. In ihrem Arm fiel er in eine tiefe Ohnmacht, aus der er erst erwachte, als Paula seine Stirn mit kölnischem Wasser benetzte.

Er schien die Sprache verloren zu haben. Mit Hilfe der Dienerschaft wurde er auf eine Chaiselongue gelegt, mit Tüchern bedeckt. Er lag da mit verschobener Perücke und halbgeschlossenen Augen, ein rechtes Jammerbild. Die Frau Konsul hatte sogleich nach Wilfried geschickt. Als er kam, war sein Vater so weit ermuntert, daß er ihm leise die Hand drücken konnte. Es war Wilfried unbegreiflich, was ihn veranlaßt hatte, zuerst hierher zu gehen; auf seine besorgten Fragen blieb die Antwort aus. Nur die Augen des Alten hafteten zärtlich auf seinem Gesicht und schlossen sich erst, als Wilfried Paula umfaßte und sie ihren schönen Kopf an seine Schulter lehnte.

Nach einigen Stunden hatte er sich so weit erholt, daß er in die Wohnung seines

Sohnes geschafft werden konnte. Die Nacht war aber sehr schlecht und unruhig. Sein Sohn und Jakob wachten abwechselnd bei ihm. Es schien, daß er in eine schwere Krankheit verfallen wolle; aber das Fieber hatte seinen Grund in einer Überreizung der ohnedies abgespannten Nerven durch unablässiges Grübeln über ein dunkles Etwas, worauf seine Erinnerungen ein Licht zu leiten begannen, nicht in körperlichen Leiden, denen seine zähe Natur nicht hätte Widerstand leisten können. Er stand denn auch am anderen Tage wieder auf und ließ sich von Jakob in gewohnter Weise ankleiden und frisieren. Wilfried hatte von den Damen über seinen Besuch in der Villa genug erfahren, um überzeugt zu sein, daß er bei ihnen habe durchsetzen wollen, was ihm bei dem Sohne aussichtslos erscheinen mußte. Die dabei unvermeidliche Aufregung erklärte ihm ausreichend die Ohnmacht.

Der Graf selbst bestätigte diese Annahme als richtig, sobald sie nach dem späten Frühstück zusammen auf dem Sofa saßen. „Es war ein letzter Versuch,“ sagte er, „auf gütlichem Wege dieses Verhältnis zu lösen, das mich unsäglich ängstigt. Was hätte ich dir nicht am Ende zuliebe gethan, mein Junge! Aber — ich werfe keinen Stein, Gott soll mich behüten — so ein unglückliches Wesen, das nicht einmal seine Mutter kennt — seine Mutter! Es wird dir nicht entgangen sein, daß da etwas Geheimnisvolles verborgen ist — sicher verborgen sein sollte. Und wer weiß, ob es sich nicht doch enthüllt — und wie? Wäre Paula die Tochter jener Antonie Girod — auch damit noch ließe sich rechnen. Aber es ist eine Strafthat verübt, das Geheimnis ihrer Geburt zu bewahren — irgend etwas Furchtbares ist geschehen, das zu diesem Äußersten zwang. Mein Sohn — mein Sohn! kannst du ein Mädchen zum Altar führen wollen, das dich vielleicht — wie unschuldig immer — mit Schmach belastet? Schon ist unseligerweise ein Zipfel der Decke aufgehoben, die so lange über dem geheimem Vorgang lag. Der Tischler droht mit weiteren Recherchen. Er glaubt sie seiner Frau, seinen Kindern, seiner Ehre schuldig zu sein. Er wird sich nicht beruhigen lassen. Und schon wissen andere davon, daß gesucht wird. Wenn deine Gattin ... Nein, nein! es ist unmöglich. Wie ich dich bedaure, Wilfried — es ist und bleibt unmöglich. Paula kann dein Weib nicht werden.“

„Paula ist rein, Vater,“ antwortete der Offizier leise, aber mit sicherer Stimme. „Was auch geschehen sein mag, was sich auch enthüllen sollte — es berührt sie nicht. Wie könnte es sie und mich beflecken? Ich verstehe deinen Kummer durchaus, Vater, dein Bestreben, deinen Widerstand bis zum Äußersten — und ich kann deine Gründe nicht widerlegen außer mit diesem einen: Paula ist rein, und ich liebe sie. Ich weiß, daß ich deine väterliche Zuneigung verwirke und nicht mehr das Recht haben werde, mich deinen Sohn zu nennen, wenn ich so unvernünftig handle, als es dir notwendig scheinen muß; und doch — mein Entschluß ist gefaßt: ich halte Paula Wort. Die Trauung kann in England erfolgen.“

„Und wenn ...“ Der alte Mann stieß diese zwei Worte mit gewaltiger Anstrengung, den Kopf vorstreckend und die Augen weit aufreißend, heraus, um sogleich wieder matt zusammenzusinken und den Ton ächzend verhallen zu lassen. Er bewegte die Hand vor seinem Gesicht hin und her, als ob er etwas verscheuchen wollte. „Nein, nein,“ murmelte er nach einer Weile, Wilfried unverständlich, „das ist eine — verrückte Vorstellung — eine ganz — verrückte ... Das nicht, das nicht.“

Er schien sich zu überzeugen, daß es jetzt vergeblich sein werde, seinen Sohn auf andere Gedanken zu bringen, und kam auf den Gegenstand nicht weiter zurück. Wilfried mußte in den Dienst. Als er nach einigen Stunden heimkehrte, war der Graf bereits abgereist.

* *
*

In der Villa konnte ein sehr erregter Auftritt nicht ausbleiben. Zwar hielt Wilfried sich fern von den in solchen Fällen üblichen Ausbrüchen der Leidenschaft und des Schmerzes, aber bei der sichersten Schulung auf allen Seiten sprach doch das Gefühl zu heftig mit, als daß seine tiefste Beteiligung hätte verschleiert werden können. Die Frau Konsul hielt sich für verpflichtet, nochmals mit gewissenhaftester Strenge von dem Kampf gegen unübersteigliche Wälle und

Mauern abzuraten, und ihre Vorstellungen wurden um so dringlicher, als sie sich selbst die Hauptschuld daran beimaß, daß das heimliche Verlöbnis hatte eingegangen werden können, da wahrscheinlich schon eine frühere aufrichtige Mitteilung, daß Paula ihre Tochter nicht sei, eine darauf gerichtete Annäherung ausgeschlossen hätte.

Das wollte Wilfried nicht wahr haben. Von irgend welcher Schuld könne überhaupt nicht gesprochen werden. Es treffe hier einmal zu, was die Dichter sängen: die Liebe komme über zwei, die einander zum erstenmal im Leben erblickten, wie ein unwandelbares Verhängnis. Es gebe da kein Ausweichen, kein Rücksichtnehmen, kein Überlegen oder Vorkehren, kein Wollen und Nichtwollen. Sei es in sich vollendet, so ergebe sich daraus auch die Gewißheit, daß es in Seligkeit getragen werden müsse bis zur Erfüllung, möge nun in ihr das Dasein enden oder sich in einem Leben in Liebe fortsetzen und verklären. Er umfaßte Paula und hielt sie so fest an seine Brust gedrückt, als sollten sich seine Arme nie mehr lösen.

Sie blickte aus ihren seelenvollen Augen zu ihm auf. „Soll denn kein Opfer für den Geliebten gelten?“ fragte sie.

„Jedes,“ antwortete er, „nur nicht das Opfer der Liebe. Es ist sündhaft von Grund aus.“ —

Graf Wedigo hatte schlimme Tage und schlimmere Nächte. Nun zeigte sich's, wie völlig zerrüttet seine Nerven waren; selbst die kräftigsten Betäubungsmittel brachten keine Ruhe und kaum kurzen Scheinschlaf. Am Spieltisch im Klub, wo er die Sätze unsinnig steigerte, in der Gesellschaft von Kunstreiterinnen und Gesangskünstlerinnen untersten Grades, deren Champagnerrausch die wildesten Orgien zu entfesseln pflegte, konnte er jetzt nicht Vergessenheit finden. Alles Vergnügen war schal geworden, reizlos, ekelerregend. Seine Gedanken schweiften wie hungrige Wölfe immer um die Stelle, an der er unter dem trügerischen Aufwurf von Erde und Zweigen den Stank eines Pestkörpers witterte. Er wußte, daß ihn und die wenigen Menschen, die er liebte, das Verderben erfassen mußte, wenn er ihn aufdeckte, aber er konnte doch nicht los von dem krankhaft lüsternen Herumlungern.

Es konnte ja sein, daß er sich täuschte, daß es nichts war, was ihn anging. Dann hätte er wonnig aufatmen können, wie befreit von dem Griff und Druck zweier gespenstischer Hände, die ihn zu erwürgen drohten. Ja — wenn es nichts war!

Aber wenn ... Es stimmte so vieles zusammen — und dieses rätselhafte Etwas in Paulas Erscheinung und ganzem Wesen, das ihn sofort an sie herangerissen hatte. Wenn doch gewiß würde ... Ihn ergriff ein Schwindel selbst im Lehnstuhl, wenn er sich mit beiden Händen festhielt und den Kopf in die Kissen drückte. An welchen entsetzlichen Abgrund wurde er gewirbelt? Dann war's aus — nicht für ihn, aber für Wilfried — ganz aus: ihn, den geliebten Sohn, stürzte er hinab.

Seine Phantasie mühte sich, einen Ausweg aus diesen Schrecknissen zu finden. Wenn er nicht mehr lebte —! Wie leicht hätte das sein können —? und es wäre geschehen oder geschähe, was kein Bedenken hinderte, und nie erführe irgend ein Mensch auf der Welt, daß ein Bedenken hätte sein können ... Dann waren sie glücklich vereint und ahnten nicht, was sie hätte trennen müssen. Und wenn er sich nun still beseitigte —? Eine verstärkte Dosis Morphium konnte ihn ins Jenseits hinüberbefördern und seinen Mund auf ewig schließen. Es wäre nicht einmal zu besorgen, daß man diese Nachhilfe merkte — Wilfried brauchte sich nicht mit dem Vorwurf zu quälen, daß etwa der Kummer über seinen Starrsinn ein solches Ende herbeigeführt hätte. Pah! bei seinem Alter, bei seiner Schwäche! Und dann war's, als ob er nie erlebte, was ihm jetzt so schreckhaft vor Gedanken stand. Mit ihm war ausgelöscht, was Gewißheit geben konnte. Und er selbst ging hinüber, ohne Gewißheit zu haben!

Es war Sünde, sich das Leben zu nehmen. Seine religiösen Vorstellungen ließen ihm darüber keinen Zweifel. Auch darüber nicht, daß er diese Sünde schwer werde im Jenseits zu büßen haben, schwerer als jede andere, die er in seinem schuldhaften Dasein aufgeladen. Wenn es aber zweier unschuldiger Menschen Glück galt, die er liebte, wenn nur die Frage war, ob er sie oder

sich verderben wolle — keine Strafe dürfte ihn zu schwer dünken.

Wär's nur so gewiß gewesen, daß mit ihm alle Schuld begraben werden könnte, daß sie nicht unwissentlich in denen nachwirkte, die sein Tod über jede Pflicht der Nachforschung hinwegheben sollte! Was bedeutete hier Wissen oder Nichtwissen? Wenn wirklich ein Verbot der Natur ... Wenn auch nur eine Wahrscheinlichkeit, nur eine Möglichkeit ... Ihn schauerte im Gefühl der Verantwortlichkeit für Generationen. Und wer sicherte es ihm denn, daß nicht doch das Geheimnis ans Licht kommen würde —? Wenn es zu spät wäre. Was stand in den Akten des Notars? Waren Namen genannt? Wie konnte bewirkt werden, daß die Papiere vernichtet würden, bevor ein menschliches Auge ihren Inhalt durchspähte? Dieser Tischler Bilsfeld würde doch nicht ruhen. Und ihn gar zum Mitwisser machen ... Unmöglich, ganz unmöglich!

Es blieb doch kein anderer Weg als der eine, sich Gewißheit zu schaffen und danach zu handeln. Graf Wedigo kannte persönlich den Präsidenten des Gerichts, bei welchem die Notariatsakten aufbewahrt wurden. Er suchte ihn auf und wußte ihn zu überzeugen, daß er bei der Einsicht gewisser Akten interessiert sei, ohne von Paula und seinem Sohn sprechen zu brauchen. So freilich, daß er mit Humor den alten Sünder herauskehrte, der einmal genötigt gewesen sei, eine nicht unbeträchtliche Summe in die Hände jenes Notars zu legen, über deren zweckmäßigen Gebrauch er nun doch Gewißheit haben möchte. Da sich im Register Akten über das Kind einer Antonie Girod wirklich vorfanden, beauftragte der Präsident gefällig einen seiner Assessoren, sie ihm vorzulegen und ein Protokoll darüber beizufügen.

Es fand sich, daß ein Teil des Fascikels eingesiegelt war. Gerade diese sekretierten Papiere wünschte der Graf zu sehen; sie könnten sogleich wieder versiegelt werden, er bitte sogar selbst darum. Es erfolgte die Öffnung.

Den alten Herrn schien ein Schwindel zu erfassen, als er den Inhalt der Blätter überflog. Der Notar hatte — zu seiner eigenen Sicherung, wie er sagte — ein Promemoria aufgesetzt und darin den ganzen Sachverhalt, so weit er ihm selbst bekannt gegeben, mitgeteilt, auch den Namen der Dame genannt, mit der er des Kindes wegen verhandelte. Von der Fälschung des Taufscheines wußte er nichts; es war ihm nur gesagt worden, daß die Mutter die Tochter eines hohen Offiziers sei, der durch ihren Fehltritt nicht kompromittiert werden dürfe. Die Vermittlerin war — die Gräfin Valerie Pahlen. Sie hatte auch ein miteingesiegeltes Papier unterschrieben, inhalts dessen von ihr eine Geldsumme deponiert wurde, über deren Verwendung sie keine Rechenschaft verlangte. Der Graf mußte die Unterschrift seiner Frau unbedenklich finden.

Er dankte dem Assessor, der die Papiere wieder einsiegelte, ohne von der Aufschrift Kenntnis zu nehmen; es sei alles in bester Ordnung. Die Worte kamen doch nur lallend von seinen weißen Lippen, und seine Schwäche war so groß, daß er sich erst nach wiederholten vergeblichen Versuchen vom Stuhl erheben und, von seinem Diener mehr getragen als geführt, das Zimmer und das Gerichtshaus verlassen konnte. Von dem Präsidenten nahm er durch eine Karte Abschied.

Nun hatte er die Gewißheit, die positive Gewißheit, vor der er so lange zitterte, und alle Schrecken seiner unseligen Lage verdoppelten und verzehnfachten sich. Den Tischler freilich brauchte er nicht zu fürchten: auch die Akten des Notars ergaben die Fälschung und den Namen der wahren Mutter nicht. Aber ihm selbst fehlte kein Glied der Kette mehr: er hatte Gewißheit, und diese Gewißheit drohte ihn um den Verstand zu bringen, wenn er die Folgen überdachte. „Mein armer Junge — mein armer Junge —“ stöhnte und winselte er fortwährend.

Er konnte das Bett nicht mehr verlassen, ohne ohnmächtig zusammenzubrechen. Bruno mit seiner strotzenden Gesundheit und dem gleichgültigen Gesicht erregte ihm ein Unbehagen; er mochte ihn nicht um sich sehen. Und doch wünschte er wieder, er möchte sich nicht für längere Zeit vom Hause entfernen. Es befiel ihn eine fürchterliche Angst, er könne sterben, bevor er sein Gewissen erleichtert hätte. Er schwankte schon nicht mehr; er glaubte sich an seinem ganzen Geschlecht unheilbar zu versündigen, wenn er

schweigend das Verderbliche geschehen ließ. Wilfried mußte alles erfahren, und wenn der Sohn ihm fluchte. Das war ja der schwerste Fluch der That, die er so lange nur zu leicht genommen, daß er jetzt dem Sohne beichten mußte und — keine Vergebung zu hoffen hatte.

Er ließ durch Bruno an Wilfried schreiben. Es stehe schlecht mit ihm und er wünsche ihn zu sehen.

Wilfried eilte an das Krankenbett des Vaters. Auch jetzt konnte sich der alte Lebemann nicht entschließen, sich ihm in seiner traurigen Verfallenheit zu zeigen. Noch einmal wurden alle Toilettenkünste aufgewendet, seinem Gesicht das gewohnte Aussehen zu geben. Die Vorhänge an den Fenstern mußten von den Haltern abgehoben werden, damit das Licht nur gedämpft einfiele.

So vorbereitet empfing er seinen Erstgeborenen, der sich bekümmert über ihn beugte und seine erschreckend hagere Hand sanft drückte und streichelte, ohne ein Wort sprechen zu können. Wilfried glaubte ja zu wissen, was diesen bedenklichen Zustand herbeigeführt hatte, und fühlte sich doch außer stande, den Kranken mit einer ihm frohen Zusage aufzurichten.

„Setze dich zu mir," bat Graf Wedigo kaum verständlich. „Ich habe dir — vor meinem Ende — etwas mitzuteilen — etwas sehr Schmerzliches, Wilfried — etwas ..." Die Rührung überwältigte ihn, seine blaugrauen Augen standen plötzlich in Wasser, die Lippen gaben keinen Laut weiter.

Wilfried sprach ihm, innerlich recht beklommen, liebevoll Trost zu. Bis zum Ende sei hoffentlich noch ein weiter Weg; seine zähe Natur habe schon manchem Anprall widerstanden und werde sich auch diesmal bald wieder aufrichten. Was in seiner Macht stehe, ihm Gemütsaufregungen zu sparen, solle gewißlich nicht versäumt werden.

Der Kranke schüttelte matt den Kopf. „Du weißt nicht ... Ich hätte ja in alles eingewilligt, glaube mir. Ich hätte Paula ..." Er schluckte krampfhaft und würgte die Worte vor. „Ich hätte Paula — trotz allem — nicht für zu gering erachtet, unseren Namen zu führen. Aber ... O, mein Gott, daß ich der Henker deines Glückes sein muß — ich, ich! Wilfried — Paula kann dein Weib nicht werden — — sie ist deine — Schwester."

Das Schreckenswort war ausgesprochen. Das Kinn sank ihm auf die Brust, die Hände falteten sich zitternd.

Wilfried fuhr mit einem Ruck zurück, der den Sessel erschütterte, und starrte ihn entsetzt an. „Meine — Schwester?"

„Deine Schwester. Ich habe die Akten des Notars eingesehen — in der Hoffnung, daß meine Furcht sich täusche. Aber das Geschick ist unbarmherzig. Nicht der leiseste Zweifel besteht weiter: Paula ist mein Kind — deine Schwester."

Wilfried schien sich vergeblich zu bemühen, in diese Rede Sinn zu bringen. Paula seine Schwester? Das war etwas so Ungeheuerliches, daß seine Bedeutung im Augenblick gar nicht erfaßt werden konnte. Er lächelte blöde aus der Erstarrung heraus, ganz unfähig, irgend etwas zu entgegnen.

„Ich sage dir leider die Wahrheit," fuhr der alte Graf fort. „Daß ich sie sagen muß — es ist eine so entsetzliche Strafe für eine Sünde, die . . Nein, ich will sie nicht zu verkleinern, zu beschönigen suchen — nein, nein! Aber grausam, furchtbar grausam rächt sich die schwerste Schuld meines Lebens doch. Ich bin deiner engelguten Mutter oft untreu gewesen — sie wußte es, und sie litt es schweigend, nachdem ihre liebevollen Bemühungen, den Wankelmütigen an sich zu fesseln, vergeblich gewesen waren. Aber sie trennte sich — wennschon nicht vor der Welt — von mir, als ich ..." Er ächzte schwer und rang nach Atem. „Ja, das Geständnis muß heraus. Sie hatte eine Freundin — Lena — die Tochter eines Generals, meines Regimentschefs, als ich noch diente, eines Mannes von altem Adel und großer Ehrenhaftigkeit. Du sollst den Namen erfahren, wenn du es verlangst — unter dem Siegel der Verschwiegenheit, denn Söhne von ihm leben noch in hohen Stellungen. Lena war in ihrem Alter, sehr schön, von lebhaftem Temperament, freigeistig, unverheiratet geblieben, weil ihr Vater kein Vermögen besaß und man ihre Ansprüche ans Leben fürchtete. Ich sah sie oft bei meiner Frau, in Gesellschaften, bei Jagden, bei Pferderennen — sie war eine vorzügliche Reiterin. Ich sehe sie noch ... Ah!

ich will nur die nackten Thatsachen geben. Bei aller Freiheit der Umgangsformen galt sie im Punkte der weiblichen Ehre für unantastbar, und sie war es auch, bis … Welcher Wahnsinn faßte mich, diese stolze Tugend zu Fall zu bringen! Ich war leidenschaftlich in sie verliebt, aber wir lebten längere Zeit nebeneinander her, ohne daß mir ein solcher Gedanke kam. Erst als ich zu bemerken glaubte, daß meine Frau sie vor mir zu behüten bemüht war, wandelte mich die teuflische Lust an, ihr zu beweisen … Ja, die teuflische Lust. Das Vertrauen, das Lena mir glaubte vor anderen schenken zu dürfen, machte sie unvorsichtig. Ich mißbrauchte es. Lange widerstand sie, meine Leidenschaft wuchs, brachte den Rest von Gewissen zum Schweigen. Endlich . Ja, ja, ja! ich brachte es dahin, daß sie in einer schwachen Stunde die Freundin verriet. Und dann — dann war ihr Stolz völlig gebrochen, ihr Wille dem meinen unterthan. Es gab kein Zurück mehr für sie. Als aber die Folgen sich zeigten " Seine Stimme wurde heiser und krächzend; er griff nach der Kehle, um sich Luft zu schaffen. Dabei warf er wie erstickend einen verzweifelten Blick auf Wilfried seitwärts, der aber regungslos über ihn hinwegstarrte. Zuletzt zwang er sich gewaltsam zum Weitersprechen. „Sie litt furchtbar — und ich mit ihr; nie in meinem Leben — außer in der jetzigen Stunde — habe ich so furchtbar gelitten. Sie wollte sich durch Gift töten, und sie versuchte es auch. Ich zitterte jede Minute vor der Nachricht von etwas Entsetzlichem. Und es konnte noch gefragt werden, was das Entsetzlichere war: der Tod oder die Entdeckung. Endlich — ganz von Sinnen vor unaufhörlichen Beängstigungen — warf sie sich der Freundin zu Füßen und gestand ihr den unverzeihlichen Fehl. Und deine Mutter — verzieh ihn doch. Mehr noch —: sie rettete, was zu retten war, den guten Namen der Familie. Sie ging mit Lena auf Reisen, richtete es ins Werk, daß Briefe in Florenz und Rom zur Post gegeben wurden, während sie bereits mit der Unglücklichen verborgen in einer kleinen Stadt die Geburt des Kindes erwartete. Als sie mit Lena zurückkehrte, war es gelungen, das Geschehene mit einem undurchdringlichen Schleier zu umhüllen. Durch welches Mittel — du weißt es jetzt."

Wilfried stieß einen Ächzlaut aus, der dem Alten durch Mark und Bein ging. Nach einer Weile, da der erwartete Ausbruch des Schmerzes unterblieb, begann dieser wieder: „Es muß alles gesagt sein — alles. Das Geheimnis blieb gewahrt. Aber Lena wurde bald nach der Rückkehr tief schwermütig. Ihr Zustand flößte bald ernste Besorgnisse ein — keiner ärztlichen Kunst gelang es, sie vor unheilbarem Wahnsinn zu bewahren. Sie ist im Irrenhause gestorben. Deine Mutter — siechte vor ihr hin."

Wilfried stand hastig auf und legte schwer die Hand auf die Stirn. Er atmete keuchend. Sein Vater lauschte auf eine Äußerung, welcher Art immer. Aber sie erfolgte auch jetzt nicht. Plötzlich kehrte er sich ab und schritt der Thür zu.

Der Kranke fuhr von den Kissen in die Höhe und beugte sich über den Bettstollen vor. „Wilfried — Wilfried!" schrie er ihm mit fast erstickender Stimme nach. „Hast du kein Wort des Mitleids — der Vergebung für mich? Willst du so deinen Vater —"

Wilfried schlug die Thür hinter sich zu.

Graf Wedigo sank in die Kissen zurück. „Ach — ach — ach! Mein Sohn — verdammt mich."

* *
*

Wilfried reiste ab, ohne seinen Vater nochmals gesehen zu haben. Zu Hause fand er den erbetenen Abschied vor. Er meldete sich bei seinem Vorgesetzten in der Uniform ab, um sie nicht wieder anzulegen.

Dem Oberst fiel sein nervöses Wesen auf. „Es wird Ihnen nun doch wohl schwer, den Dienst aufzugeben," meinte er forschend. Er wußte, daß die beabsichtigte Heirat mit dem Pflegekinde der Frau Konsul, einem Mädchen von ungewisser Herkunft, der Grund war, und sprach sein Bedauern aus, dem jungen Kameraden darin recht geben zu müssen, daß er bei den bekannten Anschauungen des Offiziercorps auf diese Weise Unannehmlichkeiten aus dem Wege zu gehen entschlossen sei.

„Ich bin gern Soldat gewesen," antwor-

tete Graf Wilfried, „und empfinde es im Augenblick natürlich als einen Verlust, scheiden zu müssen. Ich bitte Sie aber, überzeugt zu sein, daß ich weiß, was ich dafür eintausche, und nie den Schritt bereuen werde, der allein mich ungestörtem Glück entgegenführen konnte. Um es so zu erringen, habe ich, wie Sie wissen, mehr aufgegeben."

„Darf ich Ihnen einen freundschaftlichen Rat erteilen?" fragte der Oberst teilnehmend. „Übereilen Sie die Hochzeit nicht. Es wird für alle Teile das Ersprießlichste sein, wenn eine nicht allzu kurz bemessene Zeit sich zwischen den Wechsel der Dinge einschiebt. Es ist das nicht nur eine billige Rücksicht auf Ihre nächsten Angehörigen und auf die Gesellschaft, sondern Sie müssen es für sich selbst wünschenswert finden, sich erst aus Ihren jetzigen Verhältnissen heraus- und in die gewählte Lage hineinzugewöhnen. Ihre künftige Frau wird den Vorteil davon haben."

„Das ist auch meine Empfindung, Herr Oberst," erwiderte Wilfried. „Ich habe beschlossen, mich ein paar Monate auf Reisen zu begeben, um mir meine gewöhnliche Umgebung fremd werden zu lassen. Dabei schaue ich mich zugleich nach einem Fleckchen Erde um, auf dem sich's in der Zurückgezogenheit am behaglichsten wird leben lassen."

Wirklich rüstete er, obgleich der Herbst schon nahe war, zur Reise. In der Villa vor dem Thor sprach er von dem, was er durch seinen Vater erfahren hatte, gar nicht. Er sagte nur, es sei ihm nun gewiß, daß Paula in der That nicht das Kind der Tischlerfrau Bilsfeld, ihre Mutter lange nicht mehr am Leben sei, und bestimmte sie leicht, eine Urkunde mit diesem Anerkenntnis zu unterzeichnen, die er dann dem Manne übersandte. Sein Benehmen gegen die beiden Damen änderte sich in keiner Weise. Er verabredete mit der Frau Konsul die Vorbereitungen der Hochzeit und blieb der zärtlichste Bräutigam. Sein Wunsch, jetzt nach seiner Verabschiedung nicht in der Garnisonstadt zu bleiben, wo der Verkehr mit den früheren Kameraden ihm unbequem werden müßte, und auch nicht in Berlin den Hochzeitstag in der Nähe seines Vaters und Bruders abzuwarten, fand volles Verständnis. Als er Paula Lebewohl sagte, waren beide nicht bewegter, als Brautleute auch bei kurzer Trennung zu sein pflegen. „Vergiß mich nicht," sagte sie scherzend beim letzten Kuß. — „Wenn ich's nur könnte!" antwortete er ebenso.

Dann stand sie am Erkerfenster und blickte ihm nach, bis er über die Brücke gegangen und hinter dem Eckhause drüben verschwunden war. Zehnmal wandte er sich zurück und schwenkte den Hut. Zuletzt etwas länger, aber doch auch nur ein paar Sekunden lang.

Sie blieb am offenen Fenster stehen, bis sie nach kurzer Zeit das Pfeifen der Lokomotive vom Bahnhof her vernahm. „Nun fährt er ab. Glückliche Reise und frohe Wiederkehr zur Vereinigung fürs Leben!"

Er schrieb täglich. Mindestens Karten. Und sie antwortete gleich fleißig; meist erwartete ihn schon ihr Gruß an dem neuen Aufenthaltsort. Er hielt sich einige Tage in München auf, die dortigen ihm längst bekannten Kunstschätze nochmals durchmusternd. Dann fuhr er langsam über den Brenner und bog links ins Pusterthal ab. Er blieb in Bruneck und Toblach. Für Italien sei das Wetter noch zu warm, schrieb er; er gedenke, das schöne Ampezzothal zu Fuß zu durchwandern und in Cortina abzuwarten, bis sich die Sonnenglut über der lombardischen Ebene gemildert habe. Von Schluderbach aus bestieg er die Dolomiten. „Ich werde schwerlich je das Vergnügen der richtigen Bergkletterer begreifen lernen," äußerte er sich in einem Brief, der den umständlichen Bericht über eine solche Partie enthielt, „denen Hauptzweck ist, Schwierigkeiten zu überwinden und mit Lebensgefahr neue Wege aufzusuchen. Aber eine Lust ist es doch, sich selbst sein Können zu beweisen, mit aller Anstrengung eine Höhe zu erklimmen, die weit über andere Höhen ragt, und von da hinab in die Thäler zu blicken, durch die sich in schnellem Lauf silberne Flüßchen schlängeln, denen man meint Grüße an die fernen Lieben mitgeben zu können. Ach, die schöne Welt!"

Paula warnte, er möchte nicht waghalsig sein und immer an sie denken. Er antwortete, er nehme auch dann einen Führer mit, wenn Bädeker ihn für entbehrlich er-

kläre, um sich ganz dem Genuß des Schauens hingeben zu können, und gedenke es auch in Cortina so zu halten. Sie möge unbesorgt um ihn sein. —

An seinen Vater schrieb er nicht. Eines Tages erhielt dieser aber eine Depesche von dort: „Graf Wilfried Pahlen vom Mittagstein abgestürzt. Leider tot aufgefunden. Leiche wird nach Cortina gebracht. Sturz erfolgt, als Führer auf Kuppe Seil schon losgebunden hatte. Bitten um weitere Anweisung telegraphisch."

Graf Wedigo starrte auf das Blatt. „Abgestürzt — tot ... meinetwegen!" lallte er wie gelähmt und verlor dann die Besinnung.

Bruno reiste sofort nach Cortina ab, Tag und Nacht, die Leiche in Empfang zu nehmen und nach der Heimat zu schaffen. Er vernahm den Führer, der Wilfried auf den Mittagstein geleitet hatte. Der Aufstieg sei beendet gewesen, versicherte der durchaus zuverlässige Mann; der Graf habe, auf seinen Bergstock gestützt, nahe dem Rande des kleinen Plateaus gestanden und auf die Dolomiten gegenüber geblickt. Da er ihn bereits als einen guten Bergsteiger gekannt, habe er an Gefahr gar nicht gedacht und sich abgewendet, um sich auf einen Stein zu setzen. In diesem Augenblick habe er hinter sich ein polterndes Geräusch vernommen, als ob der Stock auf den Felsboden falle, sich rasch umgeschaut und den jungen Herrn im halben Kreisel gegen den Abgrund taumeln sehen. Es sei ihm unmöglich gewesen, ihn zu erreichen und aufzuhalten, einen Schrei habe er nicht gehört. Ein Schwindel müsse den Grafen plötzlich erfaßt und bewußtlos in die Tiefe hinabgerissen haben. Ein trauriger Zufall!

Ein trauriger Zufall!

Es fand sich keine Zeile von Wilfrieds Hand, aus der sich auf ein absichtliches Handeln hätte schließen lassen. Bruno kam nicht einmal auf den Gedanken einer solchen Möglichkeit. In der Mappe lag ein angefangener Brief an Paula, ganz heiteren Inhalts. Er hatte sich offenbar mit ihm beschäftigt, bis der Führer sich meldete, und brach mitten in einem Satz ab, der ihr in zärtlichen Worten mitteilte, daß er letzte Nacht sehr lebhaft von ihr geträumt habe. „Auch jetzt wachend, träume ich immer ..." Er hatte auch da hoch oben von ihr geträumt, der Bergstock war auf dem Felsboden ausgeglitten, der Körper, der sich zu vertrausam auf ihn stützte, hatte das Gleichgewicht verloren. So mußte das Unglück geschehen sein.

So erhielt Paula den Bericht. Man sagte ihr anfangs nur, daß er gestürzt sei, aber sie vermutete gleich das Schrecklichste. „Es war zu viel Glück," sagte sie wie mit ersterbender Stimme, „— es konnte nicht dauern."

Das waren die einzigen Worte, die sie sprach, bis die Leiche anlangte. Sie wollte sie sehen, wie auch der alte Graf sie flehentlich bat, sich zu schonen. Erst als sie sich über den toten, furchtbar verstümmelten Leib des geliebten Mannes warf, löste sich der Starrkrampf, die Thränen flossen in Strömen, und lautjammernd beklagte sie sein Schicksal und ihre Verlassenheit. Graf Wedigo stand dabei. Er hätte aufschreien mögen: Ich hab ihn in den Tod getrieben — ich! Meine Sünde hat ihn getötet. Verwirf mich, wie er mich verworfen hat! Aber sein Mund mußte für diese Selbstanklage geschlossen bleiben: es war seines Sohnes Wille, daß Paula nie erfahren sollte, was er ihr gewesen, und daß er freiwillig aus dem Leben geschieden, um ihr bis zum letzten Hauch der Geliebte zu bleiben. Es war sein heiligstes Vermächtnis, daß er schweigen sollte.

Der Greis legte seine bebende Hand tastend auf Paulas Schulter. „Ich kann ihn dir nicht wiedergeben," jammerte er, „kann nicht — kann nicht ... Aber du bleibst — meine Tochter."





Peter Paul Rubens: Doppelbildnis des Grafen Thomas Arundel und seiner Gemahlin. (München, Pinakothek.)
(Nach einer Photographie von Franz Hanfstaengl in München.)

Peter Paul Rubens.

Von

Adolf Rosenberg.

II.

Was Rubens veranlaßt haben mag, in das verschmitzte diplomatische Ränkespiel seiner Zeit einzugreifen und trotz mancher Demütigungen und Kränkungen an diesem Gewerbe, das noch mehr als jedes andere einen ganzen Mann verlangt, fast anderthalb Jahrzehnte lang festzuhalten, wird in seinen innersten Beweggründen schwerlich jemals völlig aufgeklärt werden, obwohl ein großer Teil der Schriftstücke, die Rubens als politischer Agent seiner Landesherren, des Statthalterpaares, verfaßt hat, noch erhalten ist. Persönlicher Ehrgeiz und die Lust, sich auch durch andere als künstlerische Thaten über seine Kunst- oder vielmehr Zunftgenossen in Antwerpen und Brüssel emporzuheben, haben jedenfalls dazu beigetragen. Sonst hätte Rubens nicht manches so ruhig hingenommen, was nach unserem, allerdings sehr empfindlich gewordenen

Ehrgefühl nicht mit dem vereinbar ist, was sich ein Mann von Ehre bieten lassen darf. Damals dachte man freilich anders. Die spanische Etikette hatte die Standesunterschiede so haarscharf markiert, daß der nichtswürdigste Edelmann einen Maler, weil er von seiner Hände Arbeit lebte, wie einen Krämer oder Bauern behandeln konnte, ohne daß ihn der Betroffene strafen durfte. Es ist darum psychologisch wohl begreiflich, daß Rubens in seinem diplomatischen Berufe sich vieles gefallen ließ, weil ihm ein höheres Ziel vor Augen schwebte. Er wollte für sich eine Standeserhöhung, um mit Edelleuten wie mit seinesgleichen zu verkehren, und er erreichte auch dieses Ziel. König Philipp IV. von Spanien, der den von der Erzherzogin Isabella, der Statthalterin der Niederlande, warm empfohlenen Maler anfangs mit Mißtrauen und Abneigung aufgenommen hatte, ernannte ihn, nachdem er ihn im Jahre 1628 persönlich kennen und ihn auch als Künstler schätzen gelernt hatte, zum Sekretär des Geheimen Rates der Niederlande, womit seine guten Dienste in politischen Angelegenheiten hinreichend beglaubigt wurden, und erhob ihn in den Adelstand, und Karl I. von England, zu dem er noch in demselben Jahre von Madrid als diplomatischer Unterhändler gesandt worden war, schlug ihn sogar zum Ritter, so daß Rubens seinen Degen, ein Geschenk des englischen Königs, mit doppelt verbrieftem Rechte tragen durfte.

Es ist übrigens bezeichnend für die damaligen Sitten, daß die Engländer, die in unserer Zeit nicht gerade als Musterbeispiele der Höflichkeit angeführt werden, Rubens mit viel größerer Auszeichnung und Rücksicht behandelten als die spanischen und belgischen Kavaliere. Als Rubens im Jahre 1618 mit dem englischen Gesandten im Haag, Sir Dudley Carleton, unterhandelte, um von diesem in Venedig gesammelte antike Kunstwerke gegen Malereien von seiner Hand einzutauschen, ließ der Künstler einmal in dem Briefwechsel das Wort fallen: „Ich bin kein Prinz, sondern einer, der von der Arbeit seiner Hände lebt“; worauf ihm der englische Diplomat in jener Artigkeit, die man die Höflichkeit des Herzens nennt, erwiderte: „Das Urteil über Euch selbst kann ich nicht unterschreiben. Ihr seid der Prinz unter den Malern und unter den vornehmen Leuten.“

Neben der persönlichen Eitelkeit, die man bei einem Manne, der so Großes, Unvergängliches geschaffen, wohl zu den kleinen Schwächen des menschlichen Herzens zählen darf, ist es aber noch ein edleres Motiv gewesen, das Rubens veranlaßt hat, seine hohe geistige Begabung, seinen Scharfsinn und seine weltmännische Gewandtheit auch auf einem Gebiete zu bewähren, das seinem ursprünglichen Machtbereich fern lag. Als leidenschaftlicher Patriot, dem das Gedeihen seiner Heimat, seines „geliebten Vaterlandes Flandern“, wie er selbst einmal schrieb, am Herzen lag, hatte er gesehen, wie langsam sich das unglückliche Land, nachdem im Jahre 1609 ein zwölfjähriger Waffenstillstand zwischen dem König Philipp III. von Spanien und den holländischen Generalstaaten abgeschlossen worden war, von den ihm durch die Bürgerkriege geschlagenen Wunden erholte. Seinem Vaterlande den Frieden auch noch auf längere Zeit zu sichern, ihn vielleicht gar dauernd zu erhalten, war Rubens' sehnsüchtiger Wunsch; und darum ergriff er mit Freuden eine ihm zufällig gebotene Gelegenheit, um zunächst die holländischen Machthaber für eine Verlängerung des Waffenstillstandes zu gewinnen. Er handelte dabei im Einverständnis und im Auftrage seiner Landesherrin, der Erzherzogin Isabella, die freilich dabei eigenmächtig verfuhr, da der König von Spanien, jetzt Philipp IV., den Wiederbeginn der Feindseligkeiten dringend wünschte. Die Verhandlungen, die mit guten Aussichten begonnen hatten, zerschlugen sich denn auch bald, und als im Jahre 1624, nach zwei Jahrzehnten des Friedens, die alte Feindschaft zwischen England und Spanien wieder dadurch zu neuem Ausbruch kam, daß die Engländer den holländischen Generalstaaten zu ihrem Kampfe gegen die Spanier Hilfstruppen schickten, schien die Hoffnung auf eine friedliche Lösung der zwischen den feindlichen Parteien herrschenden Spannung in weite Ferne gerückt zu sein. Trotzdem verzweifelte Rubens nicht an der Erreichung des hohen Zieles, das er sich einmal gesteckt hatte. Je mehr sich die Schwierigkeiten häuften, desto mehr wuchsen



Peter Paul Rubens: Die Erziehung der heiligen Jungfrau.
(Nach einer Photographie von Braun, Clément u. Cie. in Dornach i. E., Paris und New-York.)

sein Eifer und seine Zähigkeit, und gerade sein Aufenthalt in Paris, wohin ihn sein künstlerischer Beruf im Februar 1625 geführt hatte, brachte ihn einen starken Schritt vorwärts. In Paris lernte er den Maler Balthasar Gerbier, den diplomatischen Agenten und Vertrauten des Herzogs von Buckingham, des allmächtigen Ministers Jakobs I. und Karls I., kennen, und dadurch auch den Herzog selbst, der sich damals in Paris auf-

hielt. Der Herzog ließ sich nicht nur von Rubens malen, sondern knüpfte auch noch andere Beziehungen zu ihm an, die sich schließlich so befestigten, daß der englische Minister zu den Diensten des Maler-Diplomaten volles Vertrauen faßte. Als dann beide Teile der Kriegsführung, die keinem entscheidende Vorteile brachte, müde geworden waren, wurde Rubens zunächst von englischer Seite im Frühjahr 1627 beauftragt, die Verhandlungen über einen Waffenstillstand einzuleiten. Obwohl Philipp IV., wie schon bemerkt, an der diplomatischen Vermittelung durch einen Maler Anstoß nahm, wußte die Erzherzogin Isabella seine Bedenken zu beschwichtigen, und als Rubens im Juli 1628 nach Madrid berufen wurde, um dem Könige alle auf die bisherigen Verhandlungen bezüglichen Aktenstücke vorzulegen und persönlich zu erläutern, gelang es ihm, die ursprüngliche Abneigung des Königs in Wohlwollen und Achtung umzuwandeln. Wir glauben freilich, daß Rubens' Kunst der mächtigste Faktor dieser Umwandlung gewesen ist. Obwohl König Philipp in Velazquez einen Hofmaler besaß, der damals schon die Höhe seiner Meisterschaft erreicht hatte, fand er auch an Rubens' Darstellungsart, die zu dem schlichten Realismus des großen Spaniers in vollem Gegensatze stand, so lebhaftes Gefallen, daß er sich fünfmal von ihm porträtieren und auch die königliche Familie für die Erzherzogin Isabella malen ließ.

Die weiteren Verhandlungen mit England zogen sich so in die Länge, daß Rubens fast acht Monate in Madrid verweilen mußte. Dann wurden sie aber plötzlich so beschleunigt, daß er Ende April 1629 den Auftrag erhielt, unverzüglich nach London abzureisen, um dort die Verhandlungen fortzusetzen und zu einem möglichst raschen Ende zu führen. Auch hier übte die Macht seiner gewinnenden Persönlichkeit wieder ihren Zauber aus. Er hatte freilich am englischen Hofe ein viel leichteres Spiel, weil der ritterliche König Karl I. zugleich ein begeisterter Kunstfreund war, der Rubens mit allen dem Künstler gebührenden Ehren empfing. Dadurch wurde auch der Diplomat so gefördert, daß schon nach einem Monat der Beschluß gefaßt wurde, nunmehr offizielle Gesandte für die Beratungen über den definitiven Frieden zu ernennen. Da der spanische Gesandte erst im Januar 1630 in London eintraf, mußte Rubens dort noch bis Anfang März verweilen, um dem Gesandten mit seiner Kenntnis der ganzen verwickelten Angelegenheit zur Seite zu stehen. Wie groß seine eigenen Verdienste um die endliche Wiederherstellung des Friedens, der am 15. November 1630 unterzeichnet wurde, gewesen waren, beweisen am deutlichsten die Auszeichnungen, die ihm durch König Karl I. zu teil wurden. Nicht genug damit, daß der König ihn zum Ritter schlug — er schenkte ihm auch den Degen, den er bei der Feierlichkeit gebraucht hatte, einen Diamantring, den er selbst getragen, eine goldene Gnadenkette und eine diamantene Hutagraffe. Mit berechtigtem Stolze auf eine solche in jener Zeit bei einem Künstler ganz ungewöhnliche Ehrung hat sich Rubens einmal selbst in diesem Schmuck porträtiert. Ein glücklicher Zufall hat uns auch eines der Geschenke des Königs Karl, den Degen, erhalten, der sich im Besitze des Museums in Antwerpen befindet.

Beredter noch als diese Auszeichnungen sprechen für die Ersprießlichkeit seines diplomatischen Wirkens die in den Archiven zu Brüssel, London und Simancas in Spanien in Originalen und Kopien aufbewahrten, zum Teil sehr umfangreichen Schriftstücke, die Rubens während seiner Thätigkeit als politischer Unterhändler verfaßt hat. Obwohl sie nur einen Bruchteil von Rubens' gesamtem politischem Briefwechsel ausmachen, lassen sie uns doch hinreichend erkennen, wie schnell sich der Künstler in die diplomatischen Gebräuche einlebte, wie schnell seine Fähigkeit in der richtigen Beurteilung von Personen und Dingen wuchs. Wenn man freilich die Größe eines Diplomaten nach dem bekannten Satze mißt, daß die Sprache nur dazu da sei, die Gedanken zu verhüllen, oder gar den Gipfel der Diplomatie in dem damals noch fast allein herrschenden Macchiavellismus sieht, so wird man Rubens nicht zu den großen Diplomaten zählen dürfen. Er war eher redselig als verschwiegen, er war offenherzig und ohne Falsch, und wenn er einmal zwischen den Parteien hin- und herlaviert und den einen oder den



Peter Paul Rubens: Die Kreuztragung Christi. (Brüssel, Museum.)

anderen durch allerlei Vorwände hinzuhalten scheint, so entsprang dieses Spiel immer den lautersten Absichten. Durch alle seine diplomatischen Aktenstücke, die noch durch zahlreiche Privatbriefe politischen Inhaltes erläutert und näher beleuchtet werden, zieht sich wie ein goldener Faden der heißeste Wunsch nach dem Frieden, den er einmal in einem französisch geschriebenen Briefe an den Herzog von Buckingham ein „beau chef d'œuvre", ein schönes Meisterwerk, nannte. Und in einem Briefe an einen gelehrten Freund, mit dem er sich gern über politische Angelegenheiten unterhielt, gab er der innersten Meinung seines Herzens Ausdruck, indem er die schönen Worte niederschrieb, die erst wieder in unseren Tagen einen Wiederhall an hoher Stelle gefunden haben: „Ich für meinen Teil wünschte, daß die ganze Welt in Frieden bliebe, und daß wir statt eines eisernen ein goldenes Zeitalter durchleben könnten."

Rubens, der mit tiefem Schmerze zusehen mußte, wie die blühende Handelsstadt an der Schelde von Tage zu Tage mehr verfiel, wie ihre Einwohnerzahl stetig sank, wie Handel und Gewerbefleiß mehr und mehr stockten, wird sicherlich eine der reinsten Freuden seines Lebens empfunden haben, als das durch seine Hilfe wesentlich geförderte „schöne Meisterwerk" des Friedens endlich vollendet war.

Einige neuere Biographen des Meisters haben es bedauert, daß Rubens die kostbare Zeit, welche er zur Erledigung diplomatischer Geschäfte verschwendete, die jeder andere ebensogut hätte betreiben können, seiner Kunst entzogen hat. Wir können dieses Bedauern nicht teilen, glauben vielmehr im Gegenteil, daß Rubens dadurch, daß er in das Weltgetriebe hineinkam, als Künstler und Mensch gewachsen ist. Sein Gesichtskreis wurde so stark erweitert, wie es keinem Maler seiner Zeit beschieden war. Er lernte alle Großen kennen, die damals etwas vor den Menschen galten, und er schilderte sie nach dem Eindruck, den er empfing. Daß sie allesamt Schauspieler waren, die ihr wirkliches Wesen unter einer höfischen Maske verbargen, hat Rubens sicherlich durchschaut. Aber er hatte sich daran gewöhnt, auf Bestellung nur Repräsentationsbildnisse zu malen, und wir wissen, daß er bisweilen auch noch seine besonderen Gründe hatte, wenn er großen Herren und Damen als Maler schmeichelte, um sie dann für seine diplomatischen Werbungen gefügiger zu machen. Bei vielen verlohnte es sich auch nicht einmal der Mühe, tiefer in Geheimnisse von Seelen einzudringen, die vielleicht gar keine besaßen, und selbst da, wo Rubens Zeit hatte, einen Charakter genauer studieren zu können, hat er sich oft mit einer Abschrift der Natur begnügen müssen, weil alles, was im Inneren steckte, schon im Gesicht offen zur Schau lag. Ein bezeichnendes Beispiel dafür ist das Bildnis des Marquis Spinola (im Museum zu Braunschweig), eines tapferen, ehrlichen, aber auch schwerfälligen Generals, der im Dienste des spanischen Königs seine Pflicht that, ohne sich den Kopf darüber zu zerbrechen. Er war ein korrektes Erzeugnis spanischer Erziehung, ein Typus, wenn auch kein hervorragender, aber kein Charakter und keine Individualität.

Wertvoller als die Sammlung von Bildnissen berühmter und bekannter Schauspieler auf dem Welttheater, die Rubens während der Zeit seines diplomatischen Wirkens gemalt hat, sind uns die Zeugnisse für die Beurteilung seines Charakters, die wir gerade aus seinen politischen Schriften schöpfen können. In seinen Privatbriefen zurückhaltend bis zu einer erkünstelten Kälte, die der Zögling der griechischen und römischen Schriftsteller niemals abstreifte, ist er als Diplomat warmherzig, ja sogar beredt bis zu starken Gefühlsergüssen. Wir lernen einen Mann kennen, den Uneigennützigkeit und reinster Patriotismus zu beschwerlichen Unternehmungen treiben. Ohne die politische Episode in Rubens' Leben würden wir diesen Einblick in seinen Charakter, der uns sonst nicht so hell erscheint, weil der Maler Rubens immer ein gewiegter, kühler Geschäftsmann war, nicht gewonnen haben.

Aber auch seine Kunst ist durch seine Reisen in diplomatischen Diensten in ihrer Entwickelung viel mehr gefördert als gehemmt worden. Sein Aufenthalt in Madrid hat sogar einen Umschwung in seinem koloristischen Stil beschleunigt, der sich schon bald nach 1620 langsam angekündigt hatte. Nachdem er die Lust zu kühnen, gewaltigen Er-



Ill. D. Monatshefte. November 1898.

Peter Paul Rubens: Lot und die Seit
(Nach einer Photographie von Braun, Clément



Zu Rosenberg: Peter Paul Rubens.

...n verlassen Sodom. (Paris, Louvre.)

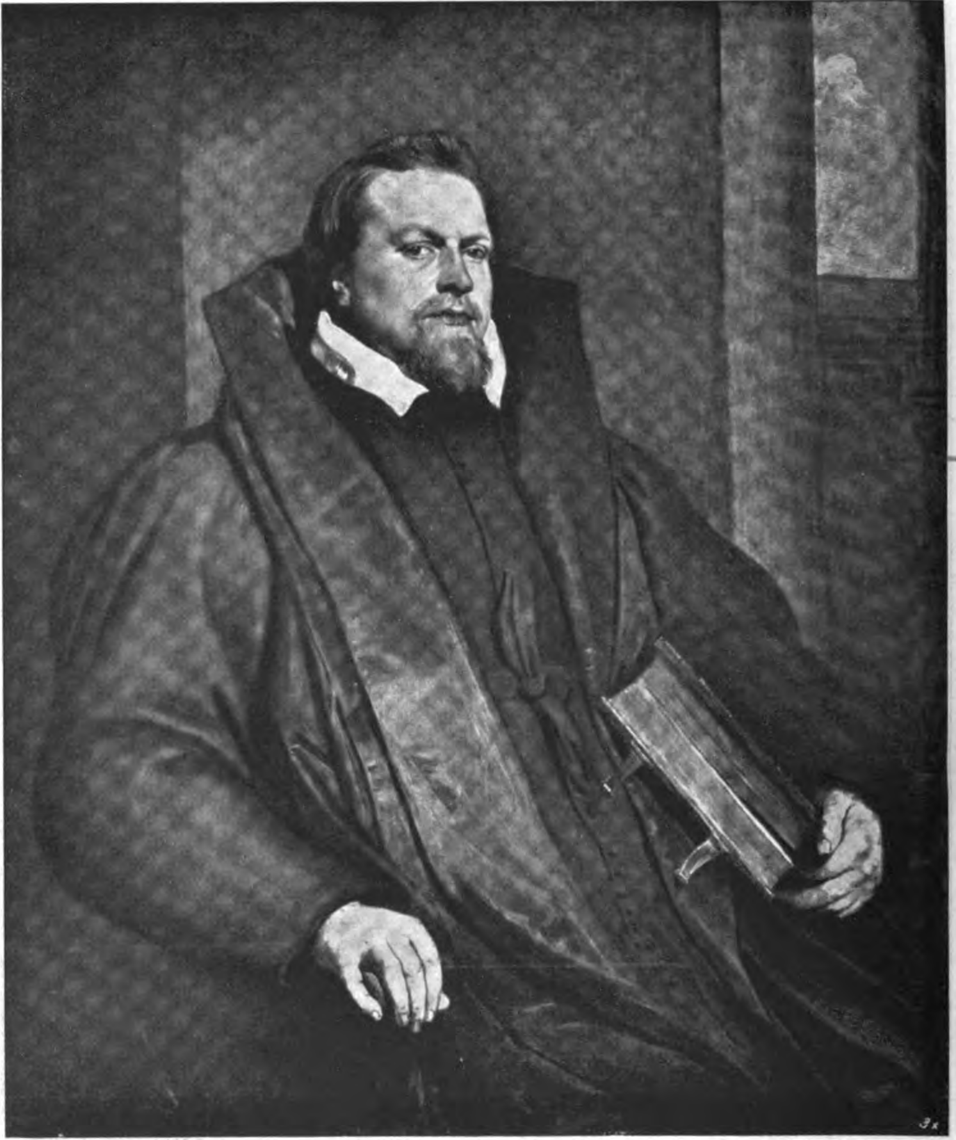
...Cie. in Dornach i. E., Paris und New-York.)



Peter Paul Rubens: Bildnis eines unbekannten Gelehrten, von 1635. (München, Pinakothek.)
(Nach einer Photographie von Franz Hanfstaengl in München.)

findungen in einer Reihe von großen Kompositionen befriedigt, erwachte wieder der Kolorist in ihm, der eigentlich niemals ganz geschlummert hatte. Über den großen Arbeiten hatte er nur versäumt, seinen Pinsel in den Feinheiten zu üben, die er zuerst bei Tizian kennen und bewundern gelernt hatte. Den jugendkräftigen Mann hatten die robusten Wirkungen des Dramatischen mehr gereizt als die stillen Schönheiten des Kolorits. Er lernte sie erst wieder würdigen, als er die Mitte der vierziger Jahre seines Lebens überschritten hatte.

Die ersten Regungen dazu haben wir schon auf dem Bilde der „Auferweckung des Lazarus" (Abbild. S. 59) bemerkt, das etwa 1624 gemalt worden ist. Noch deutlicher treten sie dann auf der 1625 entstandenen, ebenfalls ganz eigenhändig und mit besonderer Liebe ausgeführten Darstellung der „Flucht Lots mit den Seinigen aus dem brennenden Sodom" (jetzt im Louvre zu Paris) hervor



Peter Paul Rubens: Bildnis des Dr. van Thulden. (München, Pinakothek.)
(Nach einer Photographie von Franz Hanfstaengl in München.)

(Abbild. zwischen S. 232 u. 233). Sind auch die Lokalfarben in ihrer Wirkung noch voll und kräftig, so daß sie noch nicht das für Rubens' letzte Zeit charakteristische, überaus anziehende Bouquet von gebrochenen, in unendlicher Mannigfaltigkeit schillernden Tönen entfalten, so ist die ganze Fläche bereits von jenem hellgoldigen Licht übergossen, nach dem man Rubens' „dritte Manier" kurzweg die „blonde" genannt hat. Der völlige Übergang zu diesem neuen, blühenden Stil vollzog sich aber erst, nachdem Rubens durch seinen langen Aufenthalt in Madrid von 1628 bis 1629 Gelegenheit gefunden hatte, in aller Muße und mit vollem Behagen die Meisterwerke Tizians studieren und kopieren zu dürfen, die besonders Philipp III. mit großem Glück zusammengebracht hatte. Diese Kopien haben sich noch in dem künstlerischen Nachlaß unseres Meisters, über den ein genaues Verzeichnis zum Zwecke der öffentlichen Versteigerung aufgesetzt wurde,



Peter Paul Rubens: Bildnis des Kaspar Gevaerts. (Antwerpen, Museum.)
(Nach einer Photographie von Braun, Clément u. Cie. in Dornach i. E., Paris und New=York.)

erhalten. Er hat sie also während des ganzen letzten Jahrzehnts seiner künstlerischen Thätigkeit vor Augen gehabt, und ihre Einwirkung ist denn auch in den zahlreichen Werken dieser Zeit unverkennbar.

Es wird immer Kunstfreunde geben, die zu einem großen Meister nur während einer begrenzten Periode seines Schaffens in ein persönliches, intimes Verhältnis zu treten vermögen. So haben auch jene zartbesaiteten Naturen, die sich durch gewisse Kraftausbrüche des Meisters unangenehm berührt oder geradezu abgestoßen fühlten, in Rubens den Bildnismaler, den Maler der mythologischen und landschaftlichen Idylle mehr lieben gelernt als den Schilderer der großen Tragödien aus der ersten Geschichte des Christentums und der Kämpfe zwischen himmlischen und höllischen Mächten. Der, den sie lieben, ist der Rubens der letzten Jahre, ein Mann, der nach den Stürmen des Lebens, die ihn seelisch und körperlich hart

mitgenommen haben, Ruhe verlangt und auch wenigstens ein Jahrzehnt lang findet. Die Ruhe seines Gemütes spiegelt sich auch in seiner Kunst wieder. Wohl malte er, wenn ihm ein künstlerisch dankbarer oder geschäftlich vorteilhafter Auftrag kam, wieder große Altarbilder in großem Stil, mit dem alten Aufwand von äußerlichem Pomp und innerlicher dramatischer Kraft. Eine besonders figurenreiche „Kreuztragung Christi“ im Museum zu Brüssel (um 1635 gemalt, Abbild. S. 237) und die für die Peterskirche in Köln im Auftrage eines dortigen Kaufherrn gemalte „Kreuzigung Petri“ beweisen, daß Rubens auch in dem letzten Jahrzehnt seines Lebens Kraft und Kühnheit genug besaß, um Werke zu vollenden, die sich an äußerer Wirkung mit den beiden Paradestücken in der Kathedrale zu Antwerpen messen können.

Man würde jedoch eine falsche psychologische Diagnose stellen, wenn man aus dieser Wandlung in Rubens' Malerei auch eine Wandlung in seinem Wesen herauslesen wollte. Allerdings war, während er als politischer Sendling mit seinem Malergewerbe einen höheren Ehrgeiz verband, in seinem persönlichen oder doch in seinem häuslichen Leben eine entscheidende Wendung eingetreten. Im Frühsommer des Jahres 1626 wurde ihm seine Gattin Isabella nach neunzehnjähriger Ehe durch einen anscheinend plötzlichen Tod entrissen. Er stand schon damals in so hoher Achtung, daß ihm nicht bloß seine persönlichen Freunde ihre Teilnahme in tröstenden Worten kundgaben, sondern auch der erste Minister des spanischen Königs, der Herzog von Olivarez, es nicht unter seiner Würde hielt, an den Maler-Diplomaten ein Beileidsschreiben zu richten. Rubens hat den Tod der Frau, die ihm, dem Maler, gewesen war, was dem Dichter seine Muse ist, gewiß tief und schmerzlich empfunden. Der Zufall hat uns aber nur einen Ausdruck dieses Schmerzes in einem Briefe an einen Freund erhalten, mit dem ihn mehr geistige als herzlich-persönliche Interessen verbanden. Nichtsdestoweniger klingt jedoch auch aus diesen nach dem Gefühl der Schicklichkeit wohl abgemessenen Worten die Erschütterung hervor, die Rubens durch den Verlust seiner Lebensgefährtin erlitten hatte. Auf den Trostbrief des Freundes antwortet er, daß dieser wohl daran gethan hätte, ihn „auf die Gewalt des Schicksals hinzuweisen, welches sich unseren Leidenschaften nicht fügt und als ein Ausfluß der höchsten Macht nicht verpflichtet ist, uns von seinen Handlungen Rechenschaft abzulegen. Ihm gebührt die unbeschränkte Herrschaft über alle Dinge, und Ergebung und Gehorsam, und es bleibt meiner Ansicht nach nichts anderes übrig, als diesen Gehorsam ehrenvoller und weniger fühlbar durch unsere freiwillige Beistimmung zu machen. Aber dies scheint mir allerdings nicht so leicht, noch sogleich thunlich zu sein … Ich habe in der That ~~eine vor-~~ treffliche Gefährtin verloren, die man mit Recht lieben durfte, ja vielmehr lieben mußte, indem sie frei von den gewöhnlichen Fehlern ihres Geschlechtes war. Ohne Grämlichkeit und weibische Schwäche war sie durchaus gut und tugendhaft und sowohl während ihres Lebens geliebt als auch nach ihrem Tode wegen ihrer Tugenden von allen betrauert. Ein solcher Verlust scheint mir wohl einer lebhaften Empfindung wert zu sein, und da das wahre Heilmittel gegen alle Übel in der Vergessenheit, der Tochter der Zeit, liegt, so darf ich auch wohl ohne Zweifel von dieser Hilfe und Beistand erwarten. Doch finde ich es sehr schwer, bei dem Andenken einer Person, die ich, solange ich lebe, zu achten und zu verehren habe, nicht zugleich auch den Schmerz des Verlustes zu empfinden.“

Einen stärkeren Trost, als ihm die wohlgesetzten Worte seiner Freunde zu bieten vermochten, gab er sich selbst, indem er der beiden prächtigen Söhne gedachte, die ihm seine Isabella geschenkt hatte. Es ist wohl kein Zufall, daß uns gerade ein Bild aus der Zeit, wo Isabella aus dem Leben schied, die beiden Knaben in einer anmutigen Gruppe vereinigt vorführt. Vielleicht hat es Rubens sogar gemalt, um in sich den Schmerz über das Verlorene durch den Blick auf das Erhaltene, auf das teure Vermächtnis der Verstorbenen zu betäuben. Denn das Alter der Knaben sowohl als die malerische Behandlung dieses Doppelbildnisses, das die reiche Galerie des Fürsten Liechtenstein zu ihren kostbarsten Schätzen zählt,



Peter Paul Rubens: Doppelbildnis der Söhne von Rubens. (Wien, Galerie Liechtenstein.)
(Nach einer Photographie von Braun, Clément u. Cie. in Dornach i. E., Paris und New-York.)



Peter Paul Rubens: Chapeau de paille (Das Strohhütchen). (London, Nationalgalerie.)
(Nach einer Photographie von Braun, Clément u. Cie. in Dornach i. E., Paris und New-York.)

deuten auf das Jahr 1626, das Todesjahr Isabellas. Albert Rubens, der ältere, der 1614 geboren wurde, macht in der That den Eindruck eines zwölfjährigen Knaben, und Nikolas, sein um vier Jahre jüngerer Bruder, wäre demnach etwa acht Jahre alt. Albert wird sogar vielen Beschauern noch etwas älter erscheinen; aber das macht nur

die feierlich schwarze, spanische Tracht, die völlig der der Erwachsenen gleicht, und der Anstrich der Gelehrsamkeit, den ihm das Buch in der Rechten giebt. Er, dessen Antlitz die Züge der Mutter dem trauernden Gatten am treuesten widerspiegelte, war ein frühreifes Talent, folgte aber mehr den Spuren seines Oheims, indem er sich der Altertumswissenschaft zuwandte. Er stieg auch zu hohen Ehren, da er nach dem Tode des Vaters dessen Nachfolger als Sekretär des Geheimen Rats der Niederlande wurde; aber er starb schon im Alter von dreiundvierzig Jahren. Sein Bruder Nikolas, der sich ebenfalls für antiquarische Studien interessiert zu haben scheint, da ihm Rubens in seinem Testament seine Sammlung von geschnittenen Steinen und Medaillen vermachte, hat es sogar nur auf siebenunddreißig Jahre gebracht. Im Gegensatz zu seinem Bruder Albert erscheint er auf dem Doppelbildnis in farbiger Tracht: in blauer Jacke, grauen Kniehosen und weißen Strümpfen, die durch einen reichen Besatz mit orangefarbenen Schleifen in ihrer koloristischen Wirkung noch gesteigert werden. Während Albert Rubens, der seinen Bruder zärtlich umfaßt hält, aus dem Bilde heraus auf den Beschauer blickt, ist die Aufmerksamkeit des jüngeren ganz dem bunten Vögelchen gewidmet, das er an einer Schnur flattern läßt, um es durch einen Ruck wieder auf den Pflock in seiner Rechten zurückkehren zu lassen. Es war ein beliebtes Spiel der Antwerpener Knaben, das freilich den tierfreundlichen Empfindungen unseres Zeitalters nicht gerade sympathisch sein wird.

Eine seltene Vereinigung von körperlicher Anmut, von jugendlichem Zauber, von Vaterliebe und -stolz haben hier zusammengewirkt, um ein Meisterwerk der Porträtier- und der Malerkunst zugleich erstehen zu lassen. Aber wenn der Vater zugleich ein großer Künstler ist, ist es für diesen nicht schwer, einen tiefen Blick in die Seelen von Kindern zu thun, die noch unbeschriebenen Blättern gleichen. Nach diesem einen Bildnis könnte man für Rubens also noch nicht den Ruhm eines großen Porträtmalers fordern. Aber es giebt noch Zeugnisse genug, die ihn nicht nur dieses Ruhmes würdig zeigen, sondern ihm auch einen Ehrenplatz unter den vielseitigsten Porträtmalern aller Zeiten sichern. Daß ihm seine eigentümlichen Lebensverhältnisse einen Einblick in Gesellschaftsklassen verschafften, der den meisten seiner gleichzeitigen Kunstgenossen verschlossen war, haben wir schon erwähnt. Aber Rubens war keineswegs bloß der Maler der Fürsten, der Staatsmänner, Generale und Edelleute, vor denen der Künstler sehr oft genötigt sein mochte, die Maske des Höflings anzulegen und seine Wahrheitsliebe zu zügeln. Viel anziehender erscheint er uns, wenn er, ohne höfische Rücksichten, ohne Hinblick auf eine möglichst bestechende oder prunkhafte Anordnung, in voller Unbefangenheit vor ein Modell tritt, mit dem er auf gleichem Fuße verkehrt. Besonders fesselten ihn die gelehrten Männer Antwerpens, die fast in gleichem Maße rechts- wie altertumskundigen Beamten der Stadt, mit denen er in engstem geselligen und geistigen Verkehr stand. Es war ihnen allen ein Bedürfnis, aus der unerfreulichen Welt, in der sie leben mußten, aus den traurigen politischen Verhältnissen, die ihr patriotisches Herz oft genug mit ihren Pflichten gegen die argwöhnischen spanischen Behörden in Zwiespalt brachten, in jene ideale Welt zu flüchten, die ihnen die Beschäftigung mit den Werken der griechischen und römischen Dichter und Schriftsteller, mit der Geschichte und der Kunst des Altertums eröffnete, die ihnen als der Inbegriff aller Vollkommenheit galt. In unserem naturwissenschaftlichen Zeitalter, wo selbst die idealsten Bestrebungen immer auf praktische, derb realistische Ziele hinauslaufen, wo man den uralten Zusammenhang unseres Volkes mit der klassischen Bildung zu zerreißen sucht, wird man diese Schwärmerei für das griechisch-römische Altertum, die im siebzehnten Jahrhundert alle Gebildeten in den katholischen wie in den protestantischen Niederlanden erfaßt und in ihren Bann gezwungen hatte, kaum noch verstehen. Sie war aber damals ein mächtiger Faktor der geistigen Kultur, und für Antwerpen war Rubens dadurch ihr Mittelpunkt geworden, daß er eine für damalige Zeiten ungewöhnlich reiche Sammlung von römischen Bildwerken, von geschnittenen Steinen, von Münzen und Medaillen besaß, die er in einem eigens dafür errichteten, tempelartigen Rund-



Peter Paul Rubens: Die heilige Cäcilie. (Berlin, Museum.)
(Nach einer Photographie von Braun, Clément u. Cie. in Dornach i. E., Paris und New-York.)

bau zum Genuß für seine Freunde zur Schau gestellt hatte.

Die Freunde bewunderten aber weniger die künstlerischen Eigenschaften dieser Altertümer, für die sie wohl überhaupt kein Verständnis besaßen, sondern interessierten sich mehr für ihren Kuriositätenwert, für ihren Inhalt, für ihre sachliche Bedeutung. Sie waren ihnen Gegenstände für geistreiche und scharfsinnige Gespräche, und wenn Rubens hier und da ein Stück aus seiner Sammlung oder aus seinen von Italien mitgebrachten Zeichnungen auf dem Bildnis eines gelehrten Freundes anbrachte, so darf man wohl immer eine Anspielung auf eine persönliche Liebhaberei des Dargestellten oder auf eine lebhafte Erörterung, die sich dem Gedächtnis des Malers besonders eingeprägt hatte, darin erblicken. So hat die Büste des römischen Kaisers Marc Aurel, des milden Philosophen



Peter Paul Rubens: Meleager und Atalante (München, Pinakothek.)
(Nach einer Photographie von Franz Hanfstaengl in München.)

auf dem Throne der Cäsaren, des ersten Apostels der Humanität im modernen Sinne, gewiß ihre tiefe Bedeutung auf dem von Rubens um 1628 gemalten Bildnis des Antwerpener Stadtsekretärs Kaspar Gevaerts, der sich nach der Sitte seiner Zeit „Gevar-

tius" nannte (im Museum zu Antwerpen, Abbild. S. 241). Auch aus seinen Zügen leuchten Milde und Wohlwollen, die einem Manne trefflich anstanden, der in Zeiten argen wirtschaftlichen Verfalls gewiß viele Nöte in seinem Verwaltungsbereich zu lindern hatte. Wir haben ein so großes Vertrauen zu dem Psychologen Rubens, daß wir aus diesem Bildnis den Charakter oder doch wenigstens das Temperament des Mannes herauslesen dürfen. Danach war Gevaerts eine nervöse, leicht empfängliche, aber auch leicht verletzbare Natur, die sich von allen abstoßenden, aufregenden Dingen gern zurückzog, mehr ein Mann des lebhaften, überzeugenden Wortes als der durchgreifenden That.



Peter Paul Rubens: Rubens und Helena Fourment im Garten. (München, Pinakothek.)
(Nach einer Photographie von Franz Hanfstaengl in München.)



Peter Paul Rubens: Helena Fourment mit Kind auf dem Schoße. (München, Pinakothek.)
(Nach einer Photographie von Franz Hanfstaengl in München.)

Rubens hat dieses komplizierte Nervensystem, soweit es sich in einer Physiognomie zu erkennen giebt, vollkommen erfaßt und zur Anschauung gebracht. Im Gegensatz zu seinem selbst sehr sensitiven Schüler van Dyck war er aber weit entfernt, sich in seine Modelle so hineinzuleben, daß er allmählich selbst etwas von ihrem Charakter annahm oder sich gar in jene falsche Sentimentalität hineinmalte, unter der van Dycks Kunst zu-



Peter Paul Rubens: Helena Fourment mit zwei Kindern. (Paris, Louvre.)
(Nach einer Photographie von Braun, Clément u. Cie. in Dornach i. E., Paris und New-York.)

letzt sehr empfindlich gelitten hat. Rubens blieb als Bildnismaler immer robust und gesund, und aus dieser Grundlage seines eigenen Wesens ist es erklärlich, daß ihm gleichgeartete Naturen sympathischer waren als solche, in die er sich erst auf dem Wege der Seelenforschung hineinleben mußte. So kann man sich z. B. sehr wohl denken, daß

ihm der joviale, vollblütige und vollsaftige, leider seinem Namen nach uns unbekannte Mann, den uns ein Bild der Münchener Pinakothek aus dem Jahre 1635 vorführt (Abbild. S. 239), große Freude gemacht hat, als er ihn porträtierte. Es muß auch in der That ein Prachtmensch gewesen sein, dem seine eifrige Beschäftigung mit den alten Klassikern — man liest die Namen Cäsar und Cicero auf den Rücken der oben auf einem Bort aufgestellten Bücher — das Verständnis für die guten eß- und trinkbaren Dinge der irdischen Welt nicht verdorben hat. Denn, wie die Inschrift auf dem Bilde meldet, ist dieser von Gesundheit strotzende Mann im fünfundsiebzigsten Jahre seines Lebens dargestellt. Aus Freude über eine so seltene Erscheinung mag ihm Rubens, der das Bild mit besonderer Liebe, man möchte fast sagen, mit Zärtlichkeit durchgeführt hat, noch etwas lebhaftere Töne mitgegeben haben, als er in Wirklichkeit besaß. War es Rubens doch zur Gewohnheit geworden, die Natur immer in einer gewissen Steigerung, in einer gehobenen Stimmung zu sehen. Es war eben seine Art, die Natur zu idealisieren, wobei er sich aber im wesentlichen, wenigstens in seinen reifen Meisterjahren, auf eine Steigerung seines Kolorits stützte, so daß seine Bewunderer von ihm sagen konnten, es sei, als ob dieser Maler seine Farben mit Blut mische.

Dieser subjektive Maler konnte aber, wenn es der Charakter oder das Temperament eines Mannes verlangte, seinem Modell gegenüber ebenso kühl und zurückhaltend sein, konnte ihm seine Persönlichkeit ebenso vollkommen unterordnen wie der objektivste aller Bildnismaler, wie Hans Holbein. Man wird geradezu an diesen erinnert, wenn man das eine wahrhaft klassische Ruhe atmende, um 1620 gemalte Porträt des Dr. van Thulden, eines Professors der Rechtsgelehrsamkeit an der Universität Löwen, in der Münchener Pinakothek (Abbild. S. 240) betrachtet. Es ist ein Mann, der sich auf sein erworbenes Wissen wie auf einen Felsen stützt und der es gewiß auch verstanden hat, diese Sicherheit seinen Zuhörern mitzuteilen. Von starken Leidenschaften, von geheimen Seelenkämpfen wissen diese Züge nichts zu erzählen; sie sind der Spiegel eines reinen Herzens, eines klaren Geistes. Aber die Beschäftigung mit der oft dürren Materie des römischen Rechts hat diesen Geist keineswegs ausgetrocknet. Um die schmalen, feingeschnittenen Lippen spielt ein gewinnender, fast verbindlicher Zug, der uns daran erinnert, daß auch die Rechtslehrer jener Zeit ebensogut Humanisten waren wie die Philologen und Philosophen. Dieses Bild ist nicht nur das vollendetste, das trotz seiner äußerlichen Ruhe geistig lebendigste unter allen Porträts von Rubens' Hand, sondern auch ein Meisterwerk an sich, das für eine ganze Epoche des geistigen Lebens eines Volkes bezeichnend ist. Für uns Deutsche hat es noch ein besonderes Interesse durch die auffallende Ähnlichkeit des Dargestellten mit Luther, und im Anfang des vorigen Jahrhunderts ist es denn auch, wie wir aus einem alten Auktionskatalog erfahren, wirklich für ein Bildnis unseres Reformators gehalten worden.

Als eine weitere Probe der erstaunlichen Vielseitigkeit und Beweglichkeit der Rubensschen Bildniskunst mag eine Porträtgruppe aus der vornehmen Welt dienen, abermals ein Hauptwerk unter den Bildern des Meisters in der Münchener Pinakothek: der Graf Thomas Arundel und seine Gemahlin, ein Repräsentationsstück von prunkvoller Inscenierung (Abbild. S. 233). Die Entstehungsgeschichte dieses Bildes, wohl der umfangreichsten Bildnisgruppe, die Rubens gemalt hat, ist uns durch einen Brief bekannt geworden, den der mit der Angelegenheit betraute Agent des Grafen an diesen geschrieben hat. Er war der Überbringer des Schreibens des Grafen gewesen, worin dieser Rubens gebeten hatte, seine Gattin, die sich mit ihrem Gefolge im Juli 1620 in Antwerpen befand, porträtieren zu wollen. Als Rubens den Brief gelesen hatte, gab er zur Antwort: „Obwohl ich die Porträts sehr vieler Fürsten und sehr vieler Edelleute vom Range Seiner Herrlichkeit zu malen abgelehnt habe, fühle ich mich dennoch verpflichtet, die Ehre anzunehmen, die mir der Herr Graf erweist, indem er meine Dienste verlangt, weil ich ihn als einen Evangelisten für die Welt der Kunst und als den großen Beschützer unserer Kunst achte." Das war Graf Thomas Arundel in der That. Weit



Peter Paul Rubens: Landschaft mit Schloß Steen. (London, Nationalgalerie.)
(Nach einer Photographie von Braun, Clément u. Cie. in Dornach i. E., Paris und New-York.)

berühmt war seine Sammlung altgriechischer Kunstdenkmäler, die er in Griechenland und im Orient hatte ankaufen lassen, und noch heute lebt sein Name in der bekannten englischen Arundel-Gesellschaft nach, die 1848 zur Förderung der Kunstkenntnis gegründet worden ist. Aus jenem Briefe des Agenten erfahren wir auch, daß Rubens in Antwerpen nur das Bildnis der Gräfin, ihren Hofzwerg Robin, der einen Jagdfalken auf der Faust hält, ihren Hofnarren, der auch durch seine bunte Kleidung als solcher gekennzeichnet ist, und den Jagdhund nach der Natur skizziert hat, diesen sogar auf einem besonderen Blatte, weil er ein großer Tierfreund war. Es giebt Skizzen und Zeichnungen von ihm, auf denen er eine ganze Anzahl von Jagdhunden in verschiedenen Stellungen und Bewegungen dargestellt hat. Nach jenen Skizzen führte er das Gemälde erst später aus. Ganz zuletzt hat er dann den Grafen Thomas hinzugefügt, vielleicht erst während seiner Anwesenheit in London 1629 und 1630. Viel Zeit konnte er darauf nicht verwenden, da die Gestalt des Grafen nur sehr flüchtig in einem graulichen Ton durchgeführt ist. Aus dem Umstande, daß sie erst nachträglich hinzugekommen ist, erklärt sich auch ihre untergeordnete Stellung auf dem Bilde, dessen ganze Anordnung sonst dem hohen Range der Dargestellten durchaus entspricht. Der Schauplatz ist eine offene Halle vor dem Landsitze des gräflichen Paares. Durch die gewundenen Säulen, die Rubens nach einem der berühmten Teppiche Raphaels kopiert hat, die er in der Sixtinischen Kapelle in Rom kennen gelernt, blickt man auf eine sich weit ausdehnende Hügellandschaft. Der Blick in die Ferne wird zum Teil durch einen prächtigen, mit dem Arundelschen Wappen gestickten Vorhang verhüllt, den der Narr unten etwas aufhebt.

Wie hoch wir aber auch die Vorzüge aller dieser Bildnisse, die wir näher charakterisiert haben, schätzen mögen — in der Gunst des großen Publikums sind sie und wohl auch alle übrigen des Meisters durch den berühmten „Chapeau de paille“ (Das Strohhütchen) überflügelt worden, ein Gemälde, das aus dem Besitz des Sir Robert Peel, der bereits 1823 über 73000 Mark nach unserem Gelde dafür bezahlt hatte, 1871 in die Nationalgalerie in London gelangt ist (Abbild. S. 243). Nach dem Stande des heutigen Kunstmarktes stellt dieses Bildnis einen Wert von mindestens fünfhunderttausend Mark dar, wobei wir als Maßstab noch nicht einmal die höchsten Summen zu Grunde legen, die in neuester Zeit, allerdings nur von dem Baron Alfons von Rothschild in Paris, für Rubenssche Bildnisse gezahlt worden sind. Es hat lange gedauert, ehe der Schleier gelüftet worden ist, der über der anmutigen, fast kokett dreinschauenden Trägerin des „Strohhutes“ geruht hat, der gar nicht einmal ein Strohhut, sondern ein mit schwarzen und weißen Straußenfedern garnierter, dunkelfarbiger Filzhut ist. Die Bezeichnung des Bildes, die sich nicht mehr ausrotten läßt, ist wahrscheinlich aus einem sprachlichen Mißverständnis, vielleicht aus einer Verwechselung von poil (Tierhaare) mit paille (Stroh) entstanden. Wichtiger als die Erklärung dieses Mißverständnisses ist aber die Gewißheit, daß wir in der jungen Frau die Susanna Fourment, die Gattin des Arnold Lunden, eine der sieben Töchter des Daniel Fourment, zu erkennen haben, dessen gleichnamiger Sohn eine Schwester von Rubens' Frau Isabella Brant geheiratet hatte. Es war also eine nahe Verwandte des Meisters, und zehn Jahre nach der Entstehung dieses Bildes (1620), bei dessen Ausführung Rubens eine bei ihm sonst nicht gewöhnliche Zartheit und Durchsichtigkeit des Tones bei dünnem Farbenauftrag gezeigt hat, sollte sich das Band der Verwandtschaft noch enger knüpfen.

Als Rubens im Frühjahr 1630 nach Beendigung seiner diplomatischen Geschäfte, die ihn fast drei Jahre lang seinen häuslichen Angelegenheiten völlig entfremdet und ihm allmählich den Verlust seiner ersten Gattin in Vergessenheit gebracht hatten, von London nach Antwerpen zurückkehrte, empfand er nach dem rauschenden Hofleben, dessen Reize er genugsam gekostet hatte, die Einsamkeit seines Hauses doppelt schmerzlich. Die Anstrengungen seiner vielen Reisen hatten zudem das Nahen seines Alters beschleunigt, und er faßte den Entschluß, den Rest des Lebens, der ihm noch blieb, wenigstens in seiner vornehmen, auf einen großen



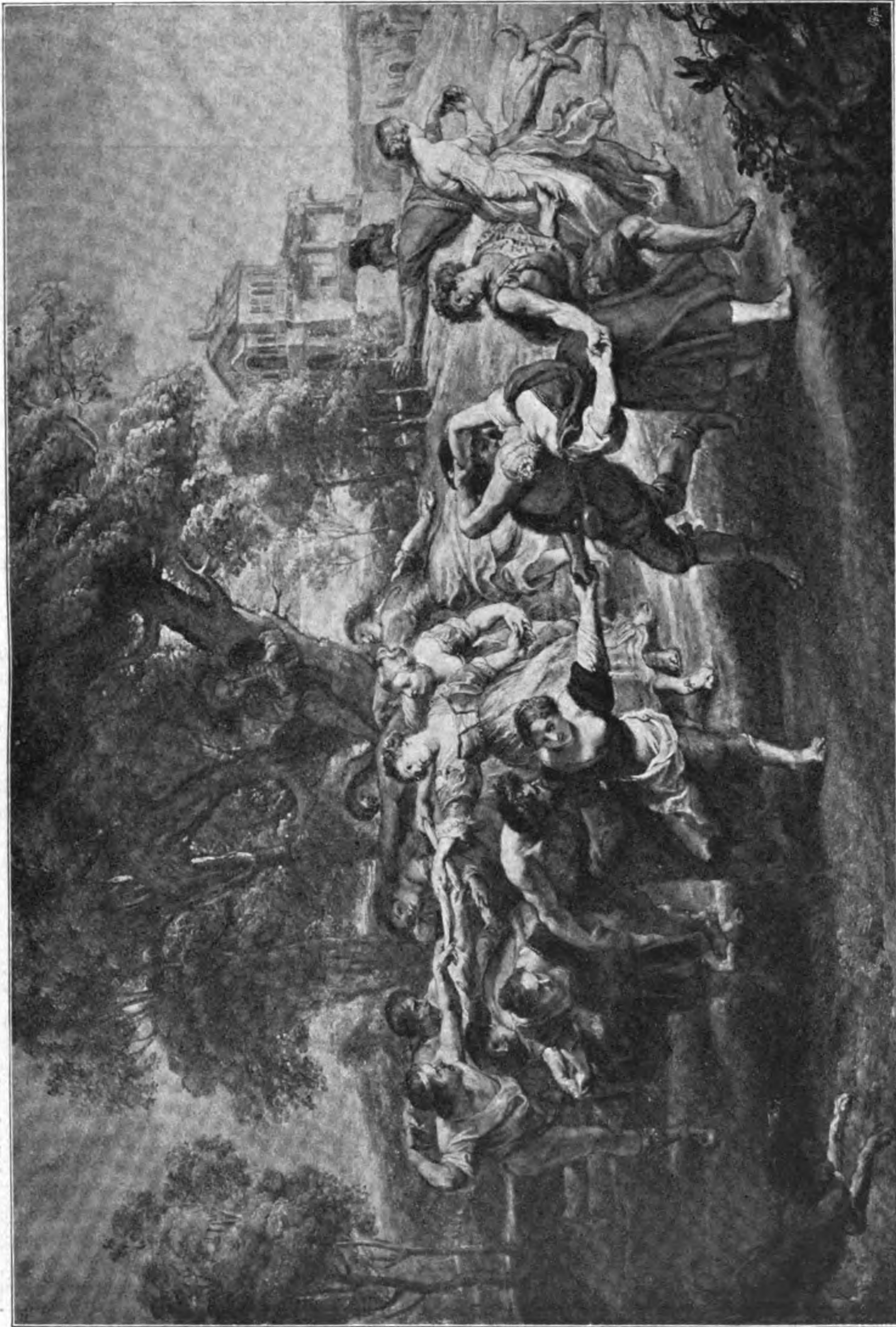
Peter Paul Rubens: Der Liebesgarten. (Madrid, Prado-Museum.)
(Nach einer Photographie von Braun, Clément u. Cie. in Dornach i. E., Paris und New-York.)

Haushalt eingerichteten Wohnung an der Seite einer zweiten Gefährtin in vollen Zügen zu genießen. Es scheint, daß zugleich ein starkes Maß von Leidenschaft den alternden Mann erfaßt hatte, als er um die jüngste Tochter des Daniel Fourment, die sechzehnjährige Helena, warb, die ihm denn auch am 6. Dezember 1630 als Gattin in sein Haus folgte. Rubens hat mit der Begeisterung eines Jünglings, der sich nicht

genug thun kann, an der Geliebten immer neue Vorzüge und Schönheiten zu entdecken, uns ihre Reize unzähligemal in verführerischen Farben geschildert und gelegentlich auch mit der naiven Selbstlosigkeit eines Künstlers enthüllt, der, weit entfernt, die Schönheit als einen geheimen Schatz mit der argwöhnischen Miene eines Geizhalses zu hüten, sie vielmehr in aller Unbefangenheit zu einem allgemeinen Gute macht. Er hat seine Gattin, die, wie sich sein galanter Neffe in der lateinischen Lebensbeschreibung des Meisters ausdrückt, „durch die Vorzüge ihrer Schönheit nach dem Urteile des Paris selbst dessen Helena besiegt hätte", als Braut und junge Frau in dem strahlendsten Schmuck, mit dem sie Liebe und Reichtum ausstatten konnten, allein und mit ihm zusammen, als junge Mutter mit einem und zwei Kindern, in vornehmer Gesellschaft bei heiterer Unterhaltung oder bei Spiel und Tanz gemalt. Ihre körperliche Schönheit bestand aber auch so sehr vor seinem Künstlerauge, daß er in dem letzten Jahrzehnt seines Lebens, das mit dem Ehebündnis mit Helena Fourment anhebt, kaum noch ein anderes weibliches Modell für seine Heiligen, Göttinnen, Nymphen und Heroinen in seinen religiösen, mythologischen und idyllischen Kompositionen benutzte. Nachdem er sie einmal in voller Körperschöne, nur um Schultern und Hüften mit einem schwarzen, pelzgefütterten Sammetmantel bekleidet, gemalt hatte — es ist das unter dem Namen „Das Pelzchen" berühmte Bildnis in der Kaiserlichen Galerie zu Wien —, trug er kein Bedenken, sie bald als eine der ausgelassensten Nymphen auf einem Bacchanal, bald als Atalante, die dem mit dem Siegespreise heimkehrenden Meleager ihre Reize zeigt (Abbild. S. 246), bald, zu heroischem Pathos gesteigert, als gefesselte Andromeda erscheinen zu lassen. Auch seine Zeitgenossen, die angesehenen Personen, die mit ihm verkehrten und seine prunkvolle Geselligkeit teilten, nahmen daran ebensowenig Anstoß, als wenn er seine Helena in kostbare Gewänder kleidete und sie auf einem kirchlichen Andachtsbilde als Heilige figurieren ließ, der die Gläubigen ihre Verehrung darbrachten. Er war aber in sein schönes Modell bis an sein Lebensende so verliebt, daß er die herrlichsten dieser Bilder für sich behielt. So fand man auch nach seinem Tode die „Heilige Cäcilie" des Berliner Museums, die Helenas Züge in einer ungewöhnlichen Erregung, seelischen Vertiefung und Durchgeistigung zeigt (Abbild. S. 245), unter den Gemälden vor, die er zu seiner eigenen Erbauung gemalt und für sich behalten hatte.

Das Schönheitsideal, das Rubens in seiner jungen Frau erfüllt sah, ist nicht nach jedermanns Geschmack und kann es auch nicht sein, weil die Begriffe über Schönheit mit den Zeiten und Nationen wechseln, und weil überdies Temperament und Bildung ein gewichtiges Wort mitsprechen. Aber niemand wird sich dem Zauber der großen, graublauen, klar und unschuldig in die Weite blickenden Augen, der frischen, von Gesundheit glänzenden Farben des vollen Angesichts und des kastanienbraunen, lichtgrau schillernden krausen Haares entziehen können. Daß aus diesen Augen ein reger Geist leuchtet, kann man nicht behaupten, aber auch nicht von einem sechzehnjährigen Mädchen verlangen, das, eben erst ins Leben getreten, von dem viel älteren Manne gewiß mehr als ein verwöhntes Kind gehalten denn als geistig ebenbürtige Lebensgefährtin betrachtet wurde. Wenn man aus ihrer Körperbeschaffenheit einen Schluß ziehen darf, scheint Helenas Temperament mehr nach der phlegmatischen Seite geneigt zu haben, und so bildete sie zu dem Sanguiniker Rubens gewiß die passendste Ergänzung. Seinem Haushalte, den er im Stile eines Grandseigneurs zu führen liebte, nachdem er an den Höfen zu Madrid und London Gefallen daran gefunden hatte, stand sie gewiß mit Würde vor. Sie verstand sich reich und mit Geschmack zu kleiden, mit Anmut zu bewegen, und einer „Conversatie à la mode", wie man damals die Empfänge und Plauderstündchen der vornehmen Gesellschaft nannte, war sie wohl auch gewachsen, zumal da sie den Freibrief siegreicher Jugend mit sich führte.

Rubens hat uns nicht wenige Blicke in das häusliche und gesellige Leben thun lassen, das er in den zehn Jahren bis zu seinem Tode geführt hat. Die Bilder, die uns diese Blicke eröffnen, sind ausnahmslos Perlen seiner Kunst. Alle atmen sie ruhiges

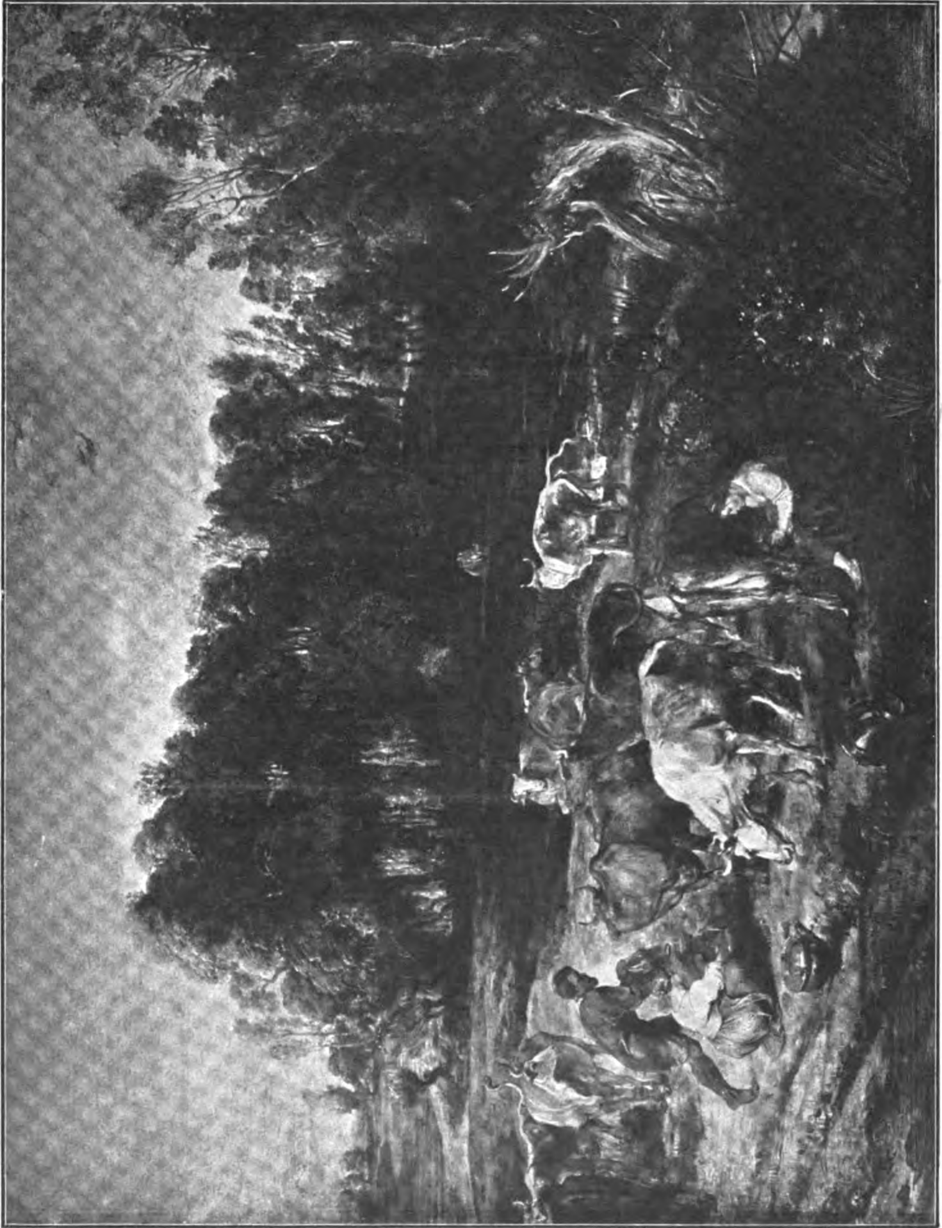


Peter Paul Rubens: Bauerntanz. (Madrid, Prado-Museum.)
(Nach einer Photographie von Braun, Clément u. Cie. in Dornach i. E., Paris und New-York.)

Behagen, glückliches Genießen und friedliche Seelenstimmung. Sie lassen uns deutlich erkennen, daß dieses letzte Jahrzehnt seines Lebens zugleich das ruhigste war. Aber es war keine Zeit der künstlerischen Muße. Im Gegenteil! Je mehr sich Rubens seinem Ende näherte, desto rastloser wurde seine Thätigkeit, als ob er fühlte, daß er der Welt noch sehr viel schuldig wäre. Und in der That hat er gerade in dem Zeitraum

von 1630 bis 1640 eine Reihe von Bildern geschaffen, mit denen seine Kunst neue Bahnen betrat und eröffnete.

In diesem Zeitraum wurde Rubens erst Steen bei Mecheln selbst Gutsbesitzer und Landwirt geworden war. Den äußeren Anlaß dazu gab freilich seine zweite Heirat, die auch in dem Künstler einen völligen Um-



Peter Paul Rubens: Landschaft mit Rinderherde. (München, Pinakothek.)
(Nach einer Photographie von Franz Hanfstaengl in München.)

der Maler der eleganten Welt seiner Zeit, der Schilderer des Bauernlebens und der vlämischen Landschaft, deren Reize er von Grund aus kennen und würdigen gelernt hatte, nachdem er 1635 durch den Ankauf des Schlosses

schwung herbeiführte. Sein Haus in Antwerpen gewann für ihn einen neuen Reiz, seitdem seine junge Frau darin waltete. Mit wie freudigem Stolze sehen wir ihn auf die blühende Jugend blicken, an deren Seite er

auf dem Bilde in der Münchener Pinakothek (Abbild. S. 247) durch den schönen Garten seines Hauses wandelt! Sein zweiter Sohn



Peter Paul Rubens: Merkur und Argus. (Dresdener Galerie.)
(Nach einer Photographie von Braun, Clément u. Cie. in Dornach i. E., Paris und New-York.)

Nikolaus, den wir schon auf dem Doppelbildnis in der Galerie Liechtenstein kennen gelernt haben, thut bei der jungen Frau Pagendienste, die sie ihm mit anmutigem Lächeln dankt, und eine Magd füttert ein Pfauenpaar, das mit anderem Geflügel den einen Teil des Gartens belebt. Eine Gitterthür führt zu dem anderen Teile mit seinen Rosen- und Tulpenbeeten, über denen statt-

liche Bäume ihre vollen Laubkronen erheben. Die Lustwandelnden lenken ihre Schritte einem mit antiken Statuen geschmückten Pavillon zu, in dessen Vorhalle zwei Sessel zur Ruhe einladen. Dieser Pavillon ist noch das einzige, was sich von Rubens' prächtiger Wohnung in ursprünglichem Zustande bis auf unsere Zeit erhalten hat. Das Wohnhaus selbst ist durch spätere Umbauten völlig verändert worden.

Als Rubens diesen Garten malte, als dessen schönste Rose er seine Helena ansah, hatte ihm diese noch kein Kind geschenkt; sonst würde er sicherlich nicht versäumt haben, neben der aufgeblühten Rose auf diesem Bilde auch der Knospe zu gedenken. Das erste Kind, ein Mädchen, wurde im Januar 1632 geboren, und dann folgten noch vier Kinder, zwei Knaben und zwei Mädchen, von denen Rubens das letzte nicht mehr kennen lernte, da es mehrere Monate nach seinem Tode zur Welt kam. Dieser Kindersegen muß ihn hoch beglückt und ihm seine „Hausfrau“, wie er sie immer in den Briefen an seine Freunde nannte, noch teurer gemacht haben. Jetzt trat zu dem leidenschaftlichen Liebhaber noch der zärtliche, stolze Vater hinzu, und die Einzelbildnisse Helenas wurden mehr und mehr durch Gruppenbilder zu zweien und dreien verdrängt. Eines der ersten dieser Bilder zeigt das junge Paar wieder in einem Garten lustwandelnd. Helena stützt die Rechte, mit der sie ein etwa zweijähriges, fröhlich zu ihr aufblickendes Mädchen am Gängelbande führt, auf den Arm des Gatten, der langsam durch einen Laubengang vorwärts schreitet. Dem Alter nach ist das Kind das erste, das Helena Fourment geboren hat, und das Bild demnach 1633 oder 1634 gemalt worden. Es befand sich mit einem zweiten Familienbilde, das Helena, begleitet von einem Pagen, darstellt, bis 1884 im Besitze des Herzogs von Marlborough, der in diesem Jahre beide Bilder an den Baron Alfons von Rothschild in Paris für 1375000 Franken verkaufte. Es ist der höchste Preis, der bis jetzt für Bilder von Rubens gezahlt worden ist.

Künstlerisch höher noch als dieses Familienbild stehen zwei andere, die sich in der Münchener Pinakothek und im Louvre zu Paris befinden. Beide sind in den letzten Lebensjahren des Meisters entstanden. Das Pariser Bild muß er sogar erst kurz vor seinem Tode angefangen haben, da nur die Köpfe nahezu vollendet sind, während alles übrige im Stadium der Untermalung, der ersten Anlage geblieben ist. Auf dem Münchener Bilde (Abbild. S. 248) sehen wir die junge Mutter in reicher farbiger Kleidung mit einem nackten Knäblein auf dem Schoße, ganz vom Sonnenlicht umflossen, das nur mäßig von dem Vorhang zur Rechten gedämpft wird. Mit welcher Zartheit hat Rubens die nackten Körperformen im vollen Lichte modelliert, und dennoch — wie plastisch hebt sich der leuchtende Körper des Kindes von dem weißen Musselin ab, der über den Schoß der Mutter ausgebreitet ist, deren verschlungene Hände an Weiße und Zartheit noch mit der Haut des Kindes wetteifern! Es ist ein Wunderwerk der Malerei, dem die warme Sonnenbeleuchtung eine Farbenharmonie von köstlichem Reiz gegeben hat. Das Pariser Bild, das die junge Frau mit zwei Kindern darstellt, das eine wieder mit seinem Spielvögelchen am Faden, während von einem dritten noch die nach dem Kleide der Mutter fassende Hand sichtbar ist (Abbild. S. 249), wäre ein gleiches Wunderwerk geworden, wenn es der Meister hätte vollenden können. Aber auch in seiner unvollendeten Gestalt ist es bereits von großer Anmut und von starkem Zauber der Farbe, wo diese die letzten Absichten des Künstlers ahnen läßt, überdies auch noch insofern von unschätzbarem Wert, als es uns einen Einblick in die malerische Technik des Meisters gewährt und uns das Geheimnis des Licht- und Farbenzaubers enthüllt, den Rubens über die im letzten Jahrzehnt seines Schaffens entstandenen Gemälde ergossen hat.

Trotz des blühenden Lebens, das um ihn emporwuchs, empfand Rubens eine steigende Sehnsucht nach der Ruhe und den stillen Freuden des Landlebens, die er wenigstens während des Sommers genießen wollte. Er war in der Lage, sich und den Seinigen keinen Wunsch versagen zu brauchen, und so ward er am 12. Mai 1635 der Besitzer der Herrschaft van Steen bei Elewijt, einem Dorfe in der Nähe von Mecheln, für die er dreiundneunzigtausend Gulden (das sind nach)



Peter Paul Rubens: Landschaft mit Philemon und Baucis. (Wien, Kaiserl. Galerie.)

unserem Geldwert etwa vierhunderttausend Mark) zahlte. Er erwarb dafür aber auch eine weitläufige Besitzung mit fruchtbaren Ländereien, mit Wiesen und Weiden, Parks und Alleen, Wirtschaftsgebäuden, Pächterwohnungen, Scheunen und Ställen und vor allem mit einem von Wassergräben umgebenen Ritterschloß, das noch seine aus dem Mittelalter stammenden Befestigungen, darunter einen viereckigen Turm, besaß. Rubens ließ es für seine mehr bürgerlichen Bedürfnisse umbauen, was ihm noch einen Kostenauf-

wand von siebentausend Gulden verursachte, und da er auch während seiner Erholungszeit nicht auf seine Arbeit verzichten wollte, richtete er sich eine geräumige Werkstatt ein, in der er besonders die zahlreichen Landschaften und Genrebilder malte, die während der Jahre 1635 bis 1640 entstanden sind.

Auf einer dieser Landschaften, die einen Blick auf eine weite fruchtbare Ebene gewährt, über die sich die Strahlen der untergehenden Sonne rotglühend ergießen, sehen wir auch das Schloß Steen und davor seine glücklichen Bewohner: Rubens, seine Gattin und eines ihrer Kinder mit seiner Wärterin (Abbild. S. 251), wieder eine ganz eigenhändige Schöpfung des Meisters, aus der die Freude an seinem schönen Besitz, an seinem Familienglück, an den Reizen der heimatlichen Landschaft, die freilich nur ein Künstler wie er in allen ihren koloristischen Feinheiten erfassen konnte, in vollen Zügen herausleuchtet. In einer etwas freieren Behandlung sehen wir Schloß Steen auf einer Landschaft in der Kaiserlichen Galerie in Wien, deren Vordergrund von Herren und Damen in vornehmer modischer Kleidung belebt ist, die in ungebundener Fröhlichkeit einem Gesellschaftsspiel obliegen, bei dem es sich um Entschlüpfen, Haschen und Greifen dreht. Nur ein Paar steht abseits von der fröhlichen Jugend: Rubens und seine Frau. Er stützt sich auf einen Stock, denn seine von der Gicht geschwollenen Füße hindern ihn an lebhaften Bewegungen, und eine Gebärde mit der Rechten scheint wehmütig seinen Abschied von der Jugend anzudeuten. Ganz hat sie ihn aber dennoch nicht verlassen, denn seine junge Frau teilt seine Gesellschaft, wenn sie es sich auch nicht versagen kann, ihre Augen den herumtollenden Paaren zuzuwenden. So ausgelassen wie auf diesem Bilde wird es in der Gesellschaft, die Rubens um sich sah, wenn er sich nach seinem Landgute zurückgezogen hatte, in Wirklichkeit nicht zugegangen sein. Die höheren Stände in den katholischen Niederlanden hatten in ihren Umgangsformen spanische Gewohnheiten angenommen und unterschieden sich in ihrer Lebensweise scharf von den Kleinbürgern, Handwerkern und Bauern, deren derbe Belustigungen uns Rubens' Gevatter, der jüngere Teniers, so oft und mit so überaus unbefangener Natürlichkeit geschildert hat. In jenem Bilde wollte Rubens durch starke Gegensätze offenbar nur die Entsagung versinnlichen, die ihm Alter und Krankheit auferlegten, und so wird auch die unter dem Namen „Der Liebesgarten“ bekannte Darstellung, von der wir drei verschiedene Kompositionen, eine im Museum zu Madrid (Abbild. S. 253), eine im Besitz des Barons Edmund von Rothschild in Paris und eine dritte in der Dresdener Galerie, kennen, nicht als ein wirkliches Genrebild aus dem Leben, sondern als ein Spiel der Phantasie zu betrachten sein, womit Rubens wiederum eine neue Gattung seiner Kunst schuf, die später Watteau, der Maler der galanten Feste, in mehr als einer Richtung Rubens' begeisterter Verehrer und Schüler, zu seiner berühmten Specialität erhob. Aus diesen und gleichzeitigen Bildern von Rubens mit ihrem sammetweichen Schmelz, mit ihrem goldigen Licht, das die Umrisse zerfließen läßt, mit ihren landschaftlichen Hintergründen, in denen uns die Erde wie ein blumiges, ewig heiteres Paradies erscheint, hat Watteau alles gezogen, was seinen eigenen Bildern jenen poetischen Glanz verleiht, der uns an die ewige Jugend des Menschengeschlechts glauben macht.

Die Modelle zu den jungen Männern und schönen Frauen, die in diesen mit allen Reizen italienischer Gartenkunst ausgestatteten Landschaftsbildern zu losem Geplauder vereinigt sind, hat Rubens freilich aus dem Leben genommen. Seine Gattin fehlt niemals unter den Damen, und einmal sehen wir auch ihre Schwester Susanna ganz in der Tracht, in der sie auf dem Bildnis in der Londoner Nationalgalerie erscheint. Die Vermutung ist darum gerechtfertigt, daß auch die übrigen Personen dieser Gesellschaften Mitglieder der reich mit Söhnen und Töchtern gesegneten Familie Lunden sind, die sich alle beeilten, ihrerseits den Familienkreis noch zu erweitern. Nur Rubens selbst ist auf keinem der drei Bilder unter den galanten Paaren sichtbar, über deren Unterhaltung die zahlreich sich in den Lüften und auf der Erde tummelnden Amoretten keinen Zweifel übrig lassen. Er empfand sein Glück zu tief, um es zum Gegenstande eines leichten Spiels zu machen, und überließ es der



Peter Paul Rubens: Der Ildefonso-Altar. Mittelbild. (Wien, Kaiserl. Galerie.)

Jugend, in gefälligen Worten über die Liebe zu plaudern und zu streiten, die er selbst im Herzen verschloß.

Wie aber auch seine eigenen Sitten und Gewohnheiten sein mochten — dem Künstler in ihm durfte nichts von den mannigfaltigen Äußerungen des Lebens fremd bleiben, die aus seiner Umgebung zu ihm drangen. Als

Gutsherr durfte er auch gegen die Freuden und lärmenden Belustigungen der Bauern nicht unempfindlich bleiben, und konnte es einen Gegenstand geben, an dem sich Rubens' unversiegliche Lust an üppiger Lebensfülle, an ungezügelter Kraft, an ungestümen Bewegungen und an leidenschaftlicher Farbenglut besser zu sättigen vermochte als an einer vlämischen Kirmes?

Rubens, der für die Kunst seines Landes den Höhepunkt einer Entwickelung bezeichnet, die seit den Brüdern van Eyck, den Begründern der flandrischen Malerei, durch zwei Jahrhunderte reicht, war berufen, nicht nur alle künstlerischen Bestrebungen dieser Jahrhunderte in seiner Person zu einer gewaltigen Einheit zusammenzufassen, sondern auch auf vielen Gebieten der Malerei als Bahnbrecher und Neuerer aufzutreten, und wo er einmal einen Stoff angriff, welchen schon viele vor ihm in allen Tonarten bearbeitet hatten, da trat er sogleich wie ein Riese unter Zwergen auf. Wie viele haben neben ihm und nach ihm niederländische Kirchweihfeste und Bauerntänze mit dem ganzen wilden und wüsten Treiben gemalt, das von diesen nationalen, unter obrigkeitlichem Schutze gefeierten Orgien unzertrennlich war? Aber diese Hunderte von Bildern, die der vlämischen wie der holländischen Maler, werden allesamt durch die einzige „Vlämische Kirmes“ reichlich aufgewogen, die, von Rubens um 1636 gemalt, sich jetzt im Louvre zu Paris befindet. Alle Motive, die jenen Specialisten des niederländischen Sittenbildes den Stoff zu zahllosen Kompositionen gegeben, die sie oft zu unerfreulicher Breite ausgesponnen haben, sind hier mit starker Faust auf einem verhältnismäßig kleinen Raume zusammengedrängt. Neben diesen durch keine moralischen Bedenken gehemmten Ausbrüchen schrankenloser Lust, die gleichwohl für das Auge durch den schön bewegten Rhythmus der Komposition, die prächtig anschwellenden und dann wieder in dem landschaftlichen Hintergrunde leise verklingenden Farbenaccorde gebändigt werden, erscheinen die ausgelassensten Tänze und Schwelgereien des jüngeren Teniers wie zahme Vergnügungen, bei denen sich niemand so recht aus seiner schwerfälligen Natur heraustraut. Dieses vlämische Bacchanal ist das nationale Seitenstück zu dem ungefähr um die gleiche Zeit entstandenen Venusfest in der Kaiserlichen Galerie zu Wien, der figurenreichsten unter Rubens' mythologischen Darstellungen, auf der er seine souveräne Beherrschung des menschlichen Körpers in den leidenschaftlichsten Bewegungen nicht minder glänzend, aber von einer heitereren Seite zeigt als auf seinen Furcht und Entsetzen erregenden Schilderungen des „Letzten Strafgerichtes“ und des „Höllensturzes der Verdammten“. Und diese Bilder, auf denen jeder Quadratzoll von einem fast fieberhaft glühenden Leben zittert und zuckt, sind nicht von einem Jüngling, sondern von einem Sechziger gemalt, der sich bereits mit langsamen Schritten dem Grabe nähert.

Als Rubens an der „Vlämischen Kirmes“ malte, mag ihm die Erinnerung aufgetaucht sein, daß er einst in seiner Jugend, vor den Thoren Roms, eine ähnliche Scene beobachtet und skizziert habe, und nach der mitgebrachten Skizze malte er bald darauf einen zweiten Bauerntanz, der neben jenem Ausbruch ungezähmter Leidenschaften eine fast klassische Ruhe zeigt (Abbild. S. 255). Schon aus der Tracht erkennen wir, daß wir italienische Landleute vor uns haben, die sich hier nach den Tönen einer Hirtenpfeife in anmutig geschlungenem Reigen drehen, und die wellige Landschaft mit der Vigne im Mittelpunkt und den den Horizont begrenzenden Hügelreihen trägt ganz den Charakter der römischen Campagna. Endlich wird das jetzt im Museum von Madrid befindliche Bild, das der König von Spanien aus Rubens' Nachlaß erwarb, von den Erben ausdrücklich als „Tanz italienischer Bauern“ bezeichnet. Der blonde Gesamtton, das in üppigem Reichtum blühende Kolorit und die fast emailartige Sorgfalt in der malerischen Behandlung sind ein untrügliches Zeugnis dafür, daß Rubens dieses köstliche Bild in den letzten Jahren seines Lebens, also um dieselbe Zeit gemalt hat, wo die vlämischen und italienischen Landschaften entstanden sind, deren wir noch als einer der anziehendsten Specialitäten seiner allseitigen Kunst zu gedenken haben.

In diese Landschaften hat er nicht nur seine besondere Liebe zu seiner schönen frucht-

baren Heimat, sondern seine starke Leidenschaft für die gesamte Natur hineingetragen. Wir erinnern uns jetzt vor diesen zahlreichen Bildern, daß Rubens' erster Lehrer ein Landschaftsmaler gewesen ist, und wie tief müssen diese in der Jugend empfangenen ersten Eindrücke gewesen sein, wenn sie noch den Lebensabend des greisen Meisters verklären konnten. In seinen vlämischen Landschaften betont Rubens gewöhnlich die idyllische Seite, den Frieden in der Natur (Abbild. S. 256). Am meisten bevorzugt er die Zeit, wenn die Sonne zur Rüste geht, wenn sie Fluren und Wälder in glühendes Rot taucht, wenn das Landvolk von der Feldarbeit, das Vieh von der Weide heimkehrt; gelegentlich malt er auch eine Morgenstimmung mit Bauern, die zu Markte ziehen, mit Holzfällern, Vogelstellern und Jägern, und einmal begegnen wir auch einer Abendlandschaft bei Mondenschein mit einem in einem Hohlweg stecken gebliebenen Karren. Bisweilen genügt ihm diese Beleuchtung nicht, und er sucht noch den Glanz und die Frische seines Kolorits durch die Spuren eines kurz voraufgegangenen Gewitters zu erhöhen, an das noch ein Regenbogen erinnert, wie z. B. auf dem in den weichsten und mannigfaltigsten Lichttönen schwimmenden Bilde der Münchener Pinakothek mit der heimkehrenden Rinderherde.

Neben dem Idyllenmaler kam aber auch in diesen Landschaften nicht selten der Maler der heroischen Welt des Altertums, der Dramatiker zum Durchbruch, der mit derselben Lust den Aufruhr in der Natur schildert, wie er die Kämpfe, die Leidenschaften, die Greuelthaten der Menschen und die himmlischen Strafen dafür in glühenden Farben lebendig zu machen liebte. Einmal sehen wir im Vordergrunde einer Abendlandschaft, die hinten von einem dunklen Walde begrenzt wird, Meleager und Atalante auf der Jagd nach dem kalydonischen Eber, ein anderes Mal führt uns Rubens an die felsige Küste des Ligurischen Meeres, an der Äneas mit seinen Gefährten während eines furchtbaren, das Meer hoch aufwühlenden Sturmes Schiffbruch erleidet und nur mit Mühe halbnackt den rettenden Strand erreicht, und auf einem dritten Bilde, dem in der Komposition großartigsten und kühnsten von allen, entrollt uns der Künstler das grauenvolle Schauspiel einer Sündflut, die Jupiter, nach der Erzählung Ovids, über eine lachende Landschaft hereinbrechen läßt, zur Strafe dafür, daß ihre Bewohner ihm und seinem Begleiter Merkur die Gastfreundschaft verweigert haben, mit Ausnahme des ärmsten Paares unter ihnen, des greisen Philemon und seiner Baucis (Abbild. S. 259).

Es scheint, daß Rubens einen Teil dieser Landschaften mehr zu seinem eigenen Vergnügen als des Gelderwerbs wegen gemalt hat, da man gerade die schönsten von ihnen noch in seinem Nachlaß vorgefunden hat. Nur durch Kupferstich ließ er sie nachbilden und verbreiten und zwar durch den genialen Schelte a Bolswert, der für die Wiedergabe dieser Landschaften mit ihren starken Lichtkontrasten, mit ihren kräftigen koloristischen Wirkungen eine besondere Begabung besaß. Das geschah unter der unablässigen Aufsicht und Nachhilfe des Meisters selbst, der, solange es ihm die Gicht, die schließlich seine Hände ergriff, gestattete, die Vorlagen für seine Kupferstecher selbst zeichnete oder doch die von seinen Schülern gezeichneten überging und dann noch die Probeabzüge von den gestochenen Platten so lange retouchierte, bis die von ihm gewünschte Wirkung herauskam.

Schon frühzeitig, etwa seit 1617, hatte er es sich angelegen sein lassen, selbst für eine würdige Reproduktion seiner Werke Sorge zu tragen und die Stiche durch Erwerbung von Privilegien in Frankreich, in den belgischen Niederlanden und in Holland gegen betrügerische Nachahmung zu schützen, damit Ehre und Gewinn, wie es nur recht und billig war, ihm allein zufielen. Zu diesem Zwecke zog er die tüchtigsten Kupferstecher Antwerpens, Lukas Vorsterman, Kornelius Galle, Paul Pontius, Boetius und Schelte a Bolswert in seinen Dienst, und unter der Einwirkung seines alle Künste befruchtenden Geistes sind diese Männer erst zu großen Stechern herangereift, deren Arbeiten auch noch nach Rubens' Tode seinen großen Stil, sein Gefühl für breite malerische Wirkungen bewahrten.

Über dieser mannigfaltigen Beschäftigung mit kleinen Dingen vergaß Rubens während des letzten Jahrzehnts seines Lebens keines-



Peter Paul Rubens: Der bethlehemitische Kindermord. (München, Pinakothek.)
(Nach einer Photographie von Franz Hanfstaengl in München.)

wegs, was er der großen Kunst schuldig war, zumal da sich die Aufträge von allen Seiten drängten. Für den König von England hatte er eine Reihe von Bildern zu malen übernommen, die, zum Schmuck der Decke im Bankettsaal des Palastes White-



Ill. D. Monatshefte. November 1898.

Peter Paul Rubens: Rudolf von

(Nach einer Photographie von Braun, Clément



Zu Rosenberg: Peter Paul Rubens.

›absburg. (Madrid, Prado-Museum.)

u. Cie. in Dornach i. E., Paris und New-York.)

Hall bestimmt, die Verherrlichung Jakobs I. zum Gegenstand hatten. Erst sieben Jahre nach der Bestellung wurden sie fertig, und er erhielt für diese Bilderreihe, bei deren Erfindung und Ausführung sein Genius keineswegs seinen höchsten Flug genommen hat, das auch für moderne Lebensverhältnisse wahrhaft fürstliche Honorar von dreitausend Pfund Sterling. Für ein Kloster in Spanien lieferte er die in großem Maßstabe gemalten Vorlagen zu zehn Gobelins, die in für unseren Geschmack sehr schwülstigen Kompositionen symbolischen und dogmatischen Inhalts den Triumph des heiligen Sakraments schildern. Auch sonst finden wir ihn noch mehrfach mit Vorlagen zu Gobelins beschäftigt, die damals als Schmuck der Wände in Kirchen, Palästen und reichen Patricierhäusern sehr begehrt waren, so daß die altberühmten Teppichwirker in Brüssel und Arras der Nachfrage kaum genügen konnten. Auch die Bilder aus dem Leben des römischen Konsuls Decius Mus, deren wir bereits gedacht haben, waren Vorlagen für Wandteppiche, und später kamen dazu noch acht Bilder mit der Geschichte des Achilles und zwölf aus der des Kaisers Konstantin, die zwar nicht mehr erhalten sind, deren Kompositionen wir aber noch nach den Skizzen und nach den ausgeführten Gobelins würdigen können.

Von der glänzendsten Seite zeigte sich Rubens' Begabung für rasche Erfindung und Ausführung auf dem Gebiete der dekorativen Malerei, als ihm der Magistrat von Antwerpen im November 1634 den Auftrag erteilte, die Leitung des künstlerischen Schmucks der Triumphstraße zum Einzuge des Kardinal-Infanten Ferdinand, des Bruders des Königs von Spanien, zu übernehmen, der nach dem am 1. Dezember 1633 erfolgten Tode der Erzherzogin Isabella ihr Nachfolger in der Statthalterschaft der Niederlande geworden war. Es handelte sich dabei in der Hauptsache um die Dekoration von aufgezimmerten Ehrenbogen und Schaugerüsten mit Gemälden und vergoldeten Statuen, von denen erstere einzelne Episoden aus dem Leben des kriegerisch erprobten Prinzen, Bildnisse seiner fürstlichen Vorfahren und Verwandten aus habsburgischem Geschlecht, allegorische Huldigungen und Schmeicheleien und dergleichen mehr zur Anschauung bringen sollten. Rubens scheint vor allem den Grundgedanken für die ganze, in der Kunstgeschichte einzig dastehende Ausschmückung und wohl auch die meisten Skizzen für die Einzelheiten entworfen zu haben, die dann von zahlreichen anderen Malern, deren Namen wir kennen, im großen ausgeführt wurden. Aber auch er selbst hat außer mehreren Bildnissen zwei große Stücke ausgeführt, die uns ein glückliches Geschick erhalten hat: die Begegnung des Königs Ferdinand von Ungarn und des Infanten Ferdinand nach der siegreichen Schlacht bei Nördlingen in der Kaiserlichen Galerie zu Wien und die schwungvolle Darstellung Neptuns, der, auf seinem Muschelwagen durch die Meereswogen gleitend, mit erhobener Hand die Stürme beschwichtigt, damit der Infant, dessen Flotte im Hintergrunde sichtbar ist, eine glückliche Fahrt habe, in der Galerie zu Dresden. Der außergewöhnliche Aufwand von künstlerischen Kräften verursachte dem Antwerpener Magistrat auch entsprechende Kosten, die ihm noch viele Jahre später schwere Sorgen machten. Aber Antwerpen hatte dafür die Genugthuung, am 17. April 1635, dem Tage des Einzuges, ein Fest gesehen zu haben, wie es seitdem die Stadt, trotz aller Bemühungen in neuester Zeit, nicht wieder erlebt hat.

Vielleicht ist aus den Studien, die Rubens damals auf die Geschichte des habsburgischen Hauses verwandte, ein jetzt im Museum zu Madrid befindliches Bild erwachsen, das jene ehrenvolle Episode aus dem Leben Rudolfs von Habsburg darstellt, die Schiller in seinem berühmten Gedicht gefeiert hat (Abbildung zwischen S. 264 u. 265). Es ist eine Seltenheit unter den Werken des Meisters, weil Rubens nur sehr wenige Motive aus der neueren Geschichte in so schlicht realistischer Form, ohne allegorische Beigaben, gemalt hat, ein Unikum sogar, weil es allein unter seinen Werken in der drolligen Haltung des dem Priester folgenden Meßners, der sich nur mühsam auf dem ihm dargebotenen Rosse des gräflichen Knappen aufrecht erhält, eine Regung des Humors zeigt, der in Rubens' Briefen nicht selten ist und den er noch drei Wochen vor seinem Tode in einem schalkhaften Gratulationsschreiben

an seinen Schüler Lukas Faidherbe offenbarte.

Die Erzherzogin Isabella hatte ihrem Hofmaler und vertrauten Ratgeber in politischen Angelegenheiten ihre Gunst bis zuletzt bewahrt. Noch wenige Jahre vor ihrem Tode — 1630 — erteilte sie ihm den Auftrag zu einem Altarbilde für eine Kapelle der Brüderschaft des heiligen Ildefonso in Brüssel, das zugleich als Gedächtnismal für ihren verstorbenen Gemahl dienen sollte. Es ist ein dreiteiliges Bild, das im achtzehnten Jahrhundert in kaiserlichen Besitz nach Wien gekommen ist und diesem Umstand seine wunderbare Erhaltung verdankt, die den Reichtum und die Pracht des von goldigem Glanze überstrahlten Kolorits zu schönster Geltung kommen läßt. Auf den Flügeln sieht man die knienden Bildnisgestalten des Erzherzogs und der Erzherzogin und hinter ihnen ihre Schutzpatrone, während auf dem doppelt so breiten Mittelbilde das Wunder des heiligen Ildefonso, eines Erzbischofs von Toledo, welcher im siebenten Jahrhundert lebte, dargestellt ist. Nach der Legende soll ihm, einem eifrigen Verteidiger des Dogmas von der unbefleckten Empfängnis, eines Morgens, als er die Kathedrale betrat, die Jungfrau, von heiligen Frauen und Engeln umgeben, auf seinem eigenen Predigtstuhl sitzend, erschienen sein und ihm zum Dank für seine Dienste ein kostbares Meßgewand „aus den Schätzen ihres Sohnes" überreicht haben. Dieser mystische Vorgang bildet den Inhalt des Bildes (Abbild. S. 261). Wohl hat ihn Rubens mit der ganzen Inbrunst eines gläubigen Künstlers, der für Gläubige malt, geschildert; aber die Hauptsache war ihm doch die Entfaltung koloristischer Reize in dem wunderbaren Spiel der von oben in reicher Fülle herabfallenden Lichtstrahlen. Der Stoff war ihm nur der Vorwand, einen Schritt weiter nach dem Ziele zu machen, das ihm während des letzten Jahrzehntes seines Lebens vorschwebte, die Farben so von Licht und Wärme durchdringen zu lassen, daß sie ihre Leuchtkraft gleichsam von innen heraus wieder zurückstrahlten, daß sie wie durchsichtig erschienen und in der Umhüllung mit Licht sich zu einem unbestimmten farbigen Schimmer verflüchtigten. Es ist das Endziel aller Malerkunst, und dieses hat Rubens wie keiner vor ihm erreicht, und die nach ihm kamen und ihn vielleicht nach irgend einer Richtung übertroffen haben, haben von ihm gelernt.

Über diesem Streben nach der vollkommensten Ausbildung seiner malerischen Fähigkeiten versäumte Rubens aber nicht, die vielleicht noch größere Kunst seiner Charakteristik weiter zu üben und auf jenem Gebiete der Malerei, auf dem er bis in die Gegenwart noch keinen Höheren gefunden hat, in der dramatischen Komposition, die Kraft seiner Phantasie aufs höchste zu steigern. Eines seiner größten Meisterwerke dieser Art, das der erste Rubenskenner unserer Zeit „das ergreifendste unter den von Rubens gemalten Dramen" genannt hat, ist gerade in der Mitte des letzten Jahrzehntes seines Lebens entstanden: „Der bethlehemitische Kindermord" in der Münchener Pinakothek (Abbild. S. 264). Es ist ein Bild, in dem wir den ganzen Rubens sozusagen konzentriert sehen, die unendliche Mannigfaltigkeit seines Könnens auf einem begrenzten Raume zu schnellem Überblick zusammengefaßt. Obwohl der Meister der Komposition das wilde Getümmel der blutdürstigen Krieger und der bis zur Raserei gebrachten, ihre Kinder wie Löwinnen verteidigenden Weiber in weiser Überlegung in drei Gruppen gesondert hat, damit nur ja jeder der vielen erschütternden Einzelzüge von heroischem Kampfesmut, von unendlichem Jammer und dumpfem Versinken in die Nacht der Verzweiflung zur vollen Anschauung komme, ist das blutige Drama doch zu einer künstlerischen Einheit durch die Frau gebracht worden, die, in der Mitte stehend, ein Sinnbild des zu Stein gewordenen hoffnungslosen Schmerzes, das blutbefleckte Linnen emporhebt, in dem noch eben erst ihr nun gemordetes Kind geruht hat. Und selbst die Natur scheint kein Mitleid mit diesem schwersten Schmerze zu haben, den ein Menschenherz ertragen kann. Denn lachendes Sonnenlicht ergießt sich vom heiteren, sommerlichen Himmel über das furchtbarste aller Trauerspiele.

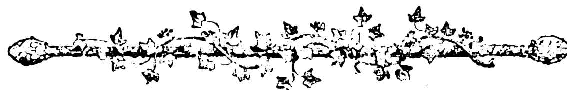
* * *

Wie Rubens schon als Jüngling, als er den ersten Schritt ins Leben, in eine weite

fremde Welt that, von der Gunst des Schicksals getragen und behütet wurde, so ist ihm diese Gunst bis an sein Lebensende treu geblieben. Es ist ihm der Schmerz erspart worden, daß er seine künstlerische Kraft sinken und zusammenbrechen sah, und wie sehr er auch zeitweilig von körperlichen Schmerzen geplagt wurde, sein Geist blieb immer rege und klar, und seine Schaffenslust, der Gedanke an seine Arbeit verließen ihn selbst im April des Jahres 1640 nicht, als ihm die Gicht härter zusetzte als gewöhnlich. In den ersten Tagen des Mai hatte er noch nicht einmal das Vorgefühl nahen Todes, und erst am 27. Mai entschloß er sich, sein Testament zu machen. Drei Tage darauf, am 30. Mai um die Mittagszeit, war seine Kraft erloschen, eine Woche vor der Vollendung seines dreiundsechzigsten Lebensjahres.

Noch am Abend wurde die Leiche vorläufig nach der Gruft der Familie Fourment in der St. Jakobskirche überführt. Die eigentlichen Leichenfeierlichkeiten fanden erst am dritten Tage nach dem Tode statt. Sie entsprachen in dem dabei entfalteten Pomp der Würde des Mannes, den seine Zeitgenossen den „Fürsten unter den Malern“ genannt hatten. Die Rechnungen über die Ausgaben für den Schmuck der Kirche, die Geistlichkeit, die Spenden an Kirchen, Klöster und Arme und namentlich auch für die verschiedenen Leichenschmäuse, die für die Genossenschaften, denen Rubens angehört hatte, veranstaltet wurden, sind uns erhalten. Es war vlämische Sitte, und es darf darum nicht auffallen, daß selbst dem Magistrat von Antwerpen im Stadthause ein Prunkmahl bereitet wurde, das den Hinterbliebenen zweihundertfünfzig Gulden, nach unserem Gelde etwa zweitausend Mark, gekostet hat. Erst im Jahre 1644 fand der Sarg mit Rubens' Überresten seine dauernde Stätte in einer eigenen Kapelle im Chor der Jakobskirche, die seine Erben hatten erbauen lassen, nachdem sie noch einige Tage vor seinem Tode seine Zustimmung dazu, die er in seiner Bescheidenheit jedoch nur zögernd gab, eingeholt hatten. Den schönsten Schmuck für diese reich ausgestattete Kapelle hat er noch selbst gestiftet: ein in den letzten Jahren seines Lebens mit staunenswertem Reichtum des Kolorits gemaltes Altarbild, das die thronende Madonna darstellt, der sich anbetend heilige Männer und Frauen nahen, zuletzt der gepanzerte Ritter Georg mit flatterndem Panier, dem Rubens seine eigenen Züge, die des frühzeitig alt und welk gewordenen Mannes, gegeben hat.

Nach menschlichem Ermessen hat er uns gegeben, was ein Künstler überhaupt zu geben vermag. Man kann sagen, daß er mit dem ihm gewordenen Pfunde so redlich gewuchert hat wie kein Künstler vor ihm und wie keiner nach ihm. Es ist wenigstens keiner aufgetreten, der ihn an Universalität übertroffen hätte. In der für ein menschliches Auge kaum erfaßbaren Reihe seiner Bilder hat er uns „vom Himmel durch die Welt zur Hölle“ geführt, und wenn man die beiden Künstler nennt, die so glücklich waren, ihre Kunst bis in die letzten Tiefen erschöpft und damit den Weg von Jahrhunderten erleuchtet zu haben, nennt man neben Raphael den Namen Rubens. Raphael und Rubens bedeuten uns zugleich ein Höchstes in der Kunst, den Gebildeten wie dem schlicht empfindenden Volke: in Raphael hat sich uns das höchste Ideal der schönen Form und der seelischen Schönheit erfüllt, in Rubens das Ideal der schönen Farbe und des Lichtes, getragen von den tiefsten und stärksten Empfindungen des menschlichen Herzens.





Der Tod im Schoße der Erde.

Ein Beitrag zu den Schlagwetter-Katastrophen der jüngsten Zeit

von

Kurt Kreusner.

Wenn im Liede oder Märchen die Thätigkeit des Bergmanns geschildert wird, wie er tief unten im Reiche der Gnomen und Zwerge mit kräftigem Arme die Axt schwingt, um gleißende Erzstufen zu brechen und den widerwilligen Geistern der Unterwelt ihre neidisch gehüteten Schätze zu entreißen, und wie sich dann, wenn er zu Tage fährt, aus seiner sangesfreudigen Brust ein lautes „Glück auf" losringt, mit dem er den Himmel wieder begrüßt, so erscheint uns seine Thätigkeit im verklärenden Lichte der Poesie, mit welchem man nur gar zu gern alles das idealisiert, was im Leben rauh und häßlich ist. Denn in Wahrheit ist das Leben des Bergmannes hart und gefahrenvoll wie das keines anderen, und aus den finsteren Schächten und Stollen grinst ihm tagtäglich der Sensenmann Tod in der fürchterlichsten Gestalt entgegen.

Das entsetzliche Unglück auf der Zeche Karolinenglück bei Bochum, welchem hundertdreizehn blühende Menschenleben zum Opfer fielen, ist seit einer langen Reihe von Jahren das größte, welches sich auf deutschen Gruben ereignet hat, und lenkt die Aufmerksamkeit aufs neue auf die dem Bergwerksbetrieb durch schlagende Wetter drohenden Gefahren und die zur Verhütung von Unglücksfällen bestehenden Sicherheitsvorrichtungen.

Zwei Parteien stehen sich da in allen Fällen scharf gegenüber: auf der einen Seite die Arbeiter, welche behaupten, daß die Grubenbesitzer und -Gesellschaften einem reichlichen Erträgnis zuliebe es versäumen, die Schutzvorrichtungen auf den dem technischen Können der Gegenwart möglichen Gipfel der Vollendung zu bringen, und auf der anderen Seite die Eigentümer der Bergwerke, welche behaupten, daß das unvorsichtige Umgehen der Arbeiter mit der Sicherheitslampe die Unglücksfälle verschulde.

Es ist im Publikum wenig bekannt und verdient zum Zwecke einer gerechten Beurteilung hervorgehoben zu werden, daß die schlagenden Wetter durchaus nicht die häufigste Ursache für tödliche Unfälle im Bergwerksbetrieb sind. Auch wo nicht auf Kohlen gegraben wird, ereignen sich Unfälle in großer Zahl durch Steinsturz, und so kommt es, daß nach einem langjährigen Durchschnitt von allen in preußischen Kohlenbergwerken sich ereignenden tödlichen Verunglückungen nur zwölf Prozent durch schlagende Wetter verschuldet werden. Wenn man nun einen Vergleich mit den entsprechenden Ziffern anderer Länder zieht, so ergeben sich zwei interessante Thatsachen. Die absoluten Unfallsziffern für Deutschland sind nämlich leider bedeutend höher als in unseren Nachbarländern, nämlich um die Hälfte größer als in England und Belgien und doppelt so groß als in Frankreich, und zwar wegen der eigentümlichen Lagerung der deutschen Kohlenflöze, bei deren Abbau sich Gesteinstürze viel leichter ereignen als in ausländischen Gruben. Dahingegen ist die Schlagwettergefahr in deutschen Gruben geringer als überall anderswo; denn während bei

uns von hundert Todesfällen in Kohlenbergwerken nur zwölf durch Schlagwetter verursacht werden, sind in Österreich über dreizehn, in Belgien neunzehn, in Frankreich zweiundzwanzig, in England aber gar vierundzwanzig auf diese Ursache zurückzuführen.

Das gefürchtete Gas der schlagenden Wetter, das Methan oder Grubengas, entwickelt sich zwar vorzugsweise in Steinkohlenbergwerken, aber auch dort, wo Braunkohlen, Petroleum und Steinsalz in den Tiefen der Erde lagern. Die mannigfachen geologischen Schichten, welche sich im Laufe ungezählter Millionen von Jahren wie die Altersringe eines Baumes um den Erdkern gelagert haben, sind der ungeheure Friedhof alles dessen, was je auf Erden lebte und grünte. Bei den zahlreichen Katastrophen, deren Schauplatz die Erde in altersgrauen Tagen war, als eine an Kohlensäure reichere Atmosphäre eine Lebewelt hervorrief, von deren Üppigkeit wir uns heute kaum eine Vorstellung machen können, ging häufig die Tier- und Pflanzenwelt einer ganzen Erdepoche auf einmal zu Grunde. In anderen Fällen wurden Tier- und Pflanzenleichen großer Bezirke durch die Gewalt der Wasserströmungen an bestimmten Orten zusammengeschwemmt, und darüber legte sich eine neue Erdschicht, unter welcher die organische Materie unter Luftabschluß einem langsamen Zersetzungsprozeß anheimfiel. So wurde die Pflanzenwelt längstvergangener Zeiten das Ausgangsmaterial für die Bildung der Stein- und Braunkohle, und aus den Tierkadavern bildete sich das Petroleum. In beiden Fällen aber entstanden aus den Fetten und Ölen der vergrabenen Lebewelt auch gasige Kohlenwasserstoffverbindungen, nämlich Zusammensetzungen von Kohle und Wasserstoff.

Von diesen Stoffen, deren die moderne Chemie bereits mehrere hundert kennt, ist das aus einem Atom Kohlenstoff und vier Atomen Wasserstoff bestehende Grubengas die einfachste und häufigste. Noch heute bildet es sich, wie die erhöhte Temperatur der Kohlenbergwerke beweist, langsam in mehr oder minder bedeutenden Mengen. Da es farblos und geruchlos ist und auch, wenn es nicht in gar zu großen Mengen auftritt, die Atmung nicht behindert, entzieht es sich leicht der Wahrnehmung. Ein großer Teil des Gases entweicht, weil es leichter ist als Luft, von selber nach oben durch die Schächte. Wo aber blind endigende, schräg nach aufwärts führende Stollen sind und Gänge, welche von einem höchsten Scheitelpunkte nach beiden Seiten stark abfallen, dort wird die Leichtigkeit des Gases zur großen Gefahr. Denn es sammelt sich dann an solchen Stellen in größeren Mengen an und verursacht, wenn es sich mit Luft mischt und entzündet wird, die bekannten schrecklichen Explosionen. Die Gefahr beginnt, sowie siebeneinhalb Prozent des Gasgemenges aus Methan bestehen, erreicht ihr Maximum bei etwa elf Prozent und hört jenseits von vierzehneinhalb Prozent wieder auf.

Die hohen Entschädigungssummen, welche nach Vorschrift der deutschen Gesetzgebung den Hinterbliebenen zu zahlen sind, und nicht zum mindesten die böse Stimmung in der öffentlichen Meinung, welche Platz greift, wenn der Verdacht begründet ist, daß aus Sparsamkeitsrücksichten etwas zur Sicherung des Lebens der Bergarbeiter Dienendes versäumt worden ist, haben eine große Menge von zum Teil sehr teuren Schutzvorrichtungen gegen Schlagwettergefahr ins Leben gerufen. Eigene Wetterschächte führen nach sonst nur schwer ventilierbaren Teilen der Kohlenbergwerke; automatisch wirkende Apparate zeigen durch elektrische Signale an, sobald der Gehalt der Grubenluft an explosivem Gas eine bestimmte Grenze überschreitet; mächtige Maschinen führen durch lange Röhrenleitungen den entlegenen Teilen der Bergwerke frische Luft zu und saugen die verdorbene auf, und die nach ihrem Erfinder benannten Davyschen Sicherheitslampen werden auf das beste in stand gehalten.

Das Wesentliche in der Einrichtung einer derartigen Lampe besteht darin, daß überall dort, wo die Flamme der Lampe nicht vom Glas des Cylinders umgeben ist, ein feinmaschiges Drahtnetz angebracht ist, welches zwar nicht den Austritt der Verbrennungsgase verhindert, aber ein Hinausschlagen der Flamme in die mit explosiven Gasen gefüllte Luft der Grube nahezu unmöglich macht. Zu diesem Zwecke ist die Lampe unten, wo die den Verbrennungsprozeß unterhaltende Luft eintritt, und oben, wo die Verbrennungsgase entweichen, mit einem feinen

Drahtnetz umgeben, welches nach dem in Deutschland üblichen Lampentypus hundertfünfzehn Drahtquadrate auf den Quadratcentimeter enthält. An diesem Drahtnetz, um welches man in besonders gefährlichen Gruben noch ein zweites größeres spannt, erfahren die hochtemperierten Verbrennungsgase eine so starke Abkühlung, daß eine Entzündung des im Grubenraume vorhandenen Methans zur Unmöglichkeit wird.

Sind schlagende Wetter in größerer Menge vorhanden, so fängt die Sicherheitslampe an, schlecht zu brennen und zu rußen, weil der zur Verbrennung notwendige Sauerstoffgehalt der Luft herabgesetzt ist; die herabgeschraubte Lampe brennt am Boden des Grubengases nur mit kleiner Flamme; ihr Lichtkegel wird jedoch immer länger, je höher die Lampe in die methangeschwängerten oberen Luftschichten emporgehoben wird, und bei größerem Gehalt an Grubengas rufen die von unten in die Lampe eintretenden kleinen Gasmengen leichte, meistens unschädliche Explosionen oder Verpuffungen hervor, welche häufig die Lampe zum Auslöschen bringen und den Bergmann warnen, daß Gefahr im Verzuge ist, und daß er so bald wie möglich zu Tage fahren muß.

Hier ist aber der Punkt, wo menschliche Sorglosigkeit und Unvorsichtigkeit die meisten Katastrophen verschuldet. Wer tagtäglich von dräuenden Gefahren umgeben ist, vor denen er anfangs zurückgeschreckt ist, vergißt endlich die Nähe des Todes oder achtet die Gefahren, denen er vielleicht viele hundertmal durch Zufall und Glück entronnen ist, schließlich zu seinem eigenen Verderben für gering. Der Umstand, daß der Lohn vielfach von der Menge der geförderten Kohle abhängt, veranlaßt ihn, keine Zeit zu versäumen und an Ort und Stelle die Lampe zu öffnen und wieder anzuzünden, und nun erfolgt die menschenmordende Katastrophe, falls Wetter vorhanden sind. Mit ungeheurer Schnelligkeit und Gewalt, welche durch den überall vorhandenen feinen Kohlenstaub noch vermehrt wird, entzündet sich das Gasgemenge. Ein Flammenmeer, in welchem eine Temperatur bis zu zweitausendzweihundert Grad Celsius herrscht, zuckt durch die Grube, soweit sie mit Wettern gefüllt war. Die Luft, welche durch die plötzliche Erhitzung auf das vielfache ihres bisherigen Rauminhalts ausgedehnt wird, wirft alles, was steht, nieder, und eine gewaltige Rauch- und Staubsäule, welche dicht hinter der über Tag nur schwach hörbaren Explosion folgt, zeigt den oben Befindlichen an, daß wieder einmal tief unten im Erdenschoße ein furchtbares Unglück sich ereignet hat. Sofort verläßt die Belegschaft der entfernteren Teile der Grube, bis zu welchen die Explosion nicht gereicht hat, die Arbeit, um schleunigst zu Tage zu fahren, und glücklich können sie sich schätzen, wenn sie nicht von den giftigen Nachschwaden erreicht werden. Denn was der Flamme nicht zum Opfer fiel, ist immer noch von den rasch sich verbreitenden, zumeist aus Kohlensäure bestehenden gasförmigen Erzeugnissen der Explosion bedroht, in welchen jeder erstickt, der sich nicht mehr in reinere Luft zu retten vermag.

Angesichts solcher Katastrophen verlangen die Grubenlampen, so gut sie bei richtiger Handhabung auch ihre Schuldigkeit thun mögen, eine gründliche Umgestaltung, damit der Bergmann sie in der Grube nicht mehr beliebig öffnen kann, um die etwa ausgelöschte Flamme zu entzünden. Modelle von Lampen, welche durch eine im Inneren angebrachte automatische Zündvorrichtung wieder in Brand gesetzt werden können, ohne die Lampe zu öffnen, sind in letzter Zeit mehrfach konstruiert worden, und die Elektrotechnik von heute liefert durch Accumulatoren gespeiste Lampen von so geringem Gewicht, daß der Einführung nichts weiter im Wege mehr steht als der Kostenpunkt, der ja aber, wo es sich um teure Menschenleben handelt, keine Rolle spielen darf.

Es wäre nun ein höchst ungerechter Vorwurf für die Arbeiter, zu behaupten, daß deren Unvorsichtigkeit die alleinige Schuld an den Unfällen trüge. Ein nicht unbedeutender Teil fällt vielmehr auf Rechnung der zum Zwecke der Gesteinsprengung vorgenommenen Schießarbeiten, für welche nur sogenannte flammensichere Sprengstoffe und Zündmittel zugelassen werden sollten, wenn sie nun schon gar nicht zu umgehen sind.

Interessant ist die Thatsache, daß das Wetter über Tage, namentlich aber die wechselnden Barometerstände von bedeutendem Einfluß auf die Häufigkeit der schlagen-

den Wetter sind. Fast sämtliche derartige Unglücksfälle ereignen sich zu Zeiten niedrigen Barometerdruckes. Das geringere Gewicht des Luftmeeres, welches sich im tiefsten Schacht ebenso bemerkbar macht wie auf der Erdoberfläche, ist die Ursache, daß dem Erdinneren die verderbenbringenden Gase in viel größeren Mengen entströmen als unter hohem Barometerdruck. Stürmische Wetterperioden und Gewitterzeiten, während welcher das Barometer meistens in kurzen Zeiträumen großen Schwankungen unterworfen ist, fallen daher oft mit Schlagwetterkatastrophen zusammen. Ihre Abhängigkeit von den Mondphasen, wie sie Falb behauptet, steht aber auf ebenso schwacher Grundlage wie die Wetter- und Erdbebentheorie dieses nicht verdienstlosen, aber doch einseitigen Forschers.

Ein böser Tag in dem Kalender der Bergwerksunglücke ist der Montag. Die Müdigkeit und Unachtsamkeit vieler, namentlich unverheirateter Arbeiter nach einem im Besitze des Wochen- oder Halbmonatslohnes nicht zur Erholung, sondern zu ausschweifenden Vergnügungen verwendeten Sonntage spielt hier vielleicht die geringere Rolle; aber während des teilweisen oder gänzlichen Stillstandes des Betriebes durch vierundzwanzig Stunden können sich oft Gase in gefahrdrohenden Mengen angesammelt haben, welche bei gleichmäßig fortbetriebener Arbeit rechtzeitig entfernt worden wären.

Endlich ist nach dem Gutachten aller Sachverständigen die lange Dauer der Schichten eine reiche Quelle aller Unfälle. Die achtstündige Arbeitszeit ist trotz aller dafür sprechenden Umstände noch immer nicht allgemein zur Durchführung gebracht worden, und da obendrein meistens im Accordlohn gearbeitet wird, kommt es dahin, daß Häuer wie Schlepper gegen Ende der langstündigen Schichten einerseits nicht mehr die geistige Spannkraft besitzen, um alle Vorsichtsmaßregeln genau zu beobachten, andererseits aber im Bestreben, ihren sauer erworbenen Lohn möglichst zu erhöhen, Hals über Kopf darauf los arbeiten.

Wenn trotz der Vervollkommnung der Sicherheitsvorrichtungen die Unfälle keine nennenswerte Verminderung erfahren haben, so fällt zur Erklärung dieser eigentümlichen Erscheinung auch noch der Umstand ins Gewicht, daß der Bergbau von heute gezwungen ist, ungleich größere Tiefen aufzusuchen als früher, und daß mit diesen auch die Gefahr wächst. Alle Unfälle aus der Welt zu schaffen, ist freilich ein unerfüllbarer frommer Wunsch. Am Ende unseres Jahrhunderts aber, dem die mit Kohle geheizte Dampfmaschine ihren Stempel aufgeprägt hat, bleibt der frohe Ausblick auf das neue Jahrhundert, welches im Zeichen der jetzt noch in den Kinderschuhen steckenden, aber riesenhaft anwachsenden Elektricität steht. Denn diese ist nicht ausschließlich auf die Kohle angewiesen. Die zahllosen Wasserkräfte, welche man jetzt anfängt auszunützen, und die ungeheure Kraft der strahlenden Sonne, welche man sich unzweifelhaft ebenfalls in absehbarer Zeit dienstbar machen wird, führen im Verein mit der leichten Übertragbarkeit des elektrischen Stromes das Bild einer Zukunft vor Augen, in welcher statt der Kohlen eben diese geradezu unerschöpflichen Naturkräfte der Menschheit Licht und Wärme und Energie liefern werden, und damit wird eine wesentliche Ursache der traurigsten Unglücksfälle wenn nicht gänzlich beseitigt, so doch jedenfalls wesentlich beschränkt sein.





Die sicilianische Volkspoesie.

Von

Heinrich Schneegans.

Wer Sicilien nur einigermaßen kennt, wird gewiß das eine oder andere Mal abends, wenn er über die vom Monde hell erleuchteten Straßen eines bewohnten Ortes ging, in einer dunklen Ecke unter einem Balkon einen Jüngling bemerkt haben, der, auf der Violine oder Guitarre sich begleitend, ein Lied sang, das wie ein eintöniges Recitativ klang. Hat er dann einen Einheimischen gefragt, was der Jüngling mit seinem Liede bezwecke, so wird man ihm gewiß geantwortet haben, es handle sich um die „cugghiuta d'amuri", um das „Pflücken der Liebe"; nach gewohnter Sitte bringe der Jüngling seinem Liebchen ein Ständchen dar.

Da in Sicilien die Frauen ähnlich wie im Morgenlande meistens eingeschlossen gehalten werden, entspinnen sich die Liebesverhältnisse gewöhnlich vom Balkon aus. Geht ein Jüngling unter dem Balkon des Mädchens, das ihm gefällt, vorüber und streicht er dabei mit der Hand oder dem Taschentuch über seine Lippen und antwortet das Mädchen von oben in derselben Weise, so haben sich beide verstanden und sich gegenseitig ihre Liebe erklärt. Mehr braucht es nicht zum Beginn eines Romans, welcher wie der von Romeo und Julia oder der von Othello und Desdemona enden kann. Seinen Hof macht der Liebende aber gewöhnlich, indem er nachts, mit Freunden oder allein, vor die Fenster seiner Geliebten zieht und unter Guitarrenspiel seine Liebeslieder singt.

Woher nimmt er aber seine Liebeslieder? Er schöpft einfach aus dem nimmer versiegenden unendlichen Born der Volkspoesie, und je nach den näheren persönlichen Verhältnissen, von denen er singen will, modifiziert er ein bekanntes Lied nach dieser oder jener Richtung, oder dichtet sich einfach nach dem Muster jener bekannten ein neues, das auf seine Verhältnisse besser paßt. Und es macht ihm dies keine besondere Schwierigkeit. Wer in Sicilien gewesen ist, weiß, wie poetisch beanlagt das Volk dort ist. Kein italienischer Volksstamm kann sich in dieser Beziehung dem sicilianischen an die Seite stellen. Ist doch ein berühmter italienischer Forscher, Professor d'Ancona, der ein Werk über die italienische Volkspoesie geschrieben hat, sogar der Ansicht, daß Sicilien überhaupt die Wiege des italienischen Volksliedes ist, welches von der Insel ausgehend zuerst den Süden Italiens, dann sogar Mittelitalien, nachdem es die dialektische Form abgestreift, poetisch befruchtet habe. Wie dem auch sein mag, wer in das sicilianische Volksleben eingedrungen ist, wird die Leichtigkeit bewundert haben, mit welcher dort die Leute aus den niedersten Volksschichten sowohl selbst dichten als auch die Gedichte anderer nachzuempfinden und zu beurteilen verstehen. Auch ich machte die Erfahrung, als ich vor einigen Jahren in Sicilien, mit einer sprachlichen Arbeit beschäftigt, nach Texten suchte, in denen die Volkssprache besonders geeigneten Ausdruck findet, und dabei die sicilianischen Volkslieder kennen lernte, die heutzutage in mehrfachen Sammlungen im Druck vorliegen. Noch mehr kam mir aber dies zum Bewußt-

sein, als ich mich selbst daran machte, Lieder aus dem Volksmunde zu sammeln. Ich war ebenso überrascht, zu sehen, welche Menge von Gedichten die Leute, an die ich mich wandte, wußten, als auch daß sie ein poetisches Verständnis und eine poetische Empfindung an den Tag legten, welche wir vergeblich in denselben Bevölkerungsschichten bei uns suchen würden. Sie hatten auch für unklare Stellen, wie sie in den Volksliedern so häufig vorkommen, sofort Erklärungen zur Hand, die vielleicht nicht immer richtig waren, aber jedenfalls den Beweis lieferten, daß ihre Phantasie rege arbeitete und sich Aufschluß über alles Dunkle selbst zu verschaffen suchte.

Von dieser sicilianischen Volkspoesie, die ich auf diesem Wege kennen lernte und die von der unserigen so sehr verschieden ist, möchte ich versuchen, im nachfolgenden eine Skizze zu entwerfen.

Die bekannteste, beliebteste und bedeutendste Gattung der sicilianischen Volkspoesie ist die canzuni, das Liebeslied; es entspricht dem toskanischen rispetto. In Caltanisetta führt es den Namen strambottu, am Ätna sturnellu. Es besteht aus acht Elfsilbnern mit abwechselnden Reimen oder Assonanzen (denn manchmal sind die Reime sehr wenig genau; es kann z. B. vivu mit finu reimen). Hier und da wird die Strophe auch auf sechs oder vier beschränkt, manchmal auch, aber seltener, auf zehn oder zwölf ausgedehnt. Der Singende macht gewöhnlich nach dem vierten Verse eine Pause, denn er hält das Lied für regelmäßig in zwei Teile geteilt. Er macht manchmal seine Bemerkungen während dieser Pausen; wenn er ein Fuhrmann ist und singt, während er neben dem Wagen einherschreitet, ruft er accá, um seinen Esel anzutreiben; wenn er Bootsmann ist, taucht er sein Ruder ins Meer und fährt erst dann wieder fort, wenn er, das Ruder hoch haltend, das Boot auf dem Meere dahingleiten läßt — die canzuni ist von allen sicilianischen Liedern das häufigste, das beliebteste, und hat jedesmal die Liebe zum Gegenstand.

Welcher Art ist aber diese Liebe? — Wir können wohl sagen, sie ist ganz sicilianisch, glühend, heftig, leidenschaftlich. Wer einmal von Amors Pfeil getroffen ist, hat für die übrige Welt kein Interesse mehr; der Gedanke an die Geliebte verläßt ihn nicht mehr; die Liebe macht ihn alles vergessen, sogar das Vaterunser, das Ave Maria, das man im frommen Sicilien sonst nie vergißt; der Liebende verirrt sich sogar, wenn er zur Messe geht. Und seine Liebe ist unermeßlich. Das Feuer seines Herzens ist ein Brand, dessen Funken bis zum Himmel hinaufsprühen; der ganze Schnee des Winters, das Wasser des Meeres würden nicht genügen, ihn zu löschen.

Stets finden wir in den sicilianischen Gedichten derartige ungeheuerliche Übertreibungen. Die Geliebte wird in den Augen des Liebenden sofort die wichtigste Person der Welt. Der Papst, so singt er, hat sie bei ihrer Geburt mit dem Wasser des Jordans getauft. Ihr Name ist überall bekannt, bis nach Neapel, Rom und Marseille. Die drei Könige aus dem Morgenland bringen ihr die kostbarsten Geschenke; drei Adler fliegen bei ihrer Geburt aus, um der ganzen Welt das Ereignis zu verkündigen. Gott selbst, welcher sie vom Himmel herunter auf die Erde geschickt hat, um die Sterblichen zu trösten, ist in ihre Schönheit ganz verliebt. Diese Hyperbel reicht schon an Lästerung; die stärkste Übertreibung, die ich aber je gefunden habe, ist diese: Um zu sagen, daß die Schönheit seiner Geliebten alles übersteigt, singt der Jüngling: „Schöner als sie ist keine unter der Sonne; schöner ist sie als ihre eigene Schönheit.“

Vom ästhetischen Standpunkte aus können solche Hyperbeln, die uns zum Lachen zwingen, nicht als Schönheiten gelten; vom kulturellen Standpunkt aus sind sie interessant. Wenn uns aber solche Lieder komisch vorkommen, so finden wir neben ihnen auch wirkliche poetische Kleinodien. So z. B. jenes einfache und naive Lied über den Adler, das in zahlreichen Spielarten in Sicilien zu finden ist. „Es giebt einen wunderschönen Adler in diesem Lande; er ist so schön, daß man ihn nicht fangen kann. Barone, Marchesi, Kavaliere sind gekommen mit ihrem vielen Geld. All ihr Geld ist drauf gegangen. Den Adler haben sie nicht fangen können. Ich habe ihn seit meiner Kindheit geliebt, der Adler ist in meine Hände gekommen.“ Oder zum Beispiel jenes von Pitrè gefundene, in seiner Einfachheit und

Naivetät reizende Lied. Ein junger Mann aus Termini erinnert seine Geliebte an die schöne Zeit, in welcher sie sich ihre Liebe erklärt haben: „Erinnerst du dich noch an die Zeit, wo wir zusammen tanzten, an den Abend, wo wir zusammen spielten; in die Augen schauten wir uns beide, wir wurden rot im Angesicht und lachten dann, und tanzend, tanzend seufzten wir; wir ergriffen einander bei der Hand und drückten sie uns. Denkst du auch daran, wie wir zusammen aßen, auf dem Tischtuch, welches wir ausbreiteten?"

Auch der Sicilianer singt, wie der Deutsche, wenn er verliebt ist: O Gott, wenn ich ein Vöglein wäre, so flöge ich zu dir, mein Kind, oder er bittet die Vögel, welche durch die Luft dahinfliegen, seiner Geliebten Briefe zu bringen. Bald bittet er ein Täubchen darum, bald einen Adler, bald eine Schwalbe; er reißt ihr eine Feder aus dem Flügel, um damit einen Brief zu schreiben, und als Siegel drückt er sein eigenes Herz darauf. Aber das ist ihm nicht genug. Um stets bei der Geliebten zu bleiben, möchte er ihr Halsband sein, um sie den ganzen Tag umarmen zu können; ja, er hat noch seltsamere Wünsche, er möchte, daß sie krank sei, damit er sie, ohne Aufsehen zu erregen, besuchen könne, und er wäre überglücklich, wenn er sähe, wie sie nach langer Krankheit die Augen wieder aufthäte.

Manchmal sind die Wünsche des Liebenden viel prosaischer. So spricht ein praktisch angelegter junger Mann in einem Gedichte den Wunsch aus, er möchte ganze Goldberge besitzen, die Münze von Messina, den Schatz des Großtürken und vierhundert Unzen Renten im Jahr, dann könnte er dem Mädchen gefallen, in welches er verliebt ist.

Und da wir nun einmal von komisch anmutenden Gedichten sprechen, so können wir auch dieses citieren. Ein junger Mann aus Caltavuturo, der in die Frau eines anderen verliebt ist, geht nach Rom, um beim Papst zu beichten. „Ich kam nach Rom," sagt er, „und Gott sei gelobt, mit dem heiligen Vater habe ich gesprochen. Er sagte mir: ‚Was hast du, mein Sohn?' — ‚Vater, ich bin verliebt.' — ‚Diese Sünde vergebe ich dir,' antwortete er, ‚denn die Frauen anderer zu lieben, ist keine Sünde, und wenn ich nicht der heilige Vater selbst wäre, so würde ich mich noch besser als du mit der Liebe abgeben.'"

Aber so hoher Gönner die Liebe sich in Sicilien auch zu erfreuen scheint, so sehr auch der stets blaue Himmel und die ewig leuchtende Sonne ihr zuzulächeln scheinen, es giebt doch auch in Sicilien finstere Tage, an denen die Liebe weint und verzweifelt. Für die Sicilianer noch mehr als für andere Sterbliche gilt das Wort unseres Goethe: „himmelhochjauchzend, zu Tode betrübt!" Aber natürlicherweise finden wir bei einem Volke von so heißem Temperament wie das sicilianische nicht eine weiche, sanfte Melancholie wie bei uns. Der Sicilianer weint nicht; er gerät in Wut und Raserei. Und der Sicilianer ist in der Liebe leicht unglücklich. Pitrè, der beste Kenner Siciliens, meint, daß kein italienischer Volksstamm so mißtrauisch angelegt sei wie der sicilianische. Schon die Römer sagten von den Sicilianern, sie wären ein „genus suspicosum". Der Argwohn, das Mißtrauen schließt aber die Eifersucht in sich. Auch wenn er in der Liebe glücklich ist, ist der Sicilianer doch auf alles mögliche eifersüchtig. Es ist freilich ein Scherz, wenn er sagt, daß er auf die Wände des Hauses seiner Geliebten, auf die Steine, über welche sie wandle, auf das Wasser, mit dem sie sich wasche, eifersüchtig sei. Aber Scherze wie diese, welche so häufig in den Volksliedern wiederkehren, zeigen uns deutlich, daß für ihn die Liebe von der Eifersucht nicht getrennt bleiben kann. Und diese Eifersucht, dieses Mißtrauen, welche ihn stets quälen, machen ihn nach einiger Zeit ganz unglücklich. Der Gruß seiner Geliebten scheint ihm nicht mehr so ausdrucksvoll wie früher, ihr Blick übt auf ihn nicht mehr denselben Zauber aus, sie begegnet ihm, so denkt er sich, nicht mehr so freundlich wie früher. Warum, fragt sich der arme Liebende, warum? Es kann kein Zweifel sein; sie betrügt ihn. Und diese Gedanken lassen ihm keine Ruhe; er klagt, er droht, er flucht, und, seinem trotzigen, stolzen Charakter gemäß, beginnt er bald so sehr zu hassen, wie er vorher geliebt hat. Das Lob, das er mit vollen Händen ausschüttete, verwandelt sich in Tadel;

der Hymnus, den er anstimmte, wird zur Satire. Mit seinen Serenaden fährt er freilich fort, aber um Liebe handelt es sich darin nicht mehr; mit ironischen Sticheleien verfolgt er seine Geliebte. Wo sind sie hin, deine Versprechungen, fragt er, was ist aus der unbezwinglichen Liebe geworden, die du mir zeigtest? Das war alles Heuchelei, alles Verstellung? Du glühtest wie Feuer, und nun bist du zu Eise erstarrt? „Als du weiß warst und blond, da küßte ich dich, und du warst zart und süß, jetzt bist du schwarz wie Pech und bitterer als Aloe!" Und wenn er etwa einen Rivalen zu entdecken glaubt, dann kennt er sich nicht mehr vor Wut: „Gehe schnell und schau nicht mehr um dich. Wenn du ein andermal hier vorbeikommst, schieß ich dir eine Kugel vor die Stirn."

Drohungen, mehr oder weniger offen, finden sich in jedem Liede dieser Art. Sollten ihm die Eltern des Mädchens einen anderen vorziehen, dann würde der Tag, so droht er, mit Messerstichen endigen. Und seine liebe Freundin, von der er sagte, sie sei schöner als ihre eigene Schönheit, was wird sie für ihn? Ist sie ihm nicht treu gewesen, oder hat sie hinter seinem Rücken Schlechtes von ihm erzählt, so läßt er sie ihre Verleumdungen teuer bezahlen. Wir haben Mühe, uns vorzustellen, daß Gedichte wie das folgende unter dem Fenster eines Mädchens, auch aus dem Volke, gesungen werden können. „Gehe, du alte zerrissene, mit Öl besudelte Schlappe; du hast mir sagen lassen, daß du mich willst, spring nur ins Meer und tauche unter, so kannst du dich ordentlich waschen. Dann laß ich dir schon sagen, ob ich dich will. Und wenn ich dich nicht will, nun, dann desto schlimmer für dich!"

Und das Mädchen ist nicht weniger rücksichtslos gegen den Mann, der sie betrogen hat. Auch sie erspart ihm keine Beschimpfungen, und diese Beschimpfungen nehmen sich im Munde einer Frau noch viel schrecklicher aus als in dem eines Mannes. In Sicilien kennt man keine Grenzen, weder in der Liebe noch im Haß. Und welch ein Unterschied zwischen dem Ausdruck derselben Empfindungen in Sicilien und in Toskana! Auch betrogen ist die Toskanerin stets höflich. Sie singt z. B.: „Du Barbar, der du so undankbar bist, wo ist die Treue hin, die du mir versprochen hattest? Eines Tages schwurst du vor meinen Augen, daß du mich stets lieben und mich niemals lassen wolltest. Jetzt bist du in eine andere verliebt, und meine Schmerzen rühren dich nicht." Die Sicilianerin dagegen kennt sich in ähnlicher Lage nicht mehr vor Wut und ruft aus: „Ich speie auf dich, ich will nichts mehr von dir wissen, ich verabscheue dich. Verflucht sei die Zeit, in der ich dich liebte! Wenn es mir gerade in den Sinn kommt, spucke ich auf die Hand, mit der ich dich berührte; und wenn ich dich zufällig bei der Messe sehe, so stehe ich auf und gehe, ohne Messe zu hören, weg. Ich danke Gott und lobe ihn dafür, daß ich dir die Freundschaft gekündigt habe."

Aber die Leidenschaft in der Liebe ist nicht der einzige eigenartige Zug des sicilianischen Volkscharakters, und demgemäß drückt sich die Volkspoesie in Sicilien nicht bloß im Liebesliede aus. Der Sicilianer zeichnet sich durch scharfe Beobachtungsgabe aus, er sieht sehr leicht das Lächerliche der Menschen und der Dinge, und da beißender und stechender Witz ihm zu Gebote stehen, so macht er sich über die Fehler und Thorheiten und Irrtümer der Menschen und Dinge mit Vorliebe lustig. Höflich ist er nicht oder zurückhaltend in Ausdrücken und Worten, aber es fehlt ihm nicht an einer gewissen Grazie und Anmut. So begegnen wir denn in der sicilianischen Volkspoesie satirischen Gedichten des verschiedensten Inhalts. In den einen verspottet der Sicilianer die Frauen, sowohl die jungen, welche Charaktereigenschaften vorspiegeln, die sie doch nicht haben, als die alten, welche sich jung stellen und ihr Alter verbergen; in anderen lacht er über die Richter, welche die Gerechtigkeit verkaufen; in anderen endlich macht er sich lustig über die armen Bauern, deren Dummheit arg mitgenommen wird. Diese Lieder drücken sich oft so prägnant aus, sie haben so besondere Vorkommnisse im Auge, daß wir Mühe haben, sie zu verstehen, wenn wir die näheren Verhältnisse nicht kennen. Ich möchte das an dem Beispiel eines Gedichtes klar machen, das ich in Messina entdeckte und dessen Entstehung ich erfuhr. Es hat folgenden Inhalt: „Welch barbarischer Betrug, welche Tyrannei! Kohlenstengel möchte man

essen! Welch barbarischer Betrug, der uns zu Ohren kommt! Man kann es nicht glauben. So schlimm steht es damit. Wie kann es sein, liebe Lise, daß du dich anziehst ohne Hemd, wie kann es sein, mein liebes Herzchen, daß du auf die Straße gehst ohne Hut! Und ich, der Ärmste, der Unglückliche, der ich vom Scheitel zur Sohle in Lumpen einhergehe! Weißt du, was wir thun, wir verheiraten uns. Wie es gerade kommt, so nehmen wir's. Du bist arm, ich bin's ebenso. Ich werfe dich ins Meer und springe nachher selbst hinein." — So ist das Lied kaum verständlich. Die Frau, von der ich das Lied habe, die alte Donna Maria, erklärte es mir aber, indem sie mir erzählte, die Geschichte sei etwa vor vierzig bis fünfzig Jahren in Messina passiert und habe dort großes Aufsehen erregt. Eine Modistin an der Piazza dell' Annunziata hatte mehrere hübsche Töchter, die am Sonntag, sehr kostbar angezogen, spazieren gingen. Ein junger Mann verliebte sich in die eine und hielt um ihre Hand an. Da erklärte ihm die Mutter: Ihre Tochter könne er wohl haben, aber er müsse wissen, sie habe gar kein Vermögen; selbst die schönen Kleider, die sie Sonntags anziehe, seien nicht ihre eigenen. Aus Rache zog nun der Liebhaber mit einigen Freunden und Musikanten abends vor das Haus der Geliebten und sang obiges Lied. Kaum war er fertig, da stürzten die Brüder des Mädchens mit Knütteln bewaffnet heraus, und es entstand eine furchtbare Prügelei. Das Lied, sagte Donna Maria, und die nachher sich entspinnende Scene habe ihr kleiner Bruder mit angehört und angesehen. Er stand hinter dem Gitter der Annunziata und fürchtete sich sehr. Das Lied sei aber damals überall gesungen worden, und die Modistinnen hätten sich arg geschämt. Daß das Lied recht populär wurde, zeigt auch der Umstand, daß es später — eigentlich zu seinem Nachteil — bearbeitet wurde von einem gewissen Grosso Cacopardo aus Messina. Als solches ist es in Dialogform in die Sammlung sicilianischer Lieder von Vigo übergegangen. Die gelehrten Wendungen, das Unwahrscheinliche des ganzen Dialogs, die Erweiterung und Verwässerung des so prägnanten und witzigen Gedichtes zeigen deutlich, daß es nach dem unserigen entstanden ist, zugleich sind sie wiederum ein Beweis für das ungleich Wertvollere der Volkspoesie.

Wenn der Sicilianer über die Vorkommnisse des täglichen Lebens zu lachen stets bereit ist, so bleibt er dagegen auf einem Gebiete, das sonst zu spöttischen Kritteleien häufig benutzt wird, immer ernst; es ist das Gebiet der Politik. Wenn er da zu satirisieren versucht, so geschieht es stets direkt, indem er mit leidenschaftlichem Zorn die Mißbräuche angreift, die ihm auffallen. Zu ironischen Sticheleien giebt er sich nie her. Dazu ist ihm die Politik ein viel zu ernstes Ding. Von einem übermächtigen Unabhängigkeits- und Freiheitsdrange beseelt, verspottet er nicht den, der die sicilianische Unabhängigkeit verletzt, er verfolgt ihn vielmehr und schmäht ihn. Deshalb haben die politischen Satiren Siciliens etwas Herbes, Rauhes, Bitteres.

Dieser Freiheitsdrang zeigt sich in noch erhabenerer Form in einer besonderen poetischen Gattung, in den Gesängen der Gefangenen, der carcerati, und der Verurteilten, einer Gattung, die in Sicilien, in Kalabrien, im Neapolitanischen, in Korsika ebenso häufig ist, als sie in Toskana, der Lombardei, Venedig und anderswo selten ist. Diese ganz kurzen Gedichte weisen einen von dem Liebeslied verschiedenen rhythmischen Bau auf, sie beginnen mit einem fünfsilbigen Vers, in welchem eine Blume angerufen wird — deshalb werden diese Gedichte auch überhaupt Blumen (ciuri = fiori) genannt —, dann folgen zwei Elfsilbner, und das ist das ganze Gedicht. Selten steht die Blume, die angerufen wird, in einem logischen Verhältnis zu dem Inhalt der zwei anderen Verse. In Toskana heißt das entsprechende Lied der stornello, es ist aber nicht speciell das Lied der Gefangenen. In ihrer schlichten Einfachheit sind diese Lieder oft ergreifend. So wenn wir z. B. den Gefangenen ausrufen hören, während er am Gitter seines Kerkers steht: Citronenblume, wer weiß, was meine Mutter thut, wer weiß, ob sie noch an mich denkt! Welchen Horizont eröffnen diese einfachen Verse! Wie lange mag der Arme schon im Kerker sitzen, zum Fenster durch das Gitter in die weite Landschaft hinausstarren und sich bange fragen,

ob man denn draußen in der Welt sich seiner noch erinnert, der so lange hier lebendig begraben ist. Selbst seine Mutter, wer weiß, ob sie noch an ihn denkt! Oder er wendet sich an seine Geliebte. Er reicht ihr in Gedanken durch das vergitterte Fenster die Hand entgegen und leistet ihr den Schwur der Treue: „Gieb mir die Hand! In Wahrheit schwöre ich dir. Wenn ich von hier weggehe, verheiraten wir uns.“ Und endlich jener Schrei der Verzweiflung, der sich seiner Brust entringt. „Ich Unglückseliger! Mit meiner eigenen Hand würde ich mir den Tod geben!“ Trotz der großen poetischen Schönheiten, welche diese Gattung aufweist, ist sie beim Volke nicht beliebt, ja sie ist sogar verrufen, weshalb es dem Sammler oft sehr schwer fällt, solche ciuri aufzutreiben. Pitrè hat nicht sehr viele in seinen Sammlungen aufzuweisen und erzählt, wie eine gute Palermitanerin, als er sie nach solchen Gedichten fragte, ihm entrüstet antwortete: „Verschaffen Sie sich solche Gedichte von schlechten Leuten, die im Gefängnis gesessen haben, oder verrufenen Frauenzimmern, die in übel berüchtigten Häusern gewesen sind (auch da ist die Gattung zu Hause). Ich, Gott sei Dank, bin niemals dort gewesen!“

Wenn das Volk solche Lieder, die man gern hören würde, einem nicht willig mitteilt, so ist es dagegen sehr schnell bereit, arii oder arietti, welche in längeren oder kürzeren Strophen von Sieben- und Achtsilbnern komponiert sind, vorzutragen. Da sie halb litterarischen Ursprungs sind, hält es sie für vornehmer und teilt sie deshalb mit Vorliebe dem Mundartensammler mit, ohne zu ahnen, daß es ihm dadurch gerade das Gegenteil von einem Gefallen erweist. Sie bieten lange nicht den Reiz der sonstigen Gedichte.

Erwähnen wir noch kurz die anderen häufigsten Volkslieder. Geistlichen Inhalts sind die storii (auch orazioni genannt, wenn sie kurz sind) und die diesilli, mit denen man die Seelen der Toten zu beschwichtigen sucht. Letztere werden von den Klageweibern gesungen, welche am Todesbett die Todesklage anstimmen. Und diese Frauen haben nicht viel Ansprüche. Für einen diesillu verlangen sie nur einen granu (zwei Cent.) für den ganzen Tag. Scherzlieder im eigentlichen Sinne des Wortes sind das Wiegenlied, die ninnenanne, das Karnevalslied (canzuni di carnalivari), die jocura, das Lied, welches die Kinder beim Spielen singen, das dubbiu oder indovinellu, welches in der sicilianischen Poesie ungemein stark vertreten ist. Sehr populär ist endlich in Sicilien eine Art dialogischer Dichtung, die sogenannten contrasti, die sich manchmal wie kleine Komödien ausnehmen. Die häufigste Form des contrastu ist die, in welcher zwei Liebende auftreten. Durch allerlei Scheingründe sucht der Mann das Mädchen, das er gewinnen will, zu überreden, ihm zu folgen, und es gelingt ihm auch regelmäßig, das Mädchen zu verführen. Sehr moralisch sind also solche Gedichte nicht. Diese contrasti sind die letzten Ausläufer der berühmten Kanzone von Ciullo d'Alcamo, die aus dem dreizehnten Jahrhundert herrührt, und es ist hochinteressant, zu sehen, daß dieses Gedicht auch jetzt noch, so viele Jahrhunderte nachher, in volkstümlicher Form in Sicilien besteht. Eine in Messina bekannte Variante hörte ich aus dem Munde der Donna Maria, die ich vorhin erwähnte. Und gerade bei dieser Gelegenheit konnte ich wahrnehmen, wie fruchtbar die Phantasie dieser einfachen Frau war. Das Gedicht ist in vierzeiligen, genau einander entsprechenden Strophen geschrieben; die eine wird vom Mann, die andere von der Frau gesprochen. Nur an einer Stelle, die wohl korrupt sein wird, spricht der Mann drei Strophen hintereinander. Dadurch wird die Symmetrie des Gedichtes gestört. Als ich die Donna Maria fragte, wie denn das käme, ob es wirklich so sei und ob sie nichts ausgelassen habe, erklärte sie mir: „'a donna 'un putia parrari, tenia un' ghiommaru ntra lu stomacu,“ die Frau konnte nicht sprechen, sie hatte einen Knäuel im Magen, d. h. sie hatte etwas auf dem Herzen und wollte den günstigen Augenblick abwarten, es zu sagen. Diese Erklärung ist zwar sicher falsch, sie ist aber typisch für die Einbildungskraft und rege Phantasie der Leute. Ich glaube nicht, daß man leicht anderswo eine ähnliche Begabung, ein ähnliches Verständnis für das Poetische hat wie in Sicilien. Und diese Leute können weder lesen noch schreiben.

Die längsten Gedichte wissen sie auswendig und tragen sie ohne Stocken und mit dem treffendsten Ausdruck vor. Donna Maria ging, während sie ihre Gedichte vortrug, im Zimmer auf und ab, gestikulierte, lachte, ließ sich durch ihren eigenen Vortrag bis zu Thränen rühren, je nachdem. Natürlich giebt es Leute, die sich durch ganz besondere Begabung auszeichnen. Sie treten dann gern als Improvisatoren auf, sind als solche berühmt und suchen jede Gelegenheit, Kollegen gegenüber ihre Kunst zu zeigen. Es werden poetische Wettspiele veranstaltet, eine Art Sängerkrieg, in denen die Dichter einander in Versen fragen und antworten, und denen das Volk mit dem leidenschaftlichsten Interesse beiwohnt. Einer der berühmtesten Volksdichter in Sicilien war Pietro Fullone oder, wie er im Dialekt heißt, Petru Fudduni, eine beinahe sagenhaft gewordene poetische Persönlichkeit. Pietro lebte im sechzehnten Jahrhundert und war Steinhauer an den Abhängen des Monte Pellegrino. Von ihm werden Hunderte und Aberhunderte von Anekdoten erzählt; er reiste stets von Ort zu Ort, auf der Suche nach anderen Improvisatoren, mit denen er sich in der Dichtkunst maß. Und in jeder Gattung der Volkspoesie fühlte er sich zu Hause. In den einen seiner Gedichte war er lustig bis zur Ausgelassenheit, oft derb, roh, obscön, in den anderen dagegen ernst und bedächtig, moralisierend, religiös. Ein seltsamer Gegensatz, der sich in südlichen Naturen oft wiederfindet, Naturen, die stets von einem Extrem zum anderen gehen, die es für ganz natürlich halten würden, Gott und die Madonna zu bitten, ihnen zu helfen, an ihren Feinden Rache zu nehmen, die in demselben Augenblick, wo sie ihren Feind ermorden, noch den Namen eines Heiligen auf den Lippen führen.

Solchen grellen Kontrasten begegnen wir stets im Charakter des Sicilianers. Sie sind bedingt durch seine Neigung, nach jeder Richtung bis zum Extremen zu gehen. Und die sicilianische Volkspoesie, sie ist ein getreues Spiegelbild dieses Volkscharakters. Das Sanfte, Weiche, Träumerische, das den deutschen Volksliedern eigen ist, fehlt ihr durchaus. Der Sicilianer wird niemals singen: „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten, daß ich so traurig bin." Der Sicilianer kennt solche unbestimmte Gefühle nicht. In der Freude wie im Schmerz ist er sich selber klar. Das Halbdunkel der langen Abende, der Nebel, der über die Wiesen seinen geheimnisvollen Schleier ausbreitet, das Tannendunkel, in welches die Sonne nur zaghaft schüchtern eindringt, das Plätschern des Bächleins, das sich unter Moos und Busch versteckt, diese Poesie des Märchentraumes, sie ist ihm ganz unbekannt und fremd. Hell und grell leuchtet die sicilianische Sonne auf das im klarsten Blau schimmernde Meer. Schroff ragen die felsigen, scharf gezeichneten Berge zum Himmel empor, kein Busch, kein Strauch, kein Baum hält die Strahlen der unerbittlichen Sonne auf. Und keine Wolke, kein Tau, kein Regen bringt dem armen Wanderer Kühlung auf seiner Fahrt. Aber plötzlich, ohne daß er vorher eine Ahnung gehabt hat, da türmen sich am Horizont schwarze Wolken auf, es zuckt der Blitz, der Donner grollt, und im Nu ist das Thal, welches vorher noch als Straße diente, in einen reißenden Gießbach verwandelt, der Steine und Erde, Menschen und Tiere mit sich in das Meer hinunterreißt.

Ebenso plötzlich bricht in der Seele des Sicilianers, die eben noch in der leidenschaftlichsten Liebe glühte, das Ungewitter aus, und die canzuni d'amuri, die von den heißesten Liebesschwüren überströmte, wird zur canzuni di sdegnu, zum Liede des Hasses, das kein Erbarmen kennt und bis zum Tode verfolgt. Wir sehen, die Natur, der Volkscharakter, die Poesie, wir könnten hinzufügen auch die Sprache, da sie sich stets in den extremsten Vokalen bewegt, sie bieten dasselbe extreme, grelle, kontrastreiche Bild. Im Leben wie in der Natur ist eben nichts vereinzelt; alles besteht aus Ursachen und Wirkungen, die eng miteinander verkettet sind. Der Mensch wurzelt im heimatlichen Boden, und das Lied, das er singt, erklingt von denselben Empfindungen und Leidenschaften, die das Leben der umgebenden Natur durchzittern.



Litterarisches.

Unter den Reisewerken, deren uns auch die letzten Monate wieder eine reiche und mannigfaltige Fülle beschert haben, steht an erster Stelle, schon weil er ein bereits im vergangenen Jahre erschienenes Werk erst vollständig macht, der **Supplementband zu Nansens „In Nacht und Eis“.** (Leipzig, F. A. Brockhaus.) Mit Freuden begrüßen wir hier die Berichte zweier Teilnehmer an der unvergeßlichen Expedition des kühnen Norwegers: der Elektrotechniker Bernhard Nordahl vertritt in seiner Schilderung der ganzen Drift der „Fram“ den Standpunkt der Mannschaft, und wie wir neben den authentischen Berichten der Feldherren gern auch Kriegserinnerungen des gemeinen Soldaten lesen, so heißen wir auch diese schlichten, aber humorgetränkten Aufzeichnungen eines untergeordneten Teilnehmers von Herzen willkommen, zumal da er die „Framleute“ in ihren Vorzügen und Schwächen offenbar mit ungeschminktem Freimut charakterisiert und auch dem genialen Führer gegenüber, so groß seine Hochachtung vor ihm ist, kein Blatt vor den Mund nimmt. Zur Mannschaft gehörte eigentlich auch Lieutenant Hjalmar Johansen, da er sich, um überhaupt mitgenommen zu werden, ursprünglich als Heizer hatte anwerben lassen. Seit er jedoch Nansen auf der ewig denkwürdigen Schlittenreise begleitet hat, ist er über den Troß der übrigen Teilnehmer hoch emporgehoben, und so darf er gewiß als der Berufenste gelten, uns diese kühne, beispiellose Unternehmung, wie er es hier thut, ausführlich zu schildern. Er entrollt uns in seinem Berichte „Nansen und ich auf 86 Grad 14 Min.“ (der höchste jemals erreichte Punkt auf dem Wege zum Nordpol, nur vierhundert Kilometer vom Ziel) eine wahre Robinsonade, die auch neben Nansens eigener meisterhafter Schilderung noch genug des Interessanten enthält. Umfaßte die ebenso furchtbare wie ergebnisreiche Prüfungszeit doch nicht weniger als fünfviertel Jahre! Was schon der Führer in seiner Darstellung mit so entzückenden Farben ausgemalt hat, das kommt auch hier wieder trotz aller Mühen und Gefahren zum Ausdruck: diesen beiden himmelstürmenden Kraftnaturen wurde der für unsere Vorstellung entsetzliche Aufenthalt in der weltverlorenen „Winterhütte“ zu einem arktischen Idyll, das uns nun förmlich warm und behaglich anmutet. Auch von der wunderbaren Rettung durch die englische Expedition und von der gastlichen, erquickenden Aufnahme auf Kap Flora liest man gern noch einmal. So bilden die beiden in dem Supplementbande vereinigten Berichte Nordahls und Johansens nicht nur eine willkommene, sondern in mancher Hinsicht sogar notwendige Ergänzung zu den beiden großen Bänden der Nansenschen Schilderung. Die äußere Ausstattung des über fünfhundert Seiten Text enthaltenden Buches schließt sich aufs engste den ersten zwei Bänden an; insbesondere ist auch hier mit Abbildungen nicht gespart: sechsundachtzig Textillustrationen und vier Farbentafeln nach Nansenschen Aquarellen sorgen zugleich für kostbaren Schmuck und anschauliche Verlebendigung der abenteuerreichen Erzählungen. Auch dieser Band kostet, vornehm gebunden, zehn Mark; ist aber auch in achtzehn Lieferungen zu je fünfzig Pfennig zu beziehen.

Wenn neuerdings der Nordpol und die seinetwegen unternommenen Expeditionen einigermaßen an Teilnahme eingebüßt haben, so gehörte dazu schon ein so wichtiges, epochemachendes Ereignis, wie es für unsere deutsche Kolonialpolitik die im November vorigen Jahres erfolgte Besitzergreifung Kiautschous war. Mit einem Schlage war die ostasiatische Küste zum Sammelpunkt unseres geographischen und kolonialpolitischen Interesses geworden, und die Litteratur hatte Mühe, die mannigfaltigen Wissensbedürfnisse über China und seine Verhältnisse auch nur notdürftig zu befriedigen. Hoch über den Schwarm der zum Teil recht flüchtigen Veröffentlichungen, die inzwischen zu Tage getreten sind — eine der besseren ist noch das auf eigenen Erlebnissen in China und der japanischen Gefechtsfront beruhende Büchlein **Kiautschou und die Ostasiatische Frage** von R. Schumacher (Berlin, Fußingers Buchhandlung) — ragen zwei Werke von zuverlässigen Kennern der Gegend: **Kiautschou, Deutschlands Erwerbung in Ostasien** von Georg Franzius (Berlin, Schall und Grund [Verein der Bücherfreunde]) und **Schantung und seine Eingangspforte Kiautschou** von Ferdinand von

Richthofen (Berlin, Dietrich Reimer). Franzius, Oberbaurat und Marinehafenbaudirektor in Kiel, berichtet, seinem Berufe entsprechend, über unsere neueste Kolonialerwerbung zunächst und vor allem als Marinetechniker, verfügt aber auch über einen außerordentlich frischen und anschaulichen Erzählerton, wenn er uns den Verlauf der Reise schildert, die er zur Erkundung eines geeigneten Stützpunktes für unseren Handel und für unsere Flotte in höherem Auftrage zu Anfang des vorigen Jahres unternommen hat. Es handelte sich bei dieser Kundfahrt hauptsächlich darum, festzustellen, welcher von den drei ins Auge gefaßten Punkten: Hafen von Amoy, Samsahbucht und Kiautschou, sich am besten für unsere Interessen eignen würde. Franzius kam nach gründlicher Untersuchung all der zahlreichen hier mitsprechenden Momente zu dem Ergebnis, daß allein die Bucht von Kiautschou unseren Bedürfnissen und Absichten entsprechen könne, und in überzeugender Beweisführung weiß er diese Ansicht nun auch dem Laien beizubringen. Denn er läßt seine Leser überall selbst hineinblicken in die geographischen Verhältnisse des Landes, in die verschiedenen Klassen der Bevölkerung, in die Verkehrsmittel, in Handel und Industrie, und entrollt uns so mit Hilfe zahlreicher Abbildungen und Karten ein Gesamtbild des ostasiatischen Küstenlandes, das eine weit über den äußeren Anlaß hinausragende Bedeutung beanspruchen darf. Den Schluß des schon in dritter Auflage vorliegenden Buches bildet ein kurzer, klarer Bericht über die deutsche Missionarthätigkeit in der Provinz Schantung und über die Vorgänge bei unserer Besitzergreifung. Zu ganz besonderer Zierde gereicht dem unter Leitung von Professor W. Röse entstandenen Bilderschmuck die thätige Mitwirkung Sr. Majestät des Kaisers: nicht bloß der kraftvolle Entwurf der Einbanddecke, sondern auch eine farbige Symbolisierung der Besitzergreifung, eine vom Februar datierte Marinetabelle, auf der die Streitkräfte Japans, Deutschlands und Rußlands in Ostasien vergleichsweise zusammengestellt sind, sowie eine den schildbewehrten deutschen Michel darstellende Schlußvignette stammen aus seiner Hand. — Geht das Buch von Franzius mehr vom praktischen Gegenwartsstandpunkt aus, so dient die neue Veröffentlichung von Richthofen wesentlich wissenschaftlichen Zwecken. Zweifellos durfte der berühmte Berliner Geograph von vornherein als derjenige gelten, der das berufenste Wort über Schantung und Kiautschou zu sagen hatte. Denn eine Verkettung von glücklichen Umständen hatte es gefügt, daß dieser Gelehrte schon vor fast drei Jahrzehnten die jetzt plötzlich so wichtig gewordene chinesische Küstenprovinz zu Forschungszwecken durchstreift und dabei mit allem Nachdruck auch auf die zukünftige Bedeutung des damals noch kaum beachteten Kiautschou hingewiesen hatte. Was er vor einem Menschenalter bereits von dieser Bucht für sein deutsches Vaterland ersehnt und erhofft hat, ist nun Wirklichkeit geworden, ohne daß inzwischen die Wissenschaft Zeit gefunden hätte, seine damaligen Forschungen weiterzubauen und zu ergänzen. So kommt es denn, daß Richthofens damaliger Bericht über Schantung, trotz der wohlerkannten Lückenhaftigkeit, auch heute noch der vollständigste und unter denen, die ihre Aufgabe wissenschaftlich zu lösen streben, der einzige ist, der auf eigener Anschauung beruht. Nun ist aber das Werk, in dem er enthalten, ein sehr umfangreicher, gewichtiger Band, und eine Wolke von fachmännisch geologischen Untersuchungen erschwert dem Laien seine Benutzung. Der Verfasser hat sich deshalb in dankenswerter Weise bereit finden lassen, das dort Gegebene von dem rein wissenschaftlichen Apparate zu entlasten, es in eine allgemeinverständliche Sprache zu übersetzen und noch einmal seine ursprünglichen Tagebücher und Reisebriefe vorzunehmen, um den Stoff von neuem in größerer Vollständigkeit und Popularität zu bearbeiten. Manches in dem vorliegenden Buche ist daher unmittelbar aus Richthofens vor zwei Jahrzehnten erschienenem Werke „China" herübergenommen, aber alles ist nachgeprüft und in leichtverständlichere Form gekleidet worden. Weitaus größeren Umfang nimmt aber dasjenige ein, was der Verfasser teils nach seinen Reiseaufzeichnungen, teils in Gestalt allgemeiner Zusammenstellungen und Erwägungen neu hinzugefügt hat. Es ist dem Gelehrten nach eigenem Geständnis schwer geworden, wider seine Gewohnheit einmal mit der leichten Ware persönlicher Erfahrungen aus dem täglichen Leben zu Markte zu kommen; dafür aber danken wir ihm gerade diese Überwindung am lebhaftesten, denn so erst gewinnen wir auch aus seinem Buche ein vollständiges, wirklichkeitsgetreues Bild von Land und Leuten. Ein besonderes Kapitel behandelt auch hier „Kiautschou als die maritime Eingangspforte von Schantung und Nordchina", bespricht die Wahl von Kiautschou als Station für deutsche Schiffe, schildert die Besitzergreifung und erörtert die wirtschaftlichen Ziele der Unternehmung. Außer neun nach Originalaufnahmen aus dem Jahre 1898 hergestellten Lichtdruckbildern, die uns chinesische Bauten und Volkstypen veranschaulichen, sind dem Bande als wertvollste Gabe, neben drei kleineren Kartenskizzen im Text, in besonderer Mappe drei große lose Landkarten beigefügt: zwei davon behandeln die Provinz Schantung (auch geologisch), die dritte bringt das nordöstliche China mit Angabe von Eisenbahnlinien. Bescheiden nennt der Verfasser selbst sein ganzes Werk eine „Pionierarbeit", die den Stempel des Unvollkommenen auf der Stirn trage; wir aber erkennen darin trotzdem für den Augenblick bei weitem das Gründlichste und Zuverlässigste, was über Schantung und Kiautschou gesagt werden konnte. (Preis gebunden zehn Mark.)

Von China nach Japan ist kein so weiter Weg; aber wenn das „himmlische Reich" im Niedergang begriffen ist, so geht es mit dem „heiligen" augenscheinlich empor. Wenigstens hat wohl in dem noch nicht vierzigjährigen Zeit-

raum seit seiner Wiedereröffnung in geistiger und politischer Hinsicht kein anderes Land einen so großartigen Aufschwung genommen und so staunenswerte Fortschritte gemacht wie das Inselreich Japan. An mehr oder weniger begeisterten Schilderungen dieses Wunderlandes und seiner Bewohner aus der Feder europäischer Reisenden fehlt es denn auch schon lange nicht mehr; was aber für uns ziemlich neu und überraschend, ist die Schilderung eines eingeborenen Japaners, der uns die Entwickelung seines Vaterlandes vor und seit der Eröffnung bis auf die Neuzeit nach eigenen Erlebnissen darstellt. Das interessante Buch führt den Titel **Erinnerungen eines Japaners** von Joseph Heco (Tokio) und ist nach dessen Originalaufzeichnungen bearbeitet, übersetzt und eingeleitet von Ernst Oppert. (Stuttgart, Strecker u. Moser.) Aber der Japaner, der uns hier seine Heimat vorführt, ist nicht etwa Zeit seines Lebens an Japan gefesselt gewesen, sondern hat, bevor er seine Feder ansetzte, Welt und Menschen gesehen und befindet sich daher in der vorteilhaften Lage, die heimischen Dinge mit dem Maßstabe des civilisierten Auslandes, namentlich Europas, messen zu können. Dazu kommt, daß der Verfasser jahrelange vertraute Beziehungen zu hervorragenden japanischen Staatsmännern unterhalten und bei mächtigen Fürsten des Landes eine bevorzugte Vertrauensstelle genossen hat — alles Vorzüge, die den Verfasser gewiß befähigen, Aufklärungen über ältere und neuere Zustände Japans zu geben, wie wir sie zuvor kaum schon empfangen haben. Leider aber hat ein schweres Leiden ihm die Aufzeichnung seiner Beobachtungen, Erlebnisse und Studien nur bis zum Jahre 1891 gestattet; gerade da also, wo die japanische Politik für uns besonders interessant zu werden anfängt, muß sein Buch abbrechen. Immerhin vermitteln uns seine frisch und lebendig, ganz in dem Stile einer charaktervollen Individualität geschriebenen Erinnerungen so viele Einblicke in japanisches Familienleben, japanische Geselligkeit, japanisches Verkehrs-, Gerichts-, Handels- und Unterrichtswesen, in japanisches Kriegsleben, japanische Regierungsformen und Verfassung u. s. w., daß wir es vollauf befriedigt aus der Hand legen und ein klares, unverfälschtes Bild der meistens überraschend großartigen und gesunden Verhältnisse aus den Blättern mit fortnehmen.

Ins Land der Azteken führt uns eine vornehm und stilvoll ausgestattete Veröffentlichung der Verlagsbuchhandlung F. Fontane u. Co. in Berlin: **Notizen über Mexiko** von Harry Graf Keßler. Was wir hier erhalten, sind Tagebuchblätter, ganz und gar Eingebungen des Augenblicks: „impressionistisch", um einen Ausdruck der modernen Malerei zu gebrauchen. Aber gerade dadurch gewinnen diese Aufzeichnungen einen ganz eigentümlichen Reiz; denn nicht sowohl die oberflächlichen Erscheinungen der Außenwelt werden uns hier geschildert, auf die es die landläufigen Reisewerke sonst insgemein abgesehen haben, als vielmehr die landschaftlichen, gesellschaftlichen und künstlerischen Stimmungen, die sich dem fein empfindenden modernen Menschen in dem tropischen Wunderlande aufdrängen. Was diesen in jeder Beziehung außergewöhnlichen Reisenden vor allem interessiert, ist der tropische Mensch und die tropische Menschengesellschaft: die Psychologie des einzelnen und des Volksganzen in einem heißen Lande, das Rassenproblem, die Mischrasse. Eindringlicher als seine Kollegen weiß er daher den Menschen in die Herzen zu schauen, klarer und überzeugender als je bisher Wirtschaftsverhältnisse und Lebensformen, Kunstschöpfungen und Religionsgestaltung aus dem Milieu zu erklären. So mutet alles, was dieser Mann in der Hauptstadt des Landes, in Teotihuacan, Oaxaca, Mitla, Puebla, Veracruz, in Yacatan und in den West-Cordilleren gesehen hat, neu und eigen an, selbst die oft behandelte düstere Endtragödie der mexikanischen Monarchie, die sich in Queretaro abgespielt hat, gewinnt in dieser Beleuchtung ganz besonderes Leben. Dem gewählten Inhalt des Buches entspricht die Ausstattung: das Titelblatt und der Einband sind in mexikanischem Geschmack, die Ornamente nach mexikanischen Mustern entworfen; außerdem bringt das Werk vorzüglich ausgeführte Heliogravüren, Aufnahmen mexikanischer Bauten und Kunstschöpfungen.

Jenseits des Oceans führt uns auch der Franzose Paul Bourget mit seinen Reiseschilderungen aus den Vereinigten Staaten, von denen die Verlagsbuchhandlung (Georg Maske, Oppeln und Leipzig) soeben in guter deutscher Übersetzung von Lothar Schmidt und Otto Dammann, wohl aus Rücksicht auf den spanisch-amerikanischen Krieg, eine neue Ausgabe veranstaltet hat. Auch hier ist es viel weniger die Landschaft als das Volk und sein Charakter, also das sociale Element, was die Aufmerksamkeit des Verfassers erregt. Er porträtiert die Gesellschaft jenseits des Oceans, die Frauen und Mädchen, die Geschäftsleute und Arbeiter, die Farmer und Cowboys, und ausdrücklich erklärt er, daß all sein Ehrgeiz befriedigt sein würde, wenn der Leser in seinem Buche nur eine Folge von Plaudereien eines Reisenden sehen wollte, der sich an den täglichen, oft kindischen Einzelheiten seiner Reise ergötzt und nur hier und da ein paar ausgiebige Gedanken-Aperçus hineinstreut. Trotzdem ist das Buch nicht ohne eine gewisse „Parteilichkeit" geschrieben, wenigstens glaubt der Verfasser von jenseits des Oceans Lehren mit herübergebracht zu haben, die auch uns Europäern für unsere eigene Entwickelung im höchsten Grade nützlich und förderlich sein können, und wenn ich ihn recht verstehe, sieht er in Amerika doch das eigentliche Land der Zukunft. Die robuste, zu Zeiten auch rücksichtslose und brutale Thatkraft ist es vor allem, die drüben auf Schritt und Tritt seine Bewunderung erregt und die er deshalb am liebsten zu uns herüberverpflanzen möchte. Amerika, meint er, wäre für Europa das, was für den Blutarmen Höhenluft. Hier allein bekäme man den rechten Vorgeschmack von

den zukünftigen Weltgeschicken, an deren Webstuhl zu oberst die großen Mächte der Demokratie und der Wissenschaft sitzen würden. Man sieht, der Franzose verleugnet sich nicht. Zum Glück auch nicht im Stil. Anmutiger, behender — und doch zugleich auch ernst, würdig und vor allem wirklich unterrichtend — habe ich selten plaudern hören als hier.

Wenn noch heute, wie einst zu Heinrich Heines Tagen, vor allem anderen Witz und üppige Phantasie den Reiseschriftsteller machten, so gebührte unter allen Werken, die wir hier zu besprechen haben, zweifellos der **Modernen Kreuzfahrt** von Dr. Karrillon (Weinheim i. B., Friedrich Ackermann) der erste Preis. Manchmal glaubt man wahrhaftig, nicht im heiligen Lande, sondern an Bode und Ilse zu wandeln, so lebhaft erinnert der pointenreiche, in Keckheit der Gedanken und der Bilder sich schier überschlagende Plauderton an die „Harzreise". Auf diese Weise wird selbst die überlange Einleitung des stattlichen Bandes, die uns — mittlerweile genugsam bekannte Pfade — von der Bergstraße nach Triest, über die Adria nach Korfu und durch das Jonische Meer nach Griechenland führt, noch leidlich interessant, und wäre es auch nur durch eine Reihe von frischen, zwar höchst subjektiven, aber gerade dadurch fesselnden und überraschenden Urteilen und ergötzlichen Vergleichen. Rein subjektiv bleiben auch die Schilderungen aus dem heiligen Lande selbst; von religiöser Scheu oder erhabener, feierlicher Stimmung ist hier nicht viel zu finden. Vielmehr nimmt sich der durch und durch modern empfindende Verfasser nach eigenem Geständnis die Darstellung Pierre Lotis zum Vorbilde, der sich wohl am ersten und offensten von aller „religiösen Suggestion" emanzipiert und die Dinge in und um Jerusalem mit jenen „unbefangenen Sinnen" zu betrachten gesucht hat, auf die man sich heute gar so viel einbildet. Wir brauchen jetzt gerade denn doch eine — nun, sagen wir: ernstere und würdigere Schilderung jener Stätten, auf die soeben unser Kaiser den Fuß gesetzt hat; schon die nächste Zeit wird sie uns ja sicherlich nur allzu zahlreich bescheren, und dann wird gerade dieser Teil des Karrillonschen Buches am ehesten zu entbehren sein. Immerhin bleibt von dieser „modernen Kreuzfahrt" aus der Türkei und namentlich aus Ägypten noch so viel des Amüsanten und Phantastischen übrig, daß es reichlich verlohnt, das zudem noch mit reichem Bilderschmuck ausgestattete Buch gelegentlich zur Unterhaltung und Belehrung in die Hand zu nehmen.

Es wäre ein Wunder, wenn sich unter einem Dutzend Reisewerke, wie sie hier besprochen sind, nicht mindestens zwei oder drei über Italien befänden. In der bei uns schon mehrfach rühmend erwähnten, von Julius R. Haarhaus herausgegebenen Sammlung „Kennst du das Land?" (Leipzig, C. G. Naumann) sind für Freunde Italiens zwei neue Bände herausgekommen, die wohl besondere Empfehlung verdienen. Der erste, Band 10 der Sammlung, betitelt sich **Im glücklichen Campanien**; sein Verfasser ist Dr. Reinhold Schoener, ein bewährter Mitarbeiter der „Monatshefte", derselbe, aus dessen Feder der letzthin veröffentlichte Aufsatz „Auf der Via Flaminia und dem Monte Pincio" stammt. Auch in diesem neuen Werke seiner italienischen Reisetage waltet dieselbe glückliche Verbindung von gelehrter historischer Betrachtung der durchwanderten Gegenden mit frischer, gegenwartsfroher Augenblicksstimmung, die alle seine Veröffentlichungen so vorteilhaft auszeichnet. Diesmal führt er uns zwar vornehmlich an Stätten, die an der großen Heerstraße der Italienwanderer liegen, aber selbst über den Vesuv, über den Monte Cassino, über Sorrent, über die Klöster Camaldoli und La Cava, über Amalfi und Ravello weiß dieser kenntnisreiche und doch unterhaltsame Plauderer noch genug des Besonderen und Interessanten zu erzählen. Nicht selten erinnert seine Altes und Neues anmutig verknüpfende Darstellungsweise sogar an Viktor Hehn, wenn hier auch die Grenzen enger gezogen sind und die Sprache nicht jenes klassische Gepräge trägt wie bei dem Verfasser der „Gedanken über Goethe". — Ein Sonderthema aus dem „Lande der milden Hand" behandelt Rudolf Kleinpaul in seinem in derselben Sammlung erschienenen Buche **Das Trinkgeld in Italien.** Aber wenn man anfangs vielleicht geglaubt hat, dieser Stoff gebe nur einen oberflächlichen Ausschnitt aus dem italienischen Leben, so erstaunt man bald über die zahlreichen Streiflichter, die von diesem einen Punkte aus auf die verschiedensten Seiten sprachlicher, touristischer und volkswirtschaftlicher Fragen fallen. Namentlich die Kapitel 5, 11 und 13 bringen über das „Botenbrot", über den alten „Julblock in Italien", den Ceppo, und über den „Schlaraffenbaum" vieles aus dem tiefen Borne der Kulturgeschichte Geschöpftes, worin Kleinpaul ja seit langem schon als Meister gelten darf. — Zum Schlusse dieser flüchtigen Übersicht stehe hier noch der empfehlende Hinweis auf die in novellistische Form gekleidete **Moderne Romfahrt** von Luise Schenk, einer Schriftstellerin, die den Lesern unserer „Monatshefte" gleichfalls keine Unbekannte mehr ist. (Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag.) Ihre in Gemeinschaft mit einer jungen Amerikanerin gesammelten Erlebnisse in der ewigen Stadt dürfen zwar auf Neuheit keinen besonderen Anspruch erheben, wissen aber auch Altbekanntes von römischen Bauten und römischen Festen, aus römischer Geschichte und römischem Leben so anmutig vorzutragen, daß man sich dem Zauber dieser unerschöpflichen Wunderstadt gern noch einmal hingiebt. F. D.

* * *

Von ärztlicher Seite verfolgt man heutzutage mit aufmerksamem Blicke die Neuerungen auf dem Gebiete der Handfeuerwaffen und ist eifrig bestrebt, deren verschiedene Einflüsse auf die Schußverletzungen des menschlichen Körpers zu

erforschen. Wie wichtig diese Untersuchungen für die Chirurgie eines künftigen Krieges sein müssen, liegt auf der Hand; daß zuweilen aber für solche humanitären Fragen auch die allgemeine Teilnahme der Gebildeten in Anspruch genommen werden darf, zeigt eine kleine Schrift **Über die Wirkungen der Bleispitzengeschosse** von dem königl. württembergischen Generalarzt Dr. von Bruns. (Mit fünf Abbildungen im Text und neun Tafeln. Tübingen, H. Lauppsche Buchhandlung.) Es handelt sich hier um die sogenannten Dum-Dum-Geschosse, die die englischen Truppen in ihrem jüngsten Kriege im Tschitral gegen die indischen Grenzstämme verwendet haben und die in der Staatsfabrik Dum-Dum bei Kalkutta hergestellt werden. Sie haben einen dünnen Nickelmantel und eine kurze Bleispitze, was bewirkt, daß sich der Bleikern beim Eindringen in den menschlichen Körper pilzförmig staucht oder zerspritzt und so wahrhaft grausame Wunden erzeugt. von Bruns hat nun durch zahlreiche Schießversuche an Leichenteilen, die er auf dem Schießplatze der Garnison Tübingen anstellte, diese bisher nur aus englischen Berichten bekannten Wirkungen näher untersucht und ist dabei zu dem Ergebnis gekommen, daß die aus kleinkalibrigen Gewehren geschleuderten Bleispitzengeschosse bei Nahschüssen bis auf zweihundert Meter Entfernung Verletzungen hervorbringen, die schwerer sind als alle bisherigen Gewehrschußwunden. Besonders ist es die Entfernung der Mantelspitze, die dem Geschosse die ihm eigene furchtbare, sich hauptsächlich in Hautzerreißungen, Zertrümmerung der Muskeln, Gefäße und Nerven äußernde Sprengwirkung verschafft. Wichtig erscheint dabei die Thatsache, daß diese verheerende Wirkung der Bleispitzengeschosse nur bei Nahschüssen bis auf zweihundert Meter Entfernung zu beobachten ist, daß sich dagegen die Durchschlagskraft auf größere Strecken hin als auffallend gering erweist. Vier oder fünf menschliche Körper hintereinander zu durchbohren, wie es das Vollmantelgeschoß vermag, ist für eine Dum-Dum-Kugel ein Ding der Unmöglichkeit. In Erwägung dieser Eigentümlichkeiten kommt Prof. von Bruns zu dem zusammenfassenden Urteil, daß die Bleispitzengeschosse auf nahe Entfernungen als eine ungemein grausame, auf weite Entfernungen dagegen als eine wenig wirksame Waffe angesehen und daß sie daher völkerrechtlich wohl zu den „explosiven" gezählt werden müssen. Die Folge solcher Vereinbarung wäre das Verbot ihrer Anwendung im Kriege, und der Verfasser fordert deshalb zum Schluß seiner Schrift, die übrigens zu den von ihm herausgegebenen „Beiträgen zur klinischen Chirurgie" gehört, lebhaft eine Abänderung der Petersburger Internationalen Konvention über zulässige Kriegs-Gewehrkugeln, in dem Sinne, daß „nur solche kleinkalibrigen Bleigeschosse verwendet werden dürfen, welche entweder ganz oder mindestens an der Spitze mit einem Mantel aus hartem Metall versehen sind". Jeder human Denkende wird sich diesem Vorschlage und Wunsche anschließen dürfen, ohne befürchten zu brauchen, zu der Friedens-Jüngerschaft Bertha von Suttners gerechnet zu werden. F. D.

* * *

Zu der fünften Auflage von **Meyers Konversationslexikon** (Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut), die wir im Novemberheft des vorigen Jahrgangs ausführlich besprochen haben, ist nun auch der übliche Nachtrags- und Ergänzungsband erschienen, der dem langen Erntezuge der eigentlichen, siebzehn Bände umfassenden Ausgabe als rüstiger Ährenleser auf dem Fuße folgt. Er enthält in seinen wesentlichen Bestandteilen alle die Zusätze und Berichtigungen, die sich infolge der Veränderungen und Fortschritte auf allen Gebieten des öffentlichen und geistigen Lebens seit dem Erscheinen des ersten Bandes nötig gemacht haben, und die nunmehr die Angaben des Werkes in allem Wichtigen bis auf den Sommer 1898 vervollständigen. Im besonderen beschäftigt sich dieser über tausend Textieiten enhaltende Band mit der Fortsetzung der Staatengeschichte und der politischen Biographien bis auf die Zeit des Erscheinens, wobei die wirtschaftliche Entwickelung sowie die Veränderungen im Heerwesen und in der Marine eingehend berücksichtigt sind, ferner mit den Fortschritten der deutschen Kolonien und Schutzgebiete, der weitergeführten Übersicht über neue Forschungsreisen in allen Erdteilen, den Ergebnissen neuerer Volkszählungen und sonstiger statistischer Erhebungen, besonders aber mit der sorgfältigen Nachprüfung und Ergänzung aller auf gesetzgeberische, technische, industrielle und wissenschaftliche Dinge bezüglichen Artikel. Hinzugekommen ist endlich auch noch eine ganze Anzahl neuer Biographien von Staatsmännern, Militärs, Politikern, Gelehrten, Schriftstellern, Künstlern u. a. sowie ein möglichst vollständiger Nekrolog und umfangreicher neuer Litteraturnachweis. Eine außerordentliche Bereicherung, zugleich aber auch das glänzendste Ruhmeszeugnis, das ihm ausgestellt werden kann, erfährt der vorliegende Band schließlich durch das beigegebene Register von allen Namen und Gegenständen, die im Hauptwerk nicht als selbständige Stichwörter vorkommen, aber innerhalb anderer Artikel behandelt sind: eine Einrichtung, die das Lexikon um nahezu dreißigtausend Nachweise bereichert und zu seiner erfolgreichen Benutzung natürlich ungemein viel beiträgt. Die warme Empfehlung, die wir dem Gesamtwerke vor einem Jahre mit auf den Weg gaben, können wir angesichts dieses es erst völlig abschließenden Nachtragbandes nur verstärkt wiederholen. F. D.

* * *

Das deutsche Volkstum. Von Dr. Hans Meyer. (Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut.) — Das deutsche Volkstum als Zusammenfassung des deutschen Volkscharakters und

seiner Erzeugnisse in allseitiger Betrachtung darzustellen und damit eine Antwort auf die Frage „Was ist deutsch?“ zu gewinnen, ist hier die Aufgabe, zu deren Durchführung sich der Herausgeber mit einer Schar von Fachgelehrten — klangvolle Namen wie Alfred Kirchhoff, Henry Thode und Heinrich Adolf Köstlin leuchten vom Titelblatte des Werkes — vereinigt hat. Daß eine „allseitige“ Betrachtung in dieser ersten Auflage, von der kürzlich die erste Lieferung die Presse verlassen hat, noch nicht erreicht werden konnte, geht freilich schon aus dem Inhaltsverzeichnis in dem Prospekte hervor — aber wie wäre es auch möglich gewesen, für die vielerlei Einzelgebiete des gewaltigen, verzweigten und verzwickten Stoffes gleich auf einmal die richtigen Bearbeiter aufzuspüren und — zu gewinnen? Genug, daß wir Deutschen auch mit dem energischen Lösungsversuch einer solchen Aufgabe anderen Völkern vorangegangen sind, und daß der innere Wert des Gebotenen, gefördert durch die geschickte Anlage des Buches, die paar Lücken reichlich aufzuwägen verspricht. Es liegen zwar in der einen Lieferung nur der erste, einleitende Abschnitt, aus der Feder des Herausgebers, und ein paar Seiten von Prof. Kirchhoffs Aufsatz „Die deutschen Landschaften und Stämme“ vor, aber da in jenem das Programm des Ganzen entworfen, gleichsam die Grundmauer gezogen ist, kann man sich wohl schon jetzt ein Bild von dem fertigen Gebäude machen. Der Unterbau ist mit großer Umsicht und sehr solid angelegt: kein Stein ist vergessen, auf den sich einmal irgend eine Erscheinung in Religion, Sitte, Kunst oder Geschichte wird stützen lassen, alles Einzelne ist streng zu einem haltbaren Ganzen geschlossen. An die Behandlung der körperlichen Besonderheiten des Deutschen reiht sich die Darlegung seiner psychischen Eigenschaften im Einzelmenschen und im Gesellschaftsleben an, und besonders glücklich ist die klare Gruppierung dieser psychischen Eigenschaften nach Gefühl, Wille und Vorstellung. Mit einem Worte warmer Anerkennung sei hier noch der illustrativen Beilagen gedacht, die mit dem ersten Hefte in die Hände des Lesers gelegt werden. Ein entzückendes Stück Märchenpoesie lacht uns aus Schwinds farben- und bewegungsreichen „Falkensteiner Ritt“ entgegen, in den Kreis jahrhundertelang bewahrter Reste alter Sitte führt uns das lebensvolle „Sonnenwendfeuer“, und die herbe, fast harte Christusauffassung Meister Dürers spricht ernst und ergreifend aus seinem „Christuskopf“ zu Auge und Herz.

H. Z.

* * *

Die Seekrankheit. Praktische Winke für Passagiere. Von Dr. med. Georg Warmburg. (Berlin, Rosenbaum u. Hart.) — Das gefällig ausgestattete, schön rot und weiß gedeckelte Büchlein lehrt uns die Seekrankheit als ein unvermeidliches Übel ansehen, dessen unangenehme Seiten sich jedoch durch zweckmäßiges Verhalten mildern lassen. In oft launiger Weise beantwortet uns der Verfasser nacheinander die drei Fragen: „Wie entsteht die Seekrankheit?“, „Giebt es eine Heilung der Seekrankheit?“ und „Wie hat man sich zu verhalten?“ Auch die wissenschaftliche Theorie des gefürchteten Übels wird uns überzeugend und durch einige einfache Zeichnungen und Berechnungen unterstützt dargelegt. Vielen Lesern wird es neu sein, aus dem Schriftchen zu entnehmen, daß selbst alte Seebären und Seehelden der Seekrankheit unterliegen, wenn sie lange nicht gefahren sind oder auf ein kleineres Schiff kommen. Die vielfach angepriesenen Heilmittel, namentlich auch die angeblich vorbeugenden, verwirft der Verfasser und warnt besonders vor der zur Zeit die ärztliche Mode beherrschenden Brom-Behandlung, die nach ihm nur Nachteile im Gefolge hat, aber niemals hilft oder heilt. Am Schlusse finden sich siebzehn Einzelregeln, deren wichtigste wohl die Anweisung für anderweitig krank an Bord Gekommene ist, sich an den Schiffsarzt zu wenden, bevor man auch noch seekrank ist.

Th. Z.



Redaktion unter Verantwortung von Dr. Adolf Glaser in Berlin und Dr. Friedrich Düsel in Friedenau b. Berlin.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.



Die Rosen von Hildesheim.

Roman

von

Wilhelm Jensen.

III.

Langsam verging Ludolf Ostermant der Tag; mit Zagen und Hoffen erwartete er von Stunde zu Stunde, nach der Frauenhausseite des Palas hinüberberufen zu werden, doch Dämmerung und Dunkel brachen herein, ohne daß es geschah. So schritt er harrend in der weiten, von seinem Fußtritt tönenden Halle des Palas hin und wider, neben der ihm vom Bischof ein Gemach angewiesen worden war. Solchen Wohnraum hatte er noch niemals innegehabt wie diesen, dessen Ausstattung ihn für die Aufnahme vornehmer Herren bestimmt erkennen ließ. Aber allein zur Sommerzeit fand sich Besuch im Schloß ein, jetzt im Winter stand der große Bau völlig leer, der junge Wehrmann verursachte die einzige Lebensregung darin. Nur drüben in der „Kemenate“ — das Wort bezeichnete noch ausschließlich den für das weibliche Geschlecht abgetrennten Teil des Palas — hatte die Mitbewohnerin ihren Aufenthalt, und darunter verrichteten die Mägde im „Gadom“, der Arbeitskammer, und in der Küche ihre Dienste. Zuweilen trat Ludolf auf die Brüstung der „Greden“ hinaus, der hohen Doppeltreppe, die vom Burghof zur Halle emporführte; so nahm er um Mittag die Ankunft der Gewandladen aus Hildesheim und einer sie begleitenden Dienerin gewahr. Schnell indes verschwand alles in einer Seitenthür, und fast lautlose Stille lag wieder umher. Die beiden Schloßhälften waren durch eine verriegelte Thür voneinander geschieden; strenge Sittenvorschrift der Zeit verwehrte allen Männern ohne besondere Verstattung den Zutritt zur Kemenate, doch ebenso den Frauen, außer zum Zweck des Einnehmens gemeinschaftlicher Mahlzeit, das Herüberkommen in die Halle.

Der Nachteinbruch schloß die Möglichkeit aus, daß der vergeblich Wartende noch gerufen werde. Hunger und Durst zu stillen, begab er sich durch das Thor der oberen Burg in die untere hinab, wo laute Stimmen ihm die Schenke deuteten. Ein niedriger, doch breitgedehnter Raum war's, die Augen mit Rauch beizend, denn ein Herdfeuer brannte am unteren Ende und gab allein bald aufflackernde, bald fast auslöschende Helle; am Wiemen, einem eisernen

Räucherstab, hingen über den Flammen gedörrte Fleischstücke. Bischöfliches Verbot untersagte jungen Frauen und Mägden den Aufenthalt in der Winzenburg, so war die Mundschenkin ein Weib in den Fünfzigern, von starkknochigem, beinahe riesigem Wuchs; dunkle, halbergraute Haarsträhnen fielen ihr an den Schläfen auf die Schultern, „Wentiborg“ ward sie gerufen. Sie trat dem neuen, ihr fremden Ankömmling entgegen, dessen Züge gerade ein Flackerschein überhellte, sah ihn an und fragte aus rauher Kehle: „Wer bist du, Sohn? Willst du für den Durst oder auch für den Hunger? Oder willst du noch mehr? Wenn der Mann jung ist, lechzt seine Zunge nach vielem.“ Der Angesprochene verstand von seinen Vagantenumzügen her, sie meine einen Liebestrank, aus Zauberkräutern gebraut, doch er antwortete nicht auf das letzte, nur daß er zu essen und trinken verlange, und sie brachte ihm Dörrfleisch und Brot, Metkrug und Becher. Sich auf eine Wandbank setzend, nahm er die wenig schmackhafte Nahrung ein; um ihn füllten zechende Wehrmannen den Raum, sie kannten ihn nicht und bekümmerten sich nicht um ihn. Ausschließlich Abkömmlinge der niedrigsten Volksschichten waren's, neuartig=fremd für den zwischen sie Hineingeratenen. Er hatte sein Leben bisher nur im Kreis von Goliarden verbracht, die sich allerdings in der Mehrzahl ebensowenig durch feine Sitten hervorthaten; einen anderen Anstrich aber erhielt ihr Behaben und Wesen doch durch die Vornehmheit der lateinischen Sprache, während hier um ihn nur deutsche Mundart in roheſtem, manchmal ihm kaum verständlichem Ausdruck scholl. Trotzdem spannte er horchend das Ohr, auch wie fremd klang ihm, was die Stimmen her und hin wechselten. Von Kobolden, Zwergen und Wichten redeten sie, Werwolf und Huckauf, dem gespenstischen Raben, der Wanderleuten krächzend auf den Nacken sprang, nicht abzuschütteln, schwer wie ein Mehlsack ihnen auf der Schulter hing, bis sie, unter der Last zusammengebrochen, liegen blieben. Erzählung ging um vom grauen Schimmelreiter, dem wilden Jäger im „Wool“, dem Eichwald, und dem großen Mann in der glühenden Kutsche: der nämliche, der alte Wodan war's in dreierlei Gestalt. Man mußte die Augen zudrücken, wenn er vorbeikam, wer nach ihm sah, ward blind; auch stumm dazu war einmal von Stund an ein Dorfjunge geworden, der ihn durch einen Erbschlüssel angeschaut, so daß er niemand sagen gekonnt, was er wahrgenommen. Andere Dinge freilich konnten solche erblicken, die an einem Sonntag zur Welt gekommen: Totengesichter von Leuten, die noch lebten, doch in kurzer Zeit sterben mußten, auch Erdmänner, Wünschelfrauen und besonders den Hausgeist der Winzenburg mit dem Hütchen, Hans Hödecke. Dessen Hut hatte im übrigen schon jeder einmal gesehen, in der heißen Mittagssonne oder in der weißen Mondnacht, und im Anschluß daran vernahm Ludolf auch die Geschichte von der Ermordung des letzten Grafen von der Winzenburg. Der hatte Gewalt an der ehrsamen Frau eines Ritters geübt, die hier unten in der Vorburg gewohnt, und als ihr Mann heimgekehrt, erkletterte er in der Nacht todeskühn über gähnendem Abgrund auf einer Strickleiter die Schloßburg, drang in die Kemenate, wo der Graf mit seiner Frau schlief, erstach beide mit dem Schwert, und ihr Blut sprang, noch sichtbar, nicht wegzuwaschen, an die Mauer. Da war Hans Hödecke geradeswegs übers Gebirge nach Hildesheim zum Bischof Bernhard geflogen und hatte ihn aufgeweckt: „Plattner, stah up, de Winzenborg is ledig!“

In dieser plattdeutschen Zunge scholl die Hin= und Herrede von Mund zu Mund, zuhörend saß Ludolf Ostermant auf seiner Wandbank. Dann kam Wentiborg einmal wieder heran und setzte sich zu ihm; über ihr gelbfarbiges Gesicht flog ein Ausdruck von Verachtung, und sie raunte an sein Ohr: „Glaub's ihnen nicht, Sohn, was sie schwatzen; deine Geburt hat dich klüger gemacht, Einfalt und Narretei ist's. Ein Gott Wodan ist nie gewesen, nur Svarog, der Alte, und sein Sohn Svatovit; Stribog, der im Wind fährt, und Triglaw mit den drei Köpfen. Ueber allen aber ist Baba, die große Mutter, die im schlafenden Wald wohnt.“

Seltsam klang's ihr von den Lippen, der Hörer wußte sich's nicht zu deuten; sie sprach nicht niederdeutsch, sondern mundartlos, nur mit einem fremden, zwischen den Zähnen fauchenden Ton. Erst gemach, als sie weiter redete, kam Ludolf ein halbes Verständnis;

keine Deutsche von Abkunft war's, sie gehörte einem Slavenstamm an, der seit schon grauen Tagen im „wendischen Dorf“ bei der Stadt Lüneburg seßhaft geblieben. Die Namen, die ihr vom Mund fielen, waren die der altslavischen Götter oder „wendischen“, wie man sie im deutschen Land hieß; der junge Wehrmann entsann sich, daß er da und dort schon einmal einige von ihnen vernommen, doch von der „Baba“ hatte er nie gehört. So fragte er, wer sie sei, und die Erwiderung lautete: Die Allmutter, die vor allem gewesen und alles überdauern werde. Sie sei und wisse und könne alles; manchmal steige sie aus dem schlafenden Wald auf den Berg Melibok, wenn Svatovit vom Osten herüberzublicken beginne, oder auch wenn er am Himmelsgewölbe nach Westen hinuntergehe. Dann recke ihr Heunenwuchs den Scheitel bis in die Wolken, daß sie, vermischt mit dem grauen Haar, ihr über die Schultern herabflössen; rotes Gefunkel flamme ihr aus den Augen, und ihre Stimme töne gleich dem dumpfen Gemurr von schwarzen Wipfeln. Wentiborg war einmal in erster Morgenfrühe noch bei Sternenschein von der Winzenburg fortgegangen und noch vorm Abend auf den wilden Steinkopf des Berges, den die Deutschen Brocken hießen, hinaufgekommen. Da hatte sie selbst droben die Baba gesehen, so ungeheurer Gestalt, daß ihr beim ersten Anblick das Herz im Leibe stillgestanden. Aber nichts Böses war ihr von der großen Mutter geschehen, vielmehr wunderbare Kraft in die Beine geraten, in der Mondnacht den langen Weg wieder zurückzumachen, und hier war, als sie heimgekehrt, alles ihr zu teil geworden, wonach sie seit langem umsonst begehrt.

Wunderlich schwirrte die Stimme der Sprecherin um die Ohren des stummen Zuhörers, den es täuschend überkam, er liege hingestreckt an einem Waldrand, Wind murre in den Bäumen, der Gauch rufe im Kreis herum, und manchmal schnurre ein großer, Hirschgeweih tragender Käfer mit tiefbrummendem Ton dicht an ihm vorbei. Den Kopf an die Wand zurücklehnend, saß er mit geschlossenen Augen, nur dann und wann nach seinem Metbecher greifend, ihn ausleerend und wieder füllend; Wentiborg blieb neben ihm sitzen, merkbar fand sie Gefallen an dem fremden Gast, erkundigte sich, seit wann er auf der Burg sei und woher er gekommen. Ihr Mund sprach's auch aus: „Bist ein hübscher Sohn, besser als die anderen; eine schöne Mutter muß dich geboren haben und ein feiner Vater dich gezeugt.“ Wie übliche Schmeichelrede einer Schenkwirtin klang's, doch barg sich etwas drunter, das erst hervorkam, als Ludolf ein im Anfang von ihr gesprochenes Wort ins Gedächtnis fiel und ihn fragen ließ, was sie damit gemeint, seine Geburt habe ihn klüger gemacht. Ihn anblickend, versetzte sie: „Gleich als du kamst, sah ich's dir am Habichtsbug an, und der Goldstaub in deinen Augen sagt's dazu, du hast Blutstropfen in dir von Svatovits Volk. Nicht reines wie ich, anderes ist dabei, aber zugemischt hat's dir einer seiner Söhne oder seiner Töchter. Drum sahen meine Augen dich mit Wohlgefallen an, und kann Wentiborg dir nützen, so sag's ihr; wenn du Durst nach dem Metkrug hast, wird sie nicht fragen, ob du die Bockspfennige im Gurt trägst. Doch nun geh, Sohn, und leg dich zum Schlaf! Die weißarmige Deva halte Cernobog, den Finsteren, von deiner Lagerstatt ab und gebe dir einen Traum von ihren Lippen. Es ist des Burgvogts Mittnachtzeit, und seine gierigen Finger recken sich nach einer Bede aus meiner Truhe, wenn ich euch länger bei mir dulde.“

Aufstehend, zündete das riesige Weib eine Kienfackel am Herd an und schwang sie lodernd durch den Raum. Das Zeichen zum Aufbruch für die Gäste war's, sie hoben sich eilig von den Sitzen; wo noch einer zögerte, schlug der Feuerbrand ihm knisternde Funken dicht über den Kopf, und taumelnd verließen alle die Schenke; sie wußten, nicht geraten sei's, sich einem wirklichen Zuschlag der Flammengeißel auszusetzen. Um Mitternacht gebot die bischöfliche Ordnung den Schluß jedes Trunkgelages auf der Burg; die Ritter in der Palashalle mußten der Vorschrift gleicherweise Folge leisten wie die gemeinen Wehrmannen, streng ging der Vogt um und trieb Geldstrafen ein, wo er noch Übertreter beim Becher fand.

Es war ein schier märchenhafter, phantastischer Anblick, wie Ludolf Ostermant

Wentiborg mit der lohenden Fackel noch draußen vor ihrer Schenkenthür stehen sah, sie selbst erschien ihm der alten Baba ähnlich, von der sie geredet. Auf seinen Anruf öffnete ein Wächter ihm das Fallgatter eines kleinen „Slegethores“ in der Umwallungsmauer der oberen Burg; die Pforte engte sich so schmal zusammen, daß sie nur eine Gestalt von schlankem Wuchs hindurchließ, stärker Beleibte mußten das Taglicht abwarten, um durch das bei Nacht verschlossene Hauptthor zu gelangen. Im Kopf des wieder in sein schweigsames Gemach Zurückgekehrten kreisten bunt die Mären, die er drunten angehört, und der reichlich genossene Mettrunk durcheinander. Er schlief ein, doch fuhr er auf und horchte durch den weiten stillen Bau. Ihm hatte geträumt, er sei auf der Winzenburg, um etwas mit seinem Leben zu bewachen, und er höre am Felsgestein den Ritter heraufklimmen, der heimlich in die Kemenate eindringen wolle, den Grafen zu ermorden. Dann ward's ihm bewußt, er liege wirklich in der Winzenburg auf einem Lager, zum erstenmal, aber nichts regte sich in lautloser Stille; nur allmählich kam aus der Weite ein dumpfes Brausen, wie Gemurre von dunklen Waldwipfeln. Das war die Stimme der großen Mutter Baba, und nun sagte Wentiborg: „Sie weiß und kann alles; wenn dein Herz nach etwas begehrt, Sohn, so komm mit mir, ich bringe dich zu ihr —“

Ludolf Ostermant warf sich herum und antwortete im Traum: „Ja, bringe mich in den schlafenden Wald.“

* * *

Gegen den Sonnenuntergang hin am anderen Tag kam eine Botin aus der Kemenate zu ihm und brachte Meldung, die Herrin, des hochwürdigsten Bischofs Niftel, lasse ihn herüber entbieten. Unerwartet traf ihn jetzt die Ladung; hastig sich in geordneten Stand setzend, folgte er der Dienerin durch die aufgeriegelte Thür des Frauenhauses. Sein Kopf trug von der Nacht her noch etwas leicht Verworrenes in sich, vor dem Blick züngelte ihm ein Herdfeuer, rote Lichtbahnen und Schatten durch einen niedrigen, rauchvernebelten Raum werfend, und Treppenstufen hinansteigend, konnte er sich nicht von der wunderlichen Vorstellung losmachen, wenn er an sein Ziel komme, werde er wieder vor den breiten, von grauen Haarsträngen überflossenen Schultern Wentiborgs dastehen.

Aber dann that sich vor ihm eine Thür auf, und kaum möglich war's, einen größeren Gegensatz zu erdenken als zwischen dem Gaukelspiel jener Sinnbenommenheit und der Wirklichkeit vor seinen Augen. Ihn empfing ein hohes, helles Gemach, nach Westen gerichtet, denn letzte Strahlen der fast untergehenden Sonne fielen herein; reich und traulich verdeckten mit Bildgestalten durchwirkte Behänge die Wandflächen. In einem weich von bunten Teppichen überhüllten Lehnsessel saß die Bewohnerin der mit einem fremden Blumenduft angefüllten Stube, die kleinen Füße in Goldschuhen auf einen farbigen Schemel stützend; neben ihr flackerten Holzscheite in einem großen Kamin, auf dessen aus buntem Gestein zusammengefügtem Mantel die Sonne gerade das Mittelstück traf und leuchtend heraushob. Von schneeweißem Marmor stellte dies in halberhabener Arbeit das Bild eines Einhorns dar, des seltsamen Wundertieres aus dem Inneren Afrikas oder Indiens. Der Gestalt nach halb Pferd, halb Hirsch, war es ein wild-unbändiges Geschöpf, das auf der Stirnmitte ein langes, scharf zugespitztes, gewundenes Horn als furchtbare Waffe trug, der nichts Lebendiges, weder Tier noch Mensch, Widerstand zu leisten vermochte; auch die todesmutigsten Ritter wagten nicht, einen Kampf mit ihm zu bestehen, sondern wandten sich bei seinem Anblick zur Flucht. Machtlos war das Einhorn einzig vor einer reinen fürstlichen Jungfrau von höchster Abkunft, vor ihr bog es die Knie und legte das tödliche Horn huldigend auf ihren Schoß. Und so that's dies hier auf dem zierlich ausgemeißelten Bildwerk des Kaminsimses vor einer sitzenden jungen, mit einem Diademreif geschmückten Frauengestalt.

Doch von diesem Zierat nahm Ludolf Ostermant trotz dem Strahlenglanz darauf nichts gewahr, sein Gesicht haftete allein auf dem tausendfach wundersameren Bilde des Lebens daneben. Nur einmal erst, wenige Augenblicke lang, mit stockendem Atemzug,

hatte er es gesehen, und ob es über alle Vorstellung der Phantasie hinaus das herrlichste und lieblichste auf der Erde gewesen und der Traum jeder Nacht ihm seitdem das Antlitz wiedergebracht, so blieb es doch noch nichtig vor dieser Wirklichkeit zurück. Mit einem Schlage fiel jetzt die wild-mächtige Gestalt Wentiborgs vor seinem Blick ab, einer knorrig verwetterten Eiche gleich, statt derer eine zauberhafte Blume sich aus dem Boden heraufhob. Dunkles Seidenhaar, vom Goldreif der Stirn gehalten, floß in reicher Fülle auf schlanke Schultern von edelster Feinheit der Linien nieder, und unter den weichen, schöngewölbten Brauen leuchteten die wunderbaren Amethystaugen dem Eintretenden entgegen, der, über die Schwelle schreitend, sich zu neigen vergaß, nur sinnverloren in stumme Anschau versunken stand.

In diesen Augen lag ein wenig kinderhafte Neugier, doch daneben etwas, das zu der sonnigen Huld des Antlitzes in eigentümlichen Gegensatz trat. Fast mit einem strengen Ausdruck hielt der Blick sich vorgerichtet, bei der unbeweglichen Haltung des jungen Wehrmanns zogen die Brauen der bildartig reglos Dasitzenden sich leicht, wie von einem Unmut gefaltet, gegeneinander, und ihm gerad ins Gesicht schauend, redete sie ihn in lateinischer Sprache an: „Bist du's, den ich befreit habe? Bietest du mir keinen Gruß?“

Halb unwillig klang's und halb, wie über etwas ihr Unbekanntes erstaunt; er versuchte, zu erwidern, doch brachte er kein Wort hervor, und sie fuhr rasch fort: „Du bist häßlich, nicht von Gesicht, aber in deinem Inneren. Weißt du, wem du gleichest? Dem da, dem wilden, unbezähmbaren.“

Eine ihrer weißen Hände hob sich und deutete nach dem Einhorn; so bestürzt von dem unerwarteten Empfang stand der Gescholtene, daß ihm kaum hörbar nur ein Stammeln vom Mund kam: „Was that ich, Herrin?“

Doch die kleine Rosenmuschel ihres Ohres fing die beinahe unverständlichen Worte auf, und in einem strafenden Ton entgegnete sie: „Du handelst dem Tiere gleich — nein, das nicht, dem vernunftlosen thue ich unrecht damit an. Denn es berauscht sich nicht an unmäßigem Trunk, daß solcher ihm die Sinne raubt und die Augen mit Trübung füllt. Am Nebel in den deinigen gewahr ich's, du hast auch heute nacht wieder zu häufig den Becher ausgeleert.“

„Ja — ich that's, Domina — doch aus Unacht — der Met war stärker, als ich geglaubt —“

Fast ohne zu wissen, daß er Antwort gebe, gestand er's stotternd ein, scheu die Augen zu Boden schlagend. Vor so seltsamem, ihn so mit Schreck lähmendem Richterstuhl hatte er noch niemals gestanden, ein Verdammungsspruch von den Lippen des Papstes im Lateran in Gegenwart des ganzen Kardinalkollegiums hätte ihm die Glieder nicht so furchtbar durchrüttelt. Und doch saß nichts vor ihm in dem Sessel als ein junges Mädchen, beinahe ein Kind noch, aber es redete wie mit dem strengen Mund einer Matrone und hob nach kurzem Besinnen wieder an: „Abscheulich war, was du gethan hast; hätte ich es so gewußt, würde ich dir die Fesseln nicht durchschnitten haben. Eine junge Magd hast du auf offener Straße in deinen Arm gefangen gelegt, sie wider ihren Willen und ihre Gegenwehr mit deinem Munde auf den ihrigen geküßt. Das war ruchlos von dir. Schäme dich deiner frevelhaften That!“

Wie vom Munde eines hochgelehrten grauhaarigen Klerikers kam die lateinische Sprache in klassischem Gefüge von den jungen Lippen, nur anderen Klanges, trotz den zürnend verurteilenden Worten als ein heller, köstlicher Wohllaut. Seltsam aber war's, der schlimmsten Gewaltübung, deren Ludolf sich an Herimann vom Hohenweg schuldig gemacht, that die Richterin nicht Erwähnung. Unverkennbar erschien ihr, was er Jutta zugefügt, als sein schwerstes Vergehen, von dem sie, ihrer Äußerung gemäß, erst nachträglich genauere Kunde erhalten, als sie dem Wunsch des Bischofs bereits durch die Lösung des Missethäters willfahrt gehabt. Schweigend wiederum stand dieser, nur dunkel errötet vor Scham und Scheu, bis sie die Frage nachfügte: „Wie war es möglich, daß du so Unwürdiges thun konntest?“

Nun antwortete er mit stockender Verworrenheit: „Ich weiß es nicht — ich — ich habe es nicht gethan —“

„Was willst du damit sagen? Bist du etwa nicht du?“

„Nein — ein anderer — ich war von Sinnen — und derweil that der es.“

Um die Mundwinkel der Hörerin ging unwillkürlich kurz ein lächelnder, leis schelmischer Zug, ihr entflog: „Das giebt sich selbst leicht vor, wer einem anderen allein etwas zuschieben will, was man doch mitgethan, weil man es geduldet hat.“ Aber ihre Miene kehrte zum Ernst zurück, und sie fuhr fort: „Bist du ein altgriechischer Sophistes? Da bist du kein kluger, denn der hätte sich besser verteidigt und gesprochen, es seien zwei Kräfte gewesen, die in ihm miteinander im Kampf gerungen. Eine, die vor Unrecht und Übelthat Abscheu gefühlt und deshalb getrachtet, ihn davon zurückzuhalten. Doch die andere habe die größere Macht besessen, weil sie sich mit dem Herzen verbündet gehabt, dem nichts Widerstand leisten könne. Da sei das Verwerfliche geschehen, weil es nicht anders möglich gewesen. So hättest du dich verteidigen sollen.“

Überraschend war bei der Sprecherin die Kenntnis der altgriechischen Sophistik, doch noch sonderbarer stand ihren Kinderlippen die spitzfindige Anwendung, als ob sie diese aus eigener Lebenserfahrung geschöpft habe.

Ludolf Ostermant aber schüttelte hastig den Kopf und erwiderte: „Nein, Domina — das wäre wider die Wahrheit geredet — denn mein Herz hatte nicht teil daran.“

Erstaunt sah sie ihn an. „Aber du küßtest sie doch, weil ihr Anblick dich unwiderstehlich dazu trieb? Aus welch anderem Grunde sonst könnte jemand das thun?“

„Ein Blendwerk war's, das wohl der Wein mir vor den Augen gezeugt. Ich weiß nichts mehr von der Stunde, noch von ihrem Anblick, wie am Morgen ein thöricht täuschendes Traumgebild ohne Wesen aus dem Gedächtnis verschwindet.“

„Und dein Herz trägt kein Verlangen in sich, sie wiederzusehen?“

„Keines, Domina. Wenn sie hier vor mir stünde, würde ich sie nicht wiedererkennen, denn ich habe sie nur in der Spanne eines Augenblicks mit dem Trug des Rausches, nicht mit dem Herzen gesehen.“

„Und doch hast du sie geküßt!“ Maria stieß es unwillkürlich hervor, stand, zu schlanker Höhe emporwachsend, vom Sessel auf, und mit einer ihrem mädchenhaften Wesen merkwürdig anstehenden, gebietend abweisenden Handbewegung sagte sie: „Geh! So kann ich dich nicht lossprechen und will dich nicht um mich haben. Ich hätte dir nur verzeihen können, wenn du Reue gezeigt hättest. Aber du bist störrisch wie das monoceros.“

Bei dem letzten Wort indes ging ein aufmerkender, nach etwas suchender Ausdruck über ihr Gesicht. Rasch fügte sie hinterdrein, den nach dem Gebot sich halb wie betäubt der Thür Zuwendenden noch anhaltend: „Bleib noch ein wenig!“ und setzte in deutscher Sprache hinzu: „Wie heißt es auf deutsch?“

Aus atemverschnürter Brust brachte er mühsam hervor: „Was meinst du, Herrin?“

„Das monoceros. Ich weiß es nicht.“

„Wie es auf deutsch —? Das Einhorn.“

Sie wiederholte: „Das Ein-horn. Das klingt ähn-lich wie O-heim. Aber es paßt das Wort auf dich; ich will dich Ein-horn nennen, wenn du un-ar-tig bist.“

Dazu lachte sie fröhlich, und mit der Veränderung der Sprache zeigte sich auch ihre Anschauung der Frevelthat Ludolf Ostermants umgewandelt. Den Sitz verlassend, schien sie von einem Richterthron heruntergestiegen zu sein, ein Amt niedergelegt zu haben, das sie wohl mit ernster Strenge, aber doch gegen ihre Natur und Neigung ausgeübt. Auch die gebieterische Würde, die einen Augenblick sonderbar aus der Handbewegung gesprochen, war als etwas Fremdartiges von ihr abgefallen, und sie stand in ihrem eigentlichen Wesen da, als ein sonnenhaft leuchtendes Bild der Jugend, ein nach Frohsinn begehrendes, neckfustiges großes Kind. So fuhr sie fort: „Bist du auf mich bös? Du sollst ja sein mein Leh-rer, hat mein O-heim gesagt. Es ist nicht gut, wenn ein Leh-rer ist bös, dann be-kommt der Schü-ler leicht alapas; wie sagst du da-für deutsch? Ich will ler-nen von dir, ich muß können red-en die deutsche Sprache; sie ist sehr schwier-ig. Aber ich glaub-e, daß ich gut kann ler-nen bei dir; es ist so still hier in der Ke-me — caminata — kein Mensch-enstimme als deine. Aber heute zu spät, die

Sonne un-ter — sol occidit — unter-ge-gang-en; mor-gen. Komm mor-gen, ehe sie un-ter-geht, aber nicht Ein-horn. Und trin-ke nicht zu viel heute a-bend aus dem Bech-er."

Im Gesicht der Sprecherin gab sich ein Stolzgefühl kund, daß sie eine solche Anzahl von Sätzen in deutscher Sprache zu stande gebracht. Eigentümlich nur hatte sie in dieser, wie zuvor in der lateinischen, den jungen Wehrmann „du" fortbenannt, obwohl ihr die Anrede mit „Ihr" nicht unbekannt war, denn im Gespräch mit dem Bischof bediente sie sich ihrer richtig. Doch schien sie zu glauben, man thue dies nur einem Älteren gegenüber, oder dafür zu halten, bei jemand vom Stande Ludolf Ostermants sei es nicht angebracht. Zwischen den Worten aber hatte sich etwas hervorgeschlichen, sie fühle sich vereinsamt in der stillen Leere des Schlosses, und ihre Jugend trage Verlangen, wenigstens eine Zeitlang am Tage den Ton einer Menschenstimme neben sich zu hören. Außerdem lag ihr merklich viel daran, in der deutschen Sprache weitere Vervollkommnung zu erlangen, und für beide Wünsche bot sich ihr hier keine andere Erfüllung. Trotz der strengen Urteilsfällung aber fand sie augenscheinlich ein Gefallen an ihrem jungen neuen Sprachlehrer; das alles hatte sie bestimmt, die schroffe Verabschiedung, mit der sie ihn aus dem Gemach fortgewiesen, zurückzunehmen, dahin umzuändern, daß sie am nächsten Tag sein Wiederkommen erwarte.

Oder hatte sich ihr noch etwas anderes hinzugesellt, von dem, als er sich der Thür zugewandt, ein stummes Spiel in ihren Zügen ein Merkzeichen zu geben schien? Ihre Lippen umhuschte ein heimliches Lächeln, doch nicht ganz das eines Kindes; in ihm wie in den nachblickenden Augen flimmerte ein wenig von verschwiegenem, fast wie von einem listig-verschlagenen Gedanken eines jungen Weibes.

Ludolf Ostermant hatte sich stumm verneigt und das Gemach verlassen. Er war von der über ihn ausgesprochenen Verdammung und noch mehr von dem plötzlichen Umschlag wie betäubt; sinnverloren durchschritt er draußen den Gang. Eine Dienerin, die am Vortag neu aus Hildesheim gekommen, trat aus einer Thür hervor und stieß, vor der unerwarteten Erscheinung eines Wehrmannes in der Kemenate erschreckend, einen unwillkürlichen, nur halbverhaltenen Schrei vom Munde; wie er ihr geistesabwesend ins Gesicht blickte, eilig durch die Thür wieder zurückweichend. Dadurch gelangte er zur Besinnung und zu der Erkenntnis, daß er falsche Richtung eingeschlagen, kehrte um, fand jetzt die abwärts führende Treppe und stieg sie schwankenden Fußes zur Halle des Palas hinunter. Ihm war's, er sei in einem Traumreich gewesen, drin „Maria, die Himmelskönigin" im Lichtglanz überirdischer Schönheit zürnend den Stab über der irdischen Frevelschwere seiner Vergangenheit zerbrochen, aber danach ihn mit göttlicher Vergebungshuld aus seiner Zerschmetterung vom Staube aufgehoben habe. Halb bewußtlos fiel er auf seine Lagerstatt hin, seine Hände legten sich über der Brust wie zum Gebet zusammen, und in die um ihn einbrechende Dämmerung sprach er mit traumhafter Stimme hinein: „Maria —"

*　　*
*

Wintersonnenwendzeit war's jetzt, die geheimnisbergenden zwölf Tage und Nächte brachen an, den alten und neuen Göttern gleicherweise geheiligt; festlich-deutungsreich begannen sie alle das neue Jahr. Die Kirche beging die Feier der Geburt des Heilandes, sowie ihr folgender Gedächtnistage des Märtyrers Stephanus und des Apostels Johannes, daranschließend das Fest der Epiphania, der Erscheinung Christi, als des Erlösers aller heidnischen Völker der Erde, die zu seiner Anbetung die drei Könige aus dem Morgenland entsendet. Dafür ließen allerorten die Kleriker ihre Lobgesänge und Dankgebete ertönen, und zum gleichen waren auch die Laien verpflichtet und folgten dem Gebot der Geistlichkeit. Doch viele, besonders unter den Landbauern, erfüllten es noch nur mit den Lippen; wenn sie den Kirchenraum verlassen hatten und in ihre einsamen Behausungen heimkehrten, sahen sie, wie ihre Vorväter, Berchta, die gleich einer weißen Himmelswolke Leuchtende, segnend über die Wintersaat der Felder hinschweben, und ein Mittagsmahl von Fischen, der Lieblingsspeise der hohen Beschirmerin,

deckte ihnen den Festtisch. Auf dem Herd brannte und verglühte langsam durch Tage und Nächte der alt-gewaltige Julklotz; beim Einbruch des Abenddunkels ließen junge Männer überall von Anhöhen das „Jul", das flammenlohende Rad, als Sinnbild der wiedererstandenen Sonne zur Tiefe niederrollen. Danach saßen alle beim Metkrug auf der gestampften Haustenne und horchten, von einem ehrfurchtsvollem Schauer überlaufen, auf, wie draußen Wodan brausend über den nachtschwarzen Wipfeln Umzug hielt und mit der allmächtigen Hand des obersten aller Götter Walhallas das neue Sonnenjahr emporhob. Wo aber im norddeutschen Land ein versprengter Slavenstamm, „Wenden", seßhaft geblieben, da richtete sich vor dem Blick die große Mutter Baba auf und schritt in riesenhafter Gestalt aus dem schlafenden Wald hervor.

Wer es sein mochte nach solcher Verschiedenartigkeit des Glaubens, ob Maria, die Himmelskönigin, die glanzstrahlende Berchta, oder Deva, die knospenumgürtete Tochter des wendischen Lichtgottes — eine huldvolle, weiche Frauenhand schien sich rings um die Winzenburg über die Landschaft zu breiten und mit himmlischer Macht den Hereinbruch der alten zornwütigen Frostriesen des Nordens zurückzubannen. Nur im Dezemberanfang hatten diese sich einige Tage lang in wallenden Schneemänteln als Herren aufgeworfen. Doch seitdem lag ihre wilde Kraft von immer linder Luft und mildlächelnder Sonne ohnmächtig gebrochen; niemand erinnerte sich eines so lenzhaften Winters, der die Viehherden draußen auf freier Weide beließ, so freudige Hoffnung früher und reicher Ernte erweckte, und Dank erfüllte alle Herzen für die unsichtbare Ausspenderin solcher wundergleichen Segnung.

Nur Ludolf Ostermant gewahrte sie leibhaft vor sich, wo er stand und ging, wußte, woher diese fremde Herrlichkeit entfließe. Eine junge allgewaltige Zauberfee thronte über dem Land, und wohin sie drauf niedersah mit ihren wie tiefblaues Edelgestein leuchtenden Augen, da konnte nur Frühling sein, der Boden, den ihre Lippen anlächelten, mußte sich in der Mitte des Winters mit Blumen bedecken. Der Tag und die Nacht zugleich war sie, denn diese umwob ihr den Scheitel mit dem dunklen Gelock, doch drunter schimmerte ihre Stirn wie die Lieblichkeit der Morgenröte, und von ihrem Antlitz ging es aus mit der Himmelsmacht des Sonnenlichtes. Denn ein Himmelsgebild in irdischer Erscheinung war sie, die nicht gleichen Namen mit einem anderen Wesen auf der Erde tragen konnte, und das klopfende Herz Ludolf Ostermants benannte sie „die Rose von Hildesheim".

Alle seine Sinne waren einzig von ihr erfüllt; vor dem Blick stand sie ihm, wohin er sah, aus jedem Wohllaut klang ihre Stimme, mit dem Rosenduft umgab sie ihn bei jedem Atemzug. Am Vormittag streifte er im Umkreis der Burg umher, sich über die schleichende Zeit bis zur Nachmittagsstunde, die ihn in die Kemenate hinüberberief, fortzutäuschen. Er mußte sich regen und allein mit der Vorstellung seiner Sinne und Seele sein. Mit keinem der Ritter hätte er getauscht; zum erstenmal empfand er's als höchstes Glück, daß er zum Kleriker geworden, ob von niederer Abkunft, an Geistesbildung über denen von weltlich edler Geburt stand. Und zum erstenmal fühlte er, es war ein seliges Glück, zu leben.

Das verdankte er seiner Mutter, und ihn trieb's nach dem Kloster Lamspringe, ihre Grabstätte aufzusuchen, wie es ihm auch der Bischof als Sohnespflicht vorgeschrieben. Als er zur Mauer gelangte, kam ihm die Erinnerung an den Platz, wo man sie in die Erde hinuntergesenkt, außerdem war die Zahl der Laiengräber hier außen nicht groß, die Nonnen wurden im geweihten Grund unter dem Fußboden der Kirche bestattet. So fand er bald eine kleine Steinplatte auf, in die eingeschnitten stand: „Holda de Hildolfshusen, marita Thiedolfi de fruteto . Placida . Formosa . R. i. p." (Holda von Hildolfshusen, die Ehegattin Thiedolfs vom Busch. Die Sanftmütige. Die Schöngebildete. Sie ruhe in Frieden.) Die Schrift zeigte sich nicht kunstfertig ausgemeißelt, nur oberflächlich eingeritzt, doch Auszeichnendes lag drin, daß die Gruftstelle mit einem Namensdenkmal bedeckt worden, keine andere in der Nachbarschaft besaß ein solches. Außerdem schien mit Absicht das Wort marita gewählt zu sein, statt des üblichen uxor, um hervorzuheben, daß sie die „Ehefrau" Thiedolfs

vom Busch gewesen sei; die beigefügte Erwähnung ihrer sanften Gemütsart und schönen leiblichen Bildung war gleichfalls etwas Ungewöhnliches. Vermutlich hatte der Klosterpropst Berno um ihrer Sanftmut und Schönheit willen ein besonderes Gefallen an ihr gefunden und ein Gedächtnis daran durch den Stein forterhalten lassen.

Ludolf stand und sah auf das Grab der so jung aus dem Leben Gegangenen nieder. Ihm tauchte plötzlich ein Erinnerungsklang im Ohr auf, daß er als kleiner Knabe seine Mutter von Leuten mit einem Schmucknamen benennen gehört: „Die Rose von Hildesheim". Wunderlich durchlief's ihn aus dieser aufwachenden Erinnerung. Sie mußte also wohl zuvor in der Stadt Hildesheim gelebt haben, vielleicht dort zur Welt gekommen sein.

Daneben durchschoß ihm den Kopf ein seltsamer Gedanke. Er war ein Kind, das Thiedolf vom Busch unter seinen Mantel genommen. Wer war sein wirklicher Vater gewesen? Etwa der Klosterpropst Berno, der seiner schönen Mutter dies Denkmal verliehen?

Die stumme Gruftplatte redete nicht, wie es die Tote drunter nicht gethan. Aber gar manches sprach für die Mutmaßung, daß der Propst sich des verwaisten Knaben angenommen, ihm Unterricht in der lateinischen Sprache erteilt hatte; daß Ludolf, wie ein väterliches Erbteil, Begabung zum Kleriker in sich getragen.

Auch der Klosterpropst Berno war lange tot und konnte nicht mehr reden. Doch wenn er noch gelebt hätte, würde er ebensowenig auf die Frage geantwortet haben. Einem Geistlichen, dessen Jugend sich solches sündigen Bruches eines der höchsten Kirchengebote schuldig gemacht, blieb nur das Schweigen, die Verhehlung seines Fehltritts vor aller Welt, selbst vor demjenigen, den ihm die Natur dadurch zum Nächsten geschaffen; ein Geheimnis war's, das er mit sich ins Grab nehmen mußte. Kein unterster Klerusangehöriger, der die Weihen empfangen, vermochte anders zu handeln, wenn er nicht aus dem Priesterstande gestoßen werden wollte, um so weniger ein Hochgestellter der Hierarchie. Das wußte Ludolf genau, und so hätte es nichts geändert, wenn der Propst Berno noch unter den Lebenden gewesen wäre; eine Bejahung der eben plötzlich durch seinen Kopf geschossenen Mutmaßung würde er doch nie erhalten haben. Ein Vaterloser war er, nur das Kind der „Rose von Hildesheim", die hier nach kurzer Frühlingsblüte in die Erde gelegt worden. Seltsam indes ergriff ihn die aufgewachte Erinnerung an jenen Namen seiner Mutter: den gleichen hatte sein klopfendes Herz einer anderen gegeben.

Die aber lebte, und er lebte, und die Toten waren Schatten, zwischen denen jedes Band mit dem Leben zerrissen. Wenn jemand, so war Ludolf Ostermant frei von Empfindsamkeit; vielleicht mochte er als kleiner Knabe von seiner Mutter ein Erbe zarteren Gefühls in sich getragen haben, doch seitdem er zuletzt an diesem Grabe gestanden, hatte er es verloren. Zur Erkenntnis kam's ihm, vom langjährigen Umhertreiben mit rohen Genossen verwildert, war er ein wüster Vagant gewesen, trotz der lateinischen Zunge und klassischen Geistesbildung leer im Inneren, begierig nur nach plumpen leiblichen Genüssen trachtend, nach der Weinkanne und leichten Dirnen, zur Erreichung seiner Zwecke nicht vor Gewaltthat und hinterhältischem Anschlag zurückscheuend. Altera mater consuetudo — die Gewohnheit hatte er sich zur anderen Mutter gewählt, von ihr sich zum frech Unbändigen, Leichtfertigen, Gewissenlosen großziehen lassen. Erschreckend stand sein eigenes Bild, der Wirklichkeit getreu, vor ihm — kam es aus dem Grab der Mutter so vor seinen Augen herauf?

Nein, deutlich fühlte, erkannte er, wer es ihm, wie von einer erzenen Spiegelfläche zurückgeworfen, in seiner ganzen Häßlichkeit vorhielt. Zwischen den Zähnen murmelte er: „Ein Einhorn —"

Aber danach atmete er aus sich befreiender Brust tief auf. Nicht sein Bild sah ihm so widrig entgegen; wohl war es das seinige gewesen, doch es stellte ihn nicht mehr dar. Als ein anderer, wie ein Neugeborener stand er hier, von einer Gnadenhand berührt, die ihn verwandelt, oder dem Edleren, das er von seiner Mutter als Mitgift empfangen, wieder zum Obsieg verholfen hatte. Mit himmlischer Kraft begabte Augen hat-

ten die stumme Reue in seiner Brust gewahrt, und gnadenreiche Lippen hatten ihn durch Absolution von seiner schuldvollen Vergangenheit gereinigt. Einem Wunder ähnelnd war's: sein leibliches Leben dankte er einer Rose von Hildesheim, und das neue seiner Seele, seines Gemütes hatte die von seinem Herzen Gleichbenannte ihm verliehen.

Goldhelle und himmelblaue Blütensterne lächelte da und dort die warme Sonne des seltsamen Winters aus dem Erdreich hervor, und Ludolf Ostermant pflückte von ihnen auf seinem Rückwege zur Burg, um sie am Nachmittag als Gruß von der Außenwelt in die Kemenate hinüberzubringen. Schon einigemal war er in diese zur angesetzten Stunde wiedergekehrt, und ihm bangte nicht mehr vor dem Eintritt. In dem Gemach empfing ihn ein Doppelwesen: eines, von überirdischer unnahbarer Hoheit umstrahlt, vor deren leuchtendem Glanz alles Denken in Ehrerbietung verstummte und zerging; daneben trat das andere ihm entgegen als ein Mädchenbild von holdester Erdenlieblichkeit, das auf sein Kommen wartete, dankend die kleinen Blumen aus seiner Hand nahm, mit heller Stimme ihn fast vertraulich, necklustig begrüßte. Die ernste Richterin des ersten Tages war spurlos verschwunden; es ließ sich nicht mehr vorstellen, daß sie mit dem strengredenden Munde auf dem teppichbedeckten Sessel gethront habe. Ein jungfräuliches Kind freute sich in seiner Einsamkeit am Zusammensein mit einem jugendlichen Genossen von gleicher, feinerer Geistesbildung, als sonst jemand auf der Burg sie zu bieten vermocht hätte; eine Schülerin, die von ihrem Lehrmeister Unterricht in der deutschen Sprache empfing.

Darin aber hatte in der That der Bischof Konrad die beste Wahl getroffen; von nur wenigen Lippen im Reich wohl kam diese Sprache so einnehmenden, reinen Klanges und sicheren richtigen Ausdruckes wie von denen Ludolfs. Den Klerikern war sie sonst zumeist beinah fremd, so daß sie sich ihrer, der mißachteten, in Zwangsfällen oft unbeholfener als das Laienvolk bedienten; Regeln der Grammatik und Syntax beachtete bei ihrer Anwendung fast kein klassisch Gebildeter. Doch dem Sohn Holdas von Hildolfshusen schien dies angeboren, und gefördert von seiner Kenntnis der lateinischen Sprache, beherrschte er das Deutsche in gleicher Weise wie diese, reich an Wortschatz, fehlerlos in der Deklination und Konjugation, als ob die Natur ihn zu solchem Lehramt vorbestimmt habe. Freilich kam er diesem nicht methodisch wie vom Schulkatheder nach, sondern in spielender Art, verbesserte beim Gespräch leichthin von seiner Schülerin begangene Mißgriffe, förderte sie, wo es ihr mangelte, hauptsächlich durch geschickt angebrachte Beispiele. Unverkennbar hatte sie nie einen wirklichen Unterricht im Deutschen gehabt, das ihr bis vor nicht langer Zeit wildfremd gewesen sein mußte; doch fraglos war sie ebenso gelehrig, als sie mit Eifer lernen wollte. Am meisten Schwierigkeit bereitete ihr die Aussprache; sie hing deshalb aufmerksam mit den Augen am Munde ihres Lehrers, seinen Lippen abzusehen, wie die Worte von ihnen gebildet würden. Zuweilen nach einer fruchtlosen Bemühung schüttelte sie den Kopf und sagte: „Das klingt anders, besser, wenn du es sprichst als ich,“ und einmal setzte sie hinzu: „Ich glaube, von deinem Mund kommt es her, du hast schöne Lip-pen, die können es auch schöner sagen als meine.“ Nur zur Erläuterung noch wurde das Lateinische herangezogen, oder von ihrer Seite, wo sie sich nicht anders zu helfen wußte; sonst entflog's ihr höchstens dann und wann bei einem unwillkürlichen Ausruf. Merken ließ sich, sie dachte noch nicht auf deutsch, sondern übertrug sich stets erst, was sie äußern wollte, aus ihrer Sprache. Welchem Lande und Volke diese angehöre, war aus nichts zu entnehmen, und der Bischof hatte Ludolf untersagt, Fragen danach zu thun.

So ward's ihm anfänglich nicht leicht, Dinge zur Unterhaltung aufzufinden, die sich eigneten, sprachliche Belehrung mit ihnen zu verbinden. Aber dann verfiel er auf einen reichergiebigen Gegenstand, oder vielmehr die Zeit des Jahres, der zwölf Tage und Nächte, brachte ihn darauf. Er begann von dem wieder zu erzählen, was er abends in der Schenke aus dem Munde der Wehrmänner um sich vernahm, von den alten deutschen Göttern und Göttinnen, und eigen war's, während seines Berichtens ward ihm lebendig, daß er nicht jetzt zum erstenmal,

sondern schon als Kind von ihnen gehört und gewußt habe. Durch das ausgespannte Strahlennetz der heißen Sommermittagsstille, hatte seine Mutter ihm gedeutet, da schreite die weiße Berchta hochher über die leiswallenden Kornfelder, und am Winterabend hatte sie am glimmenden Herd ihn aufhorchen lassen, wie draußen Wodan mit dumpfdröhnendem Hufschlag brausend über den Wald reite. Das stieg ihm beim Sprechen ins Gedächtnis herauf, und aus einer Erinnerung wob sich, wie am Spinnrocken der Faden, eine andere hervor, weiter und weiter; er versetzte seine Zuhörerin damit in eine fremde Welt, und sichtlich saß sie aufmerksam gespannten Ohres. Beide achteten nicht darauf, daß es dämmernd und dunkel im Gemach ward, ihre Stimmen klangen drin fort, und absonderlich dienten die Thaten und Geschicke der alten Bewohner Walhalls zugleich auch zum Sprachunterricht dieses Tages. Aus ihrer Darstellung ließ sich nicht recht entnehmen, was Ludolf Ostermant eigentlich von ihnen halte und denke; für die Kirche waren sie Geschöpfe des höllischen Feindes der Christenheit, unsaubere Geister und Ausgeburten todsündigen Glaubensabfalls. Doch aus der Schilderung des von ihnen Redenden klang es manchmal, als ob der junge Wehrmann mit der Tracht des Klerikers auch die kirchliche Anschauung und Verdammung der vormals hier verehrten heidnischen Götter und Göttinnen von sich abgethan habe. Wenigstens erschienen sie bei seiner Berichterstattung nicht in teuflischer Gestalt und als bösartige Verderber des menschlichen Seelenheils, vielmehr so, wie von ihnen noch unter dem Landvolk die Überlieferung aus Vorväterzeit umging. Nun schön und lieblich, nun machtvoll gewaltig schuf die rege Vorstellungskraft Ludolfs sie wieder herauf, als ob er sie mit seinen Augen vor sich sehe, und die einen waren von sanfter Holdseligkeit wie das Himmelsblau, die warme Sonne, Frühlingsgrün und blumige Wiese, die anderen fuhren dahin dem wilden Wettersturm gleich, der Blitz zuckte aus ihrem Blick, und der Donner rollte aus ihrer Stimme. Dabei nickte die Zuhörerin einmal und sagte: „Weißt du, Ludolfe, das ist der Kaiser Henricus; unter dem zittert die Erde, wo er schreitet. Dem schönen Bal-dur dagegen, von dem du geredet hast, gleichet —“ Doch sie hielt inne und schien nicht zu wissen, mit wem sie den Genannten vergleichen wolle; draußen aber kam ein roter Schein aus dem Dunkel der eingefallenen Nacht, und mannigfacher Stimmenschall klang aus der Ferne dazu herüber. Junge Burschen ließen von einem Hügelrande das brennende Julrad zur Tiefe hinunterrollen, dem eine Schar von jungen Mägden nachjubelte. Sie hatten sich die Scheitel mit Mistelgezweig umkränzt, streckten die Hände hoch über sich auf und riefen in lautem Chor: „Loki, der böse, hat keine Macht mehr! Baldur, der holde, hebt auf sich vom Grabe! Keiner ist gleich ihm, bald kehre uns Baldur!“

Das war am gestrigen Abend geschehen, und ebenso wiederholte sich's heute in gleicher Weise, denn das Sonnenwendrad flammte an jedem Nachtbeginn der Zwölften zu Thal. Maria aber war aufgestanden, hatte das Fenster geöffnet und blickte hinaus. Sie horchte auf die Rufe, wendete den Kopf gegen Ludolf um, der ihr nachgefolgt, und sagte lächelnd: „Ich ver-stehe, was sie singen. ‚Keiner ist gleich ihm‘ — eure Sprache klingt doch schön, an jedem Tag wird sie mir lieber.“

Danach schwieg sie, doch bewegte sich plötzlich rasch gegen die Thür zu, daß Ludolf vom Mund kam: „Wohin wollt Ihr, Herrin?“

Sie versetzte: „Hinaus auf den Berg, mit ihnen singen: ‚Keiner ist gleich ihm.‘ Ge-stern schon wollt ich's thun.“

Doch nun stellte der junge Wehrmann sich schnell vor die Thürschwelle und erwiderte: „Das darf ich Euch nicht gestatten, Domina.“

„Du willst mich nicht durch-lassen?“

„Euer Oheim hat's verboten, Herrin, und mich Euch zum Wächter bestellt.“

Sie lachte. „Mein O-heim? Er hat mir nicht zu ver-bieten. Ich habe keinen O-heim.“

In ausgelassener Fröhlichkeit verleugnete sie ihre Stellung dem Bischof gegenüber und daß sie seinen Vorschriften gehorchen müsse; im Augenblick ging nichts der unnahbaren Hoheit ihres Doppelwesens von ihr aus, sie stand wie ein junges trotzköpfiges Mädchen da, das es drauf anlegt, sei-

nen Willen zu bekommen, und ihr Übermut rief eine gleiche Gegenströmung bei Ludolf hervor. Ebenfalls mit einem Lachen antwortete er: „Euer Oheim hat mich befugt, wenn Ihr Euren Fuß vor die Burg hinauszusetzen suchtet, Euch mit dem Schwert den Durchgang zu verlegen.“ Und hurtig sein Schwert aus der Scheide hervorziehend, hielt er dies, es am Griff und der Spitze fassend, gleich einer Riegelbarre quer ausgebreitet vor sich hin.

Kurz stutzte die mit der blanken Wehr von ihrem Vorhaben Zurückgehaltene, aber dann flog ihr über die Lippen: „Willst du Ein-horn sein? Ich fürchte mich nicht vor deinem Ei-sen-horn, ich bin stär-ker als du und kann dich bän-di-gen!“ Dazu streckten rasch ihre beiden Hände sich nach den seinigen vor, die sie fest an den Gelenken umgriffen, und fast zugleich bewährte sich's, daß sie ihre Kraft nicht überschätzt habe. Das Blut schwand aus dem Gesicht Ludolf Ostermants, mit versagendem Atem, wie zu Tode erschrocken, stand er, seine Finger lösten sich von ihrem Halt, und das Schwert fiel aus ihnen klirrend zu Boden. Darüber erschrak auch Maria ein wenig, so daß sie ihre Hände zurückzog; doch da der junge Wehrmann, wie von Betäubung überkommen, nach dem Thürgriff faßte und schwankend hinaustrat, kehrte ihr der mädchenhafte Übermut auf die Züge zurück, und sie rief ihm nach: „Siehst du, Ein-horn, daß du mir nichts Böses an-thun kannst! Sei nicht wieder un-kluges Ein-horn! es hilft dir nichts. Ich will gar nicht hinaus, wollte nur sehen dein Ge-sicht, wenn ich so thä-te. Dein Ei-sen-horn kannst du mor-gen nach-mittag wieder holen, heute nacht be-halte ich es, du hast es nicht nö-tig beim Schlafen. Gute Nacht, Ein-horn! Geh gleich in deine Schlafkammer, nicht erst in die Schen-ke, sonst seh ich's dir morgen an den Au-gen. Bene quiesce, und sprich mir mor-gen wieder vom schönen Bal-dur! Das hör ich gern.“

* * *

Endlos fern hinüber vom Norden des Reiches war's bis zu den zauberischen Gestaden des Königsreichs Sicilien, und es bedurfte langer Tage, ehe vom einen zum anderen eine Kunde des hier oder dort Geschehenen gelangte. Zwar bewegten sich ohne Unterlaß zwischen ihnen Sendboten hin und her, die dem Kaiser deutsche Nachrichten nach Neapel und Palermo überbrachten, und er entsandte nordwärts solche an die Leiter seiner Angelegenheiten im Reich. Als sein mit oberster Vollmacht ausgerüsteter Stellvertreter verweilte zur Zeit in diesem, außer dem cancellarius imperialis Konrad von Querfurt, Herzog Philipp von Schwaben, des Kaisers jüngster und einzig am Leben verbliebener Bruder, da drei ältere Söhne Friedrich Barbarossas, Friedrich von Schwaben, Konrad von Franken und Otto von Burgund, schon in jugendlichem Alter gestorben waren. Heinrich VI. hatte Philipp von Schwaben, der ihn auf seinem Heerzug nach dem Süden geleitet, auch zum Herzog von Tuscien ernannt; im Äußeren und Inneren erschienen beide, nicht Kinder derselben Mutter, von größter Verschiedenartigkeit, doch Geschwisterliebe, Vertrauen und volle Hingabe des jüngeren Bruders an den älteren hielt sie mit engem Band vereint. Obwohl Herzog Philipp noch erst vor der Vollendung seines zwanzigsten Lebensjahres stand, übertraf er durch Geistesvorzüge und edle Bildung zweifellos jeden anderen Fürsten im Reich; von seinem Vater war er zum geistlichen Stande bestimmt und zwölfjährig zum Dompropst von Aachen ernannt worden. Des frühen Todes seiner Brüder halber aber hatte Kaiser Heinrich ihn in den weltlichen Stand zurückversetzt und jetzt im Herbst nach Deutschland gesendet, um mannigfache wichtige Verhandlungen mit den großen Reichsfürsten zum Abschluß zu bringen, von denen zu erwarten stand, ihr Eigenwille werde sich nur vor dem mündlichen Wort des dem Kaiser am nächsten Stehenden, nach ihm Höchsten im Reiche beugen. So war Herzog Philipp mit dem Bischof Konrad von Sicilien her über die Alpen gekommen, doch hatte er sich am Oberrhein vom Kanzler getrennt, bald hier, bald dort seine Aufgabe zu erfüllen, hauptsächlich an den erzbischöflichen Höfen zu Trier, Mainz und Köln. Sein wechselnder Aufenthalt machte es den an ihn abgeschickten Boten aus Apulien oft nicht leicht, geradeswegs zu ihm zu gelangen, doch manche

erreichten überhaupt das deutsche Land nicht. Wenigstens von denen, die auf dem Landwege reisen mußten; es war übel für einen einzelnen Reiter, zumal einen mit wichtigen Briefschaften betrauten, durch die Länge Italiens durchzukommen. Wenn die dortigen Guelfen auch vor offener Gewaltthat an einem kaiserlichen „Mann“ zurückscheuten, lauerte doch vielfach Verrat und feindlicher Anschlag, der mit welscher Tücke unbemerkt einen Botschaftsträger spurlos bei Nacht verschwinden zu lassen verstand. Überall barg die große Halbinsel im geheimen gleich dem Kraterschlund des Vesuvs kochende Herde des Empörungsgelüstes, des Hasses und der Wut, nur mühsam gezähmt und scheu sich verbergend, wie ihr Schürer im Lateran, vor der gefürchteten Eisenhand und der unbezwinglichen Übergewalt Kaiser Heinrichs VI.

Seltsam aber war's, wie oftmals den Boten, die an ihr Ziel kamen, etwas vorauflief, wie wenn es, schneller als diese von den Füßen der Rosse, auf Flügeln getragen werde. Das war das Gerücht, die Irisschwester Ossa, von der schon Homer geredet, daß sie sturmgeschwind dahinfliege, wie der Schnee aus Wolken oder wie der vom Nordwind gepeitschte Hagel. Virgil hatte sie „Fama“ benannt und als das hurtigste Übel auf der Erde geschildert, das sich im Anfang furchtsam klein zusammenducke, doch bald, vom Boden emporwachsend, in die Lüfte aufschwinge, ihr Haupt in den Wolken verbergend. Die Zahl ihrer Augen, Ohren und Zungen komme der ihrer Federn gleich, so fliege sie, keines Schlafes bedürftig, rastlos bei Nacht zwischen Himmel und Erde, die Schatten durchzischend; bei Tage aber hocke sie auf Türmen und Dächern und rufe in die Gassen der Städte Botschaften hinunter, nun der Wahrheit, nun leeren Trugs, die Köpfe der Hörer mit Verworrenheit anfüllend, sie zu sinnlosem Thun aufreizend. Und bezeichnend hatte der Dichter der Äneis ihr nachgesagt, durch das Weitergehen verstärke sie ihre Kraft.

Von solcher Zungenthätigkeit des „Gerüchts“ schwirrte unablässig überallher die Zeit, besonders aber verbreitete sie im Reich bald auf Wirklichkeit beruhende, bald grundlos erdichtete Nachrichten aus dem fernen Süden, eilte häufig mit den ersteren in nicht begreiflicher Weise den reitenden Boten vorauf. Darauf bezog sich eine Äußerung Bischofs Konrad: „Die Fama hat diesmal nicht eitle Hirngespinste auf den Flügeln getragen, sondern ein kaiserlicher Bote mir Bestätigung der von ihr ausgestreuten guten Kunden überbracht.“ Der Kanzler war mit ansehnlichem Geleit von Hildesheim zur Winzenburg herübergeritten, sich von dem Wohlbefinden seiner Niftel zu überzeugen, und fügte erfreut die Mitteilung hinzu: „Des Kaisers Majestät hat sich völlig von dem Fieberanfall erholt, der ihn am Ausgang des Sommers betroffen. Ich war damals in heimlicher, natürlich niemand kundgegebener Besorgnis, denn die Veranlagung seines Körpers ist nicht von übermäßiger Stärke, tückischeren Feind des Menschen giebt es nicht als das Gift, das dort sprungbereit einem Luchse gleich im Erdreich lauert, und — quod Deus avertat! — ich mochte in schlafloser Nacht den Gedanken nicht an mich herankommen lassen, es könne nach der Bestimmung des blinden Fatums der Vater der Götter und Menschen Unsagbares in seine Wagschale legen. Denn was hätte alsdann geschehen sollen? Es wäre das Unheil eines Zusammensturzes hereingebrochen, wie nicht beim Tode des großen Alexander, ein neuer Kampf der Centauren und Lapithen. Das Kind von Apulien, des Reiches und Königreiches Erbe, hat am vorgestrigen Tage erst sein zweites Lebensjahr vollendet, und für ihn hätte Herzog Philipp die kaiserliche Gewalt ergreifen müssen. Quod Deus —!“

Wie er's unterrichtenderweise pflegte, ließ sich der Kanzler bei seiner Niftel auch über die staatlichen Verhältnisse und Vorgänge im Reich aus, doch sichtlich verstand sie ihn heute nicht, blickte ihm bei seinem letzten Wort groß ins Gesicht und erwiderte verwunderten Tones: „Wäre denn das — ich wünsche sicherlich nicht des Kaisers Tod — aber brächte es denn für das Reich ein so großes Unheil? Der Herzog Philipp ist doch auch ein hoher Staufer —“

Konrad von Querfurt fiel hastig ein: „Gewiß, Kind, der Edelsten einer des hohen Geschlechtes, und meine Liebe und Bewunderung hangen an ihm mit gleicher Hingabe. Doch er hat nicht empfangen, was seine Väter zu Herren über alle gemacht — wohl

Tapferkeit und Mut des Ritters, doch nicht genug von der Härte, dem Eisen des Staufferblutes, daraus die Schneide des Schwertes geschmiedet und geschärft wird, jeden Widersacher mit tödlichem Streich unerbittlich niederzustrecken. Es hätte bei dem Herzog Philipp von Schwaben zu sehr die Bildung des Geistes überwogen, Domina, und von zu weicher Art des Gemütes wäre er gewesen, um in die erderschütternden, dem Felsgrunde eingegrabenen Fußstapfen seines erlauchten Bruders zu treten, dem die Natur das Herz mit dreifach erzenem Panzer umkleidet hat, seinem Ruhmgeschlecht im Abend- und Morgenlande die Weltherrschaft zu erzwingen."

Ein holdes Lächeln ging über das Antlitz der Hörerin, die zurückgab: „Ich bin kein Kriegsmann, mein Oheim, und kann den Herzog Philipp nicht darum schelten wie Ihr."

Sie hatte in deutscher Sprache auf die lateinische des Bischofs erwidert, der eilfertig entgegnete: „Ich habe ihn nicht gescholten, Kind, minime vero, wie dürfte ich solcher Vermessenheit mich erdreisten! Vielmehr hat eine gestern von ihm an mich gelangte Botschaft mir Zeugnis davon gebracht, mit welcher glänzenden Begabung für die Geschäfte des Friedens und der Vermittelung er trotz seiner Jugend am Rhein der Stellvertretung seines kaiserlichen Bruders obgelegen; aus der Stadt Mainz kommend, vermeldet sein Schreiben, er stehe im Begriff, weiter abwärts am Flusse gen Köln aufzubrechen. Es ist ein Winter im deutschen Lande, desgleichen keiner sich erinnert, so daß er den Reisenden nicht nach seinem üblichen Brauch mit Beschwerden verdrießt und der hochedle Herr nicht in allzustarkem Maße den sonst erschreckenden Unterschied der Wärme zwischen den hiesigen Regionen und den kampanischen Gefilden, die er verlassen, empfinden wird. Ich hoffe, auch Ihr, Domina, seid befriedigt von der Gunst, die uns Phöbus Apollo in so ungewohnter Fülle, ich zweifle nicht, um Eures Aufenthaltes willen hier, zuwendet, und meine Augen bereiten mir erfreulichste Bürgschaft für Euer Wohlbefinden. Doch gleichfalls bekundet mir das Ohr, daß Ihr seit meiner Trennung von Euch um ein Wesentliches in der Beherrschung der deutschen Zunge vorgeschritten seid, wie es sich besonders in der leichteren Aussprache vordem Euch schwierig gefallener Worte offenbart. Es verursacht mir Genugthuung, wohl daraus schließen zu dürfen, daß meine Wahl einen gutbefähigten Lehrmeister für Euch getroffen hat und Ihr nach keiner Veränderung Begehr tragt."

Eine kunstvolle Gewandtheit des Kanzlers trat aus dem Fortgang der Äußerungen Konrads von Querfurt zu Tage oder verbarg sich vielmehr in ihnen. Merklich war's ihm unliebsam gewesen, daß zuvor seinem Munde eine Anzweiflung der Kriegstüchtigkeit des Bruders Kaiser Heinrichs entschlüpft sei; er hatte ihm dafür rasch ein hohes Lob anderer Befähigungen zuerteilt und danach so unvermerkt die Rede von ihm abgelenkt, daß keine Absicht drin fühlbar, doch auch kein Anlaß mehr geboten worden, wieder auf das vorhin Gesprochene zurückzukommen. So that's Maria auch nicht, sondern antwortete auf des Bischofs nachgefügte Bemerkungen: „Von Euch ein Lob meines Fort-schrittes in der Sprache Eures Heimat-landes zu empfangen, erfreut mich sehr, mein Oheim, und Ihr fol-gert mit Grund daraus, mir einen guten Lehrer gewählt zu haben. Ich bin Euch dank-bar dafür, er ist nicht von rohem Sinn, wie ich im An-fang geglaubt, son-dern muß eine gute Mitgift — ich weiß nicht, Mitgegebenheit — von seiner Ab-kunft in sich tragen, im Kopf und in der Brust. Da Ihr nicht mehr täg-lich zu' mir kommt, mein Oheim, bin ich froh, wenn Ludolfus mir Ge-sell-schaft leist-et, es wäre sonst der Tag sehr lang für mich. Er hat neu- — neu- — nuper — sein Schwert bloß gezogen, weil ich hinausgehen wollte zum Feuer-rad, und Dro-hung gemacht, mich tot-stechen, das war sehr lust-ig, ich lache gern. Ich will ihm auch Gutes wieder thun, wenn ich es nur kann, ich denke nach, wie ich es soll am besten an-fangen."

„Vortrefflich, Jungfrau, vortrefflich! So verstandet Ihr Euch nicht auszudrücken, als ich Euch hierher brachte. Gewißlich, ich suchte nicht bedachtlos den Lehrer für Euch aus, wählte einen solchen, der mir Bürgschaft verhieß, daß ich auf seine Mitgift im Kopf und Herzen, wie Ihr gesagt, Vertrauen setzen könne. Mir bereitet's eine erfreuende

Genugthuung, daß Euer Urteil ihm die feinere Bildung des Geistes zuerkennt, auf die ich bei ihm rechnen zu dürfen überzeugt war. Euren Worten entnehme ich, es hat Euch Spaß verschafft, daß er nach meinem scherzhaften Geheiß Euch mit dem Schwert zurückgehalten, die Burg zu verlassen; doch er hätte nötigenfalls im Ernst recht daran gethan, denn mir liegt die sorgliche Pflicht ob, Euch keinerlei Gefährdung durch etwa draußen umlauerndes Raubgetier auszusetzen. Gefällt es Euch, Domina, in dem edlen Kampfspiel des Morgenlandes Eure Ritter und Dienstmannen wider die meinigen ins Feld zu führen? Ein Wettstreit mit gefahrlosen Waffen nur ist's, denn Abendland und Morgenland sind nicht feindliche Gegner, sondern werden bald zu engem Bunde vereint sein."

Bischof Konrad sprach's mit einem Lächeln seiner feinen Lippen und setzte sich seiner Partnerin gegenüber ans Schachzabel. Launig äußerte er: „Lasset mich heute mit dem schwarzen König den Grafen Adolfus von Berg, den hochwürdigsten Erzbischof von Köln, darstellen und führet Ihr in dem weißen wider ihn den erlauchten Bruder des Kaisers, Herzog Philipp. Ich werde mit allem Vermögen meiner Kraft gegen Euch streiten, doch in der Voraussicht, daß Ihr den Sieg davontragt, und ihr wird mein Wunsch verbündet sein, so daß ich nicht mit Bedauern, vielmehr freudig unterliegen werde."

Der so vom Kanzler als Oberhaupt des schwarzen Heeres aufgestellte Erzbischof Adolf stand unter allen deutschen Fürsten als die zweifelhafteste, am meisten Mißtrauen einflößende Persönlichkeit da. Er allein von ihnen hatte sich vor einem Jahr dem Trachten Kaiser Heinrichs widersetzt, Deutschland aus dem bisherigen Wahlreich zu einem Erbreich umzugestalten und seinen noch nicht zweijährigen Sohn zum deutschen König krönen zu lassen. Doch im letzten Augenblick bog der Erzbischof sich geschmeidig vor der kaiserlichen Übermacht, und auch mit seiner Beipflichtung war das „Kind von Apulien", das damals, noch ungetauft, Konstantin benannt ward, auf einem Reichstag zu Frankfurt von den versammelten Fürsten zum römischen König ausgerufen worden. Ein Vertrauen des scharfblickenden, menschenkundigen Kaisers hatte indes Adolf von Köln sich dadurch nicht erworben; jener kannte ihn als haßerfüllten Feind der Staufer, als einen gewissenlos-selbstsüchtigen, ränkevoll verschlagenen Priester, der sich nur der Notwendigkeit gebeugt habe, ohne Zaudern den geleisteten Treueid brechen werde, wenn die Schärfe des Schwertes nicht über seinem Haupt herabdrohe. So war's verständlich, daß der kaiserliche Kanzler seine Niederwerfung auf dem Schachbrett erwünschte, als ein Symbol seines Unterliegens gegen den Herzog Philipp bei den zu Köln bevorstehenden Verhandlungen, und Maria that das Ihrige, des Bischofs innerlichem Begehren nachzukommen. Mit rot aufgeglühten Wangen und leuchtenden Augen führte sie ihre weißen Streiter; so überblickend, klugbedacht hatte sie noch nie gespielt, wie mit sichergeführten Schwertschlägen traf sie überall den Gegner. Aber dann ging ihre Besonnenheit in fliegende Hast über; sich der schwarzen Königin bemächtigend, lachte sie übermütig: „Der Vezier fällt, keine Königin ist's, ein Bischof hat keine Frau!" Und um wenige Züge später jubelte sie: „Philippo, der hohe Staufer, ist der Sieger, Ihr seid matt, Oheim Adolf!"

In der Miene des Kanzlers kennzeichnete sich ein Mißbehagen an dieser Benennung, und er versetzte: „Es ist das ein Name, Domina, den ich Euch mir in der Gegenwart anderer Hörer nicht beizulegen bitte; an jeglichem Ort finden sich Leute, die geneigt sind, einem Scherzwort die Deutung zu unterstellen, es müsse seinen Ursprung aus einem Korne Wahrheit herleiten. Doch Ihr habt Eure Sache gut zum Sieg geführt, ich beglückwünsche Euch dazu; wenn mir vor meinem Wiederaufbruch nach Hildesheim noch Zeit verbleibt, werde ich kommen, Euch nochmals, zwar des gleichen unrühmlichen Ausgangs für mich gewärtig, in die Turnierschranken zu laden. Jetzt berufen mich dringliche Angelegenheiten in die Schreibstube, und ich genieße hier den Vorteil, mich bei ihrer Erledigung der Feder Eures Sprachlehrers bedienen zu können."

In der That vermochte der Kanzler sich auch während des kurzen Besuchs der Winzenburg nicht Rast von wichtigen Geschäf-

ten zu gönnen und hatte dafür schon bei seiner Ankunft den jungen Wehrmann Ludolf Ostermant wieder als Gehilfen bestellt. Diesem mancherlei Schriftsachen in die Feder sprechend, bewährte er sich im Besitz erstaunlicher Geistesfähigkeit, indem er dazwischen gleichzeitig mit eigener Hand ein Antwortschreiben auf das vom Rhein her an ihn gelangte des Herzogs Philipp von Schwaben verfaßte, dem er in tiefer Ehrerbietung kluge Ratschläge wider etwaige verschlagene Vorbehalte des Erzbischofs Adolf bei den in Aussicht stehenden Abmachungen unterbreitete. Die Mittagsstunden des Tages schritten drüber hin, bis alle erforderlichen Schriftstücke beendigt waren; dann lehnte der Bischof sich im Sessel zurück und sprach Ludolf seine Zufriedenheit aus, sowohl für den eben geleisteten Dienst, als besonders für denjenigen, mit welchem er ihn bei seiner Niftel betraut. Das ihm von dieser zuerteilte Lob wiederholend, ermahnte er ihn, auf so gut eingeschlagener Bahn vielleicht zu glücklicher Gestaltung seiner Zukunft fortzuschreiten; scheinbar an den Pergamentblättern noch etwas ordnend, bückte der junge Mann das Gesicht tief herab, um dem Blick zu entziehen, daß ihm das Blut rot in die Schläfen und Wangen aufschieße. Merkbar aber hatte jenes Lob auch das Wohlgefallen des Kanzlers an Ludolf Ostermant noch erhöht, denn nach dem mehrstündigen Sitzen zu einiger Bewegung im Freien geneigt, erwies er diesem die große Auszeichnung, ihn sich auf dem Gang zum Geleit und Begleiter zu erwählen. Sie verließen allein miteinander die Burg, an deren Hügelfuß Konrad von Querfurt den nach Osten gerichteten Weg einschlug; der kurze Wintertag näherte sich bereits seinem Ende, vom westlichen Himmelsrande her warf die niedergehende Sonne den Schreitenden schon lange Schatten voran. Da und dort hoben ihre schrägen Strahlen noch die fremdartige Gabe der Wintermitte, die kleinen weißen und blauen Blumen, hell vom Erdreich ab, und nach seiner Gewöhnung bückte Ludolf sich dann und wann, sie zu einem Strauß in seiner Hand anzusammeln. Willfährig hielt der kaiserliche Kanzler mit dabei den Schritt an und erfüllte das Ohr seines Begleiters mit lebendigen Schilderungen der Gefilde Siciliens, wo die Erde keinen Winter kenne und stets zur Sonnenwendzeit mit Blumen überdeckt bleibe, doch in wundersamem Spiel und Geleucht unzähliger Farben, nicht gleich diesen an den Schnee und kaltes Frostblau des Himmels gemahnend. So gingen sie weiter, das Sonnenlicht schwand hin, unweit vor ihnen hob sich ein großer Bau auf, und Konrad von Querfurt sagte: „Da sind wir bis zum Kloster Lamspringe vorgeschritten." Undeutlich schien ihm in Erinnerung zu kommen, daß sich etwas damit verknüpfe, und dann fand er's, setzte, Ludolf anblickend, hinzu: „Berichtetest du mir nicht, das irdisch Vergängliche deiner Mutter sei hier bestattet worden?" Das bejahte der Angesprochene, und er habe erfüllt, was ihm der Bischof als Sohnespflicht vorgeschrieben, zu andächtigem Gedenken die Grabstätte aufzusuchen. Dieses Geheißes entsann Konrad sich nicht mehr, doch erwiderte er: „So gehorchtest du, dem Antrieb deines Herzens folgend, göttlichem Gebot; denn an unser Ohr ertönt keine Stimme mehr aus dem Schweigen des Himmelsgewölbes, doch im Herzschlag thut sich uns der Wille Gottes kund. Dort unter der Mauer, bedeucht mich, erheben sich Erdhügel von Laiengräbern; so befinden wir uns hier wohl auch in der Nähe der Ruhestatt derjenigen, welche dir das Leben verliehen hat."

„Nur einige Schritte noch sind's dorthin," entgegnete der junge Wehrmann, unwillkürlich den Fuß in die Richtung weiter vorbewegend, und der Bischof, wie er zuvor mit ihm beim Pflücken der Blumen angehalten, so schritt er auch willfährig jetzt neben ihm fort. Dann deutete Ludolf auf den Boden nieder; die Dämmerung begann zu weben, jedoch Konrad von Querfurt vermochte noch auf der Gruftplatte die Inschrift zu unterscheiden: „Holda de Hildolfshusen, marita Thiedolfi de fruteto . Placida . Formosa." Stumm las er's, nur die abgekürzten Schlußworte sprach er laut mit: „Requiescat in pace." Danach aber that er das Nämliche mit den voranstehenden Worten: „Placida . Formosa. Dich hat des Himmels Gunst vor vielen auserwählt, Ludolf Ostermant, zum Forterhalter des Lebens einer Mutter dich zu schaffen, der so Reiches der Grabstein noch nachredet, daß der Tod keine

Macht über sie zu gewinnen, ihr Gedächtnis nicht der Vergänglichkeit zu überliefern vermocht. Einer Blume muß sie gleich gewesen sein, wie nur mit seltener Huld die Sonne sie als ein schönes Wunder aus dem Schoß der Erde herauserweckt." Der Blick des Sprechers hatte sich auf den kleinen Strauß in der Hand seines Begleiters niedergesenkt, und er fuhr fort: „Du hast von unserem Weg Blumen aufgelesen, um sie als Dankesgabe auf diese Gruft zu legen. Das magst du zu anderen Malen thun, wenn dein Fuß dich hierher bringt. Heut aber will es für dich die Hand des Bischofs vollbringen, zu dem Segen, den er über die Abgeschiedene spricht."

Das war freilich eine nicht zutreffende Auffassung, denn Ludolf hatte bei dem Pflücken des Straußes nicht seiner toten Mutter gedacht und nicht gewußt, der Zufall werde ihn an ihr Grab führen. Doch weigerte er sich selbstverständlich nicht, seiner Hand die Blumen entnehmen zu lassen, die Konrad von Querfurt, sich niederbeugend, zu einem Kranz um den Namen der Toten auf die Steinplatte reihte. Dann erhob er sich und sprach: „In andächtigem Gedenken halten wir dich, Holda von Hildolfshusen. Mit unseren Heilswünschen geleiten wir dich. Mögest du in Frieden ruhen!"

Tiefer begann es zu dämmern, die beiden wandten sich und schritten zur Winzenburg zurück. Hier nahm der Kanzler von seiner Niftel Abschied, bedauernd, daß die Zeit ihm nicht mehr den Versuch gestatte, seine Niederlage auf dem Schachzabel wett zu machen. Doch unaufschiebbare Nötigung rief ihn fort, sein Fackelgeleit harrte schon im Burghof vor der Palastreppe, und unter funkelndem Sternenhimmel schlug er, in schweigsames Nachdenken versunken, wieder den Weg, der Lamme entlang, gegen Hildesheim ein. Das innere Wesen Konrads von Querfurt glich einem Instrument, das die Natur mit vielfachen, verschiedenartig tönenden Saiten bespannt hat; auf dem stummen Nachtritt erklang in ihm eine, die kein Ohr als das seinige vernahm, und von deren Vorhandensein in der Brust des Bischofs der Kirche und des cancellarius imperialis niemand eine Ahnung hatte.

* *
*

Die Zwölften dauerten noch an, draußen rollte täglich nach dem Einbruch der Dunkelheit das Sonnenrad unter Begleitruf und Gesang wieder vom Hügel hinab, und Ludolf Ostermant setzte, wie er's begonnen, seinen Sprachunterricht fort, von den alten Göttern, die einst hier verehrt worden, erzählend; die neu an sie aufgeweckte Erinnerung aus seiner Kindheit glich einem Quell, der lange verschlossen gewesen, doch nun, wieder freigelegt, in nicht versiegender Fülle hervorströmte. Einmal, als er um die Sonnenuntergangszeit ins Gemach eintrat, traf er drin, in schon halb überdämmertem Winkel sitzend, auch die neue Dienerin Marias an, zu welcher diese eine freundliche Zuneigung gefaßt hatte; häufig berief sie die junge, nur um ein Jahr ältere Magd zu sich und ließ sich den langen Tag von ihr verkürzen. Auch diese Unterhaltung brachte ihr Nutzen, denn sie mußte mit jener in deutscher Sprache reden, die ungewöhnlich rein und wohltönend von den Lippen des Mädchens klang; das mochte den Bischof auch bei ihrer Auswählung zur Dienerin seiner Niftel bestimmt haben. An dem Abend aber empfing die letztere ihren Lehrer mit den Worten: „Ich wünsche, daß Ger-ber-ge auch mithören soll, was du mir erzählst, so mag sie bei uns sitzen, während du hier bist." Obwohl sie den Namen schon oftmals gesprochen haben mußte, kam sie doch nur mit Mühe über ihn weg, merklich lag er ihr allzu fremdartig-rauh auf der Zunge. Die Miene Ludolfs konnte nicht ganz verbergen, daß er lieber wie bisher mit seiner Schülerin allein gewesen wäre, doch mußte er sich in die Änderung fügen, und eine Schilderung der schönen Freya anhebend, wie er solche von seiner Mutter vernommen, gedachte er bald nicht mehr an die Gegenwart der Magd. Er berichtete von dem köstlichen Halsband, Brisingamen benannt, das Zwerge mit Zauberkunst für die ewigjunge Göttin geschmiedet, dem am Himmel flammenden Sonnenbogen nach einem Regenfall an vielfarbig leuchtender Pracht ähnelnd; die Beschützerin der Liebe sei sie gewesen, im Maienmond dem Gotte Odhr anvermählt, der von einem Wildeberzahn getroffen worden und über dessen Tod sie goldene Thränen geweint habe, die man noch in der Morgen-

frühe als lichte Tropfen auf den Blättern und in den Blumenkelchen schimmernd gewahre. Nach dieser Erzählung wandte Maria den Kopf zur Seite und fragte:

„Klingt es nicht schön, wie er es spricht, Ger=ber=ge? Das ist die Venus, die um den toten Adonis weint, nur tragen beide andere Namen in diesem Lande. Davon weißt du nicht, Ger=ber=ge, aber die Freya mußt du dir im Gedächt=nis einpr—prägen, daß du sie nicht vergißt. Sie ist über allem auf der Erde, und ohne ihren Bei=stand kann niemand glücklich werden. Erzähle uns noch so Schönes weiter, Ludolfe!“

Dem Geheiß kam er nach, im Inneren wieder, wie schon oft, über ihre Kundigkeit und rasche Auffassung erstaunt, denn ihm war nicht in Gedanken gekommen, daß die nordische Sage genau von dem nämlichen Vorgang berichte wie der Mythus des römischen Altertums; das aber hatte sie sogleich empfunden und begriffen, ihr Geisteswesen war ein ebenso unerklärbares Wunder, wie die Zaubermacht ihrer Leiblichkeit. Das Zwischenlicht ging ins Dunkel über, und geraume Zeitlang durchtönte wieder nur die Stimme Ludolfs die Stille des Gemaches. Doch dann, als er einmal innehielt, hieß Maria Gerberge, die Lichtpfannen anzuzünden, und diese trat an den Kamin, einen Kienspan zu entflammen. Er flackerte auf, sie verharrte indes noch wie zögernd in der gebückten Stellung, so daß ihre Herrin fragte: „Worauf wartest du? Bist du wie ein — ein papilio, der nur in der Nacht fliegt und vor dem Licht scheut? Wie heißt er in eurer Sprache, Ludolfe, ich komme nicht darauf. Ein Zwie—“

Der Befragte ergänzte: „Ja, ein Zwiefalter, Domina,“ und die Dienerin richtete sich jetzt empor, die Harzpfannen und Kerzen an den Wänden in Brand zu setzen. Doch hielt sie sich dabei abgekehrt, und lachend kam's wieder vom Mund ihrer Herrin: „Du beträgst dich heute sonderbar, Ger=ber=ge. Hast du ein übles Ge=wissen, daß du mir nicht ins Gesicht sehen willst? Das muß ich glauben, sonst kehre dich doch zu mir.“

Daraufhin wendete die junge Magd sich nun zaudernd um, stand mit niedergeschlagenen Augen, doch zum erstenmal ließen ihre vom Lichtglanz überhellten Züge sich erkennen. Sie waren von stiller magdlicher Anmut, offenbar gerötet von dem Vorwurf, der ihr gemacht worden; blondes Haar, im stärksten Farbengegensatz zu dem tiefdunklen Marias, umrahmte das schmale Antlitz, das sonst, nicht recht zu sagen war's, wodurch, trotz aller Verschiedenart im ganzen ein wenig an das ihrer Herrin erinnern konnte. Diese sagte jetzt: „So — ich weiß, du brauchst dich nicht zu scheuen — nun bin ich mit dir zu=frieden. Du willst wohl gern zu den anderen in den Ga=dom, ich habe dich nicht mehr nötig hier und halte dich nicht länger auf.“ Sichtlich froh, entlassen zu sein, ging die Dienerin eilig davon; Maria sah auf die Thür, die sich hinter jener geschlossen, dann blickte sie Ludolf Ostermant an und fragte: „Hat dir Ger=ber=ge nicht auch wohlgefallen? Ihr Gesicht ist so freundlich.“

Er erwiderte nur ohne Gedanken: „Wenn Ihr es sagt — mir ist's nicht —“ Und sie fiel ein: „Hast du sie denn nicht an=gesehen?“ Darauf versetzte er: „Es ist zu heller Glanz hier — so wie wenn der Tag über der Erde ruht und die Sonne am Himmel leuchtet, da gewahrt das Auge keine Nachtsterne, ob sie auch neben ihr stehen mögen.“

Dazu schüttelte Maria den Kopf. „Das ver=stehe ich nicht; gerade wenn es hell ist, sieht man doch am besten. Machen die Lichter hier dich denn blind? Aber mir scheint es, du bist ein poeta, die reden manchmal, was sich nicht ver=stehen läßt. Ger=ber=ge soll wieder kommen, wenn du bei mir bist. Dann blicke sie an und sage nachher, ob sie dir auch so wohlgefällt wie mir; vier Augen sehen besser als zwei. Nun wollen wir den Unter=richt um=kehren, daß ich deine Lehrerin bin und du mein Schüler.“

Sie lachte vergnügt wie ein Kind, dem ein Vorhaben gelungen; das letzte aber bezog sich auf etwas seit zwei Tagen von ihr Angefangenes, da ihr der Gedanke gekommen, Ludolf im Schachspiel zu unterweisen. Zum erstenmal hatte er ein solches gesehen, setzte sich nun mit schneller Bereitwilligkeit ihr am Tisch gegenüber und streckte die Hand nach dem weißen Elfenbeinkönig. Bei seiner Bewegung fragte sie: „Willst du die? Das sind die Hohen Staufer. Bist du ein Freund von ihnen oder bist du ein Guelphe?“

Achtlos antwortete er: „Darum habe ich mich nie bekümmert, Domina, die gelten mir gleich.“ Ihr aber flog rasch vom Mund: „Du sprichst garstig. Pfui! Da sollst du die Hohen Staufer nicht haben!“ Und hurtig mit ihrer Hand vorgreifend, die völlig der zarten Färbung des Elfenbeins gleichkam, wand sie ihm die weiße Figur aus den Fingern. Doch wahrnehmend, daß sie ihn erschreckt habe, fügte sie beschwichtigend nach: „Du hattest nicht ver-standen, was ich gemeint, und wußtest nicht, was du sprachst, denn du mußt ein Freund der Hohen Staufer sein.“

Ein völliger Neuling am Schachbrett und dazu verwirrt, ordnete er mit leis zitternder Hand seine Figuren zu falscher Aufstellung, so daß die ihrige sich wieder hinüberstrecken und daran verbessern mußte. Von einem wirklichen Spiel konnte nicht die Rede sein; es galt nur erst noch, ihm die Züge sicher einzuprägen, und sie ließ ihn diese ausführen. Das indes hatte er gestern schon besser gekonnt, heute that er's wie kopfverloren, bewegte seinen Springer zu unrichtiger Gangart, so daß seine Lehrerin ausrief: „Du lernst rück-wärts und bist kein Ritter, sondern ein Klerikus, der schlecht zu Pferde sitzt. Wer gut reitet, der gefällt mir; das sieht stolz und königlich aus. Da machst du's wieder falsch. Wenn du einen strengen Schul-mei-ster hättest, bekämest du alapas — wie sagst du dafür —?“

„Klapps —“

„Kl—Klapps auf die Finger. Jetzt schlage hier mit deinem Bauern meinen Bauern vom Silberfeld weg, wie Bauern schlagen.“

Er that nach dem Geheiß, und es schien, als wolle er's richtig vollführen. Dann aber ward er doch wieder irre, so daß er die beiden Figuren ungewiß auf den Feldern herumschob, und plötzlich flog die Hand Marias vor und klatschte leicht auf die seinige. „Da hast du einen Kl—Klaps! Du bist zu ein-fältig, als wärest du selbst ein Bauer. Ich gebe mir um-sonst Mühe mit dir, du lernst es nicht.“

Wie ein gescholtener Schulknabe saß er stumm, rotüberlaufenen Gesichts, doch eine andere Röte war's als die von Scham über erlittene Züchtigung, und die bestrafte Hand flüchtete sich nicht zurück, sondern blieb regungslos auf dem Fleck. Die aufgebrachte Lehrmeisterin aber lehnte sich jetzt im Sessel zurück, aus dem, was sie eben gesprochen, war ihr etwas durch den Sinn gegangen, und sie sagte: „Nein, das habe ich nicht gemeint, du bist kein Bauer, du mußt gutes Blut in dir haben, sonst hätte auch mein Oheim dich mir nicht zum Lehrer gegeben. Aber ich weiß nicht, wer bist du eigent-lich? Dein Name sagt sich so schwer, warum heißt dein Vater O-ster-mant? Wird seine Burg so genannt und ist er noch lebend?“

„Nein, Domina — schon lange nicht mehr, ich habe ihn kaum gekannt, beinahe keine Erinnerung an ihn.“ Der Befragte entgegnete es hastig und setzte eilig hinzu: „Nur an meine Mutter,“ und von dieser zu reden fuhr er fort. Dem hörte Maria schweigend zu; geraume Zeitlang sprach er weiter, ohne aufzublicken, allein dann hob er einmal den Kopf und sah eine Thräne hell in ihrem Augenwinkel blinken. Erschreckt brach er ab: „Was ist Euch, Domina? Weshalb — habe ich etwas gesprochen, was Euch mißfallen?“

Sie verneinte, leis die Stirn bewegend. „Du hast es gut gehabt als Kind, Ludolfe, deine Mutter hatte dich lieb, und in dem Hause um dich ist Glück und Frieden gewesen. Ich habe meine Mutter nicht gekannt, wie du deinen Vater nicht, und meiner —“

Wie ein Frostschauder überlief's sie, ihre Lippen schlossen sich und hielten an, ehe sie nachfügte: „Um mich her, was ich als Kind hörte und sah, war nur Haß und Streit zwischen den Nächsten, und — was ich nicht gesehen —“

Ihre Augen drückten sich zu, und wieder, noch stärker, durchrüttelte sie ein schauderndes Gefühl. Dann aber, wie Morgenrot sich vom Nachthimmel aufhebt, begann das Lächeln um ihre Lippen zurückzukehren, sie schlug die Lider wieder auf und sprach weiter: „Euer Land ist ein fried-sameres Haus, ich fühle mich so sicher, seitdem ich darin bin, so glücklich und dankbar. Das macht vergessen und über-mütig; ver-zeihe mir, ich war einfältig, daß ich dich schalt und schlug. Aber es war ja nur Spaß, und so schön ist es, scherzen und lachen zu können. Mir wurde gesagt, in eurem Land wäre nur

dunkler Nebel und Kälte, aber es ist so hell und warm, die Sonne hier wirft nicht schwar-ze Schatten, und die Blumen hier" — sie streckte die Hand nach den vor ihr auf dem Tisch liegenden kleinen weißen und blauen Blüten, die Ludolf wie täglich mitgebracht hatte — „sind nicht rot von böser Farbe. Nun will ich dich nicht länger hier behalten, Ludolfe, es muß lang-weilig für dich sein bei mir allein. Schlafe gut in der Nacht, doch morgen komme wieder und erzähle mir von eurem schönen Bal-dur."

Drunten im einsamen Palasgemach auf seiner Lagerstatt ruhte Ludolf Ostermant und hörte im Nachtdunkel immer noch die Stimme. Anders als sonst war zuletzt ihr Klang gewesen, so weich und von banger Wehmut umflort; nicht ein Menschenmund, sondern eine Menschenseele selbst hatte aus ihr gesprochen, und kein heiter-sorgloses großes Kind, sondern das tieferschütterte Gemüt eines Weibes, dessen junges Leben schon von tiefen Schatten überdunkelt worden. Kaum mehr hatte der Hörer sich beherrschen können, daß er nicht wie vor einem höchsten Gnadenbildnis vor ihr auf die Knie niedergesunken war; ein neuer Goldschein des Himmels umgab sie ihm, über die Schönheit ihres Angesichts empor leuchtete noch die ihrer reichen Seele. Schlaflos liegend, sann er, was und wo die Brudertochter des Bischofs schon so Trübes durchlebt haben möge; denn eine solche mußte sie sein, da ihre Mutter früh gestorben war und er erfahren hatte, die einzige Schwester des Kanzlers, die Gräfin Adelheid von Schauenburg, lebe noch. Mit dem Anbruch des Morgens aber that Ludolf Ostermant Neues, verschaffte sich in der unteren Burg ein Pferd und mühte sich den ganzen Vormittag hindurch auf der Reitbahn des Zwingers, es kunstgerecht zu meistern. Als Vagant hatte er da und dort wohl öfter im Sattel gesessen, verstand, sich sicher im Bügel zu halten; doch er wollte nicht wie ein Kleriker reiten, sondern wie ein Ritter, und er trieb unablässig das Roß zum Galoppsprung, sich auch so in aufrecht fester Haltung zu behaupten.

Am Nachmittag fand er jetzt stets Gerberge mit in dem Gemach anwesend, für welche die Zuneigung ihrer Herrin immer mehr, beinahe zur vertraulichen Freundschaft zu wachsen schien; Grund dafür war die stille, feine Art ihres Wesens, die ganz im Einklang zur Bildung ihrer Züge stand. Sie begab sich erst fort, wenn sie Licht angezündet hatte und die Zurückbleibenden sich ans Schachzabel setzten, denn die Lehrerin fuhr doch in ihrem Unterricht fort, und offenbar bestrebte der Schüler sich jetzt mit gleichem Eifer, das edle Spiel zu erlernen wie das ritterliche Reiten. Gelehrigkeit und Begabung erweisend, gewann er sich Lob; nur ab und zu faßte er nach einer Figur und schien einen äußerst thörichten Zug ausführen zu wollen. Doch dann, ehe er dazu kam, streckte sich die Hand Marias vor, hielt die seinige zurück, und sie mahnte: „Besinne dich erst or-dentlich!" Das that er alsdann, so daß sie nickend sagen konnte: „So ist es gut, aber bald warne ich dich nicht mehr mit der Hand. Da thust du klug, wenn du deinen Zug machen willst, mich vorher anzusehen, denn in meinen Augen kannst du es lesen, ob er richtig oder falsch ist. Zieh jetzt einmal, was sagen sie dazu?" Atemverhalten blickte er auf und in ihre Augen, während seine Hand eine Figur bewegte; dazu sprach er leicht stotternd: „So muß es richtig sein." Doch sie lachte: „Nein, falsch — du verstehst nicht zu lesen, das mußt du auch noch bei mir lernen. Aber laß dich nicht an-führen, ich bin deine Gegnerin, und da sind die Augen klug und sagen manchmal anderes, als sie meinen." Von der Trauer des jungen Weibes, die an jenem Abend auf ihren Lippen gezittert, kehrte nichts wieder, sie war wie ein sonnenhaft glückliches, schelmisch blickendes und redendes Kind.

Auch von der Vergangenheit der Winzenburg wußte der junge Wehrmann allerhand Kunde zu erlangen, um Fragen, die Maria an ihn gerichtet, beantworten zu können; so erzählte er ihr eines Abends auch von der Ermordung des letzten Grafen, der die Besitznahme der Burg durch den nächtlich von Hans Hödecke eilfertig herbeigerufenen Bischof nachgefolgt war. Nicht ganz leicht fiel's ihm, den Anlaß zu der ersteren That zu berichten; er mußte einen Grund dafür angeben, konnte aber vor seiner Zuhörerin die Wirklichkeit nicht mitteilen und ging schnell nur mit den Worten drüber fort, die Frau des

nachmaligen Mörders sei ihrem Gatten ungetreu gewesen. Doch Maria fiel ein: „Un-ge-treu, was heißt das? Womit kann eine Frau das sein? War sie eine Diebin, die ihn heimlich be-trog?" — „Ja — nein, das nicht — aber sie hatte den Grafen von der Winzenburg lieber als ihren Mann." — „Pfui, das ist eine häßliche Geschichte und keine wahre! Solche Frauen giebt es nicht, oder sie muß ihren Mann nicht lieb gehabt haben. Warum hatte sie ihn dann geheir-atet? Da hatten sie gewiß keine Kinder. Ich habe einmal gehört, wenn eine Frau ihren Mann nicht lieb hat, bekommt sie zur Str—Strafe keine. Das wäre mir schrecklich, ich heir-ate nur, wen ich lieb habe."

„Davon weiß man nichts mehr," sagte Ludolf, rasch in der Erzählung der Geschichte fortfahrend, bei der sie sich einmal ein wenig scheu umsah und fragte: „Hier in diesem Haus ist das bei Nacht geschehen? Sprich nicht weiter davon — ich glaubte, bei euch im Lande könnte niemand so Böses thun wie bei uns."

Doch wie er nun auf Hans Hödecke überging, hellte ihr Gesicht, über das ein Schatten gefallen, sich wieder fröhlich auf, sie sprach den Namen nach: „Hans Hö-de-cke, das klingt schon so drollig," und sie wollte genau wissen, wie der neckische Zwergkobold aussähe. Das ließ sich indes nicht beschreiben, da er unsichtbar war und niemand anderes von ihm wahrnehmen konnte als sein über dem Kopf in der Luft schwebendes rotes Hütchen; dem fügte der Berichterstatter hinzu, der herumhuschende Burggeist sei natürlich gar nicht in Wirklichkeit vorhanden, sondern nur eine einbildnerische Erfindung spukgläubiger Leute. Doch brachte er danach aus seinem Gedächtnis alles vor, was er von den Schwänken und Ränken desselben vernommen, wie der Schalk die Knechte und Mägde foppe und narre, unsichtbar sie am Ohr zwicke, am Haar zause, mit der Hand ihnen ins Gesicht klatsche. Das hörte Maria aufmerksam an, warf nur einmal ein: „Und doch glaubst du, daß es keinen Hans Hö-de-cke giebt? Freilich, wer ein Klerikus gewesen ist und so klug wie du, Ludolfe, der muß es ja besser wissen."

Als es dann Zeit zum Fortgang für ihn ward, sagte sie: „Komm morgen abend ein bißchen später als gewöhnlich, ich habe vorher etwas zu thun." Danach aber griff sie plötzlich mit verändertem Gesichtsausdruck nach seiner Hand und fragte: „Schläfst du sehr fest in der Nacht oder hörst du leicht?"

Er verstand nicht, was sie damit meine, und erwiderte demgemäß.

Ein wenig zaudernd antwortete sie: „Du sollst nicht über mich lachen, aber wir sind nur Frauen hier in der Kemenate, und im Palas drüben ist niemand als du. Deine Geschichte war so gr—graus-lich — wenn ein böser Mensch in der Nacht heraufstiege und brächte uns alle um wie den Grafen und seine Frau. Ich wollte, du hättest dein Lager hier oben und schliefest an der Thür neben mir."

Zwischen seinen Lidern flog ein Leuchten auf. „Eine Fliege, die Euch im Schlaf stören wollte, würde ich bei Nacht in meinem Gemach schwirren hören —"

Das war so drollig, auch wie er's vom Mund gebracht, daß sie drüber lachen mußte: „Thätest du denn der Fliege mit deinem Schwert ein Leides an?" Doch sichtlich hatte seine Antwort ihr die flüchtig über sie geratene Bangnis beschwichtigt, und sie setzte hinzu: „Da laß die Thür zu uns herüber während der Nacht offen stehen, damit du gleich bei der Hand bist, und horche gut auf! Wenn dein Ohr so scharf ist, daß du die Fliege schwir-ren hören kannst, da mußt du auch mich atmen hören, denn das ist doch gewiß lauter."

Ein Scherz war's, der ihn für seine Großsprecherei neckte, doch die ganze Nacht hindurch lag's Ludolf Ostermant im Ohr, als vernähme er durchs Dunkel einen leisen, lieblichen Atemzug; aufhorchend richtete er oftmals mit hastig, wie fieberhaft klopfendem Herzen den Kopf empor. Nur ein Gedanke ging ihm unablässig durch den Sinn: Stand des Bischofs Brudertochter zu weit über ihm an Abkunft und Rang — oder konnte er den Abstand zwischen ihr und sich ausgleichen — war es möglich, daß einmal ein Tag käme, an dem er —? Weiter zu denken, wagte, vermochte er nicht, die stürmischen Blutwellen in ihm überwogten alles mit süßer Betäubung.

Als er am Abend um etwas später als sonst in die Kemenate zurückkehrte, empfing

ihn das vertraute Gemach mit leerer Stille, die Bewohnerin mußte sich noch bei der Beschäftigung, von der sie gesprochen, in einer Nebenstube aufhalten. Da das Nachtdunkel begonnen, zeigte der Raum sich bereits künstlich erleuchtet, doch waren die Wachskerzen nicht angezündet, zwei Harzpfannen allein brannten, deren bläuliche Flammen nur eine ungewisse Dämmerhelle ausbreiteten. So stand der Eingetretene wartend, hielt seinen Blick auf den teppichbehängten Sessel gerichtet; in dem war er sie täglich zu sehen gewöhnt, und binnen kurzem sollte sie wieder dort sitzen. Sein Ohr horchte nach einem ihr Kommen anmeldenden Fußtritt, aber lautlos blieb's, und statt des ersehnten Klanges gestaltete sich nur vor seinen Augen ein Gaukelspiel. Hinter der breiten Rücklehne des Sessels tauchte etwas herauf und verschwand wieder, zuerst nicht recht unterscheidbar, was es sei; dann jedoch verharrte es und war ein kleines, in der Luft schwebendes rotes Hütchen. Nun stand es still, nun wiegte sich's leis nach rechts und links hin und her; halb unbewußt setzte Ludolf den Fuß vor, drauf zuzugehen. Allein da begriff er im nächsten Augenblick, sinnverdutzt, nicht recht, was mit ihm geschah; plötzlich flog vom Boden etwas wie ein grauer Nebelstreif auf, über dem das Hütchen schwankte. Einem Windwirbel gleich kreiste es in blitzgeschwindem Rundtanz dicht um ihn herum, draus fuhr es nun zwickend nach seinem Ohr, nun ihm über den Scheitel durchs Haar, leicht klitschte es dazwischen an seine Wangen. Und mit einer feinen, künstlich hochtönig gemachten Stimme piepste es dazu: „Glaubst du nun, daß Hans Hö-de-cke wirklich ist, Ludolf Ostermant? Hier — hier — hier ist er!“

So schnell drehte sich's um ihn, daß er kaum zu unterscheiden vermochte, eine Gestalt in einem nebelgrauen Gewandüberwurf sei's, der, ohne ihn zu berühren, ihn im kreisenden Wirbel doch mit sich nötigte und einem durch einen Vorhang halb abgetrennten Winkel des Raumes zudrängte, wohin auch das matte Licht der blauen Flämmchen nicht fiel. So befand er sich auf einmal in beinah völligem Dunkel, das Geschwirr um ihn war plötzlich vorbei, unwillkürlich streckte er tastend die Hand vor und traf mit ihr auf einen warmen, weichen Nacken. Der wich erschreckt zurück, doch völlig sinnverloren folgte er ihm mit seinem Arm nach und umschlang ihn.

Da fuhr sein Kopf herum, helles Licht blitzte auf, aus einer Thür trat Maria hervor, einen Armleuchter mit brennenden Kerzen in der Hand tragend. Ein augenblendender Glanz ging von ihr aus, wie von der jäh aus abfallendem Nebel flammenden Sonne, denn sie trug ein wundervoll ganz aus Goldfäden gewirktes, enganschließendes Gewand, das sie noch höher und schlanker als sonst erscheinen ließ. Verwunderten Tons fragte ihre Stimme: „Was geschieht hier? Wo bist du, Ger-ber-ge?“ Dann mußte sie gewahren, daß der Arm Ludolfs, der um den Nacken der Angerufenen gelegen, hastig zurückzuckte; doch sie that, als ob sie nichts davon gesehen, fragte nur hinterdrein: „Warum hast du denn heute so wenig Licht angezündet, Ger-ber-ge?“ Daraufhin versah diese mit dunkelrot gefärbtem Antlitz eilig den versäumten Dienst, ließ die anderen Harzpfannen und Kerzen ebenfalls aufflammen und begab sich rasch durch die Thür davon.

Nun erst gelangte es Ludolf Ostermant zu deutlicherem Bewußtsein, welches Spiel mit ihm getrieben worden sei. Neckisch hatte Maria ihn von dem wirklichen Vorhandensein Hans Hödeckes überzeugen wollen, ein Gewand angelegt, in dem sie möglichst schmal erscheine, und dies unter einem grauen Überwurf verborgen. So war sie, wundersam tanzgewandt, wie auf Elfenfüßen um ihn her geflogen, dann blitzschnell durch eine Thür fortgeschlüpft, wo sie die Nebelhülle abgestreift, um hurtig vollständig verwandelten Aussehens wieder herauszutreten. Durch Zufall aber war er, von ihr gedrängt, in den halbverhängten lichtlosen Seitenraum geraten, wo die junge Magd, auf einen Befehl harrend, gesessen.

Was hatte er geglaubt, wer es sei, als seine Hand auf sie getroffen? Sein Denken schrak vor der Antwort zurück — ohne eine Ahnung war er von der Gegenwart einer anderen gewesen.

Noch verworrener aber durchkreiste ihm den Kopf die Frage: Was mußte sie glauben, wen seine besinnungslose Vermessenheit mit dem Arm zu umfassen vermeint habe?

Jedenfalls nicht die Dienerin, von deren Anwesenheit er nichts hatte wissen können.

So stand er, kaum zum Atemschöpfen fähig, in dem jetzt lichthellen Gemach und wagte nicht, den Blick aufzuheben. Doch dann sprach ihn die Stimme Marias unverändert mit dem gewohnten Klang an: „Warum setzest du dich nicht, Ludolfe? Ich habe heute Lust bekommen, ein Lied zu singen. Willst du es anhören?“

Nun richtete er zaghaft die Augen nach ihr hin. Sie saß in ihrem Goldgewand auf dem Sessel, blickte ihn an und suchte ihre Miene ruhig zu beherrschen, doch ein schelmisches Lächeln zuckte ihr um die Lippen. Offenbar wollte sie keine Rede drauf kommen lassen, wer der umherhuschende graue Spukgeist gewesen sei, sondern durch etwas anderes davon ablenken; auf ihren Knien lag eine kleine, äußerst zierlich angefertigte, in der Mitte von Saiten überspannte Lyra, an den Stabrändern rundum mit funkelnden Edelsteinen besetzt. Die hob sie vor ihre Brust, prüfte die Saiten ein paarmal leicht mit den Fingern, schlug sie dann voller an und begann dazu mit gedämpfter, nur halblauter Stimme zu singen.

Klar vernehmlich ertönten dem Hörer, der sich gesetzt hatte, die Worte in einer weich-melodischen, doch ihm völlig unverständlich fremden Sprache. Nur darüber ließ der Klang mehr und mehr nicht Zweifel, es müsse ein Liebeslied sein. So träumerisch-sehnsuchtsvoll, dazwischen verstohlen aufjubelnd, kam es von den Lippen. Und auch das ließ es außer Zweifel, nicht mit Kunst erlernt nur sei's, sondern die Sängerin müsse auch im Inneren selbst empfinden, was sie singe.

Plötzlich einmal sprang Ludolf Ostermant von seinem Sitz auf und schwankte hastig durch die Thür hinaus. Er vermochte nicht länger zu bleiben, fühlte, das Lied lasse ihn die Herrschaft über sich verlieren, drohe übermächtig, ihn zu besinnungsloser That fortzureißen. Nur durch jähes Entfliehen konnte er sich noch davor behüten.

Verwundert sah die allein Gelassene ihm nach, legte die Lyra auf den Schoß und harrte seiner Rückkunft. Doch er kehrte nicht wieder, erst am anderen Nachmittag zur bestimmten Zeit. Da empfing sie ihn mit ein wenig gekränktem Ausdruck: „Wenn du Gesang nicht hören magst, hättest du es vorher sagen sollen. So fortzulaufen, ist nicht hübsch und be-lei-digend.“

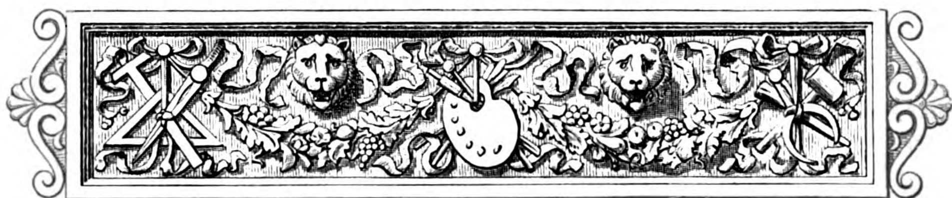
Er stotterte hervor: „Vergebt mir, Domina — ich konnte nicht mehr — ein Schwindel fiel über meinen Kopf — ich wäre vor Euch auf den Boden niedergefallen —“

Das änderte ihre schmollende Miene völlig um. Sie trat rasch auf ihn zu und sagte teilnahmsvoll: „Du machst mir Schreck, dein Gesicht ist ganz bleich. Bist du krank? Ich bin bei einem großen medico in die Schule gegangen, der hat mich mancherlei von seiner Kunst gelehrt. Gieb mir deine Hand, ich will nachfühlen, wie der pulsus arteriarum bei dir geht.“

Und sie legte die zarten Finger um sein Handgelenk und prüfte achtsam die Schnelligkeit seiner Pulsschläge.

(Fortsetzung folgt.)





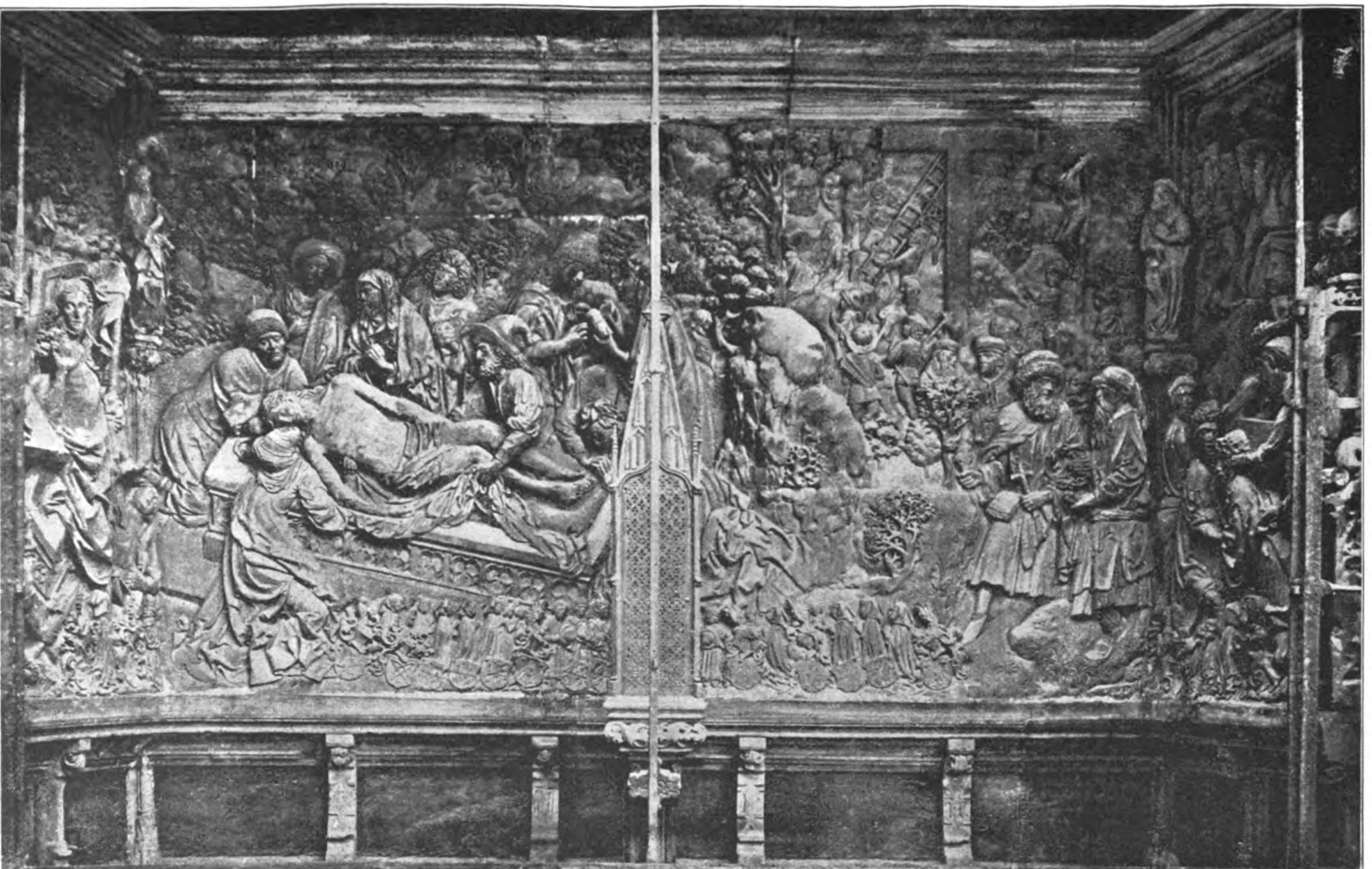
Deutsche Handwerkerkünstler
im Zeitalter der Reformation.

Von

Luise Bagen.

I. Adam Krafft.

Als Frau Herzeloide, Gahmurets Witwe, im einsamen Walde Soltane den Knaben Parzival erzog, glaubte sie, alles Leid und Weh der Erde, alles Wissen und Erkennen über Ursprung und Ende des Menschenlebens von ihm fern halten zu können. Das Kind aber erfand die Werkzeuge des Todes spielend. Die Vögel des Waldes mit ihrem Flug und ihrem Gesang hatten es ihm angethan. Er begehrte, sie zu erhaschen, um ihnen die Geheimnisse der freien Bewegung und des süßen Wohllautes zu entlocken. So erfand er sich Bogen und Bolzen. Diese Bolzen, die ja auch die Luft durchflogen, sollten an seiner Stelle die Vögel haschen. Allemal aber, wenn sie eins der Tierchen herunterbrachten von seinem hohen Aufenthaltsort, fiel es zur Erde, machte einige kurze zuckende Bewegungen und blieb dann liegen in des Knaben Hand — regungslos, kalt und tot, unfähig, dem Kinde zu sagen, was es so gern gewußt hätte. Sein Wissensdurst hat ihn nur vor die Thür eines neuen Rätsels geführt, eines Rätsels, dessen tragische Größe ihn überwältigt. Ohne Belehrung versteht er, daß diese Vögel, die seinem flinken Bolzen erlagen, nun nie wieder singen werden. Hier war einer gefallen und da ein anderer. Mit brennenden Augen und heißem Herzen eilte er zu seiner Mutter. „Es war ihm um den Vogelsang, der süße ihm ins Herze drang ... Er übte Rache an seinem Haar“ wegen des Unheils, das er angerichtet, aber wie es Kindern zu gehen pflegt, versagte ihm die Sprache, als er mit seinem großen Schmerz vor die Mutter hintrat. Sie indessen beobachtete ihn still, und als sie ihn in der Morgenfrühe fand, wie er mit Thränen in den Augen dem Vogelsang lauschte, befahl sie ihren Bauleuten und Enken, alle gefiederten Sänger im Walde Soltane zu töten. Parzival aber, durch seine Erfahrung gewitzigt, bat um Frieden für die Vögel. Da entfuhr der Mutter das Wort, daß sie unrecht thäte, indem sie das Gebot Gottes „wendete“ und die Vögel zu töten trachtete. Damit hat sie ihr Kind wieder vor die Thür eines neuen Rätsels geführt. „O weh, Mutter, was ist denn Gott?“ fragt es. Und es folgt jene bekannte Erklärung von „Dem, der lichter ist als der lichte Tag“. Parzival aber weiß von da an, daß alles Fragen immer nur zu neuen Fragen führt, alles Wissen nur eine größere Fülle des Wissens zur Bedingung macht, und daß gar oft das Streben nach Erkenntnis die Frucht vom Baume des Erkennens in einen bitteren Gallapfel verlorener Lebensfreude wandelt. Denn die Gegenwart ist immer ein Bruchteil, halb Werden, halb Vergehen. Darum bleibt auch Gegenwartserkenntnis Bruchteil. Sogar die Erkenntnis von Menschenseele zu Menschenseele. Wir sind immer nur in der Lage, einem Meister bei der Arbeit zuzuschauen, der einen Stein in eine Statue umwandelt. Wir sehen Staub und Splitter fliegen, sehen die ungeschorene Fadenseite eines unfertigen



Adam Krafft: Das Schreyer-Landauersche Grabmal an der Sebalduskirche zu Nürnberg.

Gobelins, „denn wir alle sind Opfer der Gegenwart“, wenn es sich darum handelt, unsere Mitmenschen zu erkennen.

Opfer der Gegenwart in einem anderen Sinne sind wir gegenüber den Menschen, die vor uns lebten. Nicht den ungeschorenen Wirkteppich ihres Lebens und Wesens haben wir vor uns, sondern einen, dessen leuchtende Farbenpracht die mildernde, ausgleichende Zeit der Härte beraubte, aber den auch der Fluch der Vergänglichkeit berührte. So redet denn, was uns von den Menschen der alten Zeit blieb, seine eigene wehmütige Sprache, die uns ans Herz greift, wie das Morgenlied der Vögel, und das sich doch wieder, gleich den schnellbeweglichen Waldsängern, unserem beobachtenden Auge, unserem wissensdurstigen Verstande entzieht.

Bruchstücke sind es, die von dem Wesen und den Werken des Meisters Adam Krafft zu Nürnberg erzählen. Die Zeit hat seinen Arbeiten übel mitgespielt. Kein einziges Werk ist uns genau so erhalten, wie es aus seiner Hand hervorgegangen ist. Selbst das Sakramentshäuschen der Nürnberger Lorenzkirche hat wieder und wieder der Hilfe ausbessernder Hände bedurft. Die Zeit, wo die Nachbildung der letzten seiner sieben Stationen wird aufgestellt werden müssen, ist nicht mehr fern. Und trotz alledem klingt der Lerchengesang seiner Kunst zu uns herüber durch die Jahrhunderte mit einer wunderlichen Mischung von Jugendfrische und männlicher Kraft, die einen Wiederhall ganz eigener Art erweckt.

Den Eingang suchend, geht man an der Sebaldskirche hin. Man denkt an Peter Vischer und das Sebaldusgrab, wenn man die Kirche nennen hört. Dann aber bleibt man auf dem Wallfahrtswege zu jenem weltberühmten Denkmal deutscher Kunst stehen. Für den Augenblick ist es vergessen, daß drinnen ein großer Eindruck, für den man seine Frische sparen wollte, des Genießenden wartet. Denn hier draußen steht man — vom Bauwerk ganz abgesehen — einem Großen, einem Gewaltkünstler gegenüber, einem Manne, der keinen irgendwie empfänglich Veranlagten vorüberziehen läßt, ohne ihn zu bezaubern. Es ist Adam Krafft, der Meister des Schreyerschen Grabmals, das schlechthin die „Grablegung“ der Sebaldskirche genannt zu werden pflegt. Was die Menschen so „schön“ zu nennen pflegen, ist hier nicht vorhanden. Dafür aber giebt es viel von dem, was mit Formenschönheit nicht immer unzertrennlich verknüpft ist — Ewigkeitsgedanken, die schmelzend locken, wie die Erinnerung an den Tag, wo man zum erstenmal, wie Parzival, vom Vogelgesang ergriffen wurde oder als unverständiges Kind weinte, weil ein Satz „Beethoven“ auf dem Klavier so schön gespielt worden war. Der Mann, der imstande ist, so zum Geiste und zu der Seele zu reden, muß wohl verdienen, zu den Großen seines Volkes gezählt zu werden, und es wird sich lohnen, ein wenig bei ihm zu verweilen. Wer uns von unserer Kindheit zu erzählen versteht, bringt uns uns selbst näher; er lehrt uns unser Volk und Vaterland verstehen, und darum ist es wohl der Mühe wert, zu fragen, wie Adam Krafft geworden ist, was er war — ein deutscher Künstler vom reinsten Wasser.

* * *

Sollte ein angelsächsischer Chronist, der Gewohnheit seiner Zeit entsprechend, einen Beinamen für Adam Krafft finden, so meine ich, er hätte schreiben müssen: Meister Adam, der Deutsche — der Binnendeutsche, um einen jüngst geprägten Ausdruck zu gebrauchen. Meister Adam, der Nürnberger, kann man ihn nicht nennen, weil Ulm und Nürnberg, anscheinend mit gleich gutem Rechte, den Anspruch erheben, ihn den Ihrigen zu nennen. Nürnberg aber ist die einzige Stadt, die unzweifelhaft Belege dafür aufbringen kann, daß Meister Adam Krafft ortsansässiger Steinmetzmeister in ihr war. Peter Neudörffer, der Erfinder der modernen Schönschreibekunst, hat einige Nachrichten über ihn aufgezeichnet. In der Erinnerung derer, die dem erwachsenen Neudörffer noch von ihm zu berichten vermochten, lebte Meister Adam als ein einigermaßen wunderlicher Kauz — ein Mann von wenig Worten vielleicht, dessen Seelenleben so verzwickt und schnörkelreich sein mochte, wie das Maßwerk und die mancherlei Verzierungen, die unter seinem Meißel hervorgingen. Vorausgesetzt immer, daß er sich viel mit dem Meißel



Adam Krafft: Das Sakramentshäuschen in der St. Lorenzkirche zu Nürnberg.

beschäftigte und nicht, wie die Zeitgenossen behaupten, wirklich die Kunst verstanden hat, den Stein zu „mildern".

Die neueren Kritiker haben diesen Bericht bedingungslos in das Bereich der Fabel verwiesen. Sachkundige Chemiker halten aber die Richtigkeit dieser Angabe nicht schlechterdings für unmöglich. Es ist nicht ausgeschlossen, daß jener Leim, von dem Neudörffers anonymer Gewährsmann berichtet, etwa kieselsaurer Kalk war, und daß Krafft entweder unter Zusatz von feinstem Sand oder thatsächlich, wie es der Anonymus deutlich schildert, von zerriebenem Sandstein einen regelrechten Cement bereitete. Bekanntlich setzt noch heute die marmorartige Festigkeit des Mörtels an alten Bauwerken alle Sachverständigen in Erstaunen. Man giebt hierfür die Erklärung, daß die „Alten" nicht, wie wir, mit kieselsaurem Kalk zu sparen brauchten und daß sich dieser vorzügliche Cement im Laufe der Zeit buchstäblich zu Stein verhärtet hat. Nimmt man noch dazu, daß Krafft verstanden haben soll, diese weiche Masse zu färben und zu brennen, so fällt der Einwand gegen den „gelb-

lichen Sandstein" der Dornenkrone des Sakramentshäuschens von Sankt Lorenz weg, um so mehr, da der Anonymus die darin befindlichen Eisenstangen ausdrücklich erwähnt. Selbstverständlich wären nur die feineren Teile der Arbeiten in dieser mühsamen Art ausgeführt worden.

Jedenfalls verdient das Urteil der Gelehrtenwelt über die „Fabel" von dem erweichten Sandstein des Meisters Adam noch eine gründliche Nachprüfung. Das Wahrscheinliche ist ja nicht immer das Wahre, und die moderne Chemie zieht die Grenzlinie zwischen Möglichem und Unmöglichem anders als der aufgeklärte Forscher, der in erster Linie darauf ausgeht, Köhlerglauben zu bekämpfen und Fabeln zu entdecken. Im Aufklärungseifer liegt sogar die Gefahr, neuen Fabelbildungen Vorschub zu leisten. So trifft man auch in der „Krafftlitteratur" auf die Mitteilung, Meister Adam wäre ein eifersüchtig neidischer Geselle gewesen, der, um seine Kunstgeheimnisse zu schützen, immer nur Bauerntölpel als Gesellen für seine Arbeit annahm. Veranlassung zu dieser Fabelbildung gab Neudörffers Mitteilung, daß er einen Bauernburschen als Handlanger unter seine Gesellen zu stellen pflegte und ihn sehr eingehend in seiner Kunst unterwies, „daran denn ein anderer Geselle viel lernen mochte." Hätte Krafft wirklich Bauernknechte als „Gesellen" annehmen wollen, so wären sicherlich alle ehrsamen Steinmetzgesellen der ehrsamen Stadt Nürnberg höheren Orts wegen so gröblicher Verletzung ihrer Korporationsrechte „vorstellig geworden". Weiß man doch zur Genüge, wie eingehend der Rat einer jeden deutschen Stadt, der von Nürnberg nicht ausgenommen, sich um das Wohl und Wehe seiner Insassen kümmerte. Hätte Krafft die Bauernknechte als Lehrlinge angenommen, so hätten sie gleich allen anderen Lehrlingen mit der Zeit Gesellen werden müssen. Dies zu erzählen, wäre dem Neudörffer doch keineswegs wichtig erschienen. Nimmt man aber die Mitteilung, wie sie es augenscheinlich sein soll, als eine Charakteristik von Meister Adams eigentümlicher Art, seinen Lehrlingen und Gesellen Unterricht zu erteilen, so gewinnt sie sofort ein eigenartiges Interesse. Meister Adam mit den großen, sinnenden Augen wird eben ein Mann von Temperament gewesen sein, den es weidlich verdroß, wenn Lehrling und Geselle nicht genau so arbeiteten, wie ihm selber der Sinn stand. Weil er nun im Laufe der Jahre die Erfahrung gemacht hatte, daß man mit gütlichem Zureden und mit bedrohlichem Poltern oder Schelten weniger ausrichtet als mit ruhiger Belehrung, so pflegte er einen Bauernknecht für den Tag als Handlanger zu dingen, wenn ihm die Zustände in seiner Werkstatt mißfielen. Diesem Unwissenden setzte er dann auseinander, was er den nichtsnutzigen Gesellen um sich her nun schon an die hundert Mal vergeblich klar zu machen versucht hatte. Den armen Tölpel da konnte er doch nicht anfahren, wie ihm der Mut stand, und so kam das Lumpengesindel von Gesellen zu einer ruhigen Belehrung, die hoffentlich fest sitzen würde — bis zum nächsten Mal. Je täppischer sich der Bursche vom Dorfe anstellte, desto besser. Erstens sahen die Gesellen und Lehrlinge daran, wie man es nicht machen muß, und zweitens wirkte die Situation so komisch, daß Meister Adams gute Laune wiederkehrte. So wurde nach jeder Richtung hin eine Zeitersparnis erzielt, denn bei übler Laune ist nicht gut arbeiten, und Kunstwerke lassen sich dabei schon gar nicht schaffen. Vermutlich hat nach jeder derartigen Gemütserleichterung Meister Krafft am nächsten Feiertage die Gesichtszüge und sonstigen Eigentümlichkeiten seines jeweiligen Tölpels sorgfältig mit dem Zeichenstifte festgehalten. Es soll seine Gewohnheit gewesen sein, in Gemeinschaft mit Vischer, Lindenast und anderen Meistern seine Mußestunden mit Übungen im Zeichnen auszufüllen. So meldet die Überlieferung, die ihn auch in Gemeinschaft mit Dürer, Pirkheimer und Spengler im „Bratwurstglöcklein" fröhliche Stunden beim schäumenden Maßkrug verbringen läßt.

Verbürgte Anhaltspunkte für die Richtigkeit dieser Überlieferung fehlen. Weshalb man aber bezweifelt, daß die vordere Figur unter dem Sakramentshäuschen das Bild des Meisters darstellt, ist nicht klar. Neudörffer sagt ausdrücklich, er stellte sich „zuvörderst", seine Gesellen hinter sich dar. Nun kann doch „zuvörderst" in diesem Falle nur gleichbedeutend mit „an der Vorder-



Adam Krafft: Das Sakramentshäuschen in der St. Lorenzkirche zu Nürnberg. Unterteil.
(Sockel und Dornenkrone.)

seite“ sein. Mehr als eine Vorderseite hat das Sakramentshäuschen nicht; auch würden, falls der rechtsseitige Alte der Meister ist, die beiden Gesellen sich nicht hinter ihm befinden. Daß es Gesellen geben konnte, die älter waren als ihre Meister, wird nicht für unmöglich erklärt werden können. Mit Recht wurde bemerkt, das Sakramentshäuschen könnte nur von einem Manne im Vollbesitz der Kraft geschaffen sein. Es wurde im Jahre 1496 vollendet, und Krafft soll 1507 im Spital zu Schwabach bei Nürnberg gestorben sein.

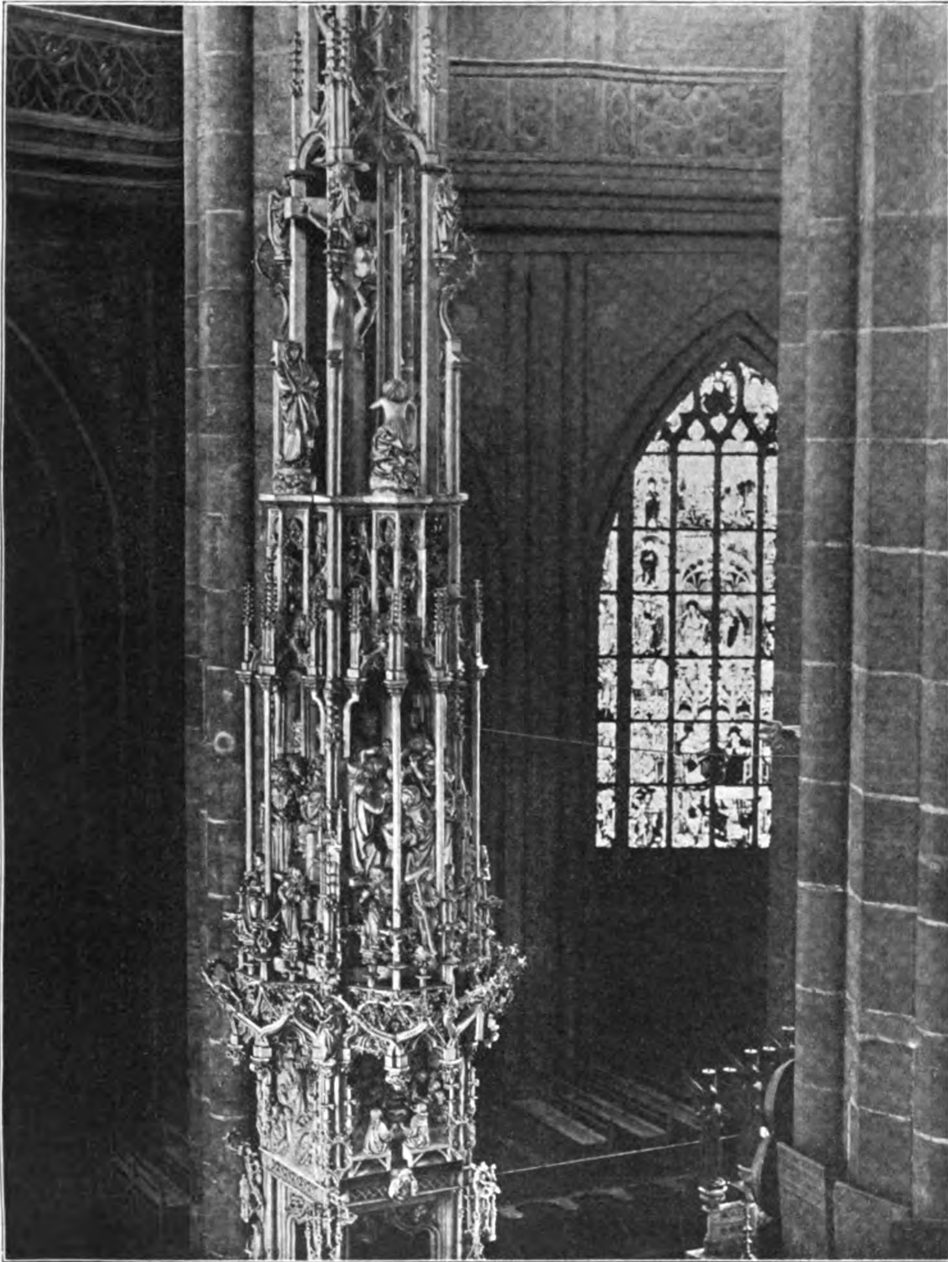
Noch einen wunderlichen Zug aus des Meisters Alltagsleben hat Neudörffer zu erzählen der Mühe für wert befunden. Krafft verlangte, daß seine Frau sich Eva nenne, wiewohl sie Magdalene getauft worden war. Neudörffer und sein Gewährsmann erzählen das mit einem launigen Lächeln. Den Tagen

der modernen Frauenrechtlerei blieb es vorbehalten, einen Vorwurf für Meister Adam, aus seiner eigensten Art zu scherzen, herauszulesen. Ich fürchte, Frau Eva Magdalene hatte, wie die Evastöchter alle, ein vorzügliches Talent mit auf die Welt gebracht, sich für den ganz besonders ausgesuchten „Prügeljungen“ des Schicksals zu halten. Mehr oder minder neigen sie alle dazu, nur mit dem Unterschied, daß ein Teil von ihnen sich nachts in der Stille darüber ausweint, während der andere Teil den ganzen Tag von nichts anderem als von seinem Unglück erzählt. So mag denn Frau Eva Krafft auch über ihren Namen gemurrt haben. Ich will ihr übrigens nicht unrecht thun. Möglicherweise war sie eine sehr verständige Frau, die das Sprichwort kannte: „Liebe Kinder haben viele Namen.“ Möglicherweise hat sie aber auch gar nicht Eva Magdalene geheißen, sondern Eva Barbara. Jedenfalls scheint es, daß sie bei ihrem Eheherrn nicht übertrieben schlecht beraten war, denn weitere Klagen von ihr als die über die Namengebung sind nicht auf uns gekommen.

Barbara ist der Name von Adam Kraffts Witwe. Sie wird urkundlich im Jahre 1510 aufgefordert, anzugeben, ob sie gegen den Verkauf von Kraffts Haus zur Tilgung von Imhofs Schuldforderung etwas einzuwenden habe. Nach der Campeschen Ausgabe der Neudörfferschen Aufzeichnungen (1828) heißt es: „er hat ihm zur andern Ehe eine Wittib genommen, welche sich Eva allein Ihme zu Gunst hat nennen müssen, so sie doch Magdalena getaufft war, hat mit ihr Hochzeit gehalten im Jahre 1490, den 6. September, und starb, dieser Krafft, zu Schwabach im Spital Anno 1507.“ In der Handschrift des anonymen Schreibers ist der 3. September 1503 als Hochzeitstag mit Frau „Magdalene“ bezeichnet. Es muß eine Verwechselung der Vornamen stattgefunden haben, etwa so, daß die erste Frau Magdalene, die zweite Barbara hieß. Wäre Frau Magdalene, die 1490 mit Meister Adam Hochzeit hielt, die zweite Frau gewesen, so würde die Vermutung, daß Krafft schon 1469 in Ulm thätig und auch vielleicht dort einheimisch war, an Berechtigung gewinnen, denn Kraffts frühestes beglaubigtes Werk in Nürnberg ist von 1492 datiert. Man müßte dann aber doch wohl fragen, was ein Mann in reiferen Jahren, der plötzlich mit einem so großen Werk, wie die Grablegung an Sankt Sebald, vor das Publikum tritt, vorher gethan hat. Anders, wenn die Hochzeit mit Frau Barbara 1503 die zweite, nicht die dritte Eheschließung bedeutet. Dann ist Krafft um diese Zeit und auch in seinem Todesjahr noch ein ziemlich rüstiger Mann. In diesem Fall erklärt sich sein Tod in Schwabach als Folge einer plötzlichen Erkrankung. Diese Erklärung wird immer die größere Wahrscheinlichkeit für sich haben. Jene andere, Krafft hätte sich in Schwabach in ein „Altmännerhaus“ eingekauft, behält stets etwas Gezwungenes und ist mit der Thatsache, daß er Haus und Garten in Nürnberg besaß, nicht recht vereinbar. Daß seine Vermögensverhältnisse zur Zeit seines Todes nicht geordnet waren, sagt noch nicht, daß er alt, arbeitsunfähig und verdienstlos gewesen ist. Aus Dürers Briefwechsel mit Pirkheimer allein wäre man schon berechtigt zu schließen, daß die ratsfähigen Herren der Stadt Nürnberg nicht selten den „Handwerkern“ Kapital zu ihren Arbeiten vorschossen und mit dem Drängen auf Bezahlung ein Einsehen hatten. Herr Peter Imhof hat an das Ende der Schuldrechnung Kraffts im Jahre 1503 die Worte „Got gnad ihm“ gesetzt und drei silberne Pokale im Wert von dreißig Gulden als Pfand von ihm angenommen. Krafft hatte, gemeinsam mit seinem Freunde Lindenast (nach Neudörffer war er mit ihm wie ein Bruder aufgewachsen), für einen dritten Bürgschaft geleistet. Möglicherweise mußte er die Bürgschaftssumme zahlen und geriet dadurch in ungünstige Vermögensverhältnisse. Wenn er 1503 noch drei Pokale besaß, kann er nicht immer in dürftigen Verhältnissen gelebt haben. Aus Imhofs „Got gnad ihm“ darf man vielleicht auf irgend ein Unglück schließen, das den Meister betroffen haben mag.

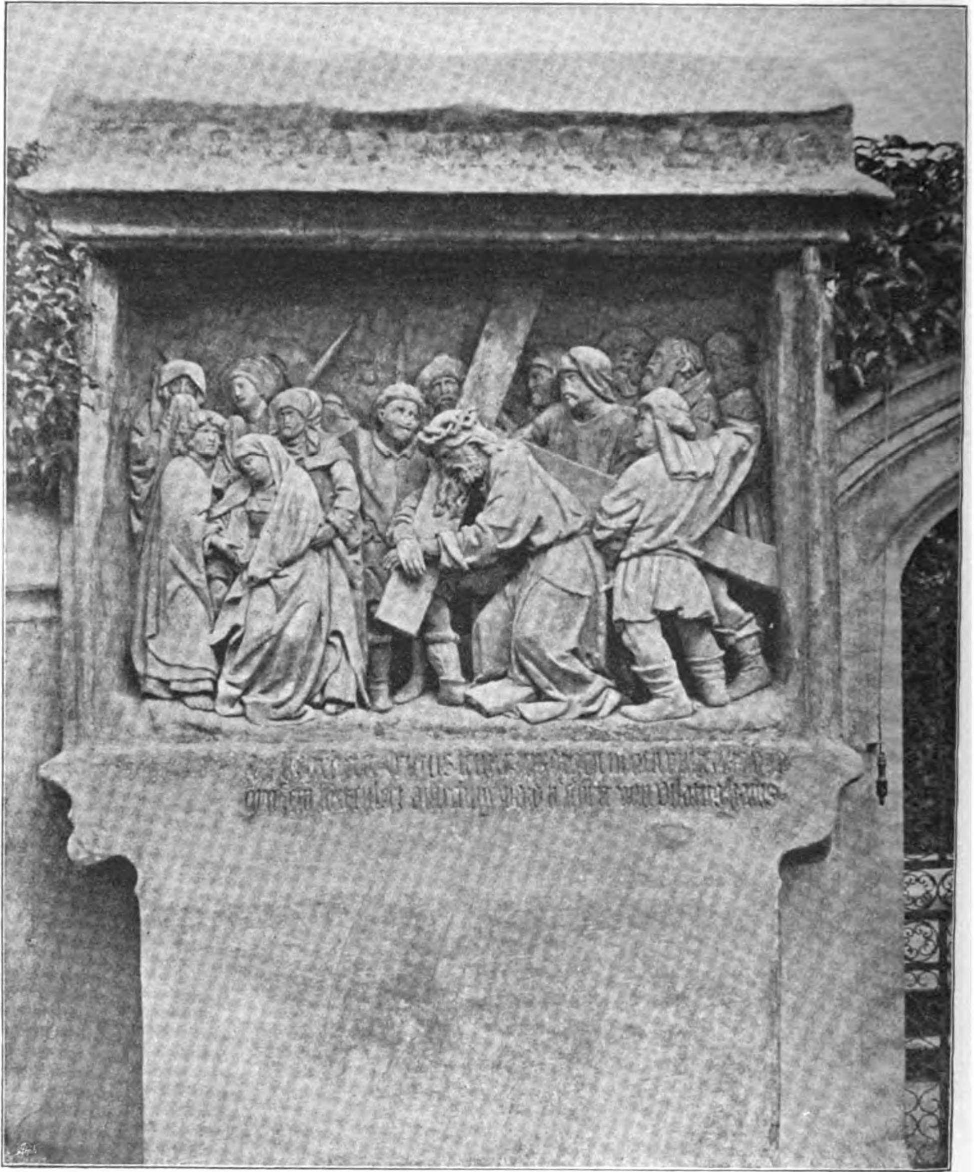
* * *

Spärlich und dürftig sind die Nachrichten über die Lebensschicksale des großen Nürnberger Bildhauers. Keine einzige überdies, die nicht von den Forschern mit einer ganzen Reihe von Fragezeichen umgeben wor-



Adam Krafft: Das Sakramentshäuschen in der St. Lorenzkirche zu Nürnberg. Mittelpartie. (Dornenkrone bis zur Kreuzigung.)

den wäre. Trotzdem schaut aus den Wirrnissen und Widersprüchen der Nachrichten und Kommentare etwas von dem Menschen Adam Krafft über die Kluft der Jahrhunderte zu uns herüber. Ein Mann, der die Grundtiefen des Lebens versteht und sie immer gegenwärtig um sich und in sich fühlt. Einer von denen, die nicht mit Maßstab und Rechenexempeln an die Probleme der Menschenschicksale und der Menschenseele herantreten. Er hat sehen gelernt, daß Menschen und Dinge verzwickt und wunderlich sein können, wie das krause Zierwerk seiner eigenen Arbeit, das doch nur einer sehr



Adam Krafft: Erste Station (Abschied Christi von seiner Mutter).

krausen Phantasie, einem unendlich vielseitig geschulten Auge entsprungen sein kann. Daneben läuft ein gewisser Zug zur Willkür und zur Selbstherrlichkeit, die doch wieder von gesunder Kenntnis eigener Schwäche und menschlicher Unzulänglichkeit gezügelt wird. Die Willkür bricht durch in dem eigensinnigen Festhalten an der Eva-Benennung seiner Frau; die Selbstbeherrschung in der Art, wie er seinen Gesellen Belehrung erteilte. Zwischen den Extremen vermittelt ein „grimmer“ Humor, eine gesunde Form der Selbstverspottung, wie sie den Menschen eigen ist, die sich selbst mit ihrem Vornamen und mit du anzureden gewöhnt sind und die ihr liebes Ich mit voller Herzensüberzeugung einen komischen Kauz zu nennen vermögen. Das geläufige Maß der Achtung vor der Würde der Menschen im allgemeinen und vor der eigenen im besonderen kommt ihnen dabei nicht abhanden. Sie verstehen ein wenig von der keineswegs sehr leichten Kunst,



Adam Krafft: Zweite Station (Simon von Kyrene).

mit sich selbst gelegentlich Geduld zu haben. Denn es ist eine Kunst, keine übertriebene hohe Meinung von sich selbst zu haben und doch, sich selbst gegenüber, die Rolle des Reiters im Sattel mit Glück bis zu Ende zu spielen. Der deutsche Bauer besitzt etwas von dieser Offenherzigkeit gegen sich selbst, besonders da, wo man noch nicht gelernt hat, sich auf Sommergäste einzurichten. Leute dieser Art sind es, denen man alles sagen kann, die man, wären sie Priester, zu seinem Seelsorger wählen würde. Dr. Berthold Daun, Adam Kraffts neuester liebevoller Biograph, hat das empfunden. „Krafft muß ein schlichter Bürgersmann gewesen sein und eine empfindungsreiche Seele gehabt haben," urteilt er, „ein Herz, dem man sein Herz ganz hätte erschließen, seine innersten Empfindungen hätte anvertrauen können, ohne fürchten zu müssen, mißverstanden zu werden."

* *
*

Adam Kraffts Haus in der neuen Gasse ist im Jahre 1510 verkauft worden; es wurde ein Span daraus geschnitten, und dieser wurde öffentlich versteigert, als Frau Barbara keinen Einspruch erhob. Sie kann wohl kaum ganz mittellos zurückgeblieben sein, sonst hätte sie sicher und wohl nicht vergeblich Imhofs Milde in Anspruch genommen. Es waren dreihundertzehn Gulden, die Adam Krafft ihm schuldete, und er hatte das Geld in Posten von je zwei bis zehn Gulden oder mehr erhalten. Für das Schreyer-Grabmal und das Lorenzer Sakramentshäuschen sind dem Meister „Zehrgelder" ausgezahlt worden, die vom Kaufpreis der Arbeit abgezogen wurden. Später finden wir ihn in einen Rechtsstreit mit Sebald Hornung verwickelt, der nach Entscheidung der Sachverständigen Veit Stoß, Behaim, Wohlgemut und Vischer an Meister Adam Krafft fünfundsechzig Gulden für gelieferte Arbeit zu zahlen hat, wovon dreißig Gulden bereits quittiert sind. Die Fassung dieser Urkunde ist ungemein bezeichnend dafür, in wie hohem Grade die großen Künstler Nürnbergs sich als Handwerker fühlten und als Handwerker in bescheidenen Verhältnissen lebten — ein ungewisses Leben, von der Hand in den Mund, das den Zeiten, wo der Germane mit dem Wolf um seine Nahrung rang, fast näher liegt als unseren eigenen Tagen. Ein Zug von kühnem Wagemut und schlichtem Gottvertrauen geht durch das wirtschaftliche Leben dieser Menschen hindurch. Er steht in wunderlichem Gegensatz zu unseren eigenen Tagen, wo das Problem der Arbeitslosenversicherung die führenden Geister auf dem Gebiete der Socialpolitik beschäftigt. Wir sind gewöhnt worden, von der Gebundenheit des Lebens im Mittelalter zu sprechen und für das große Freiwerden der Persönlichkeit in der Renaissance zu schwärmen. Adam Krafft aber und seine Zeitgenossen standen noch äußerlich in der vollen Befangenheit mittelalterlicher Organisation. Und doch wieder ist der Ton, in dem sie mit den Herren aus den ratsfähigen Geschlechtern verkehren, frei, unbefangen und fast kameradschaftlich. Es wird zu Protokoll gebracht, was „Meyster Adam" gegen Herrn Sebald Hornung zu sagen hat; der wieder begründet, weshalb er die Forderung zu hoch findet, beide erklären sich bereit, sich dem Spruch der Schiedsrichter zu fügen, man besichtigt gemeinsam das fertige Werk; „Meyster Adam" versichert mit dem echten Stolz des deutschen Handwerkers, „wie oder welcher gestallt das werck gemacht, geb der Augenschein zu erkennen."

Adam Krafft tritt das Erbe einer reichen Zeit und einer reichen Stadt an und bereichert dieses Erbe um die Schätze seines eigenartigen Talentes. Er ist weit mehr als ein bloßes Talent, eins von jenen Menschenkindern, die in der Vergangenheit zu lesen verstehen und in denen die Zukunft sich zwingend gestaltet. Sie fühlen, daß in ihnen zusammenfließt, was Hunderte von treuen, geläuterten Seelen der Nachwelt hinterließen, und in ihnen lebt der unwiderstehliche Drang, dies Überkommene neu zu gestalten. Es ist das Glück ihres Lebens und ihr Fluch zugleich, daß sie ausgeben müssen, was in ihrer Seele lebt, daß sie gar nicht anders können, als das, was ihnen anvertraut ist, den Menschen darreichen, die mit ihnen leben oder nach ihnen leben werden. Sie müssen es thun, ob sie gleich mit blutenden Händen und zerschlagenem Herzen arbeiten. Es ist vielleicht ein Erbe an Gewissenhaftigkeit und Pflichttreue, das von einer langen Reihe fleißiger stiller Mütter und strebsamer, ernster Väter überliefert wurde. Könnte man ihrer Geschichte nachgehen durch die verschiedenen Menschenalter hindurch, so würde man wieder und wieder auf Menschen mit schwermütig sehnsuchtsvollen Augen treffen, auf Menschen mit einem großen Durst nach Licht, Freiheit und Ungebundenheit, gepaart mit einem ebenso ausgesprochenen Bewußtsein für die zwingende Notwendigkeit der Gebundenheit in einer Welt, wo der Stoff durch die Kraft, die Materie durch den Geist regiert wird. Menschen von dieser Art werden Adam Kraffts Vorfahren gewesen sein. Er selbst ist sein Leben lang einer von denen geblieben, deren Phantasie einer so hohen Vollkommenheit Gestalt zu leihen vermag, daß ihnen der höchste gebundene Ausdruck, den sie finden, doch immer nur ein schwaches Schattenbild dessen giebt, was ihre Seele an Wahrheitsgehalt besaß.

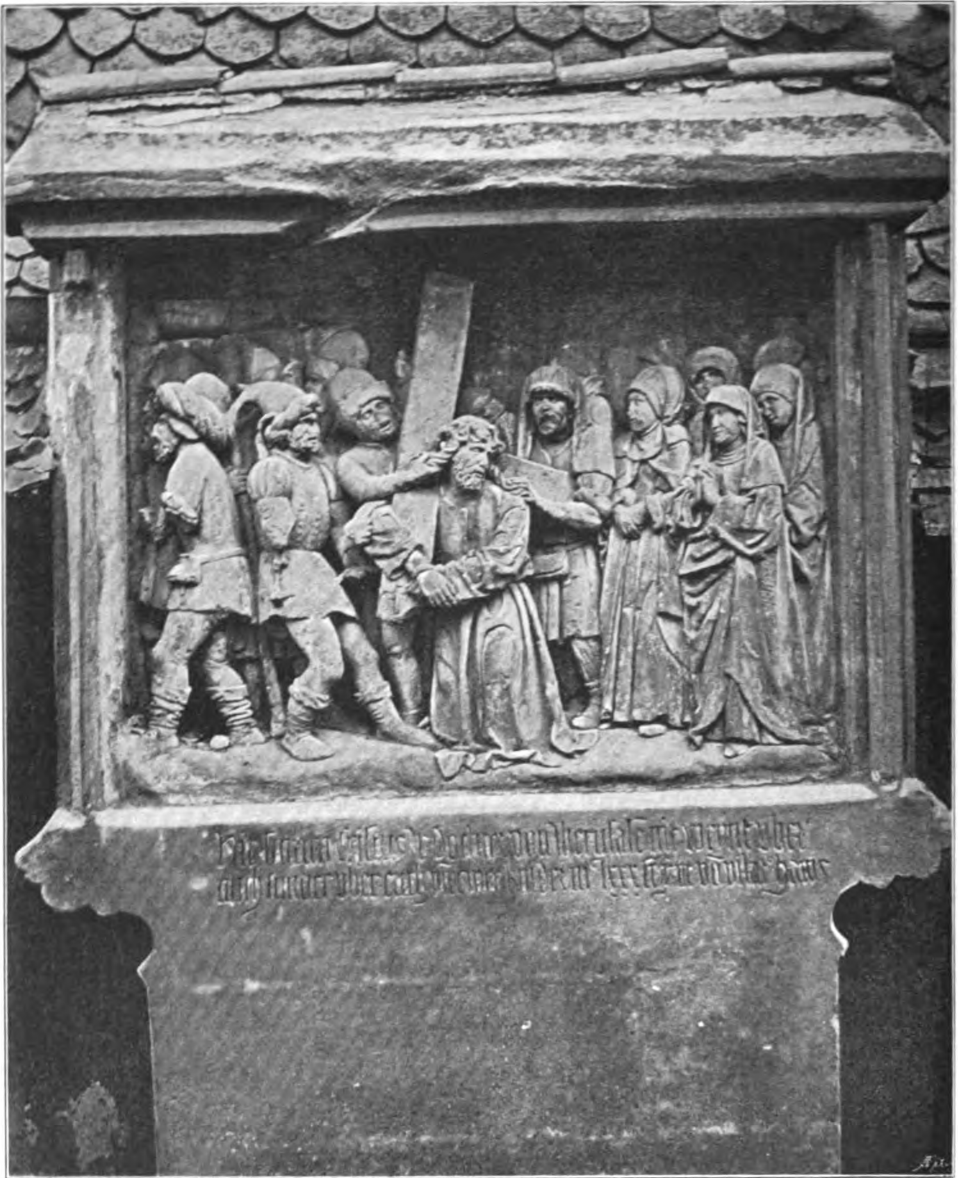
* * *

Die Wahrheitsgehalte überwiegen in Adam Kraffts Werken die Schönheitsgehalte. Nicht, als ob für ihn die Schönheit aufhörte, das Gewand der Wahrheit zu sein. Doch ist er zu gewissenhaft, um etwas zu geben, was er nicht sieht, zu aufrichtig, um etwas zu sagen, was er nicht selbst empfand und innerlich durchlebte. Eben deshalb ist auch der erste Eindruck des Schreyer-Landauerschen Grabmals an der Sebalduskirche nicht der der Bewunderung. Vier Jahrhunderte, während welcher formale Schönheit vom Wesen der Kunst unzertrennlich gehalten wurde, scheiden uns von diesem ältesten beglaubigten Werke des Meisters Adam Krafft. Das Grabgewölbe der beiden Familien ist zwischen zwei Pfeiler des Ostchores der Sebalduskirche eingefügt. Die beiden Steine des Grabmals sind über die Gruft gelegt; eine kassettierte Holzdecke ist zum Schutz gegen den Regen angebracht. Die Auftraggeber hatten sich kontraktlich das Recht ausbedungen, dem Künstler genaue Angaben über das zu machen, was er darzustellen hätte. Vielleicht liegt ein Entwurf von Wohlgemut zu Grunde.

Das Werk besteht aus vier Teilen. Der rechte Seitenflügel stellt eine Kreuztragung dar; auf dem rechtsseitigen Hauptbilde ist die Kreuzabnahme vollendet, dann folgt nach links vom Beschauer die Grablegung und auf dem linken Seitenflügel die Auferstehung. Der Künstler war kontraktlich verpflichtet, den Stein in Bach bei Fürth auf Kosten der Besteller brechen zu lassen; er erhielt fünfzig Gulden Zehrgeld und mußte das vollendete Werk auf seine Gefahr an Ort und Stelle bringen lassen; es sollte nicht über hundertsechzig Gulden kosten, und beide Teile erklärten sich bereit, sich dem Urteil selbstgewählter Schiedsrichter zu unterwerfen, falls Meinungsverschiedenheiten über den Preis der Arbeit entstehen sollten. Am 7. Mai 1492 befand sich das Grabmal an der Stelle, für die es gearbeitet war. Gewiß keine leichte Aufgabe, sich in die gegebenen Maßverhältnisse zu fügen und alles das zu sagen, was die Auftraggeber forderten.

Um vollauf zu würdigen, welche technischen Schwierigkeiten es hier zu überwinden gab, muß man sich vergegenwärtigen, welche lange Reihe von Jahrhunderten die Antike auf ihrem Wege von Ägypten über Babylon und Persien nach Griechenland brauchte, um das Problem der Eckbildung im zeichnerischen Sinne zu lösen.* Dann gilt es zurückgehen, etwa bis auf die Tage des Bonifazius, wo sich die zeichnerische Leistungsfähigkeit der Bewohner des fränkischen Bodens nur um ein geringes über das notdürftige Schnitzen einiger Runenzeichen erhob. So erst gewinnt man den rechten Maßstab für die kühne Art unseres Meisters, die Schwierigkeiten zu überwinden, die ihm aus dem Orte der Aufstellung und aus der geforderten epischen Fülle des bildlichen Inhaltes erwuchsen. Ununterbrochen ist die Geschichte im Zusammenhange vorgetragen, ununterbrochen und einheitlich wirkt die Art, wie das Ganze in den Raum hineinkomponiert ist. Der Beschauer wird zuerst gar nicht gewahr, daß er es hier mit vier getrennten Tafeln zu thun hat, denn die Figuren der Seitenflügel treten im Profil so klar heraus, daß man zuerst meint, eine einzige, etwas schrägliegende Fläche vor sich zu haben. Wie sehr man auch immer den Mangel an Luftperspektive beklagen mag, der in der Darstellung vorwaltet — man wird nie umhin können, über das wunderbar sichere Gefühl zu staunen, das es, trotz des Mangels an technischer und theoretischer Kenntnis, möglich machte, dem Auge des Beschauers ein so richtiges, ungestörtes Bild darzubieten. Ein Bild ist es, und oft schon wurde über das vorwiegend Malerische in dieser Komposition gesprochen. Doch wieder überrascht gerade die durch und durch plastische Gestaltungskraft, die das Ganze bis in jede Einzelheit hinein durchdringt. Jede Figur und jede Bewegung auf diesem Gesamtbilde redet. Von dem ungeheuren Reichtum an realistischem Detail ist nichts Zufälliges, nichts, was bloß hineingetragen wäre, um das Können des Künstlers prunkhaft in den Vordergrund zu stellen. Die Mannigfaltigkeit der Nebendinge lenkt niemals die Aufmerksamkeit vom Hauptinhalte ab; sie erhöht vielmehr die Knappheit der Darstellung. Auf dem engen Raum sollte ja so viel gesagt werden. Es galt ein Epos zu erzählen, es dramatisch zu gestalten und jene lyrische Wirkung hinein-

* Vergl. Alois Riegl, Allerlei Stilfragen.



Adam Krafft: Dritte Station („Ihr Töchter Jerusalems").

zuzaubern, die in den Tagen vor der Verstandeskultur den Angehörigen aller Stände noch unentbehrlich war. Um die epische Seite der Aufgabe zu bezwingen, beseitigte der Künstler die Schwierigkeiten des Raumes; um dramatisch zu wirken, schuf er Gestalten, wie er sie im täglichen Leben kannte; das lyrische Element fügte er ein, indem er die Formen der leblosen Natur stilisierte, d. h. sie so darstellte, wie die Natur sie gebildet haben würde, falls anorganischer Stein und nicht organische Zellengebilde mit dem feuchten Lebenssaft des Erdreichs ihr „Stoff" gewesen wäre. Dazu kommt ein gewisses naives Schaffen aus der Erinnerung, das ein Echo im Herzen des Beschauers weckt. Das alles zusammengenommen ergiebt eine Ballade in Sandstein, so eigenartig, so rätselhaft fremd und doch wieder so anheimelnd vertraut, wie sie gelungener wohl niemals geschaffen worden ist. Alles Verstandesmäßige fehlt, doch ist nichts da, was den



Adam Krafft: Vierte Station (Die heilige Veronika).

Verstand verdrösse oder verletzte. „Der Christus dieser Kreuztragung ist der leidende Christus, wie ihn sich Kraffts Zeit vorstellte. Solcher Christus rührt die Herzen der andächtig Betenden. Ihm konnte man die eigenen Leiden offenbaren; er verstand sie.“ (Daun.) Dieser Christus hat schon etwas von dem bekannten Schmerzensmanne der Dürerschen Passion; Dürers „cessa culpis me cruciare de novis“ klingt schon heraus aus dieser erschöpften Gestalt, die unter der Wucht des Kreuzes zusammengebrochen ist. Aber nur die stumme Kreatur ahnt etwas von dem Unerhörten, das hier vorgeht. Gesenkten Hauptes ziehen die Pferde des Weges daher; in der Bewegung der Baumäste und Zweige liegt etwas von der bangen Spannung der lauschenden Natur; ganz oben im Hintergrunde steht Maria, die Schmerzensmutter, mit dem Jünger, den ihr Sohn lieb hatte, den er ihr zum Ersatz geben wird, bevor er scheidet; auch die Frauen des Ostermorgens sind schon hier, um zu schauen, wie die Kriegsknechte höhnen, mit Knütteln

stoßen, an den Locken des edlen Hauptes zerren und im rohen Schergenübermut Unrecht auf Unrecht häufen, ohne zu wissen, was sie thun. Die beiden Schächer mit entblößtem Rücken werden dahingetrieben vor dem Gerechten, der unter die Übelthäter gerechnet ist. Dann hat man ihn auf dem rechtsseitigen Teile des Mittelbildes vom Kreuze gehoben; unten schreiten die Kriegsknechte davon, froh, des vollbrachten Werkes für heute enthoben zu sein; auch der Hauptmann wendet sein Pferd, nachdem er das Wort gesprochen: „Wahrlich, dieser ist ein frommer Mann und Gottes Sohn gewesen.“ Knechte des Nikodemus, verwundert im Gespräch über die Ereignisse des Tages, tragen die Marterwerkzeuge davon; eine Frau bringt Balsam und Salbengefäße herbei; zu Füßen des Grabes kniet Maria Magdalena; Maria stützt Schulter und Haupt des Sohnes, dem sie den letzten Kuß auf die Wange drückt, noch besorgt, daß ihm der harte Stein des Grabes weh thun möchte. Unter den verschiedenen Grablegungen Adam Kraffts ist keine, wo der Ausdruck der Todesstarre im Leichnam Christi so treffend und überwältigend wirkte wie in dieser hier.

Vielleicht wird dieser Ausdruck durch den lebhaften Gegensatz zur nächstfolgenden Auferstehungstafel noch gesteigert. Es liegt etwas außergewöhnlich Freies in der Bewegung dieser Figur des Auferstandenen; der Körper hat die Erdenschwere abgestreift — so weit wenigstens, wie es die brüchige Natur des Materials zuließ, in welchem der Meister arbeitete. Die Kriegsknechte sind zu Boden gedrückt, von der Lichtfülle geblendet und „geworden, als wären sie tot“. Auf dem zur Seite geschobenen Stein des Grabes kniet ein Engel; drüben hinter dem Bretterzaun des Gartens, der mit Spalierobst bestanden ist, werden die Köpfe der Frauen sichtbar, die sich besorgt einander fragen, wer ihnen denn den Stein von des Grabes Thür wälzen werde. Betrachtet man diese Tafel einzeln, so erscheint die Zeichnung des Grabes unmöglich; doch ist es gerade die eigentümliche Überschneidung des Grabsteins, die den organisch richtigen Zusammenhang der Zeichnung mit dem vorhergehenden Bilde herstellt. Den unteren Abschluß des Werkes bilden die Figuren und Wappen der Familien beider Stifter. Dem hausfraulichen Ordnungssinn unseres modernen Schönheitsgefühls wollen sie nicht recht behagen. Wir ermangeln der Naivetät, die erforderlich ist, um zu erfassen, wie eng sich die Menschen jener Zeit mit den Ereignissen verwachsen fühlten, die sie in Stein bilden ließen. Es muß aber erst nachgewiesen werden, ob wir mit unseren neueren Begriffen von Korrektheit gerade an dieser Stelle dieselbe einheitliche Wirkung erreicht haben würden. Für mich liegt etwas ungemein Reizvolles in dem Rhythmus, vermöge dessen hier die Unruhe ausgeglichen ist, an welcher der reichhaltige Hintergrund leidet. Sicherlich wird es für alle Zeiten erstaunlich bleiben, in wie hohem Grade es Krafft gelang, die schwierigen Aufgaben, die ihm hier seine Auftraggeber stellten, in vollauf künstlerischem Sinne zu lösen.

* *
*

Sebald Schreyer, der Hauptstifter der Grablegung an der Sebalduskirche, hat in der Geschichte seiner Vaterstadt als Förderer von Kunst und Wissenschaft ein ehrenvolles Andenken hinterlassen. Die Sebalduskirche war ihm, ihrem Kirchenmeister, ganz besonders ans Herz gewachsen, und er sorgte für ihren Schmuck, wo immer er konnte. Inzwischen war man aber auf der Lorenzer Seite auch nicht müßig. Im Hause des Herrn Hans Imhof des Älteren war, so erzählt die Überlieferung, ein goldener Becher abhanden gekommen. Ein Diener geriet in Verdacht, ihn an sich gebracht zu haben, und wurde wegen des vermeintlichen Diebstahls hingerichtet. Später kam seine Unschuld an den Tag. Zur Sühne gelobte Herr Imhof, der Lorenzkirche ein Weihbrotgehäuse zu stiften.

Im April 1493 wurde der Vertrag geschlossen; Krafft quittierte am 4. Dezember 1495 über den Empfang der letzten hundert Gulden von den siebenhundert, die ihm als Lohn ausbedungen waren; es kamen noch siebzig Gulden Ehrensold hinzu. Krafft hatte das „künstlich und werclich sakramentshaus ongeverlich visirt“, d. h. einen Entwurf gezeichnet, der aber nach Bedarf während der Arbeit geändert werden durfte. Es

wurde festgesetzt, daß das Werk auf einem Fuß stehen sollte. Darüber sollte eine Galerie angebracht werden, die das eigentliche Weihgehäuse umschlösse. So wird der ganze Aufbau des herrlichen Werkes genau bestimmt. Maria und der Engel Gabriel zu beiden Seiten des Gehäuses, Gott Vater in einem Gewölk und die Ausgießung in das Herz Mariä, der Abschied Christi von seiner Mutter, das Abendmahl und das Gebet am Ölberg — das Gedränge der Juden und Judas „als er Got den kuß geben wollt“ darf nicht fehlen; auf dem Aufzug ist die Geißelung „nebst Possen der Juden“ darzustellen, dann ein Ecce homo mit dem „creutzig in“, endlich die Verurteilung; darüber kommt die Kreuzigung, die Auferstehung und die Himmelfahrt Christi.

Krafft verpflichtet sich, die Arbeit in drei Jahren zu vollenden; Imhof bezahlt den Stein; es folgt die übliche Versicherung, daß beide Teile etwaige Streitigkeiten von einem Schiedsgericht schlichten lassen wollen.

Drei Jahre hat Adam Krafft gebraucht, um in diesem Sakramentshäuschen von Sankt Lorenz das Schwanenlied der deutschen Gotik zu singen. Er hat darin zusammengefaßt, was von ewigem Heimweh und von unerschütterlichem Glauben an die endliche Lösung alles Rätselhaften und Unverstandenen im deutschen Volke gelebt hat, seit den Tagen, wo es sich gewöhnte, in der Heldengestalt des Heliand jenen Siegfried zu schauen, der Wotans Schwert des freigemachten Willens aus der Weltenesche hervorzog. Die Unerschütterlichkeit ihres siegesmutigen Optimismus ist ja das Wesensmerkmal der Gotik. Wohl strebt sie vom Irdischen los, doch immer nur so, daß die Form zum Kleide des Gedankens wird, der die Brücke zwischen Erde und Himmel schlägt. Wer aber der Gotik Erdenfeindlichkeit und Weltverachtung zum Vorwurf macht, hat sich nie unbefangen und harmlos in dem Zauberreiche eines gotischen Domes bewegt. Freilich, sie erfaßt alle äußeren Erscheinungsformen als Sinnbilder der inneren, der übersinnlichen Lebensvorgänge. Das mußte sie thun schon deshalb, weil ihre Formensprache die nachdrücklichste war, vermöge deren die neue Lehre des Christentums zum Volke sprach. Es war die alte Predigt von der Trüglichkeit des gleißenden Goldes der Rheintöchter, die den Deutschen hier gehalten wurde; die Schwarzelben und die Lichtelben des Nibelungenliedes wuchsen sich aus zu den bekannten Statuen der Tugenden und Laster am Straßburger Münster; die wasserspeienden Drachen und Untiere aller Art, die an das Dach des Magdeburger Domes festgebannt oder als „Bamberger Kröten“ an den Sitzen der Bamberger Domherren Wache zu halten gezwungen sind — sie alle und die Tausende von verwandten humoristischen Figuren unserer romanischen und gotischen Dome sind immer wieder die Ungeheuer, die Siegfried getötet oder zum ewigen Schlafe bezaubert hat. So wird das Volk befreit von der Furcht vor unheimlichen finsteren Mächten und lernt seinen Befreier lieben, den neuen Gott, der durch freiwilliges Leiden die Menschen frei macht. Furchtlos kann man von jetzt ab die Länder durchstreifen, denn durch das wildstarrende Gezweig des Winterwaldes geleitet den Wanderer die Erinnerung an das klar gegliederte Geäst der Gewölberippen des gotischen Domes mit seiner Verheißung des endlichen Sieges über alles Verwirrende, Beängstigende. Aber während der Jahrhunderte, wo diese Predigt in Stein erscholl, ist ein Neues erstanden. Das Tier und die Dunkelheit sind nicht mehr des Menschen Gegner. Doch hat sich das prophetische Wort erfüllt: Des Menschen Feinde werden seine eigenen Hausgenossen sein. Je mehr man die äußeren Formen der Bosheit eindämmt, desto feiner und schmerzhafter werden die Mittel der Qual, die sie anwendet.

Bei Adam Krafft ist das Tier nicht mehr der Inbegriff des Bösen; es ist der Freund des Menschen, und der Mensch steht im Kampfe gegen das Böse, das in ihm selber wohnt. In diesem Sinne ist Adam Krafft schon ein Mensch der neuen Zeit, eine Renaissancenatur vom reinsten Wasser. Denn nicht nur die rücksichtslosen Condottieri, die ränkesüchtigen Sforza, die heimtückischen Borgia waren Renaissancenaturen; auch die Dürer, die Leonardo und Vittoria Colonna gehören zu ihnen. Und diese Renaissancemenschen unterscheiden sich von den Menschen der Aufklärung dadurch, daß sie wissen, wie nahe in ein und derselben Menschen-



Adam Krafft: Fünfte Station (Das Drängen der Kriegsknechte).

natur Gutes und Böses bei einander wohnen kann. Schon die Schergen auf der Kreuzschleppung an dem Schreyerschen Grabmal geben dies Glaubensbekenntnis der Renaissance. Diese Schergen sind ebensowenig Teufel, wie die frommen Bürger Joseph von Arimathia oder Nikodemus Engel sind. Nicht einmal Heilige sind diese frommen Leute, sondern nur Menschen, die sich bemühen, vorsichtig zu wandeln und ihren Mitmenschen das Leben nicht zu erschweren; die Schergen dagegen sind Leute, die sich dieser Mühe überhoben fühlen, und die Hohenpriester wieder solche, die blind sind, weil sie zu wissen glauben, was Gut und was Böse ist. Die armen Blinden! Sie glauben das Böse immer nur gerade da zu entdecken, wo irgend etwas nicht nach ihrem Sinne geht.

Zu sagen, das Sakramentshäuschen von Sankt Lorenz sei gotisch, ist aus den angeführten Gründen nur richtig, so lange



Adam Krafft: Sechste Station (Christus vor dem Hause des Pilatus).

man ausschließlich an die zeichnerische Form denkt. Und auch da liegen für das ausgesprochen zeichnerische Gefühl die Übergänge von der stilistischen Behandlung der Distelformen in der sogenannten Dornenkrone zum Akanthusblatt der Renaissance schon merklich nahe. Vielerlei Wohlklingendes ist über die Symbolik dieser Dornenkrone gesagt worden. Man versteht darunter bekanntlich jenes krause Geäst, das sich oberhalb der ersten Reliefs um den Baldachin über dem Weihbrotkasten schlingt. Die Dornenkrone erweitert sich derart, daß über ihr Raum bleibt für die Darstellung der Geißelung und des Ecce Homo. Darauf verjüngt sich das Säulenwerk, vereint sich zu Bogen und Nischen, strebt nochmals in verjüngten Pfeilern empor, die den Kruzifixus einschließen, und dann wächst das Werk aufwärts, bis sich über dem auferstandenen und thronenden Christus das luftige Gebilde sacht gegen den Bogenpfeiler der Kirche nach innen hin neigt und in prächtiger Blumenform, mit leiser Erinnerung an einen Bischofstab, aus-



Adam Krafft: Siebente Station (Grablegung).

klingt. Am Boden aber, tief unterhalb der fernen Himmelshöhe, kniet in Demut und Geduld Meister Adam, der Steinmetz, dem die Erde für den Schweiß seines Angesichtes neben dem kärglichen Brot viel Dornen und Disteln eintrug. Doch ist er freudig bereit, jahrhundertelang auszuharren auf seinem bescheidenen Posten; denn über ihm waltet der „andere Adam", der als schlichter Zimmermann arbeitete und alle Arbeit der Menschen adelte, indem er die Dornenkrone als Lohn für die Arbeit seines Lebens von den Menschen in Empfang nahm. Als dies geschah, hat der Erlöser — so glaubt es der Meister zuversichtlich — auch seines Knechtes Adam Krafft geduldige und demütige Arbeit entgegengenommen, sie durch seine Dornenkrone verklärt und dem schlichten Nürnberger Handwerker die Thore der Ewigkeit geöffnet. Mit diesem Credo auf den Lippen kniet der Meister noch heute da, so wie er sich selber kannte: ein Mensch, der einen Weg zur Ewigkeit kennt. Nicht mehr und auch nicht weniger. Auf dem stolzen und sicheren Rhythmus eines Lutherschen Chorales rauscht sein verdeutschtes Glaubensbekenntnis daher. Er glaubt an ein Reich der Macht, an ein Reich der Kraft der Gnade und an ein Reich der Herrlichkeit. Wenn sein Sakramentshäuschen ein Stück Architektur ist, so wird diesem Bauwerk gegenüber das Wort zunichte, das die Architektur gefrorene Musik nennt. Hier ist mehr als gefrorene Musik: Gestalt gewordener a capella-Gesang, so wie man ihn von den Mönchen auf der van Eyckschen „Anbetung des Lammes" oder von den eifrigen Chorsängern neben jener heiligen Cäcilie an van Eycks Orgel zu hören glaubt. Man singt mit, wenn man dem Wunderklang lauscht, und man wird wieder zum Kinde, dem zum erstenmal in der Morgenfrühe feierliche Osterglocken läuten, während die Sonne einen leuchtenden Strahl durch den Spalt in der dunklen Fensterlade sendet. Zeit und Vergänglichkeit sind plötzlich über-

brückt. Einen Augenblick weilt man in jener Ewigkeit, zu welcher Meister Adam Krafft den Weg kannte und wies.

* * *

Sakramentshäuser waren in den gotischen Kirchen Südwestdeutschlands in großer Anzahl errichtet worden. Der Zeitraum, wo sie in Blüte standen, umfaßt etwa anderthalb Jahrhunderte. Trotzdem uns keines von gleicher Einheitlichkeit und durch und durch persönlicher Auffassung erhalten blieb, so ist doch die Überlieferung der Versuchung erlegen, viele von diesen Sakramentshäusern dem berühmten Meister von Sankt Lorenz in Nürnberg zuzuschreiben — teils wohl, weil man den Ruhm des Meisters dadurch zu erhöhen meinte, teils auch vielleicht aus dem sehr natürlichen Verlangen, die Kunstdenkmäler einzelner Kirchen im Ansehen zu heben. Das Sakramentshäuschen des Ulmer Münsters ist mehrfach für Adam Kraffts Arbeit erklärt worden. Das prächtige Werk würde sicherlich den Ruhm des Nürnberger Meisters nicht schmälern. Den Stempel seines Geistes trägt es nicht. Es fehlt jenes ungeduldige Wollen, jenes Ringen um den zutreffenden Ausdruck, das der Natur der Sache nach bei dem jungen Krafft stärker hätte sein müssen als bei dem Meister in reifen Jahren. In der Zeichnung des Ulmer Sakramentshäuschens liegt eine aristokratische Zurückhaltung, eine vornehme, fast kühle Resignation. Es ist die Resignation, die auf der Erfahrung anderer fußt; ungemein fesselnd durch einen harmonischen, weichen und ausgeglichenen Zug, durch die gänzliche Hingabe des Willens an eine große Sache, mit der man sich gliedlich verbunden fühlt. Dies Ulmer Sakramentshäuschen ist katholisch im besten und edelsten Sinne des Wortes; ein jubelndes Tedeum ist darin plastisch gestaltet.

Von einer freiwilligen Resignation, die auf einer gegebenen Voraussetzung ruht, weiß aber Adam Krafft nichts. Gerade in diesem Sinne ist er schon vollständig eine



Adam Krafft: Die Kreuztragung in der Sebalduskirche.

Renaissancenatur. Er gehört zu den Menschen, die alles auf eigene Kosten ausprobieren müssen. Selbst da, wo er mit vollem Bewußtsein den eigenen Willen bricht und unterordnet, geschieht es mit Widerstreben. Es bleibt immer eine gewisse Jonasstimmung, ein Rest von dem Gefühl: „Billig zürne ich bis an den Tod.“ Adam Krafft gehört zu den Männern, die mit Menschen und mit Gott ringen, die Sieger bleiben, auch wo sie unterliegen. Wo sie nachgeben müssen, sprechen sie: „Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn.“ Dann gehen sie aus dem Streit gedemütigt hervor, um aufs neue ihrer unbezwinglichen Sehnsucht nach dem Vollkommenen Ausdruck zu leihen.

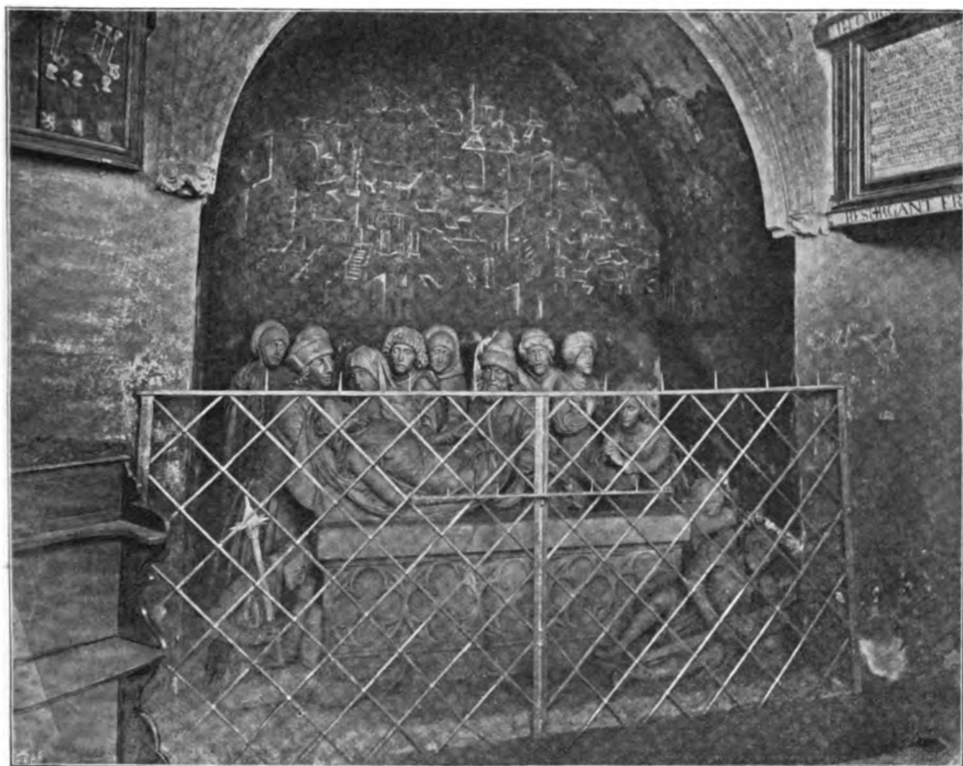
Der Schöpfer des Ulmer Sakramentshäuschens hat allen derartigen Widerstreit ein für allemal begraben. Wenn Adam Krafft an diesem Werke arbeitete, so ist er nur ausführender Gehülfe gewesen. Geschichtliche Beweise giebt es dafür nicht. Auch daß er an dem Maßwerk der Nürnberger Frauenkirche gearbeitet hat, ist nicht mit Bestimmtheit nachzuweisen. Urkundlich steht dagegen fest, daß Adam Krafft für den Abt Georg von Kraisheim in der dortigen Klosterkirche ein Sakramentshäuschen ausführte. Von diesem Werke, das sehr figurenreich gewesen sein soll, sieht man heute nur noch die Stelle, wo es einst stand. Von dem reichen Schmuck des Heilsbronner Sakramentshäuschens, das aus Adam Kraffts Werkstatt hervorging, ist nur ein Teil von den zersetzenden Wirkungen der Zeit verschont geblieben. Diese Arbeit stammt aus dem Jahre 1505; sie wurde vermutlich von Gesellen ausgeführt.

Zweifellos aber bleibt das Kalchreuther Sakramentshäuschen als eine Arbeit von Adam Krafft bestehen. Das Werk ruht auf einem Sockel, dem man nachrühmt, daß er den Gedanken des Tragens vortrefflich zum Ausdruck bringe. Vier Heiligenfiguren halten Wacht an den vergitterten Weihbrotkasten; die Baldachine über ihren Häuptern sind organisch in die Krone des Sakramentshäuschens eingefügt. Diese, nicht weniger verschlungen als die von Sankt Lorenz, ist doch keine Dornenkrone. Ihr Geäst greift aufstrebend ineinander und baut sich in kühnem Schwung spitzbogenförmig auf. Säulen von außerordentlich zierlichem, freistrebendem Aufriß wachsen aus dieser Krone hervor. Zwischen ihnen stehen anmutige Gestalten in frei fließenden Gewändern. Über ihnen, von den Säulen eingeschlossen, erhebt sich eine Krönung der Maria. Dann schließen sich wieder die Säulen zum Baldachin. Eine weitere Säulengruppe, in den Abmessungen verjüngt, baut sich darüber auf und schließt sich zur Bedachung über einem dornengekrönten Christus. Schließlich wächst der Turm des Baues bis zur Kirchendecke empor.

Ruhe und abgeklärte Reife spricht aus jedem Zuge dieser Arbeit; sie ist aus dem Vollen geschaffen, aber das übergewaltige Wollen ist darin zum Schweigen gebracht. Der Meister reißt hier nicht im gleichen Grade zur Begeisterung hin wie in Sankt Lorenz. Doch aber spricht man ihm auch hier sein Credo gläubig nach. Es klingt wehmütig aus, nicht triumphierend wie das Lorenzer. Beim Schmerzensmanne macht es Halt; da verweilt es in hingebender Liebe; es bricht nicht hindurch in die Welt des Unsichtbaren und Zukünftigen. Vom Gegenwärtigen, vom zeitlichen Erlösungswerke redet es um so eindringlicher.

Die Sakramentshäuser zu Schwabach und Heilsbronn sind im gleichen Jahre vollendet worden. Sie können schon aus diesem Grunde nicht im vollen Sinne des Wortes mit dem inneren Werdegange des Meisters verwachsen sein. Man wird ja derartige Arbeiten an Ort und Stelle ausgeführt haben. Wenn Krafft die Entwürfe lieferte und die ausführenden Kräfte aus seiner Werkstatt stellte, so kann er doch nur von Zeit zu Zeit selbst nach dem Rechten gesehen haben. So erklärt sich der Mangel an Einheitlichkeit und an Befähigung, den zeichnerischen Grundgedanken nachdrücklich herauszuheben. An der Schwabacher Arbeit fällt das besonders ins Auge.

Ungemein interessant scheint mir an der Heilsbronner Arbeit die Zeichnung des Sockels. In den inneren Teilen ist zum letztenmal der Versuch gemacht, den spröden Stein nach jenen zeichnerischen Gesetzen zu bezwingen, welche die Natur dem Wuchs des Baumes vorschreibt. Noch einmal setzt der Künstler seine volle Kraft ein, um dies



Adam Krafft: Grablegung der Holzschuherkapelle.

innerste Lebensprincip der gotischen Bauweise und Ornamentik zur That werden zu lassen. Und indem er diesen verwegensten Griff thut, veranlaßt ihn ein außer ihm liegendes Gesetz des zeichnerischen Zwanges und das in ihm liegende Gesetz ungewollten Werdens näher und näher heranzurücken an die erwachenden Renaissanceformen. Leise, sehr leise läutet er hier den Anbruch der neuen Zeit ein.

Eine eiserne Notwendigkeit war es, daß er den oberen Teil dieses Sakramentshäuschens strenger aus den stofflichen Stilgesetzen des Steins herauswachsen ließ als irgend eine andere Arbeit. Dieses Neue und Eigene in der Form ringt nach Klarheit des Ausdrucks, die ihm indessen nicht bis zum restlosen Aufgehen gewährt wird. Vielleicht ist das ein Grund von vielen, weshalb Adam Kraffts Geist aus der vollendeten Arbeit nicht deutlich zu uns redet. Hat er wohl gar gefühlt, daß im Lorenzer Sakramentshäuschen die Gotik durch ihn ihr letztes Wort gesprochen hatte — daß jetzt ein Neues kommen mußte, eine andere Formensprache, die er nur von ferne, aber herzbezwingend tönen hörte, wie Parzival das Lied der Waldvögel?

* *
*

In der Geschichte der Völker und in der Geschichte der Kunst giebt es ebensowenig sprunghafte Entwickelungen wie im Leben der einzelnen Menschen. Wenn eine Hochflut einen Damm zerreißt, wenn unterirdische Wasserbehälter ein Bergwerk überschwemmen, so haben fernliegende Ursachen vorgearbeitet, und die eintretende Katastrophe gilt nur dem als plötzlich, der nicht im stande ist, die Ursachen zu übersehen, die vorbereitend wirkten. Für die landläufige Betrachtungsweise der gebildeten modernen Welt gleicht das Hereinbrechen der Renaissanceformen in der Kunst noch immer einer plötzlichen Katastrophe. Mehr und mehr aber wird in neuester Zeit einer tieferen Betrachtungsweise der Boden bereitet. Immer wieder tauchen sachkundige Führer auf, die bald diesem, bald jenem Faden nachgehen, der hindurchführt durch das Geistesleben der Jahrhunderte

und uns zeigt, wie die Renaissance sich vorbereitete und wie auch sie ein Ereignis war, das sich nach regelrechten Gesetzen des Wachstums menschlichen Geisteslebens vollzog. Insbesondere haben Kenner der Ornamentik es sich angelegen sein lassen, nachzuweisen, wie die großen Nürnberger Künstler keineswegs darauf ausgingen, einen neuen Stil zu schaffen, daß sie vielmehr aus innerem Zwange heraus arbeiteten, so wie das Wesen ihrer Zeit in ihnen lebte. Denn alles wahrhaft künstlerische Schaffen erwächst ja aus einem inneren Zwang. Talent allein ist nicht Genie. Genie aber ist auch nicht nur Fleiß, denn dann wäre „Mache" Genie. Nennt man Genie mit Recht einen göttlichen Funken, so ist auch Genie künstlerisches Gewissen in demselben Sinne, wie das Gewissen die Stimme der Wahrheit im Menschen genannt worden ist. Diese Stimme der Wahrheit, dieses Gewissen des Künstlers wird selbstverständlich durch die mannigfaltigsten Einflüsse geformt. Es geht daher nicht an, einen einzigen Einfluß für den allein maßgebenden zu halten, wie es vielfach geschehen ist, wenn man von den Beziehungen des Humanismus zu den Renaissanceformen in der Kunst spricht. Ungerecht wäre es andererseits, wollte man dem Humanismus einen gewissen Anteil an der Entwickelung Adam Kraffts absprechen. Genau genommen ist ja der Humanismus der Übergang des Gelehrtentums von der Geistlichkeit auf die Laienkreise.



„Nürnberger Madonna" im Germanischen Museum zu Nürnberg. Vorderansicht. (Unbekannter Meister.)

Als eine Folge dieser humanistischen Bewegung ist es anzusehen, daß die Kunst am Ausgang des fünfzehnten Jahrhunderts aufgehört hatte, ausschließlich der Kirche und der Öffentlichkeit zu dienen. Sie hielt jetzt ihren Einzug auch in das deutsche Bürgerhaus.

Adam Kraffts sieben „Stationen" sind vielleicht seine frühesten, vielleicht auch seine spätesten Arbeiten. Neudörffer berichtet, sie stammten aus dem Jahre 1508, wodurch dann seine Angabe des Todesjahres (1507) hinfällig würde. Wenn aber der junge Albrecht Dürer diese Stationen in Silber nachbildete, als er noch in seines Vaters Goldschmiedewerkstatt arbeitete, so müssen die Stationen wohl fertig dagestanden haben, bevor Dürer zu Wohlgemut in die Lehre kam. Martin Ketzel, der Stifter dieser Stationen, war im Jahre 1472 zum zweitenmal ins Gelobte Land gereist, um genau die Entfernungen abzu-

messen. Nach seiner ersten Reise 1468 waren sie ihm verloren gegangen. Der Annahme, daß die Stationen, die er Krafft in Auftrag gab, schon früh vollendet wurden, scheint ihre innere Reife und Abgeschlossenheit zu widersprechen. Wir können heute freilich nur noch ahnen, was diese Meisterwerke gewesen sein mögen. Sie sind vom Wetter derart mitgenommen, daß man versucht ist, um sie zu trauern, wie um Leonardos großes Abendmahl. Eine nach der anderen wandern die Tafeln in das Germanische Museum. Draußen auf dem Wege vom Tiergärtnerthor nach dem Nürnberger Johannisfriedhofe werden Nachbildungen aufgestellt — Nachbildungen, die mit größter Sorgfalt und selbstverleugnender Drangabe der eigenen Persönlichkeit von Künstlerhand gefertigt werden. Und doch vermögen sie uns wenig mehr zu erhalten als die Erinnerung an die Größe des Krafftschen Kompositionsvermögens. Ein einziger Blick auf den Christus der Grablegung am Schreyerdenkmal und ein vergleichender auf den Leichnam der siebenten Station auf dem Johannisfriedhofe genügt, um den Unterschied zu zeigen. Der Christus dieser siebenten Station, der von sachkundigen Meistern nachgebildet wurde, ist ja gar nicht tot. Er hat nur einen schönen Körper ohne Seele, während der an der Sebaldskirche den Beschauer ergreift. Man denkt da unwillkürlich an die treffenden Worte „ce fut autre chose“, mit denen der ältere Millet den Eindruck schilderte, den ihm Michelangelos Pieta machte. Ja, es ist etwas ganz anderes um diese gewaltige Predigt von der Unerbittlichkeit des Todes, die des Meisters Hand in das Schreyersche Grabmal hineingemeißelt hat. Wohl hatten die Nachbildner des Werkes auf dem Johannisfriedhofe Anatomie studiert, und Adam Krafft arbeitete nur nach Beobachtung von außen. Aber seine Seele war in der Arbeit, die er mit so ungeheurer Mühe bewältigte. Bei ihm mußte ja das ahnende Gemüt ersetzen, was dem grübelnden Verstande an mechanischen Hilfsmitteln fehlte.


„Nürnberger Madonna“ im Germanischen Museum zu Nürnberg. Seitenansicht. (Unbekannter Meister.)

Neben der siebenten Station gilt die dritte für das wertvollste Werk aus der ganzen Reihe. Sie stellt den Augenblick dar, wo das Wort gesprochen wird: „Ihr Töchter Jerusalems, weinet nicht über mich, sondern weinet über euch selbst und über eure Kinder, denn so man das thut am grünen Holz, was will am dürren werden.“ Hier ist

der Mann der Schmerzen gleichzeitig der Gott der Barmherzigkeit; all seine Marter reicht nicht hin, um ihn vergessen zu lassen, wie schwer diese armen Frauen und ihre Angehörigen leiden werden bei der Zerstörung der heiligen Stadt Jerusalem, die zum dürren Holze werden muß, weil sie den Fürsten des Lebens an das Holz der Schmach hängt. Aus Erbarmen mit diesen Frauen hält der Gemarterte still, während die Kriegsknechte ihn an den langen Locken weiterzuzerren suchen. Er nimmt noch mehr Schmerz auf sich, damit einst in den Tagen der grausen Belagerungsnot diese Frauen sich seines Erbarmens entsinnen mögen. Von Station zu Station wird der kreuztragende Heiland matter; klarer und klarer tritt die Erinnerung hervor an das Wort: „Er hatte keine Gestalt noch Schöne." Jedesmal ist die Gruppierung eine andere, jedesmal die Komposition unabhängig von der vorhergehenden, und eine vollständig neue, dramatisch bewegte Scene ist gestaltet worden. Noch heute ist die Haltung der ohnmächtigen Maria auf der arg verwitterten ersten Station ganz die bezeichnende Haltung derer, die das Bewußtsein und die Gewalt über ihren Körper verlieren. Oftmals ist gesagt worden, die Renaissance unterscheide sich dadurch von der Gotik, daß sie die Körper zuerst anatomisch zeichne und dann mit Kleidern bedecke. In der Gotik, heißt es wieder, werden nur die Kleider gezeichnet, die anatomische Gliederung der Körper wird mit mehr oder minder Geschick intuitiv erraten. In Bezug auf Adam Kraffts Stationen ist dieser Satz anfechtbar, falls man den Künstler nicht als einen Bahnbrecher der Renaissance und weniger als einen letzten Ausläufer der Gotik betrachtet. Gewiß, seine Gestalten sind meistens untersetzt. Man meint bisweilen, die Beinknochen wären zu kurz geraten. Das scheint aber nur so an denjenigen Arbeiten, welche nicht an dem Standorte gesehen werden, für die der Meister sie arbeitete. Außerdem wurde mit Recht darauf hingewiesen, daß Krafft fast immer den untersetzten Typus der fränkischen Bevölkerung darstellt. Auch tritt diese eigentümliche Verkürzung bei den Stationen fast nur an den restaurierten Tafeln hervor, nicht an den Originalen. So haben insbesondere die Kriegsknechte der zweiten Station — der Begegnung mit Simon von Kyrene — den Schritt von Menschen, die gewöhnt sind, stundenlang auf schwerem Boden und regendurchweichten Landwegen daherzuschreiten. Ungemein treffend ist auch die Haltung Simons, der mit der Vorsicht eines Sachverständigen das Kreuz so ergreift, daß er dem kreuzschleppenden Christus dabei nicht wehe thut. Dann wieder überrascht auf der vierten Station der außerordentlich richtige Faltenbruch am „Schleier" der heiligen Veronika, auf dem sich das Antlitz des Heilandes abgedrückt hat. Es ist mit großer Meisterschaft so in den Stein hineinstilisiert, daß beides, Tuch und Stein, zu vollwertiger stofflicher Geltung gelangen. Die heilige Veronika, in schlichter Nürnberger Tracht, hält das Tuch so, daß Christus das Wunder darauf schauen kann. Er aber richtet den Blick vorwärts, dem Calvarienberge zu, denn hinter ihm drücken und drängen die Kriegsknechte, und vor ihm sind andere bemüht, die lästigen mitleidigen Frauen beiseite zu schieben. Dann, auf der nächsten Station, sinkt der große Dulder schon fast kraftlos in die Knie, während seine Volksgenossen, die Knechte der Hohenpriester, ihn schlagen und die Kriegsknechte ihn zu immer größerer Eile antreiben. Aber sie haben zu sehr geeilt, denn ihr Opfer bricht unter seiner Last zusammen. Die Peiniger zerren an seinem Haar und an dem Strick, der sein Gewand umschließt. In großen feierlichen Zügen fällt dies Gewand noch heute, so arg das Original auch zerstört ist. Die Kopie dieser sechsten Station, vom Bildhauer Leistner 1889 angefertigt, hat nicht diesen Zug ins Große, trotzdem die Falten „schöner" geordnet sind; auch fällt es auf, wie viel höher z. B. der Blick der beiden Eckfiguren links (vom Beschauer) gerichtet ist als auf dem Original. Sie „himmeln" weit mehr, als es der Geist Adam Kraffts jemals zugelassen hätte. Seine Abneigung gegen jeden Anflug von Manieriertheit und Ziererei ist so groß, daß er kaum einen Judas mit derartigen Eigenschaften ausstatten würde.

Es ist ja keinem Künstler von heute möglich, ganz und gar in die Seele des Mannes hineinzuschlüpfen, der vierhundert Jahre früher lebte als er. Je mehr er Künstler



Adam Krafft: Das Rebecksche Grabmal in der Liebfrauenkirche zu Nürnberg.

ist, desto weniger wird es ihm gelingen. Das Werkzeug ist ein anderes, die Lebensverhältnisse sind andere, und der Geist der Zeit ist grundverschieden. Wir können es nicht ungeschehen machen, daß das formale Schönheitsideal der Italiener jahrhundertelang bei uns höher geschätzt wurde als das charakteristische Ideal, das aus der ursprünglich deutschen Kunstbegabung herauswächst. Unsere Vergangenheit, auch die Liebe zum fremden Formalen lebt mit uns. Thöricht wäre es, sie ungeschehen machen zu wollen. Nur eins wird man zu beklagen nicht aufhören: daß uns über der Liebe zum Ausländischen das größte dramatische Werk deutscher Bildhauerkunst verloren gegangen ist. Denn nimmer, wenn wir nicht das Fremde geliebt hätten, wäre es möglich gewesen, daß man Kraffts Stationen in Häuser einmauerte, sie je nach Gelegenheit und Bedarf mit Ölfarbenanstrich überzog und wohl auch bisweilen Mutwillen und rohe Zerstörungslust ihr Unwesen damit treiben ließ. So werden diese eigenen urdeutschen Gestalten, deren jede ein Stück deutschen Volks- und Seelenlebens verkörperte, nur fortleben in den Herzen und in der Einbildungskraft jener wenigen, die in der hastigen Gegenwart Muße finden, die Trümmer dieser eigenartigen Schöpfungen lange genug zu betrachten. Da sind keine sonderlich geistreichen Menschen zu finden, keine, deren Nerven überreizt wären, weil Verstand und Gemüt auf ihrem Entwickelungsgange getrennte Pfade eingeschlagen haben. Schlecht und recht stehen sie da — die Pharisäer und Hohenpriester angethan mit etwas selbstgerechter Spießbürgerlichkeit, mit einem so unerschütterlichen Glauben an die Unfehlbarkeit menschlicher Urteilskraft, daß die Vorstellung von der Möglichkeit eines Justizmordes gar keinen Platz in ihrem Hirn findet. Gleichgültig schauen sie auf den Verbrecher, der zum Richtplatz geschleppt wird. An den Fingerspitzen verstehen sie es haarklein herzuzählen, warum es mit diesem Menschen da ein böses Ende nehmen muß. Und neben ihnen diese Peiniger! Menschen von überwältigender Tiefe menschlicher Leidenschaftlichkeit, Menschen, die durch Härte hart gemacht sind und denen vermöge dieser Härte ein gewisses Maß von äußerer Zucht erhalten blieb. Und eben von dem starren Hintergrunde dieser mechanischen Disciplin, die sich mit zähem Lebenswillen paart, hebt sich pathetisch die erschreckende Macht der Finsternis ab, die im Grunde des Menschengemütes Wurzel faßt, sobald man die Roheit zum Handwerk macht. Sie tragen alle den Stempel verblüffender Lebenswahrheit. Manch einer von ihnen mag in den Straßen der freien Reichsstadt Nürnberg eine wohlbekannte Erscheinung gewesen sein und den reisigen Haufen Kunzens von Kauffungen, Götzens von Berlichingen oder eines ihrer guten Freunde angehört haben. Rohe Gesellen, nicht eigentlich verdorbene Menschen — so stehen sie da auf den Tafeln der sieben Stationen — jeder von ihnen belebt von einem ganz eigenen Stadium besonderer Leidenschaftlichkeit oder leidenschaftsloser Ruhe. Nirgend eine Wiederholung trotz der großen Anzahl von Gestalten, die doch immer nur Variationen desselben Motivs sein konnten. Dann, neben den Kriegsknechten und Pharisäern, die Leidtragenden, die Jünger und Jüngerinnen, die bald von fern dem Zuge nachschauen, bald wieder sich hineindrängen und von den geschäftigen Henkern zurückgetrieben werden! In ihrer schlichten Gottesfurcht, in der Ungesuchtheit ihres Mitleids und in dem gehaltenen Ausdruck ihres tiefen Schmerzes bieten sie so eigenartige, so durch und durch selbsterlebte Stimmungsnuancen, wie man sie in gleicher Wahrhaftigkeit nur bei den Größten unter den Großen in der Kunst zu finden gewöhnt ist. Schwer hangen ihre Gewänder über den Körpern und behindern das Lichte, das Durchsichtige in dem seelischen Ausdruck der körperlichen Bewegung. Dadurch erhält der künstlerische Vortrag eben jenes Ungewollte, Rätselhafte, das die Verwandtschaft mit dem Vogelsang im Walde Soltane herstellt.

* * *

Adam Krafft hat noch mehrfach das Motiv von der Kreuztragung behandelt. Die Kreuzigung, die zu den Stationen gehörte, der von Neudörffer erwähnte Calvarienberg auf dem Johanniskirchhof, ist bis zur Unkenntlichkeit entstellt. Dagegen ist die Kreuztragung in der Sebalderkirche leidlich gut er-



Adam Krafft: Pergerstörffersches Grabmal in der Liebfrauenkirche zu Nürnberg.

halten. Es läßt sich aber schwer angeben, wieviel hier „nachhelfende" Hände geschadet haben. Möglicherweise stammt sie aus dem Jahre 1506, denn es wird in der Harsdörfferschen Chronik eine „Ausführung Christi" erwähnt, die in diesem Jahre angefertigt wurde. Der sogenannte Harsdörffersche „Ölberg" dagegen stammt aus dem Jahre 1499; er verrät einen Zug zur Ruhe und zur freiwilligen Ergebung, der ihn von dem Ölberg am Lorenzer Sakramentshäuschen unterscheidet und der auch an der Kalchreuther Arbeit hervortritt. An dem Lorenzer Ölberg ist der Gedanke an das Ringen mit Gott, an den unergründlichen Seelenkampf von Gethsemane stärker betont. Es mußte wohl sein, daß das übermenschliche Wollen in der Seele des Künstlers sich im Laufe der Jahre austobte, und seiner eigenen geklärteren Seelenstimmung entsprach die spätere Auffassung, die doch auf den Beschauer nicht im gleichen Grade ergreifend wirkt

wie die frühere. In dem Grade, wie sich der einzelne aussöhnt mit der Gebundenheit alles Lebens, wie seine Erfahrung reift, wie er mit geschwindem Pfeil und Bolzen die fliegenden Vögel erhascht, um doch nur zu entdecken, daß sie sterben, wenn er Gewalt über sie erlangt — in demselben Grade wird sich stets seine Art, sich zu geben, dem Allgemeinen mehr anpassen. Bei den bloßen Talenten, denen das unerbittliche künstlerische Gewissen fehlt, wird diese unvermeidliche Anpassung an das Allgemeine zur konventionellen Schablone. Bei den reichen Geistern aber, die sich nicht zu wiederholen vermögen, die sich selbst den Ausdruck auch für das, was sie zum zweitenmal sagen, wieder neu erobern, entsteht keine Schablone. Sie geben immer wieder neue Seiten des Problems, holen immer andere Vögel aus dem verworrenen Geäst der Weltenesche herunter, aber die Kinderthränen des Knaben Parzival vergießen sie nicht mehr. So ungefähr verhalten sich auch Adam Kraffts spätere „Ölberge“ zu demjenigen am Lorenzer Sakramentshäuschen.



Adam Krafft: Relief der Ratswage in Nürnberg.

Auffallend erscheint es, besonders wenn man italienische Meister zum Vergleich heranzieht, wie sehr bei unserem deutschen Meister die Christusdarstellungen gegen die Marienbilder überwiegen. Man wird diesem Umstande Bedeutung beimessen müssen, wenn man die Eigenart der deutschen Renaissance zu erfassen sucht. Die Erscheinung, daß sich das religiöse Vorstellungsleben des deutschen Volkes um die Gestalt des Erlösers gruppiert, ist kein bloßer Zufall. Auf die Entwicklung der deutschen Kunst ist sie von entscheidendem Einfluß gewesen. Die germanische Volksseele erfaßte hauptsächlich die Thatsachen des Erlösungswerkes; die romanische klammerte sich an die Vorstellung von der Herrlichkeit der Kirche, die im Marienkult symbolisiert wird. Adam Kraffts Christusgestalten bildeten für den gemeinen Mann von Nürnberg eine Verdeutschung des Neuen Testamentes. Sie waren die Bibel des Volkes vor der Reformation. Man las in den Krafftschen Stationen, in seinen „Ölbergen“ und „Grablegungen“, von denen eine schön komponierte, von Gesellenhand ausgearbeitete in der Holzschuherkapelle auf dem Johannisfriedhofe noch Erwähnung verdient. Aber auch die Madonnen desselben Meisters vermochten dem gemeinen Mann allerlei Gutes und Wissenswertes zu sagen. Sie waren nicht sonderlich überirdisch, diese „lieben Frauen“ vom Landauer-, vom Rebeckschen und vom Pergerstörfferschen Grabmal. Alle drei werden sie gekrönt. Jedesmal sind die Engel, welche die Krone halten, anders komponiert, jedesmal ungemein frei in der Hal-

tung und der Erdenschwere enthoben. Einmal fliegen sie, das andere Mal schweben sie, und auf dem dritten, dem Rebeckschen, haben sie sich herabgesenkt — genau jener Wechsel in der Bewegung, der im Drängen, im Eilen, im Stehen u. s. w. auf den Stationen hervortritt. Dazu ist Maria einmal die gebenedeite Mutter des Heilandes, einmal die demütige Jungfrau — des Herrn Magd — von der Verkündigung und dann wieder die Schmerzensmutter, deren Seele das Schwert durchdrungen hat. Etwas von allen dreien liegt in der Madonna vom gläsernen Himmel, gepaart mit einem wunderbaren Liebreiz und ein wenig von der natürlichen Sprödigkeit des deutschen Bürgermädchens, dem jeder Anflug von Prüderie fern bleibt. Ungemein reich ist das Maßwerk am Pergerstörfferschen Denkmal; es fällt auch hier wieder das Hindrängen zur Renaissance im Ornamentalen auf. Die Anordnung der Figuren mit den winzigen anbetenden Heiligen und Stiftern, der großen Madonna und dem verhältnismäßig viel größeren Christkinde bewegt sich noch ganz im Geiste der älteren Zeit. Aber wie meisterhaft sind die daraus erwachsenden Schwierigkeiten überwunden! Ganz aus dem Geiste der Renaissance erwachsen ist die kühne Art, wie die Engel die Inschrift und das Wappen unter dem Rebeckschen Grabmal halten. Diese Engel und diejenigen des Landauer-Grabmals in der Tetzelkapelle sind würdige Zeitgenossen jener Engel, die wir auf Dürers Holzschnitt dem heiligen Joseph das Holz herbeitragen sehen. Bis zum eigentlich Humoristischen steigert sich die Wirkung in Kraffts religiösen Darstellungen niemals; ein Christuskind, das den gabenspendenden heiligen Dreikönigen den Bart rauft, wäre für Meister Adam eine Unmöglichkeit gewesen. Doch ist eine solche Probe von übergesundem Realismus von seinen Zeit- und Zunftgenossen gegeben worden. Krafft war eine zu feinfühlige und tiefinnerliche Natur, um so derb auftreten zu können, wo es sich um Dinge handelte, die ihm heilig waren. Alles ist bei ihm auf einen leisen Mollaccord gestimmt, wenn er von den Dingen redet, die ihm am Herzen liegen. Am freiesten und heitersten wird er in der Rebeckschen und in der Landauerschen Marienkrönung. In der Pergerstörfferschen kontrastiert die jubelnde Bewegung der Engel wunderbar mit der schmerzbewegten Mutter Gottes. Ihre Hand, diese große Hand, die sich so viel ausdrucksvoller bewegt als so manches zierliche Schmetterlingshändchen, faßt in krankhafter Angst das Kind, das sie auf dem Arme hält. Nimmer möchte sie es lassen und weiß doch, daß es von ihr gehen wird, um den Kelch des Leidens zu trinken. Ein ähnliches Betonen der Kontrastwirkungen läßt sich durch die Reihenfolge der Stationen hindurch beobachten. Motive und Melodien verklingen und tauchen wieder auf, jedesmal neu belebt durch den wechselnden Rhythmus. Schmerzlich getragene Töne überall, aber niemals feiges Verzagen und unmännliches Verzweifeln. Die Anfänge zu Bachs Passionsmusik liegen darin. Aber auch von dem heiteren Johann Sebastian, wie man ihn aus den Sarabanden, den Gigues und Gavotten kennt, ist schon in Adam Krafft etwas zu finden. Da ist das Relief über der Nürnberger Stadtwage. Urdrollig wirkt der Kaufmann, der schweren Herzens in seinen Beutel greift. Nicht minder belustigend nimmt sich der Diener aus, der halbwegs zum Schabernack noch ein weiteres schweres Gewicht auf die Wage zu setzen versucht. Zwischen ihnen steht der Wagemeister mit zurückgelehnten Schenkeln und Nacken und schaut erwartungsvoll auf. Sehr heiter sind auch Josua und Kaleb mit ihrer Riesentraube dargestellt; ebenso der heilige Georg in der Theresiengasse, dessen Pferd in der vorgestreckten Bewegung ganz meisterhaft dem Leben abgelauscht ist. Die Zeichnung der Vorderfüße wird als zu kurz getadelt, und der Körper erscheint überschlank, um so charakteristischer aber ist die Haltung des Ritters, der mit aller Macht auf den feindseligen Drachen losschlägt.

(Schluß folgt.)



Internationale Arbeit auf klassischem Boden.

Von

Wilhelm Wunderer.

Was ihr zu finden gelang, das besaß schon die ahnende Seele,
Aber dennoch erstaunt sieht sie am Ziele sich stehn.

Martin Greif.

Während die Naturwissenschaften mit ihren wunderbaren Erfolgen alle Welt in Atem halten, während alle Welt jede neue Entdeckung auf diesem Gebiete begrüßt und von der Zukunft alles hofft, weil die praktische Bedeutung hier auch dem Laien klar ist, währenddem haben auch andere Wissenschaften nicht gefeiert, aber fernabliegend von dem Leben der Gegenwart ziehen sie nur selten die Blicke auf sich. Unter ihnen steht die klassische Archäologie in erster Linie. Was da in den letzten Jahrzehnten gearbeitet und entdeckt wurde, wie insbesondere die archäologische Realforschung, die Wissenschaft des Spatens, in der Stille einen Erfolg nach dem anderen erzielt hat, das ist für den Fachmann selbst nicht minder wunderbar und für die Zukunft verheißungsvoll als jene naturwissenschaftlichen Entdeckungen; einen freundlichen Blick aber verdient es auch sonst überall, wo man das antikklassische Element noch zu den wichtigsten Faktoren der eigenen Bildung sowohl als der Weltkultur überhaupt rechnet. Von besonderem Interesse aber ist es zu beobachten, wie trotz aller materiellen Tendenzen unserer Tage doch auch hier auf dem Gebiete idealer Arbeit ein friedlicher Wettkampf der gebildeten Völker vor unseren Augen sich abspielt, und zugleich ist es für uns Deutsche erhebend, zu sehen, wie Fleiß, Gründlichkeit und Idealismus auch in diesem Wettkampf unserem Volke die Palme reichen.

Es ist ein deutscher Name, der an der Spitze der ganzen neueren Archäologie steht; in demselben Jahre, in dem die Waffen den Grund legten für Deutschlands politische Größe, im April 1870, geschah durch Schliemann der erste Spatenstich in Troja, es folgten neben kleineren Expeditionen 1876 die Ausgrabungen in Mykenä, 1884 in Tiryns und in seinem Todesjahr 1890 wiederum in Troja. Es ist wahrhaft rührend zu lesen, wie dieser arme mecklenburgische Pfarrerssohn im Kampfe mit dem Schicksal sich Stellung, reiches Vermögen und eine eiserne Gesundheit gewinnt und dann all dieses daransetzt, die Ideale seiner Jugend zu verwirklichen und seiner warmen Begeisterung für Homer zu genügen. Und thatsächlich ist ihm gelungen, was alle Bücherstudien bis dahin nicht vermocht hatten: die sagenhafte Zeit des trojanischen Krieges der Wissenschaft zu erschließen und eine neue Periode der Weltgeschichte zu entdecken. Seine reichen Sammlungen, die er der türkischen Regierung abgetrotzt, hat er in Berlin im Ethnographischen Museum „dem deutschen Volke" zugeeignet, und die Berliner zeigten sich dankbar. Neben einem Bismarck und Moltke wurde ihm als dem dritten das Ehrenbürgerrecht der Hauptstadt verliehen.

Schliemann war weder geschulter Architekt

noch gelehrter Archäolog; seine Methode zu graben und mehr noch seine Ausgrabungsberichte sind daher manchem Tadel begegnet. Aber trotzdem hat er Schule gemacht wie kein anderer. Während man bis dahin nur selten, nur vereinzelt und ohne Ausdauer da und dort einmal den Spaten angesetzt hatte, entzündeten seine Erfolge und sein Beispiel einen Wetteifer der Nationen sondergleichen. Deutschland und Österreich haben sich zuerst an neue große Aufgaben gewagt. Die Ausgrabung von Olympia wurde die erste Kulturthat des wiedergeeinigten Deutschen Reiches. Ernst Curtius wußte für diese seine Lieblingsidee den Kronprinzen, seinen einstigen Schüler, zu begeistern, der deutsche Reichstag genehmigte die Mittel, so daß am 25. April 1874 mit der griechischen Regierung der Vertrag abgeschlossen werden konnte, nach dem die Funde selbst zwar Griechenland verbleiben sollten, die wissenschaftliche Verwertung aber Deutschland vorbehalten wurde. Nun erwachte in dem stillen sonnigen Thal des Alpheios eine rege Thätigkeit, 1875 bis 1881 wurde in stets mit frischen Kräften erneuter Campagna gegraben, Gerstenfelder und Weingärten, Oleander-, Lorbeer- und Feigengebüsch mußten weichen, damit die alte heilige Feststätte der Hellenen wiedererstehen konnte. Die bedeutenden Einzelfunde, die Tempelskulpturen, die Nike des Päonios, der Hermes des Praxiteles vor allem und daneben das Gesamtergebnis, die Rekonstruktion des ganzen Bildes aus den Trümmern, haben weit über die Kreise der Fachgenossen hinaus lebhaftes Interesse geweckt; welchen Gewinn aber die Wissenschaft hier gezogen für die Kenntnis griechischer Architektur und Skulptur, Altertumskunde und Geschichte, das läßt sich erst jetzt übersehen, wo die Ergebnisse der Ausgrabungen in fünf Textbänden, vier Tafelbänden und einem Kartenheft wissenschaftlich bearbeitet vor uns liegen, ein einzigartiges Denkmal deutschen Fleißes und deutscher Gelehrsamkeit. Leider war es dem Nestor der Olympiaforschung, Ernst Curtius, nicht mehr gegönnt, die Einleitung zu dem vollendeten Werke zu schreiben.

Noch waren die Arbeiten in Olympia in vollem Gange, da ließ sich die preußische Regierung für ein zweites großes Unternehmen gewinnen. Ein preußischer Ingenieur, Karl Humann, der in türkischen Diensten Straßenbauten in Kleinasien auszuführen hatte, erkannte mit ahnungsvollem Scharfblick in dem nördlich von dem Städtchen Bergama gelegenen Burgberg ein verheißungsvolles Objekt für die Arbeit des Spatens. Damals mit mittelalterlichen Mauerruinen und mit wüstem Dornengestrüpp bedeckt, mußte er die Überreste des alten Pergamon, der Königsburg der Attaliden, in sich bergen. Humann gewann den damaligen Museumsdirektor und jetzigen Generalsekretär des kaiserlichen archäologischen Instituts, A. Conze, für seinen Plan; wiederum war es der Kronprinz, der, von seinem Vater zum Protektor der königlichen Museen ernannt, lebhafte Sympathien zeigte. So wurden diesmal aus preußischen Fonds die nötigen Mittel zur Verfügung gestellt, und nachdem ein türkischer Ferman in aller Stille erwirkt worden war, der dem preußischen Staate zuerst einen Teil, dann die Gesamtheit der Funde zusicherte, begann im September 1878 die erste Campagna. Bis zum Jahre 1886 dauerten die Arbeiten, deren Erfolg auch die kühnsten Hoffnungen übertraf. Aus den Trümmern stieg ein Bild einstiger Herrlichkeit und Größe empor, so deutlich und klar, wie es in den glanzvollen Rekonstruktionen von Thiersch und Bohn und vollends im Berliner Panorama wieder Leben gewonnen hat. Das schönste Geschenk des Bodens aber war der plastische Schmuck des Zeusaltars, der imposante Gigantenfries, der in wunderbarer Erhaltung aufgefunden wurde. Damit war wiederum eine ganze Periode der Kunstgeschichte, die hellenistische Zeit, in ein neues helleres Licht gerückt, man fing an, von einem antiken Barockstil zu reden. Humanns eigene Berichte erzählen in interessanter Weise von den Schwierigkeiten der Arbeit, aber auch von der hellen Freude des glücklichen Entdeckers. Schließlich haben deutsche Kriegsschiffe den Friedensdienst gethan und die Schätze in vierhundertzweiundsechzig Kisten wohl verpackt nach Deutschland gebracht, wo sie in Berlin vorläufig im sogenannten Alten Museum aufgestellt wurden.

Sind dies die drei Großthaten der deutschen Archäologie, so sind damit die deutschen

Erfolge lange nicht abgeschlossen. Seit dem Jahre 1874 besitzt das Deutsche Reich eine Centralanstalt für alle diesbezüglichen Bestrebungen, das kaiserlich deutsche archäologische Institut mit einem Generalsekretariat in Berlin und Zweigniederlassungen in Rom und Athen. Von hier aus erhält die gelehrte Welt Mitteilungen über alle Funde und Ausgrabungen, hier werden im Winter Vorlesungen gehalten, im Sommer wissenschaftliche Exkursionen veranstaltet, an denen sich junge Gelehrte aller Nationen beteiligen; auch die großen Sammelwerke, die ganze Monumentenklassen zu umschließen suchen, werden von hier aus geleitet. Ganz besonders rührige Thätigkeit entfaltet das Sekretariat in Athen unter der Leitung Dörpfelds, wie denn überhaupt seit den großen Ausgrabungen der Neuzeit Griechenland im Vordergrund steht. Neben vielen kleineren Arbeiten, besonders zur Ergänzung der Schliemannschen Grabungen, außerdem in Thera, Lesbos, Magnesia und zuletzt in Priene, ist es die Wiederaufdeckung des alten Stadtbildes von Athen, die langsam und sicher fortschreitet. In den Jahren 1882 bis 1889 wurde unter Mitwirkung des Instituts der Boden der Akropolis bis auf den Felsboden untersucht und im Perserschutt reiche Ausbeute für die archaische Kunst erzielt, durch welche die Frage der Polychromie endgültig gelöst wurde. Seit dem Jahre 1892 gräbt das Institut selbst im Süden und Westen der Akropolis; die nötigen Mittel sind durch Privatsammlungen aufgebracht worden. Hier ist auch noch auf das prächtige Kartenwerk von Attika hinzuweisen, zu dessen Vollendung der deutsche Generalstab mit den verschiedensten Gelehrten unter der Leitung von Ernst Curtius zusammengewirkt hat. Es gewährt einen hohen Genuß, mit Hilfe dieser Blätter im Maßstab 1:25000 sich in attische Topographie zu vertiefen; zugleich aber ist damit eine gute Grundlage für weitere archäologische Durchforschung des Landes geschaffen.

An größere Unternehmungen auf klassischem Boden seitens des Reiches ist allerdings vorläufig nicht zu denken, nicht nur weil die wissenschaftliche Ausbeute der bisherigen Funde und Ergebnisse noch lange Zeit alle Kräfte in Anspruch nehmen wird, sondern auch weil das Reich in der Limesforschung sich gegenwärtig eine andere nicht minder wichtige Aufgabe gestellt hat, nämlich im eigenen Lande die Spuren des Altertums zu verfolgen. Den gewonnenen Vorrang auf klassischem Boden werden wir deshalb so schnell nicht verlieren.

In engster freundschaftlicher Fühlung mit Deutschland steht Österreich, um so mehr, als dort die Hauptvertreter der Archäologie meist deutscher Nation sind. So hatte denn Österreich bisher weder in Athen noch in Rom eigene Institute, sondern die österreichischen Archäologen waren vertragsmäßig Gäste bei den deutschen. Das ist nun anders geworden, und seit diesem Jahre ist nach deutschem Muster ein k. k. österreichisches archäologisches Institut errichtet worden. Doch waren auch ohne einen solchen einheitlichen Mittelpunkt schon die bisherigen Forschungen von bedeutendem Erfolg begleitet. Die ersten größeren Expeditionen, die das österreichische Unterrichtsministerium ausrüstete, waren nach Samothrake bestimmt. Conze, damals noch Professor in Wien, hatte auf diese Insel hingewiesen. Hier waren wichtige Aufschlüsse zu erwarten über den noch vielfach in Dunkel gehüllten Mysterienkult der Griechen, denn die samothrakischen Mysterien kamen an Bedeutung fast den eleusinischen gleich. In den Sommern 1873 und 1875 fanden die Ausgrabungen statt, beidemal stand der Expedition eine Korvette zur Verfügung, sonst aber waren die Mittel recht bescheiden. Auch hatte Schliemann eines seiner Zelte zur Verfügung gestellt, das gute Dienste leistete, da die wild-schöne romantische Insel nur von einer ganz ärmlichen Bevölkerung bewohnt ist und jede Unterkunft fehlte. Die Funde und Ergebnisse waren nicht glänzend, aber um so interessanter. Der Dienst der Mysteriengottheiten, der Kabiren, erwies sich als ein chthonischer, d. h. er war verbunden mit Opfern für die Unterweltgottheiten, und das Kabirenheiligtum zeigte einen ganz merkwürdigen Tempeltypus, der fast an die christliche Basilika mit ihrer Apsis erinnert, so daß hier zum erstenmal in vorrömischer hellenistischer Zeit eine ähnliche Anlage begegnet, herausgewachsen aus dem Bedürfnis des Mysterienkultus.

Wurden diese Expeditionen noch von Conze

geleitet, so steht seit dem Jahre 1877, wo Conze nach Berlin übersiedelte, sein Nachfolger O. Benndorf an der Spitze der österreichischen Forschung. Durch diesen bekam sie die vorherrschende Richtung auf Kleinasien, wo sie mit der deutschen Forschung in regem Wetteifer zusammen arbeitet, beide unterstützt durch den Direktor der anatolischen Bahn, von Kühlmann. Die k. k. Akademie in Wien hat sogar eine eigene kleinasiatische Kommission gebildet, die bisher die Reisen veranstaltete und zwar mehr nach dem Südwesten, während die wichtigsten deutschen Ausgrabungsgebiete im Nordwesten liegen. Nur auf zwei wichtige Punkte sei hier hingewiesen. 1880/81 leitete Benndorf eine Expedition nach Lykien und Karien, welche das sogenannte Heroon von Gjölbaschi eingehend untersuchte und Reliefs nach Wien brachte. Es ist eine großartige Grabanlage, ein Seitenstück zu dem in der Kunstgeschichte längst bekannten Nereidenmonument. Der plastische Schmuck, der friesartig die Umfassungsmauer innen und außen bekränzt, bietet ein äußerst interessantes Beispiel dafür, wie die attisch-hellenische Kunst vor der hellenistischen Zeit weit über die Grenzen Griechenlands hinauswirkte, so daß hier im fernen Osten heimische Künstler nach attischen Vorbildern, wie Benndorf annimmt, nach den Gemälden des großen Polygnot, gearbeitet haben. Es war höchste Zeit, diese Reliefs für die Kunstgeschichte zu retten, Verwitterung und Zerstörung waren schon sehr weit fortgeschritten. In den letzten Jahren hat Benndorf in Ephesus gegraben. Das Gebiet des berühmten Artemistempels freilich betrachten die Engländer als ihre Domäne, es ist vom Britischen Museum angekauft; trotzdem waren die Ausgrabungen von Wichtigkeit. Nicht nur konnte das Gebiet der alten Stadt, die jetzt völlig ver-



Heinrich Schliemann.

schlammt zwei Stunden vom Meere entfernt liegt, topographisch näher festgelegt werden, sondern es wurde auch eine aus hellenistischer Zeit stammende große Neuanlage der Stadt in einiger Entfernung von der alten aufgedeckt oder aufzudecken begonnen. Die wildverwachsenen Ruinen versprechen für die Zukunft noch reiche Ausbeute.

Neben all diesen Expeditionen blüht auch in Österreich die Lokalforschung. Die Süddonauprovinzen gehörten ja einst zum Imperium Romanum, und da und dort finden sich noch deutliche Spuren. Wiederholte Ausgrabungen der letzten Zeit haben vor allem in Carnuntum in Niederösterreich das Bild einer römischen Provinzialstadt der Kaiserzeit aufgedeckt, wie sie aus dem Standlager einer Legion herausgewachsen ist, mit Tempel- und Palastanlagen, mit Wasserleitung und Straßen, mit Triumphbogen und Grabmälern. Die Nähe von Wien hat gerade diese Ausgrabungen für die Altertumsforschung sehr nutzbringend gemacht. Begreiflicherweise sind auch die benachbarten Balkanstaaten wissenschaftlich von Österreich abhängig. So hat sich Benndorf große Verdienste erworben um das Monument von Adamklissi in der Dobrudscha,* dessen nähere Kenntnis wir erst seinen Arbeiten verdanken. Es ist ein mit Reliefs geschmücktes Siegestropäum, über dessen genaue Entstehungszeit allerdings noch gestritten wird; ist die Ansicht Furtwänglers die richtige, so hätten wir hier die erste bildliche Darstellung von Germanen zu erblicken, Bastarner, die im Jahre 28 v. Chr. von den Römern besiegt wurden, so daß also dieses Monument für uns ganz besondere Bedeutung hätte. Nicht weit davon läßt gegenwärtig die rumänische Regierung an der Stelle des alten Tomi Ausgrabungen veranstalten, und so werden wir auch diese durch Ovids Verbannung zu trauriger Berühmtheit gelangte Stadt wohl näher kennen lernen.

Ähnlich wie in Österreich stand früher auch in Rußland ein deutscher Gelehrter an der Spitze der archäologischen Forschung; der Name Stephani und seine comptes rendus hatten einen guten Klang. Doch hat Stephani sich hauptsächlich auf Südrußland beschränkt, wo die Erforschung der Küsten des Schwarzen Meeres und der Halbinsel Krim lohnende Aufgaben bot. Es waren vor allem reiche Gräberfunde bei Kertsch, dem alten Pantikapaion, die mannigfache Aufschlüsse gaben über hellenische Kolonisationsthätigkeit im Barbarenlande. Seit dem Tode Stephanis 1887 haben seine russischen Schüler sich mehr an die französische Schule angeschlossen. Freilich ist auch in letzter Zeit das Vertrauen zu den südrussischen Goldfunden bedeutend erschüttert worden. Im Jahre 1896 hat die Verwaltung des Louvre für einen ungeheuren Preis einen angeblichen Goldfund aus Olbia erworben, dessen Hauptstück die mit Inschrift versehene sogenannte Tiara des Saitaphernes war. Diese hat sich nun als eine sehr geschickt gefertigte Fälschung erwiesen, und bei dieser Gelegenheit hat man mehr gehört von dem Treiben der südrussischen Antiquare, die Fälschungen aller Art auf den Markt bringen. Begreiflicherweise war man in Paris von diesen Entdeckungen nicht sehr erbaut, politische Gründe mögen auch hereingespielt haben, und so haben sich die französischen Gelehrten mehr als billig für die Echtheit dieses russischen Fundes erhitzt. Der Wetteifer der übrigen Nationen auf klassischem Boden scheint jetzt übrigens auch die Russen ergriffen zu haben. 1896 haben sie umfangreiche Ausgrabungen im Chersones veranstaltet, und im vorigen Jahre wurde durch einen kaiserlichen Ukas ein archäologisch-orientalisches Institut mit dem Sitze in Konstantinopel geschaffen, indem auch hier die Politik mitspielt und die Wissenschaft helfen muß, Rußlands Einfluß zu sichern.

Ferner soll Schweden nicht vergessen werden. Die schwedischen Archäologen stehen in enger Fühlung mit dem deutschen Institut; ihre bedeutendste Leistung ist die Ausgrabung des Poseidontempels in Kalaureia im Sommer 1894. Dort hat ja bekanntlich Demosthenes durch Gift sich den macedonischen Häschern entzogen, und deshalb hat dieser Tempel, in dessen Frieden der letzte freie Hellene sich vergebens flüchtete, mehr als gewöhnliches Interesse.

Ich wende mich nun zu den großen Kulturmächten des Westens. Während Deutschland und diejenigen Staaten, welche wissen-

* Siehe „Monatshefte", Bd. LXXXII, S. 632.

schaftlich von ihm abhängig sind, erst spät an der archäologischen Bodendurchforschung sich beteiligt haben, ist diese Forschung in Frankreich und England schon altbegründet. Kein Zweifel, daß sie vor der Zeit Schliemanns uns Deutschen weit überlegen waren. Die Orientpolitik hat auch hier der Forschung zuerst die Wege gewiesen; zu einer Zeit, da weder Türken noch Griechen die Schätze ihres Landes achteten, haben sich die Museen des Louvre und besonders das Britische Museum mit den herrlichsten Denkmälern des klassischen Bodens leicht gefüllt. So bestand auch schon lange vor der Gründung des deutschen Instituts eine École française in Rom und in Athen. Im vorigen Jahre sollte diese französische Schule in Athen ihr fünfzigjähriges Jubiläum feiern; ein internationaler Archäologenkongreß sollte damit verbunden werden. Wegen des Krieges wurde die Sache verschoben und konnte auch heuer nur in bescheidener Weise durchgeführt werden. Trotz alledem sind es doch erst die deutschen Erfolge und der große Aufschwung der deutschen Archäologie gewesen, wodurch auch Frankreich und England zu großen wissenschaftlichen Unternehmungen fortgerissen wurden.

Es war zuerst 1877 das alte heilige Felseneiland von Delos, das unter der Führung Homolles, des bedeutendsten französischen Archäologen der Gegenwart, eine wissenschaftliche Durchforschung erfuhr. Heute in trostloser Öde liegend, war es doch einst, vielbesucht und vielbesungen, ein wichtiger Mittelpunkt des Apollokultus für die griechischen Stämme gewesen, und daher konnte man hier ähnlich wie in Olympia auf große Entdeckungen rechnen. Leider sollte das Glück den Franzosen weniger günstig sein. Die architektonische Ausbeute war sehr dürftig, auch von all den Schätzen, welche die Pietät der Wallfahrer hier im Laufe der Jahrhunderte gestiftet hat, wurde keine Spur mehr gefunden, nur wie zum Spott hatte die schützende Erde ein Verzeichnis dieser Schätze aufbewahrt. Die wichtigsten Funde waren nämlich eine Reihe von Tempelurkunden auf großen Marmortafeln, Inventarverzeichnisse enthaltend, wie sie bei der Amtsübergabe der Tempelbeamten aufgestellt wurden. Wenigstens haben wir so einen Begriff erhalten von dem geradezu fabelhaften Reichtum an Kostbarkeiten, an Gold- und Silbergefäßen, die hier einst wohl gehütet und sorgfältig kontrolliert aufgehäuft waren. Die folgenden kleineren Ausgrabungen auf der Insel Santorin und die Durchforschung des alten Böotiens, die sich die Franzosen besonders angelegen sein lassen, seien hier nur nebenbei erwähnt. Dagegen hat sich nun die École d'Athènes eine neue große Aufgabe gestellt, deren Durchführung von der gesamten Archäologie mit der größten Aufmerksamkeit verfolgt wird: die Wiederaufdeckung der alten Orakelstätte von Delphi. Unter denselben Bedingungen, wie sie für Olympia Deutschland gestellt worden waren, wurde die Erlaubnis zu den Arbeiten von der griechischen Regierung erlangt. Seit 1891 wird nun emsig gegraben, nicht ohne mancherlei Schwierigkeiten wegen der Grunderwerbung, da über den Ruinen ein Dorf liegt, das moderne Kastri. Ein Hermes des Praxiteles wurde noch nicht gefunden, aber doch scheinen die Ergebnisse sehr bedeutend zu sein. Die Topographie wurde in ihren wichtigsten Punkten festgestellt, die Lage des Tempels, der heiligen Straße, einzelner Schatzhäuser und des Theaters; neben vielen Inschriften wurden wichtige Skulpturenfunde gemacht, darunter eine vorzügliche Kupferstatue des Hiero von Syrakus, die man dem Künstler Onatas zuschreiben zu dürfen glaubt. Freilich läßt die Veröffentlichung der Ergebnisse noch viel zu wünschen übrig; Pläne und Abbildungen giebt es fast noch gar nicht. Es ist, als wollten die Franzosen, eifersüchtig auf ihren Entdeckerruhm, möglichst lange alles für sich behalten. Erst in Zukunft also wird man den vollen Wert ihrer Arbeit beurteilen und schätzen können.

Nun haben die Franzosen noch ein großes schönes Arbeitsfeld, um das man sie fast beneiden möchte, das sind ihre afrikanischen Besitzungen, der Boden des römischen Afrika. Hier schlummern noch reiche Schätze in der Erde, unberührt von den barbarischen Völkern, die den Ruinen kein Verständnis entgegenbrachten, gedeckt und geschützt auch vom Sand und von der Einsamkeit der Wüste. Algier ist ja schon längst in französischem Besitz, Tunis seit dem Jahre 1881. Aber erst seit den letzten zehn Jahren wird hier

fleißig geforscht, und besonders die französischen Offiziere und Militärärzte zeigen das erfreulichste Interesse. Timgad in Algerien ist ein afrikanisches Pompeji geworden, Dugga in Tunis zeigt „inmitten des unglaublichen Elends eines arabischen Dorfes ein wohlerhaltenes Theater, einen Tempel der kapitolinischen Trias, Stadium, Aquädukt und Grabmäler“. An verschiedenen Orten wurden prächtige Mosaiken gefunden. So entsteht hier allmählich wiederkehrend das Bild der reichsten römischen Provinz, der Kornkammer Roms. Ja, die Franzosen suchen an dem Beispiel der Alten zu lernen und studieren eifrig die römischen Wasserwerke, um für die Wiederkultivierung des Landes Nutzen daraus zu ziehen.

Auch England hat durch seine Stellung in Ägypten und Cypern auf klassischem Boden festen Fuß gefaßt. Die Ausgrabungen in Ägypten, die von dem Altertumsdepartement der ägyptischen Regierung und von dem privaten „egypt exploration fund“ geleitet werden, kommen natürlich in erster Linie der Ägyptiologie zu gute, aber auch die klassische Altertumskunde findet dabei ihre Rechnung. In den weitesten Kreisen haben zunächst die reichen Papyrusfunde Interesse erweckt, die von Flinders Petrie und anderen nach ihm gemacht wurden. Eine der wichtigsten Schriften des Aristoteles, die Mimiamben des Herondas, die Oden des Bakchylides wurden so für die Wissenschaft wiedergewonnen; außerdem hat die große Menge der Papyri, Schriftstücke aller Art enthaltend und einst als Makulaturpapier weggeworfen, für die Kenntnis der Verwaltung des Landes und des Privatlebens bedeutenden Wert, für die Zeit der Ptolemäer sowohl als für die römische Herrschaft. Größeres Interesse für die Archäologie hatten die Porträtsfunde in Faijum, die wenigstens an einer Denkmälerklasse die enkaustische Tafelmalerei der Alten kennen lehrten. Die Ausgrabungen in Naukratis, Heliopolis und Alexandria beginnen über die Topographie dieser Griechenstädte Licht zu verbreiten. Freilich droht nun andererseits durch die geplante Nilstauung der berühmtesten Ruinenstätte Ägyptens, der Nilinsel Philä, der Untergang. Der laute Protest, der sich dagegen in der gebildeten Welt erhoben hat, scheint fruchtlos zu sein, die Ausführung der Arbeiten ist bereits an eine englische Gesellschaft vergeben, und die materiellen Interessen werden siegen. Doch hat die ägyptische Regierung die letzten Jahre dazu benutzt, um die einzelnen Bauschichten der Insel bloßzulegen und genaue Aufnahmen zu machen, so daß das Bild wenigstens der Wissenschaft erhalten bleibt. — Cypern wurde zuerst durch den amerikanischen Konsul Palma di Cesnola der Forschung zugänglich gemacht, am Anfang der siebziger Jahre; die wichtige Mittelstellung dieser Insel und ihrer Kunst zwischen phönizischer und griechischer Welt ließ seine eifrigen Grabungen und Sammlungen besonders wertvoll erscheinen. Seit 1888 ist nun die weitere Forschung in die Hände der Engländer übergegangen; der Tempel der Aphrodite in Paphos und andere Ruinen wurden seitdem freigelegt. Auf griechischem Boden haben die Engländer seit 1890 in Megalopolis, 1895 in Melos mit großem Erfolg den Spaten angesetzt. Auch besitzt nun England in Athen ein eigenes archäologisches Institut, die 1894 unter Cecil Smith gegründete „british School at Athens“, vorläufig auf private Beiträge gegründet. Man sieht, wie die glänzenden Erfolge der Deutschen und Franzosen auch bei den englischen Altertumsfreunden den Eifer neubelebten.

Noch vor den Engländern haben auch die Amerikaner eine archäologische Schule in Athen errichtet. Im übrigen sind sie natürlich die jüngste der beteiligten Nationen, aber mit um so größerem Eifer und mit desto reicheren Mitteln haben sie eingegriffen. Seit Beginn der achtziger Jahre wird wohl von keiner Nation so viel gegraben wie von ihnen; die Universitäten von New-York und Boston sowie einzelne Millionäre geben die Mittel. Der Direktor der amerikanischen Schule, Waldstein, leitet die Arbeiten. Die größeren Ausgrabungen begannen in Assos in der Troas 1881. Es folgte die Aufdeckung des Theaters in Sikyon und des Heratempels in Argos, wo bedeutende Skulpturenfragmente, vermutlich aus dem Giebel, gefunden wurden. 1891 bis 1895 wurden in Eretria Theater, Tempel und andere Gebäude freigelegt, und in den letzten Jahren endlich gräbt die amerikanische

Schule in Korinth, wo es ihr gelungen ist, die ersten sicheren Spuren der alten Stadt aufzufinden; auch hier wieder ist das wichtigste Ergebnis die Aufdeckung des Theaters. Freilich scheint es, daß die Amerikaner an den Ausgrabungen selbst mehr Freude haben als an der wissenschaftlichen Verwertung; die Veröffentlichungen sind durchaus nicht erschöpfend, und diese sind doch das Wichtigste, wenn es wissenschaftliche Arbeit und nicht entdeckungssüchtiger Sport sein soll. Mit Recht hat man daher schon gegen diese Art des Grabens protestiert, die die schützende Erde von den Ruinen nimmt, ohne diese dauernd der Wissenschaft zu sichern.



Ernst Curtius.

Zum Schluß noch ein Wort von den Nationen, die heute den klassischen Boden ihr Vaterland nennen. In den letzten Jahrzehnten sind **Italiener** und **Griechen** selbst mit eingetreten in den großen Wettkampf zur Erforschung ihres Landes; ihre Leistungen gewinnen von Jahr zu Jahr größere Selbständigkeit, so daß sie nicht mehr bloß als Schüler der Fremden erscheinen, wenn sie auch die Wissenschaftlichkeit der Methode erst von diesen, besonders von den deutschen Gelehrten des Instituts, gelernt haben. In Italien vor allem ist seit der nationalen Wiedervereinigung die Begeisterung für das große Altertum mächtig gewachsen; die Denkmäler sorgsam zu pflegen, die ungehobenen Schätze des Bodens allmählich zu heben, das ganze Land systematisch zu durchforschen, gilt der heutigen Regierung als hohe vaterländische Pflicht. Nirgends ist das Ausgrabungswesen so organisiert, so fest von der Regierung selbst in die Hand genommen wie hier. Ein dem Unterrichtsministerium unterstellter Generaldirektor steht an der Spitze, das ganze Land ist in archäologische Regionen eingeteilt, jede unter einem Inspektor. Alle Funde, alle Ausgrabungen

werden sorgfältig und regelmäßig in den Notizie degli scavi veröffentlicht. Dazu läßt die Accademia dei Lincei in Rom seit dem Jahre 1891 die Monumenti antichi erscheinen mit größeren umfassenden Abhandlungen, die jetzt neben dem Jahrbuch des deutschen archäologischen Instituts zu den bedeutendsten Erscheinungen der archäologischen Litteratur gehören. Bereits ist auch eine archäologische Karte, in der Art, wie sie Deutschland für Attika geschaffen hat, für ganz Italien geplant, ein geniales Riesenunternehmen, für das in einer großen Anzahl von Probeblättern der Anfang gemacht ist. Wohl wirken überall freundschaftlich auch die deutschen Gelehrten mit, so ganz besonders Helbig in Rom und die Sekretäre des Instituts, Petersen, Hülsen und Mau, aber die Hauptarbeit liegt doch in den Händen der Italiener selbst, eines Lanciani, Barnabei und Orsi. Was nun die Ausgrabungsergebnisse selbst betrifft, so ist es schwer, sich hier in Kürze zu fassen. F. von Duhn hat auf der Kölner Philologenversammlung darüber vorgetragen, so daß ich hier mit einem Hinweis auf diesen Vortrag mich beschränken kann. Den meisten Gewinn von der Wiedervereinigung Italiens hatte die Topographie Roms. Nicht nur wurden Forum und Palatin seit dem Beginn der siebziger Jahre systematisch aufgedeckt, sondern die Großstadtsucht, welche die neugeschaffene Hauptstadt ergriff, die ganze Stadtviertel niederriß und eine Reihe großer Straßenzüge durchführte, diese gesteigerte Bauthätigkeit hat allenthalben den Archäologen die Möglichkeit der Forschung eröffnet; die Funde waren ergiebig, und so hat sich das Bild des alten Roms immer deutlicher vor unseren Augen wieder erneuert. So hat dieser Bauschwindel, der 1889 zu dem großen Krach führte, doch auf einem Gebiet wenigstens schöne Folgen gehabt. Die Ergebnisse sind in einem großartigen Stadtplan, Maßstab 1 : 1000, zusammengefaßt worden.

In Pompeji wird in langsamem Tempo weitergegraben, alle Jahre werden ein paar Häuser freigelegt, so daß wohl noch auf ein halbes Jahrhundert hinaus hier Gelegenheit zu reizvoller und lehrreicher Ausgrabungsthätigkeit gelassen ist. Besondere Fortschritte hat man in der Erhaltung der ausgegrabenen Ruinen gemacht, Farben und Stuccatur bleiben gegenwärtig ganz anders erhalten wie früher und damit gerade der intimste Reiz des pompejanischen Wohnhauses. Freilich zu den wichtigsten Funden führt häufig nur der Zufall; so ist der große Silberschatz von Boscoreale, der an Reichtum und Originalität seinesgleichen nicht hat, nur durch Zufall von einem Gutsbesitzer der dortigen Gegend gefunden worden, der bei Erdarbeiten auf die Trümmer einer unscheinbaren Villa gestoßen war, wo man solche Schätze am wenigsten hätte vermuten sollen. Ebenso war es ein glücklicher Zufall, der zur Entdeckung von Überresten eines Prachtschiffes im grünen stillen Nemisee führte. Die Funde haben seiner Zeit großes Aufsehen erregt, ohne daß sich jedoch die daran geknüpften Hoffnungen erfüllten.

Was sonst in archäologischer Durchforschung des Landes geleistet worden ist, von den Höhen des St. Bernhard herab bis zur Südspitze von Sicilien, in jeder Provinz und in jeder Region, das ist ja wohl nicht so glanzvoll und so ergebnisreich wie die Forschung auf griechischem Boden, und besonders hat die klassische Zeit der Römer weniger Anteil daran. Aber der Geschichtsforscher schaut nicht nur auf die Glanzzeit eines Volkes, er will auch seine Anfänge, seine Entwickelung, seinen Zusammenhang mit anderen Völkern verstehen. Da liegen gerade die schwierigsten Probleme, und zu ihrer Lösung, zur Aufhellung der Vorgeschichte Italiens und seiner Bevölkerung, hat die archäologische Arbeit der letzten Jahrzehnte unendlich viel beigetragen. Von Interesse ist es noch, daß die Italiener, die sonst über die Grenzen ihres Landes nicht hinausgegangen sind, doch wenigstens die Insel Kreta als ihre wissenschaftliche Domäne betrachten; in den letzten Jahren sind zwei italienische Expeditionen dorthin gegangen.

Während also die Italiener die archäologische Durchforschung ihres Landes fest in eigener Hand behalten, ist es ja, wie wir gesehen haben, auf griechischem Boden durchaus anders. Dort und in der Türkei ist das große herrliche Feld für internationale Arbeit. Aber nicht nur ist das ganze Ausgrabungswesen und somit auch die Thätig-

keit der fremden Nationen einer griechischen Generalephorie unterstellt, die streng darüber wacht, daß die Funde im Lande bleiben, sondern durch die griechisch-archäologische Gesellschaft in Athen, der freilich viele Ausländer angehören, sind doch auch die Griechen selbst bedeutsam mit eingetreten in die Forschung; Kavvadias, Tsuntas stehen an der Spitze, aber daneben wäre noch eine stattliche Reihe namhafter griechischer Archäologen zu nennen. Es ist auch hier nur möglich, die Arbeiten großen Stils anzuführen. Da steht natürlich die topographische Erforschung Athens in erster Linie, obwohl an dieser Arbeit ganz besonders auch das deutsche Institut und deutsches Geld beteiligt ist. Neben den schon oben angegebenen Funden sei hier nur noch auf die Ausgrabungen an der Gräberstraße vor dem Dipylon erinnert, wo man eine große Anzahl attischer Grabstelen gefunden hat; sie gehören großenteils zu dem Edelsten und Besten, was von antiker Plastik auf uns gekommen. Die überreichen Funde der letzten Zeit haben neben dem älteren Akropolismuseum ein neues großes Nationalmuseum nötig gemacht, das, 1889 vollendet, an Schönheit und Anordnung mit den ersten Museen der Welt wetteifern kann. Hier darf ich gleich die Ausgrabungen in dem benachbarten Eleusis anfügen, wo die seit 1882 fast jährlich ausgeführten Arbeiten allmählich den ganzen heiligen Mysterienbezirk freigelegt haben, vor allem den großen Weihetempel mit seiner ganz eigenartigen Konstruktion. Weiter hat die griechisch-archäologische Gesellschaft in Mykenä das Erbe Schliemanns übernommen und unter der Leitung von Tsuntas die Ausgrabungen mit großem Erfolg fortgesetzt; fast jedes Jahr bringt dort neue wichtige Funde. Der Goldreichtum der Schliemannschen Gräber hat sich allerdings nicht wiederholt, wenigstens nicht in Mykenä; dagegen hatte Tsuntas das Glück, 1889 bei Vafio im Lakonischen ein noch nicht ausgeraubtes, überaus reiches Kuppelgrab aufzudecken; neben ehernen Waffen, silbernen und goldenen Geräten fanden sich darin die zwei berühmten Goldbecher, Prachtstücke ihrer Gattung, mit herrlichen getriebenen Reliefs, das Schönste, was wir aus dem mykenischen Kulturkreis besitzen. Unsere Begriffe von dem künstlerischen Können dieser Zeit wurden dadurch wesentlich erhöht.

Die größte selbständige Arbeit der Griechen aber führt uns nach Epidauros, der heiligen Stätte, dem Hieron des Asklepios. Dort hat die griechisch-archäologische Gesellschaft 1881 zu graben begonnen und die Ausgrabungen bis in die letzten Jahre fortgesetzt. Die Funde sind neben Olympia, Pergamon und Delphi zu setzen, gleich wichtig für die Kulturgeschichte wie für die Kunstgeschichte. Dieses antike Lourdes mit seinem wunderthätigen Asklepiosbilde, mit dem großen Tempel, der Stätte der Wunderkuren, mit seinem Theater und anderen Gebäuden ist wieder vor unseren Blicken erstanden, wie es einst im vierten Jahrhundert v. Chr. die heilungsbedürftigen Pilger gesehen. Von mancher wundersamen Heilung berichten uns die Inschriften. Für den Tempel fanden sich ganz genaue Bauakten. Auch von seinen Skulpturen ist so viel erhalten, Fragmente von einem Amazonenkampf und einer Centauromachie, daß sie uns die Kunst des Timotheos, eines Vertreters der jüngeren attischen Schule, den wir bisher kaum dem Namen nach kannten, nun reichlich illustrieren. Das Theater endlich mit seiner kreisrunden Orchestra darf wohl als das vollkommenste Beispiel eines Theaters auf griechischem Boden gelten, von besonderem Interesse dadurch, daß es für die bekannte Hypothese Dörpfelds den Hauptbeweis geliefert hat. — Wie hier in Epidauros Thimotheos, so ist in Lykosura in Arkadien ein anderer Künstler durch die Ausgrabungen der Griechen gewissermaßen neu entdeckt worden. Dort wurde in den Jahren 1889 und 1890 der von Pausanias beschriebene Tempel der Despoina aufgedeckt, und dabei wurden sehr wertvolle Bruchstücke von Statuen gefunden, Werke des Messeniers Damophon. Dem Namen nach war auch dieser Künstler bekannt, aber nicht nur fehlte bisher jede Vorstellung von seiner Kunst, sondern man datierte ihn auch falsch und setzte ihn ins vierte Jahrhundert v. Chr. Man machte nun die interessante Entdeckung, daß man es mit einem Künstler Hadrianscher Zeit zu thun habe, so daß diese noch wenig gewürdigte Kunstperiode eine neue Beleuchtung gefunden hat.

Neben diesen Arbeiten großen Stils darf nicht vergessen werden, daß die Griechen noch eine andere Aufgabe erfüllen, indem sie da und dort den Spaten ansetzen, wo für die geschichtliche Kenntnis des Landes, für einzelne besondere Fragen auch von unbedeutenderen Grabungen schnelle Aufschlüsse erwartet werden. Diese archäologische Kleinarbeit, wenn man sie so nennen darf, tritt ergänzend und verbindend zu den großen Resultaten, in deren Erarbeitung sie sich mit anderen Nationen geteilt haben, so daß gerade hierdurch die Lücken immer mehr verschwinden. Ebenso erfreulich ist es, daß die archäologische Gesellschaft auch eifrig für die Erhaltung der Ruinen besorgt ist. So soll in diesem Winter der 1894 durch ein Erdbeben stark beschädigte Parthenon-Tempel gründlich restauriert werden; die Mittel dafür sind von der Gesellschaft durch eine Lotterie aufgebracht worden.

In allerletzter Zeit sind auch die Türken aus ihrer bisherigen Gleichgültigkeit herausgetreten. Einen prächtigen Fund hat ihnen 1887 das Glück zugeführt, die Prachtsarkophage von Saïda, Meisterwerke hellenistischer Zeit, wie sie in solcher Vollendung und trefflicher Erhaltung bisher nirgends vorhanden waren; und dieser Fund, meine ich, mag wohl mit dazu beigetragen haben, sie auf die Schätze ihres Landes aufmerksam zu machen. Nicht nur hat sich Hamdy-Bey, der Generaldirektor der ottomanischen Museen, um die Bergung dieser Sarkophage ein hervorragendes Verdienst erworben, sondern er unterstützt auch in loyaler Weise die Thätigkeit der fremden Nationen, und bereits hat man von selbständigen türkischen Ausgrabungen in Kleinasien gelesen.

So haben wir gesehen, wie die Völker Europas in regem Wetteifer um ein ideales Ziel bemüht sind, das antike Erbe zu bergen, damit das Altertum, soweit es noch unter Schuttmassen, unter Lehm-, Kies- und Aschenschichten oder unter grünem rankendem Buschwerk begraben liegt, eine fröhliche Auferstehung feiere. Die Gräber sprechen, die Steine reden und verkünden der Gegenwart von der Größe und Schönheit des Altertums. Es ist begreiflich, daß man dabei immer mehr lernt, diese Sprache zu verstehen, daß die Methode der Forschung sich vervollkommnet. Die Zeit des Raubbaues, wo es nur darauf ankam, Schätze zu finden, ist längst vorüber. Vom ersten Versuchsgraben bis zum letzten Spatenstich leitet jetzt die Wissenschaft jede Unternehmung, Architekten und Ingenieure sind neben den Archäologen von Fach in unermüdlicher Thätigkeit beschäftigt, die Grabungen zu überwachen, zu messen, zu zeichnen, zu photographieren, nichts ist zu unbedeutend, nichts bleibt unbeachtet, bis aus der wirren Masse der Grundmauern, der Säulentrommeln, Fries- und Giebelfragmente das Gesamtbild klar und deutlich sich erhebt, bis die Einzelfunde, Münzen, Waffen, Geräte und Scherben, vor allem auch Inschriften aller Art, geprüft und geborgen sind, um Zeugnis zu geben von der Zeit und von den Bewohnern dieser Stätten. All dieses setzt angestrengte, entsagungsvolle Arbeit voraus, Strapazen aller Art warten auf den Entdecker. Aber der Lohn ist lockend wie kein anderer. Baut sich doch aus dieser Arbeit nun, wo man die Erde selbst befragt, die Altertumswissenschaft auf ganz neuen sicheren Grundlagen auf, zu denen jede Ausgrabung neues reiches Material bringt. So ist gerade in einer Zeit, wo man sonstigem Fortschritt gegenüber der Altertumswissenschaft Trockenheit und rostende Schwäche vorgeworfen hat, in der Archäologie auch ihr eine jugendfrische, zukunftsfrohe, reizvolle Mitstreiterin herangeblüht.





Weihnachtsmärchen.

Von

Schtschedrin-Saltykow.

Aus dem Russischen übersetzt von Ilse Frapan.

Eine wunderschöne Predigt hat unser Batüschka, der Dorfgeistliche, heute des Festtags wegen gehalten.

„Vor vielen Jahrhunderten," sagte er, „kam gerade an diesem Tage die Wahrheit in die Welt. Die Wahrheit ist von Ewigkeiten her. Vor allen Ewigkeiten saß sie mit Christus, dem Menschenfreunde, zur Rechten des Vaters. Zugleich mit ihm ward sie Fleisch und zündete auf Erden ihre Fackel an. Sie stand am Fuß des Kreuzes und ward mit Christus gekreuzigt; sie saß, ein lichtstrahlender Engel, an seiner Gruft und sah seine Auferstehung. Und als der Menschenfreund gen Himmel fuhr, ließ er auf der Erde die Wahrheit zurück, als lebendiges Zeugnis seines Wohlwollens für das menschliche Geschlecht.

„Seit jener Zeit giebt es kein Fleckchen in der Welt, wohin die Wahrheit nicht dränge und es mit sich erfüllte. Die Wahrheit erzieht unser Gewissen, erwärmt unsere Herzen, belebt unsere Arbeit, zeigt das Ziel, auf das unser Leben gerichtet werden muß. Die betrübten Herzen finden in ihr eine sichere und immer offene Zuflucht, wo sie sich über die zufälligen Stürme des Lebens beruhigen und trösten können.

„Unrichtig denken die, welche behaupten, daß die Wahrheit je ihr Gesicht verhüllt hat, oder — was noch bitterer ist — daß sie je durch die Unwahrheit besiegt ward. Nein, sogar in jenen leidvollen Minuten, wo es den kurzsichtigen Leuten schien, daß der Vater der Lüge triumphiere, triumphierte in Wirklichkeit die Wahrheit. Sie allein hatte keinen zeitlichen Charakter, sie allein ging unabänderlich vorwärts; sie breitete über die Welt ihre Flügel und erleuchtete sie mit ihrem ewigen Lichte. Der vermeintliche Triumph der Lüge zerrann wie ein schwerer Traum, und die Wahrheit setzte ihren Gang fort.

„Mit den Verfolgten und Erniedrigten stieg die Wahrheit hinab in die unterirdischen Höhlen und drang in die Schluchten der Berge. Mit den Gerechten bestieg sie die Scheiterhaufen und stellte sich mit ihnen

vor das Angesicht ihrer Peiniger. Sie blies in ihren Seelen die heilige Flamme an, scheuchte von ihnen die Gedanken des Kleinmuts und des Verrats. Sie lehrte sie leiden mit Freuden.

„Vergeblich meinten die Diener der Lüge zu triumphieren, da sie diesen Triumph in jenen körperlichen Zeichen sahen, welche die Hinrichtungen und den Tod darstellten. Die grausamsten Hinrichtungen waren machtlos, die Wahrheit zu brechen; im Gegenteil, sie verliehen ihr noch höhere Anziehungskraft. Angesichts dieser Hinrichtungen entflammten sich die einfachen Herzen, und in ihnen fand die Wahrheit einen neuen und dankbaren Boden für die Aussaat. Die Scheiterhaufen loderten und verzehrten die Leiber der Gerechten, aber an der Flamme dieser Scheiterhaufen entzündete sich eine zahllose Menge von Fackeln, ähnlich wie die ganze Kirche bei der Frühmesse des Ostersonntags von einem angezündeten Lichte plötzlich mit tausend Lichtern erleuchtet wird.

„Worin aber besteht die Wahrheit, von der ich zu euch rede? — Auf diese Frage antwortet uns das evangelische Gebot: ‚Über alles liebe Gott, und dann liebe deinen Nächsten als dich selbst.‘ Dieses Gebot enthält, trotz seiner Kürze, die ganze Weisheit und den ganzen Sinn des menschlichen Lebens.

„Liebe Gott! — denn er ist der Geber des Lebens und der Freund der Menschen, denn in ihm ist die Quelle des Guten, der sittlichen Schönheit und der Gewißheit. In ihm ist die Wahrheit. In dieser Kirche, wo Gott das blutlose Opfer dargebracht wird, wird auch der Dienst der Wahrheit unausgesetzt geübt. Ihre Wände sind durchtränkt von der Wahrheit, so daß ihr — sogar die Schlechtesten unter euch —, wenn ihr in die Kirche hereintretet, euch besänftigt und verklärt fühlt. Hier vor dem Angesichte des Gekreuzigten stillt sich euer Kummer, hier findet ihr Ruhe für eure betrübten Seelen.

„Er ward gekreuzigt um der Wahrheit willen, deren Strahlen sich von ihm über die ganze Welt ergossen — werdet ihr den Mut sinken lassen vor den Versuchungen, die euch ereilen?

„‚Liebe deinen Nächsten als dich selbst‘ — das ist die zweite Hälfte des Gebotes Christi. Ich will nicht davon reden, daß alles Zusammenleben ohne Liebe zum Nächsten unmöglich ist — ich sage geradezu, ohne Vorbehalt: diese Liebe an sich, abgesehen von jeglichen anderen Erwägungen, ist die Zierde und der Jubel unseres Lebens. Wir müssen den Nächsten lieben nicht der Gegenseitigkeit wegen, sondern um der Liebe selber willen. Wir müssen lieben, unaufhörlich, selbstverleugnend; bereit sein, unser Leben zu lassen, gleichwie der gute Hirt sein Leben lässet für seine Schafe.

„Wir sollen dem Nächsten zu Hilfe eilen, ohne zu berechnen, ob er uns den geleisteten Dienst zurückgiebt oder nicht zurückgiebt; wir sollen ihn gegen Ungemach schützen, selbst wenn das Ungemach droht, uns selber zu verschlingen. Wir sollen ihn vertreten vor den Mächtigen der Erde, wir sollen für ihn in den Kampf gehen. Das Gefühl der Nächstenliebe ist der höchste Schatz, den allein der Mensch besitzt und der ihn vor den übrigen Tieren auszeichnet. Ohne den belebenden Hauch der Liebe sind alle menschlichen Thaten tot, ohne ihn wird selbst der Zweck des Daseins matt und unverständlich. Nur die Menschen führen ein vollkommenes Leben, die von Liebe und Selbstverleugnung entflammt sind; nur sie allein kennen die wirklichen Freuden des Lebens.

„Also wollen wir Gott und einander lieben — das ist der Sinn der menschlichen Wahrheit. Wir wollen die Wahrheit suchen und ihren Weg wandeln. Scheuen wir uns nicht vor den Ränken der Lüge, aber stehen wir ihnen offen und ehrlich gegenüber, und stellen wir ihnen die von uns gefundene Wahrheit entgegen. Die Lüge wird zu Schanden, und die Wahrheit bleibt und wird die Herzen der Menschen erwärmen.

„Jetzt werdet ihr zurückkehren in eure Häuser und euch den Freuden überlassen, zur Feier der Geburt des Heilandes, des Menschenfreundes. Aber vergesset nicht, auch in der Freude, daß die Wahrheit mit ihm in die Welt kam, daß sie alle Tage, Stunden und Minuten unter euch gegenwärtig ist und das heilige Feuer darstellt, welches das menschliche Dasein erleuchtet und erwärmt.“

Als Vater Paulus geendigt und es von

dem Chor ertönte: „Gesegnet sei der Name des Herrn“, da flog ein tiefer Seufzer durch die ganze Kirche, als ob die gesamte Menge mit diesem Seufzer bestätigte: „Ja, er sei gesegnet.“

Am aufmerksamsten von allen Anwesenden in der Kirche aber hatte auf die Worte des Vaters Paulus ein Knabe gelauscht, der zehnjährige Sohn einer kleinen Grundbesitzerin, Serjoscha Ruslanzew. Von Zeit zu Zeit geriet er sogar in Aufregung, Thränen traten ihm in die Augen, seine Wangen glühten, und er strebte selbst mit dem ganzen Körper vorwärts, als ob er etwas fragen wolle.

Maria Sergejewna Ruslanzewna war eine junge Witwe, die ein ganz kleines Landgut im Pfarrdorf selber hatte. Zu Zeiten der Leibeigenschaft hatte es im Pfarrdorf etwa sieben herrschaftliche Güter gegeben. Die Gutsbesitzer waren arm, und Theodor Pawlytsch gehörte zu den allerärmsten. Er hatte nur drei Bauernhöfe und etwa zehn Mann Hausgesinde. Aber da man ihn fast immer zu verschiedenen Ämtern wählte, hatte ihm der Dienst dazu verholfen, ein kleines Vermögen zu sammeln. Als die Befreiung kam, erhielt er, als Besitzer eines kleinen Gutes, den Loskauf zu günstigeren Bedingungen, und indem er auf dem von dem Bauernanteil übriggebliebenen Grundflecken den landwirtschaftlichen Betrieb fortsetzte, konnte er sich von einem Tage auf den anderen durchschlagen.

Maria Sergejewna hatte ihn lange nach der Befreiung der Bauern geheiratet und war schon nach einem Jahr Witwe. Theodor Pawlytsch besichtigte zu Pferde ein eigenes Waldstück, das Pferd scheute vor etwas, warf ihn aus dem Sattel, und er zerschlug sich den Kopf an einem Baum. Nach zwei Monaten bekam die junge Witwe einen Sohn.

Maria Sergejewna lebte mehr als bescheiden. Den Feldbau hatte sie aufgegeben, das Land den Bauern verpachtet und für sich nur einen Meierhof behalten mit einem kleinen Stück Land, wo ein Gärtchen mit kleinem Gemüsegarten angelegt war. Ihr ganzes lebendes Wirtschaftsinventarium bestand aus einem Pferde und drei Kühen; ihr ganzes Gesinde aus einer Familie von gewesenen Leibeigenen, die sich aus ihrer alten Amme mit einer Tochter und einem verheirateten Sohn zusammensetzte. Die Amme hatte die Aufsicht über alles im Hause und wartete den kleinen Sergius; die Tochter wirtschaftete in der Küche; der Sohn und seine Frau besorgten das Vieh, das Hausgeflügel, bearbeiteten Garten und Gemüsebeete.

Das Leben floß geräuschlos dahin. Not ward nicht gefühlt; Holz und die Hauptlebensmittel wurden nicht gekauft; für käufliche Waren aber gab es nicht einmal ein Bedürfnis. Die Hausgenossen sagten: „Wie in einem Paradiese leben wir!“ Auch Maria Sergejewna selbst hat vergessen, daß noch ein anderes Leben in der Welt existiert. Gesehen hatte sie es aus den Fenstern des Instituts, wo sie erzogen worden war.

Nur Serjoscha beunruhigte sie von Zeit zu Zeit. Anfangs gedieh er gut, aber als er sich dem siebenten Jahre näherte, fing er an, Symptome irgend einer krankhaften Empfänglichkeit zu äußern. Er war ein gelehriger, stiller und gleichzeitig schwacher und kränklicher Knabe. Von seinem achten Lebensjahr an hat ihm Maria Sergejewna ein Buch in die Hand gegeben; anfangs unterrichtete sie ihn selbst; nachher aber, als der Knabe bald elf Jahre alt war, nahm auch der Vater an dem Lehren teil. Es war beabsichtigt, Serjoscha ins Gymnasium zu geben, folglich war es erforderlich, ihn wenigstens mit den ersten Anfangsgründen der alten Sprachen bekannt zu machen. Die Zeit rückte heran, und Maria Sergejewna dachte mit großer Besorgnis an die bevorstehende Trennung von ihrem Sohn. Nur um den Preis dieser Trennung war es möglich, den Zweck der Erziehung zu erreichen.

Die Gouvernementsstadt lag weit ab, und es bot sich keine Möglichkeit, mit sechs-, siebenhundert Rubeln Jahreseinkommen dorthin überzusiedeln. Sie verhandelte schon über Serjoscha mit ihrem Bruder, der in der Gouvernementsstadt wohnte und dort ein unscheinbares Amt bekleidete. Gerade in diesen Tagen hatte sie einen Brief bekommen, worin der Bruder einwilligte, Serjoscha in seine Familie aufzunehmen.

Nach der Rückkehr aus der Kirche, beim

Thee, war Serjoscha noch immer in Aufregung.

„Mamachen, ich will nach der Wahrheit leben!“ wiederholte er.

„Ja, mein Herz, die Wahrheit ist die Hauptsache im Leben,“ beruhigte ihn die Mutter, „dein Leben aber liegt noch vor dir. Kinder leben nicht anders und können nicht anders leben als nach der Wahrheit.“

„Nein, ich will nicht so leben; unser Batüschka hat gesagt, daß, wer nach der Wahrheit lebe, seinen Nächsten vor Ungerechtigkeiten schützen müsse. So müsse man leben. Aber lebe ich denn so? Da, neulich, hat man dem Iwan Arm seine Kuh verkauft, — habe ich ihn da in Schutz genommen? Ich sah nur zu und weinte.“

„Hierin, in diesen Thränen, liegt gerade deine kindliche Wahrheit. Du konntest ja nichts anderes thun. Man hat dem Iwan Arm die Kuh verkauft für eine Schuld, dem Gesetz gemäß. Es giebt solch ein Gesetz, daß jedermann verpflichtet ist, seine Schulden zu bezahlen.“

„Iwan, Mama, konnte nicht bezahlen. Er wollte ja gern, aber er konnte nicht. Die Amme sagt, daß es im ganzen Dorf keinen ärmeren Bauer giebt. Was für eine Wahrheit ist denn das?“

„Ich wiederhole dir, es giebt solch ein Gesetz, und dies Gesetz müssen alle erfüllen. Wenn die Leute in der Gesellschaft leben, so haben sie kein Recht, ihre Pflichten zu vernachlässigen. Du aber denk lieber ans Lernen, da ist deine Wahrheit. Trittst du in das Gymnasium ein, so sei fleißig, führe dich still auf — und das wird heißen, daß du nach der Wahrheit lebst. Ich mag nicht, wenn du dich so aufregst. Alles, was du gesehen oder gehört hast, fällt dir irgendwie aufs Herz. Batüschka sprach so im allgemeinen; in der Kirche ist es ja sogar unmöglich, anders zu reden, du aber wendest das schon auf dich an. Bete für die Nächsten — mehr wird auch Gott nicht von dir verlangen.“

Aber Serjoscha kam nicht zur Ruhe. Er lief in die Küche, wo sich das Hausgesinde zu dieser Zeit versammelte und der Feier wegen Thee trank.

Die Köchin Stepanida war neben dem Ofen beschäftigt und zog jeden Augenblick den Topf mit fettem Schtschi heraus, der zu kochen anfing. Der Geruch des gebähten Schlachtfleisches und des Festpirogs durchtränkte ganz die Luft.

„Njanja, ich werde nach der Wahrheit leben!“ erklärte Serjoscha.

„Sieh, von wann an nimmt er sich das vor!“ scherzte die Alte.

„Nein, Njanja, ich habe mir fest das Wort gegeben! Sterbe ich auch für die Wahrheit — der Unwahrheit werde ich mich doch nicht unterwerfen.“

„Ach, mein Süßer! sieh doch, was dir in das Köpfchen gekommen ist!“

„Hast du denn nicht gehört, was Batüschka in der Kirche sprach? Für die Wahrheit muß man das Leben lassen — so ist es! In den Kampf gehen muß jedermann für die Wahrheit!“

„Gewiß, was soll man denn sonst in der Kirche sagen? Dazu wird ja die Kirche hergegeben, daß man dort von den gerechten Thaten hört. Aber du — hören kannst es ja, nur mußt die Augen offen halten, um nach der Wahrheit zu leben,“ sprach wohlweise der Knecht Gregorius.

„Warum, zum Beispiel, trinken ich und Mutter Thee im Speisezimmer und ihr trinkt in der Küche? Ist denn das die Wahrheit?“ ereiferte sich Serjoscha.

„Wahrheit ist es vielleicht keine, aber so geht es von jeher. Wir sind einfache Leute, für uns ist es ja auch in der Küche schön. Wenn etwa alle ins Speisezimmer kommen wollten, so hätte man ja nicht mal Stuben genug.“

„Du, Sergius Theodorytsch, hör mal!“ mischte sich Gregorius wieder ein, „wenn du groß bist, sitze, wo du willst: beliebt's dir — im Speisezimmer; beliebt's dir nicht — in der Küche. Aber solange du klein bist, sitze bei Mamachen, eine bessere Wahrheit als diese wird man für deine Jahre nicht finden! Kommt nachher Batüschka zum Mittagessen, so wird auch er dir dasselbe sagen. Was thun wir nicht alles: das Vieh besorgen wir, und in der Erde wühlen wir herum — so was haben die Herren nicht zu thun. So ist's!“

„Aber das ist ja gerade die Unwahrheit.“

„Nein, nach unserer Meinung ist es so: wenn die Herren gut, mitleidig sind, so ist das ihre Wahrheit. Und wenn wir Knechte den Herren eifrig dienen, nicht zu betrügen uns Mühe geben, so ist das unsere Wahrheit. Dank sei auch dafür, wenn jeder seine eigene Wahrheit beobachtet."

Es trat ein minutenlanges Schweigen ein. Serjoscha wollte augenscheinlich etwas erwidern, aber die Beweisführungen des Gregorius waren so gutmütig, daß er schwankte.

„In unserer Gegend," unterbrach zuerst Njanja das Schweigen, „von wo wir mit deinem Mamachen gekommen sind, lebte ein Gutsbesitzer Rossoschnikow. Anfangs lebte er wie die übrigen auch, aber plötzlich bekommt er Lust, nach der Wahrheit zu leben. Und was hat er wohl am Ende gethan? Er hat sein Gut verkauft, das Geld unter die Armen verteilt, und selber ging er auf die Wanderschaft. Seit damals hat man ihn nie mehr gesehen."

„Ach, Njanja, das ist ein Mensch!"

„Unterdessen aber diente sein Sohn im Regiment in Petersburg," fügte die Njanja hinzu.

„Der Vater hat das Vermögen verteilt, aber sein Sohn ist leer ausgegangen. Man müßte den Sohn fragen: Ist des Vaters Wahrheit gut?" entschied Gregorius.

„Aber hat denn der Sohn nicht begriffen, daß der Vater nach der Wahrheit gehandelt hat?" fiel Serjoscha ein.

„Das ist's ja gerade, daß er es nicht so ganz begriffen hat; er versuchte sogar, sein Recht bei Gericht zu finden. Weshalb denn, sagt er, hat er mich beim Regiment placiert, wenn ich jetzt nichts habe, um mich zu erhalten?"

„Beim Regiment placiert, wenn er nichts hat, um sich zu erhalten," wiederholte Serjoscha mechanisch die Worte Gregors, verwirrt von diesen Zusammenstellungen.

„Ich habe auch einen Fall im Gedächtnis," fuhr Gregorius fort; „diesem selben Rossoschnikow hat nämlich ein Bäuerlein bei uns im Dorfe etwas abgelernt. Martyn hieß man ihn. Er verteilte gleichfalls alles Geld, das er hatte, unter die Armen, ließ nur ein Hüttchen für die Familie übrig, selber aber hat er den Quersack über die Schulter geworfen und ist nachts, verstohlenerweise, der Nase nach gegangen. Nun, hörst du, hat er aber seinen Paß zu lösen vergessen, und so hat man ihn nach einem Monat per Schub nach Hause befördert."

„Wofür? Hat er denn etwas Schlimmes gethan?" erwiderte Serjoscha.

„Schlimm ist es nicht, ich spreche nicht davon, aber das sage ich, daß man bei der Wahrheit die Augen offen halten muß. Ohne Paß ist's nicht erlaubt, zu gehen, damit basta! Auf die Weise würden sich ja alle verlaufen, die Arbeit aufgeben, man würde ja die Landstreicher nicht mehr los."

Der Thee war zu Ende. Alle erhoben sich vom Tische und beteten.

„Nun, jetzt wollen wir zu Mittag essen," sagte die Njanja, „geh, Lieber, zur Mamenjka, sitz bei ihr; bald kommt wahrscheinlich auch Batüschka mit Matüschka."

In der That kam etwa um zwei Uhr der Vater Paulus mit seiner Frau.

„Batüschka, ich will nach der Wahrheit leben! Ich will für die Wahrheit in den Kampf gehen!" begrüßte Serjoscha die Gäste.

„Da hat sich aber ein Krieger angemeldet! Er kann kaum auf den Tisch gucken, aber er ist schon für den Kampf gerüstet," scherzte Batüschka.

„Er hat mir schon Überdruß gemacht, vom Morgen her spricht er immer dasselbe," sagte Maria Sergejewna.

„Thut nichts, Madame, eine Zeit lang spricht er davon, dann wird er es vergessen."

„Nein, ich werde es nicht vergessen," beharrte Serjoscha. „Sie selber haben vorhin gesagt, daß man nach der Wahrheit leben muß — in der Kirche haben Sie es gesagt!"

„Dazu ist ja die Kirche gegründet, um darin die Wahrheit zu verkünden. Wenn ich, der Hirt, meine Pflicht nicht erfülle, so wird die Kirche selbst an die Wahrheit mahnen. Und abgesehen von mir ist jedes Wort, das darin ausgesprochen wird, Wahrheit; die erbitterten Herzen allein können taub für sie bleiben."

„Aber wie muß man leben?"

„Und leben muß man nach der Wahrheit! Wenn du in die Jahre kommst, dann wirst du auch die Wahrheit im vollen Um-

lange begreifen, aber so lange genügt für dich nur eben die Wahrheit, welche deinem Alter entspricht. Liebe deine Mama, vor Erwachsenen habe Achtung, lerne fleißig, führe dich bescheiden auf — da ist deine Wahrheit."

„Ja, aber die Märtyrer ... Sie sprachen vorhin selber ..."

„Ja, es hat Märtyrer gegeben! Der Wahrheit wegen geziemt's sich, selbst Schmähungen zu erleiden. Nur ist für dich die Zeit noch nicht herangerückt, daran zu denken."

„Die Märtyrer ... die Scheiterhaufen ..." murmelte Serjoscha in Verwirrung.

„Genug!" schrie Maria Sergejewna ihn ungeduldig an.

Serjoscha verstummte, aber er blieb das ganze Mittagessen über nachdenklich. Während des Essens wurden die gewöhnlichen Gespräche geführt über dörfliche Angelegenheiten. Erzählung folgte auf Erzählung, und nicht immer erhellte aus ihnen, daß die Wahrheit triumphierte. Eigentlich gab es weder Wahrheit noch Unwahrheit, es gab nur ein gewöhnliches Leben in jenen Formen und mit jener Unterlage, an welche alle sich von jeher gewöhnt hatten. Serjoscha hat diese Geschichten zu unzähligen Malen angehört, und niemals war er besonders von ihnen aufgeregt worden. Aber an diesem Tage war in sein Wesen etwas Neues gedrungen, das ihn antrieb und aufregte.

„Iß!" nötigte ihn die Mutter, da sie sah, daß er fast gar nichts aß.

„In corpore sano mens sana!" fügte Batüschka seinerseits hinzu. „Gehorche deiner Mamenjka, damit wirst du am besten deine Liebe zur Wahrheit beweisen. Die Wahrheit lieben muß man, aber sich ohne Grund einbilden, ein Märtyrer zu sein, ist schon Eitelkeit und Hoffart."

Die neue Erwähnung der Wahrheit versetzte Serjoscha in Unruhe; er neigte sich über den Teller und bemühte sich, zu essen; plötzlich aber fängt er an zu schluchzen. Alle umringen ihn.

„Thut dir dein Köpfchen weh?" forschte Maria Sergejewna.

„Ja, weh," antwortete er mit schwacher Stimme.

„Nun, so geh, leg dich in dein Bettchen. Njanja, leg ihn schlafen!"

Man hat ihn hinausgeführt. Das Mittagessen war auf einige Minuten unterbrochen, da Maria Sergejewna es nicht aushielt und gleich nach der Njanja ging. Endlich kamen sie beide zurück und erklärten, daß Serjoscha eingeschlafen sei.

„Thut nichts — mit dem Schlaf wird's vergehen!" beruhigte der Vater Paulus die Mutter.

Gegen Abend aber hörte das Kopfweh nicht nur nicht auf, sondern es brach Fieberhitze aus. Serjoscha stand während der Nacht unruhig im Bette auf und tastete immer mit den Händen um sich, als ob er etwas suche.

„Martyn ... per Schub um der Wahrheit willen ... was ist das?" lallte er zusammenhanglos.

„Was für einen Martyn meint er?" wandte sich Maria Sergejewna mißverstehend an die Njanja.

„Aber, erinnern Sie sich nicht? Es war bei uns auf dem Dorf ein Bäuerlein, das aus dem Hause wegging in Christi Namen. Vorhin hat Gregorius vor Serjoscha davon erzählt."

„Immer erzählt ihr dummes Zeug!" zürnte Maria Sergejewna, „es ist ganz unmöglich, den Knaben zu euch gehen zu lassen."

Am anderen Tage nach der Frühmesse erbot sich Batüschka, in die Stadt zum Arzt zu fahren. Die Stadt war vierzig Werst entfernt, so daß man die Ankunft des Doktors nicht früher als zur Nacht erwarten konnte. Auch war der Arzt schon etwas alt, nicht geschickt und brauchte keine anderen Mittel als Opodeldok, welchen er äußerlich und innerlich verschrieb. In der Stadt sagte man von ihm: „An die Medizin glaubt er nicht, aber an Opodeldok glaubt er."

Nachts, etwa um elf Uhr, kam der Arzt gefahren. Er untersuchte den Kranken, fühlte ihm den Puls und erklärte, daß es „ein Fieberchen" gäbe. Dann hat er verordnet, den Patienten mit Opodeldok einzureiben, und ihn zwei Kügelchen schlucken lassen.

„Ein Fieberchen giebt's, aber Sie sollen sehen, daß der Opodeldok alles wegbläst," erklärte er solid.

Man hat dem Arzt zu essen gegeben und ihn schlafen lassen. Serjoscha aber warf sich hin und her, die ganze Nacht, und brannte wie im Feuer.

Mehr als einmal hat man den Arzt geweckt, aber er wiederholte die Dosis des Opodeldoks und fuhr fort, zu versichern, daß gegen Morgen alles weg sein würde.

Serjoscha phantasierte; im Irrereden wiederholte er: „Christus ... Wahrheit ... Rossoschnikow ... Martyn ...“ und immer tastete er um sich herum und sprach: „Wo? wo?“ Gegen Morgen jedoch beruhigte er sich und schlief ein.

Der Arzt reiste ab, nachdem er gesagt: „Da, sehen Sie!“ und sich darauf berufen hatte, daß andere Patienten ihn in der Stadt erwarteten.

Der ganze Tag verging zwischen Angst und Hoffnung. Solange es draußen hell war, fühlte sich der Kranke besser, aber die Abnahme der Kräfte war so groß, daß er fast nichts sprach.

Mit dem Einbrechen der Dämmerung erschien „das Fieberchen“ wieder, und der Puls fing an, schneller zu schlagen.

Maria Sergejewna stand in stummem Entsetzen am Bette, bemühte sich, etwas zu begreifen, und begriff nicht.

Den Opodeldok hat man aufgegeben; die Njanja machte um den Kopf Serjoschas Essigumschläge, legte Senfpflaster, ließ ihn Lindenblütenthee trinken, mit einem Wort versuchte alle passenden oder unpassenden Mittel, von denen sie einmal gehört und die sie bei der Hand hatte.

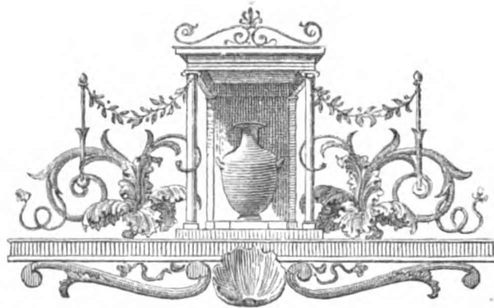
Gegen die Nacht begann der letzte Kampf. Um acht Uhr abends ging der Vollmond auf, und da die Vorhänge aus Unachtsamkeit nicht heruntergelassen waren, so bildete sich ein großer heller Flecken an der Wand.

Serjoscha hat sich ein wenig erhoben; er streckte seine Hände danach aus.

„Mama,“ lallte er, „sieh, ganz in Weiß! Das ist Christus ... das ist die Wahrheit ... ihm nach! ... zu ihm ...“

Er warf sich auf das Kissen zurück, schluchzte kindlich auf und starb.

Im letzten Augenblick war die Wahrheit vor ihm aufgeflimmert und hatte sein Wesen mit Seligkeit erfüllt, aber das noch nicht erstarkte Herz des Knaben ertrug den Ansturm nicht, und es zerriß.





Die Achatschleiferei
im Fürstentum Birkenfeld und im Ural.

Von

Alexander von Hamm.

(Nachdruck ist untersagt.)

Gebirgs- und Waldgegenden, die fernab von großen Verkehrsstraßen liegen, haben oftmals ihre eigentümlichen Industrien, die sich allmählich im Laufe von Jahrhunderten entwickeln und anderswo nicht angetroffen werden.

Die Ursache liegt entweder im Volkscharakter oder aber in besonderen wirtschaftlichen Verhältnissen des Distrikts, und deswegen ist das Gebiet derartiger Industrien eng begrenzt.

Ein solch besonderes Gewerbe bietet uns die Achatschleiferei im oldenburgischen Fürstentum Birkenfeld in der Nähe von Bad Kreuznach, die wir zuerst und zwar nach ihrer Geschichte, nach ihrer Organisation und nach ihrer Technik betrachten wollen.

* *
*

Die Städte Oberstein und Idar bilden die Hauptsitze der Industrie, doch sind längs des ganzen Idarbaches und seiner Zuflüsse zahlreiche Schleifereien angelegt, in denen die Bewohner der umliegenden Ortschaften arbeiten.

Diese Gegend ist die eigentliche Wiege der Steinschleifereien, deren Bestehen wir bis ins fünfzehnte Jahrhundert verfolgen können. Trotz der schweren Zeiten, die die Gegend während des Dreißigjährigen, des Orleanischen Krieges und während der Napoleonischen Kriege und des öfteren Wechsels der Herrschaft auszuhalten hatte, blüht sie noch bis in unsere Tage.

Durch den Wiener Traktat 1815 fiel das Gebiet an Oldenburg, und es ist anzuerkennen, daß die Großherzogliche Regierung der Achatindustrie ihre liebevolle Aufmerksamkeit zugewendet und nicht wenig dazu beigetragen hat, daß das Gewerbe zu der hohen Entwickelung gebracht ist, auf der es heute steht.

Der Grund, weshalb dieses Gewerbe sich gerade hier entwickelte, liegt im Erdreiche selbst. In der Umgebung von Oberstein und Idar befinden sich in meilenweiter Verbreitung mächtige Ablagerungen eines eruptiven dunklen Gesteins, schwarzer Porphyr oder Melaphyr genannt, in dem Achate und andere Quarzabarten vorkommen. Diese füllen entweder die Spalten des Gesteins oder bilden runde, ovale oder birnförmige Körper, Mandeln, von der Größe einer Nuß bis zum Durchmesser von fast einem Meter. Diese Mandeln enthalten die wertvollsten Achate, die aus konzentrisch übereinander liegenden, abwechselnden Lagen von Chalcedon, Onyx, Karneol, Jaspis, Amethyst u. s. w. bestehen, während die Ausfüllungen der Spalten meist einfarbig und wenig durchsichtig sind. In früheren Zeiten war der Reichtum der hiesigen Berge an Achaten ganz außerordentlich, die Bäche wuschen sie aus dem Melaphyr heraus und lagerten sie längs ihres Laufes ab, wo die schönen Stücke leicht die Aufmerksamkeit auf sich ziehen konnten. Ihre Benutzung zum Schmuck durch einfaches Schleifen der Oberfläche lag nahe.

Urkundlich werden Schleifereien vom Jahre

1544 an genannt; doch war die Kunst viel früher bekannt. Man ersieht dies aus einer Verordnung des Grafen Oberstein vom Jahre 1497, wonach der dritte Centner der ausgegrabenen Chalcedone an die Herrschaft in Natur abzugeben war; folglich werden die Steine auch an Ort und Stelle geschliffen worden sein, sonst hätte der Graf gewiß eine Steuer in Geld vorgezogen. G. Lange in seiner „Geschichte der Achat-Industrie“ meint sogar den Ursprung der Industrie in das Zeitalter der Karolinger verlegen zu können und denkt selbst an die Zeiten der Nibelungen, wenn er daran erinnert, daß der finstere Hagen und der kühne Hunold von Hunoldstein am Fuße des Idarwaldes ihre Burgen hatten und jedenfalls Achate zu schleifen wußten. Balmung, Siegfrieds Schwert, hatte einen Knopf von Jaspis, „grüner noch als Gras“. In Simrocks Übersetzung der Nibelungen heißt es:

Der vermessene Hagen legte über die Schulter hin
Seine lichte Waffe, aus deren Knaufe schien
Mit hellem Glanz ein Jaspis, grüner noch als Gras,
Wohl erkannte Kriemhild, daß Siegfried einst sie besaß.

Vom Ursprung dieses Kleinods wird zwar nichts berichtet, doch ist es sehr wohl möglich, daß es hier geschliffen war, wo der Stein vorkommt.

Im Mittelalter war die Obersteiner und Idarer Ware in ganz Deutschland bekannt, sie wurde von Händlern auf die Frankfurter, Leipziger und andere Messen gebracht, aber die Auswahl der Gegenstände war nur gering; es wurden Kreuzchen, Amulette, Siegel, Spielkugeln, Degengriffe u. s. w. gefertigt. Erst das achtzehnte Jahrhundert brachte größeren Formenreichtum durch das Fassen geschliffener Achate in Silber und Tombak.

Die Verbindung der Goldschmiedearbeit mit der Schleifkunst hob diese bedeutend, und seitdem ist die Mannigfaltigkeit der im Gewerbegebiet (in der „Fabrik“, wie es am Orte heißt) angefertigten Gegenstände geradezu unendlich geworden.

Man kann die Gewinnung der Achate im Idarwald keinen regelmäßigen Bergbau nennen, es wurden stollenartige Baue in allen Richtungen in die Felsen getrieben, wo Spuren von Achat zu treffen waren, und die Ausbeute gab genügend Material für die Arbeiter, außerdem wurden durch Kaufleute auch zuweilen Karneole, Bergkrystalle, Heliotrope aus Indien importiert, doch waren das Ausnahmen, die Hauptmasse lieferten die heimischen Berge.

Erst anfangs unseres Jahrhunderts veränderte sich die Lage, es machte sich ein bedenkliches Abnehmen von brauchbaren Steinen bemerklich, die Preise gingen in die Höhe, so daß viele Schleifer sich gezwungen sahen, aus Arbeitsmangel ihre Werkstätten aufzugeben und sich nach anderem Verdienst umzusehen oder auszuwandern.

Ein Teil dieser Schleifer ging nach Brasilien, wo eine glückliche Schicksalsfügung ihnen bald zum Wohlstand verhalf und auch der heimatlichen Industrie großen Nutzen brachte; es wurden nämlich längs dem La Plata-Fluß reichhaltige Achatlager entdeckt.

Es wird hierüber folgendes erzählt: Einige Obersteiner zogen als wandernde Musikanten durch das Land und kamen auch auf eine Farm, deren saubergepflasterter Hof ihre besondere Aufmerksamkeit auf sich zog. Ihr kundiges Auge erkannte in den Pflastersteinen schöne Achate, deren häßliche und rauhe Oberfläche freilich kaum von Kieselsteinen zu unterscheiden war. Auf die Nachfrage, wo die Steine her wären, wurden die Fundorte anstandslos gezeigt, da die Achate massenhaft vorhanden waren und für die Einwohner keinen Wert hatten.

Die glücklichen Entdecker schickten Proben der Steine in die Heimat, wo sie ausgezeichnet gefunden wurden. Bald entwickelte sich ein reger Handel mit der neuen Ware. Im Jahre 1834 kam die erste Schiffsladung südamerikanischer Halbedelsteine nach Europa, der bald andere nachfolgten; die Transportkosten waren sehr gering, da die Steine als Ballast verladen wurden.

Der Hafen Rio Pardo in Brasilien wurde Hauptstapelplatz für Achate, wohin man sie aus dem ganzen Lande zusammenbrachte. Hier war es die Firma Luchsinger, die bis zu den siebziger Jahren den Export fast ausschließlich in ihren Händen hielt.

Als im Jahre 1886 der russische Gesandte, Herr von Jonin, Uruguay bereiste, fand er in der Nähe der Stadt Tapez im Gebirge Cuchilla-Grande fabelhafte Mengen der schönsten Topase, Onyxe, Karneole u. s. w. Ziem-

lich beträchtliche Mengen wurden von dort ansässigen Deutschen (vermutlich Birkenfeldern) ausgeführt, doch meinte Jonin, daß die Ausbeute noch viel reichlicher sein könnte, wenn die wirtschaftliche Lage des Landes es gestatten würde. Ebenso sah der genannte Reisende bei Salto am Uruguay mächtige Achatlager, und auch hier waren es Deutsche, die sich mit diesem Artikel befaßten. Der Export wurde von drei Häusern in Montevideo besorgt.

Da die Transportmittel im Inneren des Landes sehr primitiv sind, alles auf Saumtieren gebracht wird, so mußte darauf acht gegeben werden, nur wirklich wertvolle Ware zu sammeln. Die Steinsucher gewannen eine merkwürdige Meisterschaft, in den rohen Klumpen die besten und schönsten Achate herauszufinden.

Die Achatsucher genossen nicht lange die volle Freiheit ihres Gewerbes; die Eigentümer achatführender Ländereien merkten, welcher Gewinn ihnen entgehe, und gestatteten das Suchen erst nach Erledigung einer Gebühr, zuweilen sogar nur gegen Ankauf des Landes; auch der Staat setzte einen Ausfuhrzoll fest. Trotzdem ist das Gewerbe noch vorteilhaft geblieben.

In neuerer Zeit werden fast ausschließlich südamerikanische Steine verarbeitet, obgleich die heimatlichen Achate an Schönheit jenen gar nicht nachstehen. Das Graben hier ist eben zu unvorteilhaft gegenüber den mäßigen Preisen brasilianischer Ware.

Jährlich werden ungefähr verarbeitet: amerikanische Steine 5000 bis 6000 Centner; Birkenfelder Jaspis 1000 Centner; indischer Heliotrop und Moosachat 300 Centner; Lapislazuli, Amethyst, Bergkrystall, Obsidian u. s. w. 300 bis 400 Centner.

Die Preise der rohen Steine sind großen Schwankungen unterworfen, je nach der Schönheit und nach der Mode. Ein Centner kostet von hundertfünfzig bis zu zweitausend Mark, ja besonders schöne Steine, die zu Kameen und Intaglien verwendet werden können, werden oft bis zu dreitausend Mark bezahlt. Überhaupt ist die Industrie stark der Mode unterworfen und der jährliche Verbrauch an Material sehr verschieden. Die besten Jahre waren 1872 und 1873; seitdem hat sich die Produktion stetig vermindert.

Da die rohen Halbedelsteine von den Schleifern auf Versteigerungen erworben werden, so kann man aus den dabei erzielten Summen auf die Jahresproduktion schließen.

Es wurde gekauft:

1856	für	142038	Mark.	1884	für	272376	Mark.
1860	„	228528	„	1886	„	215446	„
1864	„	248182	„	1890	„	253545	„
1868	„	261815	„	1893	„	160487	„
1872	„	630407	„	1894	„	183099	„
1873	„	639976	„	1895	„	181812	„
1876	„	285898	„	1896	„	238671	„
1880	„	350422	„				

Seit einer Reihe von Jahren werden auch sehr viele Edelsteine hier verschliffen, welche jedoch nicht öffentlich versteigert werden, wodurch die Beträge unbekannt bleiben. Der Verkauf geschieht fast nur durch hiesige und auswärtige Händler und beläuft sich jährlich auf beträchtliche Summen.

Aus dieser Tabelle ist zu sehen, daß das Gewerbe im Jahre 1873 seinen Höhepunkt erreicht und seitdem sich vermindert, zugleich aber auch verschlechtert hat. Der Grund ist, wie schon bemerkt wurde, im Wechsel der Moden zu suchen. Am Anfang der siebziger Jahre waren nämlich Achate, Onyxe und verwandte Steine sehr beliebt und wurden von den Juwelieren vielfach neben wirklichen Edelsteinen gebraucht. Es wird manchem wohl erinnerlich sein, wie oft Broschen, Bracelets, Ohrringe, ja selbst Kleiderknöpfe aus schwarzweißem Onyx damals von den Damen getragen wurden.

Nach diesem von der Mode so begünstigten Aufschwung unserer Industrie trat bald ein Rückschlag ein, der um so fühlbarer wurde, als er nicht zeitweilig blieb, sondern bis auf den heutigen Tag anhält und viele Arbeiter um ihren Erwerb brachte. Das Juwelierfach verwarf die Halbedelsteine, und auf dem Markt wurde nur ganz billige Dutzendware verlangt, die den Industriellen sehr kärglichen Verdienst brachte. Manche Schleifer bequemten sich dazu, ihre Werkstätten zum Bearbeiten von Juweliersteinen: Amethysten, Topasen, Granaten, ja sogar Saphiren, Rubinen und Diamanten herzurichten, und diese arbeiten bis jetzt gut und einträglich; die Mehrzahl durchlebt aber eine schwere Zeit.

Seit 1880 klagt der Birkenfelder Gewerberat in jedem Bericht über die traurige Lage der Industrie infolge Arbeitsmangels, der 1887 so groß war, daß fast drei Fünftel aller Schleifereien beschäftigungslos blieben und geschlossen wurden.

Das Hauptabsatzgebiet für Steinwaren ist Nordamerika gewesen. Wenn schon infolge wirtschaftlichen Niederganges in diesem Lande die Bestellungen in den letzten Jahren im Vergleich zu früher gering waren, so ist das mit dem erhöhten Einfuhrzoll von zehn auf fünfundzwanzig Prozent in noch stärkerem Maße der Fall geworden. Die Hoffnung, daß durch die Chicagoer Ausstellung, wo prachtvolle Achatwaren ausgestellt waren, das Geschäft sich heben würde, hat sich als trügerisch erwiesen; in New-York entstand unserer Industrie ein mächtiger Konkurrent, die bekannte Firma Tiffany, die aus verschieden gefärbtem Glasfluß künstlichen Achat in täuschender Weise und viel billiger herstellt.

Das Graveurgeschäft, welches durch Bestellungen aus Amerika seiner Zeit zu hoher Blüte gekommen war, liegt so danieder, daß zeitweilig sogar sein Untergang droht.

Die afrikanischen Artikel in Achat, die Hunderten von Schleifern und Bohrern Beschäftigung brachten, werden durch fortschreitende Verbesserung und Verbilligung der böhmischen Glaswaren immer mehr verdrängt.

Der Verkauf kleiner Gegenstände in den Bädern ist allein nicht zurückgegangen, doch bringt der im ganzen nicht viel ein.

Im Jahre 1890 wurde die Lage im Fabrikgebiet wieder kritisch durch die Uneinigkeit, die zwischen Schleifern und Händlern entstanden war, wobei sogar das uralte Innungswesen einen Stoß erhielt. Diese Thatsache veranlaßt uns, den Blick auf die Organisation des Gewerbes zu lenken.

Bis jetzt ist die ganze Produktion eine Hausindustrie, die sich in streng geteilte Innungen zerlegt. Es sind dieses die Verkäufer der Rohware, die Schleifer, die Bohrer, die Graveure und Steinschneider, die Juweliere und die Händler.

Die **Verkäufer** der meistens aus Südamerika bezogenen Steine betreiben daneben teilweise selbst Jaspisausgrabungen in der Umgegend und verkaufen ihre Ware auf wöchentlichen Versteigerungen. In den Höfen ihrer Häuser stehen reihenweise flache Kästen von ungefähr einem Quadratmeter bei fünfundzwanzig Centimeter Höhe, in denen die zu versteigernde Menge Achat verteilt ist.

Die Schleifer können sich hier die Ware ansehen, selbst kleine Stückchen zur näheren Kenntnisnahme abschlagen und steigern dann nicht die einzelnen Steine, sondern den Inhalt ganzer Kästen. Besonders schöne und wertvolle Exemplare werden auch unter der Hand verkauft.

Die **Händler** fertiger Achatsachen haben oftmals eigene Juwelierwerkstätten; sie kaufen die geschliffenen Steine, fassen, was nötig ist, in Tombak, Nickel, selten in Silber, und versenden die Ware zum Verkauf. Sie verfolgen die herrschende Mode und machen mit den Bestellungen an die Schleifer zugleich auch Angaben darüber, welche Farbe und Art Steine augenblicklich am beliebtesten sind.

Überall in Europa kann man Obersteiner Arbeiten finden, vornehmlich aber in Bädern und Luftkurorten, selbst die Messe von Nischni-Nowgorod und durch sie Asien wird damit versorgt; das Hauptabsatzgebiet war aber bis zur letzten Zeit Nordamerika, wo Kunstgegenstände in der Art von Vasen, Pokalen, Schüsseln u. s. w. beliebt waren und gut bezahlt wurden.

Dann ist noch Afrika ein guter Markt gewesen, und zwar sowohl für Götzen, Amulette, Schmucksachen u. s. w. als auch für Nachahmungen altägyptischer Nippsachen, die dann als „echt" in kauflustigen Touristen ihre Liebhaber finden.

Die **Juweliere** machten anfangs nur Fassungen für geschliffene Steine, erweiterten aber mit der Zeit ihre Produktion und stellen jetzt alles her, was unter den Begriff „bijouterie fausse" fällt. Dadurch ist diese Innung nicht geradezu vom örtlichen Gewerbe abhängig, hielt sich auch in den schweren Jahren ganz gut, leidet aber nun stark an der wachsenden Konkurrenz der Hanauer und Pforzheimer Fabriken.

Die **Steinschleifer** und **Bohrer** bilden zwei gesonderte Innungen, obgleich ihre Thätigkeit ineinander greift und schwer zu trennen ist. Ihre Arbeiten interessieren uns

am meisten. Wir werden sie deshalb nachher eingehender beschreiben.

Eine jüngere Innung bilden die Graveure und Steinschneider. Für diese ist der aus verschiedenfarbigen Schichten bestehende Achat ein ausgezeichnetes Material, weitaus besser als die in neuerer Zeit in Italien dazu verwandten Muscheln. Die Kunst des Steinschneidens ist durch italienische Graveure aus Rom herübergekommen, die das Fürstentum besuchten, um sich gestreifte Achate für ihre Arbeiten zu holen; aber ihre hohe Entwickelung hat sie den eigenen Meistern zu verdanken, die in den besten Ateliers von Paris arbeiteten und im Jahre 1870, wie so viele andere deutsche Handwerker, von dort wegziehen mußten. Sie hatten ihren Geschmack bei französischen Künstlern gebildet und konnten nun ihrerseits zur Hebung des heimatlichen Gewerbes beitragen.

Man unterscheidet beim Steinschneiden Kameen und Intaglio. Als Kameen werden solche Arbeiten bezeichnet, die ein erhabenes Bild auf zurücktretendem Fond vorstellen, während im Gegenteil bei dem Intaglio, wie das Wort schon selbst zeigt, das Bild vertieft graviert erscheint, wie auf Petschaften.

Meistenteils wählt man Steine mit verschiedenfarbigen Lagen und arbeitet bei den Kameen den hervortretenden Gegenstand in der weißen Schicht heraus, so daß er sich wirkungsvoll vom dunklen oder roten Grunde abhebt, wobei dieser, durch die weniger erhabenen Teile hindurchschimmernd, der Kamee ein zartes, duftiges Aussehen verleiht.

Griechische und römische Kameen werden am häufigsten nachgemacht, doch kommen auch moderne Sujets vor, sogar Bildnisse können geschnitten werden; aber die antiken Kameen bilden doch das Hauptkontingent und werden in großen Massen ausgeführt, sogar nach Italien, trotz der dortigen Konkurrenz.

Bei dem Intaglioschneiden wird das entgegengesetzte Verfahren angewandt; die weiße obere Schicht dient als Grund, und die hineingeschnittenen Abbildungen, Wappen, Monogramme erscheinen dunkel auf weißer Fläche.

Seit 1873 hat sich noch die Innung der Steinsäger (Lapidäre) ausgeschieden. Diese zersägen die Blöcke und bereiten die Steine zum Schleifen vor, indem sie ihnen im Rohen die erforderliche Form geben. Früher besorgten das die Schleifer selbst.

Die Zahl der zu den einzelnen Innungen gehörenden Personen seit 1854 ist aus folgender Tabelle zu ersehen:

Im Jahre	1854	1856	1867	1876	1885	1895
Schleifer	356	1453	1129	1042	1410	811
Bohrer	56	254	232	151	167	105
Juweliere	737	568	643	484	990	1575
Händler	60	82	119	134	125	174
Graveure	—	30	68	268	290	209
Lapidäre	—	—	—	23	84	173

Aus dem Jahre 1609 ist eine Zunftordnung vorhanden, welche später unter den vielen aufeinanderfolgenden Herrschaften wohl mehrfach verändert wurde, in der Hauptsache aber sich gleich blieb. Durch starren Zunftzwang und strenge Geheimhaltung der Handhabungen des Gewerbes sollte dieses gefördert werden; das Auswandern war den Schleifern verboten, aber es wurde ihnen Erlaß des Militärdienstes gewährt. Nur Söhne von Meistern durften zur Industrie zugelassen werden, Frauen durften unter keiner Bedingung bei den Arbeiten mithelfen; der ungalante Gesetzgeber traute ihnen nicht recht wegen des Ausplauderns der Betriebsgeheimnisse.

Durch die Macht der Gewohnheit ist auch jetzt die ganze Industrie in Händen der Männer, und nicht eine einzige Frau arbeitet in den Schleifmühlen.

Die Bestimmung, daß der Lehrling bei seinem Eintritt ein Viertel Wein setzen mußte und ebensoviel, wenn er zum Meister gesprochen wurde, beweist, daß das Völkchen leichtlebig war. Am Zunfttage wurde bei der Rechnungsablage der Überschuß nach

altem rheinischen Brauch vertrunken; ohne Händel ging es dabei nicht ab, wie ein Artikel der Zunftordnung vermuten läßt, der den, „welcher die Faust fahren läßt oder vom Leder zieht“, mit einem Florin Strafe bedroht.

Knaben, die die Schleiferei lernen wollen, besuchen im Alter von vierzehn bis siebzehn Jahren die Zeichenstunden der Schule, werden dort auch sonst mit dem Kunstgewerbe im allgemeinen bekannt gemacht nach dem Programm der preußischen Fortbildungsschulen; darauf treten sie als Lehrlinge in eine Schleifmühle und bilden sich praktisch aus. Um Meister zu werden, müssen sie ein Meisterstück anfertigen.

Einen großen Einfluß übt auf das Gewerbe die Person des Zeichenlehrers aus. Wenn er der Sache Interesse entgegenbringt, so begnügt er sich nicht mit dem Unterricht, sondern bleibt in regem Verkehr mit seinen früheren Schülern, besucht ihre Werkstätten und steht ihnen bei künstlerischen Arbeiten mit seinem Rate bei.

Schon vorhin ist erwähnt, daß die Händler die Schleifer bei Bestellungen auch mit Modellen versehen. Außerdem schleifen die Leute auf eigene Hand Kunstgegenstände, wenn sie besonders schöne und brauchbare Steine haben. Hierbei kann ein gebildeter Lehrer großen Nutzen stiften, wenn er stilgerechte Modelle mit graziösem Profil entwirft oder zum Gesamtcharakter des Gegenstandes passende Einzelausschmückungen zeichnet.

In den Schaufenstern Frankfurter und Wiesbadener Goldarbeiter sieht man bisweilen Pokale, Schalen, Nautilusvasen aus Achat oder Bergkrystall in Goldfassung mit Edelstein- und Emailschmuck ausgestellt. Ihre leichte Form, die schwunghaften Linien bürgen dafür, daß die Entwürfe von einem Künstler stammen. Wir können mit Bestimmtheit sagen, daß bei den meisten derartigen Arbeiten die Schleifer des ganzen Obersteiner Industriegebietes an ihrem Lehrer, Herrn K. Görig, eine teilnahmvolle Hilfe hatten. Zum großen Leidwesen der Bevölkerung ist Herr Görig jetzt nach Erbach im Odenwald versetzt worden, nachdem er achtzehn Jahre in Idar thätig gewesen ist und allgemeine Liebe und Achtung durch sein bildendes, thätiges Eingreifen in das Gewerbe erworben hat.

Nachdem wir nun die Geschichte und Organisation der Obersteiner Privatindustrie kennen gelernt haben, gehen wir zur Darstellung der Technik über. Wir betrachten zunächst die Einrichtung einer Schleifmühle, dann das Verfahren bei dem Schleifen selbst und endlich das Material, das geschliffen wird.

Längs des Idarbaches und seiner Nebenbäche stehen kleine einstöckige Gebäude, die die Werkstätten enthalten. Das Wasser bildet hier fast ausschließlich die einzige Triebkraft und wird durch kleine Kanäle hart an die Mühlen geleitet, wo es ein unterschlächtiges Wasserrad in Bewegung setzt, dessen Achse ins Innere des Gebäudes hineinragt und in einem großen Kammrad endet. Dieses greift mit seinen Sprossen in ein zweites Rad und bringt dadurch eine wagerechte, durch die ganze Mühle gehende Achse in Bewegung, an der vier bis fünf Schleifsteine befestigt sind.

Der Boden einer Werkstatt ist in zwei Teile geteilt: der größere liegt zu ebener Erde, auf ihm befinden sich die Arbeiter; der andere Teil ist kanalartig vertieft und hat eine Breite, die vom Durchmesser der Schleifsteine abhängt; in diesem Kanal dreht sich die gemeinschaftliche Achse der Schleifsteine, die auf der Höhe des Fußbodens des Arbeitsraumes liegen muß. Der Abstand zwischen den einzelnen Mühlsteinen beträgt etwa achtzig Centimeter, so daß die nebeneinander arbeitenden Schleifer sich nicht gegenseitig hindern. Die Umdrehung der Steine geschieht durchschnittlich dreimal in der Sekunde und zwar in der Richtung gegen den Arbeiter, so daß die vor ihm befindliche Fläche sich von oben nach unten bewegt.

Die Schleifsteine haben einen Durchmesser von ungefähr anderthalb Meter, eine Dicke von vierzig bis fünfundvierzig Centimeter und bestehen aus hartem feinkörnigem Saarbrückener Sandstein. Bei ihrer Auswahl muß man ungemein darauf achten, daß sie keine Sprünge oder Risse zeigen, weil bei der außergewöhnlichen Schwungkraft die Steine leicht springen und Werkstatt wie Arbeiter in große Gefahr bringen können.

Der Umkreis der Steine bildet die Schleiffläche, in die Hohl- und Rundkehlen einge-

meißelt sind, um je nach der Form des zu schleifenden Gegenstandes benutzt zu werden.

An der hinteren Mauer fließt in einer Rinne beständig Wasser. Dieses wird durch Zweigröhrchen auf die einzelnen Schleifsteine geleitet, wo es die Arbeitsfläche naß hält. Um das Umherspritzen zu verhüten, sind die Mühlsteine mit Deckeln versehen, von denen lederne oder andere Lappen herunterhangen, so daß nur die notwendige Schleiffläche offen bleibt.

Vor dem Schleifen erhält der Achat die rohe Form des zu verfertigenden Gegenstandes, was entweder durch Meißel und Hammer oder durch die Steinsäge geschieht. Dabei zeigen die Leute einen merkwürdigen Scharfblick dafür, in welcher Richtung sich der Stein am besten spalten läßt; es geht aber bei dieser Arbeit doch viel Material verloren.

Die Sägevorrichtung besteht aus einem kleinen Tischchen, auf dem senkrecht eine mit kleinen Zähnen versehene Stahlscheibe befestigt ist; der zu zersägende Stein wird durch einen Schraubstock gefaßt und gegen die Kreissäge gedrückt, die durch einen Treibriemen mit der gemeinsamen Achse der Werkstatt verbunden und von dieser in Bewegung gesetzt wird. Der Arbeiter hat nur den Schraubstock langsam fortzubewegen und von Zeit zu Zeit die Säge mit einer Mischung von Diamantstaub und Petroleum zu bestreichen.

Einen eigentümlichen Anblick bietet das Schleifen selbst. Jeder Arbeiter hat ein kleines, schräg nach rückwärts abfallendes Bänkchen, dessen oberes Brett cylindrisch ausgehöhlt ist und an den Ecken Ausschnitte hat. Auf dieses Bänkchen legt sich der Schleifer mit der Brust, streckt die Beine nach hinten aus und stemmt sich mit den Füßen gegen eine am Fußboden angenagelte Querleiste; die beiden oberen Ausschnitte dienen zur freieren Bewegung der Arme. Nur in dieser Lage kann der Schleifer seine ganze Kraft auf die Arbeit verwenden, um das Achatstück gegen die Schleiffläche zu drücken und zugleich den Schliff mit dem Auge zu verfolgen und zu prüfen. Da die Schleifbahn sich von oben nach unten bewegt und der Boden der Werkstatt hart bis zu den Schleifsteinen geht, so ist keine besondere Vorsicht nötig, damit das Objekt nicht davongeschleudert werde oder durchfalle; man drückt einfach den Achat gegen den Sandstein, indem man größere Stücke in der Hand hält oder auf den Boden stützt, kleine aber, um sie handlicher zu machen, auf Stäbchen kittet.

Die Geschicklichkeit der Schleifer und ihr Augenmaß sind bewunderungswürdig; in wenigen Minuten entsteht unter ihren Fingern aus einem unförmigen Stein ein Ei, eine Kugel, ein Schirmgriff von so tadelloser Form, daß man meinen könnte, sie seien auf der Drehbank gefertigt, während doch alles aus freier Hand gemacht wird.

Schwieriger gestaltet sich das Schleifen von ausgehöhlten Gegenständen, Pokalen, Dosen, Vasen u. s. w. Für dergleichen Arbeiten ist eine besondere Vorrichtung vorhanden, die durch einen Treibriemen in Bewegung gesetzt wird und aus einem auf Untergestell befestigten Rade besteht, dessen Achse nach einer Seite verlängert ist. Auf diese werden kleine Scheiben aus Saarbrückener Sandstein angebracht. Der Schleifer setzt sich auf einen Schemel, nimmt den auszuhöhlenden Stein in die Hand und drückt ihn von unten gegen den Schleifstein. Je tiefer die Arbeit in den Achat dringt, desto kleinere Schleifsteine werden genommen, und schließlich ersetzt man die Scheibe durch eine sandsteinerne Spitze, die auf die Achse geschraubt wird. Auch bei dieser Arbeit muß die Schleiffläche stets naß erhalten werden.

Das Hohlschleifen bringt größeren Formenreichtum hervor; es bedingt aber auch eine größere Fertigkeit des Schleifers und gleichzeitig einen höheren Formensinn. Es wird zur kunstgewerblichen Thätigkeit, wenn, wie in neuerer Zeit, vielgliederige Vasen, Flacons, Riechfläschchen und ähnliche flaschenartige Gefäße hergestellt werden. Diese werden mühsam nach und nach dadurch ausgekolbt, daß man in die vorher cylindrisch herausgeschliffene Höhlung mit fortschreitender Arbeit alle möglichen Scheibenformen aus leichtschmelzendem sogenanntem Woodschen Metall eingießt. Diese Scheiben bewerkstelligen dann mittels Schleifpulvers eine entsprechende Erweiterung der Höhlung. Haben sie ihre Arbeit geleistet, so werden sie wieder geschmolzen und aus dem Gefäß herausgegossen. Es werden in die schmalen

Halsöffnungen auch kleine Stahlscheibchen auf Stengeln eingelassen, die, an der Achse der Drehbank befestigt und mit Petroleum und Diamantstaub eingeschmiert, den Schliff ausführen.

Nach Fertigstellung der Innenseite eines Gefäßes beginnt der äußere Schliff auf den gewöhnlichen großen Schleifsteinen. Mit merkwürdiger Geschicklichkeit machen die Arbeiter die Wände so dünn wie feines Krystall, wodurch herrliche Farbenerscheinungen zu Tage gefördert werden. Aber peinlichste Aufmerksamkeit gehört dazu, weil die ganze aufgewandte Mühe und Arbeit verloren ist, sobald bei den letzten Hantierungen das beinahe vollendete Arbeitsstück, wie so oft, zerbricht oder zerspringt.

Nach Beendigung des Schleifens verlangen einige Gegenstände, wie Perlen, Knöpfe, Berlocken u. s. w., noch die Durchbohrung. Sie werden dazu auf einem Tischchen befestigt. Der aus einem eisernen Stiel mit Diamantspitze bestehene Bohrer wird aufgesetzt, mit der linken Hand durch einen Hebel senkrecht gehalten und mit der rechten unterstützt von einer Art Fiedelbogen in schnell rotierende Bewegung versetzt. Die Bohrstelle muß zuweilen mit einem Tropfen Öl benetzt werden.

Nach all diesen beschriebenen Verrichtungen sieht der Achat noch sehr rauh und unansehnlich aus; seine Schönheit erlangt er erst durch die Politur, die eine einfache und leichte Arbeit ist. Der Hauptbestandteil einer Polierbank besteht aus einer rotierenden Walze von hartem Holze mit Hohl- und Rundkehlen wie auf den Schleifsteinen. Die Walze wird befeuchtet, mit Trippel bestrichen und der zu polierende Gegenstand so lange daran gedrückt, bis er vollständig glatt und glänzend wird. Bei dem Polieren erhitzen sich die Achate leicht. Es muß die Arbeit deshalb oft ausgesetzt werden, weil die Stücke sonst platzen könnten; bei größeren soll außerdem die ganze Oberfläche geölt sein, um zu ungleichmäßiges Erwärmen zu verhüten. Das Polieren von Hohlgefäßen geschieht mittels Trippels und kleiner Bleirädchen auf Stielen.

In allen Werkstätten wird das Schleifen auf die bezeichnete Art betrieben; seit Jahren sind keine Veränderungen oder Verbesserungen eingeführt worden; eine oder zwei Dampfschleifereien waren vorhanden, doch konnten sie nicht auf die Kosten kommen und mußten den Betrieb einstellen.

Im Jahre 1776 ist ein Buch von Collini erschienen: „Journal d'un voyage qui contient différentes observations sur les agates“, in dem der Verfasser das Schleifen genau beschreibt. Man ist erstaunt, noch heute, nach mehr als hundert Jahren, dieselben Werkzeuge und dieselbe Schleifweise vorzufinden. Schon Collini bemerkt, daß das Liegen auf der Brust bei der Arbeit gesundheitsschädlich sein müsse. Es kann auch wirklich keiner länger als zwei Stunden hintereinander diese Lage aushalten. Trotz häufiger Pausen in der Arbeit bewirkt diese Lebensweise doch bei allen frühzeitige Brustkrankheiten. Außer der schweren Lage wirken noch andere Umstände schädigend auf die Gesundheit der Leute: der Kopf des Arbeitenden ist infolge allzugroßer Nähe bei dem Schleifobjekt und der Bahn des Schleifsteines einem fortgesetzten und äußerst nachteiligen Sprühregen von Wasserstaub und Schleificht ausgesetzt. Gegen die gesundheitsschädigende Nässe sucht man sich bei der Arbeit, so gut es geht, durch Mütze, Tücherumwickelungen u. s. w. zu schützen, aber das Eindringen der mikroskopischen spitzen und scharfen Steinteilchen, die sich vom Objekt wie vom Schleifstein ablösen, in die Luftwege ist nicht zu vermeiden und bewirkt Entzündungszustände, die zu Lungentuberkulose führen. Die Schädlichkeiten des Berufes werden noch dadurch vergrößert, daß bei der Arbeit fast von allen aus der kurzen Thonpfeife geraucht wird. Der Mißbrauch alkoholhaltiger Getränke, der ziemlich verbreitet ist, schwächt seinerseits den Organismus. Aus alledem wird die betrübende Thatsache erklärlich, daß sich bei der industriellen Bevölkerung ein erschreckend niedriges Durchschnittsalter, nämlich von nur siebenunddreißig Jahren, ergiebt.

In wirtschaftlicher Hinsicht sind fast alle Schleifer unabhängig voneinander. Wenige dienen als Gesellen, die meisten ziehen es vor, selbständig und für eigene Rechnung zu arbeiten. Die Werkstätten gehören reicheren Unternehmern, die einzelne Schleifsteine an Interessenten verpachten, so daß der Arbeiterbestand einer Schleifmühle rein durch Zufall zusammengewürfelt erscheint und ohne

gemeinschaftliches Interesse ist. Jeder Schleifer kauft das notwendige Rohmaterial auf den Versteigerungen bei den Händlern mit sechsmonatlicher Zahlungsverpflichtung und verkauft seine fertige Ware dem Bijouteriehändler für bares Geld. Je nach der Mode und Nachfrage nach Achatartikeln wechselt deren Preis. Der Gewinn der Industriellen ist zuweilen sehr gering; aber in keinem Falle kommt der Schleifer in ein Abhängigkeitsverhältnis wie der Fabrikarbeiter. Zudem haben die meisten einen kleinen Grundbesitz.

Die Hauptmasse des im Birkenfelder Schleifgebiete verarbeiteten Materials bildet der Quarz in seinen verschiedenen Gestalten:

Chalcedon oder Achat, sehr feinkörniges oder dichtes, milchig durchscheinendes Quarzaggregat mit splitterigem Bruche und wachsartigem Glanze, welcher sich meist in dicken nierenförmigen Überzügen der Wände von Hohlräumen zersetzter vulkanischer Gesteine findet.

Karneol heißt ein infolge einer Beimengung von Eisenoxyd rotgefärbter Chalcedon, der oft zu Ringen und Petschaften verschliffen wird und im Altertum besonders zu Kameen benutzt wurde.

Chrysopras, ein deutlich körniger Chalcedon, der seine apfelgrüne Farbe einer beigemengten Nickelverbindung verdankt; er steht, wenn seine Farbe recht schön und gleichmäßig ist, von den verschiedenen Chalcedonabarten am höchsten im Preise.

Heliotrop nennt man eine dichte, dunkelgrüne Quarzsubstanz, wenn sie rote, aus Karneol bestehende Punkte zeigt; man benutzt ihn am meisten zu Ringsteinen. Der beliebteste Heliotrop kommt aus Sibirien und Buchara.

Jaspis ist ein brauner, roter oder gestreifter undurchsichtiger Chalcedon. Mehr oder weniger rein kommt er in verschiedenen Gegenden vor, am Ural, in Ägypten, in Centralasien, auch wird er noch bei Idar gegraben.

Als Onyx wird bezeichnet und geschätzt derjenige Achat, dessen Lagen in recht verschiedenen Farben scharf voneinander abschneiden und durch parallele Flächen begrenzt werden, daher solche Steine besonders zur Herstellung von Kameen geeignet sind. Die übrigen Achate werden Band-, Festungs-, Walker-, Trümmerachat u. s. w. genannt. Häufig findet man in Chalcedon Flecken von gelber, brauner, schwarzer, roter oder grüner Farbe, die Gebilde von Moosen, Bäumchen oder Landschaften vorstellen; sie entstehen, wenn eine metallische, größtenteils eisenhaltige Lösung in die feinsten Ritzen und Fugen dringt. Man nennt die Gebilde Dendriten, Baum- oder Moosachat.



Schmuckschale aus Onyx.

Katzenauge, ein Quarzgestein mit zahlreich eingelagerten Asbestfasern, die ihm durch den Schliff einen seidenartig wogenden Lichtschimmer geben, der den Katzenaugen ähnlich ist. Er kommt aus Indien und Ceylon.

Aus Südafrika wird das Tigerauge eingeführt, ein Stein mit demselben Schimmer, aber von schöner brauner Farbe.

Das seltene Quarzaggregat, das in rotbrauner Masse zahlreiche kleine goldglänzende Glimmerstäubchen enthält, das Aventurin, wird jetzt wenig bearbeitet, dagegen in um so größeren Massen dessen Nachahmung aus kupferhaltigem Glasfluß.

Der Bergkrystall, in wasserhellen Stükken von Eigröße bis zum Gewicht von mehreren Kilo, kommt aus den Alpen oder aus Brasilien und wird zu optischen und technischen Zwecken, sowie zum Schmuck verarbeitet.

Amethyst, ein violetter durchsichtiger Quarzkrystall, eingeführt aus Brasilien oder Uruguay, wo er die Höhlungen mancher Achatmandeln ausfüllt.

Rauchtopas oder Rauchquarz ist ein gelblicher oder bräunlicher heller Krystall, der aus der Schweiz oder aus Südamerika eingeführt wird.

Außer diesen Quarzarten verarbeiten die Schleifer Lasurstein (Lapis lazuli), einen schönen, dunkelblauen Stein mit goldglänzenden Partikelchen von Schwefelkies. Er findet sich in größeren Massen in Buchara, am Baikalsee in Sibirien und in Persien.

Malachit, wegen seiner schönen smaragdgrünen Farbe sehr beliebt, ist eine kohlensaure Kupferverbindung, die in faserigen Aggregaten auf vielen Kupfergruben vorkommt.

Nephrit ist eine grüne Hornblende von sehr dichter Struktur, daher sehr schwer sprengbar. Seine große Zähigkeit hat es wohl veranlaßt, daß er schon in vorgeschichtlichen Zeiten zur Anfertigung von Werkzeugen benutzt wurde.

Wie schon bemerkt wurde, schleifen in neuerer Zeit viele Arbeiter auch wirkliche Edelsteine: Topase, Granaten, Opale, Türkise, Spinelle, Smaragde, Saphire, Rubine und Diamanten.

Mit einigen Worten wollen wir noch des Mittels gedenken, mit denen die natürliche Schönheit der Steine künstlich erhöht wird: des Färbens. Dieses war schon im Altertum den Römern bekannt, und bei Plinius finden wir Angaben über die Thatsache, daß die Farbe der Steine verbessert werde, jedoch keine Beschreibung davon, auf welche Weise die Färbung geschehe.

Das Geheimnis hat sich in Italien bis in die neueste Zeit erhalten und wurde von den dortigen Kameenschneidern fleißig benutzt. Durch Zufall kam ein Obersteiner Handelsmann in den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts im Pariser Schuldgefängnisse mit einem italienischen Graveur zusammen, der ihm die in seiner Heimat gebrauchten Mittel entdeckte. Dadurch wurde die Kunst des Achatfärbens im Idarthale bekannt.

Das Färben beruht auf der Porosität der



Schmuckschale aus Krystall.

Steine und ihrer Fähigkeit, Flüssigkeiten aufzusaugen. Nicht alle Achate können gefärbt werden. Die Schleifer untersuchen sie daher auf eine höchst einfache Art: sie schlagen ein feines Stückchen ab und benetzen es; trocknet die Feuchtigkeit streifenweise und ungleichmäßig, so ist das ein Zeichen von verschiedenartiger Porosität. Solche Steine bekommen nach dem Färben das wunderschöne gebänderte Aussehen, das uns in den Achatsachen so gefällt, indem die porösen Stellen die Farbe einziehen, während die dichteren hell bleiben. Das Färben wird nach dem Schliff, aber vor der Politur vorgenommen.

Die einfachsten Mittel sind, Chalcedone und einfarbige Achate in Onyxe und Karneole zu verfärben; grauer Jaspis wird gelb, grün, blau (künstlicher Lapislazuli), selbst die Landschaften der Baumachate werden künstlich aufgetragen.

Gelblicher Chalcedon hat seine Farbe von darin enthaltenem Eisenoxydul, das durch einfaches Brennen in Eisenoxyd verwandelt

wird und dem Stück den satten roten Ton giebt, der den Karneol auszeichnet. Bleibt der Stein trotzdem noch blaß, so legt man ihn drei bis vier Tage in eine Eisenlösung in Salpetersäure, trocknet ihn etwa zwei Wochen an einem mäßig warmen Ort und legt ihn dann in einen geschlossenen irdenen Topf, der allmählich bis zur Rotglut erhitzt und dann sehr langsam wieder abgekühlt wird.

Der schöne dunkelbraune und schwarze Onyx wird dadurch gewonnen, daß man den Achat zehn Tage in eine ziemlich warme Mischung von Honig und Wasser legt, ihn dann abspült, gut trocknen läßt und in Schwefelsäure abkocht. Durch diese Procedur wird der vom Stein aufgesogene Honig zu Kohle und verleiht je nach der Porosität eine mehr oder minder dunkle Färbung. Die kompakten weißen Streifen bleiben hell und sehen durch Kontrast noch weißer aus.

Einige Chalcedone können auch gebleicht werden, indem man sie zum Entziehen des eisenhaltigen Farbstoffes in Salpetersäure legt, gut trocknet und sie nochmals einem Bade in einer Mischung von zweihundert Gramm Ätzkali und Natron auf ein Liter Wasser unterwirft. Nach abermaligem Trocknen in einem Tiegel mit weißem Sande werden die Steine weiß und können nun beliebig gefärbt werden. Gelben Jaspis erhält man, indem man den Stein zwei Wochen lang bei mäßiger Erhitzung in Salzsäure, später in doppelchromsaures Kali legt. Zur Gewinnung von grüner Farbe gebraucht man Chromsäure oder Nickelsalze mit darauffolgendem Brennen. Aus einfachem grauem Jaspis wird durch Kochen in Eisenvitriol nach Imprägnieren mit Blutlaugensalz künstlicher Lapislazuli hergestellt; es fehlen aber selbstverständlich bei diesem Steine die feinen Goldfünkchen, die dem echten Lasurstein die Schönheit verleihen. Durch mäßiges Erhitzen der Rauchtopase und minderwertiger Amethyste gelingt es, sie in gelbe Krystalle zu verwandeln, die vielfach für die wertvolleren Citrine ausgegeben werden.

Auf solche Weise erscheinen im Handel Achatsachen in natürlicher Färbung, sowie solche, deren Aussehen künstlich etwas „aufgebessert“ ist. Oft ist es schwer, zu erkennen, wo Natur und Kunst aneinander grenzen.

Eine Aufzählung aller in unserer Industrie hergestellten unendlich verschiedenen Gegenstände würde zu weit führen; wir erinnern nur an die Kästchen, Dosen, Vasen, Pokale, Tassen, Aschenbecher, Zündhölzchendosen, Leuchter, Eier, Messer- und Gabelgriffe, Schirm- und Stockgriffe, Lineale, Normalgewichte, Mörser, Brillengläser (aus Bergkrystall), Broschen, Ohrringe, Petschafte, Ringe, Kugeln, Schreibutensilien, Riechfläschchen, Bonbonnieren, Knöpfe, Kreuzchen, Rosenkränze, Colliers (aus Amethyst und Bergkrystall) und vieles andere bis zu Amuletten und Götzenbildern.

* * *

Begeben wir uns nun auf das andere Arbeitsgebiet der Schleiferei, zur Hausindustrie im Ural. Nach allgemeinen Bemerkungen wollen wir den dortigen Betrieb genauer zu schildern versuchen, um dann mit einem Blicke auf verwandte Gewerbszweige abzuschließen.

Die Oberstein-Idarer Schleiferei steht nicht einzig in der Welt da, wie von vielen geglaubt wird. In einem ganz entlegenen Ende Europas, im Uralgebirge, sehen wir dieselbe Kunst blühen. Obgleich beide Industrien sich vollständig unabhängig entwickelten und sogar kaum eine Ahnung voneinander haben, sind sie sich in ihren Erzeugnissen sehr ähnlich, auch die technischen Handgriffe gleichen sich, nur ist die russische Schleiferei in noch viel primitiveren Verhältnissen, weil ihr die Wasserkraft fehlt und sämtliche Vorrichtungen durch Menschenkraft in Bewegung gesetzt werden müssen. Trotzdem erreichen die Schleifer eine merkwürdige Geschicklichkeit und bringen Gegenstände zur Schau, die das Entzücken eines jeden Kenners sind, leider aber in Westeuropa vollständig unbekannt bleiben.

Schon bei der Beobachtung der Idarer Industrie mußte die Einfachheit der technischen Arbeitsmittel auffallen, die seit hundert Jahren fast keine Verbesserungen aufweisen; um wie viel mehr erstaunt man hier bei dem Anblick der armseligen Werkzeuge, mit denen die Schleifer die herrlichsten Arbeiten zuwege bringen.

Die Entstehungszeit der Industrie im Ural

ist nicht genau zu bestimmen, jedenfalls war sie vor 1754 unbekannt. In diesem Jahre gründete die Regierung eine Schleiffabrik in Beresowski Savod, die aus den schönen und mannigfaltigen Halbedelsteinen, die im Ural reichlich gegraben werden, Kunstgegenstände für den Hof herstellen sollte. Ihre Arbeiter waren anfangs Sträflinge. Es ist sehr gut möglich, daß einige Bauern der Umgegend die Kunst zu schleifen in der Fabrik gelernt und sie dann nach Hause verpflanzt haben.

Wie überall, wurde auch hier die Industrie von den Beteiligten sehr geheim gehalten, die Meister nahmen keine Lehrlinge an und arbeiteten nicht einmal im Beisein von Fremden; trotzdem drang die Kunst in weitere Kreise und wird jetzt von etwa dreihundert Personen, Männern wie Frauen, betrieben, von denen zweihundertsiebzehn in Beresowski Savod leben, dreiundsechzig in der Stadt Ekaterinburg und der Rest in Ober- und Nieder-Issetski Savod.

Das Schleifen ist in vollem Sinne Hausindustrie, bei der die Beteiligten ganz unabhängig voneinander sind. Die notwendigen Werkzeuge sind höchst einfach und sehr billig, so daß das Anlagekapital ganz geringfügig ist. Auch Betriebskapital braucht sehr wenig angewandt zu werden. Reparaturen und Verbesserungen sind selten, können von den Arbeitern eigenhändig vollzogen werden, und das Arbeitsmaterial, der rohe Stein, wird je nach Bedarf und augenblicklichen Vermögensverhältnissen gekauft. Die Schleifer kaufen die Steine teils an den Fundorten selbst, wo sie von den Goldgräbern feilgehalten werden, teils von wandernden Händlern, die damit hausieren. Oftmals wird das Material auch von den Geschäften geliefert, und die Schleifer arbeiten dann auf Bestellung. Daraus ist zu ersehen, daß der Einkauf der Rohware, sowie der Verkauf fertiger Erzeugnisse in keinen regelmäßigen Zeitabschnitten geschieht, sondern so, wie es gerade kommt. Barzahlung ist bei gelieferter Arbeit allgemein üblich, was bei so kleinen Betrieben begreiflich ist. Die größeren Unternehmer gewähren aber doch Händlern Kredit bis zu hundert Rubel, bisweilen ohne jede schriftliche Bürgschaft, „auf Treu und Glauben“.

Im ganzen sind die Industriellen sehr abhängig von den Händlern, die ihnen die Preise vorschreiben, da sie sehr gut wissen, daß die Leute nicht im stande sind, ihre Ware weiter als Ekaterinburg zu bringen und auch auf günstigere Gelegenheit nicht warten werden, weil sie stets in Geldsorgen sind. Die Händler beeilen sich mit dem Weiterverkauf nicht, sie stapeln die Ware auf und bringen sie auf die Messen von Nijni-Nowgorod und Irbit, auch haben sie im Sommer, bei regem Besuch der Ekaterinburger Eisengießereien, guten Absatz.

Es ist vorgekommen, daß einzelne Schleifer ihre Ware selbst auf die Messe brachten, wo sie natürlich bessere Preise erzielten als bei den Ekaterinburger Händlern. Doch haben diese die verwegenen Neuerer dafür empfindlich gestraft, indem sie sie einfach boykottierten und keine Waren mehr von ihnen kaufen wollten. Die armen Schleifer kamen in furchtbare Bedrängnis, da ihnen das Geld zum Notwendigsten ausging, und mußten ihre Preise auf das Äußerste herabsetzen, um nur wieder in Gnaden aufgenommen zu werden.

Seit einigen Jahren besteht eine russische Gesellschaft zur Hebung der heimatlichen Hausindustrie, die große Bazare aller möglichen Erzeugnisse in Moskau und St. Petersburg unterhält und außerdem alljährlich Ausstellungen veranstaltet. Das mag die Bekanntschaft des größeren Publikums mit unserer Industrie und damit zusammenhängend vielleicht auch den Absatz steigern.

Das in Ekaterinburg und Umgebung verarbeitete Material wird zum größten Teil im Ural gewonnen und besteht aus den bereits besprochenen Steinarten: Chalcedon, Karneol, Heliotrop, Chrysopras, Jaspis, Amethyst, Bergkrystall, Rauchtopas, Citrin, Malachit, Lasurstein, Nephrit, Topas, Spinell, Smaragd. Außerdem werden geschliffen: Alexandrit (Chrysoberyll), ein Krystall, der infolge seiner Zweifarbigkeit die merkwürdige Eigenschaft besitzt, im zerstreuten Tageslicht smaragdgrün, am Abend dagegen, wenn das Licht brennender Kerzen in gewissen Richtungen hindurchfällt, blutrot durchsichtig zu erscheinen.

Phenakit, eine chemische Verbindung von Beryllerde und Kieselsäure, der im Aus-

sehen außerordentlich dem Bergkrystall gleicht, aber viel schöneres Feuer besitzt.

Aquamarin, ein durchsichtiger und zu Schmucksachen brauchbarer sechsseitiger Krystall von schöner blaugrüner bis wasserblauer Farbe.

Demantoid, eine Granatart von schönem, lebhaftem Gelbgrün, welches sich in einzelnen Steinen sogar dem Smaragdgrün nähert.

Turmalin, ein sehr mannigfaltig zusammengesetztes Metalloxyd, ist als eisenreicher schwarzer Krystall (Schörl) in granitischen Gesteinen sehr verbreitet. Weniger häufig sind helle Arten; die wertvollste der karminrote Rubellit, der in Rußland hoch geschätzt wird.

Rhodonit (Orletz), ein Mangansilikat, bildet schön rosenrot gefärbte Aggregate; wird zu kleinen Sachen, aber auch zu Vasen, Aschenschalen u. s. w. genommen.

Ophit, ein dunkelgrünes Gestein aus Plagioklas und Hornblende mit Augit, serpentinähnlich.

Selenit, eine schöne gelbliche Gipsart mit seidengleichem Schimmer.

Der Betrieb stellt sich folgendermaßen dar: Eigentliche Werkstätten giebt es in Ekaterinburg und Beresowski Savod wenige, größtenteils wird in den Wohnräumen und Küchen gearbeitet, was zwar unbequem und schädlich, aber immerhin möglich ist, da die Schleifbänke nicht groß sind und mit der Hand getrieben werden; nur die Malachitarbeiter schleifen in besonderen Räumen. Der Gesundheitszustand der Industriebevölkerung ist, wie im Fürstentum Birkenfeld, sehr schlecht; obgleich die Arbeiter hier nicht auf der Brust liegen, so müssen sie doch die ganze Arbeitszeit in den kleinen, schlechtgelüfteten Werkstätten verbringen und den krystallinischen Staub, sowie die Ausdünstungen von Scheidewasser und sonstigen scharfen Chemikalien einatmen. Besonders die Malachitarbeiter kränkeln von Jugend auf, husten alle sehr stark, wobei der Auswurf grün ist, und sterben durchschnittlich zwischen vierzig und fünfundvierzig Jahren.

Die Schleiferinnen sind entschieden besser daran, weil sie die Thätigkeit öfter unterbrechen und überhaupt nur leichtere Arbeit besorgen.

Eine bestimmte Arbeitsteilung wird nicht befolgt, es arbeiten wohl einzelne nur an Petschaften, andere schleifen bloß Halsperlen (ein im russischen Volke viel getragener Artikel), andere machen Broschen, Ringsteine und anderes Juweliermaterial, andere wieder schleifen verschiedene Sachen aus mannigfaltigen Steinen, überlassen aber das Polieren und Bohren Nachbarn. Daneben trifft man aber auch Männer und Frauen, deren Thätigkeit vielseitiger ist.

Ebenso schwer ist es, die Arbeitszeit festzustellen; Schleifer, die das ganze Jahr hindurch das Gewerbe betreiben, arbeiten etwa zehn bis fünfzehn Stunden täglich, besonders eifrig im Sommer vor der großen Nijni-Nowgorod-Messe, weil da die Preise erheblich steigen. Andere arbeiten zu Hause nur, wenn sie nicht gerade bei der Goldwäscherei oder Goldgrabung thätig sind. Die Collierschleiferinnen halten sich an gar keine bestimmte Tagesstunde, sie schleifen eben dann, wenn die Hausbesorgung es ihnen gestattet. Im Sommer wird wenig gearbeitet, weil die Gartenbestellung, die Heuernte, das Pilz- und Beerensammeln viel Zeit wegnehmen; auch helfen viele Frauen in den Goldwäschereien mit. Brotneid und Konkurrenz-Eifersucht ist so ziemlich unbekannt; die Leute leben freundschaftlich und stehen einander oft helfend bei.

Frauen und Mädchen, die kleine Schleiftischchen benutzen, versammeln sich zuweilen in einem Hause zur gemeinschaftlichen Arbeit, wobei im Chor gesungen und der Mund ebenso fleißig wie die Hand in Thätigkeit gehalten wird.

Das Hauptwerkzeug des Arbeiters ist die Schleifbank, die mittels eines Treibriemens durch Drehung eines hölzernen Schwungrades in Bewegung gesetzt wird. Die Schleifbank selbst besteht aus einem Tisch, über dem sich zwischen zwei senkrechten Ständern eine horizontale Achse befindet. Sie ist aus Eisen, liegt in Lagern von Hirschhorn und trägt an einem Ende eine hölzerne Welle für den Treibriemen; näher zum anderen Ende sitzt auf der Achse das Schleifrad, das aus einer hölzernen, am Umkreis mit Blei überzogenen Scheibe besteht. Statt des Schleifrades kann je nach Bedarf auch eine Säge auf die Achse gesetzt werden. Bleierne Scheiben werden von zweierlei Art ver-

wandt, eine fünfzehn Centimeter im Durchschnitt messende, zwei Centimeter dicke für größere Flächen und eine kleine drei Millimeter dicke für Einschnitte und Vertiefungen. Außerdem gebraucht der Schleifer noch eine kleine kupferne Scheibe, die ihm als Kreissäge dient, um dem Stein im Rohen die gewünschte Form zu geben, und eine zwanzig Centimeter durchmessende eiserne Scheibe, womit der erste gröbste Schliff ausgeführt wird. Die Achse kann auch durch eine andere ersetzt werden, die durch den einen Ständer hindurchgeht und jenseits hinausragt, damit an deren Spitze ganz kleine Bleirädchen zum Hohlschleifen befestigt werden können.

Die Arbeit des Schleifers am beschriebenen Tisch ist folgende: Der mit dem Hammer behauene Stein wird zuerst mit der kupfernen Säge bearbeitet, indem durch eine Reihe Einschnitte die Hauptflächen des Gegenstandes markiert werden; das Überflüssige wird dann abgeschlagen oder mit einer flachen Zange abgebröckelt. Darauf wird die Säge durch die eiserne Scheibe ersetzt und an ihr die Unebenheiten des Objektes glatt geschliffen, wodurch es sich seiner zukünftigen Gestalt sehr nähert. Dabei, wie beim Sägen und der Arbeit an der Bleischeibe, muß für beständiges Auftragen von Schmirgel mit Wasser gesorgt sein. Die nächste Verrichtung, das eigentliche Schleifen, bildet den schwersten Teil der Arbeit und erfordert viel Geschick und Augenmaß. Es werden auf die Achse in einiger Entfernung voneinander die beiden Bleischeiben gesetzt, der Schleifer nimmt den Stein in die linke Hand und drückt ihn von unten an die Schleifbahn: bei Flächen an die größere Scheibe; um Rinnen und Hohlkehlen hervorzubringen, an die kleinere.

Dieselbe Vorrichtung dient auch zum Polieren; nur gebraucht man statt der bleiernen zwei zinnerne Scheiben, die mit Trippel eingerieben werden.

Bei dem Sägen halten die Leute den Stein in der rechten Hand, bei dem Schleifen und Polieren dagegen stets in der linken; der Grund ist unbekannt; auf alle Fragen bekommt man die gleiche Antwort: es wird von jeher so gemacht.

Der Schleifer muß beständig einen Gehilfen haben, der ihm das Schwungrad dreht. Das besorgen in vielen Häusern Blinde, Krüppel oder auch Knaben von dreizehn bis vierzehn Jahren, die sonst im Gewerbe nicht zu brauchen und deswegen billiger sind als vollgültige Arbeiter.

Kleine Artikel, wie Knöpfe, Ringsteine, Halsperlen und dergleichen, werden auf einer anders geformten Schleifbank verfertigt. Sie besteht aus einem einen Meter langen und fünfzig Centimeter breiten Tisch. Zwischen je zwei Beinen der Schmalseiten sind Querhölzer angebracht, welche in ihrer Mitte wiederum durch eine starke Leiste verbunden sind. Unter der rechten Tischhälfte befindet sich ein wagerechtes Treibrad, dessen eiserne Achse unten auf der eben genannten Latte in einem Lager aus Hirschhorn ruht, oben aber durch die Tischplatte geht und mit einem Handgriff zum Drehen versehen ist. In der linken Tischhälfte ist eine ebensolche Achse eingelassen, mit einer Bleischeibe oberhalb der Platte und einer Welle für den Treibriemen unterhalb. Der Schleifer (oder öfter die Schleiferin, denn diese kleinen Sachen sind meistens Frauenarbeit) arbeitet sitzend; indem man mit der rechten Hand das Treibrad in Bewegung erhält, drückt man mit der linken das Objekt an die Schleiffläche. Um das Umherspritzen des Schleifichts zu vermindern, ist die Bleischeibe von einem flachen Kasten umschlossen, mit einem Ausschnitt vorn zum bequemeren Hineinhalten des Armes. Die Schleifer geben mit einem Hammer dem Stein eine ungefähre Form und facettieren ihn dann auf der Scheibe, indem sie ihn öfters drehen und wenden, damit die Facetten regelmäßig und genau werden. Für Halsperlen giebt es zwei Schnitte; die „einfache" Facettierung ist rautenförmig und kann von allen Arbeitern gemacht werden, die „griechische" oder Diamantfacette dagegen ist dreieckig und erfordert viel mehr Geschick. Zum Polieren wird auf der Schleifbank die bleierne Scheibe durch eine von Zinn ersetzt. Auf dieser werden auch die teuren und kleinen Juweliersteine geschliffen, die außerdem der Bequemlichkeit wegen auf Stäbchen gekittet werden. Einfacher Bergkrystall wird, wie Jaspis und Malachit, auf der nassen Scheibe mit Trippel poliert, dagegen Topas, Sma-

ragd, Alexandrit, Chrysoberyll und andere wertvolle Ware auf der trockenen Schleifbahn.

In die Augen fallend sind die regelmäßigen Facetten der geschliffenen Steine. Es muß Bewunderung erregen, wie das ohne Hilfe von Maschinen und feinmechanischen Vorrichtungen nur durch Augenmaß und eine sichere, geübte Hand erreicht werden kann; denn die Werkzeuge haben sich seit Menschengedenken nicht verbessert. In letzter Zeit merkt man bedauerlicherweise einen Rückschritt in der Kunstfertigkeit, der darauf zurückzuführen ist, daß mehr Dutzendware verlangt wird. Infolgedessen arbeiten die Leute schneller und oberflächlicher und widmen der auf den Markt kommenden Ware eine geringere Sorgfalt.

Die Bohrmaschine ist etwas komplizierter, aber auch bequemer als die in Idar gebräuchliche; sie sieht wie eine gewöhnliche Drehbank aus. Durch Treten wird das Treibrad in Drehung versetzt und überträgt die Bewegung auf eine kleine Welle, an deren Achse die Bohrvorrichtung befestigt ist, d. h. ein je nach der Weite des zu bohrenden Loches ausgesuchtes kupfernes Röhrchen, das mit Diamantstaub und Öl befeuchtet wird. Das Steinchen wird nicht in der Hand gehalten, sondern steckt zwischen den Enden zweier flachen Hölzchen, die in der Mitte fest zusammengebunden sind. An dem entgegengesetzten Ende wird zwischen die Hölzchen ein Keil getrieben. Auch das Bohren ist größtenteils Sache der Frauen.

Eine Specialität der Ekaterinburger Schleifer sind die Briefbeschwerer und Vasen mit Obst, sowie die Malachit- und Selenitsachen. Die Vasen und Briefbeschwerer selbst werden aus braunem oder graugrünem Jaspis gemacht und darauf verschiedenes Obst, Beeren und Blätter kunstvoll gruppiert. Material für die Blätter und Stengel ist hauptsächlich grüner Jaspis und Ophit. Der Stein wird zuerst in feine Scheiben zersägt; danach schleift der Meister die verschiedenen Blattformen heraus und markiert die Rippen. Die weiße Johannisbeere wird aus zwei zusammengekitteten Bergkrystallscheibchen geschliffen, darauf trennt man die beiden Hälften voneinander und schleift im Inneren die Samenkerne und Längsstreifen heraus, die diese Beere charakterisieren, als eingetrockneter Blütenkelch wird ein ganz kleines Stückchen dunklen Jaspis eingefügt. Die rote Johannisbeere wird genau ebenso aus Karneol hergestellt. Zu Himbeeren nimmt man Selenit, Bernstein oder Orletz (Rhodonit); die einzelnen Teilchen der Beeren werden an der Bohrmaschine nachgeahmt, indem man statt des Bohrers einen eisernen Stift gebraucht, der an der Spitze eine sphärische Vertiefung hat und so die halbrunden Erhabenheiten im Stein herausschleift. Noch mehr Mühe verlangt die Erdbeere, bei der jedes Samenkörnchen auf der Oberfläche fein gearbeitet sein will. Die nordische Brombeere besteht aus lauter zusammengekitteten kleinen Schörl-Kügelchen. Trauben fertigt man aus Amethyst oder Nephrit, Kirschen aus Karneol oder Schörl, Erdbeeren und Vogelbeeren aus Korallen oder rotem Jaspis, gelbe Pflaumen aus Selenit u. s. w.

Nachdem der Schleifer eine Anzahl Früchte und Blätter vorbereitet hat, geht er ans Zusammenstellen. Es ist das eine mühevolle Arbeit und erfordert Geschmack. Vorher wird eine Skizze entworfen, abgemessen, wo jedes Blatt und jede Beere hinkommt, und dann werden in die Unterlage sowie ins Obst feine Löcher gebohrt zum Einlassen von Draht, der sie mit dem Kitt zusammenhält.

Auf diese Weise werden wunderhübsche Obstgruppen aufgebaut, die täuschend die Natur nachahmen und in Rußland sehr beliebt sind.

Der Malachit, ein wegen seiner schönen smaragdgrünen Farbe geschätzter Stein, findet sich im Ural in Massen von solchem Gefüge, daß er zu kunstgewerblicher Verarbeitung geeignet ist. Dazu gehört nämlich, daß feine und weniger feinfaserige Bestandteile desselben traubige Überzüge in vielfachem Wechsel von helleren und dunkleren Schichten bilden, die auf einer senkrechten gegen sie angelegten Schnittfläche als gekrümmte, hellere oder dunklere Streifen erscheinen und dieser Fläche dadurch eine achat- oder wolkenartige Zeichnung verleihen.

Der Malachit ist so weich, daß er ohne härtere Unterlage leicht zerbröckelt, weshalb er meist nur als Fournier benutzt wird. Der Meister zersägt die Stücke in feine Plättchen, schleift deren Ränder so anein-

ander, daß das Muster einer Platte sich in das der anderen fortzusetzen scheint, und klebt dann die Stückchen auf die Unterlage, die für Albumdeckel oder Kästchen aus Eisenblech besteht, für Briefbeschwerer, Postamente, Vasen, Tische u. s. w. aus Schiefer oder ähnlichem Gestein, das vorher in die gewünschte Form zurechtgeschliffen ist. Der dazu gebrauchte Kitt besteht aus einem Gemisch von Wachs, Kolophonium und feingestoßenem Malachit und muß eine ganz bestimmte Dichtheit besitzen, da zu dünner leicht im Warmen, z. B. in der Sonne, flüssig wird, zu dicker dagegen von der Kälte platzt; in beiden Fällen löst sich der Malachit ab. Die mit Kitt bestrichenen Plättchen drückt man auf die Unterlage und setzt den Gegenstand einem Strom heißer Luft aus, wobei jedoch darauf zu achten ist, daß die Oberfläche des Steines mit einer Lage Wachs bedeckt sein muß, da Malachit von der Hitze leicht schwarz wird. Jetzt kann das Objekt geschliffen werden, was auf einer Eisenscheibe mit Schmirgel geschieht; trotzdem bleiben immer noch kleine Vertiefungen und Spalten, die nicht zu vermeiden sind, da es vollständig dichte Steine kaum giebt. Aus Wachs, Kolophonium, weißem Mastix, Schellack und gestoßenem Malachit wird nun ein Brei hergestellt, mit dem man die Sache einreibt. Dieser Brei dringt in alle Fugen ein und macht sie unsichtbar. Nach Abreiben mit Bimsstein kann nun die Malachitfläche poliert werden. Das geschieht nicht wie bei den übrigen Steinen an der Polierscheibe, sondern mit einem Pulver, das mit einem feuchten Läppchen aufgetragen und so lange gerieben wird, bis es die Fläche glänzend gemacht hat. Das Polierpulver wird auf folgende Weise hergestellt: Geschabtes Zinn löst man in Scheidewasser auf; den dabei erhaltenen weißen Satz trocknet man in einem eisernen Löffel auf dem Feuer und zerreibt ihn zwischen zwei Jaspisplatten zu Staub. Nach einer nochmaligen Einreibung mit einem Gemisch von Wachs und Grünspan ist der Gegenstand zum Verkaufe fertig.

Der Selenit, eine Gipsart, ist so weich, daß seine Bearbeitung eigentlich kein Schleifen, sondern ein Schnitzen ist. Als Werkzeuge dienen dem Meister eine Säge, ein Messer, flache und runde Stemmeisen, ein Drillbohrer, ein Hammer und verschiedene Feilen. Nachdem der Gegenstand fertig geschnitzt und gefeilt ist, wird er mit Bimsstein und Schachtelhalmen geglättet, mit Trippel und einem Läppchen poliert, dann mit Wachs eingerieben und in den warmen Ofen gestellt. Das geschmolzene Wachs dringt in alle Poren und verdeckt etwa vorhandene Ritzen und Kratzer. Nach nochmaliger Abreibung gewinnt das Kunstwerk hellen Glanz und ist fertig. Aus Selenit macht man Leuchter, Obst, Aschenbecher in der Form von Schalen, Kübeln, Stiefeln, Häuschen u. s. w., doch muß mit ihnen sehr vorsichtig umgegangen werden, da sie leicht brechen.

Über die Arbeit der russischen Schleifer läßt sich nichts Nachteiliges sagen; sie ist sehr sauber, und das Verständnis der Leute, die schönsten Wirkungen der Steine zur Geltung zu bringen, ist hoch entwickelt; was ihnen aber fehlt, ist die Abwechselung der Formen. Sie haben keine Vorlagen und Modelle und sind gezwungen, sich stets zu wiederholen. Armut und Unwissenheit spielen dabei eine große Rolle; in neuerer Zeit aber hat sich die schon genannte Gesellschaft zur Hebung der Hausindustrie auch der Schleiferei angenommen und wird hoffentlich auch den künstlerischen Gesichtskreis der Achatschleifer erweitern.

Die Birkenfelder und Ekaterinburger Industrien haben in ihrer Art und in ihrem Umfang keine wesentliche Konkurrenz, denn was anderwärts aus mineralischen Substanzen an Schmuck- und Nippsachen in Handschleifereien hergestellt wird, ist verhältnismäßig von geringer Bedeutung. Dazu gehören Bernstein, einige Kohlenarten, der Karlsbader Sprudelstein, Serpentin, Alabaster, Marmor, sowie einige Granit- und Porphyrarten.

Die Bernsteinarbeiten aus dem preußischen Küstenlande, deren Anfertigung in jüngerer Zeit einen großen Aufschwung genommen hat, bestehen allerdings in Schmucksachen und Nippes, aber von ganz besonderer Art und können zum Teil deshalb, zum Teil aber auch wegen ihres höheren Preises mit den Achatwaren kaum in Wettbewerb treten.

Die Kannel- oder Pechkohle wird nur zu Trauerschmuck verarbeitet und kommt als Specialität verhältnismäßig wenig in Betracht.

Von den Sprudelsteinen, die teilweise auch zu ähnlichen Sachen wie die, zu denen die Achate verschliffen werden, Verwendung finden, ist ihrer Weichheit wegen und weil sie opak und wenig Glanz haben, eine umfangreiche Verwertung niemals zu erwarten. Ungeachtet des Alters dieser Fabrikation ist sie stets nur der Pflege weniger Handarbeiter verblieben.

Auch der Serpentin, dessen Bearbeitung neuerdings, dank seines schönen grünlich durchscheinenden Aussehens, sehr zugenommen hat, teilt die Weichheit mit dem Sprudelstein. Der Serpentin eignet sich zu Mörsern, Tintenfässern, Uhrengehäusen, Tischchen und derartigen Sachen, wohl auch zu Zimmerarchitektur.

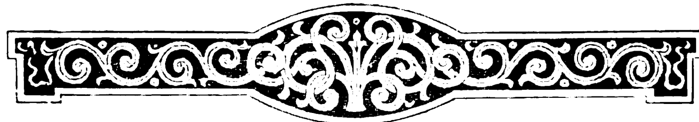
Ebenso verhält es sich mit Alabaster, Marmor und anderen schönfarbigen Steinen, aus denen kaum Nippes oder gar Gegenstände zum Schmuck gemacht werden. Sie sind bloß Ziersteine für die schöne Architektur.

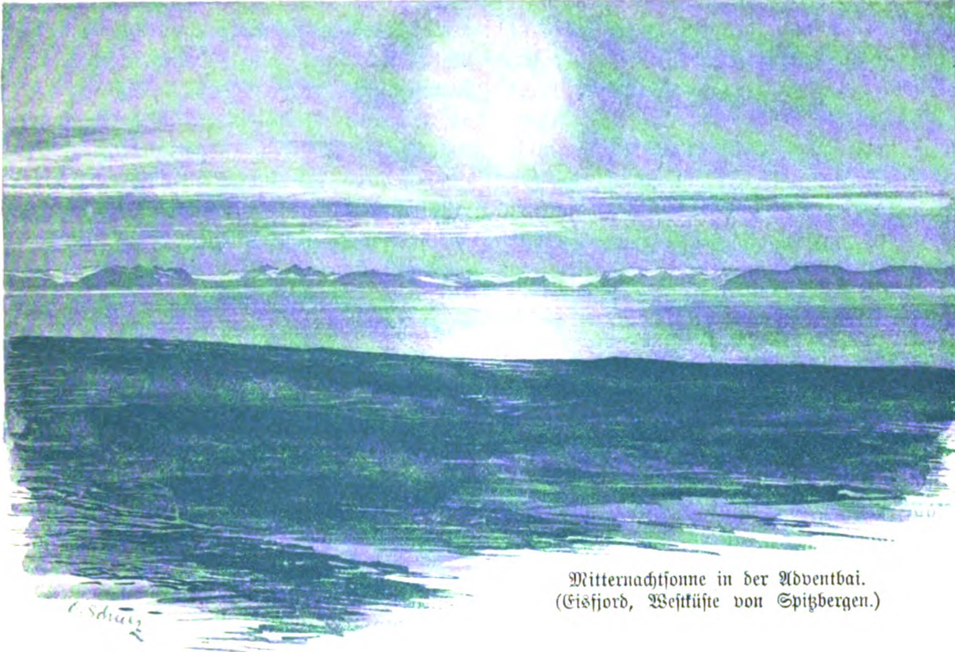
Die Schleifereien in Elfdahl in Schweden beschäftigen sich ausschließlich mit der Herstellung von Schalen, Vasen und dergleichen aus den dortigen schönen und eigentümlichen Porphyren.

In der böhmischen Stadt Turnau wird die Granatschleiferei betrieben; sie ist eine alte Industrie, die sich ursprünglich nur auf die Bearbeitung von böhmischen Granaten beschränkte, nach und nach aber das Schleifen von Edelsteinen überhaupt mit in ihr Bereich zog. Die mit der Hand in Umdrehung versetzten Bleischeiben sind hier das Hauptwerkzeug, welches eine Triebkraftanwendung vorteilhaft erscheinen läßt und deshalb jetzt die Dampfkraft mehrfach herangezogen hat. Hier befindet sich die Hausindustrie im Kampfe mit der Fabrikindustrie, welche allem Anscheine nach immer mehr an Boden gewinnt.

Die großen Kaiserlich Russischen Schleiffabriken in Peterhof, Ekaterinburg und Kolywan verarbeiten besonders Porphyr, Malachit, Lapislazuli und Rhodonit zu Vasen, Kandelabern, Tischen und anderen Luxusmöbeln, die meist zu Geschenken für auswärtige Höfe und hochgestellte Personen bestimmt sind. Berühmt ist die im Jahre 1873 in Wien ausgestellte und dem Kaiser Franz Joseph überreichte Orletz-Vase, an der man dreißig Jahre gearbeitet hat und deren Wert man auf dreihunderttausend Mark schätzt. —

In vorstehendem ist der Versuch gemacht, eine kurze Übersicht des eigentümlichen und seltenen Gewerbes der Achatschleiferei zu geben; wer sich mit den einzelnen Steinen, deren Vorkommen oder mit der wirtschaftlichen Lage, Lebensweise der Schleifer u. s. w. befassen will, mag gelegentlich einmal einen Ausflug nach Oberstein unternehmen. Das entzückende Nahethal mit seinen frischen Wiesen, schönen Wäldern, dunklen Melaphyrfelsen und malerischen Burgen wird nicht allein Mineralogen, sondern jedem Naturfreunde gefallen. Wer es einmal mit eigenen Augen gesehen hat, wird dem Ländchen für immer eine treue Erinnerung bewahren.





Mitternachtsonne in der Adventbai.
(Eisfjord, Westküste von Spitzbergen.)

Zur Geschichte von Spitzbergen.

Von
Gustav Zieler.

Seit infolge der vielfachen Touristenfahrten Spitzbergen in den Bereich des Vergnügungsverkehrs gezogen ist, hat das Interesse für das fern im Nordmeer schwimmende Land immer mehr zugenommen. Trotzdem aber ist nicht nur die Zahl seiner Besucher immer noch gering, sondern auch die Zahl derer, die etwas mehr von der einsamen Inselgruppe wissen, als sie im Konversationslexikon oder in irgend einer populären Geschichte der Entdeckungen finden. Allenfalls kennt man ihre geographische Lage, ihre Ausdehnung, ihre Fauna, vielleicht auch ihre geologische Zusammensetzung und ihre Flora. Von ihrer Geschichte aber weiß der Durchschnittstourist so gut wie nichts.

Ja, hat denn Spitzbergen überhaupt eine Geschichte? Ein Land, das jetzt herrenlos ist und keine ständigen Bewohner hat, eine Geschichte!?

Und doch ist dem so: Spitzbergen hat eine Geschichte von über dreihundert Jahren, wenn wir den Beginn der Geschichte, wie überall, von dem Augenblick rechnen, da uns beglaubigte Kunde vom Auftreten des Menschen in diesem Lande zugekommen ist. Und diese Geschichte ist reich an Geschehnissen, reich an Kämpfen und Leiden, und nicht nur bewahren die Namen der Vorgebirge, Inseln, Bergspitzen und Buchten das dauernde Zeugnis der Vergangenheit, sondern der Boden Spitzbergens selbst birgt in seinem Schoße die Spuren dieser Geschichte in der Gestalt von Grabkreuzen und der Gebeine von Hunderten, Unbekannten und Vergessenen, die in seiner Geschichte einst eine Rolle gespielt haben. Eine ganze Halbinsel heißt die Friedhofs-Halbinsel, und die massenhaft dort aufgestapelten Särge würden uns mit ihrer stummen Sprache noch heute beredt von wilden Kämpfen berichten, wüßten wir nicht auch sonst aus der schriftlichen

Überlieferung von blutigen Fehden, zu denen selbst an dieser entlegenen Stelle wilde Erwerbsgier die Menschen gegeneinander hetzte. Spät erst, zu Ende des vorigen Jahrhunderts, löste eine andere Triebfeder menschlicher Thatkraft, die Forschungslust, die Erwerbsgier ab. Die Geschichte der Fahrten aber, die man ihr verdankt, die Geschichte der wissenschaftlichen Entdeckungsfahrten nach Spitzbergen liegt außerhalb des Rahmens unserer Aufgabe.

Forschungslust war es nicht, was die Entdecker Spitzbergens vor über drei Jahrhunderten in die arktischen Gewässer getrieben hat. Es war vielmehr der nüchtern rechnende Kaufmann, der zuerst die ungebahnten Pfade beschritt, Gewinn suchend, nicht Erweiterung seines Wissens. Dieser bisher noch kaum ausführlich nach den Quellen dargestellten Zeit wollen wir uns zunächst zuwenden; es wird dem Leser dabei nicht unwillkommen sein, wenn wir unsere Darstellung durch elf bisher unveröffentlichte Abbildungen nach photographischen Aufnahmen von Dr. G. Nordenskiöldt (Stockholm), Dr. M. Wilhelm Meyer (Berlin) und Wilhelm Berges (Hamburg) verdeutlichen und beleben.

* * *

Einem merkwürdigen Zufall verdankt Spitzbergen seine Entdeckung. „Eerste Schipvaert der Hollanderen Nae de Oost-Indien door de Weygats [d. i. die Waigatsch-Straße zwischen Nowaja-Semlja und dem sibirischen Festlande] by Noorden-Noorweghen, Moscovien ende Tartarien“, so lautet die Überschrift des holländischen Entdeckungsberichtes, der im Jahre 1648 in Amsterdam erschien. Also auf einer Reise nach Ostindien ist Spitzbergen entdeckt. Und diese Reise ward auf dem Wege über das nördliche Norwegen und das nordasiatische Festland unternommen.

Diese auf den ersten Blick höchst seltsame Thatsache beschwört vor uns jene Reihe fruchtloser Entdeckungsfahrten herauf, die sich bemühten, die heißerstrebte „nordöstliche Durchfahrt“ zu finden, um auf diesem Wege, unabhängig von dem langwierigen bisher bekannten und aus einem gleich zu erörternden Grunde unbequemen Seewege, in die reichen Gebiete Ostindiens und in das fast sagenhafte Land „China und Cathay“ zu kommen.

Im Jahre 1594 ward in Holland die erste dieser Fahrten ausgerüstet, aber erst nahezu drei Jahrhunderte später ward der mit so unermüdlicher Zähigkeit festgehaltene, wenngleich inzwischen weit über zweihundert Jahre unangetastete Gedanke Wirklichkeit: erst 1875 gelang es bekanntlich der von Nordenskiöld geführten schwedischen Vega-Expedition, die nordöstliche Durchfahrt zu entdecken und durch die Behringstraße die Ostküste des asiatischen Festlandes zu erreichen, eine Entdeckung, die freilich ebensowenig die erhofften materiellen Vorteile brachte wie die etwa ein Vierteljahrhundert vorher von den Franklin-Suchern aufgefundene nordwestliche Durchfahrt, als deren Konkurrenzunternehmen die Suche nach der Nordost-Passage gleich zu Beginn auftrat. Der Herausgeber des Tagebuches, das von den in Frage stehenden Expeditionen geführt ist, führt in der Einleitung zu dem Bericht als einen anderen Grund noch an, daß die Niederländer — een volck van allen ouden tijden seer tot den Schip-vaert en koophandel ghenegen —, nachdem sie trotz offiziellen Kriegszustandes mit Spanien den langjährigen erfolgreichen Handel mit diesem großen Reiche ruhig hatten weiterführen können, schließlich durch einen plötzlichen Gesinnungswechsel des Königs von Spanien sich genötigt gesehen hätten, um der Konfiskation ihrer Schiffe oder gar dem Verkauf ihrer Leute auf die spanischen Galeeren zu entgehen, „auf andere Fahrten zu denken“ und einen Teil des Handels, den sie bisher durch Vermittelung der Spanier und Portugiesen getrieben hatten, den Handel mit Gewürzen nämlich, d. h. den ostindischen Handel, ohne diese, auf eigene Hand zu unternehmen. Es galt also, in diese fernen Länder einen neuen Weg zu finden, auf dem man nicht die Konkurrenz der Südländer einerseits und die der englischen Forscher, die seit den ersten Jahrzehnten des sechzehnten Jahrhunderts unaufhörlich in den arktischen Gewässern, namentlich des nördlichen Amerika, auf Entdeckungsreisen ausgingen, zu fürchten hatte. Was bisher versucht war, um auf diesem neuen Wege vorwärts zu kommen, war frei-

lich wenig ermutigend. Die böse karische Straße, oder auch die Waigatsch-Straße (Jugor-Schar), hatte ihren undurchdringlichen Riegel von Eis vor die Eingangspforte zum Karischen Meer geschoben, und nur einmal, im Jahre 1580, war eine englische Expedition durch die schwierige Enge glücklich hindurchgekommen. Seitdem aber war der Blick der Seefahrer wieder mehr auf den Westen gelenkt, wo sich anscheinend wertvolle Entdeckungen auf dem Fuße folgten.

So standen die Dinge, als die Holländer den ersten Schritt thaten, sich an den bedeutungsvollen Fahrten in dem unbekannten Norden zu beteiligen. Im Jahre 1594 wurden auf Anregung eines angesehenen Kaufmanns, Balthazar Moucheron aus Middelburg in Seeland, drei Schiffe ausgerüstet, auf deren einem Willem Barentsz Steuermann war, jener Seefahrer, dessen Name fortan in der Geschichte der Entdeckungen dauernd mit der Gegend zwischen Spitzbergen und Nowaja-Semlja verknüpft ist. Ein Mann von seltener Unerschrockenheit und Thatkraft muß er gewesen sein, dieser zähe Holländer, der in jener Zeit mit so unvollkommenen nautischen Hilfsmitteln dreimal die Fahrt in den unbekannten Norden wagte. Die erste Reise begann am 5. Juni 1594 und endete am 16. September, an welchem Tage alle drei Schiffe wieder wohlbehalten, aber ohne Ergebnis, in Amsterdam landen, wenigstens ohne das gesuchte Ergebnis.

Ein zweiter Versuch schloß sich im nächsten Jahre an, und zwar ward er mit ungleich größeren Mitteln ausgeführt (sieben Schiffe bildeten die Entdeckungsflottille) und in der ausgesprochenen Absicht, Handelsbeziehungen anzuknüpfen. Alles war vortrefflich organisiert, um möglichst schnell die Nachricht von der erreichten Durchfahrt in die Heimat gelangen zu lassen. Aber auch diese so reich ausgestattete Expedition vermochte den Eiswall östlich der Jugor-Straße nicht zu durchdringen. Sie machte interessante ethnographische, naturgeschichtliche und kulturhistorische Entdeckungen, mußte sich aber am 15. September unverrichteter Sache zur Umkehr entschließen und kam auch glücklich wieder in die Heimat.

Nach vielem Hin- und Herreden, wobei die General-Staaten ihre Unterstützung ver-



Panorama des Belsundes. (Südwestküste von Spitzbergen.)

weigerten, kam es im nächsten Jahre, da sich die Kaufleute bereit erklärten, die Kosten einer nochmaligen Expedition zu tragen, zum drittenmal zu einer Nordost-Fahrt, und wieman hätte sogar vielleicht direkt Ost anlaufen müssen, zum mindesten einige Meilen, bis man wieder eingebracht hätte, was durch die widrigen Winde verloren war. Doch



Typisches Landschaftsbild aus dem Belsund. (Südwestküste von Spitzbergen.)

der war es Willem Barentsz, der dem Zug mit seiner reichen Erfahrung zum Führer gegeben wurde. Diese Reise nun ist es, auf der Spitzbergen entdeckt wurde.

Zwei Schiffe nur fuhren am 18. Mai 1596 von Holland ab: Willem Barentsz als Obersteuermann und Jakob van Heemskerck als kaufmännischer Leiter auf dem einen, Jan Cornelisz Rijp als Schiffer und Kaufmann auf dem anderen. Diesem Jan Cornelisz haben wir, wie sich gleich herausstellen wird, eigentlich die Entdeckung Spitzbergens zu danken. War man schon bei Beginn der Fahrt viel weiter westlich gefahren als auf den vorhergehenden zwei Fahrten und berührte daher diesmal nicht Norwegen, sondern die Shetland-Inseln, so wich der Kurs, den Jan Cornelisz fernerhin wählte, noch weiter ab, so daß sich Barentsz auf der Höhe des 71. Grades genötigt sah, seinem Kollegen eine Kursänderung nach Ost zu empfehlen. Der aber „gab zur Antwort, daß sie nicht in die Waigatsch-Straße zu kommen wünschten. Ihr Kurs wäre NO. zu N., und sie wären wohl sechzig Meilen seewärts vom Lande; darum hätte man, meinte Willem, viel eher ONO. laufen sollen als NNO., weil sie solches Stück westlich waren; ja, da Jan Cornelisz das nicht zugestehen und nicht anders als NNO. anlaufen wollte, in der Überzeugung, sie würden bei östlicherem Kurse in die Waigatsch-Straße kommen, so kam ihm Willem ein Stück entgegen, und sie segelten NO. zu N., während sie sonst NO., ja noch mehr östlich gesegelt wären." Dies der folgenreiche Entschluß, der die Seefahrer zur Entdeckung eines bis dahin unbekannten Länderkomplexes führte. Hören wir das Tagebuch der Eismeerfahrer weiter.

„Den 5. Juni sahen sie das erste Eis, das sie [d. h. natürlich nur die Neulinge unter ihnen, denn die anderen kannten längst Eisberge] sehr in Erstaunen setzte, und sie meinten zuerst, es wären weiße Schwäne, so daß einer von ihnen, der auf dem Verdeck wandelte, unversehens zu rufen begann mit lauter Stimme, es schwömmen dort weiße Schwäne. Die unten sprangen, als sie solches hörten, flugs auf und sahen, daß es Eis war, das von der großen Masse abgetrieben war und, da es gegen Abend war, wohl wie Schwäne aussah ... Am 7. fanden sie die Polhöhe 74 Grad und segelten immer längs des Eises hin, als ob sie zwischen zwei Ländern segelten. Das Wasser war so grün wie Gras, und sie vermuteten

daher, daß sie bei Grönland wären."(!) Am 9. Juni entdecken sie dann das erste feste Land auf der Höhe von 74 Grad 30 Minuten, eine Insel, nach ihrer Schätzung etwa fünf Meilen groß. Sie landen hier und haben unter anderem ein zuerst nicht ungefährliches Abenteuer mit einem Bären zu bestehen, das ihnen wichtig genug erscheint, um nach ihm der Insel den Namen „Beeren-Eylandt" beizulegen. Dieselbe Insel fand wenige Jahre später (1603) eine von dem Engländer Cherry ausgerüstete Expedition wieder und nannte sie Cherry-Insel, eine Benennung, die aber heute wieder fast gänzlich von dem Namen „Bären-Insel" verdrängt ist.

Die nun in dem Journal folgende Nachricht ist in der Erinnerung an den berüchtigten Walfisch oder Pseudo-Ballon, der im August und dann wieder im Oktober vorigen Jahres die Gemüter einige Zeit erregte, von Interesse. „Den 13. segelten sie ab von dieser Insel, und am 14. gegen Abend sahen sie ein großes Ding in der See treiben, das



Schwimmendes Eis im Belsund. (Südwestküste von Spitzbergen.)

sie anfangs für ein Schiff hielten; als sie aber näher kamen, war es ein toter Walfisch, auf dem große Scharen von Möwen saßen, ende gaf van hem een groote stanck." Ein paar Tage treiben sie im Eis, und am 19. Juni sehen sie wieder Land — die Küste Spitzbergens. Sie messen die Polhöhe und finden 80 Grad 11 Minuten; sie haben also den nordöstlichsten Teil Westspitzbergens vor sich, vermutlich Verlegen-Hoek.

Am 21. Juni 1596 betritt der Fuß der kühnen Seefahrer zum erstenmal den Boden des neugefundenen Landes, auf etwa 79½ Grad, also in der Gegend von Smeerenburg. Da aber ihr Ziel lediglich aus Erwerbsrücksichten vorgeschrieben war, so dachten sie nicht daran, das Land näher zu durchforschen. Es konnte sich für sie nur darum handeln, ob man versuchen sollte, auf irgend eine Weise weiter ostwärts zu kommen oder den Kurs nach Süden zu wenden und zu versuchen, wie man hier weiter käme. Natürlich entstand unter den beiden Schiffsführern über dieses Thema wieder Streit. Zunächst segelten zwar beide Schiffe noch den gleichen Kurs: nämlich südwärts bis zum 79. Grad, dann ein Stück in eine dort einschneidende tiefe Bucht (vermutlich „Kings-Bay") hinein, zurück vermutlich nach der Nordspitze von Prince-Charles-Foreland, dem Vogel-Hoek („daer de vogels in soo groote menighe waren, datse plotselijck tegen de seylen aen vlogen"), dann infolge des Treibeises in offener See südwärts bis

76 Grad 50 Min. und endlich auf Bären-Eiland zu, das am 1. Juli wieder gesichtet wird. Hier nun kommt der Streit der Führer zur Entscheidung. In einer Beratung an Bord des Barentszschen Schiffes erklärt sich Rijp durchaus gegen den Süd- oder Südostkurs und beschließt, für sein Teil an der Ostküste des Landes eine Durchfahrt zu suchen, indem er zunächst hier den 80. Grad wieder zu erreichen sich bemühen will. Barentsz aber wendet sich südwärts, des Eises wegen, das ihm den Plan des anderen nicht ausführbar erscheinen läßt.

Dies der Hergang nach den Quellen; Forster, der Verfasser der „Geschichte der Entdeckungen und Schiffahrten im Norden", auf dessen grundlegendem Werke die späteren Schriftsteller sämtlich fußen, läßt sich bei der Darstellung dieser Reise verschiedene Verwechselungen zu schulden kommen, die ich in den mir zugänglichen Werken nicht berichtigt finde. Daher die Ausführlichkeit meiner Darstellung.

Eines Zwischenfalls sei noch gedacht, der den Bildungsstandpunkt der Zeit besser kennzeichnet als lange Darlegungen. Die Expedition trifft an der spitzbergischen Küste auf große Scharen von „Rotgänsen": „Es waren richtige Rotgänse, wie sie in Holland auf Wieringen in großer Menge alljährlich erscheinen und gefangen werden, ohne daß man bisher wußte, wo sie ihre Eier legten und ausbrüteten. Deshalb haben sich gewisse Leute nicht gescheut, zu schreiben, daß sie in Schottland an Bäumen wüchsen, und daß die Früchte dieser Bäume, die ins Wasser fielen, Gänseküken wären und sofort zu schwimmen begönnen, aber die aufs Land fallen, bersten in Stücken und kommen um!"

Das Schicksal, das den kühnen Entdeckern zu teil ward, ist tief beklagenswert. Sie gelangten nach Nowaja-Semlja, wurden hier vom Eise eingeschlossen, bauten sich ein Haus und verbrachten unter schweren Kämpfen mit der eisigen Polarnacht den langen Winter. Kurz ehe die Eisschmelze endlich die lang ersehnte Straße in die Heimat wieder fahrbar machte, starb am 20. Juni 1597 der mutige Führer, der von allen tief betrauerte Willem Barentsz.

Die anderen trafen nach mühevoller Fahrt zu ihrer unaussprechlichen Freude auf Kola Rijps Schiff, der ohne Ergebnis hatte umkehren müssen. Gemeinsam traten sie die Rückfahrt an.

Das war die erste Fahrt nach Spitzbergen. Über die Natur des neuentdeckten Landes waren sich übrigens die Entdecker nicht klar, sie hielten es, in natürlicher Folge der damaligen geographischen Anschauung, für einen Teil der grönländischen Ostküste („dit landt, 't welck wy achten Groenlandt te zyn").



Gletscherabsturz in der Magdalenen-Bai.
(Nördliche Westküste von Spitzbergen.)

War nun auch auf dieser Reise nicht das erträumte Ziel erreicht, so hatte der Erwerbssinn durch die Entdeckungen der kühnen Polarfahrer doch ein neues lohnendes Ziel gefunden. Walfische und Walrosse hatte man in zahlloser Menge gefunden und ein Land, das bisher unbekannt und allem Anschein nach unbewohnt war: was Wunder, wenn alsbald eigene „Grönlandfahrer" auf den Walfang nach Spitzbergen gehen und

sich in dem folgenden Jahrhundert allmählich in den Sommermonaten an der Nordwestspitze der Inselgruppe, als an der besonders günstig gelegenen Stelle und der zuerst bekannten Gegend, ein Verkehr von Fangschiffen entspinnt, wie ihn keines der polaren Länder auch nur annähernd je gekannt hat.

Schon im Jahre 1598 treffen die ersten Walfischfänger in den spitzbergischen Gewässern ein, und zwar sind es Engländer von der Russischen Handels-Compagnie in London, die sich hier festsetzen, und vierzehn Jahre lang, bis 1612, bleiben sie auch ungestört. Von einer Erforschung des Landes und der arktischen Gewässer ist natürlich nicht die Rede. Im Jahre 1607 wird allerdings noch einmal von einer Entdeckung Spitzbergens durch eine halbwissenschaftliche englische Expedition berichtet, an deren Spitze der berühmte Hudson stand, und die wiederum mit dem Problem der nördlichen Durchfahrt beschäftigt war. Hudson segelte bis zum 82. Grad und versuchte dann, westlich um Grönland herumzufahren, von dessen Zusammenhang mit Spitzbergen auch er noch überzeugt war. An eine Durchforschung der Insel aber denken weder diese noch andere Expeditionen. Die erste That dieser Art war einem Deutschen vorbehalten: wir kommen gleich darauf. Seltsamerweise bringt Forster in den klaren Thatbestand der Entdeckungsgeschichte Spitzbergens Verwirrung, indem er behauptet: „Die Ehre der Entdeckung von Spitzbergen ist also dem Hudson zuzuschreiben", dann aber ganz richtig, indem er kurz auf die Barentszsche Entdeckung hinweist, den Thatbestand mit den Worten feststellt: „Dies große Land ist nachgehends von Johann Hudson im Jahre 1607 wieder entdeckt worden." Ja, in der ausführlichen Schilderung der Barentszschen Reise heißt es sogar: „Hudson sahe auch 1607 das von den Holländern eilf Jahre zuvor entdeckte Spitzbergen, das er aber fälschlich für ein Stück von Grönland hielt."



Einfahrt in den Eisfjord. (Westküste von Spitzbergen.)

Eine zweite „wissenschaftliche" Reise „nach Cherry Island und auf Entdeckungen gegen den Nord Pol" war die, die am 1. März 1609 unter Jonas Pool auf dem Schiff „Amity", ausgerüstet von der Londoner „rußischen Handlungs Gesellschaft" und Sir Thomas Smith, von London abging. Am 16. Mai kam der südliche Teil Spitzbergens in Sicht.

Dieser Reise verdankt ein großer Teil der geographischen Namen seine Entstehung. Forster schreibt: „Er seegelte längst der Küste, peilte beständig fort, gab ieder Landspitze und Bay, die er antraf, Nahmens, und setzte sehr genaue und fürtreffliche Bemerkungen zum Besten der Schifffahrt auf." Bei 79 Grad 50 Min. nötigt jedoch das Eis Pool zur Umkehr. Zwei Jahre später wiederholt der kühne Mann seinen Versuch, ohne besseren Erfolg.

Im Jahre 1612 hörte für die Engländer die schöne Zeit der Alleinherrschaft auf. Die

Holländer tauchten in diesem Jahre als ihre Nebenbuhler auf; aber mit der goldenen Rücksichtslosigkeit, die ihnen von je eigen war, trieben die englischen Herren die Eindringlinge einfach zurück.



Die Adventbai. (Eisfjord, Westküste von Spitzbergen.)

Im nächsten Jahre bemächtigten sie sich sogar zweier holländischer Schiffe und nahmen sie als willkommene Prise mit nach Hause. Und um die Gewalt zum Recht zu stempeln, erwirkte die „Russische Compagnie“ in London, der die Spitzbergenfahrer angehörten, ein königliches Patent, das allen nicht-englischen Schiffen den Aufenthalt in den spitzbergischen Gewässern rundweg verbot. Mit Waffengewalt vertrieb man die Fremden, Holländer, Franzosen und Biskayer — denn allmählich hatte sich eine ganze Anzahl fremder Nationen auf den Walfang hier oben geworfen —, und annektierte das Land als „king James new land“.

Aber John Bull sollte nicht so leichtes Spiel haben. Die Mynheers vom Scheldestrand glaubten nicht mit Unrecht, daß sie, deren Opfern doch schließlich die Entdeckung des „neuen Landes“ zu danken war, wohl auch ein Anrecht auf die Schätze seiner Meere hätten. So ist denn in den nächsten Jahren fortwährend Streit, und die Fangschiffe ziehen nur noch in Begleitung von Kriegsschiffen auf Walfang. Auch Dänen erscheinen jetzt zum erstenmal in diesen Breiten. Im Jahre 1617 kam es zu einer förmlichen Seeschlacht zwischen den beiden Hauptnationen, Engländern und Holländern, die zu Gunsten dieser ausfiel. Ein Vergleich machte endlich den ewigen Streitigkeiten ein Ende und führte eine geregelte Besitzverteilung herbei. Die Karte von Spitzbergen hat diese Thatsache in einem Teil ihrer Namengebung festgehalten, wie sich denn die verschiedenen Phasen in der Geschichte Spitzbergens für den Kundigen ohne weiteres aus seinen Namen ablesen lassen. Nicht nur daß in der verschiedenen sprachlichen Gestalt der Namen sofort der Anteil der Holländer, Engländer, Deutschen, Dänen, Franzosen, Schweden, Norweger an der Erforschung des Landes sichtbar wird — die Art der Namengebung und diese Namen selbst erinnern auch meistens an die Zeit und an die Natur der verschiedenen Entdeckungsreisen. So rufen zahlreiche Inseln, Vorgebirge, Buchten und Berge namentlich im Norden, die den Namen berühmter Geographen tragen, die Erinnerung wach an die großartigen Bemühungen der englischen gelehrten Gesellschaften, die die Epoche des wissenschaftlichen Interesses für Spitzbergen einleiten, und das friedliche Nebeneinander von Namen, deren Träger den verschiedensten Nationen angehören, verkündet laut und für alle Zeiten die gegenwärtige Periode des friedlichen internationalen Wettbewerbes, der das für wissenschaftliche Forschungen so wunderbar geeignete Land die großartigsten Entdeckungen verdankt. Von einer anderen, nicht friedlichen Zeit aber erzählen gerade jene Namen, die wir vorhin im Auge hatten: die Englisch-Bai, die Amsterdam-Insel, Dänen-Insel, Hamburger Bucht, Bis-

kayer Hook — sämtlich im Norden der Westküste gelegen und im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts bis zu dessen Schluß der Schauplatz lebhaftesten Verkehres, ja der Schauplatz einer förmlichen Besiedelung des sonst völlig unbewohnten Landes. Besonders die Holländer waren es nämlich, die in dieser Hinsicht thätig waren. Sie kochten stets sofort an Ort und Stelle den Thran aus, dessen Erbeutung der Fang von Walfisch und Walroß fast hauptsächlich bezweckte, und da dies am sichersten am Lande geschah — die Franzosen besorgten es auf ihren Fahrzeugen, und daher verbrannten sehr oft französische Schiffe —, so entstanden an den besuchtesten Küsten oft geradezu kleine Städte zur Sommerszeit, denn der Aufenthalt von so großen Menschenmengen, wie sie schon allein die Fangfischer darstellten, lockte natürlich auch zahlreiche andere Gewerbtreibende an. Fehlte doch selbst nicht ein Café chantant! Eingehende Schilderungen dieser Zeit scheinen leider nicht erhalten zu sein, doch spricht die



Die Adventbai (Eisfjord, an der Westküste von Spitzbergen) mit dem Touristenhaus.

Thatsache deutlich, daß in einer Zeit von vierzig Jahren, vor allem von Hamburg aus, über zweitausend Fahrzeuge nach Spitzbergen gesandt wurden, die zehntausend Wale erlegt haben sollen. In den zwanziger Jahren waren die Holländer fast Alleinherrscher auf Spitzbergen, da die Engländer infolge von Kriegen und inneren Unruhen für lange Zeit von den Nordfahrten absahen. Dagegen erstanden bald in den Hamburgern gefährliche Konkurrenten.

Das erste wissenschaftliche Werk über den Spitzbergen-Archipel rührt von einem Deutschen her und ist von einer für seine Zeit erstaunlichen Gründlichkeit. Es ist die Grundlage für lange Jahrzehnte geblieben. Wir meinen des hamburgischen Schiffschirurgen Friedrich Martens: „Spitzbergensche und grönländische Reisebeschreibung“, die einen ausführlichen nautischen und naturwissenschaftlichen Bericht über eine 1671 unternommene Reise enthält. Er hat seinen Beobachtungen ein sorgfältiges Schema zu Grunde gelegt, das von dem englischen Gelehrten Oldenburg, dem Sekretär der Royal Society, in deren „Philosophical Transactions“ für eine Reihe wichtiger Forschungsprobleme als Norm aufgestellt worden war, und daher hat er, dank reichen Beobachtungsmaterials und wohlgelungener Zeichnungen und Pläne, ein ungemein reichhaltiges, kenntnisreiches und belehrendes Werk zustande gebracht, das bereits über die Pflanzen- und Vogelwelt, die Fisch- und Säugetierfauna eine wohlgelungene Übersicht nebst genauen Bestimmungen und biologischen Mitteilungen enthält. Wir können stolz sein,

daß einem Deutschen diese wertvolle That verdankt wird!

In dem Jahre der Martensschen Reise hatte der Walfang anscheinend schon seine Blütezeit hinter sich, denn die Niederlassungen der Holländer waren bereits verlassen, und in den folgenden Jahren wurde, dank der unmäßigen Ausrottung der beiden großen Meerbewohner, der Besuch Spitzbergens immer mehr eingeschränkt; schließlich hörte er ganz auf, da nichts mehr in dies ferne Land lockte. Schweigen herrscht mit Schluß des Jahrhunderts dort, wo lautes Toben und Seemannsfluchen so oft die hehre Stille der Polareinsamkeit gestört hatte. Eisbär und Polarfuchs haben gute Tage, Walroß und Walfisch aber meiden fortan die Küste, die ihnen lange todbringend gewesen war.

In der Mitte des vorigen Jahrhunderts beginnen dann die Männer der Wissenschaft die Erforschung Spitzbergens in die Hand zu nehmen, eine Periode, in der wir noch mitten inne stehen, die aber zu bekannt ist, um hier ausführlich beschrieben zu werden. Die Engländer sind die ersten, ihnen folgen die Russen; Großes leisten vor allem die Schweden, die mehrfache Überwinterungen mit Erfolg durchführen; Österreicher, Franzosen und Deutsche stehen nicht zurück: die Namen Phipps, Franklin, Parry, die Fahrt des „Isbjörn“ und der Korvette „La Recherche“, Torells, Nordenskiölds, Weyprechts, Payers, Sternecks, Koldeweys Fahrten sind Ruhmesblätter in der Geschichte der Entdeckungsreisen. Aus neuester Zeit mögen die Namen Sir Martin Conway, Prinz Heinrich von Bourbon, Andrée genannt sein. Immer bekannter wurden die Küsten des Landes, immer weiter drang man in seine Buchten, untersuchte man seine Berge und Thäler, vermaß man seine Gewässer. Brennende geologische Probleme scheinen hier ihre Lösung zu finden. Magnetische und meteorologische Beobachtungen begünstigte die hohe arktische Lage des Landes im Bunde mit seinem milden Klima in ungewöhnlichem Grade, und zugleich konnte man sich kaum einen besseren Stützpunkt für die Pläne zur Erreichung des Nordpols denken als dieses bis zum 80. Grad hinaufreichende Land. Gegenwärtig ist das wissenschaftliche Interesse an Spitzbergen noch stetig im Wachsen begriffen, immer neue Aufgaben tauchen auf, und zahlreiche, namentlich schwedische Forscher bringen ganze Monate mit eifrigen Studien hier oben zu. So traf ich selbst im Juli 1897 in der Adventbai einen jungen Botaniker, der die reiche Flora biologisch zu erforschen unternommen hatte, ein noch völlig jungfräuliches Problem. Die Karte Spitzbergens ist ebenfalls noch nicht ganz sicher festgestellt: so muß beispielsweise ein sehr charakteristisches Kennzeichen ihrer Gestalt, die starke Einschnürung durch die Dickson-Bai, welche sich nach bisherigen Annahmen der von Norden herunterkommenden Wijde-Bai auf wenige Meilen nähert, nach neueren Forschungen erheblich verringert werden. Die geologische Beschaffenheit des Landes, seine Entstehungsgeschichte ist erst zum kleinsten Teil geklärt: die frühere, subtropische Vegetationsepoche, von der zahlreiche Petrefakte deutlich Zeugnis ablegen, ist noch nicht systematisch erforscht. Kurz, Fragen auf Fragen tauchen auf: für die Wissenschaft ist Spitzbergen ein Feld von verheißungsvollster Fruchtbarkeit.

Namentlich durch systematische Überwinterungen wird man noch reiche Schätze heben können. Die bisherige Geschichte dieser Überwinterungen ist eine Geschichte des menschlichen Heldentums. Erst in neuerer Zeit hat man die Gefahren des Lebens in der eisigen Nacht des Polarwinters durch umsichtige Beobachtungen bedeutend verringert, und Nansens Erfahrungen bedeuten wiederum einen gewaltigen Schritt vorwärts.

Die erste Überwinterung ward von den Holländern 1633 bis 1634 ausgeführt: einige Matrosen blieben freiwillig in der Nord-Bai auf Hackluyts-Headland und kamen gesund durch. Die nächsten aber, die 1634 bis 1635 den Versuch wiederholten, starben sämtlich am Skorbut. Ihr Tagebuch ging bis zum 26. Februar. Seitdem ließen die Holländer niemand mehr überwintern. Die furchtbarsten Leiden machten wohl die vier russischen Matrosen durch, die von 1743 bis 1750, im ganzen sechs Jahre und drei Monate, auf Ost-Spitzbergen, dem weit weniger und wesentlich nur durch Russen aufgesuchten Teil des Archipels, zubringen mußten, und deren in seiner Schlichtheit doppelt

ergreifender Bericht eine ganze Anzahl von Robinsonaden gezeitigt hat.

Diese Unglücklichen haben in der That selbst eine förmliche Robinsonade* erlebt, weniger reich an spannenden Abenteuern zwar als jene, aber ihr vollkommen ähnlich in der Art und Weise, wie die Verlassenen unter dem Zwange der erfinderisch machenden Not sich Ersatzmittel für die mangelnden Werkzeuge und sonstigen Kulturbehelfe verschaffen. Unter den denkbar ungünstigsten Verhältnissen werden die unglücklichen vier von dem harten Lose des Schiffbruchs betroffen. Zu kurzer Kundschaft gehen sie von ihren Kameraden und ihrem Schiffe an Land, wo man ein russisches Winterquartier vermutet, um daselbst die unfreiwillige Überwinterung auszuführen. Aber als sie am anderen Morgen ihr Schiff aufsuchen wollen, ist es verschwunden: vermutlich vom Eise erdrückt. Nun sind die Ärmsten fast ohne jeden Proviant; mit einer einzigen Flinte, einem Pulverhorn mit zwölf Ladungen und ebensoviel Kugeln, einem Stück Feuerschwamm, einem Beil, einem Messer, einem Kessel, einer Blase voll Rauchtabak und jeder mit seiner hölzernen Pfeife sind sie an dieser weltverlassenen öden Küste sich selbst überlassen mit der Aussicht auf eine lange, lange Wartezeit; denn auf diese Insel hält selten einmal ein Schiff seinen Kurs. Sie finden zwar die gesuchte Winterhütte in leidlich gutem Zustande, auch Moos genug, die inzwischen entstandenen Risse und Undichtigkeiten auszubessern, aber es fehlt ihnen an Brennmaterial, „und sie vermuteten vor Kälte zu sterben. Allein das Glück wollte, daß die Trümmer einiger Schiffe, welche gescheitert waren, an die Küsten dieser Insel geworfen wurden: ein Umstand, der ihnen genug Holz verschaffte, um ihren ersten Winter hinzubringen. Eben diese Hilfe wurde ihnen in den folgenden Jahren und, was noch mehr ist, mit einem vorteilhaften Unterschiede zugeschickt. Die Wellen des Meeres führten ihnen ganze Bäume mit ihren Wurzeln zu, ohne daß sie wissen konnten, welches Land sie hervorgebracht hätte. Dieses wird weniger unglaublich, wenn man sich die Mühe giebt, das zu Rate zu ziehen, was verschiedene Reisebeschreiber erzählt haben, die genötigt gewesen, entweder zu Nova Zemla oder in anderen noch höher gen Norden gelegenen Ländern zu überwintern.“ Dieses Treibholz wird bekanntlich durch den Golfstrom von den Küsten Amerikas hinauf nach Spitzbergen getrieben, so daß also dieser Strom ein doppelter Wohlthäter für unsere Insel wird: ihm verdankt sie die milde Sommertemperatur und die verhältnismäßig reiche Vegetation der Westküste, ihm dann im Winter das Material, die grimmige Kälte zu überwinden. „Was könnten wohl,“ sagt Barry in seiner Beschreibung der Spitzbergenreisen des Prinzen Heinrich von Bourbon, „diese Baumstämme erzählen, die, meist aus den Urwäldern Amerikas stammend, vom Mississippi zuerst in den mexikanischen Meerbusen getrieben werden, um sodann, von dem warmen belebenden Golfstrom gefaßt, ihre weite Oceanreise zu beginnen und endlich an Spitzbergens verlassenen, eisumgür-

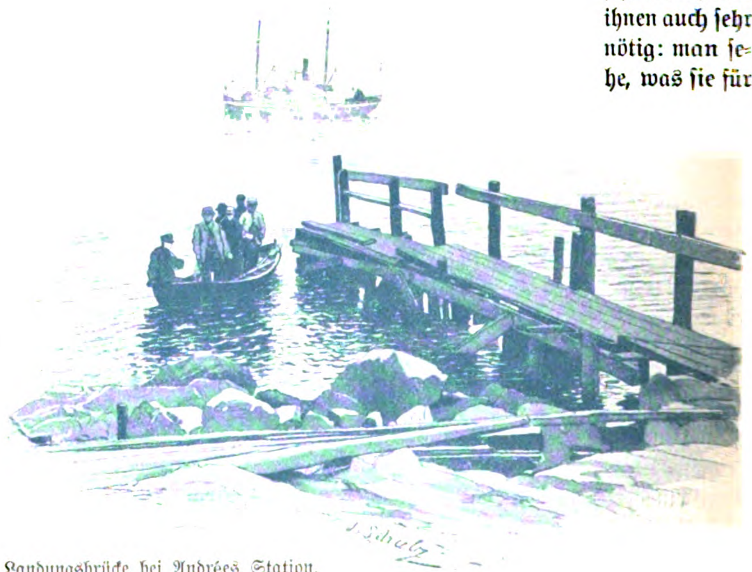


Alte Gedächtnistafel auf der Amsterdam-Insel. (Nördliche Westküste von Spitzbergen.)

* Sie ist geschildert in einem 1768 in Riga bei Hartknoch erschienenen Buche: „Des Herrn P. L. Le Roy Erzählung der Begebenheiten vier rußischer Matrosen, die durch einen Sturm bis zur wüsten Insel Ost-Spitzbergen verschlagen wurden, auf welcher sie sechs Jahre und drey Monate verlebt haben.“

teten Küsten zu stranden.“ Dieses Treibholz findet sich fast in allen Fjorden der West- und Nordküste und zufolge der 1864er Nordenskiöldschen Karte auch am Südkap, an der Südküste von Edge-Land und an den Tausend-Inseln in Menge vor, so daß man für Überwinterungen sich nicht mit eigenen Vorräten zu versehen braucht. Barry berichtet noch von mancherlei anderen Dingen, die der Golfstrom an den Küsten Spitzbergens ablagert. So fand er im Eisfjord eine Glaskugel mit angegossenem Henkel, wie solche nur von den Fischern in Norwegen, besonders aus der Lofotengegend, gebraucht werden; ferner ein kleines Brett, das augenscheinlich von einem norwegischen Fensterladen stammte, und eine halbe Kokosnußschale. Ein anderes Erzeugnis der Tropen, ein großes Prachtexemplar einer sogenannten Entada, einer westindischen Schotenbohne, fanden Nordenskiöld und Torell bei Shoal Point.

Um auf unsere Russen zurückzukommen, lich gleich in der ersten Zeit zwölf Renntieren den Garaus gemacht —, fast aufgezehrt hatten und vor Hunger umzukommen vermuten mußten. Ein anderes, ebenso beträchtliches Glück vereinigte sich mit dem ersteren: sie fanden an dem Ufer des Meeres die Wurzel einer Tanne, welche beinahe die Figur eines Bogens hatte. Die Not war jederzeit die Mutter der Erfindungskraft. Sie nahmen wahr, daß sie mit Hilfe ihres Messers diese Wurzel zu einem völligen Bogen umarbeiten konnten, und sie brachten ihn auch wirklich zu stande. Aber die Schwierigkeit war, eine Sehne auszufinden, um denselben zu bespannen, und Pfeile zu erhalten, um damit zu schießen. Sie beratschlagten sich über diesen Umstand und beschlossen, anfangs nur zwei Lanzeneisen zu verfertigen, um sich in Verteidigungszustand gegen die weißen Bären zu setzen, die Verfertigung der Pfeile und die Ausfindung einer Sehne dagegen verschoben sie bis auf eine andere Zeit. Ein Hammer, um die Eisen für Lanze und für Pfeile zu schmieden, war ihnen auch sehr nötig: man sehe, was sie für



Landungsbrücke bei Andrées Station.

so fesseln besonders ihre primitiven Versuche, mit den einfachsten Mitteln sich in Besitz der verloren gegangenen Kulturbehelfe zu setzen. Ein Brett mit einem langen eisernen Haken und einigen starken Nägeln und andere Bretter mit verschiedenem alten Eisenwerk sandte ihnen ein gütiges Geschick gerade zu der Zeit, „da sie Mangel an Pulver litten, da sie das Fleisch der Renntiere, die sie getötet — mit ihren zwölf Pulverladungen und Kugeln haben sie nämeinen Weg einschlugen, um sich dies Hauptwerkzeug zu verschaffen. Der eiserne Haken hatte eine ziemlich lange Öffnung: dieselbe war ungefähr zwei bis drei Zoll von dem Ende, das dem Kopfe entgegengesetzt ist:

dieser Kopf war rund und dick. Sie fingen damit an, daß sie dies Ende glühend machten, und vergrößerten die Öffnung, indem sie den dicksten Nagel, den sie gefunden hatten, hineintrieben; hierauf schlugen sie, mit einigen Schlägen der Axt, ungefähr fünf Zoll über die von ihnen erweiterte Öffnung, diesen glühenden Haken voneinander, trieben in diese Öffnung ein Stück abgerundetes Holz hinein, das ihnen zum Stiel diente, und kamen also in den Besitz eines Hammers.“ Mit einem Kieselstein als Ambos und einigen Renngeweihstücken schmieden sie dann weiter noch zwei Lanzeneisen, einige Äste der angetriebenen Bäume geben die Schäfte her, und mit diesen Lanzen greifen die Männer, die Not erfinderisch und Hunger tollkühn gemacht hat, einen Eisbär an, den sie auch töten. In seinen „Nerven oder Flechsen“ finden sie hocherfreut die besten Sehnen für ihren Bogen. Und jetzt sind sie schon einen gewaltigen Schritt weiter. So unglaublich es klingt, dieser eine Bogen war ihre einzige Waffe die ganzen Jahre hindurch; nur mit seiner Hilfe erlegen sie Renntiere und Füchse, die ihnen Nahrung und Kleider bieten; mit ihren vier eisernen Pfeilen haben sie zweihundertfünfzig Renntiere erlegt! Wie nun aber das Fleisch genießbar machen bei der Kostbarkeit des Holzes und der eigentümlichen Bauart des nach russischer Weise eingerichteten Ofens, der nur zum Heizen benutzbar war? Zuerst essen sie es roh und ohne Salz und Brot. Dann aber kommen sie auf eine glänzende Idee. Ihre Hütte war so gebaut, daß der Rauch des Ofens die Stube stets bis zur Höhe eines sitzenden Menschen erfüllte, stellte somit die beste Räucherkammer der Welt dar. Sie behängten also die ganze Höhe ihrer Hütte mit dem Fleisch und ließen es trocknen. So halfen sie dem Brotmangel ab und konservierten ihre Vorräte aufs beste. Die Räucherkunst ist ja nirgend so verbreitet wie in Rußland, das Auskunftsmittel lag den russischen Matrosen also nahe.



Andrées Ballonhaus.

Dem Skorbut suchen sie durch einige Arzneimittel zu begegnen, die ihnen einer ihrer Kameraden, Iwan Himkof, der bereits mehrmals auf der Westküste überwintert hatte, empfahl. „Er sagte ihnen also: man müßte rohes und gefrorenes Fleisch, in kleine Stücke zerlegt, genießen; ganz warmes Blut von Renntieren trinken, so wie es von dem Augenblick käme, wenn man es getötet; dem Körper so viele Bewegung verschaffen, als nur möglich wäre; und endlich so viel rohes Löffelkraut (coclearia) essen, als man essen könnte.“ Das letztgenannte ist ein altes Polarfahrer-Hausmittel gegen den Skorbut oder „Scharbock“, wie die Krankheit in alten deutschen Reiseberichten heißt. Viel Bewegung freilich dürfte stets das wirksamste bleiben. Drei von unseren Matrosen übten sich bei ihren Jagdausflügen ganz ungemein im Laufen, und Iwan Himkof überholte nachher, als sie gerettet waren, selbst die schnellsten Pferde. Der vierte der Schiffbrüchigen, Feodor Wegerin, war „sehr schwerfällig und sehr faul und blieb gern in der Hütte zurück, wenn es ihm nur möglich war. Gleich anfangs wurde er denn auch von diesem Übel angegriffen, und in der Folge vermehrte sich seine Krankheit so stark, daß er

beinahe sechs Jahre in Kraftlosigkeit und grausamen Leiden hinbrachte. In den letzteren Jahren seines Lebens mußte er ohne Unterlaß liegen: er hatte keine Kräfte mehr, um sich aufrecht zu erhalten, er vermochte nicht einmal die Hände zum Munde zu führen; dies nötigte die Gefährten seines Unglücks, ihn bis an seinen Tod, gleich einem neugeborenen Kinde, zu nähren."

Feuer, Licht, Kleidung, Nadeln — alles das verschaffen sie sich mit schwerer Mühe, aber mit großem Scharfsinn, und so bringen sie denn schließlich ohne Hoffnung auf Rettung über sechs Jahre zu. Im letzten Winter stirbt ihr Kranker, eine böse Mahnung an die drei anderen. Endlich am 15. August 1749 kommt ein russisches Fahrzeug in Sicht, und mit einer Fahne aus Renntierhaut gelingt es ihnen, die Aufmerksamkeit der Schiffer zu erregen und an Bord des Retters zu gelangen.

Die höchste Leistung im Überwintern haben aber nicht diese vier Matrosen erreicht, sondern ihr Landsmann Staraschtschin, ein Jäger, der in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts im ganzen zweiunddreißigmal glücklich auf Spitzbergen überwintert hat und bei dem Volke der Fangschiffer hohe Verehrung als Patriarch von Spitzbergen genoß. Am unglücklichsten verlief wohl eine norwegische Überwinterung, die im Jahre 1873 von fünfzehn Angestellten einer zur Ausbeutung von Kuprolith gebildeten norwegischen Gesellschaft angetreten wurde: alle fünfzehn Mitglieder erlagen dem Skorbut, vermutlich wegen mangelhafter regelmäßiger Beschäftigung ihrer Kräfte. Die letzten Opfer, die der spitzbergische Winter gefordert hat, sind der Tromsöer Kapitän Holm und einer seiner drei Begleiter, die den Winter 1895 auf 1896 notgedrungen in der Adventbai zubrachten. Ich habe selbst ihre elende Hütte und Holms einfaches Grab in der Adventbai gesehen: das Bild dieser verfallenen, jammervoll kleinen, aus Schiffstrümmern errichteten Hütte und der zurückgelassenen armseligen Gerätschaften wird man im ganzen Leben nicht wieder los.

Doch brechen wir ab. Noch manches Opfer wird in die harte Erde des fernen Polarlandes gebettet werden, denn noch oft wird der Winter die kühnen Fangschiffer hier oben überraschen. Die Männer der Wissenschaft aber, von denen ja auch in diesem Jahre wieder wohlausgerüstete Expeditionen nach Spitzbergen ausgerückt sind, haben von ihren Vorgängern genug gelernt, um den Gefahren einer Überwinterung mit Ruhe entgegenzusehen. Und so wird allmählich vielleicht auch für die Fischer und Jäger, die ihr Ohr den Erfahrungen der Gelehrten nicht verschließen und ihre Schutzmittel nicht verachten werden, der arktische Winter seine Schrecken verlieren.





Die neue Lehrerin.

Von

Olga Wohlbrück.

Sie waren angekommen. Durchrüttelt und durchnäßt von einer dreistündigen Wagenfahrt über holperige Wege.

Sie standen vor dem weißen Lehrerhaus. Es roch noch nach Weihrauch in der feuchten, dunklen Thorfahrt. Die ältere Dame zog ein feines Batisttaschentuch aus dem Muff, die jüngere, eine schlanke, hohe Gestalt, bog den Kopf mit dem grünen einfachen Jägerhütchen zurück und rief laut: „Niemand da?“

„Wie das beklemmend riecht!“ flüsterte die Mutter. „Ach Hanna, Hanna! Warum bin ich dir gefolgt?“

Das junge Mädchen unterdrückte eine ungeduldige Bewegung. „Niemand da?“ rief sie nochmals.

Jetzt polterte etwas die Treppe herunter. Ein täppisches Dienstmädchen mit breitem rotem Gesicht kam zum Vorschein.

„Sie sind wohl die neue Lehrerin?“

Es klang nicht freundlich, und mißtrauisch streifte sie die ältere Begleiterin mit dem Blick.

„Ja, ich heiße Johanna Riesler ... das ist meine Mutter. Wir können doch gleich in die Wohnung?“

„Na ... wenn Sie mal schon da sind ... Aber es ist noch nicht ausgeräumt ...“

„Ein Zimmer wird wohl frei sein ...“

„Ja, das schon ...“ Es kam alles so träge und unlustig von den Lippen des Mädchens.

„Gehen wir, ich falle um vor Müdigkeit,“ drängte Frau Riesler.

„Führen Sie uns hinauf,“ gebot Hanna kurz. Sie mußte sich zusammennehmen, sonst hätte sie vor Nervosität zu weinen angefangen wie ein kleines Kind.

„Na, dann kommen Sie mir nur nach. Die Sachen nehme ich nachher.“

Langsam stiegen sie die steinerne kalte Treppe empor. Es waren nicht viele Stufen, aber Frau Riesler stöhnte dennoch. Endlich hatten sie den Treppenflur erreicht, groß und kahl. Es war bei Erbauung des Hauses nicht mit Raum gespart worden. Links und rechts je eine weiße Thür.

„Rechts wohnt der Oberlehrer,“ erklärte das Mädchen.

Hanna blickte unwillkürlich auf das Schild. Es war aus weißem Porzellan. „Oberlehrer Otto Schienemann“ stand darauf.

„Am Sonntag spielt der Herr Oberlehrer Orgel in der Kirche — sehr schön.“

Hanna hob den Kopf. Sie war betreten von dem weichen Ton; sie wollte etwas fragen, aber schon hatte das Mädchen auf die Klinke der Thür links gedrückt. Eine warme, stickige Luft stieg den beiden Frauen entgegen und der betäubende Duft von Weihrauch.

„Vorgestern haben wir sie hinausgetragen ...“ Das Mädchen fuhr sich mit dem Rücken der Hand über die Augen. „Da, gehen Sie nur geradeaus, es ist das Wohnzimmer ...“

Die Frauen traten ein. Es war ein mittelgroßer Raum, spärlich eingerichtet. Ein steifes grünes Ripssofa nahm die ganze Mittelwand ein, davor der traditionelle ovale Tisch, zwei Lehnsessel, ein paar Wiener Stühle, in der Ecke eine Etagere, schräg gestellt ein altes Pianino, alles sehr sauber, sehr kahl, sehr ungemütlich. In der Ecke ein paar Kartons, eine offene, bis an den Rand mit Büchern gefüllte Kiste, auf dem Fensterbrett, auch in die Ecke gedrängt, ein kleines, leeres Vogelbauer.

„Das stört wohl da nicht,“ meinte das Mädchen, „morgen wird alles rein sein. Wir dachten nicht, daß Sie so schnell kommen würden.“

Das Mädchen drückte sich gut aus, ihre Sprechweise stand im Gegensatz zu ihrem derben, täppischen Äußeren. Hanna fühlte sich wohlthuend von dieser Entdeckung berührt, und ganz freundlich, beinahe einschmeichelnd fragte sie: „Könnten wir nicht etwas Heißes zu trinken und ein Butterbrot bekommen? Wir sind so übermüdet und durchfroren.“

„Sollen Sie kriegen, Fräulein Riesler. Erst bringe ich Ihnen nur die Sachen herauf.“

Das Mädchen ging. Die beiden Damen blieben allein.

Ja, es waren beides vornehme, elegante Damen, trotz der gesuchten Einfachheit, deren Hanna sich befleißigte, seitdem sie den Vater verloren und mit ihm die glänzende Stellung, die sie in der Gesellschaft eingenommen hatte.

Es war ein schweres Schicksal gewesen, das die beiden Frauen nach dem Tode des Generals Riesler verfolgt hatte. Solange sich noch der Schein des äußeren Glanzes aufrecht erhalten ließ, solange fühlte die Generalin nicht die ganze Schwere ihres Unglücks, aber als es hieß, die vornehm eingerichtete Wohnung verlassen, den Schmuck verkaufen, die gesellschaftlichen Beziehungen aufgeben, als Hanna an die Thüren klopfen mußte, um sich als Vorleserin, Sekretärin, Gesellschaftsdame anzubieten — da kam der verwöhnten Frau erst recht zum Bewußtsein, was sie mit ihrem Manne verloren hatte.

Hanna litt vielleicht noch mehr, aber sie zeigte es weniger. Sie sollte gerade bei Hofe eingeführt werden, als das Unglück hereinbrach. Sie hatte sich darauf gefreut wie ein Kind auf Weihnachten. Sie liebte das rauschende Leben der Großstadt, sie liebte elegante Toiletten, das Lawntennis in vornehmer Gesellschaft, den Flirt im Ballsaal, sie fühlte sich wohl in eleganten Gesellschaftskleidern und zwanzig Knöpfe langen Handschuhen — und plötzlich hatte das alles ein Ende.

Die „arme kleine Riesler“ wurde nur noch aus Mitleid geladen, ihre Ballkleider waren Geschenke von reichen Verwandten, sie trug zuweilen gestopfte zwanzig Knöpfe lange Handschuhe und stark ausgebesserte Ballschuhe. Man wollte sie eben „nicht fallen lassen“, die kleine Riesler, sie gehörte doch einmal zur Gesellschaft. Man war es sich selbst schuldig, daß man sie „stützte“. Schließlich war ja immer ein überschüssiger Lieutenant zur Hand, der sie zu Tisch führen konnte, und dann — ein weitläufiger Verwandter von ihr, „auch ein Riesler“, war im Ministerium, der Kaiser unterhielt sich oft mit ihm.

Als es jedoch zu Tage kam, daß die kleine Riesler sich um eine Stelle bewarb, verringerten sich plötzlich die Sympathien auffällig.

Die Mildesten sagten ihr: „Ich begreife Sie nicht, meine Liebe, das brauchten Sie doch nicht, die Pension ...“

Hanna biß die Zähne zusammen. Sie durfte und konnte doch nicht sagen, daß ein großer Teil der Pension draufging, Schulden abzutragen, die der General bei Lebzeiten gemacht hatte.

Gar bald machte sie die Erfahrung, daß jeder, der ihr einmal eine Kleinigkeit „als Unterstützung“ aufgedrängt, sich das Recht

anmaßte, über ihr Leben zu verfügen. Man gab ihr vielleicht ein paar Schuhe zum Tanzen und kümmerte sich wenig darum, ob sie täglich ihr Mittagessen hatte.

Eines Tages fand sie eine alte Dame, die ihr gern wöchentlich etwas geben wollte, wenn sie ihre Korrespondenz besorgte. Johanna arbeitete während vier Wochen wie ein Plantagenneger, schrieb täglich zwanzig Briefe für die Dame, besorgte ihr alle Gänge, pflegte sie während einer Krankheit und bekam dann am Ende des Monats — zwanzig Mark. Zu den zwanzig Mark aber noch eine Belobigung: „Wenn Sie so fortfahren, mein liebes Kind, will ich Sie gern noch eine Weile unterstützen."

Johanna dankte für weitere Unterstützung. Sie besann sich, daß sie vor ein paar Jahren ihr Lehrerinnenexamen absolviert — eine Mode mitgemacht hatte wie viele andere. Sie hatte nie im entferntesten daran gedacht, wirklich Lehrerin zu werden.

Es war aber vielleicht die klügste That des Generals, daß er darauf gedrungen, Johanna solle das Examen machen. Sie war klug und glänzend begabt, es fiel ihr nicht schwer, sie machte es ganz nebenbei, ohne sich in ihren Vergnügungen stören zu lassen, gleich frisch am Morgen bei den Büchern wie abends im hell erleuchteten Saal.

Jetzt suchte sie ihr Attest heraus. Es war verknittert wie ein Papier, dessen man nicht achtet. Heute las sie es zum erstenmal aufmerksam durch.

Lehrerin werden! Gott, die Aussicht hatte nichts Berauschendes! Die Generalin fiel sogar in eine leise Ohnmacht, als sie von einer solchen Möglichkeit hörte. Aber Johanna erklärte, sie sei es müde, sich „unterstützen" zu lassen. Künftighin wollte sie sich ihr Geld „verdienen", nicht Almosen empfangen.

Die Mutter blickte sie überrascht an. Es war so etwas Herbes, Abgeschlossenes an dem einst so frohsinnigen Mädchen. „Sei nicht voreilig, Kind, Excellenz hat mir versprochen, sich für dich zu interessieren."

„Dabei kommen ja doch nur ein paar Handschuhe heraus, Mama, und endlose Verpflichtungen. Ich will aber nur mehr Pflichten, keine Verpflichtungen haben."

Die Generalin schüttelte den feinen aristokratischen Kopf. Sie war von altem Adel und konnte sich nicht dreinfinden. „Das wird dir schwer werden, du hast ja noch gar nicht unterrichtet, und es sind doch Bestimmungen ..."

„Ja, aber es giebt einen ‚auch Riesler' im Ministerium, der muß mir über die Bestimmungen hinweghelfen. Manchmal hat Protektion doch sein Gutes!"

„Kind, Kind ...!"

Mehr fand die Generalin nicht. Ihre Tochter — Lehrerin. Der Gedanke war ihr einfach schrecklich. Die vornehme, graziöse Erscheinung auf dem Katheder, womöglich mit einem Lineal bewaffnet, wie der traditionelle Dorfschulmeister in den Witzblättern! Am Abend desselben Tages kam sie wieder darauf zurück: „Es ist gegen die Überlieferung in unseren Kreisen."

„Eine Überlieferung, die nur in Äußerlichem wurzelt, ist eine Erbschaft, die ich nicht annehme," entgegnete Johanna scharf.

Sie hatte das Recht, so zu sprechen, sie, die willig alle Entbehrungen trug, um den Namen, die Ehre ihres Vaters rein zu erhalten. Die Generalin fügte sich. Schließlich war es vielleicht ganz hübsch, in einem rebenumrankten Häuschen idyllisch wie auf einer Pfarre zu leben. Rosen blühten im Garten, die Knaben zogen ehrerbietig die Mützen, die Mädchen knixten tief, wenn sie erschien.

Die Generalin stellte sich die Kinder vor, wie sie wohl am Sonntag in den Kirchenbänken sitzen mochten: mit sauberen Schürzchen, glattgestrichenen Haaren, artig und zurückhaltend wie in der Katechismuslehre.

Johanna dachte wirklich mehr ans Lineal, an stumpfe Gesichter, heimliche Tücken, schmierige Hände, grobe Worte. Sie haßte das alles im voraus, aber sie haßte es noch weniger als „ihre Gesellschaft", wenigstens mischte sich dem Haß nicht das äußerlich Demütige eines geprügelten Hundes bei.

Es hatte doch etwas Gutes, „auch Riesler" zu heißen. Sie wurde noch Eingang des Winters, im November, zur Schullehrerin an einer kleinen Stadtschule ernannt. Es war ein Städtchen so klein und versteckt, daß man es auf der Landkarte kaum finden konnte. Die Sache hatte Eile, denn die

Lehrerin dort lag im Sterben, es mußte Ersatz geschafft werden. Gehalt — genug, um nicht zu verhungern, Wohnung und Heizung frei, im ganzen eine annehmbare Stelle. Johanna streifte hastig ihre Ballhandschuhe ab und nahm „ergebenst“ an.

Die Generalin weinte. Die kleine Idylle hatte ihr immer nur in der Nähe einer Großstadt vorgeschwebt, aber dort ... dort ... so weit ... „Das ist mein Tod!“ stöhnte sie.

Johanna schwieg und packte.

Sie hatte sich in diesen Jahren des Kampfes das Recht erwirkt, zu entscheiden und zu handeln.

Doch es war kein freudiges Handeln. Sie hätte auch am liebsten geweint. Es war ihr, als wenn sie zu den Eskimos reiste. Und was für eine Reise! Dritter Klasse, auf harten Bänken, und dann im Wagen bei Nebelsinken drei Stunden durch eine unwirtliche Gegend mit einem Menschen auf dem Bock, der sich ungeniert eine Pfeife anzündete und sich manchmal umwendete, um ein familiäres Gespräch anzuknüpfen.

Der armen Generalin fuhr die Excellenz in den Nacken. Sie überhörte geflissentlich alles, was der Mann sagte. Johanna antwortete einsilbig: ja, nein.

„Meine zwei Jöhren kriegen Sie auch unter die Rute, Fräulein, es sind brave Kinder ...“

„Werden denn die Kinder geschlagen?“ fragte Johanna.

Die Generalin gab ihr einen kleinen Stoß. Sie sollte sich doch mit solch einem Manne nicht in ein Gespräch einlassen, aber sie zuckte die Achseln. Was nützte das Vornehmthun? Jetzt hing die Generalstochter ja doch von diesen Leuten ab.

„Das Hauen besorgt der Oberlehrer. Ohne das geht's nicht.“

Johanna atmete auf. Gottlob, da brauchte sie ihr weißes Aristokratenhändchen nicht durch Austeilen von Stockschlägen zu entweihen.

Sie fröstelte zusammen. Wie schutzbedürftig lehnte sie sich an die Schulter der Generalin, aber die war ihr keine Stütze.

„Kehren wir um,“ flüsterte die Excellenz.

Umkehren?

Der Nebel hob und senkte sich in dichten Schleiern. Umkehren, wohin? In den Ballsaal zurück, über dessen glattes Parkett sie mit geborgten Schuhen hinglitt? Sich ins Alter hineintanzen mit jungen, bartlosen Lieutenants, ein gezwungenes Lächeln auf den Lippen, Sorge und Empörung im Herzen?

„Nein, nein, Mama ... weiter, vorwärts ...“

Und sie durchschnitten den Nebel, eng aneinandergeschmiegt, fröstelnd, vergebens nach einem lichten Punkt ausspähend, die Ballmusik von gestern in den Ohren, die Angst vor dem „Morgen“ in der Seele, und grauer, undurchdringlicher Nebel vor ihnen, über ihnen ... Nebel, nichts als Nebel ...

Nun saßen sie an dem ovalen Tisch in „ihrer Wohnung“. Sie tranken schweigend den heißen Thee, das Brot berührten sie kaum.

„Nicht weinen, Mama,“ sagte Johanna plötzlich. Aber im selben Augenblick legte sie selbst die Hand vor die Augen und biß die Zähne auf die Unterlippe. „Wie das hier noch nach Weihrauch riecht,“ sagte sie gleich darauf und riß das Fenster auf. Der Nebel drang ins Zimmer, und es schien, als würde es davon noch trauriger, düsterer.

Die Generalin hob abwehrend die Hände: „Fenster zu, Fenster zu ... es benimmt mir den Atem!“

Das Mädchen räumte den Tisch ab. Etwas wie Unmut flog über ihr Gesicht.

„Wie hieß meine Vorgängerin?“ fragte Johanna.

„Helene von Kressen,“ antwortete das Mädchen kurz.

„von ... von Kressen?“

Die Generalin hob die Augenbrauen fast bis zu ihrem dunkelblonden Scheitel.

„Ja, es war ein adeliges Fräulein,“ sagte das Mädchen nicht ohne einen gewissen Stolz.

„Und wie lange hat sie es hier ausgehalten?“ kam es grollend von Johannas Lippen.

„Bis zu ihrem Tode: zwanzig Jahre.“

„Zwanzig Jahre!“ Johanna schauderte zusammen. „Sie ist wohl sehr alt gestorben?“

„Kaum achtunddreißig. Mit achtzehn Jahren kam sie her, ich fiel in ihr erstes Schuljahr.“

„Sie war ... häßlich?“

„Häßlich?!“ Das Mädchen schlug die Hände zusammen. „Schön war sie, Fräulein Riesler, schön wie die Engel auf dem Altarbild. Ich weiß noch: ’s erste Mal, wie sie ins Klassenzimmer trat, nach Weihnachten war’s. Wir dachten dreist, ’s Christkindel wär gekommen; still sind wir geworden, nur geguckt haben wir, keinen Ton geredet, uns die Augen gerieben, wie wenn’s ein Traum gewesen wär! ... Und der Herr Oberlehrer, der sie reingeführt hat, das Gesicht hat ihm geleuchtet, wie wenn er einen leibhaftigen Engel an der Hand gehalten hätt.“

„Und zwanzig Jahre hat sie’s ausgehalten! Zwanzig Jahre!“

Johanna blickte durch das Fenster auf die Straße. Gerade gegenüber stand die Kirche aus grauem Stein, nur die Umrisse ließen sich durch den Nebel hindurch erkennen.

Johanna sank auf den Stuhl, der vor dem Fenster stand. Zwanzig Jahre! Es sauste und brauste ihr in den Ohren. Eine wahnsinnige Angst beschlich sie, es war, als hätte sie von einer Einmauerung gehört und als sollte nun auch sie lebendig eingemauert werden.

„Das sind — ihre Sachen?“ Sie zeigte scheu auf die Kartons und die offene Kiste, die in der Ecke standen.

„Ihre Mutter wird sie holen kommen.“

„Sie hat mit ihrer Mutter gewohnt?“

„Nein, die alte Dame kam nur in den Ferien und jetzt während der Krankheit. Morgen fährt sie weg, da wird die Wohnung ganz frei.“

Das letzte klang schon wieder dienstlich.

Johanna mußte nun an ihre offiziellen Besuche denken: beim Oberlehrer, beim Pastor, beim Bürgermeister.

„Geh nur, ich werde unterdessen auspacken,“ sagte die Generalin.

Johanna schlüpfte in die großen Reisegaloschen, stülpte ihr Jägerhütchen auf, knöpfte den Mantel zu. Sie war blaß, und ihre Mundwinkel bebten. „Wenn ich mich nur zurechtfinde in dem Nebel.“ Sie machte rasch Kehrt. Auf der Treppe angelangt, zerdrückte sie eine Thräne im Auge. „Zu dumm,“ murmelte sie; „Courage!“

Eine Stunde später kehrte sie heim. Man hatte sie überall ein wenig zurückgehalten, überall ein wenig ausgefragt, überall hatte man auf ein großes Bild hingewiesen, das eingerahmt an der Wand hing: Fräulein Helene. Anders nannte man sie nicht.

Johanna fühlte, daß es nichts Kleines war, Fräulein Helene zu ersetzen, niemand mutete es ihr auch vollkommen zu. Wenn sie im Anfang die flüchtige Idee gehabt, als Generalstochter den braven Dorf- oder Ortsbewohnern zu imponieren, so hatte sie sich getäuscht. Aber wenn sie auf die braven Gesichter mit dem satten zufriedenen Ausdruck vor sich blickte und dann ihre Augen zu dem wunderbar feinen, durchgeistigten Antlitz an der Wand erhob, dann fragte sie sich: welches Band solche gänzlich verschiedenartige Wesen miteinander verknüpft hatte?

Beim Oberlehrer blieb sie am längsten. Es war ein einfacher Mann, er hatte was Derbes, Urwüchsiges.

„Willkommen, Fräulein Riesler, hoffentlich behagt es Ihnen hier. Sie finden gutes Material und gut präparierten Boden vor. Diese Generation — prächtig; aber die vorige — vor zwanzig Jahren — die reine Räuberbande, nicht die einfachsten Begriffe von Mein und Dein, von Zucht und Sitte; wir lagen ja auch weit von aller Kultur; jetzt sind wir gerade in der richtigen Entfernung, um zu sichten und das Beste für uns zu nehmen. Vor fünfzehn Jahren, als unser Ort nur noch ein Dorf war, wurde hier der erste Kirchengottesdienst abgehalten, bis dahin fand der Gottesdienst hier statt, in meiner Stube, und Fräulein Helene las das Evangelium. Ich kam nur zu den Prüfungen herüber vom Nachbarsort. Getraut wurde hier nicht, und das Sterben oder wenigstens Beerdigtwerden war auch umständlich. Da mußte der Sarg erst drei Stunden weit gekarrt werden. Unterwegs kehrten die Leute in die Waldschenke ein, und dann ging’s im Galopp weiter, daß der Sarg herumtanzte wie toll. Und runtergefallen ist er dabei auch mehr als einmal. Und am anderen Morgen in der Stunde redeten die Kinder davon. Jawohl, Fräulein Riesler, so ging das damals zu.“

Johannas Hände waren eiskalt.

„Ist Ihnen nicht gut, Fräulein Riesler? Soll ich Ihnen ein Schnäpschen geben, selbst bereiteten? Ja?“

Johanna dankte, undeutlich murmelnd. Übrigens wußte sie gar nicht, was sie sprach. Sie hatte nur den einen Gedanken: fort, fort von hier. Noch heute sollte alles wieder eingepackt werden, und dann — zurück in die Heimat. Nur einen Atemzug der eben noch so verhaßten Großstadtluft, nur einen Schimmer von dem hellen Kerzenglanz vornehmer Salons ...

Wie gehetzt durchflog sie den kalten, spärlich erleuchteten Flur.

„Mama, Mama!“ rief sie wie ein kleines Kind, das sich im Dunklen fürchtet; sie riß die Thür auf und blieb wie gebannt auf der Schwelle stehen.

Der Tisch war gedeckt, zierlich und appetitlich, die Generalin saß auf dem Sofa, ein feines Silberhäubchen auf dem grauen Haar, ihr gegenüber, eingesunken in einen Lehnsessel, eine zarte alte Dame mit durchsichtig feinem Gesicht, in tiefer Trauer. Der Gesellschaftsdrill kam Johanna in diesem Augenblick der Erregung zu Hilfe.

„Verzeih, Mama, du hast Besuch.“ Sie trat zögernd näher, die Augen unverwandt auf das fremde Gesicht gerichtet.

„Gestatten Sie, Frau von Kressen, daß ich Ihnen meine Tochter vorstelle.“

Johanna verbeugte sich, tiefer, als sie es sonst that.

Die alte Dame nickte leise. „Also Sie sind es? Sie sollen es sein?“ Sie unterdrückte eine heftige Bewegung. Dann nahm sie mit unbeschreiblicher Anmut Johannas Hand und zog sie zu sich heran. „Mut, mein Kind!“

Wie ein Krampf löste sich's. Johanna brach in heftiges Schluchzen aus, und seltsam war es, daß ihr Kopf sich im Schoß der fremden Frau verbarg.

Frau von Kressen strich mit ihrer schmalen weißen Hand liebevoll das Haar des Mädchens. Sie wiederholte immer nur leise, ganz leise, wie ein Schlaflied: „Mut, mein Kind, Mut ...“

Die Generalin, die jeden Verstoß gegen die konventionellen Regeln der Gesellschaft unzulässig fand, fühlte das Bedürfnis, ihre Tochter zu entschuldigen.

„Lassen Sie das Kind nur,“ wehrte Frau von Kressen ab, „lassen Sie es — vielleicht zum letztenmal Kind sein. Was hätte ich vor zwanzig Jahren für solch einen Thränenerguß bei **meiner** Tochter gegeben! Es ist schwer, sein eigenes Leben einzusargen.“

Johanna drückte einen heißen Kuß auf die Hand der alten Dame. Dann erhob sie sich. „Das war's auch wohl, was mich übermannte, gnädige Frau: das Bewußtsein, daß ich mich einsarge,“ sagte sie langsam und leise, „oder noch schlimmer: daß das Leben mich dazu zwingt. Es sträubt sich noch etwas in mir ... aber das wird schon vergehen.“

Sie saßen nun alle drei um den Theetisch herum, die Generalin schenkte ein.

„Der Nebel machte die Gegend so unfreundlich, man konnte schließlich keine zehn Schritt weit sehen ...“

„So war es auch vor zwanzig Jahren! Ich sehe uns noch hier ankommen: ein paar leere Zimmer, ungeheizt ... unsere erste Mahlzeit nahmen wir auf einer Kiste ein, eine Kerze, in die Flasche gesteckt, spendete uns Licht. Man nannte meine Tochter schlankweg: die Lehrerin. Erst spöttisch, dann später mit Achtung, und als die Liebe hinzukam, war es: Fräulein Helene. Aber rasch kam das nicht! Wenn Sie wollen, es ist kein großer Titel: Fräulein Helene! aber es giebt Fälle, wo er — von einigen hundert Menschen ausgesprochen — zur leuchtenden Krone wird. Und diese Krone schimmert durch den dichtesten Nebel.“ Die alte Dame schwieg und lehnte den Kopf zurück, die Augen geschlossen.

Die Generalin gähnte höflich leise hinter ihrer Hand. Johanna saß regungslos, die Augen in eine dunkle Ecke des Zimmers gerichtet. Plötzlich zuckte sie zusammen. Ein schriller Pfiff ließ sich von der Straße her vernehmen.

„Was war das?“

„Der Nachtwächterpfiff; nicht ängstlich sein, mein Kind.“

Johanna eilte ans Fenster. Draußen undurchdringliches Dunkel, es war ihr, als glitte der Nebel in dichten schwarzen Schleiern am Fenster vorbei. Sie wendete den Kopf ab: „Wie erträgt man das?“ kam es von ihren Lippen.

Niemand antwortete. Die Generalin wollte schlafen. Man sagte einander gute Nacht.

Das Mädchen kam herein und schlug das Bett für Johanna auf dem Sofa auf.

Langsam entkleidete sich das junge Mädchen, ganz langsam, und dann schlüpfte sie ins Bett, so rasch, wie Kinder es thun, wenn sie sich fürchten. Und sie fürchtete sich auch — vor dem wallenden Nebel draußen und vor dem, was der Nebel einhüllte. Und in dieser Furcht stahl sich, ihr unbewußt, ein Gebet auf ihre Lippen, ein Gebet, das sie vergessen hatte im Ballsaal. Beinahe schüchtern lösten sich die Worte ihr vom Munde; sie schämte sich ein bißchen über das kindisch-naive Stammeln.

Dann fröstelte sie zusammen, denn die Bettwäsche war feucht, und es war ihr, als stiege auch aus den Laken der Nebel auf, um sie einzuhüllen und niederzudrücken. Unwillkürlich erhob sie sich aus den Kissen und blickte erschreckt um sich.

Die Thür vom Nebenzimmer ging leise auf, und Frau von Kressen trat behutsam ein. „Sie schlafen noch nicht, mein Kind?"

„Sie, gnädige Frau ... so gütig ..."

„War man nie gütig zu Ihnen?"

„Doch, gnädige Frau ... als mein Vater lebte."

Die alte Dame stellte die Kerze, die sie mitgebracht, auf den Tisch und setzte sich auf den Rand. Es ward Johanna plötzlich so warm und leicht ums Herz.

„Sie sind sehr arm, daß Sie die Stelle hier angenommen haben?"

„Ja, gnädige Frau, sehr arm."

Es war still im Zimmer. Johanna dachte über ihre Armut nach, ohne Bitterkeit. Die bloße Anwesenheit eines guten Menschen genügt oft, böse, bittere Empfindungen fernzuhalten.

„Meine Tochter war nicht arm."

„Nicht?"

In dem maßlosen Erstaunen nur sprach sich die ganze Notlage Johannas aus und die Empörung darüber.

„Nein, sie war wohlhabend, fast reich ... und sie hat zwanzig Jahre hier gelebt — Sie sehen in welcher Umgebung ..."

„Wie konnte sie?"

„Sie war jung, schön ... wie schön! ... reich ... sie liebte und ward nicht wiedergeliebt. Es giebt noch mehr solch ungelöster Rätsel im Leben. Sie feilschte nicht mit ihrer Liebe, sie hatte sie geschenkt, und einmal geschenkt, nahm sie sie nicht zurück. Nur was klein und dürftig war — weil es einem einzigen zukam —, das wurde groß und weit und edel, denn es breitete sich aus auf die Menschheit. Haben Sie schon geliebt, mein Kind?"

Johanna dachte nach. „Nein, gnädige Frau," sagte sie leise.

Und jetzt empfand sie doppelt, wie arm sie war, und jetzt — jetzt stahl sich wirklich etwas wie Bitterkeit in ihr Herz.

Die alte Dame fuhr ihr liebkosend über die Hand. „Meine Tochter wollte erst Krankenschwester werden — ihre Gesundheit ließ das nicht zu. Sie wurde Lehrerin — hier. Hier, vor zwanzig Jahren. Sie hätte es auch hier behaglich haben können, es standen ihr kostbare Möbel und schwellende Teppiche zur Verfügung, aber sie wollte es nicht: ‚Auf einen seidenen Stuhl setzt sich der Bauer nicht, und die Kinder trauen sich nicht barfuß auf den Teppich. Zu mir aber sollen sie alle kommen, ich will sie lehren gut sein — ich will sie die Liebe lehren.' Ja, so sagte sie — ‚ich will sie die Liebe lehren'." Die alte Frau fuhr sich mit der Hand über die Augen. „Sie galt in unseren Kreisen für etwas wie eine Socialistin, hier aber für etwas wie eine Heilige. Ich durfte nicht mit ihr leben, sie erlaubte es nicht. Ich sollte meine gewohnte Umgebung nicht missen. Nur auf Besuch kam ich, und was ich sah, erfüllte mich mit Staunen und Ehrfurcht vor meinem eigenen Kinde. Es wuchs eine junge, kräftige Generation heran, voll Frische und Güte — nicht Liebe, Anbetung hatte mein Kind die Menschen gelehrt. Die Alten schüttelten noch zweifelnd die Köpfe beim Branntwein in der Schenke, aber die Jungen bauten eine Kirche, die Alten sprachen nur noch flüsternd beim Zuhämmern des Sarges, die Jungen brachten Blumen, die Alten starben, und die Jungen weinten ihnen Thränen — echte Thränen der Liebe nach. Nicht nur nach dem Ebenbilde Gottes ist der Mensch geschaffen, sondern er kann selbst Gott sein, wenn der Höchste ihm seine Macht verleiht. Der Nebel, der Sie, mein Kind, so feindselig empfangen, empfing auch uns, als wir hier einzogen — am anderen Morgen war Schnee vor unserem Hause, weiß schlängelte sich die Straße, weiß schimmerten die Dächer, glitzernd

und freudig lag der Ort vor uns. Gott hat das Wunder in wenigen Stunden vollbracht. Doch noch einen Nebel gab es, tief und dicht — um den zu zerstreuen, mußten Strahlen der Liebe hindurchdringen. Und dazu bedurfte es vieler, vieler mühseliger Jahre ..."

Die alte Dame senkte den Kopf tief auf die Brust. Johanna wagte es nicht, die minutenlange Stille zu unterbrechen. Da, plötzlich, wieder der schrille Pfiff des Nachtwächters.

Frau von Kressen sah Johanna mit einem langen, gütigen Blick an: „Als ich herkam, Kind, wollte ich Ihnen etwas anderes sagen. Ganz etwas anderes. Verzeihen Sie einer alten Frau diese Rückerinnerungen. Ich wollte Ihnen sagen, mein Kind, daß Sie — nicht hier zu bleiben brauchen."

„Nicht hier?"

„Nein. Kommen Sie zu mir; ich habe Raum für Sie — es sind die Zimmer meiner Tochter, die immer bereit waren, sie zu empfangen — im Winter stets geheizt, zur Abendstunde stets erleuchtet — sie hätte zu jeder Zeit unangemeldet eintreten können. Kommen Sie zu mir, mein Kind. Ich bin eine einsame alte Frau. Zu Lebzeiten meiner Tochter hätte ich's nicht gethan, aber jetzt würde ich mir vielleicht doch eine Gesellschafterin genommen haben ..." Sie sagte es gütig, ein bißchen traurig, ohne Johanna recht anzusehen. Und sie fuhr fort: „Es ist nichts Besonderes, was ich Ihnen anbiete: meine Gesellschaft und Ihr gewohntes Behagen. Ich will Ihnen auch nicht zureden. Kommen Sie, so wird's mich freuen — freuen, weil ich Sie hier kennen gelernt, wo meine Tochter gelebt und gestorben. Kommen Sie nicht — nun, vielleicht haben Sie dann das bessere Teil gewählt. Auf alle Fälle will ich Ihnen einen Brief geben — einen Brief meiner Tochter — an Sie."

„An mich?"

„An Sie oder diejenige, die ihre Stelle hier einnehmen soll. Sie gab ihn mir am Vorabend ihres Todes. Er ist mit Bleistift geschrieben, dennoch deutlich, obwohl sie nicht viel Kraft mehr hatte. Ich will jetzt gehen, es ist spät, meine alten Glieder bedürfen der Ruhe. Lesen Sie den Brief, denken Sie an meinen Vorschlag — morgen früh sagen Sie mir Bescheid. Gute Nacht, mein Kind."

Sie fuhr noch einmal leise über Johannas Hand, nickte dem regungslos dasitzenden Mädchen zu, ergriff die Kerze und verschwand leise, wie sie gekommen.

Johanna starrte ihr nach wie einer Geistererscheinung. Wäre der Brief nicht in ihrer Hand gewesen — sie hätte geglaubt, alles sei nur ein Traum. Sie wendete den Brief hin und her: „An meine Nachfolgerin" stand in großen zitternden Buchstaben auf dem Umschlag. Sie konnte sich nicht gleich entschließen, ihn zu öffnen, ein seltsam banges Gefühl hatte sie beschlichen: als sollte sie eine Stimme aus dem Jenseits vernehmen. Ihre Finger bebten leise, als sie einen schmalen Doppelstreifen vom Couvert abriß. Sie faltete das Briefblatt auseinander, rückte der brennenden Kerze näher und las:

„Ich kenne Sie nicht — und das eben giebt und benimmt mir zugleich den Mut, zu Ihnen zu sprechen. Ich muß sterben — heute oder morgen. Seit zwanzig Jahren bereite ich mich zu diesem schönen, großen Augenblick vor, und jetzt, wo ich weiß, daß es zu Ende geht, falte ich die Hände und sage: Mein Gott, ich danke dir für mein schönes, reiches Leben, ich danke dir für das tiefe innere Glück, das du mir gegeben, für die Befriedigung im Leben, für die Ruhe im Sterben. Nur eines quält mich, eines lastet auf meiner Seele, die sich sonst frei und freudig in die Unendlichkeit erheben würde: die Sorge um meine Kinder, um die werdenden Menschen. Ihnen galt während dieser zwanzig Jahre all meine Liebe, ihnen widmete ich alle meine Kräfte. Und jetzt wird es mir schwer, von ihnen zu gehen — Ihnen möchte ich Sie hinterlassen wie ein teures Vermächtnis. Geben Sie sich ihnen ganz, mit all Ihrem Sein, wie ich mich ihnen gegeben. Vielleicht murren Sie, daß Sie in ein kleines Nest verschlagen worden, vielleicht denken Sie, es verlohnte sich nicht, hier Ihr Bestes zu geben. O, glauben Sie mir — nur Ihr Bestes vermag das Gute hervorzulocken, es zur blühenden Entfaltung zu bringen. Seien Sie den Kindern, was ich ihnen war: eine Mutter, eine Schwester, ein Kamerad, seien Sie ihnen — eine Leh-

rerin. Eine Lehrerin in allem, was das Leben hier Großes und Schönes bietet, in allem, was uns das Jenseits verheißungsvoll verspricht. Seien Sie gut. Nicht weichlich — gut. Und wenn Sie durch Güte Großes — durch Liebe werden Sie Wunder vollbringen. Geben Sie alles, was Sie an Güte und Liebe in sich tragen — geben Sie es den Menschen hier: den Großen und mehr noch den Kleinen. Und wenn Sie gearbeitet, gekämpft und gerungen mit sich selbst, dann wird der Tag kommen, an dem Sie das Glück empfinden, eine reiche Befriedigung, der Tag, an dem Sie sagen: Nun kann ich sterben, ich habe nicht umsonst gelebt. Ich reiche Ihnen meine Hand, eine Hand, die — wenn Sie diese Worte lesen — schon im Grabe modern wird; jetzt aber ist diese Hand noch lebenswarm und drückt die Ihre im festen Bündnis. Und wenn Sie unter den Kindern stehen, wird mein Geist Sie grüßen.

Helene von Kressen."

Johanna las den Namen halblaut vor sich, dann begann sie von Anfang zu lesen und wieder, immer wieder, bis jedes Wort sich ihr eingeprägt hatte in Nimmerverlöschen und ihr die Lider schwer von Schlaf herabsanken.

Sie erwachte erst, als eine Hand sich leise auf ihre Schulter legte. Es war die Generalin.

„Es ist Zeit, Hanna, nebenan ist schon das Frühstück bereit, und die Kirchenglocken läuten."

Johanna, die die Augen weit und erstaunt geöffnet, schloß sie plötzlich, wie geblendet. „Es ist so hell ..."

„Das macht der Schnee, Kind."

„Schnee! Schnee!" wiederholte sie jubelnd, und sie sprang aus dem Bett und lief barfuß, wie sie war, zum Fenster. „Schnee!"

Richtig! Schnee vor dem Hause, weiß schlängelte sich die Straße, weiß schimmerten die Dächer, glitzernd und freudig lag der Ort vor ihren Augen. Und sie wiederholte nochmals, leise und staunend wie vor einem schönen Wunder: „Schnee!" Ganz unwillkürlich faltete sie die Hände.

„Aber, Kind, du wirst dich erkälten!" rief die Generalin.

Johanna kleidete sich eilig an. Den Brief schob sie heimlich zwischen die Knöpfe ihrer Taille. Dann ging sie hinüber, wo das Frühstück ihrer harrte.

Frau von Kressen streckte ihr beide Hände entgegen. Sie sagte nichts, nur in ihren Augen lag eine stumme Frage.

„Kennen Sie den Brief?" flüsterte Johanna.

Die alte Dame nickte leise.

„Dann wissen Sie auch meinen Entschluß."

Frau von Kressen zog das junge Mädchen eng an sich heran und küßte es auf die Stirn. „Ich habe mich nicht getäuscht in Ihnen. Leben Sie ein nützliches, volles Leben. Gott segne Sie." Und sie fügte mit gütigem, wehmütigem Lächeln hinzu: „Die Zimmer meiner Tochter werden auch für Sie stets bereit gehalten sein."

Johanna beugte sich über die Hände der alten Dame. Diese aber zog sie ans Fenster. Scharenweise strömten die Leute zur Kirche: Männer, Frauen, Knaben und Mädchen, alle im blitzblanken Sonntagsstaat, das frohe Sonntagslächeln im Antlitz. Dumpf brauste die Orgel herüber, und die Sonne umspielte das goldene Kreuz, daß es wie funkensprühend die Blicke aller auf sich und weiter nach oben auf den klaren blauen Winterhimmel zog.

Nach wenigen Minuten war Johanna in Begleitung von Frau von Kressen auf dem Wege zur Kirche, und einen Augenblick später trat sie in das Schiff.

„Die neue Lehrerin!" flüsterte man auf den Kirchenbänken.

Johanna lächelte — ein junges, hoffnungsfreudiges Lächeln, das lange, lange nicht ihre Lippen umspielt hatte.

Dann kniete sie nieder. Und während die Orgel in mächtigen Accorden durch die Kirche brauste und Johanna um Kraft zu ihrem neuen schweren Beruf betete, stand drüben in der Wohnung die Generalin und sagte zu dem gutwillig dreinschauenden Mädchen: „Mich müssen Sie Excellenz nennen, und das Sofa — das wollen wir über Eck stellen."



Zur Anlage städtischer Straßen.

Von

Hans Schmidkunz.

(Nachdruck ist untersagt.)

In dem Aufschwung, den die bildenden Künste den letzten Jahrzehnten verdanken, war der Ruf nach „Rückkehr zur Natur" wohl am lautesten zu hören. Was mit ihm gemeint ist, begreift Verschiedenes in sich.

Das erste und umfassendste ist wohl der Gegensatz zu gewissen Gezwungenheiten und Künstlichkeiten. Wenn der Architekt sich vom Klassicismus, der Gartenbaukünstler von französischer Steifheit, der Maler vom Atelierlicht befreite, so war ihr Streben nicht eigentlich das nach einer bestimmten anderen Form, obschon sie manchmal auch dazu gelangten, sondern das nach vernünftiger Natürlichkeit, nach Ungezwungenheit im edlen Sinne des Wortes. Und wenn wir über eine einzelne Kunst sprechen, die dem Aufschwung der Schwesterkünste noch nicht nachgefolgt ist, so wird wohl einer unserer ersten Gesichtspunkte dieser negative sein: die Verwahrung gegen bisherige Gezwungenheit und Künstlichkeit. Wenn wir beispielsweise eine Kunst auch in der Anlage von Häuserstraßen anerkennen, so ist zu fragen, ob nicht ein an die Kunst von außen herankommender Zwang oder eine sie verdrängende Künstelei sie bisher niedergehalten hat.

Eine zweite Forderung, die sich am meisten vordrängte oder — mit Unrecht — am meisten vorgedrängt wurde, war das Streben nach möglichst getreuer Naturnachahmung. Daß sie ein so allgemeines und notwendiges Princip sein sollte, wie man oft meint, kann schon deshalb nicht richtig sein, weil das Mehr und Minder der Naturnachahmung für weite Gebiete der Kunst, selbst der bildenden, so gut wie gar nicht in Betracht kommt. Gerade wenn wir eine Sonderkunst wie die genannte in den Vordergrund stellen wollen, müssen wir auf eine treue Naturnachahmung mindestens ebensosehr verzichten wie bei der Architektur überhaupt, zu der sie ja gehört.

Das hindert aber nicht die Berechtigung einer dritten scheinbar ganz ähnlichen Forderung. Wie die Kunst der Bauwerke zwar keine Naturmuster nachahmt, abgesehen von ihren Ergänzungen durch Ornamentik, wohl aber in der Konstruktion mechanische Naturgesetze befolgen und in der Komposition Rücksichten auf die natürliche Entwickelung des künstlerischen und sonstigen Lebens beachten muß, wenn sie nicht wieder der Vorwurf des Gezwungenen und Künstlichen treffen soll: ebenso wird eine etwaige Kunst der Straßenanlage zwar nicht etwa das System eines Flußgebietes nachahmen, wohl aber auf die natürlichen Kräfte zu achten haben, die in einer Stadt wirken; beispielsweise wird sie die Störungen beim Zusammenstoßen eines großen Verkehrs berücksichtigen und ihn auseinander oder nebeneinander, nicht, wie es so oft geschieht (namentlich auf den sogenannten „Sternplätzen"), ineinander leiten.

Schließlich waltete in dem jüngsten Aufschwung der Künste eine vierte Forderung: die vom Gegensatz zwischen einer mehr abstrakten und einer mehr konkreten Gestaltung. Man begnügte sich allmählich nicht mehr mit dem nachgerade unerträglichen Schema-

tisieren, das ein paar Grundzüge hervorkehrte und im übrigen der Verschiedenheiten alles einzelnen, der feinen Vollendung des allgemeinen zum jeweiligen Einzelding spottete; man wurde der „Typen“ nicht nur im Drama und Roman, sondern auch in der bildlichen Darstellung müde; man suchte Menschen und Dinge, nicht nur Abstraktionen.

Ein ganz besonderer Fall dieses Gegenstandes zeigte sich in den jüngsten Wandlungen des Kunstgewerbes. Man strebte von „geometrischen“ zu „organischen“ Formen; das heißt: nicht mehr abstrakte Linienzüge mit den Gestalten des Rechtecks, Kreises u. s. w. oder auch verwickelterer Gebilde, sondern Motive aus der lebenden Welt, also Blattformen und dergleichen mehr, wenn auch mit noch so phantastischer Selbständigkeit durchgeführt. Und wenn solche Motive, dann nicht etwa wieder schematisiert, in leblosen Allgemeinheiten, sondern trotz aller freien Veränderungen doch mit Wahrung der Hauptsache, eben des „Organischen“ daran. Besonders über die Nachbildung von Blattformen, ob mehr mit abstrakter Beschränkung auf gleichmäßige Hauptzüge oder mehr mit dem Bestreben nach Ausführung bis zu einem individuellen Ganzen, wurden charakteristische Streitereien geführt. Noch in einem Punkt kam dieser Gegensatz zum Ausdruck: in dem Bestreben, den einzelnen kunstgewerblichen Gegenstand zunächst nach seiner praktischen Bedeutung zu behandeln, ihn nicht als eine Gelegenheit zur Anbringung irgend welcher Schönheiten zu benutzen, sondern ihn dadurch schön sein zu lassen, daß man ihn vorerst seinen Bestimmungen dienen ließ, auf die Gefahr einer nüchternen Einfachheit hin. Indem so durch das Verhältnis von Mitteln zum Zweck etwas einem Organismus Ähnliches hergestellt wurde, und indem ferner solche Kunstleistungen hauptsächlich als Bestandteile unseres eigenen Lebens hingestellt wurden, erhielten auch sie einen Anteil an dieser Welt von Organismen, die ja selbst wieder eine Art Organismus ist.

Die meisten der hier erwähnten Forderungen der „Rückkehr zur Natur“ beginnen nun auch wenigstens spurweise auf dem bisher verhältnismäßig weniger beachteten Gebiet des Städtebaues zu walten, insonderheit in der künstlerischen Anlage des Straßennetzes. Der dabei naheliegende und meist gebrauchte Gegensatz, der des Regelmäßigen und Unregelmäßigen, reicht nicht ganz zu. Regelmäßig gebaut ist auch manchmal der älteste Kern in unseren gemütlichen Altstädten. Diese Regelmäßigkeit erscheint bald in der Form eines Rechtecks oder Quadrates, bald annähernd in der eines Kreises oder einer Ellipse; beidemal mit vorwiegend rechtwinkligem Straßennetz. Es schien zunächst, daß rundliche Städteanlagen auf slavischen Ursprung deuten; die „Birnform“ slavischer Dörfer und die „Zwiebelform“ altrussischer Städte sind als besondere Beweise dafür bekannt. Ferner schien es, als ob, abgesehen von rundlichen Stadtbefestigungen, alle deutschen Städteanlagen des Mittelalters „viereckig“ seien, und ebenso die meisten Kolonialstädte Griechenlands und Roms. Demgegenüber haben neuere Forschungen, namentlich die „Deutschen Stadtanlagen“ von J. Fritz (Straßburg i. E., 1894), zwar die rechteckige Form römischer Stadtanlagen, einschließlich des auf ein Römerlager zurückgehenden Kernes mancher deutschen Städte, betont, aber einen Typus von deutschem Städtebau gefunden, der für die gesamte Kolonisation Ostelbiens gilt und auf einige westelbische Städte zurückgeht: der Typus zeigt ein kreis- oder ellipsenförmiges Schema mit einem regelrechten, von Meitzen „rostförmig“ genannten Bebauungsplan. Diese Regelmäßigkeit ist heute noch auch dort zu erkennen, wo inzwischen die Bauentwickelung die Genauigkeit des Planes verwischt hat.

Regelmäßig gebaut würden auch die Ausführungen unseres Ideals von Städtebau sein, und zwar durch eine klare, anschauliche Unterscheidung von Hauptzügen und Nebenzügen, die leider unter allen Tugenden im Anlegen von Straßen wohl am häufigsten fehlt, mag es sich nun um Gerades oder um Krummes handeln. Regelmäßig gebaut sind allerdings auch die Schachbrettmuster so mancher Neustädte; aber ihre Regel hat weder für den Verkehrsnutzen noch für die Schönheit einen hinreichenden Wert, und ihr Unterschied von dem unregelmäßigen Winkelwerk von Altstädten ist in beiden Beziehungen geringer, als es zunächst scheint.

Noch herrscht, abgerechnet die wenigen Neuansätze, im Stadtbau jener Idealismus im schlechten Sinne des Wortes, dem es darauf ankommt, irgend eine von vornherein beliebte Idee, in unserem Fall irgend eine geometrische Form, ein Maß oder dergleichen, durchaus zur Geltung zu bringen. Nun wollen wir aber, vom praktischen Standpunkt aus, in der Stadt unseren Geschäften und Unterhaltungen nachgehen, und zwar mit möglichstem Nutzen und Vergnügen, nicht aber Geometrie ablaufen. Und vom künstlerischen Standpunkt aus wollen wir die jeweils gegebenen Verhältnisse möglichst schön vor uns haben, nicht gewisse Maße, Formen, Einfälle u. s. w. verwirklicht sehen. Das ist aber schon dann der Fall, wenn auch für die Breite und etwa für die Länge einer Straße oder eines Platzes dasjenige wiederum künstliche, nicht natürliche Streben gilt, das auch auf verwandten Gebieten, wie dem des Theaterbaus, als ein Grundübel zu bezeichnen ist: das Streben, unvernünftig groß zu bauen. Wie die modernen Theater, einige glückliche Ausnahmen abgerechnet, ins Weite und wie manche andere Monumentalbauten in die Höhe wachsen, so wachsen die modernen Avenuen und Plätze ins Breite. Man kann von dieser Kritik gewisse Beispiele ausnehmen, die nicht eigentliche Straßen oder Plätze sind; namentlich einige Hafenanlagen, wie die in Antwerpen und Mainz. Auch die „Ringstraße" in Köln, eine Anlage, die in verschiedenen ihrer Strecken 28, 95, 105, sogar 128 Meter breit ist, bietet stellenweise einen solchen Fall. Von ihrem nordöstlichen Endstück, dem „Deutschen Ring", besteht die Mitte aus einem zugeschütteten und bepflanzten alten (französischen) Hafenbecken, das sich nicht bebauen ließ, die Seiten aus mäßig breiten Straßen, deren Bauflucht sich sogar dieser Mulde möglichst nähern sollte; die gesamte Anlage wird technisch, hygienisch und künstlerisch sehr gerühmt. Wo aber solche besondere und „natürliche" Umstände nicht maßgebend sind, dort erhebt sich die Frage, ob Breitenmaße, welche die aufgewendeten Kosten und die entstehenden Nachteile weder praktisch (für den Verkehrsnutzen und für die Hygiene) noch auch ästhetisch lohnen, nicht etwa nur dem künstlichen Zwang des Glaubens an den Wert absoluter Größe entspringen.

Man beachtet viel zu wenig, daß so gut wie alles, was durch eine Straße geleistet werden soll, bei einer gewissen mäßigen Breite bereits gut zu erreichen ist. Darüber stimmen die Fachleute, wenn nicht genau, doch im großen ganzen mehr überein, als man zunächst glauben möchte. Beispielsweise hört man die Grenzen, innerhalb deren sich eine Straßenbreite halten soll, zu zehn und vierzig Meter angeben. Schon danach liegen z. B. die Ringstraße in Wien und die Linden in Berlin über das Normale hinaus. Im Näheren werden dreißig Meter oder selbst nur einige zwanzig als völlig zureichend angegeben; Stübben sagt in seinem großen Werk vom Städtebau (1890) schlechtweg: über sechsundzwanzig Meter beginnt der Luxus. Nicht daß dieser aus der Welt geschafft werden soll; aber die Frage ist die, ob er uns im einzelnen Fall auch wirklich ein hygienisches und künstlerisches Mehr bietet. Im allgemeinen sprechen wenige Gründe der Gesundheitspflege und des künstlerischen Geschmacks für sehr breite Straßen und viele dagegen. Aus den anderswo gegebenen Durchführungen dieser These sei hier nur der eine Punkt angeführt, daß jede städtische Straße an sich schon, durch Schmutz und Staub, hygienische Nachteile hat, die natürlich mit ihrer Größe ebenfalls wachsen.

Im besonderen ist es eine selbstverständliche Forderung, die Breite von den jeweiligen Verhältnissen abhängig zu machen. Diese Verhältnisse sind zunächst geographische. Beispielsweise wird, im Gegensatz zu den oben genannten Normalmaßen, für südliche Länder mit ihrem in die Straßen ausgiebiger fallenden Sonnenlicht eine Breite von nur zwölf Meter als das Richtige angegeben. Dann aber handelt es sich vornehmlich um die jeweiligen Verhältnisse des Verkehrs. Es ist geometrisch und nicht verkehrstechnisch noch ästhetisch gedacht, wenn man zuerst nach der Breite und dann nach dem Verkehr fragt, statt jene von diesem abhängig sein zu lassen, ja selbst wenn man die Unterschiede der Straßen nach ihren Breiten feststellt statt nach den ihre Benutzung eigentlich bestimmenden Faktoren, z. B. nach ihrer Richtung. Es ist erst recht geometrisch gedacht, wenn man diesen Unterschieden nicht

genügend Aufmerksamkeit schenkt und z. B. in den inneren Teilen der Stadt die gleichen Maßstäbe anlegt wie in den äußeren. Dabei ist noch zu bemerken, daß der nächste Anschein für die inneren Teile kleinere, für die äußeren Teile größere Maße wünschenswert macht. In der That wird es auch immer darauf hinauskommen, daß absolut genommen die Abmessungen und namentlich die Breiten der freien Räume im Inneren enger sind als weiter draußen. Verhältnismäßig, d. h. im Verhältnis zu den überbauten Flächen, sollen jedoch die freien Räume in der Mitte der Stadt weiter, an der Peripherie enger sein — versteht sich, weil Licht und Luft von vornherein dort in geringerem Maße, hier in beträchtlicherem Maße zur Verfügung stehen. Allerdings wird, was heute äußerer Stadtteil ist, vielleicht schon in zwanzig Jahren Innenstadt sein. Indessen wird es doch einerseits kaum je zur innersten Mitte werden — diese bleibt wahrscheinlich so, wie sie war —, sondern wird zu einem Zwischenring geworden sein; andererseits drängt schon jetzt das Bedürfnis danach, Nebencentren auch in anderen Teilen der Stadt als im Allerinnersten anzulegen, und diese werden vermutlich bleiben und von vornherein eine verhältnismäßige Weite ihrer freien Räume erheischen, während andere und selbst mehr nach innen gelegene Teile, wenn sie nur eben keine Centren bilden, diese Forderung an relative Weite nicht so hoch zu spannen brauchen.

Es ist endlich geometrisch und nicht im Sinne des praktischen noch künstlerischen Lebens gedacht, wenn in Stadtbauplänen oder besonders in Stadterweiterungsplänen sich das Streben nach geometrischen Figuren oder nach Kombinationen von solchen vordrängt. Zwar erwartet man das Aufführen geometrischer Figuren wohl nur von einem ganz naiven Anfänger; aber das Vordrängen jenes Strebens ist nun einmal Thatsache (Beispiel: die bisher maßgebenden Erweiterungspläne für Neubauten in München). Obenan stehen hier die Rechtecke, die Kreise, die Ellipsen und die Sterne, Fächer oder dergleichen mehr. Dreiecksformen gehören, weil sie viele kurze Diagonalverbindungen herstellen, noch zum Erträglichsten, und die Stern- oder Fächerform schließt wenigstens eine Spur von dem nachgerade unentbehrlichen Grundsatz der „Radialzüge" ein, die von einem Mittelpunkt zu anderen Hauptpunkten oder Hauptgebieten gehen. Nur folgt aus diesem Grunde noch nicht die Zweckmäßigkeit einer regelrechten geometrischen Genauigkeit, noch nicht die Zulässigkeit der Sternplätze, die den Verkehr geradezu ineinander verfitzen und dem Blick statt Schönheit Schematik geben, und am allerwenigsten gar die Vernünftigkeit des duodezfürstlichen Vorgehens, eine Stadt wie Karlsruhe vom Schloß aus fächerförmig oder wie Neustrelitz vom Markt aus sternförmig anzulegen. Natürlich ist es keineswegs ausgeschlossen, auch bei sehr willkürlicher Konstruktion städtische Schönheiten herauszubekommen, wenn nur eben der richtige Künstler darüber gerät (in welchem Sinne z. B. die Champs Elysées gerühmt werden); aber von vornherein wird man nicht für solche Konstruktionen um ihrer selbst willen stimmen.

Wie schon angedeutet, ist im gesamten Bereich der Stadtbaufragen das Verhältnis der bebauten zur unbebauten Fläche eine immer wiederkehrende Hauptfrage. Die Grundforderung heißt hier: nicht zu wenig unbebaut, nicht zu viel bebaut, aber deswegen nicht engräumig, sondern „weiträumig" gebaut. Überhaupt steht die jetzige Entwickelung der Städte unter dem Zeichen des Lockerns von Pressungen, des Lösens von Spannungen. Meistens ist weder fürs Wohnen noch auch für den Verkehr genügender Raum da, und leider ist allzuhäufig zu gunsten der freien Verkehrsflächen — ganz abgesehen von ihrer unzweckmäßigen Verteilung — der Wohnraum eingeschränkt. Die allgemeinen Angaben über Verhältniszahlen des freien und des bebauten Raumes schwanken begreiflicherweise infolge der Schwierigkeiten, einen Durchschnitt aufzustellen. Immerhin lassen sich aus ihnen folgende Warnungen und Schätzungen ablesen.

Erstens thut man gut, dabei die großen Parks und Spiel- oder Übungs- oder Ausstellungsplätze und dergleichen nicht mitzurechnen. Nur insofern mögen diese Aussparungen mit in Betracht kommen, als dort, wo sie gleichsam als Reserve in der Nähe sind, das Verhältnis des Freien zum

Bebauten zur Not etwas ungünstiger sein darf. Zweitens werden die Verhältniszahlen andere sein bei den bequemeren Wohngelegenheiten in den weniger centralen Teilen der Stadt und andere dort, wo es sich um viele Miethäuser und besonders um Arbeiterwohnungen handelt, wo also jenes Verhältnis wieder günstiger sein soll als in den „Villenvierteln“. Drittens ist von freiem Raum in doppeltem Sinne zu sprechen. Er existiert, natürlich ungerechnet jene großen Reserven, einerseits in Form von Straßen und Plätzen, andererseits in Form von unbebauten Flächen innerhalb der Baublöcke, als da sind: Höfe, Gärten und dergleichen mehr. Eigentlich bebaut sind nur die daneben in den Baublöcken übrig bleibenden Flächen. Die Gesamtheit dieser wirklich bebauten Flächen soll jedenfalls unter der Hälfte des gesamten in Betracht kommenden Stadtraumes bleiben, während die Gesamtheit der Blockflächen in der Regel über die Hälfte hinausgehen wird. Wie viel man den Blöcken widmen kann, hängt von dem Verhältnis des Bebauten und Freien innerhalb dieser ab. Sind sie „weiträumig“ bebaut, d. h. lassen sie noch genug Freies in sich, so wird man ihnen zwei Drittel des Ganzen und das übrige Drittel den Straßen und Plätzen als ein gutes Verhältnis widmen; sind sie hingegen „engräumig“ bebaut, so widmet man ihnen besser nur drei Fünftel des Ganzen und den Straßen und Plätzen die übrigen zwei Fünftel.

Die künstlerische Seite der Linienführung in den Straßenanlagen soll hier deswegen nicht weiter erörtert werden, weil sie sich in der Hauptsache aus der Durchführung der vorhin angedeuteten Grundsätze und aus dem künstlerischen Können der Beteiligten überhaupt ergiebt. Doch sei hier auf die meist zu nachlässig behandelten gärtnerischen Anlagen hingewiesen. Man soll sie natürlich nicht dorthin setzen, wo man sie nicht brauchen kann; was aber leider oft genug dadurch geschieht, daß man sie gerade in die Achse von Straßen und Plätzen, überhaupt in Verkehrslinien hineinsetzt. Um so mehr kann man sie vor den Häusern, als „Vorgärten“, brauchen; allerdings dürfen keine großen Bäume so nahe an den Fenstern stehen, daß sie das Licht wegnehmen.

Im übrigen bietet jetzt das Buch von Karl Hampel: „Gärtnerische Schmuckplätze in Städten, ihre Anlage, Bepflanzung und Pflege“ (Berlin, Paul Parey, 1897), so viel Wertvolles, daß wir uns mit einem Hinweis darauf begnügen können.





Für den Weihnachtstisch.

Wenn dieses Heft in die Hände unserer Leser gelangt, wird sich allmählich mit seinen Vorbereitungen schon das „holde Fest der Gaben“ ankündigen, mit dem das liebe lange Jahr so mild verklingt. Auch wir fühlen heute schon, wenn wir uns in diese Zeit versetzen, etwas von jener versöhnenden Feiertagsstimmung voraus, und gern senken wir einmal vor den hohen Bücherwällen, die unseren Tisch bedecken, die spitze Waffe der Kritik, um uns in den ruhigen Berichterstatter zu verwandeln, dessen einziger Ehrgeiz es ist, dem bücherkaufenden Publikum die Wahl unter den litterarischen Schätzen des Jahres zu erleichtern.

Wir fangen diesmal mit den Gedichtbüchern an, denen der Deutsche nach alter Erfahrung, wenn sonst nicht, so doch wenigstens zu Weihnachten noch immer ein freundliches Gesicht zu machen pflegt. Zwar die namhaftesten und beliebtesten unserer Lyriker sind in dem Augenblick, wo wir dies schreiben, mit ihren Weihnachtsgaben noch nicht auf dem Plane erschienen, aber auch unter dem jungen Nachwuchs, der noch erst um die Gunst der Leser zu werben hat, findet sich zum Glück mehr als eine Erscheinung, die einen empfehlenden Hinweis verdient. Da sind zunächst die in den zierlichen Liebeskindschen Geschenkband gekleideten **Gedichte** von Anna Ritter (Leipzig, A. G. Liebeskind), die anmutigste unter allen lyrischen Gaben, die uns bis heute vorliegen, und doch keine leichte Tändelware, sondern die charaktervolle Kundgebung einer ernsten, im Kampf des Lebens gestählten und geläuterten Dichternatur. Hier ist nichts Geziertes oder künstlich Anempfundenes, nichts mühsam Erquältes — jedes dieser Gedichte sieht man vielmehr lebendig aus den persönlichen Erfahrungen und Erlebnissen dieser von junger Liebe reich beglückten, von frühem Schmerze schwer geprüften Frau emporwachsen. Dabei verschmäht die innige Empfindung, von der Anna Ritters Dichtung getragen wird, durchaus alles Sentimentale, sogar alles Idyllische, an dem sonst die Frauen nur schwer vorüberkommen; lieber als friedliches Behagen und stilles Glück besingt sie die ringende Sehnsucht, das stürmische Verlangen, die jauchzende Seligkeit, den wilden Schmerz. Und dieser Fülle tiefen, reichen, aber immer echt weiblichen Seelenlebens entspricht eine überraschend sichere Formgebung, eine bildkräftige Gestaltungsgabe, wie wir sie für gewöhnlich nur bei dem in strenger künstlerischer Schule erzogenen Mann finden. Dann und wann erinnert Frau Ritters Art an Ada Negri, die Verfasserin der „Tempeste“ („Stürme“), die Dichterin des „Hohenliedes vom Schmerz“, nur daß bei ihr jede tendenziöse Beimischung, jede Beziehung auf sociale Fragen der Zeit fehlt, daß sie sich als die im eigenen Gefühls- und Empfindungsleben aufgehende Frau giebt. Zur Kennzeichnung ihrer Dichtung hier wenigstens eine kurze Probe:

Morgen.

Wie du nun vom blauen Hügel,
Sonne, deine Hände hebst
Und auf goldgesäumtem Flügel
Lächelnd nach der Höhe schwebst,
Hängt sich meiner Seele Sehnen
Weinend an dein weißes Kleid,
Daß du mich aus Not und Thränen
Trügst in ew'ge Herrlichkeit!

Wie Anna Ritter ein Huldigungsgedicht an Ada Negri, so hat Reinhold Fuchs in seinem **Strandgut** (vierte durchgesehene und stark vermehrte Auflage; Altenburg, Stephan Geibel) eine Zuneigung an Heinrich Seidel, und auch darin dürfen wir eine Charakteristik sehen. Freilich fühlt sich Fuchs im Gegensatz zu Seidel, dessen Poesie hauptsächlich die schlichten Schönheiten des Binnenlandes aufsucht, weit mehr von den Reizen der See angezogen, aber im Grunde sind es doch auch bei ihm die stillen Schönheiten der Natur und die kleinen Freuden des Herzens, für die sein durchweg geklärter, leidenschaftsloser Vortragston am besten taugt. Seine Form ist für das kurze Lied nicht kräftig, sinnlich und prägnant genug, weiß aber, sobald sie sich behaglicher ausbreiten darf wie in den „Geschichten und Gestalten“, den novellistischen Erzählerton wohl zu treffen, vor allem tiefsinnige Sagen von Amrum, Bornholm und den Halligen leicht und anmutig in poetisches Gewand zu hüllen. Zum Vorlesen an langen Winterabenden wird sein Büchlein gewiß allen, die bei Ge-

dichten mehr auf den thatsächlichen Inhalt als auf die Stimmung sehen, von Herzen willkommen sein.

Von dem Strande der Nordsee zu den hohen Bergesgipfeln der Alpen ist ein weiter Weg; trotzdem weisen die **Gedichte** des Schweizers Alfred Beetschen (München, C. H. Beck) mit dem poetischen „Strandgut" von Reinhold Fuchs viele verwandte Züge auf. Vor allem beherrscht auch ihn weniger die Stimmung als die Phantasie, die ebenso gern Fremdes, besonders aus der Sage, Geschichte und Kunst, gestaltet, wie eigene wogende Gefühle in Verse gießt. Er steht durchaus unter dem Banne der Tradition, weiß den Anklängen nicht immer aus dem Wege zu gehen, liebt die witzige Pointe und die geistreichen Wendungen, büßt aber nie den sicheren Takt ein, der einem feinen, gebildeten Geschmack eigen ist, und hat von der Musik, der er eine besondere „lyrische Suite" widmet, den einschmeichelnden Wohllaut, die innere Harmonie zwischen Inhalt und Form gelernt. Meisterhaft behandelt er daher auch die Sonettenform, und bedeutsame Gedenktage seiner schweizerischen Heimat hat er mit herrlichen Weiheklängen der Poesie begleitet. Kein Freund der modernen Realisten, der „Bilderstürmer im Reiche des Schönen", huldigt er lieber Paul Heyses Losung: „Über Tod und Schicksal tröstet die Schönheit allein." Nur reiferen Gemütern wird es vergönnt sein, von seinen Dichtungen die volle Frucht zu pflücken; diese aber werden desto reicher beschenkt nach Hause gehen.

Ein gut Teil schlichter und anspruchsloser erscheint das schmale Bändchen Gedichte, das Wilhelm Arminius uns unter dem Titel **Bergkrystalle** darbietet (Berlin, Concordia, Deutsche Verlagsanstalt). Dafür aber kommen die Klänge auch frischer und unmittelbarer aus dem Herzen und sprechen vertrauter zu unserem Gemüt als die reflexionsreiche Gedankendichtung Beetschens. Arminius vergleicht sich selbst einmal mit einem Vaganten, und in der That erinnern seine leichten, gefälligen Weisen in Stoffwahl und Vortragsart nicht selten an den mittelalterlichen Spielmann, der fast ausschließlich aus dem wechselnden Leben der Natur und den damit in Einklang gebrachten Empfindungen des Herzens schöpfte. Nur eins kommt bei diesem liebenswürdigen Poeten hinzu, das ihn wesentlich von der landläufigen Minnepoesie unterscheidet: nirgend schleicht sich in seine Verse auch nur eine Spur leichtfertiger Frivolität ein; über all den holden Bilderchen aus Natur und Menschenleben liegt es wie blanker, krystallklarer Tau eines sonnigen, reinen, frommen, ja man möchte fast sagen: kindlichen Gemütes, das es verstanden hat, sich fern vom lauten Getriebe der Welt den stillen Garten seiner Freuden und Leiden unberührt zu erhalten. Wer in der Dichtung nicht ein Spiegelbild der Welt, sondern ein friedliches Inselchen sucht, auf dem man träumend und sinnend in sonntäglicher Feier die Last und Sorge des Werktages vergessen kann, wird bei dem Büchlein nicht ohne Freude und Gewinn Einkehr halten.

Nur zum Teil der Poesie gewidmet, aber schon des weiblichen Publikums wegen, für das sie in erster Reihe bestimmt, an diese Stelle gehörig sind drei Jahrbücher oder **Kalender** für 1899, die also zum Weihnachtsfeste gerade zur rechten Zeit kommen werden. Da grüßt uns zunächst das altbekannte, vertraute und immer gern gesehene Gesicht des **Cottaschen Musen-Almanachs** (Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhdlg. Nachf.). Auch diesmal in zartester Farbe mit reichem Golddruck erschienen, bringt er wie nun schon seit neun Jahren eine bunte Fülle ausgewähltesten Lesestoffes für unsere vornehme Damenwelt: außer zwei novellistischen Beiträgen in Prosa (von Adolf Stern und Julius R. Haarhaus) enthält das zierliche Schatzkästchen ein bunte Reihe von Dichtungen in metrischer Form, poetische Erzählungen, Balladen, Romanzen, Lieder und Sprüche. Sechs duftige Kunstbeilagen fügen zum Guten den Glanz und den Schimmer. — Den neuen Göttern der „Frauenbewegung" dient das von Elly Saul und Hildegard Obrist-Jenicke herausgegebene **Jahrbuch für die deutsche Frauenwelt** (Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer); es möchte überall die Erkenntnis fördern, daß sich die Bewegung durchaus friedliche Ziele gesteckt hat und am allerwenigsten vollends die Ehe und das Familienleben antasten will. Das neue Jahrbuch soll, indem es die Leserinnen an der Hand hervorragender Schriftstellerinnen tiefere Einblicke in moderne Frauenschicksale gewinnen läßt, zugleich mithelfen, die noch schlummernden Kräfte der weiblichen Natur völlig für das Leben der Gegenwart frei zu machen. Von den mit Beiträgen vertretenen Mitarbeiterinnen nennen wir: Helene Lange, Gabriele Reuter, Minna Cauer, E. Bely, Dr. Käthe Schirmacher, Dr. Anita Augspurg, Elisabeth Mentzel und Frida Schanz. Fünf Bildnisse führen uns auch die äußere Erscheinung einiger hervorragender Frauenführerinnen vor Augen. — In engeren Grenzen, mehr zu den alten Idealen der „deutschen Hausfrau" hält sich das neue von Karl Kinzel und Ernst Meinke herausgegebene Jahrbuch für das deutsche Haus **Aus Höhen und Tiefen** (Berlin, Martin Warneck). Das hübsch und dauerhaft ausgestattete Werk erinnert in seiner Gesamtfärbung einigermaßen an die „Christoterpe", wenigstens bemüht es sich gleich dieser, hinter den flüchtigen Erscheinungen dieser Welt nach dem Ewigen zu suchen und auch dem religiösen Gemüte Nahrung zu bieten. Das geschieht aber nirgend mit aufdringlicher Tendenz; es bildet vielmehr gleichsam nur den Goldgrund, auf den die sonst recht bunten und farbenfrohen Bilder dieses häuslichen Unterhaltungs- und Erbauungsbuches entworfen sind. Schon der Name Roseggers, der mit mehreren poetischen und prosaischen Beiträgen vertreten ist und dessen Bildnis den Band ziert, bürgt für frische, gesunde Kost. Aus dem sonstigen abwechselungsreichen Inhalt nennen wir nur noch einen warmherzigen Aufsatz über Ada

Negri von Dr. Eugen Lessing, Erinnerungen an Oskar von Redwitz von Dr. Robert König, eine nachdenkliche Studie über „Charakterbildung" von Ernst Meinke, pädagogische Plaudereien über „Mutter und Kind" von Adolf Bode und beherzigenswerte Betrachtungen Dr. Th. Müller-Fürers über „volkstümliche und nationale Kunst".

Dieses Stichwort von „nationaler und volkstümlicher Kunst" leitet ungesucht hinüber zu den **Liedern eines Elsässers** (zweite Auflage; Straßburg, Schlesier u. Schweickhardt), morgenfrisch schmetternden, von Vaterlandsstolz und Vaterlandszorn erfüllten Lerchentönen und Waldhornklängen aus einem leider noch immer von Französelei überschwemmten Lande. Hier sind die Hochlandsschönheiten des Wasgaus, die Sagen- und Legendengestalten der alemannischen Vorzeit, die unverdorbenen Tugenden des elsässischen Bauern in knappen, kräftigen Strophen gefeiert und in zürnenden Weisen die charakterlosen Fremdsuchtsregungen des in „welsche Unnatur" versunkenen Stadtvolkes gestraft; dazwischen aber wachsen — und sie bleiben doch die schönste und dauerndste Gabe des zierlich ausgestatteten Bändchens — zarte Lieder eines idyllischen Liebesglückes, sonnengewärmte Blumen eines kindlich reinen und doch männlich festen und selbstbewußten Herzens.

Aus demselben ernst-fröhlichen Geiste geboren, nur umfassender im Inhalt und vielgestaltiger in der Form grüßen uns Ferdinand Avenarius' Gedichte **Wandern und Werden**, deren vornehmer und gediegener Ausstattung der beigegebene künstlerische Bilderschmuck von J. V. Cissarz noch zu besonderer Zierde gereicht (Florenz und Leipzig, Eugen Diederichs). Was vor einigen Monaten desselben Verfassers „Stimmen und Bildern" in diesen Heften nachgerühmt werden durfte, gilt auch von dieser der Entstehungszeit nach älteren Sammlung: hier wächst vor unseren Augen ein gedankenvoller, feinsinniger, tiefer und eigenartiger Lyriker von echt deutschem Gepräge empor, dem es beschieden ist, alle irdische Lust und Liebe, Not und Qual ins Ewige und Himmlische hinaufzuläutern und den grämlichen Zwiespalt zwischen „alter" und „neuer" Dichtkunst durch seine real-idealistische Dichtung zu versöhnen. Dabei werden alle diese einzelnen Lieder und poetischen Stimmungsbilder, was heute so selten, von einer einheitlichen, harmonisch durchgebildeten Weltanschauung getragen, die Zeugnis ist von einer großen und starken Persönlichkeit.

Es stünde schlecht um Gedichte, wenn sie nur für ein Jahr, für ein Weihnachtsfest auszudauern vermöchten. Deshalb sei hier mit ein paar Worten wenigstens auch noch auf Erscheinungen der poetischen Litteratur aus früheren Jahrgängen hingewiesen, die, wie edler Wein, durch Altern nur noch voller und wohlschmeckender werden. Eine ganze Reihe Gedichtsammlungen liegen von Gustav Falke vor, jenem kecken, warmblütigen Lyriker, der uns durch seine ernste Selbsterziehung mehr als alle anderen unserer jungen „Modernen" gelehrt hat, daß eine Versöhnung zwischen alter und neuer Dichtung wohl möglich ist, und der durch eine abgeklärte, harmonische Formengebung sogar den Beifall derer erworben, die von den Kunstprincipien unserer Klassiker keine Abweichung leiden mögen. In neuen Auflagen oder in neuer Ausstattung liegen von ihm vor: **Zwischen zwei Nächten** (Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhdlg. Nachf.), **Mynheer der Tod und andere Gedichte** (Dresden und Leipzig, E. Pierson), das in übermütigen Stanzen abgefaßte schalkhaft-humoristische Caprizzio **Der Kuß** und die beiden jüngsten Sammlungen, die das Reifste und Gewählteste der Falkeschen Kunst enthalten, **Tanz und Andacht**, Gedichte „aus Tag und Traum", und **Neue Fahrt** (sämtlich im Verlage von Schuster u. Löffler, Berlin). Der letzte Band ist Richard Dehmel gewidmet, einem der Schutzgenien der modernen Dichtung, der vor kurzem selber mit der zweiten Auflage seiner **Erlösungen** (Berlin, Schuster u. Löffler) auf den Plan getreten ist. Hier aber möchten wir mit unserer Empfehlung vorsichtig sein: die Metamorphose aus dem „Erbaulichen" zum „Verführerischen", die der Verfasser an sich und seiner Dichtung mit selbstzufriedenem Lächeln feststellt, ist denn doch nicht nach jedermanns Geschmack, zumal da bei Dehmel, für den alles Weibliche nur brünstige Sinnlichkeit bedeutet, „verführerisch" gleichbedeutend ist mit erotisch, zuweilen sogar mit lasciv. Ein in sich gefestigter Geschmack freilich, der mit Kritik zu lesen weiß, wird auch zwischen diesem Unkraut manche stille, zarte Blume echter Poesie finden. Eher sinnig als sinnlich, weniger wild als idyllisch und zierlich, aber von einer selbständigen, in eigenartigen Bildern schaffenden Phantasie getragen sind die gesammelten Gedichte von Christian Morgenstern **Auf vielen Wegen**, die noch durchaus den Anfänger verraten, aber für die Zukunft von ihrem Verfasser gewiß gute Früchte versprechen. Noch keineswegs mit sich und seinem Sturm und Drang fertig erscheint uns auch der in seinen Zeitgedichten stark socialistisch angehauchte Deutsch-Schotte John Henry Mackay, obgleich auch er schon seinen soeben in dritter, vermehrter Auflage erscheinenden Jugendgedichten, die den bezeichnenden Titel **Sturm** führen, eine Lieferungsausgabe **Gesammelter Dichtungen** nachsendet (Zürich und Leipzig, Karl Henckell u. Co.). Unvergleichlich viel reifer in Weltanschauung, Gedankenschatz und poetischer Form sind Julius Harts einer vollsaftigen, durch und durch künstlerischen Persönlichkeit entsprossenen, von einer frei und kühn emporsteigenden Entwickelung zeugenden Gedichte **Triumph des Lebens**, in denen Phantasie und Sinnlichkeit durch philosophische Ideen geläutert, die geistige Gedankenschwere durch lebensprühende Bildlichkeit beflügelt wird. Der phantasievolle Berliner Zeichner Fidus, selbst ein Dichter, hat dem auch sonst gediegen ausgestatteten Bande mit den zarten Silhouetten seines fein symbolisierenden Zeichenstiftes noch einen besonderen Schmuck verliehen (Florenz und Leipzig, Eugen Diederichs).

Während unsere jüngeren Dichter noch auf dem frischen Ackerfelde ihres Lebens stehen und Ähren und Garben ihrer Dichtung zusammenlesen, ist die ältere Generation am Werke, die volle Ernte ihres Schaffens in die Scheuern zu bergen. Gerade jetzt ist eine ganze Reihe von Gesamtausgaben im Erscheinen begriffen. Von Felix Dahns **Sämtlichen Werken poetischen Inhalts** (Leipzig, Breitkopf u. Härtel), die wir an dieser Stelle schon wiederholt empfohlen haben, sind neuerdings der 4. und der 20. Band fertig geworden. Davon bringt der erste zwei Romane aus der Völkerwanderung: „Bissula“ und „Attila“, der zweite, den dramatischen Werken des Dichters gewidmet, an Trauerspielen „Sühne“, „Markgraf Rüdeger“ und „König Roderich“, an Schauspielen „Deutsche Treue“ und „Skaldenkunst“. Gleichfalls dem Drama gehören die letzten Lieferungen (32 bis 49) von Ludwig Anzengrubers **Gesammelten Werken** (Stuttgart, J. G. Cotta), die uns nun völlig, ohne wesentliche Lücken, das gesamte dichterische Lebenswerk dieses mit so starken Wurzeln in heimatlicher Volkstümlichkeit haftenden Dichters überschauen lassen werden. Ein gut Stück weiter gerückt ist mittlerweile auch die in A. Hartlebens Verlag (Wien) erscheinende Volksausgabe von P. K. Roseggers **Schriften.** Die letzten Lieferungen der zweiten Serie bescheren uns das „Geschichtenbuch des Wanderers“, Erzählungen, Skizzen und Plaudereien aus Dorf und Berg, Wald und Welt und die köstlichen Schilderungen der Älpler in Wald- und Dorftypen. Wer an gesundem Humor, tiefsittlichem Ernst der Lebensauffassung und sinniger Weltweisheit seine Freude hat, dem seien die Werke des echten steirischen Volksdichters in dieser ansprechenden und dabei wohlfeilen Lieferungsausgabe nachdrücklich empfohlen. Im Anschluß hieran mag auch die von Rich. Gutmann künstlerisch illustrierte Ausgabe von Friedrich Spielhagens berühmtem Zeitroman **Problematische Naturen** (Leipzig, L. Staackmann) noch einmal rühmend erwähnt werden; zum Feste wird sie vollständig in schöner einem Jubiläumswerke würdigen Ausstattung vorliegen. Von der verständnisvollen Illustrationskunst des Malers mögen den Lesern die beigedruckten Proben eine Vorstellung geben. — Neu beginnen, gleichfalls in Lieferungen, zu erscheinen: Wilh. Heinr. Riehls **Geschichten und Novellen** (Stuttgart, J. G. Cotta), recht eigentlich des heimgegangenen Meisters Lebensarbeit und dichterisches Hauptwerk, das seine kernige, gesunde künstlerische und persönliche Eigenart besonders klar und anziehend ausspricht. Wir versprechen uns von dieser wohlfeilen Ausgabe, die des unvergeßlichen Mannes kostbares Vermächtnis zum erstenmal weiteren Kreisen zugänglich machen will, außerordentlich viel für die Wiederbelebung und Stärkung der von ihm so würdig und erfolgreich gepflegten deutschen Gemüts- und Charakterkunst.



Illustrationsprobe aus „Spielhagen: Problematische Naturen.“
(Leipzig, Verlag von L. Staackmann.)

Von Prachtwerken, die sich ja zu Weihnach-


Illustrationsprobe aus „Spielhagen: Problematische Naturen."
(Leipzig, Verlag von L. Staackmann.)

ten besonders zahlreich einzustellen pflegen, sind die meisten offenbar noch unterwegs. Doch können wir auch heute schon wenigstens einiger Erscheinungen Erwähnung thun, die sich zweifellos in den ersten Reihen behaupten werden. Wir nennen zunächst den vom Deutschen Verlagshaus Bong u. Co. (Berlin und Leipzig) zum Abschluß der ersten zehn Regierungsjahre des Kaisers herausgegebenen künstlerisch ausgestatteten Prachtband **Unser Kaiser, zehn Jahre der Regierung Kaiser Wilhelms II. 1888 bis 1898.** Das sechzehn Kapitel umfassende Werk enthält die eingehende Schilderung der Jugend und Studienzeit des Herrschers, sowie sein Leben und Wirken vom Zeitpunkte der Vermählung bis zum Regierungsantritt. Was hier geboten wird, ist eine Biographie und Charakteristik unseres Kaisers, die für alle folgenden Werke auf diesem Gebiete zum Teil grundlegend werden muß, denn hier ist, dank der Unterstützung der Kaiserin Auguste Viktoria und der Kaiserin Friedrich, ein Stoff zur Verwendung gekommen, wie er reicher und vielseitiger augenblicklich kaum gedacht werden kann. Seltene und kostbare Bilder aus dem Kaiserhause schmücken das Werk; im ganzen sind nicht weniger als vierhundert Abbildungen zu zählen, außerdem noch eine große Anzahl von Kunsttafeln in glänzender Ausführung. Diesem festlichen Bilderschmuck entspricht der ausgearbeitete Text: des Prinzen Jugendzeit hat Friedr. Freiherr von Dincklage-Campe dargestellt, seine Jünglingsjahre sowie seine Vermählung schildern R. Kekulé von Stradonitz, Gerhard von Amyntor und J. Scheibert, die ersten Kaiserjahre behandelt Karl von Massow, über die auswärtige Politik verbreitet sich Karl Ringhoffer, des Kaisers Wirtschafts-, Social- und Finanzpolitik besprechen Adolf von Wenckstern, W. Lexis und Georg Strutz, über seine mannigfachen Beziehungen zur Kunst unterrichten uns Ludwig Pietsch und Max Grube, mit der kaiserlichen Marine- und Kolonialpolitik beschäftigen sich Graf Hans Bernstorff und V. von Strantz, mit den Heereseinrichtungen J. Scheibert u. a., des Kaisers Verhältnis zur Kirche behandeln Ernst Hülle und Franz Dittrich, über die Nordlandsfahrten berichtet Paul Güßfeldt, Ludwig Pietsch plaudert über des „Kaisers Repräsentation", Georg W. Büxenstein, der Anreger und Herausgeber des ganzen Werkes, schildert des Kaisers Teilnahme am Wassersport, und J. Keßler endlich führt uns den Herrscher in seinem Heim und seiner Familie vor.

Einer im frischen Hauche des Lebens siegreich aufwärts strebenden Herrscherbahn gilt dieses, einer frühzeitig in todesmutigem Dienste des großen Vaterlandes dahingesunkenen jungen Fürstengestalt ein anderes kostbares Gedenkbuch: in einem starken Bande **Herzog Friedrich Wilhelm von Mecklenburg** entrollt uns H. von Dambrowski das Lebensbild eines deutschen Seeoffiziers, wie es stolzer zugleich und bescheidener, edler, pflichtgetreuer und aufopferungsvoller nicht gedacht werden kann (Berlin, Gebrüder Paetel). Der Verfasser verfolgt mit seinen Aufzeichnungen, die auf Wunsch der großherzoglichen Familie zusammengetragen und von dieser mit reichem biographischen Material — Tagebüchern, Briefen,

Photographien u. s. w. — versorgt worden sind, einen doppelten Zweck: sie wollen das Andenken eines jungen, echt deutsch gesinnten Prinzen ehren, der mit jeder Faser seinem Vaterlande gehörte und wie ein Held auf seinem gefahrvollen Posten zu sterben wußte; sie wollen ferner aber auch in prunkloser, doch deshalb nur um so ergreifenderer Schilderung der deutschen Jugend ein leuchtendes Vorbild mannhafter Pflichterfüllung vor Augen führen. Beides hat H. von Dambrowski vollauf erreicht und uns außerdem in diesem Lebensbilde eines von echtem Kameradschaftsgefühl beseelten Seemannes zugleich eine anschauliche und wahrheitsgetreue Darstellung der ersten Dienstzeit eines jeden Marineoffiziers entworfen, die für alle diejenigen, welche sich diesem schönen Berufe widmen wollen, von reizvollstem Interesse sein wird. Dem auch in Druck und Papier äußerst vornehm gehaltenen Werke sind beigefügt vierzehn Heliogravüren und siebenunddreißig Textillustrationen nach Originalzeichnungen unserer bewährtesten Marinemaler: Karl Saltzmann, Hans Bohrdt, H. von Stenglin, H. von Dambrowski und anderer, sowie eine reiche Zahl von Originalaufnahmen, unter denen die von Ihrer Majestät der Kaiserin beigesteuerte, „S. 26 auf der Fahrt nach Kronstadt“, besonders hervorragt.

Gleichfalls einem vaterländischen Stoffe und Zwecke geweiht ist das vornehm ausgeführte Prachtwerk **Bunte Bilder aus dem Schlesierlande**, herausgegeben vom Schlesischen Pestalozzi-Verein (zweite, durchgesehene und vermehrte Auflage; Breslau, Max Woywod). Der vierhundertzweiundsiebzig Textseiten umfassende, mit hundertsechzig Illustrationen, drei Kartenskizzen und einem sehr apart und sauber wiedergegebenen Bildnis der deutschen Kaiserin geschmückte Band bringt in zwangloser Reihe Schilderungen von Land und Leuten Schlesiens, geographische Darstellungen, charakteristische Erzählungen aus Sage und Geschichte, kulturhistorische Skizzen, Schilderungen des Gewerbefleißes und Beiträge zur Erschließung der inneren Welt des Schlesiervolkes. Das alles aus der Feder von Schriftstellern, die in den von ihnen geschilderten Gegenden mit Leib und Seele daheim sind, die teil haben an des Volkes Lust und Leid, Arbeit und Festen. Aus dem bunten Inhalt seien wenigstens, zur Kennzeichnung der Reichhaltigkeit des Buches, folgende Kapitel genannt: Streifzüge in Schlesiens Urgeschichte, Martin Opitz, Görlitz, Breslau, Schlesiens Volksleben, Grüneberger Wein, Liegnitzer Goldfelder, In der Spinnstube, Bergbau, Kämpfe um Glatz. Der Text strahlt durchweg eine herzliche Wärme und Begeisterung aus, die Abbildungen sind mit gutem Geschmack ausgewählt und meistens geradezu künstlerisch ausgeführt. Nur eine Frage: Warum fehlen in der Galerie schlesischer Dichterberühmtheiten Gustav Freytag und Gerhart Hauptmann?

Rund um die Erde im Geleite von C. W. Allers: das ist ein Lockwort, dem fast noch schwerer zu widerstehen als den süßen Schmeichelweisen des Rattenfängers von Hameln! Zwar, illustrierte Reisebeschreibungen sind heute zahlreich wie Sand am Meer; allein auch hier gilt der Spruch: Viele sind berufen, aber wenige sind auserwählt. Es gehört ein offener, heller Blick, eine flotte, geniale Künstlerhand und vor allem ein sprühendes Temperament dazu, wenn uns solche Werke heutzutage noch gefangen nehmen und dauernd fesseln sollen, selbst wenn es sich, wie hier, um kulturhistorisch wie landschaftlich so interessante und malerische Gegenden handelt wie Ägypten, Indien, Siam, China, Japan und die Vereinigten Staaten! Aber der Hamburger Zeichenmeister, dessen Charakterisierungskunst selbst der Lebensfülle eines Bismarck gerecht geworden, ist so ein Zauberer, der alles neu und frisch zu schaffen weiß, als sei es erst durch seinen Stift zum wahren Leben erwacht. Sein von der Deutschen Verlagsanstalt Union in Stuttgart mit fast verschwenderischer Pracht ausgestattetes Werk, das siebenundvierzig Bogen Folioformat mit über dreihundert Illustrationen, darunter sechzehn Extrakunstblätter, umfaßt, entrollt uns von seiner letzten Weltreise ein so eigenartiges, lebensprudelndes Bild, eine so anschauliche Charakteristik von Land und Leuten, daß wir, wollend oder nicht, mitten in die wechselvollen Fahrten hineingerissen werden. Dazu kommt, daß der Meister neben dem Zeichenstift auch die Schreibfeder führt und seine abenteuerreichen Erlebnisse mit einem wahrhaft dichterischen Humor zu schildern weiß, der sich in den vornehmsten Hotels der Welt wie in den elendesten Dörfern und Hütten exotischer Völker gleicherweise zu Hause fühlt. Eine besondere Anziehungskraft wird diese moderne Odyssee durch die gerade jetzt besonders wichtigen und interessanten Gegenden beanspruchen dürfen, die sie behandelt. Die Orientreise des Kaisers, die Sendung des Prinzen Heinrich, die jüngsten Vorgänge in China, der nordamerikanische Krieg, die englischen Kämpfe in Indien: alles das lenkt die Blicke nach den Stätten, die Allers uns in seinem Werke vor Augen führt. Genug — wir haben es hier mit einer litterarischen Erscheinung zu thun, die jeder, auch der gewähltesten Hausbibliothek zur größten Zierde gereichen wird. Von dem künstlerischen Wert der Abbildungen werden sich unsere Leser an der mitgeteilten Probe überzeugen können.

Zum Teil durch dieselben Gegenden wie in dem Allersschen Werke wandern wir mit Karl Dove auf seinen Fahrten **Vom Kap zum Nil** (Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Litteratur). Aber war es dort mehr der joviale, immer aufgelegte und unterhaltsame Plauderer, dem wir folgten, so bietet uns Dove, der Lehrer der kolonialen Landeskunde am Seminar für orientalische Sprachen und Privatdocent der Geographie an der Universität zu Berlin, in seinen Reiseerinnerungen aus Süd-, Ost- und Nordafrika Kultur- und Landschaftsbilder, die neben der Unterhaltung doch auch wissenschaftlichen Zwecken zu dienen wissen. Wissenschaftlichen und — politischen! Der Verfasser, dessen klarer Blick in kolonialen und wirtschaftlichen Fragen längst

bewährt ist, entwickelt namentlich in der ersten Hälfte des Buches, wo er es mit der Nebenbuhlerschaft der Engländer und der Buren zu thun hat, seine Ansichten über die südafrikanischen Staatsverhältnisse, und es wäre schade, wenn seine frisch aus den unverdrehten Thatsachen des Lebens geschöpften Urteile und Ratschläge bei unseren Kolonialpolitikern nicht auf fruchtbaren Boden fallen würden. Allgemein fesselnd versteht Dr. Dove aber auch über die Häfen an der Ostküste von Afrika zu berichten, und seine längst bewunderte Landschaftsschilderung feiert im alten Pharaonenlande neue Triumphe. Dreißig vortrefflich gelungene ganzseitige ethnologische und geographische Abbildungen machen das wertvolle Werk noch zu einem besonderen Genuß, von dem unsere beigegebene Probe wenigstens einen — hoffentlich Appetit auf das Ganze erregenden — Vorgeschmack liefern möchte.

Zu den Prachtwerken im wahrsten Sinne des Wortes gehört auch der längst rühmlich bekannte **Hausschatz moderner Kunst**, den die „Gesellschaft für vervielfältigende Kunst“ in Wien herausgiebt. Diese Sammlung der besten unserer Radierungen nach Gemälden moderner Meister (Format 30 : 40 Centimeter) bringt in ihren letzten besonders glanzvoll zusammengestellten Heften musterhafte Reproduktionen der beliebtesten Bilder von Böcklin, Makart, Henneberg, Schwind, Liebermann, Angeli, Uhde, Ans. Feuerbach, Gabriel Max und anderen. Für jedes kunstliebende Haus werden die Blätter eine willkommene Erwerbung sein. — Pflegt dieses Unternehmen hauptsächlich die Landschafts- und Genrekunst, so beschäftigt sich eine äußerlich ähnliche Veröffentlichung der Photographischen Gesellschaft in Berlin ausschließlich mit dem Porträt. Es ist das gleichfalls in unseren Heften schon ausführlich besprochene Werk **Das neunzehnte Jahrhundert in Bildnissen**, von dem uns bisher siebzehn Lieferungen vorliegen. Die letzten enthalten durchweg musterhaft ausgeführte und immer nur den besten authentischen Quellen entnommene Porträts von Moltke (Verdy du Vernois), David Friedrich Strauß (Otto Pfleiderer), Eduard Zeller (Hugo Falkenheim), Heinr. von Kleist (Reinh. Steig), Freiligrath (Jul. Hart), Jenny Lind (R. Borgfeldt), Ludw. Schwanthaler (H. Holland), Emanuel Geibel (K. Th. Gaedertz) und anderen. Die in Klammern beigefügten Namen bezeichnen die, wie man sieht, in jedem Falle zuständigen und berufenen Verfasser der hinzugefügten kurzen, aber prägnanten Lebensskizzen. — Als Jubiläumsgabe zum 24. Juni 1898, dem achtzigsten Geburtstage des Großherzogs Karl Alexander, gedacht, in der That aber vollauf zu längerer Dauer berufen, heischen zwei Veröffentlichungen aus dem thüringischen Musensitz Einlaß, den ihnen kunst- und litteraturfreundliche Häuser nicht verweigern werden. Karl Ruland, der Direktor der Weimarer Kunstsammlungen und des Goethe-Nationalmuseums, schildert im Verein mit Oberbibliothekar Paul von Bojanowski **Hundertundvierzig Jahre weimarischer Geschichte in Medaillen und Medaillons** (1756 bis 1896), kostbaren Stücken der Prägekunst, die alle, meistens Vorder- und Kehrseite zeigend, auf tadellos hergestellten Tafeln abgebildet sind. Von den — oft wiederholt — Dargestellten mögen nur namhaft gemacht werden: Herzog Karl August, Herzogin-Mutter Anna Amalie, Herzogin Luise, Wieland, Herder, Goethe,



Illustrationsprobe aus „Allers: Rund um die Erde.“
In Prachtband mit Goldschnitt geb. Preis 40 Mk.
(Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.)

Schiller und die beiden Humboldts. Als würdige Ergänzung zu diesem kostbaren Bande, gleich ihm festlich gekleidet, bietet sich dar **Die Entstehung des weimarischen Parkes** (1778 bis 1828), beschrieben von Hugo Burckhardt, der uns auf einem entzückenden Spaziergange durch die Ilmanlagen ihre ganze wechselnde Geschichte miterleben läßt und dabei vor allem den Spuren Goethes mit liebevoller Pietät nachgeht. Auch hier darf sich der fröhliche Blick an vielen Plänen, Landschaftsscenerien, Architekturskizzen und Denk-

mälern weiden. Beide Werke sind als Sonderabdrücke aus der Festschrift einzeln käuflich (Weimar, Hermann Böhlaus Nachfolger).

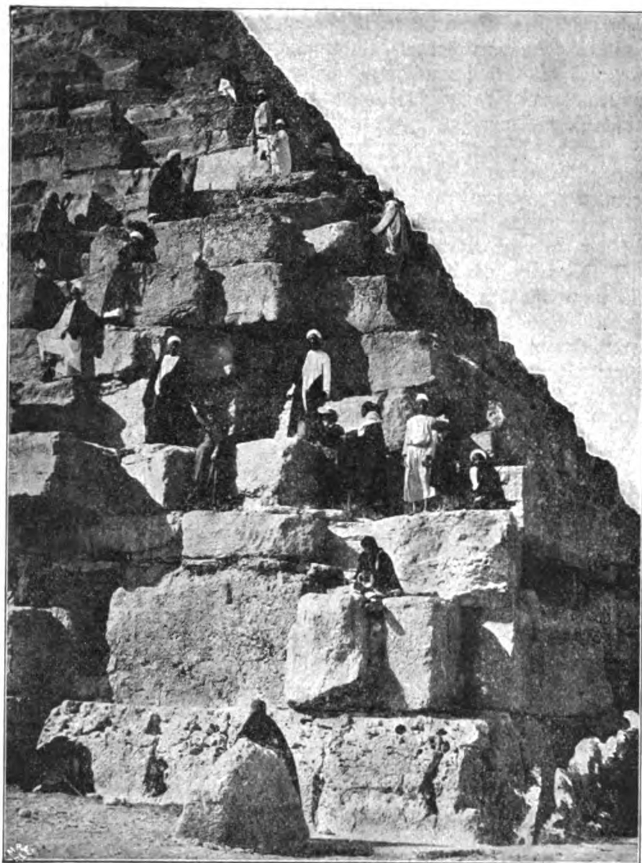
Prachtwerke und Illustrationswerke sind heute, bei den überraschenden Fortschritten unserer Reproduktionstechnik, kaum noch recht voneinander zu halten: deshalb sei es erlaubt, hier gleich auch ein paar Worte über die hervorragenderen unter den vorliegenden illustrierten Werken zu sagen. Die deutschen Volkstrachten erfreuen sich neuerdings, da man eingesehen hat, wieviel Poesie und Charakter darin steckt, ganz besonderer Pflege: so wird man mit Freuden ein Werk willkommen heißen, welches sie — die ländlichen wie die städtischen — in einem erschöpfenden und wissenschaftlich zuverlässigen Text behandelt und uns zugleich alle wichtigeren Typen auch in bunten Bildern vorführt. Wir meinen die **Deutschen Volkstrachten vom sechzehnten Jahrhundert an bis zum Anfange des neunzehnten Jahrhunderts** von Friedrich Hottenroth (Frankfurt a. M., Heinrich Keller). Bisher ist nur erst ein Band dieses erfreulichen kulturhistorischen Unternehmens erschienen, der Süd- und Südwestdeutschland behandelt; aber das farbensatte gesunde Bild aus dem deutschen Volksleben, das er vor uns entrollt, läßt von Herzen wünschen, daß es nicht der letzte bleibe. — Bis an die Schwelle des Mittelalters führt uns auch Theodor Lindners vaterländisches reich illustriertes Werk **Die deutsche Hanse**, ein für den ernsten Erwachsenen wie für die reifere Jugend gewiß gleich gern gesehenes Geschenkwerk (Breslau, Ferdinand Hirt). Jetzt, wo wieder unser Handelsgeist, unsere mannhaft-kühne Freude an Schiff und See neu erwacht ist, wo draußen über Meer sich ein Stück unserer deutschen Geschichte abzuspielen beginnt, wird man sich gerne von einer so lebendigen historischen Darstellungskunst, wie sie hier wirksam ist, in jene stolze Zeit versetzen lassen, wo die Hansa das ganze mittelalterliche Handelsgebiet des Nordens mit rücksichtsloser Thatkraft beherrschte. Kaum weiß man, was man an diesem wahrhaft erquickenden Buche mehr loben soll: das warme Herz, das aus ihm spricht, oder den klugen politischen Verstand, der die geschichtlichen Zusammenhänge so klar aufzudecken und dadurch zugleich so lehrend und richtungweisend in die Zukunft zu deuten weiß. — Von dem Schauplatz der deutschen Hansa bis zu „Schleswig-Holstein meerumschlungen" ist nicht gar so weit; wir freuen uns, daß sich dem Ruhmesblatt aus unserer mittelalterlichen Geschichte gleich eins aus der neuesten beifügt, die Erhebung der Elbherzogtümer, deren Geschichte uns der schleswig-holsteinische heimatsstolze Dichter Detlev von Liliencron in dem mit kulturgeschichtlich äußerst wichtigen und interessanten Bildern (zwei Buntdruck- und hundert Textbilder) ausgestatteten Lieferungswerke **Up ewig ungedeelt** vorführt. (Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G., vorm. J. F. Richter.) Und daran schließt sich ungesucht, wie von selbst das ansprechende Lebensbild der vornehmsten Tochter des meerumschlungenen Landes, unserer **Kaiserin Auguste Viktoria**, das uns, gleichfalls an der Hand zahlreicher guter Illustrationen, Wilh. Karl Bach entwirft (Breslau, Ferd. Hirt). In ungekünstelter Herzenssprache schildert der wohlunterrichtete Verfasser die Prinzessin als fröhlich lernendes Kind, als heranwachsende Jungfrau, als Braut, als Gattin und als Herrscherin: für junge Mädchen nicht bloß ein anziehendes, sondern auch ein ideales Lebensbild.

Auf dem Gebiete der Kunstgeschichte begrüßen wir mit Freuden eine ebenso bequem wie gediegen ausgestattete Handausgabe der in großem Folioformat erschienenen Auswahl von **Denkmälern griechischer und römischer Kultur** (München, F. Bruckmann). Sie soll es ermöglichen, Lehrern und Schülern in der Schule wie zu Hause die hervorragendsten Offenbarungen der antiken Kunst zu vergegenwärtigen. Ein von so bewährten Fachleuten wie A. Furtwängler und H. L. Urlichs verfaßter Erläuterungstext kennzeichnet die Stellung der, wie es bei dem in kunsthistorischen Veröffentlichungen längst rühmlich bewährten Münchener Verlagshause nicht anders zu erwarten, durchweg musterhaft wiedergegebenen Kunstwerke und giebt so, da die ausgewählten Denkmäler alle Hauptepochen vertreten, zugleich einen lichtvollen Überblick über die ganze antike Kunstentwickelung und über alle Hauptgattungen der alten Plastik. Überall ist das Bedürfnis der Schule und das der weiteren Kreise der Gebildeten im Auge behalten; wir empfehlen das auch dauerhaft gebundene Buch namentlich für unsere reifere Jugend aufs angelegentlichste. — Eine ähnliche Veröffentlichung beschert uns der Leipziger Verlag von E. A. Seemann in den kunstgeschichtlichen Einzeldarstellungen von Adolf Philippi. Das uns augenblicklich vorliegende fünfte Buch der Serie **Die Kunst der Renaissance in Italien** behandelt insbesondere Tizian, Correggio und das Ende der Renaissance; neunundsechzig gute Abbildungen sind dem handlichen Bande beigegeben. Mit der **Kunst des 15. und 16. Jahrhunderts in Deutschland und den Niederlanden**, insbesondere mit den van Eycks und ihren Nachfolgern, mit den Kunstdenkmälern in Altköln, in Gent, am Oberrhein, in Schwaben und in Franken beschäftigt sich ein weiterer Band. — Nach Süddeutschland führen uns zwei Bücher, die ihren Ausgangspunkt von München nehmen: **König Ludwig II. und die Kunst** betitelt sich ein in Lieferungen (einundzwanzig zu je 50 Pf.) erscheinendes Werk von Luise von Kobell (München, Jos. Albert), das mit zahlreichen, zum Teil bisher noch unveröffentlichten Illustrationen und Kunstbeilagen geziert ist. Die Verfasserin, der offenbar die besten Quellen für diese Arbeit zur Verfügung standen, schildert in lebendiger Weise die Entstehung der Königsbauten, den Aufschwung, den Kunst und Kunstgewerbe aus diesem Anlasse in Bayern und Deutschland genommen, und die Höhe, die beide dadurch erreicht haben. Gefördert wurde das Werk durch die Mitarbeit vieler Künstler und Kunsthandwerker, die an König Ludwigs glänzenden Unterneh-

mungen beteiligt waren. — Einen ebenso anregenden wie belehrenden kunsthistorischen Spaziergang machen wir an der Hand des gelehrten und doch unterhaltsamen Buches **Die Kunst an der Brennerstraße** von dem Münchener Universitätsprofessor der Kunstgeschichte Prof. Berthold Riehl, dem Sohne des unlängst heimgegangenen Kulturhistorikers. Die Wechselbeziehungen deutscher und italienischer Kunst offenbaren sich nirgends deutlicher und unterrichtender als an der alten Straße nach dem Welschlande, die also von vornherein als das günstigste Operationsfeld für einen immer auf die wesentlichen charakteristischen Merkmale zielenden Kunsthistoriker gelten darf. Ihm gestaltete sich auf seinen vielfachen Wanderungen durch Tirol die Kunst dieses deutsch-italienischen Grenzlandes denn auch in der That zu einem farbenfrohen, stimmungsvollen Bilde, das zum Studium wie zum Genuß in gleicher Weise anregt und mit seinen zahlreichen Landschafts- und Kunstabbildungen allen, die das herrliche Land bereisen, ein willkommener Führer sein wird.

Besondere rühmende Hervorhebung verdient die große bei E. A. Seemann in Leipzig neu erscheinende „Kunstgeschichte in Bildern“, eine systematische Darstellung der Entwickelung der bildenden Kunst vom klassischen Altertum bis zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts. Hier wird eine dem jetzigen Stande der Wissenschaft und den Fortschritten der Illustrationstechnik entsprechende Zusammenstellung derjenigen Werke geboten, die für die Kunstgeschichte von markanter Bedeutung sind. Auf ungefähr fünfhundert Tafeln soll die ganze Entwickelung der bildenden Künste (Architektur, Skulptur, Malerei) entrollt und damit ein geradezu musterhaftes Hilfsmittel für die ästhetische Bildung gegeben werden, dem selbst dauernder Kunstwert innewohnt. Die Tafeln enthalten meistens vier, manchmal aber auch sechs, zwei oder nur ein Kunstwerk; die Hauptstücke der bildenden Kunst sind durch ganzseitige Abbildungen wiedergegeben. Für den Augenblick liegt von der kostbaren Sammlung vollständig vor: **Die Renaissance in Italien**, bearbeitet von Prof. Dr. G. Dehio. (Hundertzehn Tafeln.)

Ein weiteres neues Unternehmen des Seemannschen Verlages in Leipzig ist die soeben begonnene Sammlung „Berühmte Kunststätten“, die E. Petersen mit einer von hundertzwanzig herrlichen Abbildungen begleiteten kenntnisreichen Monographie **Vom alten Rom** eröffnet. Allen Romfahrern wird dieses kunsthistorische Vademekum neben dem üblichen „Reiseführer“ eine willkommene geistige Ergänzung sein; hier ist wirklich ein Hauch des genius loci aufs Papier gebannt, und wenn man, wieder zu Hause, den schönen Erinnerungen nachblättert, wird man sie aus diesen ohne Ausnahme kunstvoll ausgeführten Illustrationen lebenswarm und zum Greifen deutlich emporsteigen sehen. Das Gleiche ist bei dem zweiten noch reicher illustrierten Bande der Sammlung der Fall, in dem uns Gustav Pauli die Lagunenstadt **Venedig** und ihre kostbaren alten wie neuen Kunstschätze vor Augen zaubert. Die nächsten Bände sollen Pompeji und das Rom der Renaissancezeit behandeln.



Illustrationsprobe aus „Dove: Vom Kap zum Nil.“
(Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Litteratur.)

Der Musikgeschichte gewidmet ist eine Sammlung von Biographien, in denen Elise Polko **Meister der Tonkunst** behandelt (Wiesbaden, Lützenkirchen u. Bröcking). In einem elegant ausgeführten Geschenkbande finden wir hier in zarten Pastellfarben zehn fein empfundene Lebensbilder berühmter deutscher Komponisten (Mozart, Beet-

hoven, Weber, Kreutzer, Marschner, Lortzing, Schubert, Mendelssohn, Schumann, Wagner) entworfen, ohne alle musikalisch-kritische Analyse, rein aus einem warmen, künstlerisch gestimmten Frauenherzen heraus, dessen innige Sprache aber gerade dieser schlichten Unmittelbarkeit wegen zu verwandten Gemütern doppelt eindringlich sprechen wird. – Aus anderem Holze schnitzt Richard Batka, der verdienstvolle Herausgeber der „Neuen musikalischen Rundschau", seine meistens recht scharfen kritischen Pfeile. Seine **Musikalischen Streifzüge** (Florenz und Leipzig, Eugen Diederichs) verraten eine charaktervolle, durch und durch selbständig gebildete künstlerische Persönlichkeit, in der sich der strenge wissenschaftliche Forscher harmonisch mit dem nach Lessingschem Muster richtung- und wegewissenden, gesetzgeberischen Ästhetiker verbindet. Und doch nirgends ein totes Schematisieren oder gar verbohrtes Docieren, vielmehr ein lebensprühendes buntes Durcheinander von quellenmäßiger Darstellung, persönlichen Erinnerungen, Mitteilungen neuer Materialien, ästhetischen Essays und feuilletonisch beschwingter Tageskritik. Batka erörtert hier nicht bloß in gedankenvollen Aufsätzen Grillparzers musikalische Bedeutung und den Kampf gegen die deutsche Oper in Wien, Wagners Romantik, die Reform unserer Volksfeste, das Melodrama und die Musikballade, sondern plaudert auch über Schumanns Lehrjahre, von Humperdincks „Hänsel und Gretel", dem „Heimchen am Herd", über Musikästhetik und anderes. Alles in allem endlich einmal wieder eine litterarische Erscheinung, an der alle Verehrer einer guten deutschen „Hausmusik" ihre Freude haben können! —

„Hausmusik". Wem zaubert das Wort nicht jene holde Scene aus Martin Luthers Familienleben vor die Augen, wie der deutsche Hausvater im Kranze seiner Lieben der edlen Frau Musika huldigt! Und wer wollte dabei der „lieben Kindelein" vergessen, für die das Christfest recht eigentlich da ist, und der Jugendschriften, die ihnen dieses Jahr neu beschert hat! Da ist zunächst für Knaben reiferen Alters, deren Phantasie noch immer am liebsten in romantische Fernen schweift, eine Erzählung aus Südrußland und Ostsibirien: **Durch Steppen und Tundren** von Bruno Garlepp (Leipzig, Ferd. Hirt u. Sohn). In prächtiger Schilderung ziehen die Schrecknisse und Wunder dieser gefahrvollen Länder an uns vorüber, in greifbarer Naturwahrheit, ohne alle Phantasterei treten ihre seltsamen Sitten und Gewohnheiten uns im Kreislauf des Jahres entgegen. Geschickt und spannend werden die Schicksale mutiger Abenteurer geschildert, bis alles zum ernsten, aber befriedigenden Ende geführt ist. Ein buntes, geschmackvoll ausgeführtes Titelbild, das eine russische Hochzeitsfeier in der Steppe darstellt, und sechs von Joh. Gehrts entworfene Tonbilder gereichen dem starken Bande zu besonderer Zierde. — Auf vaterländischem Boden spielt Ferdinand Köchers Erzählung **Kirchbergs Geschick** (Altenburg, Stephan Geibel), eine Geschichte aus den Zeiten Friedrichs mit der gebissenen Wange. Sie beschwört mit dichterischer Gestaltungskraft die mittelalterliche Vergangenheit des Jenaer Hausberges und seiner Burgherren empor und eröffnet der reiferen Jugend einen unterhaltenden und belehrenden Einblick in die Geschicke, die dort oben vor Jahrhunderten ihr Spiel trieben. Dazwischen schlingt sich eine anmutige frei erfundene Fabel, den strengen Thatsachen ein lieblicher Schmuck, wie denn auch dem Texte sechs hübsche, sauber ausgeführte Vollbilder von R. Starcke (Weimar) beigefügt sind. — Noch höheren Ansprüchen genügt **Ring und Schwert** von J. Bonnet (Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses), gleichfalls ein geschichtlicher Roman aus der deutschen Vergangenheit, aber etwa zwei Jahrhunderte später spielend als die Köchersche Erzählung. Er schöpft seinen Stoff aus der Zeit der Gegenreformation und behandelt blutige religiöse Kämpfe in den Niederlanden, heiße Herzenskämpfe zwischen Liebe und Gewissen in edlen Frauenseelen, lodernden Geschlechterhaß und inniges Familienleben; spannende Konflikte und feine Seelenmalerei sind seine Hauptvorzüge. Über alle Gestalten seiner Handlung aber ragen empor die prächtigen Figuren des Helden, des Grafen Wirich von Broich, und der Fürstäbtissin Elisabeth von Essen, die den Sieg über ihr stolzes Herz gewinnt; so weiß das Buch zugleich geschichtlich zu belehren und dichterisch zu rühren. — Für junge Mädchen bestimmt ist Anna Gnevkows Erzählung **Maria und Martha** (Leipzig, Ferd. Hirt u. Sohn), ein Buch, das uns die Schicksale dreier aus dem stillen Frieden des Vaterhauses in den Kampf des Lebens hinausgetretenen Pfarrerskinder entrollt: neben der schon frühzeitig zu innerer Festigkeit und Charakterstärke gereiften Jungfrau stehen die jüngeren Geschwister, die erst in der harten Schule des Lebens zu tüchtigen, braven Mitgliedern der menschlichen Gesellschaft erzogen werden. Das ist fein und mit überzeugender Lebenswahrheit geschildert. Die geschmackvolle Ausstattung sowie die geschickt angebrachten, glücklich die alte Schablone vermeidenden Abbildungen zu hervorstechenden Scenen der Handlung von C. H. Knechler gereichen dem Buche zu besonderer Empfehlung. — In diesem Zusammenhange findet auch wohl ein kurzer Hinweis auf ein soeben in neuem Gewande auferstandenes Werk Gehör, das viele gewiß längst zu den für immer Toten geworfen haben. Wir meinen Harriet Beecher-Stowes Humanitätsroman **Onkel Toms Hütte**, der in neuer Übersetzung von M. Jacobi, reich mit vorzüglichen Illustrationen geschmückt, bei der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart, in einer Bearbeitung für die Jugend (von Gustav Heine) zu gleicher Zeit bei Herm. J. Meidinger in Berlin erschienen ist. Wenn das einst in dreißigtausend Exemplaren verbreitete Werk seine Mission auch längst erfüllt hat, das edle Gemüt und der warme Herzenston, die seine Schilderungen beseelen, werden auch heute noch ihre wohlthuende Wirkung auf die Jugend nicht verfehlen.

Wenn wir dieser Heerschau über die diesjährige

Weihnachtslitteratur noch einen Überblick über die bis zum Augenblick vorliegenden Roman- und Novellenbücher folgen lassen, so kann es sich auch hier — nicht nur des genugsam bekannten „beschränkten Raumes“, sondern auch der „beschränkten Zeit“ wegen — zunächst nur um ein paar eilig aufgesteckte Wegweiser handeln, die froh sind, wenn sie dem Kauflustigen Irr- und Umwege ersparen. Am leichtesten haben wir's diesmal bei der Weihnachtsneuheit von Friedrich Spielhagen: seine Novelle **Herrin**, die soeben in Buchform erschienen (Leipzig, L. Staackmann), ist unseren Lesern von ihrer Veröffentlichung in den „Monatsheften“ her noch so lebendig und angenehm in Erinnerung, daß wir uns jeder besonderen Empfehlung dieses psychologischen und zeitgeschichtlichen Meisterwerkes aus der jungen Feder des nun auch bald Siebzigjährigen enthalten können. — Auch die Verfasserin des Romans **Vollmondzauber** (Stuttgart, J. Engelhorn), Ossip Schubin, ist unseren Lesern eine längst Vertraute, die in aller Gedächtnis mit ihrer scharf ausgeprägten, durchaus selbständigen Physiognomie lebendig sein wird. Und doch, wie jedes reiche und vollsaftige Talent, überrascht sie auch in ihrer neuesten Arbeit wieder durch eigenartige Erfindung, packende Darstellung und virtuosenhaft sichere Gestaltung diesmal besonders starker, man möchte sagen: geradezu suggestiv wirkender Effekte. — Aus einer ganz anderen Sphäre kommen Peter Roseggers **Idyllen aus einer untergehenden Welt** (Leipzig, L. Staackmann). Dort, bei Ossip Schubin, als Schauplatz die hohe Gesellschaft der vornehmen Welt; bei Rosegger, dem steirischen Waldpoeten, der derbe, kräftige Bauernstand seiner Alpenheimat. Schon in seinem „Ewigen Licht“ hatte er uns den unvermeidlichen Untergang dieser von der modernen Überkultur noch verschonten Menschenklasse geschildert, hier führt uns der kraftvolle Dichter noch einmal in ergreifender Weise mitten hinein in den Zersetzungsprozeß, den das kernige Alpenvolk durchzumachen hat, und wie immer leuchten uns dessen Lebens- und Gemütsseiten in unmittelbarster Naturwahrheit entgegen. Äußerlich meist heiter und idyllisch verlaufend, sind diese Erzählungen im Grunde doch voll grandioser Tragik, aber jener, „die den Menschen erhebt, wenn sie den Menschen zermalmt.“ — Was Rosegger für das deutsch-österreichische Alpenland, das oder nicht viel weniger bedeutet Heinrich Hansjakob, der Stadtpfarrer zu Freiburg im Breisgau, für Baden und den Schwarzwald: diese echt süddeutsche Natur verfügt über denselben Gestaltenreichtum der Phantasie, wurzelt ebenso fest wie jener im Boden seiner Heimat, hat sich ebenso tief und hingebungsvoll in das Gemüt der schlichten Leute aus Dorf und Stadt im Kinzigthal versenkt, weiß ebenso ungeniert und frei von jeder Theorie aus dem Vollen zu plaudern und führt, gleich Rosegger, die leichte Feder, die, kaum daß sie unter einem Buche den Schlußstrich gezogen, schon wieder an der ersten Seite des neuen schreibt. So liegt von dem badischen Poeten denn im Augenblick auch schier eine ganze kleine Bibliothek vor. Seine neueste Gabe sind die köstlichen, in ihrer Schlichtheit um so ergreifenderen **Erinnerungen einer alten Schwarzwälderin** (Stuttgart, Ad. Bonz u. Co.), die W. Hasemann mit allerliebsten, poesievollen Bildern ausgeschmückt hat. Aber auch was vorher aus Hansjakobs Feder geflossen, ist noch nicht alt, viel weniger noch veraltet, selbst wenn uns, wie in der von Kurt Liebich mit seinem Stift illustrierten Erzählung **Der steinerne Mann von Hasle** (Stuttgart, Ad. Bonz u. Co.), eine Schwarzwaldgeschichte aus dem 13. Jahrhundert beschert wird. Den meisten Beifall scheint der Dichter aber doch mit seinen frischfröhlichen Plaudereien und ungeschminkten Erinnerungen gefunden zu haben. In zweiter Auflage sind seine Aufzeichnungen **Aus kranken Tagen** erschienen (Heidelberg, Georg Weiß), ausgearbeitete Tagebuchnotizen aus den in der badischen Heilanstalt Illenau in Schwermut und Trübsinn, aber auch in hoffnungsfrohem Genesungsglück zugebrachten Monaten. Sinnige Gedanken über Kunst, Wissenschaft und Leben schlingen sich anmutig dazwischen und zeugen beredt von der charakterstarken, aber milden und duldsamen Persönlichkeit des volkstümlichen Verfassers und von seiner glücklichen Gabe, Feigen zu lesen von den Disteln. Tagebuchaufzeichnungen bieten auch die **Dürren Blätter** (Heidelberg, Georg Weiß), deren zwei Bände, schon in dritter Auflage vorliegend, uns wandernd durch Baden, Schwaben und die Schweiz führen und dem philosophischen Ernst auch den Humor eines sonnigen Gemütes nicht fehlen lassen. Die gleiche glückliche Verbindung von Ernst und Scherz zeichnet die Erinnerungen **Aus der Jugendzeit** (Heidelberg, Georg Weiß) aus, die, von Fritz Reuters „Vaterstadt Stavenhagen“ und Bogumil Goltz' „Buch meiner Kindheit“ angeregt, mit idyllischer Kunst die ganze heimliche Poesie eines schlichten, unscheinbaren Winkellebens zu entzaubern verstehen. — Da wir einmal in Süddeutschland weilen, wollen wir mit warmer Empfehlung gleich auch auf einige neue belletristische Erscheinungen aus der Schweiz aufmerksam machen, wo neuerdings Gottfried Keller und Konr. Ferd. Meyer würdige Nachfolger zu finden scheinen. Schon die zweite Auflage ist nötig geworden von J. C. Heers Roman **An heiligen Wassern** (Stuttgart, J. G. Cotta), der, scheinbar von Rosegger angeregt, mit nicht geringer romantischer Erzählungskunst den tragischen Konflikt gestaltet, der in einem lange vom großen Leben abgeschlossenen walliser Bergdorfe durch das Eindringen der Fremdenindustrie entsteht; eine Alpensage bildet daneben das Leitmotiv zu einer den Kampf der Bergbewohner mit den gewaltigen Naturgewalten ihrer Umgebung behandelnden Parallelerzählung. Namentlich die Naturschilderungen der erhabenen Hochgebirgswelt verdienen alles Lob. — Ein Bergwasser, wie hier, spielt auch in Walther Siegfrieds durch künstlerische Komposition und fortreißende Handlung ausgezeichneter Novelle **Um der Heimat willen** (Berlin, Schuster u. Löffler) eine bedeutsame Rolle. Auch hier ein tra-

gischer, nur noch gewaltsamerer Konflikt: wie ein groß angelegter schweizerischer Jüngling, der Flußbaumeister Erni Baldwin, „um der Heimat willen“ den Entschluß faßt und durchführt, alles, bis auf seine Liebe, seine Ehre und sein Gewissen, an die Rettung der geliebten Stätte, an ihre Bewahrung vor zukünftigen Bergwassergefahren zu setzen, wie er sich diesem hochherzigen Ideale schließlich sogar selbst zum Opfer bringt. Das ist mit einer „geradezu ins Visionäre gehenden Phantasie“, mit meisterhafter Charakteristik und tiefer Lebenspoesie zur Darstellung gebracht. — Nicht bloß den Vornamen mit dem Helden dieser ergreifenden Geschichte hat Ernst Zahns großer, von dramatischer Leidenschaft bewegter Roman **Erni Behaim** gemein (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt). Rücksichtslose Gewalt des Charakters, die ja im Leben meistens zur Tragik führt, wird auch seinem Erni, dem kräuterkundigen wilden Sohne eines abenteuernden Urner Söldlings im fünfzehnten Jahrhundert, zum Verhängnis, bis ihn die alles überwindende Liebe eines reinen Weibes aus diesen Wirrungen der Seele erlöst. Daneben packt uns fast noch mehr die in plastischer Lebenswahrheit herausgemeißelte Gestalt eines eigenstarken schweizerischen Richters, dessen harte Konflikte mit fanatischem Priestertum, eigener Amtsehre und persönlicher Herzensneigung nicht übel halb an Konrad Ferdinand Meyers, halb an Roseggers oder Anzengrubers Art erinnern.

Was uns sonst an Romanen noch vorliegt, können wir hier nur ganz kurz in aller Eile anzeigen. Eine nähere Charakteristik dieser sowie anderer ausgewählter belletristischer Werke behalten wir für das nächste Heft vor, das noch rechtzeitig vor dem Feste in den Händen der Leser sein wird. Wenn uns etwas über diese notgedrungene Beschränkung unserer Weihnachtsbesprechungen zu trösten im stande, so ist es der glückliche Umstand, daß es meistens gerade Bücher unserer Mitarbeiter sind, die, weil sie in letzter Stunde gekommen, den Reigen dieses litterarischen Festzuges beschließen müssen. Mit einem historischen, um Wittenberg spielenden Romane aus dem Ende des 17. Jahrhunderts, **Die Hexe von Glaustädt** (Berlin, G. Grote), stellt sich Ernst Eckstein, mit einem dreibändigen Romane aus der modernen Gesellschaft, **Vom alten Schlage**, und einer aufregende Konflikte aus der vornehmen Welt äußerst spannend behandelnden Novellensammlung **Monte Carlo und andere Geschichten** (Dresden und Leipzig, Carl Reißner) stellt sich Ernst Wichert ein. Wilhelm Jensen ist diesmal gleichfalls mit einem Roman aus der Gegenwart vertreten, der, soviel man nach einigen Kapiteln zu beurteilen vermag, um den ernsten Grundstock der Handlung auch anmutige Episoden humoristischer Kleinmalerei rankt (Dresden und Leipzig, Carl Reißner). Eines seiner feinen, immer mit dem ausgesuchtesten Geschmack und tiefer Seelenkenntnis durchgeführten Probleme des weiblichen Herzens gestaltet in seinem Roman **Die glückliche Frau** (Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhdlg. Nachf.) Adolf Wilbrandt, zu dessen sympathischsten Eigenschaften es gehört, daß er nie und nirgend die Vornehmheit des echten Dichters verleugnet. Wenn wir mit seinem Namen diese Umschau und damit auch das letzte Heft dieses Jahres schließen, so nehmen wir das zugleich als gutes Vorzeichen für uns selbst; denn, wie wir schon jetzt unseren Lesern verraten dürfen: in unserem Redaktionsschrein liegt der neueste Roman dieses Dichters, der dem nächsten Jahrgang der „Monatshefte“ zu besonderem Schmucke gereichen soll.

F. D.



Redaktion unter Verantwortung von Dr. Adolf Glaser in Berlin und Dr. Friedrich Düsel in Friedenau b. Berlin.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.



Die Rosen von Hildesheim.

Roman

von

Wilhelm Jensen.

IV.

(Nachdruck ist untersagt.)

Zu einem richtigen Erkennen des Zustandes Ludolf Ostermants reichte jedoch die ärztliche Kunst Marias nicht aus, und noch weniger eignete diese sich zu seiner Heilung. Denn sie selbst war die Krankheit, an der er litt, die tägliche Erneuerin derselben; ihre Hand, seinen Pulsschlag prüfend, brachte ihm nicht Abhilfe, sondern verstärkte sein Fieber. Scheinbar ging und stand er wohl wie sonst, that weiter, was er zuvor gethan, aber nur sein Körper folgte alter Gewöhnung dabei nach, abwesenden Geistes und Gefühls. Was sich um ihn den Tag lang bewegte, war ein Treiben wesenloser Schattengestalten und nur ein Traumgebild in ihm Wirklichkeit; das allein hörte und sah er, empfand es in sich als einen Wunderquell neuen, höheren Lebens, dessen Schöpferin ihn verwandelt anblickte. Nicht mehr erschreckend durch ihre Doppelnatur; das überirdisch Unnahbare schwand mit jedem Tage mehr von ihr ab oder verging unsichtbar unter dem sich drüber deckenden Zaubergewand des schönsten Menschentums, das die Erde hervorgebracht. So herrlich im Strahlenglanz seiner Reinheit, daß es Göttliches blieb, zu dem kein irdisches Wunschverlangen hinanreichte, nur die höchste Liebe. Aber doch war es ein junges Weib, das diese Liebe beseligend und brennend im Herzen entzündete, der Opferflamme auf einem Altar gleich, die zugleich leuchtete und verzehrte.

Das trieb Ludolf Ostermant am Tage ruhelos umher, machte ihm die Nacht schlaflos oder füllte sie mit verworrenem Traum. Darin stand Maria vor ihm, ihn schweigsam anblickend; sie lächelte, und ihre Lippen verhielten ein Wort; umsonst aber strebte er danach, ihr diese durch Beistand übernatürlicher Kräfte zum Sprechen zu lösen. Bei Nekromanten in langen, schwarzen Gewändern und in den Höhlen unterirdischer Zwerge irrte er umher, von ihnen ein Zaubermittel zu erlangen, das sie zum Kundgeben des Wortes nötige. Doch fruchtlos: die Kunst und Kraft aller versagte an ihr. Denn mit dem lächelnd stummen Munde wandelte sie sich zu der weißen Marmorgestalt um, die er aus der Lade emporhob, um sie in dem

Gemach des Bischofshofes aufzurichten. Jetzt indes reichte seine Stärke nicht dazu aus; er hielt sie mit den Armen umfaßt, doch ihre Schwere wuchs zur unbezwinglichen Übermacht. Kein Menschengebild war's, sondern eine Gottheit des Olympus, die ihn niederzog, daß er hilflos ohnmächtig unter ihr zu Boden sank. Da flog sie von ihm auf, wie eine beflügelte Fee gewichtlosen Körpers ihn in flatterndem Tanzreigen umkreisend, und neckisch zuckte blitzesschnell ihre Elfenhand ihm nach Scheitel, Wange und Ohr. Dazu sang sie ein Lied in fremder, unverständlicher Sprache, nur eins verstand sein Herz, es war ein Liebeslied.

Jede Nacht brachte ihm solche Traumbilder wieder, und am späten Abend in der Schenke sagte auch Wentiborg: „Bist du krank, Sohn? Deine Augsterne glühen wie die des Buhus bei Nacht, und dein Gesicht ist gleich dem Leilach, drin einer zum letzten Schlaf liegt. Du brauchst einen Trank aus Wurzeln und Beeren, der einen roten Mund zwingt, das Herzblut, das in ihm klopft, zu bekennen."

Dazu jedoch schüttelte er den Kopf; in wachem Zustand schrak er vor der Versuchung zurück, den stumm lächelnden Lippen durch einen gefährdenden Zaubertrunk das Wort zu entreißen. Vor der Metkanne saß er, ohne sie zu berühren; süßbetäubenden Rausch legte jeder Nachmittag in der Kemenate ihm aufs neue um die Stirn, und ohne Unterlaß, wie trunkenen Sinnes, erhielten ihn die Tage und Nächte.

Draußen aber breitete jetzt allerorten im Reich „das Gerücht" Riesenschwingen aus, überbrauste die windmurrenden Wälder und die Dächer der Städte. Mit so unumstößlicher Gewißheit verkündete es seine Botschaft, der Kaiser Heinrich sei in Sicilien vom Fiebergift jäh aus dem Leben fortgerafft worden, daß überall auf Märkten und Gassen die Menschen mit blassen, erregten Gesichtern zusammenströmten und in die Luft aufhorchten, als müsse wild Erschreckendes aus ihr herabfahren. Was sie glaubten, erschuf die Einbildungskraft ihnen auch vor den Sinnen; sie vernahmen Donnergeroll am blauen Himmelsrund und fühlten unter sich den Erdboden schwankend auf- und niedergehen. So überzeugend lief die Nachricht auf Windesflügeln von Ort zu Ort, daß der Bischof Konrad, der zu einem Besuch auf die Winzenburg geritten kam, an der Palastreppe Ludolf Ostermant begrüßte: „Diesmal hat die alte Fama des Virgilius ein Meisterwerk vollbracht, daß ich selbst, obschon ihrer Verlogenheit kundig, mein Ohr ihr kaum zu schließen vermocht hätte, wenn nicht — gratia Deo! — gestern ein Bote bei mir eingetroffen wäre, der mich jeder Besorgnis um das Wohlbefinden der kaiserlichen Majestät überhoben. Ich hegte den Wunsch, solches Gerücht spräche einmal Wahrheit von dem blinden Kaiser, denn ihm wäre es zur Erlösung und uns zum höchsten Gewinn. Aber es wägt der Göttervater seine Lose nicht nach unserer Begehrlichkeit."

Von wem das letztere gesprochen, verstand der Hörer nicht, und der Kanzler hatte es eilig, zu seiner Niftel hinaufzugelangen, so daß er auch von dem bleichveränderten Aussehen des jungen Wehrmannes nichts wahrnahm. Ihm war es nicht möglich, länger als ein paar Stunden auf der Burg zu verbleiben, doch er mußte Maria eine freudige Kunde mitgebracht haben. Denn als er sich wieder von ihr verabschiedet hatte, ähnelte ihr Thun dem eines im Käfig, in den die Sonne hereingefallen, fröhlich von Stab zu Stab hüpfenden Vögleins. So tanzte sie, hell vor sich hinsingend, durchs Gemach, blieb am Fenster stehen und lugte über Thalgrund und Hügelrücken westwärts in die Weite hinaus. Und als zur gewohnten Zeit Ludolf Ostermant bei ihr eintrat, empfing sie ihn: „Es ist gut, daß du kommst, ich konnt es nicht länger er-tragen, allein zu sein. Die Zeit schleicht so wie eine cochlea — ich weiß, eine Schn—Schnecke —, wenn man allein ist. Bleib recht lange heut bei mir, o, die ganze Nacht, wenn du nicht schlafen mußt, denn ich kann es doch nicht."

Doch er blieb nicht nach ihrem Wunsch, sondern verließ unter einem Vorwand das Gemach frühzeitiger als sonst. Wie mit einer Goldkette band es ihn fest, aber wie mit glühenden Eisenstacheln trieb's ihn fort, zur Vorburg hinunter. Dort setzte er sich mit ringender Brust zu Wentiborg an den Herd, die nach seiner Hand griff und raunte: „Sie fühlt sich an wie das Eis auf dem

Fluß, dann treibt das Blut drunter siedenden Strom. Dein Eingeweide verbrennt zur Kohle, das löscht nur die im schlafenden Wald. Ich sah's lang, der Rauch weht dir vom Mund."

Ein Windstoß mußte draußen übers Dach und durch den Schlot niederfahren; er stieß in die Herdasche und stiebte sie auf, daß sie grau die Brust Ludolfs überwirbelte. Dazu aber stieß auch die Alte frohlockend hervor: „Sie will dir helfen und ruft dich, denn sie schüttelt ihr Haar auf dich. Du hast Tropfen Bluts in dir von Svarogs Volk, das wittern ihre Nüstern. Svatovits Schwester hält durch die Nacht ihr weißes Gesicht am Himmel, und die Wege liegen wie am Tag vor ihrem Blick. Ich ging schon auf ihnen bis zur großen Mutter und will dich zu ihr bringen. Mach dich fertig, Sohn! Thu den Mantel um deinen Leib und rüste dir die Sohlen mit festem Leder! Dann komm wieder zu mir herab!"

Sinnverloren that er nach den Worten, ohne Glauben an ihre Verheißung; doch mystisch hob sich der schlafende Wald vor seiner Phantasie, nahm sie gefangen, und ihn trieb's zu einer Nachtwanderung, der Schlaflosigkeit auf dem Lager oder verworrenen quälerischem Traum zu entfliehen. Als er, zum Fortgang gerüstet, von der Oberburg zurückkehrte, scheuchte Wentiborg bereits mit der lodernden Fackel die Gäste früher als gewöhnlich aus dem Schenkraum, packte danach bereitgelegtes Brot und Dörrfleisch zusamt einem Metkrug in einen Sack, und so verließen sie die Burg durch das vom Wächter aufgezogene Fallgatter einer kaum mannesbreiten Schlupfpforte der Mauer. Draußen blickte von Osten her Svatovits Schwester mit dem weißen Gesicht, die beinahe runde Mondscheibe, ihnen in die Augen, und hell lagen die Wege; jener entgegen schlugen sie die Richtung zu den Behausungen der schon seit alters im Klausthal des Hartwaldes nach Silbererz grabenden Bergbauer ein.

Ludolf fragte nicht, wohin es gehe; neben ihm schritt seine wuchsmächtige Begleiterin, nach Gliederbau und Bekleidung mehr einer riesigen Mannsgestalt gleichend als einem Weibe; auf dem Scheitel hielt sie das Haar durch eine Lederkappe gefesselt, darunter fielen die langen grauen Stränge in dichtem Gemenge bis weit über die Schultern nieder. Ab und zu sprach sie: „Lang ist's dahin, und hochauf geht's. Svarogs Tochter wird sich zum Schlaf legen und ihr Bruder aufwachen. Doch bevor er wieder vom Sattel absteigt, müssen wir bei ihr sein."

Offenbar war Svarogs, des Himmelsgottes, Tochter gleichfalls der Mond, und ehe ihr Bruder Svatovit, die Sonne, unterging, mußten sie ihr Ziel erreicht haben. Nun fragte Wentiborg: „Ist's des Bischofs Niftel im Schloß, die dir das Blut verbrennt, Sohn? Mein Auge hat sie nicht gesehen, nur mein Ohr von ihr gehört. Ihr Haar soll wie die Nacht sein und ihr Angesicht wie Frührot; unter dem Thorbogen ihrer Augbrauen leuchtet der Morgenstern. Ist sie auch von unserem Stamm? Dann hat die Baba Macht über sie, und wenn du heimkommst, wird sie die Arme um dich werfen, daß du ihr Herz gegen deines klopfen hörst."

Der Mund Ludolf Ostermants gab nicht Antwort auf ihre Reden, doch sie weckte ihm das Klopfen, von dem sie sprach, laut in der Brust; der Unglaube drin duckte sich kleiner zusammen vor einer auf ihn einstürmenden dämonenhaften Macht. Phantastisch lag rundum die Mondnacht; ein Quellwasser floß zu Thal, durch hurtigen Lauf deutend, daß es von höher herabkomme. Über ihm spannte sich eine dünne Eisdecke, die leis von den drunter tanzenden Wellen klirrte; wie ein singender Ton klang's durch die Stille. So eilig sich fortschnellend, flutete und sang auch das Blut in den Adern Ludolfs.

Da hallten einmal noch andere Schritte als die der beiden, von seitwärts her trafen zwei wandernde Gestalten mit ihnen zusammen. Die Helle ließ sie mit ziemlicher Deutlichkeit unterscheiden, junge Burschen in Mänteln und übergeschlagenen Kapuzen waren's, grobe Linnensäcke auf den Schultern tragend; terminierende Laienbrüder eines Klosters oder Goliarden schienen's zu sein. Sie kamen heran und fragten in lateinischer Sprache, woher und wohin: unwirsch fiel Wentiborg ein: „Sprecht deutsch, was ihr wollt!" Darum bekümmerten sie sich nicht,

einer bog den Kopf vor und blickte Ludolf nah ins Gesicht, dann sagte er: „Du bist jung, was gehst du hier bei Nacht mit der Alten? Wir sammeln Almosen für unser Kloster, aber betteln nicht, daß wir sie umsonst bekommen, sondern spenden Gaben dafür wieder, wenn der Geber uns gefällt. Laß die Alte und komm mit uns, du gefällst mir.“

Doch der Angesprochene erwiderte nichts und achtete, in seine Gedanken versunken, nicht auf den neben ihm Fortschreitenden. Dessen Gefährte heftete sich Ludolf an die andere Seite und redete gleichfalls zu ihm in lateinischer Zunge: „Dir klirrt Wehrerz am Leib, aber im Gesicht steht dir's, du bist von unserem Stand und verstehst meine Sprache. Hör sie nicht mit dem Ohr am Kopf, du trägst ein besseres in der Brust, das häng an meinen Mund. Ich bin ein lustiger Bruder, gehst du mit mir, so wird deine Nacht auch lustig.“

Wentiborg schritt hinterdrein, sie verstand nicht, was die beiden aus ihren Kapuzen hervorraunten, doch sie ging mit aufhorchendem Ohr, sah nun, daß jene von rechts und links nach den Händen Ludolf Ostermants griffen, dran ziehend, als suche einer dem anderen ihn wegzuzerren. Das brachte ihn zum Bewußtwerden ihrer Gegenwart und ihres sonderbaren Treibens, daß er fragte: „Wer seid ihr? Was wollt ihr von mir?“ Aber zugleich packte seine Wegführerin von rückwärts mit den knochigen Fäusten die beiden Burschen am Nacken, schüttelte sie und rief: „Laßt eure Krallen von ihm! Ihr seid Nachtunholde und tragt Fuchsfallen unterm Zwillich, Muttersöhne drin zu fangen!“

Die Angepackten rissen sich los, sprangen seitwärts und lachten: „Wir sind fromme Brüder von Gandersheim, die ein Nachtquartier suchen.“ Das ließ keinen Irrtum mehr zu, denn Gandersheim war ein Schwesternkloster; wieder nach den Händen Ludolfs fassend, riefen sie auf deutsch hinterdrein: „Komm mit mir, ich lehre dich den Terenz verstehen, den wirklichen, nicht den von Hrothsuit, der Närrin! Komm mit mir! Was willst du bei der alten Vettel?“

Doch im nächsten Augenblick kreischten sie auf; Wentiborgs Kraftfaust hatte einen Strauch von Weidengerten aus dem Boden gerissen und peitschte pfeifende Hiebe damit über die Köpfe der beiden. „Cernobog fahr über euch, ihr Lockvögel, ihr Sumpfwachteln, ihr Nachtmelker! Cernobog euch auf den Buckel! Cernobog euch auf den Bauch! Cernobog euch —“

Schreiend duckten und flüchteten sich die verkappten jungen Weiber vor den auf sie hagelnden Rutenstreichen weg, zur Wehr wagten sie sich gegen die wuchtige Ausspenderin der Prügel nicht zu setzen. Ludolf schritt, ohne anzuhalten, auf der Straße weiter. Nicht zum erstenmal war er nächtlich nach Abenteuern herumfahrenden, wie die Zeit sie hieß, „lustigen“ Klosterschwestern begegnet und hatte sich sonst nicht Ruf als Spaßverderber bei ihnen eingetragen. Doch heut war's ihm, wie wenn es in einem früheren Leben gewesen, daß er sich willfährig solchen Dohnenschlingen zum Fang überlassen; als ein anderer ging er hier mit einem in überirdischem Glanz leuchtenden Bilde vor den Augen. Hinter ihm schlugen die jetzt in Sicherheit geborgenen Nonnen von Gandersheim ein Gelächter auf und spotteten: „Da geht Hrothsuits Sohn, seine Mutter treibt ihn mit der Rute.“

Nun holte Wentiborg ihn ein und sagte: „Ich habe dir die Stechfliegen vom Leib geklatscht, ihre Saugröhren dürfen nicht an dir gewesen sein, wenn du zur Baba kommst.“ So gingen sie weiter, und die weißgesichtige Schwester Svatovits wanderte über ihren Köpfen hin, dem Westrand des Himmels zu.

Im Fortgang der Stunden aber ward's merkbar, daß sie mählich mehr in die Höhe gelangten. Unter Überhängen und in Ausmuldungen schimmerten da und dort helle Flecke, Reste des Schneefalls, den die Lindheit des Winters drunten im Niederland schon seit Wochen überall weggeschmolzen hatte. Sie wurden häufiger, doch zugleich farbloser, denn der Mond schwand ab, das Himmelsgewölbe überdeckte sich mit Sternen, und geraume Zeitlang gaben nur sie einen matten Lichtschein. Unbeirrt jedoch setzte Wentiborg den Weg fort; sie deutete mit der Hand nach einem funkelnden Sternbild auf und sagte: „Das ist der Bär, der führt zu ihr. Hörst du sein Gebrumm?“

In schwarzen Fichtenwipfeln verfing sich murrend aufwachender Morgenwind; wie mit vereister Hand anfassend, strich er nordher herab, ins Mark schneidend; trotz dem ungestümen Herzschlag durchschauderte es Ludolf Ostermant, ließ ihn den Mantel fester um sich ziehen. Seine Begleiterin dagegen empfand sichtlich nichts von Kälte, sondern sprach: „Da reitet die Jungfrau auf dem Stahlroß vor Svatovit her. Wer jung ist wie sie, dem zielt ihr Blick Eisbolzen ins Blut, an meinem prallen sie ab. Aber dein Lebensherd hat Aufwurf von Scheitern nötig, um weiter zu brennen. Setze dich hier neben mich, Sohn."

Sie setzte sich auf eine Felsrippe, holte Brot, Fleisch und Met aus dem Sack hervor, und vom stählernen Frühschein im Osten angehellt, stärkten beide sich an den Nahrungsmitteln. Trunk und Zukost gossen Ludolf Wärme durch die Glieder; nun stieg auch die Sonne blitzend über den Erdrand, und sie brachen wieder auf. Vor ihnen zog sich, sichtbar werdend, nah ein langer und hoher, weißglänzender Bergrücken empor, hin und wieder dunkel gescheckt. Der war's, den man von der Winzenburg in der Weite wahrnahm, und Ludolf fragte: „Ist das der mons Bructerus, der Brockenberg?" Wentiborg antwortete: „Ja, der Melibok, und das Schwarze auf ihm ist der schlafende Wald."

Völlig weglos ging's jetzt aufwärts, tiefe Schneedecke überzog alles, doch frosthart, daß der Fuß nicht einsank, sondern fest auf den knirschenden Grund trat. Einförmig dehnte dieser sich weitum, nur manchmal überkreuzten ihn Fußspuren von wildem Getier, schmaler und breiter; wo am Mittag die Sonne geleckt, hatten sie sich eingegraben. So ging's lange fort, bald auf fast ebener Fläche, bald steiler ansteigend und mühsam; seltsam, wie von Titanenhand übereinander gelagerte mächtige Felsklumpen tauchten vor dem Blick auf, rückten langsam näher, wuchsen zu Turmhöhe empor; aus der Ferne waren sie als die kleinen dunklen Flecken erschienen. Zuweilen fragte Wentiborg: „Kannst du weiter, Sohn?" Er nickte stumm; nichts von Ermüdung rührte ihn an, doch fremd-phantastisch umfing ihm das winterliche Hochgebirge die Sinne.

Dann kam hoher Nadelwald, weißstarrend, die Zweige unter der Last gleich gebrochenen Adlerfittichen niedersenkend. Am Rand, zwischen den grauumflechteten Stämmen hervor, scholl ein dumpfes Geknurr, grüne Augenspiegel flackerten aus dem Halbdämmern. Unweit richtete sich ein großer, braunumzottelter Bär drohend auf die Hinterpranken empor, und Ludolf riß eilig sein Schwert vom Gurt. Doch Wentiborg drückte ihm rasch den Arm herunter: „Er hält Wacht vor Babas Steinsitz. Wen sie gerufen hat, den fällt er nicht an, sonst hülfe dein Eisen nichts. Aber er heischt Wegbede, man muß ihn kirr machen."

Sie griff in den Sack und warf dem hungrigen Raubtier ein Fleischstück hin, über das es mit gierig fletschenden Zähnen herfiel, ohne sich weiter um die Fortschreitenden zu bekümmern. Der Nachmittag hatte begonnen, die schräge Januarsonne bereits ihren höchsten Stand überschritten; der Wald sank wieder zurück, wildgewaltiger ward die weiße Öde. Von hochaufgeschichteten Steinmassen hingen armdicke Eiszapfen herab, umkränzt von kleineren, glitzernden Lanzenspitzen gleich. Dumpfkrächzende Rufe: „Kolk — kolk!" und „Rabb — rabb!" ausstoßend, jagten sich als einziges Leben auf weitklafternden Flügeln zwei mächtige schwarze Vögel über dem starr den Boden deckenden Leichentuch; doch auch ihnen ward es zu unwirtlich in der toten Welt, und sie verschwanden, von pfeifendem Wind abwärts getragen; vor dem Mund stieg der Atem wie ein Dampfgewölk auf. Drunten in der Tiefe breitete sich nach Süden und Westen unermeßliche Weite, aber nicht klar, von flimmernden Strahlen wie mit einem Goldschleier verhängt; nord- und ostwärts hinüber umzog der Himmel sich graudunstig. Dagegen hin stieg die letzte Gipfelung des Brockenberges auf, in der unterschiedlosen Schneewildnis näher erscheinend, als sie war. Noch ein beschwerliches Klimmen galt's über abschüssigen Firngrund, von dem der Fuß oft zurückglitt. Ludolf Ostermant rang heftig nach Luft, während die breite Brust Wentiborgs sich in gleichmäßiger Bewegung hob und senkte.

Dann jedoch hatten sie's erreicht und standen oben auf dem Höchsten. Schatten fiel über sie, es erschien, als sei die Sonne schon

untergegangen; doch war es Täuschung, nur ein dunkles Wolkenband am Westhimmel lag vor ihr; sich umblickend, sagte die Alte: „Nicht zu spät ist's, Svatovit kehrt noch wieder."

Vor Ludolfs Augen trat eine Sinnestäuschung. Drunten in der Weite fiel jetzt die niedergehende Sonne in das Gemach Marias. Er schloß die Augen zu, und deutlich mit jedem Zug des Antlitzes stand sie vor ihm, das holdselige, glückliche Lächeln umspielte ihre Lippen. Sie wartete auf sein Kommen — die Stunde war's — Verwunderung und Ungeduld hob in ihrem Gesicht an, daß er so lange ausblieb.

Warum war er nicht dort? Wozu stand er hier in der windüberheulten, ihn eisig durchschaudernden Öde?

Zusammenfahrend, schrak er plötzlich wie aus einem Traum auf und riß die Lider auseinander. Neben ihm klang ein lauter Ausruf: „Baba!" Um ihn flammten die Sonnenstrahlen noch wieder mit einer rötlichen Glut, während im Osten sich eine schwere graue Nebelmasse, scheinbar glatt wie eine Wand, gegen den Berggipfel aufschob. Davor stand Wentiborg und ihr gegenüber, in der Luft schwebend, eine riesenhafte Weibesgestalt, der ihrigen ähnlich, doch ins Ungeheure vergrößert. Wild stob der schnaubende Sturm die Haarsträhne um Wentiborgs Schultern, und so auch peitschte er, einem Schlangenknäuel gleich, das wild flatternde Gelock um Kopf und Nacken der furchtbaren Gestalt. Wentiborg streckte ihre Arme hoch über sich aus, und so auch reckte die Geistergestalt die ihrigen über den Scheitel empor, bis in den Himmel hinein. „Baba — Baba! Höre deinen Sohn und hilf ihm!" rief Wentiborg. Ein Schauer durchrüttelte Ludolf bis ins Mark, besinnungslos warf er sich auf die Knie und rief gleichfalls: „Hilf mir, Baba!"

Da tauchte Svatovit unter den Himmelsrand, und mit ihm zugleich verschwand die große Baba. Ihre Umrisse verblaßten matter, sie faßte die Nebelwand, schlug sie als Mantel um sich, und nichts mehr blieb von ihr sichtbar. Der Wind fegte von der Kuppe des Melibok Schneestaub auf und warf ihn, wie am Abend vorher die graue Asche, über Ludolf Ostermants Gewand.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Eine kurze Zeit verstrich, dann hörte er die Stimme seiner Genossin sagen: „Komm auf den Heimweg, Sohn!"

Verwirrt richtete er sich in die Höhe und blickte um sich: „Wo ist sie geblieben? Sie hat mich nicht gehört."

„Der Staub ihres Mantels liegt auf dir und kündet, daß sie dein Bitten erfüllen will."

„Vernahmst du ein Wort von ihr?"

„Die große Mutter redet nicht selbst, sie spricht aus dem Mund des ersten Mutterkindes, das unseren Weg kreuzt. Wenn wir es antreffen, steh schweigend und horche auf seine Worte. Du selbst darfst es nicht ansprechen. Meine Zunge thut's für dich."

Wentiborg schritt voran abwärts, Ludolf folgte ihr stumm. Sein Kopf war von dem Gesehenen überwältigt; was die Kirchenlehre und die Vernunft davon halten mochten — geisterhaft hatte es ihm vor den eigenen Augen dagestanden. Und wie der Bischof Konrad berichtete, daß er selbst die weißarmigen Töchter des Neptun aus den Wellen des Tyrrhenischen Meeres habe herauftauchen sehen, so thronte hier auf dem wilden Berg Melibokus noch die graue Riesengöttin des wendischen Volkes, das ehemals um ihn gehaust.

Er hatte sie gesehen und konnte nicht zweifeln. Trotzdem regte sich in ihm etwas dawider, das als Zeugnis ihrer Wirklichkeit die Erfüllung des Verheißenen begehrte. Ruhig schritt Wentiborg jetzt an seiner Seite, in ihren breitknochigen Zügen lag unbeirrbare Zuversicht. Er sprach einmal: „Sie glich dir, nur wie ein Buschtrieb aus der Eichel dem Baum gleicht, von dem er gefallen."

Die Angesprochene drehte die Stirn, durch ihre Augenhöhlen ging ein Flackern. „Sie ist die Urmutter unseres Volkes, und alle tragen ihr Blut in sich. Du auch; hättest du's nicht, so wäre sie nicht gekommen. Viele sind auf den Melibok gestiegen und haben umsonst nach ihr gerufen. Nur wen Svatovit auserwählt, dem zeigt sie sich. Wenn du heimkommst, wird die, welche dein Blut verbrennt, dir mit den Armen den Nacken umfassen. Doch vorher müssen wir hören, was der Mutter Kind auf dem Weg spricht."

Um sehr viel schneller als herauf ging's hinunter; im Anfang hellte noch die Dämmerung, danach strahlte die Schneefläche genugsam Licht aus. Weit waren die Wanderer schon abwärts gelangt, als vom östlichen Erdrand Svatovits Schwester wieder mit dem weißen, jetzt vollrunden Gesicht heraufsah. Wie gestern beglänzte sie die schweigsame Welt; das starre Leichentuch nahm ein Ende, die vereinzelten hellen Flecke kehrten zurück und schwanden gleichfalls. Milder ward die Luft, eine Wegspur begann in schräg absteigendem Thal und verdeutlichte sich. Niemand begegnete den rasch Fortschreitenden; ab und zu hielt Wentiborg kurz an und horchte, ob nicht der Schall eines Fußtrittes auftöne. Doch nichts regte sich, lautlos lag ringsum die Nacht über dem noch menschenleeren Gebirgsland. Ludolf Ostermant war zweifellos der erste Kleriker, der, obendrein im tiefen Winter, auf den Brocken hinaufgestiegen, doch auch von der Landbevölkerung umher wagten sich zur Sommerzeit wohl nur wenige, Jäger oder Harzsucher, bis zum Gipfel des als alte heidnische Geisterwohnstatt verrufenen Berges empor.

Aber dann nach manchen Stunden rührte sich doch einmal etwas am Rand der breiter gewordenen Straße, ein paar hingestreckte dunkle Gestalten, und beim Näherkommen ließ das Mondlicht sie erkennen. Der Zufall trieb sein Spiel, denn die nämlichen waren es aus der vorigen Nacht, die beiden Klosterschwestern von Gandersheim. Nur trug ihr Gebaren gegenwärtig nichts „Lustiges" zur Schau, vielmehr ließ sich merken, sie müßten übel angekommen sein. Schon ihr Aussehen that das kund; verwildert zottelte das lange Haar, das sie aufgebunden gehabt, um als junge Männer zu erscheinen, ihnen wirr um den Kopf, sie hatten ihre Kapuzenmäntel eingebüßt, und die Unterkleider hingen ihnen halb zerrissen am Leib, so daß da und dort Hautblößen als hellere Flecken durchschienen; mit den Zähnen klappernd, froren sie offenbar jämmerlich, hatten sich, verirrt oder krafterschöpft, am Weg hingelegt und konnten nicht weiter. Nun richteten sie sich halb auf und baten bei den Ankömmlingen um Beistand. Doch hurtig streckte Wentiborg die Hand vor den Mund Ludolfs, ihm Schweigen aufzulegen, dann redete sie die Nonnen an: „Sprecht, was eurer Zunge zu sagen geboten ist."

Eine gab kläglich Antwort. Herumstreifend waren sie beim Einbruch der Dunkelheit zwei fremden Kriegsknechten in den Weg geraten und in die Hände gefallen; aus dem Mund der Erzählerin kam noch ein Überbleibsel von Galgenlustigkeit: „Erst Honig, dann Essig — der schmeckte sauer." Es hieß, daß sie schließlich ausgeplündert, ihrer Mäntel beraubt, mit Schlägen davongejagt worden; nur auf ihr kniefälliges Betteln war ihnen überhaupt ein Stück Zeug am Leibe geblieben.

Dem hörte Wentiborg aufmerksam zu, als ob sie jedes Wort genau in ihrem Ohr nachklingen lasse und prüfe. Nun jedoch erwiderte sie: „Sprich weiter! Du hast noch nicht ausgerichtet, was deiner Zunge aufgetragen ist. Wenn du es kundgiebst, will ich euch mit Kost und Trunk kräftigen. Wie heißen eure Namen? Wo blieben die Knechte? Was redeten sie euch und was thatet ihr mit ihnen?"

Auf das letzte schien die Befragte keine Antwort für nötig zu halten, dagegen versetzte sie, merkbar um der in Aussicht gebrachten Stärkung willen, eilfertig: „Man benennet mich Eva im Kloster und diese Bona. Die Knechte hört ich reden, einer von ihnen werde um Mitternacht Hans Höbeckes Hut tragen. Die Magd wache und warte auf den Eulenschrei — den stieß er wie ein Vogel vom Mund — da werfe sie ihm die Strickleiter von der Mauer herunter. Dazu lachte der andere: Ist erst der bunte Vogel im Garn, da kannst du deine Nachteule auch mitnehmen, ihr die Federn zu rupfen."

Unwirsch fiel Wentiborg ein: „Ihr hört und sinnt nichts als Büberei und Dirnenfang! Mit Cernobogs Rute fahr ich wieder auf euch, wenn du nicht sprichst, was du sagen sollst! Was für ein Name kam ihnen von der Zunge? Nannten sie den Bischof von Hildesheim?"

„Ja, einer sagte, heut nacht werde Hans Höbecke den Platner nicht wecken, zur Winzenburg zu reiten, und komme er morgen, so finde er den Goldkäfig leer —"

Ludolf Ostermant hatte schweigend dagestanden, doch bei dem Worte Winzenburg

fuhr sein Kopf jählings auf. Er starrte die weitersprechende Schwester Eva an, dann stieß er plötzlich aus: „Baba!“ und stürzte davon, ohne zu hören, daß Wentiborg rief: „Wohin willst du, Sohn?“ Nun warf sie ihren Sack mit dem Restinhalt den nicht mehr lustigen Nonnen hin und lief ihm nach. Doch sie holte ihn nicht ein, in der Schnelligkeit konnten ihre Beine nicht mit seinen jungen wetteifern, die gleich denen eines Wolfes fortschossen, der in Sprüngen einer Beute nachsetzt.

So rannte er blindlings vorwärts, kein bewußtes Denken war in ihm, nur ein dunkler Trieb. Der jagte ihn, doch nicht als ein Raubtier, er selbst war das gehetzte Wild. Seinen Mantel, der ihn hinderte, fortwerfend, lief er wie ein von Irrsinn Gefaßter, strauchelte, fiel, raffte sich blitzschnell wieder auf. Fast seit dieser Zeit der gestrigen Nacht war er, bis auf zweimaliges kurzes Rasthalten, ohne Unterlaß zumeist beschwerlich gegangen und gestiegen, und ob auch durch sein Vagantenleben an weites Umherwandern gewöhnt, hatte er doch mählich Ermattung, ein herannahendes Kraftversagen empfunden. Aber mit einem Schlage, der ihn vom Scheitel zur Sohle durchfahren, war er wieder Herr über seine Glieder geworden; sie mußten ihm gehorchen, denn sein Wille war stärker und zwang sie. Einem Nachtwandler ähnlich faßte er mit dem Auge ohne Bewußtsein Merkzeichen zur Linken und Rechten auf, verfolgte nach ihnen den unbekannten, nur einmal im Mondlicht beschrittenen Weg zurück. Die rasende Hast wirbelte in seinem Kopf mit, Gedanken, die sich drin aufzuringen suchten, waren schon vorbeigeschossen, ehe er sie zu halten, zu erkennen vermochte. Alles in ihm war nur ein einziges, wie von einer Sturmgeißel gepeitschtes Drängen: Vorwärts — weiter — noch schneller — lebendig oder tot!

So geschwind hatte sicher noch niemand, selbst kein Reiter, diese Strecke hinter sich gebracht. Vier Wegstunden mochten es von der Stelle gewesen sein, wo er wieder mit den Gandersheimer Nonnen zusammengetroffen, doch nach dem geringen Fortschritt der Mondscheibe gemessen, konnte er kaum den dritten Teil der Zeit dazu gebraucht haben. Nun am Kloster Lamspringe vorbei — da stieg dunkel die Winzenburg vor ihm auf — schon war er am Fuß des Berghügels — schon mit keuchender Brust droben und donnerte den erzenen Thorklopfer an die schmale Mauerpforte.

Mürrisch fragte der Wächter, vom Schlaf geweckt: „Wer kommt so spät noch? Die Mitternacht ist vorbei, schlaf deinen Trunk draußen aus, bis der Morgen aufwacht!“

„Vorbei!“ wiederholte Ludolf aufschreiend. Die Besinnung kam ihm so weit, daß er seinen Namen rief, hinterdrein stieß: „Zu spät! Das Gatter auf! Deinen Kopf gilt's, wenn es zu spät ist!“

Auf den Klang des Namens und der bekannten Stimme hob der Wächter das schwere Eisenwerk der Schlupfthür. Er wußte, daß der Ankömmling kein gewöhnlicher Wehrmann, sondern ein vom Bischof besonders ausgezeichneter sei, und befliß sich höflicheren Wortes: „Seid Ihr's, Junker? Ist die Nachtmar hinter Euch?“

Doch der Angesprochene stürzte vorbei, auf den Hof der schlafstillen Vorburg, schrie aus atemloser Kehle: „Überfall! Feinde! Greift Waffen!“

Ein Weckruf war's, dessen sich eine Burgmannschaft zu nächtlicher Zeit stets gewärtig halten mußte. Nur einen Augenblick, und Gewaffnete, Wehrmänner und Ritter strömten aus den Thüren auf den mondhellen Hof. Fragend umdrängten sie den Alarmrufer, der nur: „Mir nach!“ vom Mund stieß und der Oberburg zulief. Die Ritter erkannten ihn, sie hielten ihn nicht in Gunst, da er, an Stand weit unter ihnen, nur ein Wehrmann war, doch von der Gnade des höchsten Herrn den Vorzug vor ihnen genoß, droben im Palas der Schloßburg zu hausen; spöttisch sagte einer: „Legt euch wieder aufs Ohr! Es hat jemand zu viel getrunken und schmeckt Gespenster auf der Zunge.“ Aber in das nachhallende Gelächter drehte Ludolf Ostermant den Kopf zurück und rief, sein Schwert vom Gurt reißend: „Das Richtschwert hängt über dem, der mir nicht folgt!“ So gebieterisch sprach er's, als sei es die Stimme des Bischofs Konrad gewesen, die es drohend befohlen; keiner widersprach mehr, stumm kamen sie dem Geheiß nach, nur das Eisen an ihnen klirrte.

Auch der Thorwächter zur Oberburg war

aufgewacht, er begriff nicht, was den nächtlichen Zudrang veranlasse, doch Gewichtiges mußte es sein, so daß er rasch die Hauptpforte öffnete. Allen vorauf flog Ludolf, nun hob das Schloß sich vor ihm. Zum erstenmal stutzte er, dunkel und ruhig lag es, vom weißen Licht übergossen, da, und seinen Kopf durchfuhr ein Aufzucken der Besinnung. Was wollte und that er, weshalb hatte er die Burgmannen aufgeschrien? Hatte der Herzschlag ihm das Gehirn mit Narrheit überwältigt, fieberndes Blut seiner Einbildung Gespenster vorgeschaffen, sein Ohr hören lassen, was nicht war? Ihm schien, die Wanderung auf den Brockenberg, der Glaube Wentiborgs, die Erscheinung der Baba, sein toller Lauf, alles sei nur eine Wahnausgeburt überhitzter, die Vernunftkraft umnebelnder Phantasie gewesen. Er stand wirklich hier wie ein von blödem Rausch sinnlos gemachter Thor, des auf ihn lauernden Gelächters und Spottes wert.

Doch nur einen Augenblick lang durchflackerte ihm dieser Gedanke den Kopf, dann schoß er weiter, die Palastreppe hinan, durch die Halle, der unverriegelten Thür der Kemenate zu. Da schlug ihm aus dieser, von obenher, ein Ton, ein halberstickter Ruf ans Ohr. Wie die Stimme Gerberges klang's.

In Sprüngen über die Stufen hinauffliegend, schrie er zurück: „Hierher — hierher!“ Zur Treppe fand der Mond nicht Zugang, und fast schwarz lagen die Gänge, aber genau kannte er jeden Schritt. Er riß eine Thür auf, nun schlug ihm durchs Fenster die weiße Helle der Nacht von draußen wieder entgegen, und vor seine Augen trat's plötzlich wie ein wahnwitziges und wundersames Traumbild.

Nicht mit einem Blick konnte er's umfassen, denn ein doppeltes war's. Gerade vor ihm schien, vom Arm eines Kriegsknechtes gehalten, die aus der Lade des Bischofs heraufgekommene Marmorgestalt zu stehen, doch mit dem blondhaarigen Kopf Gerberges. Nach deutschem Brauch der Zeit hatte sie sich völlig unbekleidet zum Schlafen gelegt und mußte so jählings vom Lager aufgerissen sein. Aber nur wie ein weißer Aufblitz ging's den Augen Ludolf Ostermants vorbei; sie flogen suchend um, und da trafen sie zur Linken auf ein zweites Bild mit dem Antlitz Marias. Sichtlich war auch sie im Schlaf überfallen worden, doch nach anderer Sitte trug sie ein lichtseidenes, vom Nacken zu den Füßen niederreichendes Nachtgewand, auf das ihr dunkles Gelock bis an die Hüften herabfiel. Gleichfalls hielt der Arm eines Mannes sie umfaßt, eines Ritters schien es, in einem schmiegsamen Panzerhemd aus feinen ineinandergeflochtenen Stahlringen; schlichte Eisenkappe ohne Abzeichen umschloß ihm eng den ungemein kraftvoll über einer mächtigen Gestalt thronenden Kopf. Aus dem heraufgeschlagenen Fallgatter sahen jugendlich schöne, doch wildfreche Züge hervor; augenscheinlich waren seine Arme im Begriff, Maria aufzuheben und fortzutragen. Sie leistete keine Gegenwehr, bat nur mit einem ergreifenden Ton der Stimme: „Töte mich nicht — ich muß ja leben.“ Es klang daraus, daß sie vor nichts Angst empfand, als sterben zu sollen.

In der Hand Ludolf Ostermants fuhr das Schwert auf, während durch eine Nebenthür ein Kriegsmann hereinstürzte und rief: „Flieht, Herr! Die Burg ist wach, sie kommen!“ Von der Treppe her scholl polterndes, vielfaches Fußgedröhn, der fremde Ritter stieß einen wilden Fluch in einer fremden Sprache aus, ließ seine lebendige Beute fahren und riß gleichfalls das lange Schwert von der Seite. Klingen trafen schmetternd gegeneinander.

Mehr kam Ludolf nicht zur Besinnung, nur dunkel noch, daß seine Klinge mit der Spitze in die Visierlücke seines Gegners hineingetroffen haben müsse, aus dessen Wange Blut aufgespritzt sei. Fast zugleich damit war alles verschwunden; offenbar hatten die nächtlichen Eindringlinge erkannt, ihr Unterfangen sei mißglückt und schleunigste Flucht vor unbezwinglicher Überzahl für sie geboten. Sie mußten über die Burgmauer und in die Kemenate von einem geheimen Beistand im Inneren gebracht worden sein, der ihnen auch jetzt zum eiligen Auffinden des Rückwegs verhalf. Ehe die Winzenburger Wehrmänner ihnen den Ausgang verlegen konnten, hatten sie sich auf einer Strickleiter wieder von der Mauer in die gähnende Tiefe hinunter gerettet, und drunten sprengte ein halbes Dutzend von Rossen hastig in die Nacht davon. Nur einer der

fremden Kriegsknechte, der sich in dem unbekannten Gebäude verstrickt, lag überwältigt hingeworfen, mit Hand- und Fußfesseln gebunden.

Eilig war auch Gerberge, schamglühenden Gesichts, aus dem Gemach entflohen, um Bekleidung anzulegen; nur Maria stand noch, halb sinnbetäubt, drin und vor ihr Ludolf Ostermant. Er sah sie an, doch mit irr und starr werdenden Augen, über die sich Nachtdunkel legte, so daß ihr Bild vor ihnen zerging. Seine letzte Kraft war erschöpft, des Tages ungeheure Anstrengung und Aufregung bezwang ihn jetzt. Das Schwert fiel ihm aus der Hand, er schwankte mit geschlossenen Augen und wäre hingeschlagen, wenn Maria nicht, hastig herzueilend, ihn mit den Händen aufgefangen und gehalten hätte.

Das sah er nicht mehr, doch fühlte er es noch, hörte noch ihre erschreckte Frage: „Was ist dir? Bist du verwundet?“ Damit losch sein Bewußtsein aus, aber in namenlos seliger Empfindung. Die große Baba war kein Trugwahn gewesen, hatte ihre Verheißung erfüllt. Bei der Heimkunft schlang das Götterbild seines Herzens die weichen Arme um ihn, und von ihnen vor dem Sturz bewahrt, glitt er leise, wie in einem wonnevoll niederschwebenden Flug, ohnmächtig zu Boden.

* * *

Mit ungewöhnlich großem Gefolge, unter dem sich mehrere Domherren befanden, ritt am anderen Morgen der Bischof Konrad wieder in die Winzenburg ein. Er war in der Mondnacht von Hildesheim aufgebrochen und unterwegs einem an ihn abgesandten Boten begegnet, der ihm die Meldung von dem nächtlichen Überfall bringen sollte. Sichtbar heftig bestürzt, hörte er sie kurz an, trieb eilig sein Roß zu größter Schleunigkeit vorwärts. Er zeigte sich als vortrefflicher Reiter, auch beim Galopp des Pferdes von festestem Halt in den Bügeln; das Leben hatte ihn zum Kleriker bestimmt, doch fraglos hätte er nicht geringere Veranlagung zum Kriegsmann besessen.

Nach der Ankunft in der Burg begab er sich sogleich zu seiner Nistel, bei der er jedoch nicht viel länger verblieb, als bis ihm durch Augenschein und Fragen Sicherheit geworden, daß sie keinerlei körperliche Schädigung erlitten und auch ihre Gemütserregung sich durch Schlaf nach dem mitternächtigen Vorgang einigermaßen beruhigt hatte. Über diesen zu berichten wußte sie nichts weiter, als daß plötzlich der mit den Knechten in die Kemenate Eingedrungene, sie aufweckend, an ihrem Lager gestanden und gedroht, sie mit dem Schwert niederzustoßen, wenn sie um Hilfe rufe. So hatte sie's nicht gethan, nur Gerberge einen halben, rasch von einer ihr den Mund knebelnden Hand erstickten Schrei hervorgebracht. Dann war Ludolf Ostermant dagewesen und kurz ein Waffengeklirr ihr ans Ohr geschlagen. Mehr konnte sie nicht angeben, auch von ihrem Bedränger nichts sagen, als daß sie glaube, er sei sehr groß und stark; sein Gesicht hatte sie nicht gesehen. Ihr Schreck war schon so weit wieder beschwichtigt, daß ihr eine kindliche Neugier über die Lippen kam, sie fragen ließ, wer es gewesen sein möge und weshalb er sie denn gewaltsam mit sich davontragen gewollt.

Dazu schüttelte jedoch Konrad von Querfurt den Kopf und versetzte: „Meine Augen haben ihn noch weniger gesehen als die Eurigen, Kind; so bin ich nicht befähigt, Eure Frage zu beantworten. Es steht sonder Zweifel die freche That in einem Zusammenhange mit dem von der Fama diesmal als so unumstößlich behaupteten Ableben des Kaisers; das falsche Gerücht hat die Scheu vor dem Gewaltigen aufgehoben, die tolle Verwegenheit irgend eines Raubritters entzügelt, und wir gewahren, was uns im Reich bedrohen würde, wenn jemals solche Botschaft schreckensvolle Wahrheit verkündete. Durch heimliche Ausspürung muß er von Eurem hiesigen Aufenthalt Kundschaft gewonnen und den Glauben gehegt haben, Ihr führtet wertvolle Kleinodien mit Euch, denn auf die Erbeutung von solchen hatte seine Habgier es natürlich abgesehen. Da ich Euch so ungeschädigt und beruhigten Sinnes vorgefunden, bereitet es mir eine erfreuende Genugthuung, daß meine Wahl sich bewährt hat und Ihr durch denjenigen rechtzeitig vor Üblerem behütet worden seid, dessen nächster Obhut ich Euch anvertraut hatte. Zum Glück werdet Ihr seines Schutzes nicht

mehr bedürfen, denn so lange Phöbus Apollo sein Goldgespann über uns hinlenkt, steht keine Wiederholung dieser maßlosen Frechheit zu besorgen. So gehabet Euch in Sicherheit wohl, Domina; ich kehre heute noch wieder, mich von Euch zu verabschieden, falls Ihr Geneigtheit und Muße findet, mich kurz dafür zu empfangen."

Das letzte sprach Bischof Konrad vor dem Verlassen des Gemaches mit lächelndem Munde, doch draußen zog er seine Stirn in dunkel-unmutvolle Falten zusammen. Er ließ Gerberge zu sich rufen, sich von ihr berichten, was sie über das in der Nacht Vorgefallene auszusagen wisse. Das erstreckte sich indes auch nicht weiter als die Mitteilungen ihrer jungen Herrin; ohne daß sie es aussprach, ging aus ihren Antworten hervor, sie habe nach dem Hereintreten Ostermants nichts mehr gesehen und gehört, sondern in völliger Sinnverworrenheit einzig danach getrachtet, möglichst rasch aus der Stube fortzukommen. Die jetzt vom Kanzler angestellte Untersuchung ergab nur das Fehlen einer jungen und hübschen Magd in der Kemenate. Dies erklärte allerdings ziemlich zweifellos, wie der Überfall ins Werk gesetzt worden: einer der fremden Knechte, mutmaßlich ein verkleidet in die Burg gelangter Kundschafter, hatte eine Liebschaft mit ihr angeknüpft, sie zum Festmachen der Strickleiter an der sonst unersteigbaren Mauer beredet, und aus Furcht vor der Strafe war sie mit den hastig Davoneilenden geflüchtet. Das trat deutlich zu Tage, doch über die Zugehörigkeit der tolldreisten Übelthäter gab es keine Auskunft.

Der Bischof hatte erfahren, man habe in der Nacht Ludolf Ostermant vollständig kraftgebrochen und bewußtlos in sein Gemach hinuntergetragen und dort aufs Lager hingestreckt; so traf er ihn noch in tiefem Schlaf an, wie er sich nun in die Stube des jungen Wehrmanns begab. Ein kurzes Weilchen blieb Konrad von Querfurt, den Schläfer betrachtend, stehen, dann glitt er ihm mit der Hand über die Stirn, das wirre Haar aus ihr zurückstreichend. Ludolf öffnete die Augen und sah wie ein noch Traumabwesender auf, bis er, den hohen Herrn erkennend, eine Bewegung machte, hastig emporzuspringen. Aber der Kanzler hielt ihn am Arm und sagte: „Bleib, du bedarfst noch des Ruhens. Ich schulde dir hohen Dank für das, was du vollbracht, und komme nicht, um Ehrerbietung von dir zu empfangen. So verharre in deiner Lage und sprich mir, was dein Gedächtnis von dem Fremden bewahrt hat, vor dessen Gelüst du meine Niftel behütet."

Eine Unruhe wich aus den Augen Ludolfs, er hatte befürchtet, gefragt zu werden, wo er am Tag zuvor gewesen und weshalb er zum Brocken hinaufgestiegen sei. Doch davon wußte der Bischof nicht, sondern fuhr nur fort: „War er, wie mir gesagt worden, in der That ungewöhnlicher Leibesgröße und Kraft?"

Das bejahte der Liegende, schilderte, soweit ihm von dem flüchtigen Augenblick der Begegnung etwas geblieben, das Äußere seines Gegners.

Nachdenklich dreinblickend, versetzte Konrad: „Ein Ritter also schien's dir zu sein?"

„Ja."

„Hörtest du seine Stimme?"

„Nur daß er einen Fluch ausstieß, als er unser Herankommen vernahm."

„Was stieß er aus?"

„Ich verstand's nicht recht. Mir klang's wie französische Sprache."

Ein leichter Ruck bewegte den Kopf des Kanzlers, indes er erwiderte: „Die Aufregung wird dein Ohr getäuscht haben. Wie käme ein Raubritter unseres Landes zu der Sprache?" Er saß einen Augenblick schweigend, dann fügte er nach: „Und dein Schwert, so ward mir berichtet, hat ihn im Gesicht gezeichnet?"

„Ich glaube — mir ist's, daß ich Blut aus seiner Wange springen sah."

Nebenan in der Palashalle erscholl ein Fußtritt, und es ward an die Thür geklopft. Konrad von Querfurt öffnete, ein Ritter verneigte sich und überbrachte Meldung: „Es ist alles bereitet, hochwürdigster Herr, den Kriegsknecht, der heut nacht in unsere Hand gefallen, auf der Folter zu recken und seine Zunge zur Aussage zu nötigen."

Eilfertig drehte der Kanzler sich gegen Ludolf zurück: „Ruhe noch aus; ich kehre heute noch wieder zu dir. Euch begleite ich, Ritter."

Ungewöhnlich hurtigen Schrittes ging er

zur Vorburg hinunter und trat in die Marterkammer, wo die obersten Befehlshaber der Wehrmannschaft harrten; der „Meister“ oder „Scharfmacher“ rüstete sich mit seinem Gehilfen zum Werk, gebunden lag der gefangene fremde Kriegsknecht, mit blutlos entfärbtem Gesicht seines Schicksals gewärtig, doch krampfhaft die Zähne zusammenbeißend, auf einer Bank hingestreckt. Selbstverständlich war es in der Zeit allerorten Sitte, einen Antwortweigernden durch Folterqual zum Geständnis zu zwingen; wie in der Burg des Raubritters geschah's am Fürstenhof, nicht anders auch am Bischofssitz und in der Klosterabtei. Als Statthalter in Sicilien hatte der kaiserliche Kanzler zweifellos oftmals das Ergreifen dieser Maßregel angeordnet; mit über der Brust gekreuzten Händen erbat sich der Henker von ihm die Verstattung, seine „Arbeit“ in Angriff zu nehmen. Doch zum Staunen der Hörer entgegnete der gebietende Herr: „Nach meinem Bemessen geziemt es einem Diener der Kirche nicht, solches Verfahren an einem Menschen vollziehen zu lassen. Er handelt damit wider göttliches Erbarmen und wider die Vernunft. Denn eine Wahnverblendung ist es, dafür zu halten, Gott leiste dem Unschuldigen Beihilfe, daß diesem die Kraft zu teil werde, nicht gegen sich selbst Strafwürdiges zu bekennen. Vielmehr entpreßt die Körperpein auch dem nicht mit Schuld Behafteten Zugeständnisse, damit er von der Fortdauer seiner Schmerzen befreit werde, und läßt aus seinem Munde Aussagen hervorgehen, die nicht der Wahrheit angehören. Wie ich vernommen, sind zur neueren Zeit in einigen Teilen des Reiches von blindem Übereifer mancher Klosterbrüder alte Frauen der Zauberei und eines Bündnisses mit dem Teufel bezichtigt worden, daß sie anderen Bewohnern ihrer Ortschaften Schaden an Leib und Seele, Vieh und Feldern zugefügt haben sollen. Man hat sie mit dem Namen Hagebissen belegt, sie dieser Anschuldigungen halber peinlich befragt, durch die Marter ihnen ein Bekenntnis abgenötigt und sie danach mit dem Rade gerichtet. Solches ist ein überaus thörichter und ebenso unmenschlicher Aberglaube, vor dem man nicht genug warnen kann, daß er nicht Ausbreitung gewinne, die gesunde Vernunft zu zerstückeln und mit der Grausamkeit eines wilden Raubtieres zu wetteifern. Es ist mein Wille, daß im Bereich meines Bistums bei schwerer Verwirkung an Leib und Bede niemand einem Weibe nachreden soll, es sei eine solche Hagebisse. Diesen Mann aber bindet los und lasset gleichfalls die Werkzeuge von ihm. Er soll nicht falsches Zeugnis sprechen, und wenn seine Zunge Wahres vorbrächte, so enthielte es nichts der Erkundung Wertes. Wir wissen, daß ein Raubritter aus der weiteren Umgegend seinen Hals daran gewagt hat, nächtlich in das Schloß einzubrechen, um darin von ihm vermutete Kostbarkeiten zu erbeuten. Ihm ist keine Schädigung gelungen, so bleibt es ohne Bedeutung, welchen Namen er führt, er wird den mißglückten Versuch nicht erneuern. Mache dich auf die Füße und lasse dich nicht wieder in meinem Lande betreffen.“

Eine Entscheidung war's, die sichtlich allgemein und am meisten den Freigelassenen selbst überraschte, der das Schlimmste erwartet hatte. Bischöfliche Milde hatte sie gefällt, doch für ein feineres Gehör hatte sich dazwischen ein paarmal die Stimme des Kanzlers bemerklich gemacht, als von einem „Handeln wider die Vernunft“ die Rede gewesen, und eine leichte Nachdrucksbetonung hatte hervorgehoben, daß ein Raubritter aus der Umgegend den Überfall unternommen habe. Von den Fesseln gelöst, noch wie ungläubig, machte der fremde Kriegsknecht sich schleunig, ohne Umsehen, davon, Konrad von Querfurt begab sich zur Schloßburg zurück in seine Schreibstube. Hier verfaßte er mit eigener Hand einen Brief, fügte dem Pergamentblatt gleichfalls selbst das große kaiserliche Insiegel an und berief den mit ihm zur Winzenburg gekommenen Erbkämmerer Heinrich von Tossem, dem er das Schreiben mit dem Auftrag reichte: „Nehmt sogleich Geleit, Herr Ritter, und überbringt diese Urkunde nach Braunschweig zu eigenen Händen des Herzogs Otto. Ihr seid guter Aufnahme versichert, denn sie enthält die Beilegung eines seit Jahren andauernden Grenzzwistes, erkennt den braunschweigischen Ansprüchen das bessere Recht zu. Versichert des Herzogs celsitudo meiner allzeit freundnachbarlichen Gesinnung wie Bereitwilligkeit, ihm nach meinen Kräften zu Dienst zu

stehen, und bringt mir durch den Augenschein beglaubigte Botschaft von dem, wie ich verhoffe, erfreulichen Aussehen und Wohlbefinden des hohen Herrn zurück.“

Der Erbkämmerer traf eilig Anstalt zum Fortritt; mit kurzem Kopfnicken als Abschluß eines stummen Selbstgespräches blickte ihm der kaiserliche Kanzler Konrad von Querfurt nach. Er war ein Mann von großer Klugheit, der mit ruhigem Vorbedacht abwog und sich von keiner Erregung fortreißen ließ, nicht der mehr an Vorteil versprechenden Überlegung Gehör zu geben. Dagegen schien sein Gedächtnis etwas abgeschwächt worden zu sein, denn um eine Stunde später brach er mit seinem großen Gefolge wieder auf, ohne der Zusage, die er seiner Niftel und Ludolf Ostermant gemacht, daß er sie noch wieder aufsuchen werde, nachgekommen zu sein. Drunten am Fuß des Burghügels indes wandte er sich nicht nordwärts nach Hildesheim zurück, sondern gegen Südwesten dem Weserfluß in der Richtung auf die alte Benediktinerabtei Corvey zu.

Ludolf war nach dem Weggang des Bischofs nicht wieder in Schlaf verfallen, er fühlte seine Kraft vollständig hergestellt, eher noch zu einer wunderbar schwellenden Fülle, wie nie zuvor, erhöht. Doch verharrte er noch stundenlang in seiner Lage fort, sah mit offenen Augen im Tageslicht vor sich, was sonst ihm nur die Nacht als Traumbilder vorüberschweben ließ. Zur nicht zerrinnenden Wirklichkeit gestalteten sie sich, näher herankommend, ihn mit einer beseligenden Wonne durchfließend, die Hand könne sich nach ihnen ausstrecken. Gleich einem vom Himmel herabgesandten Wunder erschien die Gunst, die der Bischof Konrad ihm über jedes sonstige Maß zugewandt, und unglaubliche Huld des Glückes hatte ihn auserlesen, sich ein höchstes Verdienst zugleich an seinem Beschützer und an der Brudertochter desselben zu gewinnen. Das verdankte er — so unbegreiflich rätselhaft es sein mochte — der großen Baba, die ihn durch den Mund der Gandersheimer Nonnen noch im letzten entscheidenden Augenblicke hergeführt; wenn er wie sonst die Nacht hier zugebracht hätte, würde er vielleicht den Hilferuf Gerberges im Schlaf nicht vernommen, jedenfalls nicht vermocht haben, allein mit seinem Schwert die Räuber an der Ausführung ihrer Absicht zu hindern. Dann wäre er tot vor den Füßen Marias zu Boden gestreckt worden, sein letzter Gedanke ein Aufblick in ihr Antlitz gewesen — auch traumhaft Herrliches, für sie sterben zu können. Aber unausdenkbar darüber hinaus erhob sich noch die heutige Wirklichkeit, das Leben —

Ihm kam zurück, was er in jenem furchtbaren Augenblick nicht mit Bewußtsein aufgenommen; es hatte sich doch irgendwo in seinem Kopfe eingedrückt, stellte sich jetzt wieder und verdeutlichter vor ihn hin. Er sah, wie die weiße Gestalt Gerberges, derjenigen aus der geheimnisvollen Lade des Bischofs gleich, vergeblich gegen ihren Bewältiger rang; ein zugleich erschreckender und schöner Anblick war's, als erstes Gefühl den Trieb weckend, ihr zur Hilfe zu kommen. Doch da trafen seine Augen auf Maria, und um ihn und in ihm blieb nichts anderes als sie. Kaum begriff er, daß sein Arm mit Bedacht das Schwert führen gekonnt, sich des kraftübermächtigen Gegners erwehrt, ihn zur Flucht getrieben habe. Aus dem offenen Visier funkelte ihn der mutwilde Blick des an der Wange Getroffenen an, dem des Bären im schneestarrenden Meliboluswald ähnelnd; aber dann verging alles in dem einen, daß Baba erfüllte, was Wentiborg von ihr verheißen. Die Arme Marias schlangen sich um ihn, und in Besinnung auslöschendem Wunderglück sank er vor ihr nieder.

Gegen die Mittagsstunde aber sprang er vom Lager, neben dem Glücksgefühl erfaßte ihn noch ein anderes, das er seit Wochen kaum mehr gekannt; lebhaft aufwachender Hunger erinnerte ihn, daß er in der Mitte des vorigen Tages zum letztenmal Nahrung zu sich genommen habe. So suchte er den gewohnten Tisch auf, dessen Mahlzeit ihm vorzüglich mundete; deutlich machte sich die Geflissenheit der anderen Wehrmänner bemerkbar, ihm den besten Platz einzuräumen. Sie sahen ihn nicht mehr als ihresgleichen an, schienen mit Sicherheit anzunehmen, daß der Bischof ihm nach dem nächtlichen Geschehnis eine höhere Stellung über ihnen verleihen werde. Allgemein war von dem Überfall die Rede, der in seiner Verwegen-

heit unerhört dastand; einen Versuch, Felssturz und Mauer der Schloßburg zu erklettern, hatte man nicht für denkbar und deshalb die Bewachung an jener Seite, zumal in der friedlich gewordenen Zeit, für unnötig gehalten. Die Gespräche ergingen sich in Mutmaßungen, wer von den zahlreichen Burgrittern im Umkreis des Hartwaldes der Thäter gewesen sein möge; nach der geringfügigen Zahl der Angreifer war auf den Insassen eines der kleinsten Raubnester zu schließen. Doch gesehen hatte niemand etwas von den Fremden, außer dem einen gefangenen Knecht; man begriff nicht, warum der nicht nach Recht und Billigkeit auf dem Folterblock „befragt" worden sei. Und verwundert war man auch, daß der Bischof wieder davongeritten, ohne für künftig strengste nächtliche Mauerobhut gleichfalls auf der Oberburg anzuordnen. Freilich geschah das jetzt selbstverständlich, aber er hatte nicht daran gedacht, dies notwendige Gebot zu erlassen.

Ludolf blieb zuhörend sitzen, ohne mit den Gedanken an dem eifrigen Hin- und Widerreden teilzunehmen, doch er suchte sich über den langsamen Fortgang des Tages bis zu dem Zeitpunkt wegzutäuschen, der ihm nach gewohnter Weise den Zutritt zur Kemenate verstatte. Als er wieder ins Freie hinaustrat, lag immer die Sonne noch auf dem Burghof, schien heute die Schatten der Zinnen und Giebel nicht verlängern zu wollen, wie festgebannt standen sie. Aber in dem Geflimmer der Strahlen war etwas Wundersames, als webten sie ein Goldnetz vor den Augen, einen zauberhaften Anblick dahinter zu verbergen. Der Tag hielt mit seinem Lichtglanz noch ein Geheimnis verschleiert, doch das Klopfen in der Brust Ludolf Ostermants sprach schneller und schneller, die Stunde rücke heran, in der es sich enthüllen werde. Ungeduldig harrend, ließ er vom Hin- und Widerschreiten auf dem stillen Hof ab, stieg die Palastreppe hinan und stand an die Steinbrüstung gelehnt, dem ersehnten Aufgang näher zu sein.

Bald danach indes durchklang die ruhige Luft einmal von der Vorburg her ein dumpfes Geräusch vieler aufschlagender Pferdehufe, und rufende Stimmen mischten sich drein, zahlreicher anwachsend, lauter und lauter. Dann plötzlich sprang das große Thor der Schloßburg weit auseinander, die Spitze eines Reiterzuges tauchte durch die Öffnung, voran der Bischof Konrad und neben ihm ein hoch im Sattel ragender Jüngling, im Windzug von einem purpurnen Mantel über glitzerndem Rüstkleid leicht umflattert. Auf seinem schulterüberwallenden goldhellen Haargelock leuchtete vom Stahlhelm ein flügelausspannender goldener Adler herab; die schräge Abendsonne stand ihm entgegen, zog tausend springende Funken aus seinem Erzgewand, doch wider die blendenden Strahlen suchte er mit großen, weitoffenen, tiefer Himmelsbläue gleichenden Augen vorauf. So Herrliches, Überwältigendes an männlicher Jugendschönheit hatte Ludolf nie im Leben gewahrt.

Da tönte aus der Palasthür her hinter ihm ein plötzliches Gewandrauschen, und zugleich erscholl dicht neben ihm ein hochaufjubelnder Ruf: „Philippos! Philippos!"

Ein deutscher Namensruf war es, doch seltsamerweise mit dem Klang einer fremden Sprache hervorgestoßen, derjenigen, in welcher vor Jahrtausenden die hoffnungslos von heimatferner Wildnis umringten Griechenscharen Xenophons beim Anblick des Meeres von Byzanz „Thalatta! Thalatta!" aufgejauchzt hatten. Und so auch aus der Tiefe einer beherrschungslosen Brust und Seele kam's: „Philippos! Philippos!"

An Ludolf aber flog, einem sich auf befreiten Fittichen aus Käfighaft hervorschwingenden, wundervoll gefiederten Vogel gleich, blitzgeschwind etwas vorbei, über die Stufen der Palastreppe nieder, dem hohen jungen Reiter entgegen, der drunten sich hastig von seinem Rosse herabschwang. Und kaum um einen Atemzug später hielt Maria seinen Nacken mit ihren Armen umschlungen — ungläubig staunend hafteten hundert Augen des jetzt dicht den Burghof erfüllenden glänzenden Ritterzuges auf ihr — doch unbekümmert um alle Blicke hing sie an seinem Halse, küßte seine Lippen, lachte, jubelte wie ein glückseliges Kind: „Philippos!" Und ebenso keiner fremden Gegenwart gedenk, küßte er ihr die Stirn, die Augen, die Lippen, sprach mit atemlosem Mund: „Nun trennen wir uns nimmer, Irene!" Und wie eine gewichtlose Blume sie mit den Armen

aufhebend, trug er sie eilig jetzt die Stufen hinan, verschwand mit ihr allen Blicken durch die Palasthür des Schlosses.

Aus den Bügeln abgestiegen, stand am Fuß der Treppe der Bischof Konrad neben Ludolf Ostermant, über den es wie mit einer Betäubung geraten schien. Mühsam fragte seine Zunge: „Wer war das —?"

Frohgemut antwortete der Kanzler: „Zum erstenmal wohl hast du einen der Hohenstaufer mit Augen gewahrt. Des Kaisers einzig verbliebener Bruder ist's, Herzog Philipp von Schwaben. Er kommt von Köln her, und ich habe ihn nach seiner Botschaft am Weserfluß vom Weg eingeholt —"

Mit der Hand hinter sich nach dem Treppengestein fassend, fiel Ludolf stammelnden Mundes ein:

„Nein — sie — wer ist sie —?"

Sichtlich mit erleichterter Brust atmend, versetzte Konrad von Querfurt: „Den Göttern Dank, er hat sie nun wieder selbst unter seine Hut genommen, und auf meiner Zunge lastet nicht mehr die Sorge der Verschwiegenheit. Die Braut des hohen Herrn ist's, Irene, des blinden Imperators Tochter, die Erbin des Kaiserreiches von Byzanz. Quid commoveris, mi fili? Was stößt dir zu, mein Sohn? Dir entfällt das Blut, und dein Angesicht wird der Wandfarbe gleich! Es kommt die Rache deiner zu großen leiblichen und geistigen Erregung in dieser Nacht mit Kraftlähmung über dich. Du hättest länger der Ruhe pflegen sollen —"

Erschreckt streckte der Bischof unwillkürlich die Hand vor; doch ehe sie Ludolf Ostermant erreichte und halten konnte, schlug er, leichenweiß und wie ein Toter umfallend, zur Erde.

* *
*

Droben im Gemach der Kemenate spielten die Goldstrahlen der untergehenden Sonne noch auf dem Mantelgesims des Kamins über das Bildwerk des Einhorns, dessen Wildheit sich gebändigt vor den Füßen einer reinen fürstlichen Jungfrau auf die Knie bog, doch die Augen Philipps von Schwaben und Irenes von Byzanz sahen nur wechselseitig sich selbst, nichts anderes um sie her. Auf seinen Knien saß sie, nun den Kopf an ihn schmiegend, nun aufschauend, um seine Lippen zu küssen; dann lachte sie, strich ihm mit den schmächtigen Händen das blonde Haar aus den Schläfen, eine Braut und ein Kind. In deutscher Sprache redete sie, fragte sie: „Wun-derst du dich nicht, wieviel ich weiter gekommen bin?" Sie mit dem Blick umfangend, entgegnete er: „Ja, ich staune — in so kurzer Zeit." Um seinen Mund ging ein glückvolles Lächeln, und in den Augen drüber stand zu lesen, seine Bewunderung gelte anderem als dem Fortschritt ihrer Zunge. Doch was er meinte, verstand sie nicht, sondern sagte: „Ich habe mir auch viel Mühe gegeben. Wenn wir auf dem hohen Staufenberg wohnen, in deinem Lande, muß ich mit allen sprechen können, wie die Mutter zu ihren Kin-dern. Du sollst dann mein Kind sein und griechisch bei mir lernen; da nimm dich fleißig in acht, sonst bekommst du alapas — Kl—appse. Aber ich will noch andere Kinder haben als dich allein —" Sie sprang von seinen Knien: „Pfui! Du hast eine Brust wie eine Steinmauer. Sie ist wie von gefr-orenem Eis, ich mag mein Gesicht nicht daran legen. Kommst du so zu deiner Braut? Bei mir brauchst du doch kein Eisenkleid. Oder hast du Furcht vor mir?" Eilfertig nestelten ihre Finger an seinem Hals, und hurtig gelang's ihr, das feinmaschige Panzerhemd aufzulösen, daß sie es vor der Brust öffnen und zur Seite fortschieben konnte. Nun frohlockte sie: „So ist's gut und kein Stein mehr," und auf den verlassenen Sitz zurückfliegend, drückte sie ihre dunkle Lockenfülle fest an das nicht mehr von der Rüstung hart überdeckte seidene Untergewand, bog die Stirn zurück und sagte, mit seligem Glanz der Augen aufschauend: „Jetzt höre ich dein Herz schlagen — hat es mich noch so lieb wie in Palermo, Philippos?"

Ja, so hatte er sie zum erstenmal gesehen, als er mit dem Kanzler seines Bruders in das still entlegene Turmgemach des alten saracenischen Königsschlosses eingetreten, wohin die scheue Kinderbraut und „Witwe" des so bald verstorbenen Herzogs Roger sich beim Einzug der deutschen Eroberer geflüchtet. Sie trauerte damals nicht um seinen Tod; ihr Kinderherz wußte noch nicht von

Liebe, und der nie zuvor Gesehene, dem ihres Vaters Gebot sie anverlobt, erweckte keine in ihr. Doch wie ihre Augen den jungen Hohenstaufer trafen, klopfte plötzlich in ihrer Brust der gleiche Schlag auf wie in der seinigen. Stumm blickten sie sich an, aber beider Augen sprachen, es bedürfe nicht des herrischen Willens Kaiser Heinrichs, der aus politischer Berechnung einen Ehebund zwischen seinem Bruder und der Erbin des byzantinischen Thrones beschlossen. Um einen Tag später war sie die Braut Herzog Philipps; weit über alle Fürstinnen des Abendlandes von früh auf in vielfältigen Kenntnissen, Dichtung und Künsten gebildet, beherrschte sie auch, gleich einem Kleriker, die lateinische Sprache, in der sie mit ihrem neuen Verlobten reden konnte, der nicht ihre griechische Heimatzunge verstand, wie sie nicht seine deutsche. Wohl ließ Bangigkeit eines hilflos in die wilde Fremde verschlagenen Kindes sie schutzsuchend sich an seinen starken Arm klammern, aber erste, selige Liebe des Herzens war's, mit der sie ihre zarten Finger durch die seinigen schlang und lächelnd dazu sprach: „Hätte der Kaiser mich zu seiner Frau gewollt, da würde ich nein gesagt haben. Aber wenn du mich nicht gewollt hättest, Philippos, da wäre ich vor Leid gestorben. Denn philein heißt lieben in unserer Sprache, das tönt aus deinem Namen, und als ich dich sah, mußte ich dich lieben." Aus einem Mädchenmunde aber klangen die Worte wohlbegreiflich; leiblich wie an Gemütsart stand der noch nicht zwanzigjährige Staufer als ein Gegensatz neben seinem kaiserlichen Bruder, überragte ihn hoch an schlanker Gestalt und männlich edler Schönheit. Auch von seinen anderen, jung und jäh verstorbenen Brüdern war keiner ihm gleich gekommen, sogar wenig rühmliches Andenken hatten sie sich hinterlassen, besonders Herzog Konrad von Schwaben, der, wild-gewaltthätig und zügellos, im Vorjahr in einem wüsten Raufhandel auf offener Straße der Stadt Durlach erschlagen worden war. Doch Philipp war alles edelste Erbteil seines Geschlechtes vereinigt zugefallen, über die Anmut des körperlichen Wesens noch hinaus die des Geistes. So bewunderte und liebte ihn auch der Kanzler Konrad von Querfurt, hielt ihn nur für zu weichen und zarten Sinnes und sah als ein Glück an, daß Philipp von Schwaben nicht berufen war, mit der eisern-unerbittlichen Hand seines kaiserlichen Bruders die Gegner der hohenstaufischen Herrschaft im Reich und in Italien zu zerschmettern.

Seit jenem glücklichen Tage von Palermo aber hatte sich in Byzanz verhängnisvoll Schweres zugetragen. Der Kaiser Isaak Angelos der Zweite, der Vater Irenes, ein Nachkomme des alten Cäsarengeschlechtes der Komnenen, war durch eine Verschwörung seines Bruders Alexios vom Thron gestürzt, der Augen beraubt und in Kerkermauern eingeschlossen worden. Vielleicht nicht als ein Unheil erschien die blutig-grausame That den weitgreifenden Plänen Kaiser Heinrichs, der jetzt die Verlobte seines Bruders, als die einzige Tochter des „blinden Kaisers", schon für die rechtmäßige Herrin des Oströmischen Reiches erklärte, mit großen Entwürfen umging, ihr und damit seinem Hause auch die Krone des letzteren zu gewinnen. Das bedeutete den ersten Schritt zur Begründung eines staufischen Weltreiches; vor dessen Verwirklichung bangend, erharrte das übrige Europa, zum Widerstand dagegen unfähig, eine Klarlegung der Absichten des jugendlichen Kaisers. Aufs eifrigste betrieb er die Zurüstung des Kreuzzuges nach Palästina, doch nichts gab Bürgschaft, daß die von Sicilien auslaufende mächtige Kriegsflotte nicht plötzlich ihr Ziel verändere, sich gen Norden wende und Konstantinopel erobere.

Die in Byzanz geschehenen Greuel hatten Irene nicht verhehlt werden können und, ob auch kein inniges Band sie mit dem Vater verknüpft hielt, doch düstere Schatten über ihr Gemüt geworfen, die sie mit kaltem Schauder durchliefen, wenn die Erinnerung an die Heimat in ihr wachgerufen ward. Aber Philipp von Schwaben, die Liebe, war die abendländische Sonne gewesen, vor deren sieghafter Leuchtkraft und Wärme die schwarzen Wolken des Morgenlandes zergehen gemußt. Zu viel an Glück erfüllte das Herz der jungen Erbin des byzantinischen Reiches, zu sonnigem Frohsinn hatte die Natur sie erschaffen, und die ehemalige Braut des Herzogs Roger war immer noch ein hochgewachsenes Kind.

Doch nun hatte der Kaiser sie, fest seinen Plan verfolgend, ins Reich gesandt, damit sie sich hier vor Fürsten und Volk zeigen und ihre Vermählung in Deutschland stattfinden solle. Auf sein Geheiß auch hatte sie bei ihrem unerläßlichen Übertritt von der griechischen zur römisch-katholischen Kirche den in deutschen Landen am höchsten gefeierten Namen Maria angenommen, mit dem indes ihr Verlobter sie nicht benannte; für ihn war sie nur „Irene“, der schöne „Frieden“, den das griechische Wort bezeichnete, und sie hätte sich nicht zu denken vermocht, daß sein Mund sie anders heiße. So war sie mit ihm und dem kaiserlichen Kanzler auf langer Reise von Palermo her über die Alpen gelangt, um sich am Rhein für einige Monde von Philipp zu trennen, der zu seinen Verhandlungen mit den Erzbischöfen von Mainz, Trier und Köln die „große Pfaffengasse“ hinunterzog, während seine Braut so lange unter dem Schutze Konrads von Querfurt verblieb; möglichst sollte sie die Zeit nutzen, sich geläufig in der deutschen Sprache ausdrücken zu lernen. Der mit Vorsicht rechnende Bischof hatte jedoch bei der Übernahme so schwerer Verantwortung zur Bedingung gemacht, daß niemand, solange Irene sich unter seiner Obhut befinde, erfahre, wer sie sei; als seine Nistel sollte sie gelten und ihn „Oheim“ ansprechen; das war für sie ein fröhlicher Spaß gewesen, dem sie gern willfahrt. Dem Kanzler aber hatte mißfallen, daß der wilde Sohn Heinrichs des Löwen, Otto von Braunschweig, sie auf dem Söller wahrgenommen und sich nach ihr erkundigt; deshalb war er rasch zu dem Entschluß gekommen, sie aus Hildesheim wieder fort, heimlich bei Nacht in die feste Winzenburg hinüberzubringen. Freilich war auch hier ihr Aufenthalt ausgekundet worden, und der Verrat einer Magd hätte, ohne die noch eben rechtzeitige Dazwischenkunft Ludolf Ostermants, das schwerste Unheil, ein unausdenkbares, herbeigeführt. Darüber hatte Konrad von Querfurt sich nachdenklich den Kopf zerbrochen, ob der nächtliche Überfall nur der Schönheit seiner Nistel gegolten, oder ob der tollfreche Urheber auch Kenntnis davon erlangt gehabt, wer sie in Wirklichkeit sei. Die erste Annahme wäre dem Kanzler glaubhafter erschienen, wenn sich nicht gleichzeitig die mit solcher Bestimmtheit auftretende falsche Botschaft vom plötzlichen Tode des Kaisers hinzugesellt hätte. Nun jedoch war Konrad gottlob durch die Rückkehr des Herzogs vom Erzbischof Adolf von Köln seiner schweren Beunruhigung und Verantwortung enthoben, die Berichtigung des abermaligen Trugs der alten Fama des Virgilius hob an, sich allgemein auszubreiten, und in dem „Einhorn“-Gemach der Schloßkemenate wiegte sich Irene von Byzanz in schattenloser Glückseligkeit auf den Knien Philipps von Schwaben. Sein freudig staunender Blick aber erkannte: trotz ihrem kindlich-lieblichen Behaben nicht mehr als das große Kind, das er in der alten Saracenenburg von Palermo zuerst angetroffen. Während der wenigen Trennungsmonate war sie nicht allein bewundernswert in der deutschen Sprache „weitergekommen“, eine Braut war aus dem märchenhaft zauberischen Kinde geworden. Mit unbeschreiblichen Jubeltönen erfüllte der aus seiner einsamen Käfighaft erlöste Wundervogel das Ohr des in süßer Trunkenheit Zuhörenden. Jauchzend schlug sein Herz, kein Gedanke rührte ihn an, er halte die Erbin des byzantinischen Reiches, seines Bruders gewaltige Pläne, mit den Armen umschlungen. Und den Kopf ein wenig von seiner Brust aufhebend, lächelte sie: „Ich ver-stehe, was es schlägt. Es sagt: Irene — Irene. Das bin ich, nicht Maria. Darum sagt es das auch nicht.“

— — — — — — — — — — — — — — —

Drunten in dem Gemach neben der Palashalle lag Ludolf Ostermant wieder auf der am Mittag verlassenen Lagerstatt ausgestreckt. Der Bischof Konrad hatte ihn dorthin tragen lassen und saß eine Weile neben ihm am Bett. Was geschehen sei, war dem Kundigen verständlich; nach der Überanstrengung in der Nacht hatte der junge Mann sich nicht genug Erholung vergönnt und war, äußerlich scheinbar wieder zu Kräften gelangt, doch im Inneren noch erschöpft, plötzlich von Ohnmacht befallen worden. Er mußte ruhen, damit ihm das Blut in den Kopf zurückfließe; mit geschlossenen Augen liegend, atmete er, gab sonst aber kein Zeichen des Lebens. Doch eine Besorgnis brauchte solcher Zustand nicht einzuflößen, er litt an keiner Krankheit, nur an Übermattung. Die

kannte Konrad von Querfurt aus seiner eigenen Jugend, und wie er hier an dem Lager saß, stiegen ihm Bilder aus ihr herauf. So jung war er auch einmal gewesen, wenngleich nicht als Vagant umhergezogen, doch von stürmischem Drang des Blutes zum Verlangen nach dem Freudengenuß des Jugendlebens getrieben. Damals hatte nichts ihm geweissagt, als Reichsfürst und Bischof, als kaiserlicher Kanzler werde er dereinst zum alten Rosenstrauch am Hildesheimer Dom wiederkehren. Ein Seufzer kam aus seiner Brust. Wenn eine Wahl ihm freistünde, heute nochmals der zwanzigjährige in der Welt Ungenannte, Bedeutungslose zu sein, oder das, was er seitdem geworden, jetzt hier war? Er beantwortete sich die Frage nicht, nur seine Brust erwiderte auf sie zum anderenmal mit einem leisen Seufzen.

Sein Zurückbleiben und Verweilen hier im Gemach, seitdem auf seine Anordnung der junge Wehrmann hergebracht worden, war erklärlich. Ludolf hatte sich in der vergangenen Nacht ein so hohes Verdienst erworben, daß er wohl auch in seinem gegenwärtigen Zustand eine Fürsorge verdiente. Von Mund zu Mund lief die Kunde auf der Winzenburg, die junge Bewohnerin der Schloßkemenate in den letzten Wochen sei keine Niftel des Bischofs, sondern eine Fürstin, an deren Abkunft keine zweite auf der Erde hinanreiche. Die Tochter des Kaisers von Byzanz und Braut des Herzogs Philipp von Schwaben habe der Wehrmann Ostermant bei dem nächtlichen Überfall aus den Händen des unbekannten Raubritters befreit.

So war die dankbare Anteilnahme des Bischofs an ihm wohl zu begreifen; er hatte einen sorglichen Wächter bestellt und bis zu dessen Eintreffen sich selbst neben dem Bett niedergelassen. Ab und zu bückte er sich über den regungslos Liegenden, auf dessen Atemzug zu horchen, doch ins Innere Ludolf Ostermants, bis auf das, was dort vorging, vermochten die achtsamen und scharfsichtigen Kanzleraugen nicht zu dringen.

So unbeweglich sein Körper blieb, so sturmwilder Aufruhr durchtobte Ludolf die Brust. Ohne ein Gefühl seines leiblichen Seins lag er und ohne ein Bewußtsein, was sich mit ihm zugetragen. Wie tot war er nach außen, das Leben hatte sich in sein Innerstes auf engen Raum zurückgezogen, aber dort rang es, wie von einem Flammengeloder zum Irrsinn gemartert. Fortwährend befand er sich in dem Gemach, wo die Abendsonne auf dem Einhornbildwerk spielte, doch nicht an einem einzelnen Tag, noch zu einer bestimmten Stunde, sondern alle Zeit, die er dort zugebracht, floß in eins zusammen. Vor seinen Augen hob sich nah das Antlitz Marias vom Sessel auf, und ihre Stimme klang ihm im Ohr. Zugleich verdammte sie ihn wegen der Frevelthat, die er an Jutta Herimann begangen, hieß ihn unwillig fortgehen, um nicht wiederzukehren — am Schachzabel saß er ihr gegenüber, ihre Hand streckte sich nach der seinigen, unterweisend, ihn als ungelehrig mit einem Schlag strafend — sie lachte ihn an — schwermütigen Tones sprach sie von bangen, ihm unverständlichen Ereignissen ihres Lebens — als Hans Hödecke umflog sie ihn in neckischem Tanz, zwickte sein Ohr, durchhuschte sein Scheitelhaar — alles gleichzeitig. Von plötzlicher Furcht vor einer nächtlichen Gefahr überkommen, hielt sie seine Hand gefaßt — erschreckt fragte ihr Mund, ob er krank sei — ihre Finger legten sich um sein Handgelenk, prüften achtsam die Beschleunigung seiner Pulsschläge — hastig hoben ihre Arme sich nach ihm auf, schlangen sich um ihn, hielten ihn, daß er nicht schwer zu Boden stürzte, nur sanft getragen vor ihr niederglitt —

Alles sah, hörte und fühlte er zugleich —

Und das alles war ein falsches Spiel gewesen, Truglist, Berechnung der Eitelkeit und Gefallsucht, ihn zu dem Wahn zu bethören, ein nicht verhehlbarer Trieb ihres Herzens rede daraus. Mit spöttischem Scharfblick der Zauberaugen hatte sie das vermessene Hoffen, die wahnwitzige Liebe in den seinigen gelesen, ihn mit trügerischem Blendwerk jeder Vernunft beraubt, um zum Schluß ihrer Belustigung dem blinden Narren jählings zum Bewußtsein zu bringen, wer sie sei — die Kaisertochter von Byzanz und die Braut Herzog Philipps von Schwaben, des Hohenstaufers.

Ein bohrender Schmerz durchwühlte Ludolfs Brust, drückte seinen Stachel ins Herz, erfüllte jede Blutwelle mit tödlichem Haß,

mit Abscheu. Er suchte mit der rechten Hand nach etwas zu greifen, doch sie gehorchte seinem Willen nicht, blieb regungslos. Sein Mund wollte, ihn von der ungeheuren Qual zu befreien, ein Wort aufschreien, aber konnte es nicht. Hand und Mund gehörten nicht ihm, er war kein körperliches Wesen, nur eine zerfolterte Seele.

Der bestellte Wärter kam, und Bischof Konrad erhob sich, befahl ihm sorglichste Wachsamkeit bei dem Bewußtlosen an; wenn dieser wieder zur Besinnung kehre, solle ihm Meldung davon gemacht werden. Die Abenddämmerung begann jetzt dunkelnd einzufallen, draußen gebot der Kanzler, die Wandlichter in dem Gemach anzuzünden, und sandte einen Diener in die Kemenate zur Anfrage hinüber, ob es des Herzogs serenitas genehm sei, ihn zu empfangen. Ludolf Ostermant verblieb noch eine Zeitlang in seiner starren Bewegungslosigkeit, bis die Lichter den Raum um ihn erhellten und ihren Schein auf seine geschlossenen Lider warfen. Da kam ihm ein Gemurmel über die Lippen: „Gerberge zündet die Pfannen an.“ Eine Weile verstummte er wieder, sprach dann aber ab und zu in einem mühsam hervorgestoßenen, abgerissenen Satz fort: „Jetzt wird sie kommen — nein, sie kleidet sich erst in Gold — ich bin noch nicht Narr genug — ich muß erst noch — wohin muß ich —?“

Nun schwieg er, atmete nur heftig, wie aus erstickender Brust. In längeren Zwischenräumen begann er wieder, unverständlich raunend: „Auf den Melibokus — Baba — Baba, höre mich — wenn ich heimkomme, wird sie ihre Arme um mich —“

Aber danach schrie er einmal laut auf: „Da — da ist sie! Sie hat die Lyra und will mir mit ihr Gift ins Ohr singen! Mein Schwert — mein Schwert!“

Jetzt plötzlich hatte er auch die Gewalt über seinen Arm wieder erlangt, griff mit der Rechten wild über sich auf und wiederholte: „Mein Schwert! Ich will die Lyra zerschlagen — nein, sie — die Circe will ich töten!“

Dazu richtete er sich mit dem Oberkörper in die Höhe, um vom Lager herabzuspringen; obwohl der Wärter ein Mann von ungewöhnlicher Kraft war, kostete es ihn Anstrengung, den von Hirngespinsten Erfüllten zurückzustrecken und festzuhalten. Er rief um Beihilfe in die anstoßende Halle hinüber.

Droben in der Kemenate hatten Philipp und Irene, ob auch wider ihr Wünschen, den Bischof empfangen; Irene streckte ihm ihre Hand entgegen und sagte lächelnd: „Ihr waret ein freundlicher Oheim, habet Dank dafür, aber nun seid Ihr kein Oheim mehr.“ Sie erinnerte in diesem Augenblick nicht an ein großes Kind, schien noch höher aufgewachsen; den Arm in dem ihres Verlobten haltend, stand sie in jungfräulicher Hoheit als die Kaisertochter da. Vor der verneigte sich der Kanzler in tiefer Ehrerbietung und versetzte auf lateinisch: „Mögen die Götter mir gnädig walten, daß Eure Serenitas bis an das Ende meiner Lebenstage mir Eure Huld bewahre.“ Bei der Antwort aber konnte sie kaum die Würde behaupten. Sie erwiderte wohl: „Das beruhet bei Euch, hochwürdigster Herr“; doch die Freudigkeit ihres Herzens ließ sie nicht im gleichen Tone fortfahren, sondern lachend fügte sie hinterdrein: „Warum sprecht Ihr nicht deutsch mit mir, mein Oheim? Der müßt Ihr nun doch Euer Leben lang bleiben, ob Ihr es wollen möget oder nicht. Nur auf dem Schachzabel wollen wir böse miteinander sein. Aber einen besseren Oheim giebt es nicht, Philippos, du mußt ihn auch so benennen.“

Der junge Herzog stand ein bißchen verlegen errötet, er war bei der Anmeldung des Bischofs nicht ganz fertig geworden, sein eisernes Maschenhemd wieder in Ordnung zu bringen, und noch dran am Halse nestelnd, entgegnete er: „Gewiß — wenn der Herr Bischof mir seine Freundschaft bewahrt — darauf hoffe ich wie du —“

Die Antwort Philipps ward unterbrochen, ein von unten heraufgeschickter Bote suchte nach dem Bischof, um, wie dieser geboten, Meldung zu bringen, der Wehrmann Ostermant sei aus der Schlafsucht aufgefahren, doch irre redend erschrecke er den Wächter, der befürchte, ihn nicht auf dem Lager zurückhalten zu können. In die letzten Worte fiel Irene ein: „Ludolfus — was ist's mit ihm, mein Oheim? Ich habe ihn nicht gesehen seit der Nacht und ihm nicht gedankt —

häßlich war's von mir, daß ich ihn vergessen — aber du trägst die Schuld daran, Philippos."

Wie der Kanzler das Vorgefallene berichtete, sprach sie rasch: „Da will ich zu ihm. Er hat für mich seine Kraft zum Op-fer gebracht und auch für dich, Philippos. Komm mit mir, und führet uns, mein Oheim."

So gingen sie hinab; bei ihrem Eintritt in das Gemach lag der Bewußtlose nach einem erneuten heftigen Versuch, sich aufzuringen, erschöpft zurückgesunken. Die Kaisertochter trat zu ihm heran, faßte nach seinem Handgelenk, den Pulsschlag zu prüfen, und ein Ausdruck des Erschreckens überflog ihr Gesicht; den Kopf wendend, flüsterte sie den anderen zu: „In ihm ist schwere Krankheit, die Wellen des Blutes jagen wie ein Wasser, das vom Felsen niederstürzt." Nun legte sich ihre Hand auf seine Stirn, doch zuckte leis bei der Berührung. „In bösem Fieber liegt er, sein Kopf rührt mich mit der Glut von brennenden Kohlen an. Der Arme, um mich leidet er so. Das fügt mir auch Leid zu."

Während sie es sprach, verblieb ihre Hand noch auf seiner glühenden Stirn, und plötzlich schlug Ludolf Ostermant zum erstenmal die Augen weit auf. Ohne Regung sah er in das halb über ihn gebeugte Antlitz, starr und ausdrucksleer. Aber dann schimmerte es aus ihrer Tiefe wie ein leis aufsteigender Glanz, und die Lider sanken wieder herunter.

Gedämpften Tones redete Irene zum Bischof Konrad: „Von dem weisen Arzt an meines Vaters Hof habe ich gelernt, man muß danach trachten, die Heftigkeit des Fiebers durch stetige Kühlung zu mindern. Sonst vermag die Heilkunst nichts dawider mit Medikamenten; sie nützen nicht, sondern können nur schaden, die Natur selbst allein muß mit ihrer Kraft helfen. Nötig ist's, daß ihm auf die Stirn Linnen gelegt werden, die mit kaltem Quellwasser getränkt sind —"

Auch von der Heilkunde wußte das junge Weib, fast ein Kind noch, mehr als der vielerfahrene Kanzler; weit über die mangelnden Kenntnisse des Abendlandes auf allen Gebieten des Naturverständnisses hinausreichende Bildung offenbarte sich drin. Mit unruhvoll geweckter Besorgnis in den Zügen blickte Konrad von Querfurt stumm auf den Kranken; Irene hatte einen Augenblick nachdenkend innegehalten, dann sprach sie weiter: „Aber einer sorglichen Hand bedarf's, die Auflage stets rechtzeitig zu erneuern, sonst erhitzt sie, statt Kühlung zu bereiten. Dafür ist die Acht-samkeit einer Frau besser geschaffen als die eines Mannes. Ich will ratschlagen, ob unter den Mägden im Gadom sich eine zur Wärterin eignet."

Hurtig ging sie zur Thür hinaus, in schweigender Bewunderung ihrer bedachtsamen Umsicht folgten die beiden Männer ihr, und Ludolf Ostermant blieb wieder allein mit dem Wächter zurück. Doch er gab diesem zu keinen Befürchtungen mehr Anlaß, sein Benehmen hatte sich völlig umgewandelt. Ruhig lag er, nichts Wildes zuckte um seine Lippen, die Hand griff nicht mehr suchend nach dem Schwert umher. Er hatte wieder das Gefühl seines Körpers verloren, wie zuvor war alles Leben, das er noch besaß, in der Seele, in der reglosen Brust zusammengedrängt.

Aber darin tobte kein ungeheurer Aufruhr mehr, kein Haß und Abscheu. Nur ein namenloses Leid, eine trauervolle Schwermut hielt ihn beschwichtend wie mit dunkelgewandeten Armen umfangen. Doch mählich lichtete sich ihre nächtliche Farbe vor dem aufschimmernden Glanz, der, in seine Augen gekommen, höher und höher anwuchs, bis er zur Sonne ward. Von ihren Strahlen gleichwie von einem goldenen Mantel ganz umflossen, stand Irene da, in unnennbarer Lieblichkeit, mit den lächelnden Lippen eines Kindes. Dem ihr entgegen Blickenden kehrte die zeitaufhebende Täuschung zurück, daß er sie zugleich an jedem Tag, in jeder Stunde, die er mit ihr zugebracht, hörte und sah. In dem Sonnenglanz aber schwand alles wesenlos von ihr ab, was seine verblendeten Augen vorher an schwarzen Nachtschatten über sie geworfen. Nichts blieb von berechnender Eitelkeit und Gefallsucht, von Trugliſt und falschem Spiel. Ein blinder Thor, ein Frevler am Höchsten war er gewesen, den der bohrende Schmerz seines Herzens zum Irrsinn gebracht. Mit jedem Blick der Augen, jedem Wort des

Mundes, mit allem ernsthaften und schalkhaften Thun stand Irene von Byzanz vor ihm als die jungfräuliche Reinheit, die Unschuld eines Kindes, nichts ahnend von den Stürmen, die sie in seiner Brust aufweckte. Wie sie ihm beim ersten Anblick erschienen, war sie das Herrlichste auf der Erde und das höchste, unnahbare Himmelswunder, zu dem kein Wunsch emporreichte, einzig der niederknieender Huldigung — nicht vor der Kaisertochter, vor der beseligenden Schönheit des Körpers und der Seele. Und in dieser göttlichen Hoheit war sie auch die menschliche Güte, das Mitleid.

Woher Ludolf Ostermant dies wußte, vermochte sein irrer Kopf sich nicht zu sagen. Aber unzweifelhaft wußte er's — eine holdselig sein Todesleid durchflutende Glücksempfindung war's — und mit ungeheurer Anstrengung seinen Kopf wie eine Centnerlast um ein weniges zur Seite wendend, schluchzte er unhörbar: „Irene von Byzanz —"

Dann legte sich ihm einmal etwas kühl auf die brennende Stirn, eine Erquickung, das heiße Flackern im Gehirn niederdämpfend, gleich einem aus versengendem Sonnenbrand erlösenden tiefen Schattenfall. Was es sei, kam ihm nicht zum Bewußtsein, kalt wie der Schnee des Melibokus bedeckte es ihn, und damit verbanden es seine dämmernden Vorstellungen. Nur wußte er wieder, es komme von Irene von Byzanz her, denn eine Wohlthat war's, und alle Gnadenspendung stammte einzig aus ihrer Hand. Er hatte sein Leben verloren gehabt, doch durch sie ein neues wieder erhalten, das nur ihr gehörte, nur dazu, ihr zu dienen. Dies Gefühl überkam ihn mit einer wundersamen Beschwichtigung; stets in gleichen Abständen ward sorgsam sanft von unsichtbarer Hand die kühlende Linderung auf seiner Stirn erneuert. Die aufgeregten Wellen unter ihr glätteten sich aus, er versank in eine Stille, die ihn nur mit einem tiefen Empfinden von Dankbarkeit umfing, und sein Atemzug ward zu dem eines Schlafenden.

Der nächste Morgen indes zeigte Ludolf Ostermant nicht zur Gesundung zurückgekehrt, bestätigte vielmehr die Erkenntnis der jungen Byzantinerin, daß er schwer erkrankt sei. Der erste wilde Ansturm des Fiebers hatte sich an dem Abend ausgetobt, doch es verließ ihn nicht, dauerte noch Tag um Tag weiter fort. Stumpf und völlig teilnahmlos lag er da. Er vernahm nichts um sich her, fühlte nur dunkel ab und zu, daß etwas mit ihm vorging, doch gewann er kein Bewußtsein davon, daß er sacht ein wenig aufgerichtet, ein Becher mit erfrischendem Trunk an seinen Mund gesetzt, etwas Nahrung ihm mit einem Löffel eingeflößt ward. In seinem haltlos zurückgleitenden Kopf war kein Denken, sondern lichtlose Nacht, nur vom Glanz eines einzigen, aus unendlicher Ferne leuchtenden Sternes durchstrahlt. Leute kamen, traten an sein Lager und gingen wieder, doch er hörte und sah nichts von ihnen, seine Lider hoben sich nicht auf; Tag und Nacht brachten ihm keine Erholung.

Erst nach Tagen drang eines Abends von außen her ein Ton zu ihm; er glaubte, auf dem Brockenberg sause der Wind über seinem Kopf durch die Fichtenwipfel des Waldes. In der Ursache des Geräusches täuschte er sich auch nicht, wildtosender Sturm fuhr draußen ums Schloß, heulte und rüttelte wütend am Gebälk. Dem Aufhorchenden kam die Lust, zu sehen, wie der Wind, weißen Staub in die Luft peitschend, über die weiten Schneeflächen hintobte, und zum erstenmal konnte er mit einer Willensanstrengung die Augenlider bewegen.

Aber da war's doch nicht Wirklichkeit, sondern eine Fiebertraumerscheinung, was er vor sich sah. Keine Schneewildnis breitete sich um ihn, vielmehr die Wände eines lichterhellten Gemaches, in das irgendwo der Sturm hereinstieß, denn die Flammen der Wandkerzen schweiften, und ein paar von ihnen loschen aus. Doch nur für einen Augenblick, und eine weibliche Gestalt entzündete sie wieder. Die nahm der reglos Schauende nur von der Rückseite gewahr; einfach gewandet, aber schlank anmutig hob sie sich vom Boden auf. So ging sie langsamen Schrittes hierhin und dorthin, und die ausgewehten Kerzen leuchteten aufs neue auf. Für die lichtentwöhnten Augen war jedoch die Helle zu blendend, that ihnen weh, so daß er rasch die Lider wieder zuschloß. Und gleich danach fiel er auch von neuem in Schlaf zurück, hörte nur kurz noch das Sturmgebrause weiter. Darin befand er sich

abermals auf dem Melibokus und sah im Mondenschein eine „Nachtfrau“ in grauem Kleid umhergehen.

Nur ganz flüchtig war es so seinen Augen vorübergegangen, allein dennoch nicht ohne ihm einen Gedächtniseindruck zu hinterlassen. Denn es trug sich nochmals vor seinem Aufblick ähnlich zu, diesmal wohl bei Tageshelle, darüber freilich konnte er sich nicht völlig klar werden. Aber eine graugewandete Gestalt mit blond über den Nacken herabfallendem Haar stand abgekehrt da, und er erinnerte sich, sie schon einmal so gesehen zu haben. Nur hatte er gemeint, sie sei eine Nachtunholdin, doch das war sie nicht, vielmehr ein gutes Wesen, wohl eine still schaltende „Wunschmaid“, die ihm von der gnadenreichen Freya zum Beistand geschickt worden. Gern hätte er sie auch einmal von Angesicht erschaut, allein sie wendete sich nicht um, und schnell überwältigte ihn so schwere Müdigkeit, daß seine Augen wieder zufielen.

Dann aber wachte er eines Morgens anders auf, mit voller Herrschaft über seinen Körper, richtete sich halb empor und sah klar um sich. Er erkannte, daß er in seinem Palasgemach liege, und wie ein Traum stand das, was mit ihm geschehen war, auch was er darin gedacht und gefühlt, vor seiner Besinnung; nur wußte er, daß alles Wirklichkeit gewesen. Auf der Wandbank saß ein grauhaariger Wärter, den redete er mit sprachfähiger Zunge an und erhielt Antwort auf seine Fragen.

Die hochfürstlichen Herrenwürden, der Bischof Konrad, Herzog Philipp von Schwaben und seine kaiserliche Braut, hatten gestern die Winzenburg verlassen, nachdem sie vor ihrer Abreise noch hierher gekommen, selbst sich von dem Zustand des Kranken zu unterrichten. Sie waren befriedigt und völlig beruhigt gewesen, daß sie ihn vom Fieber befreit und zweifellos auf dem Wege zur Genesung gefunden; doch er hatte in tiefem Schlaf gelegen, so daß sie wieder fortgegangen, ohne ihn aufzuwecken. Und bald danach war der glanzvolle Zug in der Richtung gegen Mittag davongeritten, die erhabene Fürstin Maria gleich einem Gnadenbildnis auf einem weißen, golden beschirrten Maultier, daß alle in der Burg, die sie gewahrt, auf die Knie gefallen waren, weil sie nicht anders gemeint, als die jungfräuliche Himmelskönigin selbst ziehe an ihnen vorüber.

Ludolf Ostermants Augen weiteten sich groß und glänzend. Er sah sie so vor sich, und wo sie weit in der Ferne weilen mochte, immer blieb sie ihm so vor dem Blick. Unnahbar in der Wirklichkeit wie in Gedanken; das richtige Wort hatte sie benannt — ein höchstes Gnadenbildnis.

Nun fragte er: „Wer war denn hier bei mir, während ich krank lag? Ich sah die Gestalt eines Weibes in grauem Gewande, und ihre Hand muß es gewesen sein, die mir wohlthat.“

Darauf wußte der Wärter keine Antwort, er war erst gestern aus der Vorburg zur Nachtwache hierher befohlen worden. Doch erwiderte er, ihm sei geboten, etwas zu übergeben, wenn der Jungherr zu klarem Sinn gelange, und an einen Schrank tretend, hob er draus einen seinen Lederbeutel nebst zwei Pergamentblättern hervor. Das erste war in lateinischer Sprache von der Hand des Bischofs Konrad beschrieben und teilte mit, den Inhalt des Beutels habe der Herzog Philipp an Ludolf als einen Dankbarkeitsausdruck für die glückliche Bewahrung seiner Braut hinterlassen. Dann fügte der Kanzler hinzu, er müsse in nächster Zeit nach Geheiß des Kaisers sich bald hierhin, bald dorthin im Reich begeben, doch um die Zeit des Pfingstfestes werde er in der Stadt Augsburg verweilen, von dort wieder nach Sicilien und alsbald weiter zum Kreuzzug gen Palästina aufbrechen. Wenn Ludolf ihn auf diesem als Schreiber begleiten wolle, so solle er zu jener Zeit sich gleichfalls in Augsburg einfinden, doch eigener Willensentschluß stehe ihm frei.

Halb ohne zu denken, löste der Briefempfänger die Schnur des Lederbeutels, und aus dem geöffneten glitzerte ihm eine Fülle von Gold- und Silbermünzen entgegen, Brakteaten und auffälligerweise Hildesheimer Goldwidder. Und er wunderte sich, daß der Herzog Philipp solche in so großer Menge bei sich geführt habe.

Denn ihre Anzahl belief sich wohl auf hundert; der junge Wehrmann war plötzlich unglaublich reich, vollkommen unabhängig

und frei. Nun faßte er nach dem zweiten Pergamentblatt, das kleiner, in der Mitte zusammengebogen war. Eine andere Handschrift sah ihn an, feiner und zierlicher stand von ihr geschrieben: „Ne sis immemor, Ludolfe, rosæ Hildesheimensis!“ Darunter war hinterdrein gefügt: „Ich kann es jetzt auch auf deutsch schreiben: Vergiß nicht, Ludolf, die Rose von Hildesheim!“

* * *

Mit ehernem Schritt, allerorten den letzten Widerstand niederbrechend, ging Kaiser Heinrich der Sechste in Sicilien als Sieger über blutige Gefilde und stürzende Mauerfesten dahin; ob er gleich von schmächtig-zarter Körperbildung erschien, bebte doch unter seinem Fuß die Erde, wo er auftrat. Hoch und blendend war das Geschlecht der Hohenstaufer seit drei Menschenaltern von seiner schwäbischen Burg her im Reich emporgestiegen, doch nun wuchs seine Macht zum Ungeheuren an. Es streckte die Hand nach der Weltherrschaft, und niemand fühlte sich stark genug, ihm wehrend entgegenzutreten.

Wenig mehr als ein Jahrhundert hatte das damals Gewesene ins Gegenteil verwandelt, den Wintertag, an dem der vierte Heinrich zu Canossa im Büßerhemd vor dem Zimmermannssohn Gregor und dessen hohnlächelnder Freundin Mathildis von Toskana gestanden. Heute rächte der sechste Heinrich die Schmach seines kaiserlichen Ahnherrn. Nicht allein das Deutsche Reich übte Vergeltung an Rom, auch eine Erbschaft des Blutes. Denn Heinrich der Sechste war ein Urenkel Heinrichs des Vierten, dessen Tochter Agnes die Gemahlin des ersten staufischen Herzogs von Schwaben, Friedrichs des Ersten, gewesen.

Jetzt thronte im Lateran kein Gregor der Siebente, sondern gebeugt und altersmüd saß auf dem päpstlichen Stuhl der mehr als neunzigjährige Greis Cölestin der Dritte. Bereits im höchsten Menschenalter von fünfundachtzig Jahren wider eigenen Willen zur Annahme der auf ihn gefallenen Wahl gedrängt, besaß er weder genug Geistesregsamkeit noch Thatkraft, den Siegessturm seines jugendlichen Gegners zu hemmen. Milden Sinnes, am liebsten sich stiller Betrachtung überlassend, mochte er, dem Geschehenden wie halb schon dem Leben entrückt, zuschauen und als geringfügig empfinden, was die kurze Zeitspanne des irdischen Menschendaseins bewegte. Sein Ohr hörte nicht darauf, daß neben ihm der noch junge Kardinal Lothar, ungewöhnlich früh durch seine hervorragenden Eigenschaften zu dieser höchsten Kirchenwürde emporgelangt, beweglich klagte: „Die Wut des Nordwindes durchfährt die kalabrischen Berge und braust durch die Ebenen Apuliens.“ Ein Gleichnis zutreffender Art war's; wie die ins Mark schneidende Tramontana bändigte das nordische Staufer-schwert die Widerstandskraft des Lebens im italischen Südlande zu schreckensstarrer Lähmung.

Der Vagant Ludolf Ostermant hatte sich nie um diese großen Geschehnisse, um Waiblinger und Welfen, Ghibellinen und Guelphen bekümmert, in seinen Gedanken weder zu diesen noch zu jenen gehalten; ihm erschien für sein Leben völlig gleichgültig, wer von ihnen die Oberhand gewinne. Doch plötzlich war er in ihren Widerstreit, in den Bannkreis des staufischen Hauses hineingerückt worden. Nicht durch den goldenen Dankausdruck des Herzogs Philipp von Schwaben, aber Irene von Byzanz gehörte zu den Hohenstaufern, und so gehörte diesen fortan sein Arm und seine Seele. Zum erstenmal überwältigte ihn die Erkenntnis des unermeßlichen Abstandes, der ihn, als ein Nichts, von dem weltbeherrschenden Geschlecht trennte, und doch jauchzte ein herzklopfendes Gefühl in ihm, er sei unlöslich mit jenem verbunden, enger und herrlicher als die höchstgestellten Diener, als alle Grafen und Fürsten des Reiches. Ein unsichtbares Band war es, doch ein unzerreißbares, denn sein Leben, jeder Herzschlag und Gedanke war dem unnahbaren Himmelsbildnis zu eigen, das ihn mit menschlich freundlicher Hand, mit menschlich lächelnden Lippen vom Staube zu sich aufgehoben hatte, Irene von Byzanz.

Allzuviel hatte er der Widerstandsfähigkeit seines Körpers zugemutet gehabt. Die winterliche Besteigung des Brockens und den Abstieg, fast ohne Rast, hätte seine junge Stärke vielleicht ungeschädigt überwunden.

Aber der atemberaubende Lauf war hinzugekommen, die ungeheure angstvolle Erregung, der Kampf und dann der jäh ihn ins Herz treffende Blitzschlag. Das zusammen hatte seine Kraft gebrochen, nicht nur während der heftigen Fiebertage, noch für lange Zeitdauer danach. Sein Geist war klar geworden, doch ein Versuch, das Lager zu verlassen, zeigte ihm die Schwäche des Körpers; Blindheit zog vor seinen Augen und zwang ihn zurück. Wochen vergingen, ehe er eine Wiederholung des zu frühen Unterfangens wagen konnte, und auch dann mußte er noch viele Tage im Armsessel verbringen, bevor er, als ein von schwerem Siechtum Genesender, langsam schleichenden Ganges sich umherzubewegen vermochte. Einigemal gelangten aus dem Süden des Reiches durch Boten des Bischofs Konrad an das Hildesheimer Domstift kurze schriftliche Befragungen an Ludolf über den Fortschritt seiner Besserung; der Kanzler fügte hinzu, auch die kaiserliche Serenitas der Braut des Herzogs Philipp habe des Kranken gedacht und lasse sich nach dem Stande seiner Gesundheit erkundigen. Den über die Winzenburg kommenden oder zurückreitenden Boten gab Ludolf eine Erwiderung mit; fast immer noch kaum glaubhaft hatte eine Huld des Schicksals ihn ausgewählt, daß von zweien am höchsten über allen Stehenden solche Anteilnahme an seiner Niedrigkeit erwiesen ward.

Die Burgjunker und Ritter beflissen sich jetzt auch, dem von so hoher Gunst Ausgezeichneten nicht unliebsam zu erscheinen, vielmehr ihn gleich einem ihrem Stande Angehörigen unter sich aufzunehmen; bereitwillig zogen sie ihn zur Einnahme der Tagesmahlzeiten in ihren Kreis, so daß er sich nicht mehr zu den niedrigen Wehrmännern in der Schenke zu gesellen brauchte. Das war ihm willkommen, hauptsächlich aus dem Grunde, weil er diesen neuen Umgang nutzen konnte, eine beinahe leerklaffende Lücke seiner Kenntnisse auszufüllen. Von den großen Männern des römischen Altertums und ihren Thaten hatte die gelehrte Schule ihn unterrichtet, doch vom Anfang und Weiteraufstieg des staufischen Geschlechtes wußte er fast nichts als einiges, was zu seiner Lebzeit geschehen, und nach dieser Wissenskunde brannte doch eine heftige Sehnsucht in ihm. So trachtete er vor allem danach, unvermerkt bei den schon älteren Rittern sich Mitteilungen über die Kaiser Friedrich Barbarossa und Konrad den Dritten, Herzog Friedrich den Ersten von Schwaben bis zu Friedrich von Büren, dem Ahnherrn der Hohenstaufer, hinauf zu gewinnen. Das erlernte unfraglich auch Irene von Byzanz bei ihrem Verlobten, und falls das Leben ihm noch einmal als höchstes Glück wieder beschied, ihr am Schachzabel gegenüber zu sitzen, wollte er die hellen Figuren mit Namen der Hohenstaufer benennen können und nicht bei einer Frage: „Was hat dieser Großes vollbracht?" verstummen müssen.

Über eines aber sann Ludolf Ostermant vergeblich. Täglich faltete er in seinem Gemach das kleine Pergamentblättchen auseinander und las wieder die zierlich darauf geschriebenen Worte: „Ne sis immemor, Ludolfe, rosæ Hildesheimensis! Vergiß nicht, Ludolf, die Rose von Hildesheim."

Woher wußte Irene von Byzanz, daß er ihr in seinem Inneren den Namen „die Rose von Hildesheim" gegeben? Sie hatte den irren Wahn, der ihn bethört, nicht in seinen Augen erkannt — wie konnte ihr Blick das Wort aus seiner Brust hervorgelesen haben?

Unerklärbar war's — und doch, welche andere Bedeutung konnte der Mahnung innewohnen? Umsonst dachte er nach, Tag um Tag und Mond um Mond. Denn wie seine genesende Kraft, so hob sich auch die Sonne mehr und mehr, schritt draußen der Frühling vor, der wiedererstandene Baldur, von dem er seiner unbekannten Schülerin beim deutschen Sprachunterricht geredet. Und mit hellglänzenden Augen hatte sie gesagt: „Wenn du morgen kommst, da erzähle mir wieder von dem schönen Baldur!" Denn in dessen Schilderung hatte sie Philipp von Schwaben, den schönen, milden Hohenstaufer, vor sich gesehen.

Der Aprilmonat kam, und nach dem unglaublich weichen Winter standen schon alle Bäume mit vollem Grün überdeckt, hastiger als sonst drängten sich alle Blumenknospen der Sonne entgegen.

Da lief einmal eine Botschaft vom Süden her über Thäler und Berge des Reiches

und kam zur Winzenburg herauf. Im Mai, am Pfingsttage, solle bei der Stadt Augsburg die Vermählung des Herzogs Philipp von Schwaben mit seiner Braut Maria stattfinden.

Wohl keinem anderen Ohr erklang diese Kunde so wie dem Ludolf Ostermants. Doch sie traf nichts in ihm, was sich dagegen auflehnte, keine Eigen- noch Eifersucht; nicht mit Leid durchdrang sie ihn, vielmehr mit höchster Freudigkeit. Eine Feier stand bevor, der für ihn keine zweite auf der Erde gleichkam, und über jeden Zweifel riet ihm das Herz, daß er bei ihr zugegen sein, sie mit seinen Augen gewahren müsse. Von der Botschaft wie mit dem Zauberstab einer Fee angerührt, fühlte er sich zum erstenmal völlig gesundet, ganz wieder im Besitz seiner alten Kraft. Ihn trieb's, noch einmal zur Kemenate hinaufzugehen; leer und schweigend empfingen ihn droben die Gemächer, doch ihm durchtönte die Stille eine vertraute Stimme, die niemals wundersamer geklungen, als wie sie, dicht seinem Ohr vorüber, „Philippos! Philippos!" gerufen; das war kein Laut von Menschenlippen, war ein Jubelschrei der Liebe selbst gewesen. Seltsam blickte vom Kamin das Einhorn ihn an; auf dem Sessel saß die hehre fürstliche Jungfrau mit dem Antlitz Irenes von Byzanz, und ihm war's, in dem zügellos unbändigen Geschöpf, das von ihrer Hoheit überwältigt vor ihr auf die Knie brach, habe der Bildner seine Züge wiedergegeben.

Dann nahm er freundlich von Wentiborg Abschied. Sie hatte es gut mit ihm gemeint, um seinetwillen selbst den mühevollen Weg auf den Brockenberg unternommen, und was sie ihm verheißen, hatte sich ja auch erfüllt. Zwar anders als sein damaliges Hoffen, und im Anfang betraf's auch Wentiborg so, daß sie verstummte. Aber danach erhellte sich's ihr: Baba habe nicht gewußt, daß die Mistel des Bischofs eine Kaisertochter sei, über die sie keine Macht besessen. Und wahrscheinlich hatte sie geglaubt, Ludolf trage eine andere in der Schloßkemenate im Sinn, der sie den Herzschlag mit Verlangen nach ihm erfüllt, und die nun mit Leidwesen immer seiner gedenken müsse. Das hörte der junge Wehrmann lächelnd an; die wendische Alte mußte nach einer Erklärung für das Versagen der Macht ihrer „großen Mutter" suchen, und das verworrene Dunkel konnte er selbst sich ebensowenig lichten. Denn vor seinen eigenen Augen war Baba auf dem Melibokus erschienen und hatte ihn durch den Mund der Gandersheimer Nonne zum Sturmlauf hierher getrieben. Nur daß sie sich geirrt, eine andere für den Gegenstand seiner Bitte gehalten haben solle, legte Wentiborg offenbar sich aus, den ausgebliebenen Beistand der großen Baba zu beschönigen.

Am anderen Frühmorgen brach Ludolf von der Winzenburg auf, zunächst sich nach Hildesheim wendend; die Nachricht von der bevorstehenden Hochzeitsfeier hatte ihm plötzlich eine Deutung der rätselhaften Worte auf dem Pergamentblatt geweckt. An der Mauer des Klosters Lamspringe vorüberkommend, hielt er vor dem kleinen Grufthügel seiner Mutter an, dessen Gedenkstein jetzt der Frühling dicht mit grünen Halmen übernickte. In der Erinnerung sah er neben sich den Bischof Konrad, den Kopf niederbeugend, laut die Inschrift lesen: „Placida — Formosa", und die kleinen Winterblumen zum Kranz um den Namen reihen. Eigen rührte es Ludolf an, daß man die Tote einst auch „die Rose von Hildesheim" benannt hatte; durch das Gedächtnis, das er aus Knabenzeit daran bewahrt, war ihm mutmaßlich unbewußt der Antrieb gekommen, dem Wunderbilde in seinem Herzen den gleichen Namen beizulegen.

Zum erstenmal überkam ihn heut an dem Grabe eine tiefe Herzenstrauer, halb laut sprach er darauf hinab: „Liebe Mutter, du hörst mich nicht mehr — könntest du's, so würde es dir Freudigkeit bereiten, zu vernehmen, wozu eine Höhere als du, aber doch wohl dir Ähnelnde, deinen ohne dich in Wildheit verdorbenen Sohn umgewandelt hat, daß ich hoffe, dir noch zur Ehre zu leben. Habe Dank, daß du mir dies Leben gegeben, und ich danke auch dem, der es mir mit dir verliehen."

Da drunten in der Erde hörte die Abgeschiedene es zweifellos nicht. Ob sie es irgendwo anders, von dorther niederblickend, vernahm, darüber waren die Vorstellungen Ludolf Ostermants, obwohl er als Kleriker der Kirche angehört, sich nicht klar. Doch

ein tiefer Drang hatte ihn getrieben, die Worte laut zu sprechen.

Nun wanderte er weiter, der Lamme abwärts entlang; wie anders als in der Nacht, darin er neben dem Kanzler aufwärts an ihr zur Winzenburg geritten. Aus golddurchwirkter Luft leuchtete von den Hängen lichtgrün das junge Laub, drunter im Thalgrund standen die Wiesen bereits in vielfarbiger Blüte, von bunten Zwiefaltern überflogen; mehr als um einen Monat früher denn je zuvor hub der Sommer an. Mit besonderer Freudigkeit aber blieben die Augen des hurtig Fortschreitenden einmal am Wegrand auf einem wilden Rosenstrauch haften, der auch schon zwischen den Blättern Knospen hervorzutreiben begann.

Der Anblick verhieß ihm, daß er nicht umsonst den Weg nach Hildesheim eingeschlagen; die Schrift auf dem Pergamentblatt hatte für ihn die Deutung gewonnen, er solle von dem alten sagenhaften Rosenbusch an der Domwand einen Gruß zu dem festlichen Tage nach Augsburg überbringen, als ein Sinnbild, das Eheglück der hohen Vermählten möge so mit immer sich forterhaltender Blüte die Zeit überdauern. Bei allen Lebenden herrschte der Glaube an die tiefe Bedeutung und geheimnisvolle Kraft von Symbolen, und in höchstem Maße war die Phantasie Ludolf Ostermants für solche Vorstellung empfänglich.

Die Ankunft in Hildesheim bewährte seine Hoffnung, auch die Wunderpflanze der heiligen Legende, den Rosenstock aus ferner Vorzeit, fand er schon mit knospenden Zweigen bedeckt, wählte von diesen einen der reichhaltigsten aus und umgab ihn sorglich mit einer feuchten Moosschicht. Wenn er den Zweig während der Nachtrast stets in Wasser tränkte, hoffte er, ihn noch unverdorrt an sein Ziel zu bringen. Vom Überfluß seiner Geldhabe erkaufte er sich ein Roß, danach lag ihm noch eine Pflicht in Hildesheim ob. Ein Gebot war's, das Irene von Byzanz ihm im Inneren vorschrieb, für die Frevelthat, die er an einer Jungfrau hier geübt, Vergebung zu erbitten. Doch konnte er diese Sühne nicht vollziehen, denn auf seine Nachfrage, wo die Behausung Jutta Herimanns sei, ward ihm zur Antwort, sie befinde sich nicht dort, sondern habe die Stadt schon vor dem Schluß des alten Jahres verlassen.

So mußte er in der sententia des Propertius: „Et voluisse sat est“, Beruhigung finden und machte sich, nunmehr als Reiter, wieder auf den Weg, jetzt dem breiteren Gewässer der Innerste folgend; weißschäumend rauschte sie ihm entgegen, denn auf den Bergen des hohen Hartwaldes schmolz der Schnee. Halb wie eine Traumerscheinung am lichten Tage hoben sich vor ihm die Mauern des Klosters Ringelheim auf; dort hatte die seltsame Wandlung seines Lebens ihren Anfang genommen, seine Nachrechnung ergab, vor kaum fünf Monden erst, doch gleich ebensoviel Jahren erschien's ihm.

Behaglich dehnte sich das ehemalige Nonnenstift im warmen Sonnenschein in die Breite, einem auf grünem Plan zu erquicklichem Ausruhen Ladenden ähnelnd; fast ließ sich der ruhigen Umwallung ansehen, daß hinter ihr der ehrwürdige Abt Alexander im Kreise seiner Brüder mit frommem Wetteifer sich solcher gottgefälligen Beschäftigung befleißige. Der Mund Ludolfs war fröhlicher Regung wieder fähig geworden, und ein Lächeln umspielte ihm beim Hinüberblick die Lippen; doch hätte plötzlich eine Stimme vom Himmel herab ihm angeboten, die erhabene und nahrhafte Stellung des hochwürdigsten Abtes statt der seinigen einzunehmen, lachend würde er zu dem Tausch den Kopf geschüttelt haben. Er gehörte nicht mehr zu den Klerikern, sein Verlangen war nur darauf gerichtet, ein staufischer Wehrmann zu werden.

Bald hinter dem Kloster überkreuzte die nach der Stadt Goslar weiterführende Straße ein Weg von der alten braunschweigischen Burg Wolfenbüttel her, deren Schutz vor einem Vierteljahrhundert Herzog Heinrich der Löwe beim Antritt seines Kreuzzuges ins Gelobte Land seine Gemahlin und Kinder vertraut hatte. Heut war ein Reitertrupp von ihr aufgebrochen und traf gerade an der Kreuzung mit Ludolf Ostermant zusammen, so daß dieser zum Vorüberlassen ein Weilchen anhalten mußte. Die Spitze des Zuges nahm ein Ritter von überaus hohem Wuchs und mächtiger Schulterbreite ein, der über glitzerndem Rüstkleid einen

ärmellosen Rock von blutroter Farbe trug, und die gleiche zeigte das Grundfeld seines Schildes, auf dem sich ein goldener Löwe zum Sprunge anschickte. Mit einem hochfahrenden Blick maß er im Vorbeireiten den jungen Wehrmann, als ob er eine Verneigung erwarte, doch hielt dieser regungslos und ruhig die Augen in das nicht unschöne, aber wildunbändige, von einer kleinen Wundnarbe auf der Wange entstellte Gesicht des Fremden gerichtet. Als dann der Weg frei ward, sprach er einen der letzten Dienstmannen des Gefolges mit der Frage an, wer der Herr von so stolzem Gebaren sei, und erhielt zur Antwort: „Ihr hättet den Herzog Otto von Braunschweig wohl an seinem Schildlöwen erkennen mögen; wir reiten ins Frankenland zurück, nach seiner Grafschaft Poitou. Seid Ihr ohne Dienst, so schließt Euch ungefragt uns an; seine Hand ist freigebig, und kräftige Schwertträger sind ihm allzeit willkommen."

Darauf erwiderte Ludolf indes: „Ich diene einer Hand, die mir höheren Lohn reicht, als Euer Gebieter es vermöchte. So reitet wohl und hütet Euch vor Unfall auf dem langen Weg."

Auf der Winzenburg hatte er durch seine Erkundigungen Kenntnis davon erlangt, daß Herzog Heinrich der Löwe, der Vater des ihm eben Vorübergerittenen, der Hauptgegner und Todfeind der Hohenstaufer gewesen sei, und nach der Schilderung mehrerer, die ihn gekannt, mochte er leiblich dem trotzigen Aussehen seines Sohnes wohl geglichen haben. Den Eindruck eines vornehmen Wegelagerers erweckte der letztere, dessen Anblick unbedeckt auf der Straße Reisende hätte mit Furcht erfüllen können, wenn nicht die gewaltige Hand Kaiser Heinrichs, jedes Raubgelüst schreckend, überall im Reich als Bürgschaft der Sicherung gleichsam die Geleiterin auch des Schwächsten gewesen wäre. Daher empfand Ludolf gegenwärtig mit einem freudigen Hochgefühl, von innerer Befriedigung erfüllt, daß er der Hoffart des ohnmächtig knirschenden Welfenfürsten keine Grußehrerbietung erwiesen habe.

Nun hob sich gen Süden, bis zur Hälfte noch weiß wie am Januartag, der lange Rücken des Brocken vor ihm auf, und bald nachdem er an Goslar ohne Anhalt vorübergeritten war, ließ er die hochthronende Harzburg zur Linken, von welcher einst Kaiser Heinrich der Vierte seinen Schmachweg nach dem Burghof von Kanossa angetreten hatte. Um Mittag gelangte er an den Abfall des Brockenberges; gar anders als damals blühte und duftete der köstliche Frühling von den Hängen: am Rande eines Waldbusches plätscherte frisches Wasser herab, und ein bläulich feiner Rauch stieg daneben in die Luft. Nahrungsbedürfnis überkam den jungen Reiter, er beschloß, hier am trunkbietenden Quell Rast zu machen, um sich an seinem mitgenommenen Vorrat zu kräftigen. Wie er das Gesträuch umbog, erkannte er die Ursache der Rauchwölkchen, ein glimmender Kohlenmeiler lag vor ihm, und der Brenner, der in der Thaleinsamkeit sein Geschäft trieb, stand, mit der Eisenzwinge schürend, neben dem heißatmenden Haufen.

Ein großer, blondbärtiger Mann war es, mit nacktem, schwarzberußtem Oberleib, ein wohlerhaltenes Bild der sächsischen Landesbewohner vor manchen Jahrhunderten darstellend, ehe das karolingische Schwert den altheidnischen Glauben hier zum Christentum verwandelt hatte, und der Mann nahm sich danach aus; innerlich noch heut nicht viel mit diesem gemeinsam zu haben. Das bewährte sich auch, als Ludolf abstieg, sich an den Hang lehnend, sein Fleisch und Brot hervorzog und, den Köhler heranrufend, ihm gleichfalls davon zuteilte. Dankbar griff dieser nach der unverhofften und ungewöhnten Kost, erzählte im hin- und hergehenden Gespräch, mit den wasserblauen Augen vor sich hinausschauend, vom grauen gespenstischen Schimmelreiter und wilden Fuhrmann in der glühenden Kutsche, vom Werwolf und von unsichtbaren Händen in der Luft, Zwergkobolden, Wichten und der Schlange mit goldener Krone und grünfunkelndem Stein drin auf dem Kopf; das alles hatte er selbst in der Waldnacht oder am glutheißen, reglosen Mittag oftmals gesehen und gehört. Ludolf Ostermant trieb es, an ihn die Frage zu richten, ob er einmal droben auf dem Brockenberg gewesen sei, und wie der Alte bejahte: um Harz zu suchen, steige er zuweilen bis zum Gipfel hinan, erkundigte der junge Wehrmann sich weiter nach einer rie-

senhaften Gestalt von wohl zwanzigfacher Menschengröße, die auf dem Höchsten aus dem schlafenden Wald hervorkommen solle; er wisse nicht, Baba, glaube er, werde sie benannt. Aber kauend schüttelte der Kohlenbrenner den dichtummähnten Kopf und gab, als er den großen Bissen hinuntergeschluckt, in schwerverständlicher Sprache Antwort: „Das ist Aberglauben, Herr, droben auf dem Brockenberg haust nichts Lebendiges, es sei denn der weiße Tod im Winter. Ich weiß es, Leute sind auf ihm gewesen, die glauben, das gesehen zu haben, wovon Ihr geredet, und einen Eid wollten sie darauf schwören. Aber als ein Meineid wär's aus ihrem Mund gegangen, denn einfältig trügen sie sich selbst mit ihren Augen. Zweimal hat es so vor meinen gestanden, einmal am Frühmorgen, das andere am Abend. Wisset, wenn die Sonne am Himmelsrand auf- oder niedergeht und es steigt ihr genüber ein Nebel gleich einer Mauerwand aus den Schlüften herauf, wie's unterzeiten so geschieht, da wirft sie das Schattenbild eines, der droben auf dem Berge steht, wider die graue Wand, daß es sich ebenso bewegt wie er selber und ausschaut wie ein Riese, der mit dem Scheitelhaar in den Himmel stößt. Doch es ist nichts als leere Luft, Herr, und vergeht mit dem Weggang der Sonne, und nur die Sinnlosen, denen das Blut zu heiß vom Aufstieg in den Augen klopft, verfallen in Bethörung, daß sie ein schreckhaftes Überwesen zu sehen vermeinen. Solche, die es wirklich sind, zeigen sich in anderer Gestalt, wie sie seit unserer Urväter Gedenken hier im Lande gewohnt haben und trotz dem Kreuz, mit dem die Pfaffen sie bannen wollen, in Ewigkeit wohnen werden."

Das ungefähr drückten die Worte des Köhlers aus, und er schob bedächtig einen neuen Bissen zwischen seine weißen Zähne hinein.

* * *

Schon weit, bis an sein letztes Drittel, war der Mai fortgeschritten, als Ludolf Ostermant, nachdem er in der Stadt Ulm genächtet, auf einer Steinbrücke über den breiten Donaustrom ritt; im hellen Frühmorgen glimmerte das eilig schießende Wasser, und weithin noch gen Süden hob sich vor ihm, zum erstenmal sichtbar, die ungeheure, in der Sonne weißglänzende Bergmauer zum Himmel, die das Reich von den hesperischen Gefilden Italiens, dem alten Ziel der Sehnsucht der deutschen Völkerstämme, durch unermeßliche wilde Schrecknisse abschied. Zahlloser Herren Lande und festumwallte Orte hatte der junge Reiter bis hierher durchquert, unterwegs vielerlei Leute angetroffen, mit manchen auch kurz Rede und Antwort getauscht; danach indes war er stets wieder allein dem Mittag zu weiter gezogen. Doch wie er nun seinen Weg über das schwäbische Hochland fortsetzte, auf das die höher steigende Maisonne gemach mit heißen Strahlen herunterflammte, traf er einen, der sich an einsamem Platz zur Rast niedergelassen hatte. Still und hoch stand am Straßenrand eine alte Linde, nur eines Edelfinken Schlag tönte freudig aus dem Gezweig herab, unter dessen kühlendem Schatten der Rasthaltende auf einem grauvermoosten Steine saß. Er hatte ein Knie über das andere geschlagen, hielt den Ellbogen drauf gestützt und die eine Wange in die Handfläche gelegt; so schaute er mit grauen, überaus hellen Augensternen, in Sinnen vertieft, nach dem fernen Geleucht des Alpengebirges hinüber. Lang fiel lichtbraunes Haar, leicht lockig gewellt, ihm auf die Schultern; seinen Scheitel deckte ein befedertes Barett, und er trug Gewandung von kleidsamem Zuschnitt und fein ausgewähltem Farbeneinklang, ohne Rüstung drunter, doch ein Schwert, wenngleich von geringer Größe, lehnte neben ihm am Baumstamm. Auch ein Reiter war's, sein Pferd weidete vergnüglich das frische Gras am Wegrand ab; noch jugendlichen Alters, mochte er Ludolf ziemlich gleichstehen, ihn höchstens um einige Jahre übertreffen. Ausnehmend gefiel diesem die Erscheinung und das geistbelebte Antlitz des Fremden, so daß er ihm lateinischen Gruß bot und einen Odenvers des Horatius nachfügte: „Dies Erdenfleckchen scheint dir vor allen freundlich zu lächeln."

Doch dazu schüttelte der Angeredete den Kopf: „Ich verstehe Euch nicht."

Überrascht entgegnete Ludolf Ostermant: „Seid Ihr kein Kleriker und nicht der Sprache der alten Dichter mächtig, wie Euer Aussehen glauben läßt?"

Ein feines Lächeln ging um die Lippen des anderen, wie er zurückgab:

„Nein, ich bin keiner weiteren Sprache mächtig als derer, die Ihr aus meinem Munde hört, und wünschte wohl, ich wäre es besser. Auch von den alten Dichtern weiß ich nicht, mir gebricht gar viel. Doch was der da über uns redet, verstehe ich. Er glaubte, daß er nie mehr Blumen rot sähe auf grüner Heide. Nun jubelt er, daß wieder wunderbar sie aus dem Grase drangen. Seine Freude anzuhören, bin ich abgesessen, auch daß ich selbst hier bei der Linde des Schattens Kühlung finde."

Der Fink hatte wieder laut zu schlagen begonnen, darauf deuteten die Worte. Wohltönig aber und eigenartigen Klanges waren sie vom Mund des Sprechers gekommen, dessen freundlicher Aufblick bezeugte, daß auch seinerseits er an dem jungen Reiter Gefallen finde. Und dieser erwiderte: „Ihr redet wohl mit gutem Fug, denn Ihr habt eine gar schöne Ruhestätte hier ausgewählt. Erlaubt, daß ich absteige und ein Weilchen Eure Rast teile."

Dem willfahrte der Gebetene mit bereitwillig einladender Handregung, und sich unweit von ihm auf eine emporgekrümmte Wurzel des alten Baumes setzend, fuhr Ludolf fort: „Es scheint, Ihr hegt viel Zuneigung für die kleinen Vögel."

Der Befragte versetzte: „Von meiner Mutter liegt's mir wohl im Blut, die gedachte ihrer stets mit Futter, wenn der Winterschnee fiel. Darum kamen sie so dichten Fluges zu meines Vaters Hof, daß in der Nachbarschaft umher sie ihn die Vogelweide benannten."

„Und welchem Lande gehört Euer Heimathaus an?"

„Dort hinüber steht's auf der Lehne." Der Antwortende deutete mit der Hand unter der vormittägigen Sonne hin gegen die weißen Berghäupter. „Der wilde Fluß Eisack schäumt drunten durch die dunkle Felsschluft, doch droben um das Haus liegt warm am Sommertag die Sonne und küßt im Lenz die Blumen aus der Erde. Das Land gehört dem Grafen Berthold von Tirol, der sich Herzog von Meran benennt und treu zum Kaiser steht."

Einen Augenblick saß Ludolf schweigend, dann entgegnete er: „Darf ich Euch befragen, wie Ihr Euch nennt?"

„Walther. Dem hab ich zur Unterscheidung von Gleichbenannten die Bezeichnung angefügt, die sie dem Hof meines Vaters beigelegt haben, und heiße mich ‚von der Vogelweide'."

Der junge Wehrmann entgegnete mit der Nennung seines Namens und seiner Landesherkunft, danach fragte er: „So seid Ihr wohl von ritterlichem Stande, Herr Walther?"

Einfach versetzte dieser: „Ein Ritter bin ich nicht, und es nennet niemand mich Junker, sondern nur mit meinem Namen; doch heißt man von alters das Haus meines Vaters einen Edelhof. Ich halte dafür, nicht die Abkunft verleihe einem Manne Wert, vielmehr was er selbst sich aus Eigenem gewinnt."

Das traf eine gleichklingende Saite im Inneren des Hörers, und er entgegnete: „So denke ich gleichfalls, aber die Gnade aus der Höhe muß herabkommen, mit ihrer Hilfe den Schwachen zu heben."

„Wißt Ihr es auch? Ja, die Gnade! Ohne sie haftete der Vogel am Boden, von ihr wird ihm der Fittich, emporzufliegen. Sie kommt aus der Höhe und hebt zu sich auf. Kommt sie vom Gold der Sonne, vom Silber des Mondes, vom Diamantkronreif der Sterne? Der Frühlingswind bringt sie auch im Blütenduft der Wiesen, sie klopft im seligen Herzschlag, aus hehrer Frauen Auge blickt sie uns an. Überall weilet sie, wo die Schönheit weilt, und ob sie vor dem Blick auf der Erde dasteht, immer stammt sie doch aus der Höhe des Himmels und ist gnadenreich."

Ein leuchtender Glanz füllte die Augen des Sprechers, Ludolf vermochte nicht, den Blick von ihm zu wenden. Doch stumm sah er ihn noch eine Weile an, dann fragte er: „Seid Ihr ein durch die Lande Fahrender?"

„Ich singe, was die Schönheit mir auf die Lippen bringt, in Schlössern und auf der Straße."

„Das möcht ich, könnte mein Mund auch. Lehrt es mich!"

Lächelnd schüttelte Walther den Kopf. „Zu lehren vermag's niemand als das eigene

Herz. Wenn die Fülle in ihm schwillt, da strömt sie von selbst hervor, wird ohne Wissen und Wollen zum Wort und Reimklang.“

Wieder verstummt saß Ludolf Ostermant, ehe er weiter fragte: „Steht Ihr, wie der Graf Eures Heimatlandes, zum Kaiser, zu den Hohenstaufern?“

Schnell gab Walther von der Vogelweide zur Antwort: „Mein Herz liebt sie, und mein Lied dient ihnen, wo es kann, nach seiner schwachen Kraft, denn sie sind auch die Schönheit und tragen auf ihrer Stirn in der Krone des Reiches Heil und Ruhm. Der Sonne gleichen sie, und neben ihr strahlt der Stern der Liebe in seinem höchsten Himmelsglanz. Darum bin ich aufgebrochen, gen Augsburg zu ziehen, bei der Vermählung des süßen jungen Mannes zugegen zu sein, der wie der goldene Frühling ist und seine Braut Maria gleich der linden Sternennacht in prangender Herrlichkeit. Ward Euer Auge begnadet, sie zu erschauen? Meinem schien's, ihresgleichen an Hoheit und Holdseligkeit des Weibes sah das Reich noch niemals zuvor. Doch die Sonne heißt mich der Fortsetzung meines Weges gedenk sein, denn meinem Gurt mangelt's an Inhalt, während der Festfeier die Unterkunft in der Herberge zu entgelten. So muß ich zuvor noch auf den Schlössern vorkehren, mir ausreichenden Lohn dafür zu erwerben.“

„Wenn es Euch gefällt, geleite ich Euch, Herr Walther,“ erwiderte Ludolf. Sie bestiegen ihre Rosse und ritten nebeneinander auf der Straße weiter. Doch nicht lange, dann bog zur Linken ein Weg ab, einem aus der Ferne von steilem Hügelrücken hoch übertürmt herblickenden Bau entgegen, und der von dem Vogelweidhof sagte anhaltend: „Das ist Gunzeburg, des Augsburger Bischofs Schloß und drunter aufgebaute Stadt; dort will ich zuvörderst suchen, daß meiner Saiten Klang mir silbernen Widerklang einbringt. Um nicht solcher Nötigung zu unterliegen, möchte ich doch ein Ritter sein, der ein Lehngut sein eigen nennen könnte. Reitet wohl vorauf, und will es gute Fügung, so treffen wir, da Ihr gleiches Wegziel habt, am Lechfluß wieder zusammen.“

Mit Handreichung nahmen beide voneinander Abschied; Ludolf Ostermant gewahrte jetzt erst, daß am Sattel des anderen eine Fiedel und ein Streichbogen herabhingen. Und auch erst, als er ein Wegstück allein fürder geritten, kam ihm zu spät der Gedanke, er hätte von seiner reichlichen Habe dem Geldbedürftigen darbieten sollen, damit dieser nicht gezwungen werde, auf dem Schloß vorzukehren. So nahe lag's, und ihn verdroß, nicht rechtzeitig darauf geraten zu sein; er hätte den, der ihm so sehr gefallen, gern weiter noch als Begleiter behalten und noch mehr gewünscht, ihn ein Lied singen zu hören. Daß es in Oberdeutschland umfahrende „Minnesänger“ gäbe, welche Lieder in deutscher Sprache vortrügen, war als Ruf zu ihm gedrungen, doch gesehen und gehört hatte er keinen solchen, denn ins niederdeutsche Land, dessen Volk andere Zunge redete, kamen sie nicht, und den Namen Walther hatte er nie vorher vernommen. Fast unmöglich aber bedünkte es ihn, anders als kunstreich in lateinischer Sprache zu dichten und zu singen, und er schüttelte den Kopf beim Gedächtnis an die Äußerung, wenn des Herzens Fülle überschwelle, da ströme sie von selbst hervor, werde ohne Wissen und Wollen zum Wort und Reimklang.

Wie er indes näher gegen Augsburg hinankam, ward's merkbar, daß auf allen einmündenden Wegen viele zu Roß und zu Fuß demselben Ziel zutrachteten, und am Spätabend bei seinem Eintreffen in der Stadt hielt es schwer für ihn, um bedeutenden Preis in einer Herberge Nachtunterkunft zu finden. Denn am anderen Tage nahm es sich aus, als ziehe aus jeder Himmelsrichtung das gesamte Reich zum Lech heran; wohl begann mit dem nächsten Morgen das Pfingstfest, doch solche unzählbaren Scharen an Vornehmen und Niederen hatte die alte Schwabenstadt, die stolzeste im deutschen Land, noch niemals um sich zusammenströmen gesehen. Wie die Flutwellen des Lechs, wenn der heiße Südwind im Lenz hastig die Schneemassen des Alpengebirges wegschmilzt, wogte es auf allen Straßen und Wegen herzu: Tausende und Abertausende, selbst Herren und Ritter, mußten Zelte draußen vor den Mauern aufschlagen, nicht den

zehnten Teil der unterlaßlos Ankommenden vermochte Augsburg in sich aufzunehmen. Niemand wußte noch, an welchem Platz die erwartete Feier stattfinden werde, doch Ludolf erfuhr's vom Bischof Konrad, dessen Wohnung in einem alten prachtvollen Erkerhause ihm gedeutet ward. Der Kanzler empfing ihn höchst freundlich und sichtbar über sein Wohlaussehen nach der überstandenen schweren Krankheit erfreut, aber so bedrängt von Geschäften, daß er dem Ankömmling zur Zeit nur kurzes Gehör vergönnen konnte. Jedoch teilte er mit, das Fest werde nicht in der Stadt, sondern eine gute Wegstunde gen Osten davon südlich der Burg Fridperg begangen, bei der Villa Moringen, die vordem den Welfen gehört hatte, doch nach der Niederwerfung Heinrichs des Löwen staufisches Besitztum geworden war. Dort gabele sich am Lechrain ein Flüßchen, die Paar, eine Anhöhe, das „Gunzenle" genannt, schaue drauf nieder, und ein ebenes Gefild breite sich drunter aus, das schon von alters den schwäbischen Edlen oft als Zusammenkunftsstätte gedient und besonders beim jetzigen Anlaß für die Beteiligung einer so gewaltigen Menschenmenge geeignet sei. Ludolf solle sich morgen in der ersten Frühe dem Gefolge des Bischofs zugesellen, der bedacht sein werde, ihm zu einem günstigen Standplatz unweit von dem hocherlauchten Hochzeitspaar zu verhelfen.

Mehr beizufügen, gebrach es Konrad von Querfurt gegenwärtig offenbar an Zeit, er erwiderte nur noch auf eine Frage des jungen Wehrmannes, wo die kaiserliche Braut des Herzogs Philipp anzutreffen sei, sie habe im bischöflichen Schloß zu Augsburg Aufenthalt genommen, doch er möge davon abstehen, ihr seine Ehrerbietung bezeigen zu wollen, da sie sicherlich heut nicht überflüssige Muße besitze, ihn vorzulassen. Das hatte Ludolf Ostermant sich bereits selbst gesagt, aber als er in seine Herberge zurückkehrte, empfing ihn dort ein überraschender Anblick, der ihn dennoch dem Rat des Bischofs entgegenhandeln ließ. Trotz aller sorgsamen Obhut war ihm nicht geglückt, das Zweiglein vom Hildesheimer Rosenstrauch lebensfrisch bis hierher zu bringen; ungeachtet des allnächtlichen Wassers und der feuchten Moosumhüllung waren die Blätter mählich mehr und mehr welk geworden und die Knospen verdorrt. Doch wie er nun den Zweig noch einmal aus der Schutzdecke hervornahm, da sah es ihn fast wie ein Wunder an, denn eine einzige Knospe hatte ihr Leben bewahrt, sich im Verborgenen weiter entwickelt und faltete den Kelch zu einer kleinen zartrötlichen Blütenkrone mit goldig blinkenden Fäden im Inneren auseinander. Ja, gleich einem Frühlingswunder erschien es, den darauf Hinschauenden vom Haupt bis zum Fuß wie eine höchste Glückverheißung seltsam durchschauernd, und ohne Erwägung schrieb er rasch auf das Pergamentblättchen unter die Schrift Irenes von Byzanz: „Vostræ Serenitati salutem nunciat atque fungitur gratulationem rosa Hildesheimensis" („Eurer Erhabenheit sendet Gruß und Glückwunsch die Rose von Hildesheim").

Danach begab er sich eilfertig in die dichtdurchdrängten Straßen der Stadt und machte ein kleines Kästchen von Ebenholz ausfindig, das Pergamentblatt und den Rosenzweig hineinzulegen. Damit suchte er das Schloß auf, jedoch nicht um die geringe Hochzeitsgabe selbst seiner ehemaligen Schülerin zu überreichen, sondern er vertraute sie der Hand eines Dieners an und wandte sich rasch wieder von der Fürstenburg zurück. Im eigenen Gefühl lag's ihm, selbst ein Nichts, habe er der Hohen auch nur ein Nichts dargebracht. Wenn es an sie gelange, werde sie kaum mehr ihres flüchtigen Einfalls auf der Winzenburg gedenk sein; aber für sich hatte er nichts anders gekonnt.

Und nun stieg das erste stahlblaue Morgenlicht des fünfundzwanzigsten Maitages 1197, des Pfingstsonntags, vom Himmelsrand auf. Unermeßlich wogte es der inzwischen allgemein bekannt gewordenen Feststätte zu, drängte sich nach den besten Schauplätzen um den im Halbbogen von Schranken eingehegten Hauptraum. Auf diesem erhoben sich Prunkgezelte aller Vornehmsten des Schwaben-, Franken- und Bayernlandes, von farbenbunten Wappenbannern überhöht, goldene und silberne Prachtrüstungen tauchten darunter hervor und häuften sich dichter, Tausende von Waffenträgern reihten sich mit glitzernden Helmbarten zusammen. Wohin das Auge ging, traf es Geleucht

und Gefunkel des Strahlenrückwurfes der aufgestiegenen Sonne; fern im Süden stiegen zu weiter Dehnung die weißen Alpenzacken und -zinnen diamantklar in wolkenloses Blau.

Von einer leichten Anhöhe erhob sich inmitten der fürstlichen Zelte freistehend ein größeres, mit purpurnem Tuch überkleidet, zur Rechten und Linken kunstvoll mit den Geschlechtswappen der Hohenstaufer und Komnenen bestickt; vereinigt blickten von der Zeltspitze, aus getriebenem Gold gebildet, der kaiserliche Adler und die Krone des Oströmischen Reiches, zum Zeichen, daß der geblendete Kaiser desselben seinen Eidam Philipp von Schwaben zum Sohn angenommen und ihm seine Rechte auf den byzantinischen Thron übertragen hatte. Das war im Deutschen Reich noch nicht gesehen: die Kronen des Abend- und des Morgenlandes verbanden sich auf dem Moringer Feld; aus dem vom Sonnenaufgang her leicht spielenden Lufthauch schauerte es wie ein anwehender Gruß der Weltherrschaft. Unübersehbar umrahmten erwartungsvolle Männer und Frauen den Festplatz, Mütter hielten ihre Kinder auf den Armen empor, Kopf an Kopf überdeckte es die Anhöhe des Gunzenle.

Lange noch ward die Ungeduld getäuscht, aber dann ging's auf einmal wie mit einem Stoß durch die unzählbare Menge, und hunderttausend streckten sich zugleich auf die Zehen.

Vor dem staufischen Gezelt war ein mit grünen Maien dicht umkränzter Altar errichtet, und daneben hatte schon seit einiger Zeit harrend eine einzelne Mannesgestalt in reicher Goldrüstung, mit entblößtem Schwert in der Hand, gestanden; Herzog Ludwig von Bayern war's, der nach dem Sturz Heinrichs des Löwen als treuer Anhänger der Hohenstaufer mit dem verfallenen Bayernlehn begabt worden war. Doch jetzt öffneten sich plötzlich alle Zelte, Fürsten und Fürstinnen in höchster Gewandpracht hervorzulassen, aus dem in der Mitte aber erschien in einfachstem Rüstkleid, wie ein gewöhnlicher Dienstknappe, barhäuptig, nur im Schmuck dichter goldblonder Haarflut, ein schlanker Jüngling. Dennoch grüßte der Bayernfürst ihn mit ehrerbietiger Verneigung, denn es war der Bruder des Kaisers Heinrich und Anwart der Krone des byzantinischen Reiches, Herzog Philipp von Schwaben. Der Höchststehende unter allen hier um ihn Versammelten war er, doch eines nicht, kein Ritter noch, zu jugendlich bisher für diese Würde.

Rasch bog er jetzt ein Knie vor dem Herzog Ludwig zur Erde und empfing von diesem, der als Stellvertreter des Kaisers die feierliche Handlung vollzog, die „Schwertleite", den Ritterschlag, nach welchem er mit dem cingulum militare, dem Schwertriemen, als uraltem Zeichen der Wehrhaftmachung, umgürtet ward. In kurzer Frist vollzog sich das Ganze, er erhob sich als Ritter und trat ins Zelt zurück.

Eine Weile blieb der Raum vor dem Altar wiederum leer, dann schritt zu diesem im Meßgewand, mit der juwelenbedeckten seidenen Mitra auf dem Scheitel, den gekrümmten Hirtenstab in der Hand tragend, der Bischof von Augsburg hinan. Ein weniges stand auch er harrend, aber da verhielt jede Brust, nah und fern, den Atemzug, die Vorhänge des Mittelzeltes schlugen sich weit auseinander, und in verwandelter Erscheinung kehrte Philipp von Schwaben vor aller Augen zurück. Jetzt so, wie es seinem höchsten Range entsprach, in goldener, unter purpurnem Mantel sonnenhaft hervorleuchtender Rüstung, ein herrliches Bild fürstlicher Hoheit, der Jugendanmut und männlichen Kraft. Auch jetzt barhäuptig, nur die Stirn umschloß ein grüner Blätterkranz der Myrte, mit der sich schon die Alten so zu hohen Festen schmückten.

Aber so schön auch zu aller Augenweide der junge „Gemahl" hervortrat, jeder Blick ließ doch von ihm ab und blieb auf seiner von ihm an der Hand geführten Braut festgebannt haften; wie alle Blätter eines Waldes, von einem Windschauer gleich bewegt, sich zu einem gemeinsamen großen Gemurmel vereinigen, so floß die gleiche Regung aller Lippen zu einem vieltausendfältigen Ausruf: „Maria, die Himmelskönigin!" zusammen.

Sie war ganz schmucklos, trug nichts an funkelnder Pracht edler Erze und Gesteine. Nur ein Gewand aus schneeweißer Seide schmiegte sich ihr, unter dem Busen leicht

aufgegürtet, vom Hals bis zu den Füßen herab, ein lichtblauer Mantel fiel nach rückwärts von den Schultern, und die Stirn umgab ein Kranz aus den weißen Blüten der Myrte. Nichts von der erwarteten märchenhaften Morgenlandpracht der byzantinischen Kaisertochter bot sie zur Schau, so konnte auch eine deutsche Jungfrau aus edlem Geschlecht zum Altar schreiten, und eine Enttäuschung kennzeichnete sich da und dort in den Mienen, besonders der Zuschauerinnen. Doch nur einen Augenblick lang, dann kam's wieder über die endlose Menge wie ein Wind, der alle Ährenhalme eines Feldes nach gleicher Richtung biegt, ein einziges gemeinsames Gefühl, so habe noch niemand eine Braut im Reiche gesehen. Das war ein Märchengebild über jede Pracht, jedes andere Geschmeide als die beiden tiefblauen Edelsteine unter den dunklen Brauenbogen hätten diesen Zauber verringert. Die Hoheit des Weibes stand da nur im höchsten Wunderschmuck der eigenen Lieblichkeit. In Frauengestalt war's der Frühling, die Morgenröte, alles Schönste, was die Erde besaß. Von einer Befangenheit überkommen, scheuten ihre Augen leicht vor den zahllos ihr entgegengerichteten Blicken, rosenrote Färbung überfloß ihr die Wangen, doch die Lippen umflog ein seliges, beseligend in jede Brust hineindringendes Lächeln.

Die Fürsorge des Bischofs Konrad hatte Ludolf Ostermant den günstigsten Standplatz zugewiesen, in erster Reihe befand er sich vorn an der Schranke, unweit der vormaligen Bewohnerin des Kemenatengemaches auf der Winzenburg gegenüber. Die aber war's nicht, die dort vor ihm stand, wohl mit ihren vertrauten Antlitzzügen, doch kein großes Kind mehr, sondern zu einem göttlich verklärten Bildnis der Jungfräulichkeit erhoben. Kurze Monate hatten sie dazu verwandelt, wie in ihnen die Sonne das winterliche Erdreich zum Prangen des Sommers umgeschaffen. Und wie mit einer Strahlenschrift sprachen ihre jetzt sich frei aufschlagenden Augen, die Sonnenkraft, die sie noch über alle Schönheit hinaus zu solchem Himmelswunder erhöht habe, sei die Liebe in ihrem Herzen.

Das sah und las der junge Wehrmann, doch von der Handlung, die vor seinem Blick geschah, dem feierlichen Vollzug der Vermählung durch den Bischof von Augsburg, kam ihm kaum etwas zum Bewußtsein. Wie in einem Traum an lichtem Tag gewahrte er den prachtstrotzenden Halbkreis der um den Altar aufgereihten Fürsten und geistlichen Herren, doch sie alle verblichen zu Schatten vor der einen, jedes fremden Schmuckes baren, überirdisch weißleuchtenden Gestalt. Und dann durchbrauste es wie ein einziger Jubelruf die Luft, als müsse er bis zu den Schneegipfeln der Alpen hinüberhallen: „Heil, Heil Maria von Schwaben!“

Danach ward es wieder still, und es begab sich etwas, ohne daß Ludolf zunächst begriff, was. Ihm unfern that sich eine kleine Pforte der Schrankenbarre auf, und jemand trat in den freien Raum hinaus. Der neigte sich tief vor den Vermählten, in seinem Arm ertönte eine helle Geigensaite, und nun gesellte eine Stimme sich hinzu, deren besonderen Klang Ludolf schon vernommen. Plötzlich erkannte er seinen jungen Rastgenossen unter der Linde, Herrn Walther von der Vogelweide, und hörte diesen ein Festlied zum Preise des hohen Paares anheben. Allein unaufgefaßt gingen die meisten Worte ihm am Ohr vorbei, nur die letzten Verse drangen ihm, klingenden Wiederhall in der eigenen Brust weckend, bis ins Innerste, denn sie galten:

Maria von Schwaben,
Der Taube sonder Galle
Und Rose ohne Dorn.

Verstummend neigte danach der Sänger sich wieder, doch tausendstimmig erscholl es abermals aus der unendlichen Runde: „Heil werde Maria von Schwaben!“

Da stand auf einmal auch Ludolf Ostermant in dem freien Raum jenseits der Schranke. Er wußte nicht, wie er dorthin gekommen, und nicht, was er im Sinn trug. Nicht gewollt, sondern gemußt hatte er, von einer Übermacht gezwungen, und so streckte er ohne Besinnung die Rechte vor: „Erlaubt, Herr Walther,“ und nahm diesem zu sprachlosem Staunen die Fiedel aus der Hand. Dann und wann einmal hatte er mit einer solchen als Vagant ein lateinisches Carmen begleitet, doch verstand er sich nicht auf ihr

kunstgemäßes Spiel; dessen allein blieb er sich in seinem traumartigen Zustand bewußt und glitt nur ganz leicht, nur zu leis anklingender Weise mit dem Geigenbogen über die Saiten. Laut und weithintönend aber, ohne Zaudern und Suchen, erklang es von seinen Lippen dazu:

Ob alle, die da kamen
Zu diesem Festesreihn,
Dich mit dem heiligen Namen
Marias benedein,
Du über aller Schöne,
Du Stern des Morgenlands,
Ich grüße dich, Irene,
Irene von Byzanz!

Du, die erschien hienieden,
Der Liebe Göttin gleich,
Dein Name ist der Frieden,
Den Frieden hüt dem Reich!
Du Frühling, wie beschieden
Ihn noch kein Sommerglanz,
Uns allen gieb den Frieden,
Irene von Byzanz!

Du gleich der Wundermäre,
Du reiner Morgentau,
Ich grüße dich, du Hehre,
Du Jungfrau und du Frau!
Du einzig makellose
In aller Blumen Kranz,
Du Lilie und Rose,
Irene von Byzanz!

Das letzte Wort verklang, und einen Atemzug lang überlagerte alles lautlose Stille. Aber da jauchzte es, wiederholend, von jedem Munde ringsum:

Irene von Byzanz!
Du Lilie und Rose,
Irene von Byzanz!

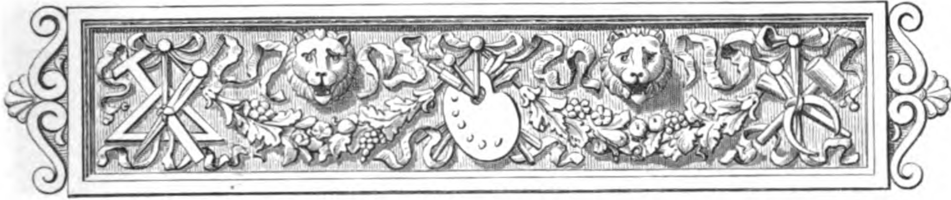
Es endete nicht; umlaufend in die Weite, kehrte es wieder zurück, hub immer aufs neue an:

Du Lilie und Rose,
Irene von Byzanz!

Treffender war in Worten ihr Bild nicht zu zeichnen. Wie eine weiße Lilie hob ihre Gestalt sich vom Boden empor, und einer aufblühenden Rose glich das Antlitz darüber. So aber hatte noch niemals das deutsche Volk sich jubelnd vor der höchsten Schönheit eines Weibes, als vor etwas vom Himmel Herabgesendetem, gebeugt, wie an diesem Pfingsttag vor Irene von Byzanz. Das Gesicht Philipps von Schwaben erblaßte einen Augenblick vom stockenden Herzschlag, dann schlug die stürmisch aufbrechende Blutwelle flammendes Rot des Stolzes und der Glückseligkeit über seine Stirn.

(Schluß folgt.)





Deutsche Handwerkerkünstler
im Zeitalter der Reformation.

Von

Luise Bagen.

II. Peter Vischer.

(Nachdruck ist untersagt.)

Während noch die neuere und neueste Forschung im unklaren darüber läßt, ob Adam Krafft zu den Künstlern der Gotik oder zu denjenigen der Renaissance zu zählen sei, wird Peter Vischer unter die Renaissancekünstler gerechnet. Freilich gilt er auch nur bedingungsweise für einen solchen, und die Ansichten sind noch darüber geteilt, ob man den neuen Einfluß der Romreise seines Sohnes Hermann oder der Anwesenheit Jacopo di Barbaris in Nürnberg zuschreiben soll. Für den bloßen Kunstliebhaber, der bei den Helden des Geistes verweilt, um sich in Seelenkenntnis zu bereichern, um die eigene Lebensanschauung zu festigen, um innere Kämpfe in der Vorahnung oder Erinnerung zu durchleben, ist es von geringem Belang, zu ergründen, welcher Stilperiode ein Künstler eingegliedert wird. Das, was der Künstler als Mensch den Menschen darreicht, ist ja inhaltlich dem Wandel der Zeiten nicht unterworfen. Doch wird man ein mittelhochdeutsches Gedicht leichter lesen bei einiger Kenntnis der mittelhochdeutschen Sprache, und wer einen antiken Klassiker in der Ursprache zu lesen versteht, wird niemals zu einer Übersetzung greifen. Das Gefühl, daß man einen Führer schwer entbehren kann, daß man im fremden Lande Dolmetscher braucht, hat auch das weitere Publikum der Kunstliebhaber veranlaßt, bei den Forschern auf dem Gebiete der Ästhetik nach Schlüsseln und Handhaben zu suchen, um dem Verständnis für die einzelnen Künstler näher zu kommen. Dabei kann es denn nicht ausbleiben, daß viele Liebhaber Teilwerke für ein Ganzes nehmen, daß sie Gelesenes mit Selbstempfundenem verwechseln und die Dinge durch eine gefärbte Brille betrachten. Diese gefärbte Brille war aber von ihrem forschenden Verfasser gar nicht als Brille gedacht, sondern diente den Sachkennern etwa in dem Sinne, wie der Photograph die rote Laterne benutzt. Fällt so ein wissenschaftlicher Apparat in die Hände des Liebhabers, so kommen die wunderlichsten Dinge dabei heraus. Vor lauter Eifer, das Romanische, Gotische u. s. w. zu unterscheiden, verlieren die Menschen den Blick für die innere Schönheit der Dinge, die sie vor sich haben. Infolgedessen entstehen dann Modeurteile, die bald den einen, bald den anderen Künstler erheben oder verdammen. Dem einzelnen wird, während solche Wogen der Begeisterung hoch gehen, fast immer das Recht verkürzt, seine eigene Überzeugung zu bilden.

Aus der Erkenntnis dieser Thatsache heraus ist Burckhardts Cicerone erwachsen. Aber aus dem Cicerone machte nun wieder die große Masse der Leser ein Ruhepolster, auf dem es sich behaglich niederließ, um der Anstrengung selbständigen Denkens und Sehens überhoben zu sein. Man hatte da alles so nett bei einander; es war alles so überzeugend gesagt — da war es so angenehm, die eigenen Fühlhörner behaglich im Schneckenhaus zu behalten und die heitere Welt der Kunst durch Burckhardts Kaleidoskop zu be-

trachten. Dabei haben gar viele von den bloßen Kunstliebhabern gelernt, mancherlei schöne Dinge im richtigen Lichte zu sehen. Gleichzeitig haben wir uns aber auch wieder an ein Vorurteil gewöhnt, an das Vorurteil, die deutsche Renaissance nur in Abhängigkeit von der italienischen Renaissance zu betrachten. Vor allem aber haben wir unseren Begriff vom Wesen der Renaissance nicht weit genug gespannt. Und gerade um unserem deutschen Renaissancemeister, Peter Vischer, gerecht zu werden, dürfte es sich empfehlen, nach Gründen zu forschen, warum sich diese gewaltige Bewegung auch des deutschen Kulturlebens bemächtigen konnte und bemächtigen mußte. Denn daß es sich dabei nicht um ein Bewußtes und Gewolltes handelte, etwa in dem Sinne wie um die Einführung einer neuen Kleidertracht durch tonangebende Schneider, liegt auf der Hand. Allerdings begegnet man noch heute vielfach gesprochenen und gedruckten Urteilen, die auf dieser unhaltbaren Voraussetzung fußen.

Wenn man der Renaissancebewegung das Bewußte und Gewollte abspricht, so bedarf diese Behauptung der Einschränkung. Denn die Renaissance ist zweifellos ein Erwachen zum Bewußtsein im philosophischen Sinne. Aber es kommt in erster Linie darauf an, zu wissen, worin dies bewußte Erwachen der deutschen Volksseele bestand.

Dem Bewußten steht das Intuitive gegenüber. Von den künstlerischen Äußerungen der intuitiv arbeitenden deutschen Volksseele sind uns nur litterarische Denkmäler im Märchen und in der Edda erhalten. Naturwissenschaft, Religion, Philosophie und künstlerischer Gestaltungsdrang sind darin miteinander verschmolzen. Man staunt über die Mannigfaltigkeit der Deutungsmöglichkeiten dieser Urdichtungen. Das Verhalten der Jahreszeiten zu einander — ja! Aber auch das Verhalten der menschlichen Leidenschaften zu einander, eine Seelenkenntnis, eine Treffsicherheit in Bezug auf die Wechselwirkungen von Handlung und Stimmung, von Natur und Recht, die in der Weltlitteratur nur einmal übertroffen ist — von der Bibel. In der neuzeitlichen Litteratur ist sie nur einmal annähernd erreicht — von Shakespeare. Aber Shakespeares Menschen denken schon bewußt. Sie haben alle, gleich Parzival, schon einmal nach Vögeln geschossen. Alle Menschen, die nach der Renaissance lebten, haben es gethan — haben Früchte gekostet vom Baum der Erkenntnis und glauben zu wissen, was gut und böse ist. In unseren germanischen Mythen hingegen ist fast alles Voraussetzung. Die Schlüsse springen ganz ungesucht daraus hervor. Es sind gelöste mathematische Aufgaben — richtig gelöste, aber weder Zirkel noch Winkelmaß wurden dazu gebraucht — der Beweis an der Hand von Reduktionen auf Lehrsätze fehlt. Anfänge und Anklänge an die Reduktion auf den Lehrsatz liegen aber in der griechisch-römischen, der sogenannten antiken Mythologie. Um es kurz zu fassen: die Griechen erklären die Natur durch den Menschen, die Germanen erklären den Menschen durch die Natur. Infolgedessen bleibt dem Germanen eine höhere Achtung vor der Menschennatur. Er sieht die Natur außerhalb des Menschen nicht immer im lachenden Sonnenschein, darum erfaßt er ihr Wesen vielseitiger. Wegen dieser größeren Vielseitigkeit denkt er auch von den Frauen höher als der Grieche. Auf die beiden wilden Stämme, den griechischen und den germanischen, wird nun das Reis der Bibeloffenbarung gepfropft. Bei den Griechen und Römern faßt es Wurzel vermöge der Anknüpfung an die Philosophie. Die Athener haben auf philosophischem Wege die Erkenntnis gewonnen, daß es außer ihren Göttern einen größeren Gott geben muß, dem sie einen Altar errichten. Von diesem unbekannten Gott predigt ihnen Paulus; auch den Römern schreibt er: daß man weiß, daß Gott sei, ist den Heiden offenbar.

Anders bei den Germanen. Sie haben noch keine Philosophie. Dafür kennen sie eine Verheißung — eine Mischung von optimistischem Frühlingsglauben und Paradieseserinnerungen. Wenn ihnen von Christus erzählt wird, denken sie an Baldur und Siegfried. Ganz von selbst wächst er für sie zum Heliand heran, und auf Petrus übertragen sich gewisse Charakterzüge des Loke. Für die übrigen Apostelfiguren fehlt vor der Hand das künstlerische Individualisierungsvermögen. Es entwickelt sich erst allmählich, als für die einzelnen Kirchen, für Adelsfamilien und für jedes ehrsame Handwerk



Peter Vischer: Grabtafel im Dome zu Regensburg.

Schutzheilige gebraucht werden. Neben das handelnde Heldentum des heiligen Georg tritt das duldende Heldentum des heiligen Lorenz. Noch ein drittes gewinnt daneben Raum — das Heldentum des heiligen Sebald, eine verdeutschte Johannesfigur, deren Heldentum im Wohlthun und in Werken der Liebe besteht. Während so die Begriffe von sittlicher und seelischer Größe sich dehnen, weiten und vervielfältigen, vollzieht sich

die Trennung von kirchlicher und weltlicher Dichtung. Die kirchliche Dichtung, um sich des allzuvertraulichen Zugreifens der vielen zu erwehren, hüllt sich in das Gewand der fremden lateinischen Sprache. Priesterschlauheit vielleicht! Vielleicht aber hat es um eines höheren Zweckes willen so sein müssen. Möglicherweise, um kosmopolitische und kulturelle Tendenzen der Neuzeit zu fördern; vielleicht auch, damit nicht Litteratur und Sprache die einzigen Verständigungsmittel der Menschen blieben.

Für Analphabeten ist die bildende Kunst des Mittelalters erfunden worden. Noch heute zeugen die Siegfriedsäulen zu Freising, zu Hyllestad und an anderen Orten davon, wie man vermöge bildlicher Darstellungen dem Volke die neue Lehre begreiflich zu machen suchte. Sicherlich war diese Belehrung durch das plastische oder malerische Symbol bei weitem nicht der einzige Antrieb für das künstlerische Schaffen des frühen Mittelalters. Es war aber ein sehr wichtiger und er zählt zu denjenigen, die bisher noch nicht genügend gewürdigt sind. Bekannt ist, daß die Arbeiten zum Kirchenschmuck anfangs zum größten Teil von Mönchen geliefert wurden. Später, als das Handwerk erstarkte und das Mönchtum erschlaffte, ging die Arbeit an das Handwerk über. Nun erwacht auch der Geist der Kritik. Zunächst übt man Kritik an den Widersprüchen zwischen Lehre und Leben der Priesterschaft. Reinhart, der Fuchs, anfangs das Sinnbild des Versuchers zum Bösen und als solcher unzählige Male in der kirchlichen Ornamentik verarbeitet, wurde später von der regulären Priesterschaft gegen die predigenden Mönchsorden, von diesen wieder gegen die Priester gedeutet, und das Volk dachte selbstverständlich an alle beide, wenn ihm alle Bosheiten des Fuchses mit ausführlicher Moral erzählt wurden. Unter allen Umständen aber verlor im Laufe der Zeit die ornamentale Symbolik ihre inhaltliche Bedeutung. Das Ornament ist ja immer eine Formensprache, ob es nun aus der Pflanzen- oder der Tierwelt stammt. Jedem einzelnen Wort in dieser Formensprache ergeht es wie dem gesprochenen Wort — einzelne Ausdrücke fallen der Vergessenheit anheim, alle wandeln sich im Laufe der Zeit. Die Werte werden unausgesetzt umgeprägt. Der Stil der Ornamentik und der Stil der hohen Kunst verändern sich in genau derselben Weise wie der litterarische Ausdruck, der schriftliche Stil. Macaulay spricht einmal davon, daß die Poesie einzelne Bilder und Redewendungen abstreift, wie eine vornehme Dame, die einer Jungfer ihre abgetragenen Gewänder überläßt. Genau dasselbe findet in der Formensprache der bildenden Kunst statt. Sie nutzt sich ab. Wunderbar erscheint dabei das feste Gefüge der ineinander greifenden geistigen und praktischen Momente. In dem Augenblick, wo die bildliche Formensprache der Gotik innerlich erschöpft ist, wird sie zu eng und zu klein für den Inhalt dessen, was sie in Zukunft geben muß. Gleichzeitig steht aber auch die Buchdruckerkunst fertig da, bereit, die Aufgabe zu übernehmen, die ihr im Laufe der Zeit erwachsen ist.

Nicht, als ob die bildende Kunst der Gotik in sich unfähig geworden wäre, etwas zu sagen. Dazu ist das technische Können viel zu kräftig, das geistige Leben viel zu rege geworden. Die Jahrhunderte der Mission sind nicht umsonst gekommen und gegangen. Unter der Decke des letztjährigen sterbenden Laubes ist das Grün des neuen Jahres lebendig und stark geworden. Schon Adam Krafft ist das lebende Zeugnis dafür. In seiner Ornamentik streckt und dehnt sich alles dem Neuen entgegen. Er symbolisiert nicht mehr. Seine Ornamente sind verkörperte Abstraktionen der Begriffe des Tragens, Stehens, Hängens, Schwebens, Liegens u. s. w. Man kann schon ganze Kapitel aus Sempers „Stil“ an ihm demonstrieren, besonders wenn man Professor Meurers treffliche Erläuterungen in den „Pflanzenformen“ hinzunimmt. Selbstverständlich ist sehr viel von dem allen auch in der Gotik zu finden. Es beruht dort aber mehr auf Intuition als auf jener verstandesmäßigen Erkenntnis, die von den mechanischen Fortschritten der Technik unzertrennlich ist. Ein eingehendes Studium der Eckbildungen in der Architektur wie in der tektonischen und textilen Ornamentik wird auch den Laien sehr schnell diese Überzeugung gewinnen lassen. Die Eckbildung liefert ja den schlagenden Beweis — bildet gewissermaßen den



Peter Vischer: Grabtafel des Gothard Wigerinck in der Lübecker Marienkirche.

springenden Punkt in Riegls Buch „Allerlei Stilfragen“, das einen so wesentlichen Umschwung in der modernen Beurteilung kunstgeschichtlicher Fragen herbeigeführt hat.

Adam Krafft steht aber auch in seinen figürlichen Darstellungen dem Inhalt und der Form nach bereits mit einem Fuße in der Renaissance. Vielleicht ist er mehr ein Künstler der Reformation als einer der Renaissance. Aber diese beiden Bewegungen sind für die Geschichte des deutschen Vaterlandes unzertrennlich miteinander verknüpft. Weil das deutsche Volk nicht, wie Griechen und Italiener, eine philosophische Vorschule besaß, hatte sich eine konkretere Form der christlichen Religion in der deutschen Volksseele ausgebildet als in der italienischen. Hand in Hand mit diesem realeren Ideal entwickelte sich in Deutschland eine stärkere Neigung zum Persönlichen, zum Individuellen. Das abstraktere Ideal der Romanen — mehr ein kirchliches als ein christliches — begünstigte den Kollektivismus. Deshalb bleiben die Gestalten der italienischen Künstler immer in höherem Grade Typen als diejenigen der deutschen. Adam Kraffts Figuren sind immer zuerst Individuen, dann Typen.

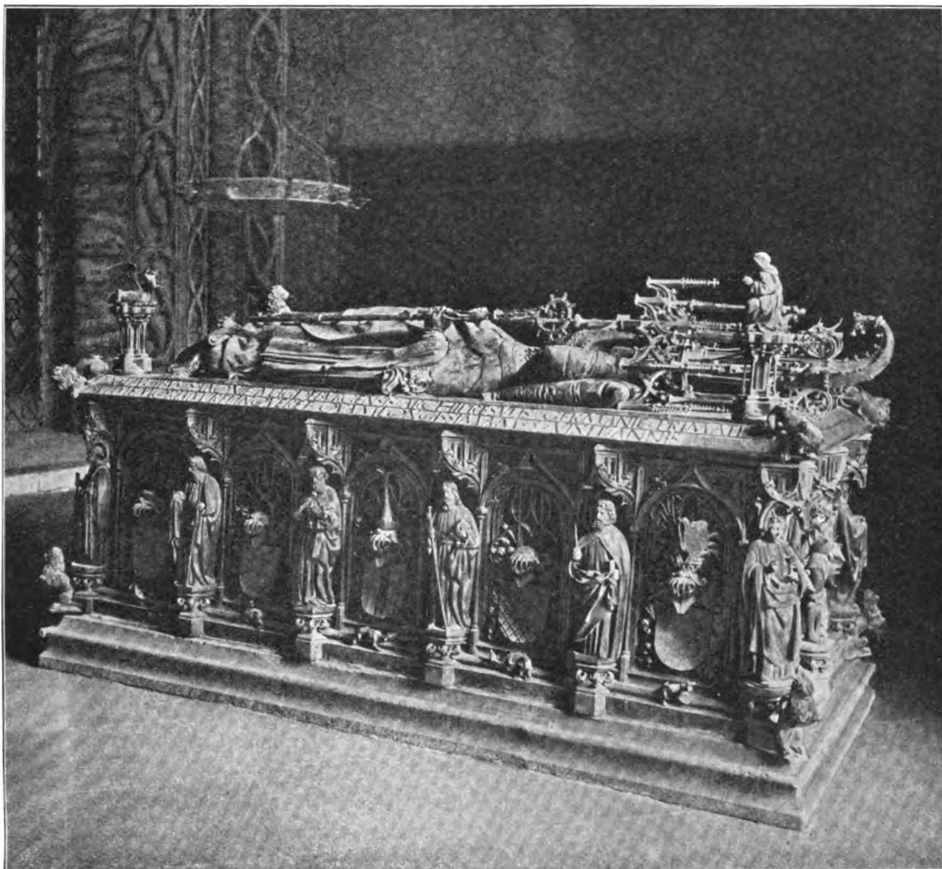
Was Adam Krafft im Zusammenhang mit den tüchtigen Zeichnern schuf, die vor ihm gelebt haben, bildet gewissermaßen eine deutsche Bibel vor der gedruckten Bibelverdeutschung. Doch ist auch hier das Renaissancegefühl im Unterschied von den Reformationsgedanken kenntlich. Es ist ein wunderliches Ding um dieses Renaissancegefühl. Man wird vielleicht niemals dahin gelangen, das ganze Gespinst der verschiedenen Einflüsse zu entwirren, welche es hervorgerufen haben. Zu sagen, der Humanismus allein hätte es großgezogen, ist nur

demjenigen möglich, der an sprunghafte Entwickelung glaubt. Gewiß, er hatte einen wichtigen Anteil daran, aber er ist weit davon entfernt, der einzige arbeitende Hebel zu sein. Mit dem gleichen Rechte könnte man sagen, Handwerk und Bürgertum hätten das Renaissancegefühl geweckt. Oder aber, die Kirche hätte es großgezogen, etwa in dem Sinne, wie eine temperamentvolle, nicht sehr charakterfeste Mutter ihre Kinder heranzieht. Alles das und noch vieles Verwandte bleibt immer nur bedingungsweise wahr. Für Deutschland kommt ohne Zweifel das sociale Umgestaltungsgesetz des christlichen Gedankens in Betracht. Der Handwerkerkünstler Peter Vischer, der so schlicht und ehrlich über seinem schweren ledernen Schurzfell hervorschaut, ist ohne einige Würdigung dieses Princips nicht zu verstehen. „Der geeignete Mann für die geeignete Stelle“ — das ist das einzige sociale Entwickelungsgesetz, welches der christliche Gedanke kennt. Keine Arbeit ist ehrenrührig, keine zu schlecht, um gut gemacht zu werden, jeder ist für irgend etwas, keiner bedingungslos für alles befähigt. Vermöge dieses grundlegenden Begriffes vom Adel der Arbeit sind unsere deutschen Handwerker zu Künstlern herangewachsen. Für Deutschland ist das, was man den Persönlichkeitsdrang in der Renaissance nennt, aus diesem Grundgesetz vom Adel der Arbeit herausgewachsen.



Peter Vischer: Gedenktafel des Henning Goden in der Schloßkirche zu Wittenberg.

Dieser Persönlichkeitsdrang war in Deutschland vorhanden, bevor irgend welche nachweisliche Berührung mit der italienischen Renaissance stattfand. Das geht unwiderleglich aus Adam Kraffts Werken hervor. Soweit wir mit dem Worte Renaissancegefühl den Begriff des Überganges vom Intuitiven zum Bewußten verstehen, fällt selbstverständlich das Erwachen der Begeisterung für die Antike schwer ins Gewicht. Diese Seite der Frage kommt aber bei der Beurteilung Peter Vischers weniger in Betracht. Man wird indessen wohl thun, auch hierbei im Auge zu behalten, daß diese Begeisterung für die Litteratur, die Philosophie und — nicht zum mindesten — für die Mathematik der Alten nicht etwa erst



Peter Vischer: Grabmal des Erzbischofs Ernst von Magdeburg.

mit der Eroberung von Konstantinopel erwachte. Auch diese Begeisterung war allmählich herangereift. Es merkt ja niemand, wie er einschläft, und man sieht nicht, wie es Frühling wird. Vom stillen sonnenbeschienenen Weiher hat der warme Frühlingswind die Eisrinde gehoben; der engumfriedete Waldsee liegt da im Wiederschein des lachenden Himmels, so blau, daß man an grundlose Tiefen und versunkene Glocken denkt. Doch es ist eine Täuschung. Nur wenige Zoll tief ist die glatte Wasserfläche. Darunter liegt noch die dicke Eisschicht, der unnachgiebige Rest des steinharten Winters. Doch schimmern die weißen Birkenstämme hell; und heller heute als gestern und vorgestern. Glutrot recken sich die saftreichen Birkenzweige gegen den hellen Himmel. Ist es heut Frühling? Wer will's sagen? Aber das Reh beginnt schon, die Farbe seines Fellkleides zu wechseln. Wann wird das letzte Haar von seinem Wintergewande fallen? Wir möchten dabei sein, möchten es wissen, um genau sagen zu können, heute ist es Frühling, Sommer, Herbst geworden. Ist es Herbst, wenn der harte Augustwind die ersten gelben Ulmenblätter auf der Straße aufwirbelt? Wenn das letzte Eichenblatt den letzten Zellenrest von Chlorophyll verliert? Auch das wissen wir nicht. Und wenn wir fragen, wann die Renaissance begann, wann die Gotik endete, so legen wir immer nur frische Bolzen auf Parzivals Bogen, schießen nach Vögeln und sehen sie tot zur Erde fallen.

Unser Wissensdrang führt uns an immer neue Rätselthore. Werden wir einmal, als Menschheit genommen, klug genug werden, um nur auf der Gralsburg von Monsalwatsch die richtige Frage zu stellen?

* * *

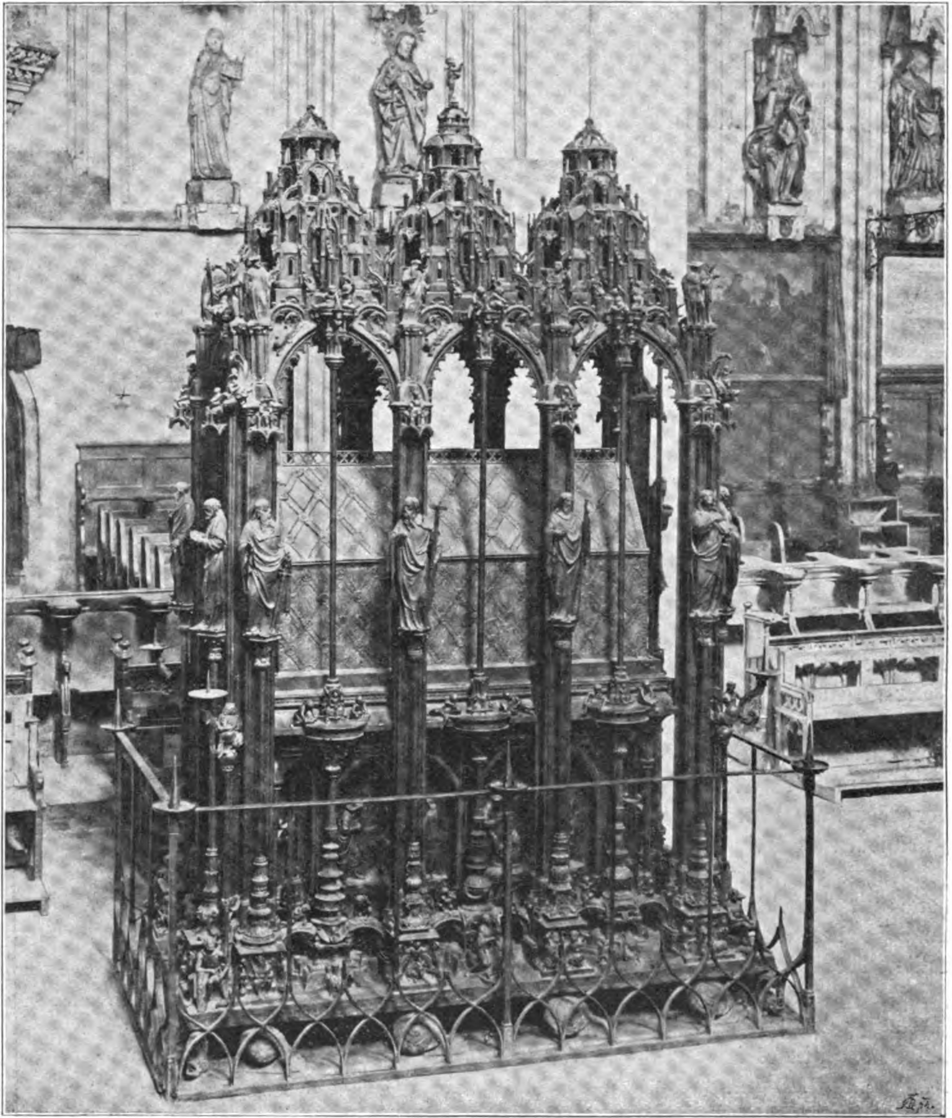
Spärlich fließen die Nachrichten über Peter Vischer, spärlicher fast noch als über Adam Krafft. Sein Geburtsjahr ist unbekannt. Eine Urkunde besagt, daß sein Vater, Hermann Vischer, für sein Meisterrecht in Nürnberg dem Rate zwei Gulden erlegen mußte. Daraus wird gefolgert, daß Hermann Vischer der Ältere kein geborener Nürnberger sein konnte. Jedenfalls wurde er unter die Rotgießer der Stadt aufgenommen, heiratete zweimal, erwarb ein eigenes Haus mit einer Gießstätte und zählte die Domherren von Bamberg und anderen Städten zu seinen Kunden. Auch das Taufbecken der Wittenberger Pfarrkirche wurde von ihm gegossen. Peter Vischer, der älteste Sohn erster Ehe, wurde in seines Vaters Werkstatt herangebildet. Von ihm erbte er das Haus „am Rand bei dem Schießgraben". Es wurde ihm mit siebenhundertvierunddreißig Gulden angerechnet; er mußte seine Stiefmutter, drei Brüder und eine Schwester mit Geld abfinden. Sein Meisterstück machte er bald nach des Vaters Tode im Jahre 1489; ein Jahr später heiratete er Margaret Groß. Hans Groß, ihr Vater, hatte ihr zur Hochzeit einen grünen Mantel, Schaube und Schleier geliehen. Später machte er die Wertstücke der Tochter zum Geschenk. Peter Vischer mußte dem Richter durch Handschlag geloben, die Sachen nie zu verkaufen, zu versetzen oder zu verschenken. Er ist nie in die Lage gekommen, es zu thun. Es war ja nur eine Vorsicht gewesen, die das Eigentum der Frau gegen Gläubiger sicherte. Wie leicht der Handwerker jener Tage in die Lage kommen konnte, borgen und Wertsachen versetzen zu müssen, geht ja aus Adam Kraffts Geschichte zur Genüge hervor. Auch Peter Vischers Lebensgeschichte ist voll von Einzelheiten, die darauf schließen lassen, wie sehr er Tag für Tag Grund gehabt haben mag, nur das einfachste tägliche Brot für sich und die Seinen zu erwarten. Margaret, seine erste Hausehre, hat aber vermutlich keine Zeiten schwerer Not mit ihm geteilt. Sie ist früh von ihm geschieden, wahrscheinlich bald nachdem sie ihm seinen begabtesten Sohn, Hermann, geschenkt hatte. Schon 1493 heiratete Peter Vischer zum zweitenmal. Er hat später noch eine dritte Frau heimgeführt. Seine fünf Söhne, Hermann, Peter, Hans, Jakob und Paul, haben alle in seiner Werkstatt gearbeitet. Außerdem hatte er noch eine Tochter, Margaret, verehelichte Ringler. Als seinen Jugendfreund nennt Neudörffer eben Sebastian Lindenast, den Kupferschmied, mit welchem auch Adam Krafft „als ein Bruder" aufgewachsen sein soll. Gemeinsam mit ihnen hat er sich im Zeichnen geübt, doch mag er wohl weniger geschickt gewesen sein als Krafft, von dem es heißt, er hätte mit der linken Hand ebenso trefflich gezeichnet wie mit der rechten. Im allgemeinen nimmt man an, daß Peter Vischer die Entwürfe zu seinen Arbeiten nicht selbst machte. Hauptsächlich wird diese Ansicht damit begründet, daß die Rotgießer ihre Holzmodelle nicht eigenhändig anfertigen durften, vielmehr diese Arbeit den Holzbildhauern überlassen mußten. Indessen hat Peter Vischer nachweislich Wachsmodelle für verschiedene Gußwerke selbst angefertigt. Sonach dürfte der Anteil der Holzbildhauer an seiner Arbeit doch wohl etwas geringer einzuschätzen sein, als es bisher geschah. Die bloße Thatsache, daß Neudörffer gelegentlich unsichere Angaben macht, reicht doch überdies nicht hin, um seine Mitteilung, Peter Vischer hätte selbst gezeichnet, in Frage zu ziehen. Wenn er mit Adam Krafft und Lindenast zusammen aufwuchs, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß er, gleich ihnen, bestimmte Anregungen von dem Mathematiker Regiomontan erhielt, der von Wien nach Nürnberg gekommen war. Möglicherweise wurden diese Anregungen bereits aus zweiter Hand, von Regiomontans Schülern, gegeben. Der große Gelehrte war 1436 nach Nürnberg gekommen und etwa vierzig Jahre dort ansässig. Da nun das Jahr 1455 als das ungefähre Geburtsjahr Kraffts und Vischers angenommen wird, so konnte ein Lehrer für sie bereits durch Regiomontan herangebildet sein. Eine Volksschulbildung mußten sie ohne Zweifel erhalten haben, denn des Lesens und Schreibens waren sie nicht unkundig. Von Adam Krafft nimmt Bergau an, daß er aus der Bauhütte hervorging. Peter Vischer hat aller Wahrscheinlichkeit nach eine vierjährige Lehrzeit in der Gießstätte seines Vaters durchgemacht. Dort arbeitete er jahrelang als Geselle und machte nach des Vaters Tode sein Meisterstück.

Die Kunst des „Rotgießens“ galt seit langem als eine Besonderheit der Stadt Nürnberg. Es fand sich dort eine Thonerde, die für den Bronzeguß besonders geeignet ist. Die Bronze wurde damals Messing genannt. Messingschläger und Messingschmiede bereiteten sie zu. Sie schlugen die „gebrannte“ Metallmischung zu Platten, die dann von den Rotgießern oder Rotschmieden weiter verarbeitet wurden. Anfangs war das nicht so gewesen, sondern die Rotschmiede „brannten“ ihr Metall selbst.



Peter Vischer: Grabmal des Grafen Hermann von Henneberg in der Stiftskirche zu Römhild.

Der Organisationstrieb des Mittelalters, der sein Hauptaugenmerk darauf richtete, der größten Anzahl von Individuen Arbeitsgelegenheit zu sichern, hatte zur Arbeitsteilung in der Korporation der Nürnberger Bronzearbeiter geführt. Zahlreiche Urkunden beweisen es ja, daß mindestens fünf Jahrhunderte lang dies System der handwerklichen Arbeitsteilung beständig in Fluß blieb. Der Organisationstrieb brachte es ja mit sich, daß der einzelne sich als Glied des Ganzen fühlte. Dem Ganzen aber blieb seine Wesenheit als Organismus bewußt. Die Zünfte und Korporationen blieben lebensfähig, solange sie sich als ein Beweg-

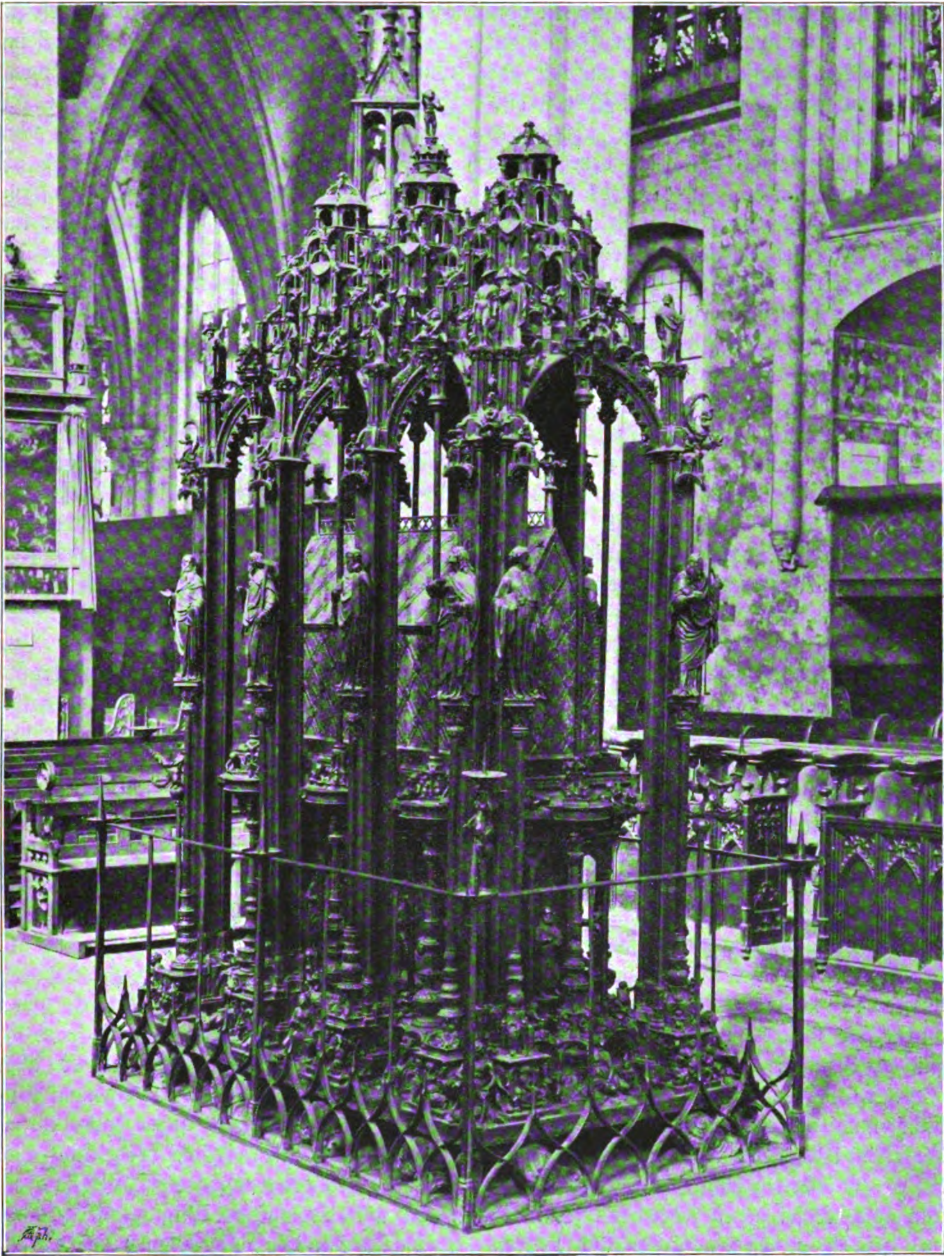


Peter Vischer: Das Sebaldusgrab.

liches, zeitlich Wandelbares fühlten und bethätigten. Zu einem Hemmschuh für die künstlerische Weiterbildung des Handwerks wurden sie erst, als sie diese ihre Beweglichkeit einbüßten. Es ist nötig, diesen Gesichtspunkt im Auge zu behalten, wenn man Peter Vischer verstehen — nötig insbesondere, wenn man unserem deutschen Meister seine Beziehungen zur italienischen Renaissance nicht verübeln will. Bisweilen ist das von Extrem-Deutschen geschehen. Solche extremdeutschen Grundsätze sind aber nur vereinbar mit gänzlicher Unkenntnis der Geschichte des deutschen Handwerks nach Peter Vischer.

* * *

Ein Handwerker war Peter Vischer, so wie es Adam Krafft gewesen ist. Seine technischen und geistigen Vorarbeiter sind unter den treuen und hingebenden Handwerkern zu suchen, die vor ihm und um ihn lebten. Die Baumeister und Steinmetzen, die Eisenschmiede und Goldschmiede, die Maler und



Peter Vischer: Das Sebaldusgrab.

Holzbildhauer, die Kupferstecher und Holzschneider, deren junge Kunst in Peter Vischers Tagen im ersten Aufblühen begriffen war — sie alle haben in einem ganz bestimmten Sinne Anteil an Peter Vischers Arbeit. Denn das organische Werden des menschlichen Geisteslebens ist ja unendlich verschieden von dem bewußtlosen Wachsen des Korallenriffes. Nur bei den winzigen Weichtieren in den kalkigen Schalen ist jene Gleichheit zu finden, welche die Auflösung des Individuums im Nirwana bedingt. Die Menschen nehmen freilich auch von denen, die vor ihnen lebten und mit ihnen sich des Daseins freuen. Immer wieder aber tritt in ihre große Menge und Zahl einer hinein,

der zusammenfaßt, was die kräftigsten vorbereiteten. Er macht es zum Gemeingut aller. Stets indessen so, daß nur die das Gemeingut genießen, die es zu schätzen wissen. Hunderte und Tausende schätzen es nicht, haben keinen Teil an dem großen gemeinsamen Leben. Ja, es giebt Zerstörer unter ihnen, die hemmend und vernichtend in das Getriebe des Ganzen eingreifen — vielleicht nur, um die Kraft der Vorwärtsstrebenden zu lebhafterer Anstrengung anzuspornen. Im Kampfe gegen diese hindernden Durchschnittselemente, die alles hübsch auf gleicher Ebene halten und der Versumpfung entgegenführen, haben auch die Nürnberger Handwerkerkünstler um den Ausgang des fünfzehnten Jahrhunderts gestanden. Immer wieder zeigt sich schon damals das Bestreben der „vielen“, die Zünfte und Korporationen in etwas Unbewegliches zu verwandeln. So hatten z. B. die damaligen Goldschmiede Sebastian Lindenasts Konkurrenz zu fürchten. Er verstand die Kunst, Kupfer kunstreich zu vergolden, und die Figuren des laufenden Uhrwerks an der Liebfrauenkirche wurden von ihm in dieser Technik gefertigt, was der Rat gebilligt hatte. Bald aber wurde es dem tüchtigen Meister verboten, Gürtelschlösser und Spangen in derselben Weise zu fertigen. Pirkheimer, Dürers allbekannter Gönner, wurde abgesandt, ihm die Botschaft zu überbringen. Eine gewisse Anzahl Arbeiten durfte er noch anfertigen, seinem Sohn wurde die Erlaubnis, dies Handwerk auszuüben, entzogen.

Peter Vischer selbst hat, soviel wir wissen, nicht unmittelbar unter dem Widerstande der Minderbegabten und minder Gewissenhaften zu leiden gehabt. Neudörffer rühmt ihm nach, er sei gegen jedermann freundlich und gefällig gewesen. Fürsten und Herren, die nach Nürnberg kamen, pflegten ihn in seiner Gießstätte aufzusuchen, denn sein Ruhm war bis über die Grenzen des Deutschen Reiches hinaus verbreitet. Die zwei Jahrzehnte, um welche er Adam Krafft überlebte, waren gerade diejenigen des anbrechenden hero-worship, den der Humanismus in Mode brachte. Doch sind die ersten angebeteten Helden der deutschen Renaissance sehr weit davon entfernt, irgend welche Herrenmoral gegenüber dem Herdenvieh zur Schau zu tragen. Die Größe ihrer Kunst wurzelt darin, daß sie auch in den Schwachen noch die Würde des Menschen anerkennen und achten. Sie fühlen sich nicht als Übermenschen, sondern schlechthin als Menschen, die unter der eigenen und fremden Unzulänglichkeit leiden. Aus dieser klaren Erkenntnis heraus erwächst ihnen der freudige Mut, aus der fröhlichen Fülle aller Lebenserscheinungen zu schöpfen. Vitam, non mortem recogita ist ein Satz, den Peter Vischer mehrfach im Munde führte. Über das Leben, nicht über den Tod dachte er nach. Trotzdem ist die große Mehrzahl seiner Arbeiten dem Andenken der Toten geweiht. Als die früheste selbständige Arbeit von Peter Vischer gilt das Grabmal des Grafen Otto IV. von Henneberg. Es ist eine freistehende vollrunde Statue, die sich in der Stiftskirche zu Römhild befindet. Die Figur steht auf einem Löwen. Da Graf Otto dieselbe Rüstung trägt wie Adam Kraffts St. Georg in der Theresiengasse, wird gefolgert, daß die Zeichnung von jenem herrühre. Bergau rühmt an der Statue die edle Haltung, die große Lebendigkeit und die richtige Durchführung aller Teile. Aus der Harsdörfferschen Familienchronik geht hervor, daß Vischer im Jahre 1493 von Nürnberg abwesend war. Vermutlich hat er damals die Statue in Römhild aufgestellt. Er gab alle seine bewegliche Habe Herrn Peter Harsdörffer in Verwahrung und quittierte später eigenhändig, in schöner Handschrift, über die Rückgabe. Um diese Zeit war er aller Wahrscheinlichkeit nach zum zweitenmal Witwer. Im Jahre 1506 ist er mit Margarete, seiner dritten Frau, verheiratet und kauft zur Erweiterung seiner Gießstätte ein Haus an. Ein solcher Ankauf wurde später nochmals von ihm unternommen. Die Häuser befanden sich aber in dürftigem Zustande, so daß es ungerechtfertigt ist, auf großen Wohlstand zu schließen. Immerhin war es für Peter Vischer leicht, seine Rechnungen mit seinen Auftraggebern richtig zu stellen, weil sein Material nach einem bestimmten Gewichtpreise abgeschätzt wurde. Bischof Heinrich III., Groß von Trockau, zahlte für die Anfertigung einer Grabplatte einundsechzig Gulden, wovon ein halber Gulden

als Trinkgeld, der andere als Fuhrlohn in Anrechnung kam. Diese Platte ist gleich denjenigen für die Bischöfe Veit Truchseß und Georg, Marschalk von Ebnet, im flachen Relief gearbeitet, weil sie in den Fußboden der Chöre des Domes eingelassen wurden. Jetzt sind sie in die Wände eingemauert. Ebendort befinden sich auch die Grabplatten der Bamberger Domherren, deren Peter Vischer eine ganze Anzahl in seiner Werkstätte anfertigen ließ. Vieles davon ist rein handwerksmäßige Arbeit. Nachweislich ist die „Visierung" zum Grabmal des Bischofs Georg von einem Bamberger Maler, Katzheimer, angefertigt. Es wird vermutet, daß auch das Holzmodell Bamberger Arbeit war.

Im Stile des Flachreliefs sind auch die Grabplatten der Meißener Fürstenkapelle gehalten. Hier erscheint die Zeichnung in die Platten eingeritzt. Zum Teil ist sie indessen gegossen und nur mit dem Meißel vertieft. Fünf von den elf vorhandenen Platten gelten für Peter Vischers eigene Arbeit. Es sind die Bilder des Kurfürsten Ernst, des Herzogs Albert, der Herzogin Amalie von Bayern, des Herzogs Friedrich und der Herzogin Sidonie. Die Anfertigung dieser Grabplatten fällt in die Jahre 1486, 1500, 1502 und 1510. Der Übergang von der ausklingenden Gotik zur reinen Renaissance ist in ihrer Reihenfolge unverkennbar. Das letzte Bild, das der Herzogin Sidonie, zeigt zweifellose Geistesverwandtschaft mit Albrecht Dürer. Der Faltenwurf ist groß und ruhig, voll feiner Beobachtung der stofflichen Eigenart. Den Hintergrund bildet ein Vorhang mit reichem Granatapfelmuster; das Untergewand der Fürstin, die eine polnische Prinzessin war, zeigt ebenfalls ein Granatapfelmuster. Mit bewundernswerter Geschicklichkeit ist der stoffliche Unterschied zwischen dem Sammetbrokat des Gewandes und dem Seidendamast des Vorhanges herausgearbeitet. Die Putten der Eckfüllungen und die unteren Wappen knüpfen in plastischer Vollendung an das Beste an, was Adam Krafft geschaffen hatte; der Hintergrund aber zeigt jene erweiterte Kenntnis der Perspektive, die Dürer in Venedig und Padua von Mantegna und Mantegnas Schülern erlernt hatte.

Weitere Grabplatten aus Peter Vischers Werkstatt befinden sich in Breslau und Krakau. Das Grabmal des Bischofs Johannes IV. Roth im kleinen Chor des Breslauer Domes stammt aus dem Jahre 1496. Es wird als das schönste Bischofsdenkmal Schlesiens und großartiger als die Bamberger Platten geschildert. Wahrscheinlich hat es Vischer selbst aufgestellt, denn er gab in diesem Jahre seine Habe wieder bei Peter Harsdörffer in Verwahrung. Im Krakauer Dom befindet sich das Bild des Kardinals Friedrich, eines Sohnes König Kasimirs IV. von Polen; es nähert sich sehr den Renaissanceformen; eine zweite dazu gehörige Platte stammt aus dem Jahre 1510. Diese Platte stellt eine Mutter Gottes dar und den Kardinal, der sie anbetet. Hier sollen schon Spuren der Arbeit von Hermann Vischer kenntlich sein.

Es liegt auf der Hand, daß bei Grabtafeln dieser Art kein Spielraum blieb für die Entfaltung freier künstlerischer Phantasie. Vermutlich sind die sogenannten Visierungen, die Peter Vischer von auswärtigen Zeichnern erhielt, hauptsächlich zur Herstellung der Porträtähnlichkeit geliefert worden. Zweifellos hat Vischer die Entwürfe so abgeändert, wie es die Technik des Bronzegusses erforderte. Nachweislich that er das bei Entwürfen, die ihm Dürer geliefert hat. Mehr noch mußte er eigene Gestaltungskraft anwenden, wo die Zeichnungen von rein handwerksmäßigen Meistern herrührten. Gewiß haben auch vielfach Wünsche der Besteller berücksichtigt werden müssen. Kurz, der Künstler war gebunden nach allen Seiten hin, gebunden durch praktische, durch materielle und nicht zum mindesten durch stilistische Erwägungen.

Mancherlei und sehr verschiedene Begriffe werden in gebildeten Laienkreisen mit dem Worte Stil verknüpft. Der nächstliegende Gedanke ist hier immer derjenige an die historische Formensprache. Man glaubt im Besitze verschiedener untrüglicher Merkmale für die Klassifizierung der verschiedenen Perioden dieser Formensprache zu sein. Darüber entgeht dann vielen die Aufmerksamkeit für das allmähliche Hinübergleiten der älteren Formen in die jüngeren. Oft auch verliert man die Fähigkeit, in den Zeitformen die persönliche Note, den individuellen Stil jedes einzelnen Künstlers zu unterscheiden.

„Stil ist am Kunstwerk das, was man am Menschen Charakter nennt.“ Dieser Satz wird häufig gebraucht. Seltener fügt man die unerläßliche Ergänzung hinzu: „Der Charakter des Menschen wird erkannt in der Art, wie er die Widersprüche von Pflichten und Neigungen in seinem Leben ausgleicht. Ebenso geht der Stil des Kunstwerkes aus der Art hervor, wie Zweck und Stoff in Einklang miteinander gebracht sind.“ „Wer die Natur hat, reißt sie heraus.“ (Dürer.) Dieses Herausreißen der Natur bedingt ein sicheres Handhaben des Werkzeuges. Das Werkzeug ist dem Künstler, was dem Menschen seine umgebenden Verhältnisse sind — sein Milieu. Je nachdem man Herr oder Knecht der Verhältnisse bleibt, verdient man ein Charakter zu heißen. Und je nachdem ein Künstler Herr seines Werkzeuges ist, verdient sein Stil größere oder geringere Bewunderung.

Aus diesem Grunde ist es müßig, darüber zu streiten, ob Peter Vischer als selbständiger Künstler zu schätzen sei. Für den Eingeweihten kann nicht der leiseste Zweifel darüber bestehen. Selbst wenn es erwiesen wäre, daß alle Entwürfe zu den Arbeiten der ersten Periode von Adam Krafft herrühren, behält Peter Vischer seinen eigenen Platz an Kraffts Seite. Er ist ein Meister in der Handhabung des Reliefstils, ein Meister in der Kunst der flächenhaften Darstellung, in der richtigen Berechnung der Wirkung auf den Standpunkt des Beschauers und ein Meister da .. daß er in seinem eigenen Material den Ausdruck für die Natur verschiedener Stoffe zu finden weiß. Neben dem allen hat er seine eigene Kunst der Individualisierung und der Wiedergabe des Persönlichen in den Menschen, die er darstellt. Es ist etwas Sonniges, Freies und Bewegliches in seinem Temperament. Davon teilt er den Menschen mit, die er darstellt. Er nimmt das Leben nicht so ernst wie Adam Krafft. Das eckige Binnendeutschtum ist an ihm nicht vertreten; er verkörpert mehr jene Seite des Deutschtums, die Fremdes auf sich wirken läßt, um es, geläutert durch ihr persönliches Wesen, dem deutschen Volke als Eigentum zum Geschenk zu machen.



Peter Vischer: Der Apostel Petrus. (Sebaldusgrab.)

* * *

An die flachen Grabmäler aus Vischers Werkstatt schließen sich die sogenannten Epitaphien oder Gedenktafeln an, die in verschiedenen Kirchen des Deutschen Reiches von ihm erhalten sind. Sie alle stammen aus etwas späterer Zeit, und man geht wohl in der Annahme nicht fehl, daß es sich hierbei um einen gewissen Umschwung der Mode handelt, dessen geistiger Vorarbeiter Adam Krafft gewesen war. Zum Teil mag wohl die Erwägung dazu beigetragen haben, daß die in den Fußboden der Kirchen eingelassenen Grabplatten allerlei Schädigungen durch Fußtritte ausgesetzt waren. Zeitlich gehören die Epitaphien, welche aus Peter Vischers Werkstatt stammen, der späteren Periode an; sie fallen in die Jahre 1520 bis 1525. Damals war Peter Vischers ältester Sohn, Hermann, bereits Witwer

geworden, nach Rom gereist und bald nach seiner Rückkehr elendiglich unter einem Schlitten umgekommen. Sein Bruder, Peter Vischer, der Jüngere, hat viele von den mitgebrachten italienischen Zeichnungen verwertet und zweifellos vieles in der „antikischen Art" selbst entworfen. Neudörffer berichtet von ihm, er hätte viel Neigung für „Geschichten und Poeterey" gehabt; der ältere Bruder, Hermann, scheint aber der begabtere gewesen zu sein. Peter Vischer der Jüngere gilt für den Hauptverfasser der Epitaphien des Gothard Wigerinck in der Lübecker Marienkirche, des Henning Goden in der Wittenberger Schloßkirche und im Erfurter Dom, der Frau Margarete Tucher in Regensburg und der Haideckschen Grabplatte in der Klosterkirche zu Heilsbronn.

Die Platten in Lübeck und in Heilsbronn sind im flachen Reliefstil gehalten; die Wigerincksche Platte zeigt das Familienwappen in einer muschelförmigen, architektonisch reich ausgestalteten Nische; das Haidecksche Wappen ist zwischen zwei Pilaster mit Rundbogen eingefügt. Die Regensburger Erinnerungstafel für Frau M. Tucher zeigt Christus mit Maria und Martha, den Schwestern des Lazarus, dessen Grab im Hintergrunde in Form eines Rundtempels mit Renaissanceschmuck angedeutet ist; das Nürnberger Denkmal für sie stellt eine sehr wohlgelungene Kreuzabnahme dar. Die beiden Tafeln für Henning Goden, einen ausgezeichneten Rechtsgelehrten, die zum Andenken an ihn in Wittenberg und Erfurt aufgehängt sind, zeigen bildliche Reliefdarstellungen der Krönung Mariä. Es lebt etwas von Adam Kraffts Geiste in der Auffassung und Komposition dieser Gruppe; der Geist der jüngeren Zeit beherrscht zwar die Feinheiten der technischen Ausführung, die Gestalten sind von innen heraus gezeichnet, der Faltenwurf entbehrt in seiner schlichten Größe nicht jener Anmut, die so charakteristisch ist für Vischers Werkstatt, und doch ist gerade diese Krönung der Maria das deutscheste Werk, das innerhalb der letzten zehn Lebensjahre des größten deutschen Bronzegießers geschaffen worden ist.



Peter Vischer: Der Apostel Simon. (Sebaldusgrab.)

* * *

Die Frage: „Was deutsch, was italienisch?" ist in der Peter Vischer-Kritik zu einer brennenden gemacht worden. Man kann keine Periode aus Peter Vischers Schaffenszeit, keine Gruppe von Arbeiten aus seiner Werkstatt betrachten, ohne wieder auf diese Frage hingedrängt zu werden. Die verhältnismäßig größte Übersichtlichkeit bietet in dieser Sache das Studium der Hochgräber aus Vischers Werkstatt in der Reihenfolge ihrer Entstehung.

Als erstes und ältestes dieser Hochgräber kommt das des Erzbischofs Ernst im Magdeburger Dome in Frage. Der Erzbischof selbst hatte es bestellt; es wurde im Jahre 1497 angefertigt und aufgestellt. Erst sechzehn Jahre später wurde der Erzbischof darunter beigesetzt. Der Entwurf zu diesem

großen Gußwerk wird Adam Krafft zugeschrieben; R. Bergau nimmt an, daß Krafft auch die Holzmodelle zu dieser Arbeit geliefert habe. Der Grundgedanke für die Gesamtdarstellung rührte wahrscheinlich vom Besteller selbst her. Der Erzbischof ruht mit dem Bischofsstab in der Hand, von zwei Kissen gestützt, auf der erhöhten Grabplatte. Über seinem Haupte ist ein Baldachin angebracht, einer jener Art, wie sie von den Krafftschen Sakramentshäusern her wohlbekannt sind. An den Ecken erheben sich die Symbole der Evangelisten auf Sockeln, die von kleinen Säulen gestützt werden; unmittelbar darunter halten Hunde und Löwen Wacht, als Sinnbilder der Stärke und Treue. Diese Grabtafel nun wird getragen von einer Reihe schlanker Säulen, die abwechselnd je durch einen Rundbogen und einen kleeblattförmigen Spitzbogen miteinander verbunden sind. Unter jedem Spitzbogen steht ein Apostel; in jede Rundbogennische ist ein Wappen eingefügt. Eiselierte Flachornamente füllen die Hintergründe dieser Nischen. Die Apostelfiguren sind in reicher Gewandung und in edler freier Haltung dargestellt; tiefer Ernst ruht auf den Gesichtern, jeder einzelne ist fein individualisiert und voll von jener schlichten Erhabenheit, deren menschliches Pathos für das deutsche Gemüt die größere formale Anmut der Apostel vom Sebaldusgrab voll und ganz aufwiegt. Doch tritt auch hier, besonders an der Figur des Stephanus, der als Schutzpatron des Domes den Aposteln beigesellt ist, Peter Vischers besondere Begabung für das Liebliche, Einschmeichelnde hervor. Zudem ist die Behandlung der Säulen und Rundbogen sehr frei und selbständig. Sie allein genügt, um zu beweisen, daß Vischer mit Kraffts Entwürfen nicht schonender umgegangen ist als mit denjenigen von Albrecht Dürer. Er fühlte sich ihnen beiden gegenüber durchaus als unabhängiger Künstler in seinem eigenen Fache.

Von Albrecht Dürer erhielt Peter Vischer den Entwurf zu dem Grabmal des Grafen Hermann von Henneberg und seiner Gemahlin in der Stiftskirche zu Römhild. Der Graf steht auf einem Löwen, die Gräfin auf einem Hunde; der Gesichtsausdruck beider ist von jener wunderbaren seelischen Tiefe, die aus der Verschmelzung der Arbeitstreue des Künstlers mit dem Geist einer Zeit hervorging, die das Leben jedes einzelnen als eine große und heilige Sache betrachtete. Die Grabplatte wird von sechs Löwen getragen, zwischen denen zehn Heiligenbilder stehen. R. Bergau beklagt den Mangel an hingebender Liebe, welcher in der Arbeit hervortrete; ein älterer Kritiker, Kugler, spricht von Ungleichheiten des Stils. Vielleicht hat man es aber in dem allem nur mit der Thatsache zu thun, daß Krafft und Vischer nicht gut miteinander eingearbeitet waren: vielleicht rührte der untere Teil der Arbeit noch von Adam Krafft her.

Das dritte Hochgrab aus Peter Vischers Werkstatt, das des Grafen Eitel Friedrich von Hohenzollern und seiner Gemahlin Magdalena von Brandenburg befindet sich in der Stadtkirche zu Hechingen. Nur die Platte dieses Grabes ist erhalten. Der Untersatz wurde 1782 eingeschmolzen; es sind zweiundzwanzig Altarleuchter daraus gegossen worden. Die Anordnung der Figuren ist dieselbe wie in Römhild. Den Unterbau schildert der schwäbische Dichter Frischlin in der „Zollerischen Hochzeit“ folgendermaßen:

> Vier Messin Engel stehen allwegen
> Halten auff Möß (Messing) das Wappen mildt.
> Und Zollerischen Graffen Schildt
> Auff jedem Eck des Grabes staht
> Ein Engel, der ein Leuchter hat.

Man darf wohl annehmen, daß die Anordnung in einem gewissen Sinne ein Übergangsglied von dem Magdeburger Grabmal über das Römhilder zum Sebaldusgrab darstellte; die Bogenglieder dürften weniger zahlreich und weiter gespannt gewesen sein. Statt der Apostel oder Heiligen hatte man vielleicht Engel innerhalb der Nischen angebracht. Die Eckfiguren waren möglicherweise mehr auf die Diagonale gerückt als am Magdeburger Denkmal. Dort sind sie ja noch vollständig im Geiste der Gotik aufgestellt, und das Problem der Eckbildung ist nicht annähernd so glücklich gelöst wie am Sebaldusgrabe. Der Verlust des Hechinger Unterbaues ist um so lebhafter zu beklagen, als er vielleicht eine Handhabe geboten hätte, die Abgrenzung der Gotik gegen die Renaissance in den Eigentümlichkeiten der Eckbildung festzustellen. Zählt

man am Magdeburger Grabmal die Eckfiguren nicht mit, so stehen auf jeder Seite vier Gestalten. Ebenso könnten in Hechingen an jeder Längsseite vier Engel zwischen den Wappen gestanden haben. Die Engel an den Ecken hätten dann etwa mit den Flügeln die Endwappen berührt und die Leuchter so gehalten, daß dadurch der mathematische Diagonalschnitt der Ecke markiert worden wäre. Dieser Diagonalschnitt der Ecke bildet ja in der Stilgeschichte des Holzmöbels ein so wichtiges Kapitel. Zweifellos bleibt es der Kunstforschung der allernächsten Zukunft vorbehalten, eingehende Studien hierüber auch auf andere Kunstgebiete auszudehnen.

Von dem Begriffe der Eckbildung aus läßt sich auch ein Standpunkt finden für die Würdigung des größten der Vischerschen Hochgräber — des Sebaldusgrabes. Das deutsche Volk liebt dies Sebaldusgrab und hält es wert über viele andere Kunstdenkmäler, die wohl in ihrer Art nicht minder wichtig sein mögen. Wer es an Ort und Stelle gesehen hat, meint zu fühlen, wie es aus dem Steinboden der Sebalduskirche gewissermaßen herauswächst, meint zu wissen, warum es gerade so hoch, gerade so breit und so lang sein mußte. Man schaut hinein in den Zauber des übersprudelnden Lebens, der sich um das Stabwerk herumrankt: man bewundert, wie sehr jede kleine Einzelheit unentbehrlich scheint, organisch mit dem Ganzen verwachsen. Dies Ganze steht nicht so unermeßlich hoch da, daß der Blick es nicht umspannen könnte, das Auge weilt bald oben bei dem Christkind mit der Weltkugel, das die Spitze bildet, bald unten auf den zwölf Schnecken, die das große Werk tragen. Langsam, ganz langsam wähnt man, sie in Bewegung zu sehen. Spielend, mit der großen Selbstverständlichkeit des leidensmutigen Reformationszeitalters, tragen sie die große Eisenlast, die doch so aufgelöst ist, als ob es gar keine Schwere gäbe.

Ob diese Schnecken wirklich noch aus der Hand und aus dem Hirn von Adam Krafft hervorgegangen sind, wie man allgemein annimmt? Dann wäre ihm diese Tierform besser gelungen als irgend eine andere, an die er sich gewagt hat. Freilich, Peter Vischer hat mit Modellierholz, Kehleisen und Feile nachgeholfen und etwas von seiner liebenswürdigen Natur hineingelegt. Adam Kraffts Entwurf stammt aus dem Jahre 1488; er war in der Art des Lorenzer Sakramentshäuschens, also noch im Sinne der ausklingenden Gotik gedacht. Statt der jetzt vorhandenen kurzen, gerundeten Baldachine erhoben sich schlanke gotische Türmchen, die bis zu einer Höhe von dreizehneinhalb Meter aufragten. Nach diesem Krafftschen Plane hatte Peter Vischer die Arbeit begonnen und den größten Teil des Unterbaues ausgeführt. In Paris sind einige Entwürfe aus dem Jahre 1516 erhalten, von denen man annimmt, daß sie bestimmt waren, als Pläne für einen gänzlichen Umguß des Sebaldusgrabes in Renaissanceformen zu dienen. Da aber das Grab bereits am 19. Juli 1519 in der Sebalduskirche aufgestellt wurde, ist es nicht recht glaubhaft, daß man wirklich daran gedacht haben sollte, die Arbeit von mindestens neun Jahren zu vernichten, um so mehr, als der Rat der Stadt wiederholt Peter Vischer hatte mahnen lassen, das Werk zu vollenden. Da die Mittel zur Ausführung des Gusses aus freiwilligen Gaben zusammengebracht wurden, ist es begreiflich, daß neun Jahre seit der Anfertigung von Kraffts Entwurf vergehen konnten, bevor der Guß in Angriff genommen wurde. Die Inschriften, die Vischer selbst an einzelnen Teilen anbrachte, bezeichnen die Jahre 1508 und 1509; aus dem Jahre 1512 liegt eine Urkunde vor, welche besagt, daß damals bereits Bildschmuck am Grabe fertig war. Möglicherweise waren dies die Reliefs am Untersatz, auf welchem der Sarg des heiligen Sebald steht. Diese Reliefs können sehr wohl noch von Adam Krafft gezeichnet sein; dem Geiste der Komposition nach ist das nicht ausgeschlossen. Es sind vier Bilder vorhanden. Sie stellen Legenden aus Sankt Sebalds Leben dar: die Heilung eines Blinden, die Erwärmung am brennenden Eiszapfen, die Rettung eines in die Erde Sinkenden und die wunderbare Beschaffung eines Kruges Wein. Nachgewiesen ist Adam Kraffts Urheberschaft für diese Reliefs nicht. Keinesfalls wird man sie Jacopo de Barbaris zuschreiben können; sie sind aus deutscher Anschauung herausgewachsen. Von den Apostelfiguren des Se-

baldusgrabes nimmt man allgemein an, daß die Zeichnungen von Jacopo de Barbaris herrühren. Er wird häufig Jakob Walch genannt und gilt für jenen Meister Jakob, von dem Dürer 1506 aus Venedig schreibt, was ihm — Dürer — an jenem vor vierzehn Jahren so gut gefallen habe, gefiele ihm jetzt nicht mehr. Dürer hat diesen Meister später in den Niederlanden wiedergesehen. Daß er auch in Nürnberg war, wird nicht bezweifelt. Ob man aber recht thut, ihm so bedingungslos einen maßgebenden Einfluß auf das Sebaldusgrab zuzuschreiben, wie es Dr. Berthold Daun gethan hat, darf doch wohl in Frage gestellt werden. Gerade jene schlanken, vollständig aus dem Geiste der Renaissance empfundenen Säulen an den Hauptpfeilern des Grabes, auf denen die Apostel stehen, sind nachweislich auf Adam Kraffts Entwurf schon vorhanden. Nun lag es gar nicht in dem eigenwilligen, zähen Arbeitsgeist dieses Meisters, sich gegen fremde Einflüsse nachgiebig zu zeigen. Dazu hat er zuviel von der selbstquälerischen Gewissenhaftigkeit des Michelangelo und von der tiefinnerlichen und fast rücksichtslosen Wahrhaftigkeit des Donatello. Wenn er von anderen nimmt, wie es ja auch die Allergrößten thun müssen, so geschieht es doch nur, um ein Eigenes daraus zu machen. So mag auch er namentlich das sich angeeignet haben, was etwa Jacopo an mathematischer Technik von Squarcione aus Padua nach Nürnberg gebracht hatte. Es konnte schwerlich ausbleiben, daß auch Vischer und seine Söhne von diesem Einfluß berührt wurden. Hermann Vischer kehrte 1515 aus Italien zurück und hat zweifellos viel von seinen ita-



Theodorichstatue am Grabmal des Kaisers Max in der Innsbrucker Schloßkirche. Aus Peter Vischers Werkstatt.

lienischen Eindrücken in seinen Anteil am Sebaldusgrab hineingeschmolzen. Schwerlich aber hat er oder auch de Barbaris, der wahrscheinlich weder Florenz noch Rom kannte, irgend ein Modell zu den drei Baldachintürmchen des Grabes aus Italien fertig herüber gebracht, denn um diese Zeit stand noch kein Bauwerk im Welschland fertig, welches so durch und durch auf der Höhenachse konstruiert wäre, wie es diese kleinen Tempelchen mit ihrem krönenden siegesfrohen Christkinde sind. Wohl war der Übergang vom Achteck des Florentiner Domes zur Rundkuppel des Mailänder und anderer bereits gemacht, allein die Gesetze der Skulptur und ihres „Körpergefühls“* waren der italienischen Baukunst noch nicht aufgedrückt. Was später Michelangelo im großen an der Peterskirche zu stande brachte: ein gigantisches Bauwerk nach den Gesetzen der plastischen Kunst zu bezwingen, das wurde im kleinen von Peter Vischer am Sebaldusgrabe vollzogen. Hier wie dort werden die Pläne beständig umgestaltet; hier wie dort richtet man sich nach vorhandenen Mitteln.



Peter Vischer: Artusstatue am Grabmal des Kaisers Max in der Innsbrucker Schloßkirche.

Freilich ein Ganzes, im Sinne eines modernen Architekturkritikers, kommt nicht dabei heraus. Der Fehler, die man am Sebaldusgrabe aufzählt, sind viele. Zahlreich sind auch die Versuche, einen gewollten Grundgedanken in das Sebaldusgrab hineinzuphantasieren. Es ist keiner in Vorschlag gebracht worden, der Stich hielte. So wird man am besten thun, das weitere Suchen nach einem solchen einzustellen. Gewiß, es ist nicht logisch, daß Adam Krafft die Ecken

* Vgl. Schmarsow: Barock und Rokoko. Leipzig, 1896.

des Grabes noch rein im Sinne der Gotik entwarf, und daß Peter Vischer sie durch Ornamente auf der Diagonale den neumodischen Gelüsten seiner Zeitgenossen anpaßte. Denn daß er diesem Zwange bis zu einem gewissen Grade nachgab, steht außer Zweifel. Zieht man daneben in Betracht, wie spröde sich gerade Nürnberg als Stadt gegen den Renaissancestil verhielt, so muß allerdings zugegeben werden, daß auch dieser Punkt als treibender Faktor überschätzt werden kann. Ungerecht erscheint es unter allen Umständen, das Kunstwerk nach streng architektonischen Gesetzen zu beurteilen. Adam Krafft hatte es architektonisch gedacht. Ob aber die Ausführung des Krafftschen Entwurfes im Metallguß ein würdiges Seitenstück zum Lorenzer Sakramentshäuschen gegeben hätte, darf doch in Frage gestellt werden. Die Gesetze der rhythmischen Struktur sind ja viel zu sehr vom Material abhängig, als daß auch die kühnste und am bewußtesten geschulte Phantasie darüber entscheiden könnte, was in diesem Falle „hätte sein können". Eine Zeichnung genügt nicht, um darüber zu urteilen. Man müßte wissen, wie oft Peter Vischer in den Jahren 1488 bis 1507 gemeinsam mit Adam Krafft die Zeichnung neu „aufriß", wie oft sie an ihren gemeinsamen Feiertagen den Plan wieder durchdachten und besprachen. Daß ein so wichtiger Auftrag wie dieser beide Meister jahrelang eingehend beschäftigte, auch bevor man zur Ausführung schritt, ist nur allzu natürlich. Als Peter Vischer dann allein zurückblieb, um den langgehegten Plan der Verwirklichung entgegenreifen zu sehen, fand er den Übergang zum Neuen wie von selber. Seine geklärte Lebensweisheit war zu groß, als daß er versucht hätte, gegen den Strom zu schwimmen. Das Verbindungsglied bot sich schließlich ganz von selber dar. Es erwuchs aus den Engeln von Adam Kraffts späteren Werken. Sie gingen als Erbe an Peter Vischer über. Lockend hatten sie das Lied von dem Anbruch einer neuen Zeit gesungen.

So ist das Sebaldusgrab geworden. Geworden aus Peter Vischers Künstlerseele heraus, jener Künstlerseele, die trotz der Einheitlichkeit ihres inneren Zwanges ein viel zu verwickeltes Ding ist, als daß sie das Tasten auch der feinfühligsten Kritik ertragen könnte. Der einheitliche Grundgedanke fehlt, aber in der Lebensfülle und Frische seines Formenreichtums steht das Sebaldusgrab da als ein Ganzes, als ein unmittelbar aus dem großen Kindersinn des deutschen Volkes Entsprungenes. Ganz besonders charakteristisch für die geniale Größe dieses schlichten Kindersinnes erscheint mir die Art, wie die Leuchterform, mit welcher Vischer als Rotgießer wohl vertraut war, in die mittleren Bogenstützen des Grabmals hineingearbeitet ist.

An dem großen Hochgrabe, das gleichzeitig mit diesem Nürnberger Kaiser Max für sich selber in der Innsbrucker Schloßkirche errichten ließ, war Peter Vischer nachweislich mit verschiedenen Arbeiten beteiligt. Es kommen vier Statuen aus jenem großen Cyklus in Frage. Zweifellos aus Vischers eigenstem Geiste ist die Artusstatue erwachsen. Aus seiner Werkstatt stammen vermutlich noch die Theodorichstatue, die des Herzogs Leopold und die der Statthalterin Margarete. Sie alle aber reichen an die Vollendung, an die lebendige Schmiegsamkeit und den sprühenden Lebensmut der Artusstatue nicht heran. Dabei fällt ein gewisser historischer Sinn auf, der den Typus des Helden von der Tafelrunde wie etwas der Vergangenheit Angehöriges erfaßt.

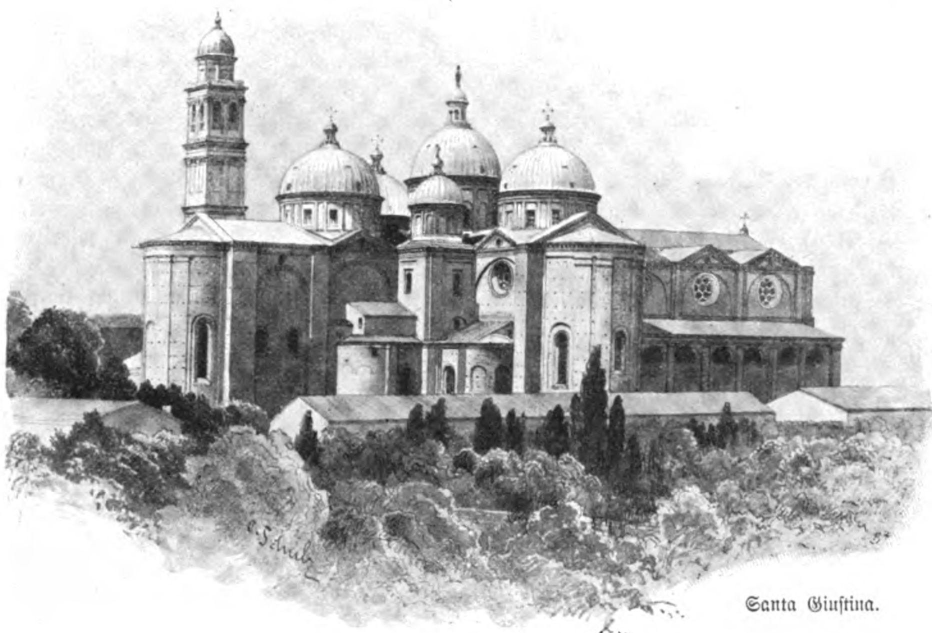
* * *

Als Peter Vischer im Jahre 1529 starb, befand sich in seiner Werkstatt das unvollendete Grabmal der Herzogin Helene von Mecklenburg, das in der Heiligenblutkapelle des Schweriner Domes angebracht ist und nur Wappen und Ornamente, aber in trefflicher Ausführung zeigt. Ferner schwebten Unterhandlungen wegen des Grabmals für den Kurfürsten Joachim I. von Brandenburg, das in der Klosterkirche zu Lehnin aufgestellt werden sollte. Es wurde, als es schon begonnen war, so geändert, daß es für den Vater des Kurfürsten, Johann Cicero, ebenfalls galt. Kurfürst Joachim und sein Bruder Albrecht von Mainz besuchten zu diesem Zweck 1524 Peter Vischer in seiner Gießhütte. Vischer ließ dem Kurfürsten später „zwue Vissirung auff bapier" zu-

gehen, die wahrscheinlich seine eigenhändigen Zeichnungen waren. Endlich standen bei Vischers Tode noch die Grabmäler für Kardinal Albrecht und Friedrich den Weisen von Sachsen in Arbeit.

Unvollendet hinterließ Peter Vischer auch das berühmte Fuggergitter, das seit dem Jahre 1806 verschollen ist. Es war ein Streit wegen des Kaufpreises zwischen Vischer und den Fuggers entstanden. Infolgedessen blieb es unvollendet, ward Eigentum von Vischers Erben und wurde schließlich um einen geringen Preis vom Nürnberger Rat angekauft. Nun lag es wegen mangelnder Gelder für die Aufstellungskosten im Nürnberger Zeughaus. Als endlich der Pfalzgraf Otto es kostenlos für sich selber begehrte, retteten es die Nürnberger für ihre Stadt, indem sie es schnell in ihrem Rathause aufstellen ließen. Dieses Gitter war nach erhaltenen Zeichnungen das deutscheste Renaissancewerk, das Peter Vischer hinterließ. Die Formen sind viel massiger und schon ausgesprochen im Geiste der Hochrenaissance geschaffen; es ist ein viel stärkeres Hindrängen zum Barock darin als etwa in den Fenstern der Florentiner Bibliothek oder in den Ornamenten des Sansovino, die ihm doch zeitlich gar nicht so fern liegen. Die Ornamente des Fuggergitters bewegen sich in einem majestätisch rauschenden Rhythmus, der dem Gefühl für die Natur des Metalles ungemein wohlthut. Vielleicht giebt es keinen besseren Beweis dafür, in wie rein äußerlicher Weise unser deutscher Meister von den italienischen Einflüssen berührt wurde, als den urwüchsigen Germanismus und das polternde, kerngesunde Lachen, das sich in diesem Ornament geltend macht. Die moderne Kunstforschung, der noch so manche interessante Lösung verzwickter Fragen vorbehalten ist, wird vielleicht einmal an die Ornamentformen dieses unvergessenen und unvergeßlichen Gitters anknüpfen, um darzuthun, warum die Übergänge von der überzarten ausklingenden Gotik zum kräftig derben Barock in Deutschland so viel näher liegen als in anderen Ländern. Und erst dann wird man vielleicht einige allgemeingültige Schlüssel zu alledem finden, was an Peter Vischer selbst unter der italienischen Verkleidung so eigentümlich deutsch berührt.





Santa Giustina.

Padua.

Von

Paul Schubring.

Wer, von Bologna und Ferrara mit der Eisenbahn nordöstlich fahrend, bei Rovigo den breiten Po überquert hat und durch die reizvolle Hügellandschaft der Colli Euganei sich dem Stromgebiet des Bacchiglione nähert, dem bietet sich plötzlich mitten in der nur von Strohhütten durchsetzten, weit und breit mit Mais, Wein und Fruchtbäumen bepflanzten Ebene ein prächtiges Städtebild dar. Von mannigfachen Flußarmen geteilt, von hohen Zinnen, Kuppeln und Türmen überragt, charakteristisch umschattet durch das Riesendach des Salone — so macht Padua schon von weitem einen eigenartigen Eindruck auf den aufmerksamen Reisenden. Vier Motive ragen namentlich dem Fernblick schon deutlich auf: die beiden Kuppelkirchen San Antonio und Santa Giustina, himmelweit verschieden in ihrer künstlerischen Eigenart und doch gleich bezaubernd durch den klingenden, blinkenden Reiz ihrer vielfach abgestuften und zugespitzten Dachsilhouette; daneben groß, schwerfällig, riesenhaft der eben erwähnte Salone, ein unheimlich massives Zeugnis bürgerlichen Selbstbewußtseins ohne eigentliche künstlerische Gestaltung; und als vierter Zeuge der Vergangenheit einer jener stark gemauerten Viereckstürme, der heute das Osservatorio trägt, in seiner trotzigen Einfachheit die großen Zeiten vergangener Condottieremacht heraufbeschwörend. Die Stadt, der wir uns nähern, ist in der That im höchsten Sinne historisch. Das Leben und die Kunst des Mittelalters, Ordensfrömmigkeit und Bürgertrotz, Tyrannenmacht und die schwer lastende Herrschaft des Markuslöwen haben sich in diese Mauern und Bauten mit unauslöschlicher Gewalt eingeschrieben, das Herz zum Staunen zwingend, das Auge mit wundervoller Schönheit sättigend, aber auch mit unerbittlichem Ernst von einer Zeit redend, die vergangen ist, die trotz aller Symbole, Bilder und Bauten sich nicht in die

Gegenwart herüberretten läßt. Kaum eine Stadt Italiens zwingt den Fremden so sehr dazu, sich in die Vorzeit zu flüchten, wie gerade Padua. Nicht als wenn die moderne Stadt im Rückgang begriffen wäre; sie teilt vielmehr mit anderen oberitalienischen Städten den Vorzug methodischer Verwaltung; die Universität blüht noch, und eifrig treiben die Fischerkähne zur Adria herab, so hochbeladen, daß sie oft die niedrigen Brücken abzuheben drohen. Aber was ist der Glanz solchen modernen Straßenlebens und die verhältnismäßige Civilisation gegenüber den großen Zeiten, die ein kräftig aufsteigendes Volk hüteten, das auf seinen großen Überlieferungen nicht einschlief, sondern eifersüchtig auf sie war; gegen den matten Pulsschlag des heutigen, langsam aber stetig bergab gehenden Italiens ist auch eine dürftige Vergangenheit ein Ankläger, geschweige denn die große, die in Paduas Mauern lebendig geblieben ist.

Die Stadt liegt in der Ebene; ihr einziger landschaftlicher Reichtum ist ihr Wasser. Die Straßen sind langweilig, meist fadendürr sich hinschlängelnd, mit den Lauben, die das regenreiche Oberitalien bis Bologna herunter nicht entbehren mag. Aber die Eintönigkeit solcher Fadenstraßen wird immer wieder unterbrochen durch die großartigen Plätze, für die der Italiener von jeher so viel Geschmack und Liebe bewiesen hat. Manche dieser Plätze sind fast so versteckt wie der weltberühmte Domplatz Pisas; kein langweiliger Korso läuft stramm auf sie zu, der jede Überraschung vereitelte. Nur die offiziellen alten Stadtplätze sind von einem Straßennetz durchquert. Aus dem Altertum besitzt Padua, außer im Lichthof des Museo Civico, keine Denkmäler mehr. Antenor, der Bruder des Priamus, soll die Stadt gegründet haben; die Völkerwanderung hat mit allen alten Denkmälern gründlich aufgeräumt. Die Geschichte Paduas beginnt erst mit der Fürstenfamilie der Carrara, die, im Jahre 1318 mit der Herrschaft betraut, sie bis 1405 behauptet — nicht so glanzvoll wie die Scaliger in Verona, nicht so dauernd wie die Este in Ferrara, nicht immer glücklich und zuletzt



Il Santo.

sogar schmählich unterliegend im Streit gegen das gefährlich nahe Venedig, aber doch groß und prächtig auf der Höhe des Trecento, namentlich unter dem bedeutenden Francesco Carrara, dem es gelang, das Gebiet bis Treviso hinauf zu erweitern und die fortwährenden Salzkriege mit Venedig siegreich zu beenden. Es ist die große Zeit Paduas in jeder Beziehung; ist doch das dreizehnte und vierzehnte Jahrhundert auch die Zeit der Blüte des Franziskaner-Ordens, der hier in der besonderen Verehrung seines zweitgrößten Heiligen Antonius zu einer noch heute nicht ganz erschöpften Bedeutung gelangt ist. Der mächtige Santo ist die Kirche, in welcher der 1231 verstorbene Heilige begraben liegt und noch täglich von unzähligen Mühseligen und Beladenen angerufen wird. Er ist einer der volkstümlichsten Heiligen der katholischen Kirche, der durch sein Leben und seine Wunder, ähnlich wie sein Meister Franz, bewiesen hat, daß sein Herz vor allem den Armen an Geist und Gut angehört. Hat er doch einst befohlen, das verstockte Herz eines eben verstorbenen Reichen zu öffnen, wohl wissend, daß man einen Stein darin finden würde! Hat er doch mehr als einmal die Ruhe einer von Leidenschaften zerrissenen Familie wiederhergestellt, die heute noch von den gleichen Anlässen so oft gestört wird. Der riesige Kuppelbau, der über seinem Grabe errichtet ist, ist architektonisch gründlich verunglückt. Aus Frömmigkeit wollte man alles Bisherige überbieten, reihte Kuppel an Kuppel, maß Riesendimensionen ab, legte um den Chor einen Umgang mit Kapellenkranz — alles im Widerspruch zu den weisen Regeln der Einfachheit, die Franz dem Orden anbefohlen hatte. Sein Segen hat nicht über dieser Kolossalschöpfung geruht; schon die gedrückte Fassade, deren Vorhalle, wie sie der alte Plan zeigt, nicht ausgeführt ist, enttäuscht und kann nicht gegen das alles totmachende Kuppelregiment aufkommen. Der Chorumgang ist durch die massiven Stützpfeiler ganz verbaut, die Chorzellen sind vom Mittelschiff aus kaum sichtbar. Zudem macht noch eine kalkige Überweißung der Wände den riesigen Innenraum bitterkalt; das ist aber freilich nicht Schuld der Erbauer, sondern der Unverstand späterer Kapitel, der jetzt endlich durch neue Dekoration (die Entwürfe dazu waren vor kurzem ausgestellt) wieder gut gemacht werden soll. Die künstlerische Hauptzier des Domes sind die Altarreliefs und -figuren Donatellos, der in den vierziger Jahren des fünfzehnten Jahrhunderts hier gearbeitet hat. Seine dicken pausbäckigen Putti haben schon manchem das



Donatello: Putti. (San Antonio; Altar.)

Herz fröhlich geblasen; in den Vollfiguren offenbart er die höchste Kraft der Charakteristik, besonders in der tief ernsten Durchgestaltung der heiligen, oft nur zu traditionell und oberflächlich aufgefaßten Personen. Die ganze Größe seiner dem tiefen Affekt am liebsten dienenden Formensprache offenbart er in den beiden Reliefs der Pietà, während seine großen Reliefs aus der Antoniusgeschichte für die Ausdehnung des Reliefstiles als solchen ganz neue Wege weisen. Endlich darf ich noch die wunderbaren vier Evangelistensymbole erwähnen, deren kühne Kraft und großartiger Schwung fast an Michelangelo erinnern, neben dem Donatello ja auch mit Recht als Bildner den vornehmsten Platz einnimmt. Die größte Leistung Donatellos in Padua ist aber doch das Reiterstandbild des Gattamelata, der auf hohem mit Relief geschmücktem Sockel vor der Kirche steht, die erste und darum kühnste Leistung des freien Bronzegusses in der Renaissance. Mag Verrocchios Colleoni auch noch größer sein in der Einheit zwischen Reiter und Roß, mögen Leonardos Entwürfe für das Sforzadenkmal den Blick in eine noch viel großartigere Welt der Freiheit und Kraft lenken, Donatello ist der Bahnbrecher, der zudem die trotzig-kraftvolle Condottierenatur des Feldherrn mächtig darzustellen gewußt hat.



Donatello: Putti. (San Antonio; Altar.)

Eigenartig mutet den Fremden, der sich von der ernsten charaktervollen Schönheit Donatellos hat durchdringen lassen, der überreiche und so laut sich anpreisende Schmuck der Antoniuskapelle an. Sie ist über und über mit Marmor bedeckt, der auch nicht ein Fleckchen — außer in der Höhe und am Sockel — aufzuweisen hat, das nicht mit Skulptur geschmückt wäre. Die Eckpfeiler sind mit entzückenden Grotesken bedeckt, in die sich die antike Mythologie mitunter recht keck eingeschmuggelt hat; um die drei Wände läuft die vielgenannte und berüchtigte Reihe des Hochreliefs eines J. Sansovino, Tull. Lombardo, Campagna und anderer, die das Leben des Heiligen oder seine Wunder darstellen. Ist schon der Stoff an sich schwer darstellbar — Antonius thut immer Wunder durch ein Wort, und das läßt sich nicht meißeln, nur ahnen —, so ist die virtuose Behandlung des Hochreliefs, dessen Vorderfiguren sich zu dreiviertel aus der Fläche lösen, dessen Tiefe nicht wie bei Donatello durch perspektivische Linien, sondern durch faktisches Zurücktreten der hinteren Prospekte erreicht wird, keine Leistung mehr, die dem edlen, maßhaltenden künstlerischen Bewußtsein entspringt, sondern ein zuchtloses Schwelgen in technischem Virtuosentum, dessen ganze Art so wenig zu dem

Manne paßt, der dadurch gefeiert werden soll. Mit ganz anderem Ernst mutet uns die dem Antoniusheiligtum gegenüberliegende Kapelle San Felice an, die, einst der Verehrung des Apostels Jakobus geweiht, dessen Leben auf ihren Wänden erzählt. Jakobus ist neben Michael und Georg der Lieblingsheilige der Ritter des Trecento. Hat er doch selbst einst die Lanze ergriffen und bei Clavigo die Mauren in die Flucht gejagt — unter seinem Schutze konnte man tapfer und doch fromm sein. Die Freskenreihe dieser Kapelle stammt aus der altveroneser Schule, deren Meister Altichiero ist. Wir haben in diesen Fresken die bedeutendste Leistung vor uns, welche das Trecento nach Giotto und Simone Martini überhaupt geschaffen hat; am höchsten steigt die Kraft des Meisters in der Kreuzigung an der breiten Rückwand der Kapelle, wo sich unter dem Kreuz eine große Menge hochragender Gestalten in prächtigem Waffen- und Hofschmuck zusammengefunden hat, die, in großer Natürlichkeit unter einander verbunden, jeder in seiner Art, an der tragischen Katastrophe teilnehmen. Ein anderer Freskencyklus derselben Schule findet sich in der auf dem Kirchhofsgrunde des Santo erbauten San Giorgiokapelle, die zur selben Zeit wie die Felicekapelle durch den Bruder jenes Stifters errichtet worden ist. Hier sind es die Legenden der Heiligen Georg, Katharina und Lucia, die mit der ganzen künstlerischen Freude am bunten Alltags-, am glänzenden Hofleben erzählt werden, im höchsten Sinne die Großthaten Masaccios in Florenz, die Werke Vittore Pisanos und Gentile da Fabrianos und schließlich auch den Aufschwung der venetianischen Malerei im Quattrocento vorbereitend.


Donatello: Putto. (San Antonio; Altar.)

Mancher Held, mancher Gelehrte, Fürst und Mönch liegt in oder bei der Kirche begraben. Aus allen Ländern sind sie hierhergekommen, um in geweihter Erde zu ruhen. Neben Santa Croce in Florenz und San Giovanni e Paolo in Venedig darf der Santo Paduas ein — noch dazu internationales — Pantheon heißen.

Neben den monumentalen Leistungen der Trecento- und Quattrocentokunst in der großen Ordenskirche fehlt auch der Beitrag des Cinquecento nicht; kein Geringerer als Tizian hat in der Scuola del Santo (bei San Giorgio) neben seinen Schülern Campagnola und Girolamo del Santo das Leben des Antonius gemalt, im Jahr 1511, als er von Venedig fliehen mußte. Berühmt geworden ist der eifer-

süchtige Ehemann, der sein Weib niedersticht — ein Bild, ganz in der Vollglut jugendlichen Ungestüms (noch fünf Jahre vor der Assunta) gemalt; aber auch jene süße junge Frau vergißt man nicht wieder, deren Treue, zur Beschämung des zweifelnden Gatten, auf das Geheiß des Heiligen eben durch ein kleines Kind wunderbar bewiesen wird. Die junge Mutter ist noch ganz übergossen von dem bloßen Schimmer eines Verdachtes, und ihre innere Reinheit strahlt nur desto schöner durch diese Befangenheit hindurch.

Wir sehen, ein Stück Welt- und Kunstgeschichte birgt diese mächtige Kathedrale. Manches Herz ist drin stille geworden, mancher Künstler hat nicht geruht, bis er sein Bestes gab. Wenn man heute die täglichen Pilgerscharen, die von früh bis spät an den Marmorsarg strömen, um ihn zu küssen, in ihrer leidenschaftlichen Verehrung beobachtet, die sich oft in lautem Schluchzen, in Händeringen und Zu-Boden-stürzen äußert, wenn man die unabsehbare Reihe der Votivtäfelchen mustert, deren jedes eine Stiftung nach erfolgter Hilfe durch den Heiligen ist, dann staunt man doch über die Kraft dieses Toten, der nun schon sechshundertsiebenundsechzig Jahre in der Erde ruht; nicht nur Priesterschlauheit und Pöbelthorheit, sondern ein tiefes Ringen der Seele um Frieden offenbart sich dabei, das hoch über dem frivolen Spott und eiligen Witz derer steht, die sich nicht an andersgeartete Lebensformen hingeben können.


Donatello: Putto. (San Antonio; Altar.)

Der Santo verschlingt nun freilich auch fast alles, was Padua an Frömmigkeit heute noch aufzuweisen hat. Ich wenigstens habe die anderen Kirchen fast immer leer gefunden. Vor allem zur heiligen Giustina betet kaum einer mehr; und doch ist auch ihr im Jahre 1532 von Morone ein stolzer Hochrenaissance-Bau mit vier Kuppeln — das Langschiff ist freigeblieben — errichtet worden, mit gewaltigem Steingebälk, in riesigen Dimensionen. Der Chor enthält die wundervoll geschnitzten Chorstühle, welche nach Campagnolas Entwürfen gefertigt sind und sich fast mit denen in San Pietro in Perugia messen können; und ferner hängt hier Veroneses Martyrium der heiligen Giustina, das neben den Altarbildern dieses Meisters in Carmine in Venedig und San Giorgio in Braida in Verona für sein größtes gilt. Freilich vermißt man eines schmerzlich an der Kirche: sie hat keine Fassade, und die breite Freitreppe führt vor eine steile kahle Ziegelwand, wie wir sie so oft

in Italien — ich erinnere nur an San Lorenzo in Florenz! — als Zeichen dafür finden, daß man mit riesigen Plänen und recht vollem Mund zu bauen anfängt, ohne rechtzeitig die Kosten des Turmes zu überschlagen, wie uns schon Luk. 14, Vers 28 geraten wird, geschweige denn die einer Marmorfassade. Der Mangel macht sich um so fühlbarer, als die Kirche an dem großen freien Platz Prato della Valle liegt, welcher der Stolz jedes Paduaners ist. Ein breiter Korso führt um eine grünbewachsene kleine Insel, auf der die Paduaner jeden in Marmor hinstellen durften und dürfen, den sie für groß halten. Da sind denn natürlich recht drollige Ehrungen vorgekommen, und Livius, Petrarca und Tasso, die hier auch stehen müssen, mögen sich manchmal bedenklich die Dunkelmänner neben ihnen besehen. Landschaftlich wirkt diese Insel reizend; und nun denke man sich dazu den großen Festtag Paduas, den 12. Juni (vielleicht des seligen Antenor Geburtstag), mit dem großen Pferderennen, das hier ebenso gründlich und ernsthaft vorgenommen wird wie in Siena, und der großen Fiera, einer Messe, nicht gerade der Leipziger, aber doch der Dresdener Vogelwiese vergleichbar. Platz hat das Völkchen jedenfalls; die Jungens können kilometerweit radschlagen, das ganze Antoniokapitel kann nebeneinander Hand in Hand gehen, selbst für die weißen Ehrenmänner auf der Insel bleibt noch Platz, sich freundlich unter die Irdischen zu mischen, wenn sie Lust haben, abzusteigen und auf Stella zu wetten. So ein Fest bringt nämlich einen regelrechten Totalisator mit sich und ist trotz alles Weihwassers ein ebensolcher Fluch für die Paduaner Börsen und Seelen wie der Karneval für die Kölner. Doch genug und übergenug von dieser Tombola. Ob's an ihr liegt, daß auch die anderen Kirchen so leer sind? Die Eremitani hätten es doch gewiß nicht verdient; es ist ein einziges riesiges Langschiff mit kleinen steigenden Tonnengewölben aus Holz, wie sie sonst nur in San Zeno in Verona vorkommen, an dessen Seitenwänden sich wieder manche Gräber, selbst die der Fürsten Carrara, finden. Der Chor enthält wundersam legendarische und allegorische Fresken, die man dem Paduaner Lokalmeister des Trecento, Guarineto (nachweisbar 1338 bis 1385), zuweist. Der Hauptschmuck der Kirche ist aber die Kapelle San Jacopo e Crisostomo, die in den Jahren 1458 bis 1460 von den Schülern Squarciones, Niccolo Pizzolo, Bono da Ferrara, Ansuino da Forli und vor allem Andrea Mantegna, ausgeführt ist.


Donatello: Crocifisso. (San Antonio; Altar.)

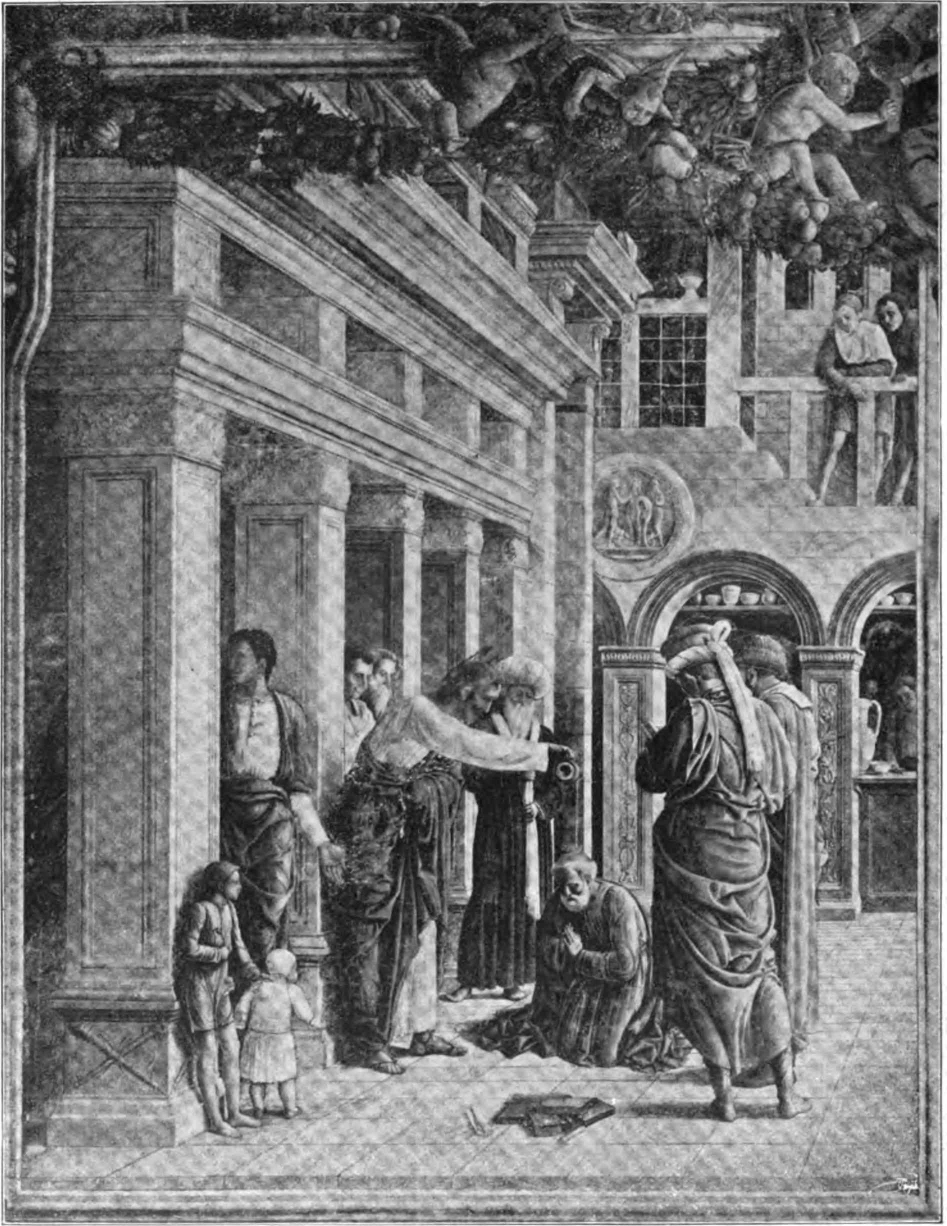
Eigentlich scheue ich mich fast, über das weltberühmte Werk, die Hauptleistung des oberitalienischen Quattrocentos neben dem Palazzo Schifanoja in Ferrara, noch Worte zu verlieren. Und doch habe ich selbst viel-, vielmals die Leute, auch meine lieben Landsleute, in die Kapelle kommen sehen, in schnelle Verzweiflung geratend, weil sie nicht wußten, was der Heilige da und da thäte, und bald fröhlich weitersteuernd, gehoben durch das Bewußtsein, diesen Bädekerstern erledigt zu haben. Wann werden wir denn nur endlich einmal dahin kom-

men, nicht mehr zu fragen, **was**, sondern **wie** gemalt ist, den Stoff völlig zurücktreten zu lassen und einzig die künstlerische Eigenart einer in sich abgeschlossenen Formensprache zu würdigen? Die Franzosen sind uns darin weit voraus! Doch alles Klagen hilft nichts: also sich einmal fröhlich vor die Bilder hingestellt und geguckt! Nicht wer das ist, der Prätor da auf dem Gerichtsstuhl, und ob der arme Kerl, der da sterben muß, auch sicher Santiago ist; sondern nur wirklich mit Bewußtsein auf diese Architektur gesehen, diese wiedererstandenen römischen Triumphbogen und Hallen; die herrlichen biegsamen, in jeder Muskel enthüllten Leiber betrachtet, die Kraft der Statur, die Größe der Geste! Dann achtgegeben auf die kunstvolle Perspektive, die sich ganz nach der Höhe des Fresko richtet und den Augenpunkt bald hoch heraufschiebt, bald an den unteren Rand des Bildes oder gar „bergab“ legt, und so jedesmal zwei Bilder nebeneinander (z. B. Hermogenes' Taufe und Verhör) durch einen Augenpunkt verbindet! Die Fragen müssen dann ja nur so hervorbrechen, und es hört endlich die Langeweile vor diesen Wunderwerken auf, die man stets „sehr schön“ findet und doch so heimlich verwünscht. Wir haben ja den Cicerone von Jakob Burckhardt, nun kann sich doch niemand mehr beklagen, er wisse nicht, wie er es machen solle. Er lese den Cicerone daheim und besehe sich Mantegna in Padua. Freilich durchgejagt kann so eine Freskenreihe nicht werden; aber in der gehörigen Ruhe und Muße betrachtet, bleibt etwas haften, wovon der Großvater den Enkeln noch erzählt.

Doch da wäre ich beinahe ins Moralische entgleist; schnell ins Mittelalter zurück, noch hundertfünfzig Jahre weiter als Mantegna. Neben den Eremitani liegt jenes kleine Kapellchen dell' Arena, wie es heute heißt, das im Anfang des vierzehnten Jahrhundert von Giotto mit Fresken über und über ausgemalt ist. In achtunddreißig Bildern hat er das Leben der Jungfrau und ihres Sohnes in stiller Einfalt und schlichter Größe geschildert, wie er und seine Zeit, zu der



Donatello: Reiterstatue des Gattamelata.



Mantegna: Die Taufe des Hermogenes. (Chiesa degli Eremitano; Cappella San Jacopo.)

auch Dante gehört, es verstanden. In diese Welt sich hineinzufinden, wird uns modernen Menschen wirklich schwer; aber es ist ja auch gar nicht so wichtig, ob man sich die darin niedergelegten Gedanken ohne weiteres aneignen kann, sondern ob man die Innigkeit des hier offenbarten Gemütslebens und die bewußte künstlerische Absicht solcher primitiven Bilder erfaßt. Giotto konzentriert im höchsten Grade, ein echter Dichter und Verdichter. Ein Moment prägt sich ihm als entscheidend heraus, und diesen und nichts anderes will er darstellen. Aber mit ganzer Wucht, mit ganzer Innigkeit! Der Leichnam des vom Kreuz abgehobenen Heilandes liegt ganz in Liebe gebettet, alle, die dabei sein dürfen, glühen in dem einen Schmerzgedanken. Als Joachim in die Wüste heimkehrt,



Romanino: Altarbild. (Museo Civico)

traurig über die Schande, die ihn im Tempel geschlagen, wandelt er tiefbetroffen, ohne aufzusehen, einher, seiner Hütte zu. Die Diener, die herausgetreten sind zum gewohnten Willkommensgruß, wagen nichts zu sagen, scheu sehen sie sich an. Nur der Hund wedelt den geliebten Herrn an. Die spätere Kunst des Quattrocento ist bekanntlich bemüht, das bunte Alltagsleben der Straße, des Lagers, der Volksansammlungen mit möglichster Breite neben den heiligen Personen sich abspielen zu lassen; bei Giotto darf nur auftreten, wer wirklich innerlich beteiligt ist. Er braucht die Zuschauer, um



Tizian: Ein Wunder des heiligen Antonius. (Scuola del Santo.)

die ganze Skala der Freude und des Schmerzes, des Jubels und der Enttäuschung stufenweis an ihnen zu schildern; aber müßige Straßenbummler, Gassenjungen und Eierfrauen kennt er nicht. Dadurch liegt über jedem Bild ein heiliger Bann der höchsten Einheit und Geschlossenheit, „hier bist du an geweihtem Ort“, wo nicht geschwätzt wird. Es liegt also in dieser Abkürzung der Darstellung, die ganz der Offenbarung menschlicher Affekte dient, keineswegs nur primitive Beschränkung, sondern inhaltlich und stilistisch gewollte Verdichtung. Die Kunst mußte ihren Weg gehen und zur Eroberung der Welt vordringen, Unermeßliches hat sie erbeutet und jauchzend im Vollbewußtsein ihres Könnens sich oft gar nicht genug thun können im Preisen und Schildern der bunten Erscheinungswelt — für den Lapidarstil kirchlich streng fixierter Legenden, die des liturgischen und nicht des koloristischen und linearen Pathos bedürfen, hat sie nie wieder die Einfachheit und Größe dieser fernen schönen Jugend erreicht. Und diese Zeit ist für immer dahin; in der Flucht zu dem Primitiven haben die Nazarener und die Präraphaeliten nicht das Heil gefunden, beider Größe liegt nur darin, was sie trotzdem leisteten. Aber wie stark auch heutige Künstler noch von der künstlerischen Kraft eines Giotto getroffen werden können, sah ich erst neulich wieder in Stauffer-Berns Briefen, wenn er uns in bewegten Worten schildert, wie er vor Giottos Fresken in Santa Croce in Florenz steht. Giottos ganzes Empfinden ist monumental, in der Auffassung, in der Konzentration, im Raumgefühl. Nach dieser Seite hin wird er auch für die ein Prophet bleiben, die seinen Stoffen philisterhaft gegenüberstehen — und das



Giotto: Pietà. (Cappella dell' Arena.)

gilt ja wohl noch immer für gebildet. Ungenießbar bleiben bei Giotto — wieder müssen wir an Dante denken — nur seine Allegorien; der wunde Punkt der ganzen christlichen Kunst. Wie müssen wir da die Antike um ihren Mythus mit seiner sinnlich greifbaren Plastik der Gedanken beneiden! Im Trecento haben auch die Allegorien der Franziskanerdichtung für die Kunst keine neuen echten Formen zu schaffen gewußt; nur wo der Tod in grauser Macht hereinbricht, wie auf dem berühmten Trionfo della Morte im Camposanto in Pisa, ist ein wirklich künstlerisches Motiv vorhanden, dank den mythologischen Resten unserer romanischen und germanischen Vorstellungswelt.

Und nun noch eine letzte Wanderung in das bürgerliche Centrum der Stadt, zu dem riesigen Palazzo della Ragione, einem von zwei Laubengängen umschlossenen Bau, der im Inneren einen einzigen übergroßen Saal enthält, dreiundachtzig Meter lang, achtundzwanzig Meter breit, vierundzwanzig Meter hoch. Er ist neben Palladios Basilica in Vicenza der größte Saal der Welt. Das Auge verliert sich an den über und über mit allegorischen Fresken bedeckten Wänden (leider sind die alten Bilder 1420 zu Grunde gegangen, die heutigen Darstellungen Minettos sind wertlos), es verliert sich an dem riesigen Tonnengewölbe der Decke. Mit Staunen denken wir an die Zeiten zurück, die solche Säle für ihre Festlichkeiten brauchten. Jetzt öffnet sich nur selten die ehrwürdige Halle, aber manchmal erschallen auch heute noch helle Fanfaren und lustige Tänze hier oben, wenn ganz Padua mit seinem Sindaco tanzen darf. Der einzige Schmuck des Saales — freilich fast so monumental wie der Raum selbst — ist das Holzmodell zum Roß des Gattamelata, das Donatello selbst gezimmert hat. Hier erst wird man, in

unmittelbarer Nähe des Kolosses stehend, der Dimensionen und der Kühnheit inne, die in dem Standbild stecken. An den Mauern des Salone haben die alten Adelsgeschlechter Paduas, die Scrovegni, die Soragna, die Papafava u. s. w., ihre Wappen angebracht, in unregelmäßiger Schicht über- und nebeneinander, jedes gerade dann, wenn es das mächtigste war. Während dieser Salone mit den Geschlechtertafeln das eigentliche Denkmal des bürgerlichen medio evo in Padua ist, führt uns die anstoßende Piazza de' Signori schon in die Zeit nach 1405, wo der Markuslöwe siegreich sich auch hier niederließ. Majestätisch lagert er am Palazzo del Capitaneo, hoch thront er ein zweites Mal auf einer antiken Säule. Der zierlichste Schmuck dieses weiten Platzes ist die Loggia del Consiglio, eine in fünf Bogen sich öffnende Halle der Frührenaissance, nicht ganz so reich wie Fra Giocondos berühmte Loggia in Verona, aber architektonisch geschlossener — die in Verona ist zudem nur halb vollendet. Italien liebt diese offenen Hallen wie alles Freie, Weiträumige gar sehr, sie geben allen seinen Signorenplätzen den vornehmen Charakter des Offenen, jede bureaukratische Geschlossenheit und Geheimniskrämerei ist so ganz weggeblieben. So bauten Bürger, die selbst an der Verwaltung ihrer Stadt teilnahmen, die für alles, was diese anging, Interesse und Verständnis hatten — man denke nur an den gotischen Schneider in Bologna vor San Petronio —, die darum aber auch sich ihre bürgerliche Freiheit nicht durch kleinliche Vorsichtsmaßregeln zu zerstören brauchten. Italiens öffentliches Leben von heute steht freilich auch unter dem Druck einer unsauber funktionierenden Verwaltung.



Piazza de' Signori mit der Loggia del Consiglio.

Des Abends trifft sich die schöne Welt in und vor dem Café Pedrocchi, einem Lokal, das in der Welt kaum seinesgleichen findet. Zehn marmorbelegte und spiegelbehangene Wände mit hohen Fenstern, ein Saal in den anderen übergehend, nach außen in vier kleinen Portiken ausladend — kurz, eine Raumfreiheit fast wie im Salone.

Der Stolz der Stadt ist noch immer die Universität, die schon 1222 gegründet ist und im Mittelalter als hervorragender Sitz medizinischer Wissenschaft neben dem juristischen Bologna hochberühmt war. Dessen Schülerzahl, die 1262 zehntausend betrug, hat es freilich nie erreicht. Heute sind etwa zweitausend Studenten da, meist Mediziner und Juristen, die einzigen modernen Möglichkeiten. Was Italien an Advokaten braucht, ist gar nicht zu sagen. In Trani z. B., einer kleinen Hafenstadt Apuliens, die allerdings den Cortile d'Appello der Provinz hat, wohnen allein fünftausend. Das heutige Padua zählt nicht mehr als siebzigtausend Einwohner; das nahe Venedig hat seine Industrie fast ganz getötet. Die Straßen sind öde, langweilig; die Menschen gleichgültig und blasiert. Lebendig ist es nur draußen am Santo geblieben; hier läuten Stunde um Stunde die Glocken die langen Pilgerzüge heran und halten das Andenken an den großen Heiligen wach und an die großen Zeiten, in denen er lebte.



Der Jungbrunnen.

Ein Märchen

von

Paul Heyse.

(Nachdruck ist untersagt.)

Es waren einmal zwei alte Eheleute Jörgel und Hanne, die hatten vierzig Jahre in Liebe und Treue miteinander gelebt und, soweit die Unvollkommenheit alles Irdischen es zuließ, vollauf Grund gehabt, mit ihrem Lose zufrieden zu sein.

Erst als sich die Plagen und Nöthe des hohen Alters auch bei ihnen einstellten, wurde, zumal bei dem Manne, die gute Laune getrübt, gleichwie mit der Zeit sein leibliches Augenlicht sich zu verdunkeln begann. Dies war auch die Ursache gewesen, weßhalb er seine Försterstelle nicht länger versehen konnte, da er nicht mehr wie sonst auf hundert Schritt einen Rehbock von einer Gais zu unterscheiden vermochte. Der Fürst, in dessen Diensten er stand, hatte ihm freilich bei seiner Pensionirung die silberne Denkmünze verliehen und ihm zur Wohnung mit seiner alten Frau ein hübsches Häuschen am Waldrande angewiesen, da im Forsthause nunmehr sein Nachfolger wohnen mußte; und da dieser zugleich der Mann seiner einzigen Tochter war, durfte der in Ruhstand versetzte Vater sich nicht über die Härte seines Schicksals beklagen. Er war aber trotz seiner fünfundsechzig Jahre noch immer von so rastloser Gemüthsart, daß er die nothgedrungene Unthätigkeit als eine unbillige Kränkung ertrug und sich seiner guten, geduldigen Frau gegenüber oft in bitteren Klagen erging. Wenn er des Abends auf der Bank vor seinem Hause saß und das Wild aus dem Eichendunkel auf die mondhelle Wiese herauskommen sah, glaubte er nicht anders, als daß die schönen, arglosen Thiere, die so ruhig nahe bei ihm ästen, ihm zum Hohn sich so dicht heranwagten, da sie wußten, daß sie jetzt vor seiner Kugel sicher seien. In der Brunftzeit vollends, wenn Nachts der wilde Ruf der kämpfenden Hirsche aus der Tiefe des Forstes zu ihm herüberschallte, konnte er bis an den frühen Morgen keinen Schlaf finden. Er gestand Niemand den wahren Grund seines Unmuths ein, sondern beklagte sich nur über die gichtischen Schmerzen, die seinen wetterharten Körper befallen hatten, seit er einmal eine eisige Sturmnacht im Freien zugebracht hatte, einem Wilddiebe aufzulauern. Auch machte ihm sein Magen zu schaffen, der vorzeiten Kieselsteine hätte verdauen können.

jetzt aber so empfindsam geworden war, daß keine Mahlzeit verging, bei der der Alte nicht seinem treuen Weibe über irgend ein Versehen ihrer Kochkunst Vorwürfe gemacht hätte.

Die gute Frau hätte wohl auch Mancherlei zu klagen gehabt, da auch sie die Last der Jahre empfand. Sie dachte aber, es sei schon genug, wenn in einer alten Ehe der eine Theil beständig seinem Mißmuth Luft mache, und suchte ihrerseits die mancherlei kleinen und großen Beschwerden, unter denen sie litt, durch erprobte Hausmittel insoweit zu lindern, daß sie zu jeder Zeit bereit sein konnte, ihrem stöhnenden oder fluchenden Eheherrn die nöthige Pflege zu leisten.

* * *

So saßen die beiden alten Leutchen einmal eines schönen Herbstabends vor der Thür; die Schüssel, aus der sie ihr Nachtessen eingenommen, stand noch auf dem Tisch, Hanne hatte ihr Strickzeug in den Händen, da sie ihrem Manne für seine gichtgeschwollenen Füße nie genug weite und warme Strümpfe stricken konnte, Jörgel saß gegen die Wand des Hauses gelehnt, die Beine mit einer Pferdedecke umwickelt, aus einem Maserkopf rauchend ihr gegenüber, und da gerade seine Schmerzen ein wenig nachgelassen, hätte er sich wohl in der reinen Abendluft seines alten Lebens freuen können, wenn er sich nicht in der Gewohnheit, sich unzufrieden zu fühlen, allzusehr verhärtet hätte.

Da sahen sie auf der Straße am Waldsaum eine Reiterin heransprengen, eine schlanke Dame in einem silberglänzenden Kleide, ein Hütchen mit hohen weißen Federn auf den blonden Locken, hinter ihrem braunen Zelter ein Knäbchen in der Tracht eines Stallknechts auf einem milchweißen Maulthier. Die schöne Frau hielt vor dem Hause der beiden Alten, schwang sich von ihrem Pferde herab und trat mit freundlichem Nicken auf das alte Ehepaar zu.

„Guten Abend," sagte sie. „Ich bin die Fee Floribunde und komme, einmal nachzusehen, wie es euch ergeht. Vor langen Jahren, als der jetzige Herr Jörgel ein neugeborenes Kindlein war, bin ich an seiner Wiege gestanden, da mich seine gute Mutter, mit der ich befreundet war, gebeten hatte, Pathenstelle bei ihrem einzigen Sohn zu vertreten. Als Pathengeschenk habe ich ihm ein Glückslos eingebunden und möchte nun am Abend seines Lebens sehen, wie mein guter Wille sich an ihm bewährt hat."

Der Alte hatte das Käppchen gelüftet, mit seinem gichtischen Bein aber sich nicht zu erheben vermocht, während seine Frau in eilfertiger Bestürzung ins Haus lief, ihren besten Stuhl heraustrug und mit der Schürze ihn abwischte, zum Sitz für ihren vornehmen Besuch.

„Ihr sehet selbst, Frau Pathe," sagte der Alte, „wie es um mich steht. Ich bin ein hülfloser alter Krüppel, von Kopf bis Fuß mit Gebresten behaftet und ganz wie ein Wiegenkind wieder zu einem Milchsüpplein verurtheilt. Das Leben, das Ihr mir glücklich machen wolltet, verwünsch' ich jeden Tag hundertmal und würde die elenden Jahre, die mir noch beschieden sein mögen, gern hingeben, wenn ich damit nur wieder ein einziges Jahr meiner frischen Jugend eintauschen könnte."

„Ei, Jörgel," sagte die Fee, indem sie den Löffel in die Schüssel tauchte und einen Brocken herausfischte, der in der fetten Milch schwamm, „ein solches Süpplein ist nicht zu verachten, wenn man es in Ruhe und Frieden am stillen Abend mit seinem lieben Weibe verzehrt. Alle guten Dinge nehmen einmal ein Ende, und Der hat Ursach, sein Glück zu preisen, der auf ein langes Leben voll rechtschaffener Arbeit und schuldloser Freude zurückblicken kann. So viel ich weiß, sind dir sowohl schwere Schicksalsschläge als auch sündhafte Verirrungen erspart geblieben, wenn du auch, wie alle sterblichen Menschen, den Wechsel von hellen und trüben Tagen an dir erfahren hast. Es sollte dir also, wenn jetzt deine Altersgebrechen dich seßhaft machen, eine heitere Unterhaltung sein, den Erinnerungen an die früheren Zeiten nachzuhängen, in denen du als eine Art König über das Wild in deinem Walde geherrscht hast, wenn du auch jetzt vom Thron hast steigen müssen."

„Eine schöne Herrschaft über das zahme Gethier!" murrte der Alte. „Aus der Haut könnt' ich fahren vor Ingrimm, wenn ich

denke, wie einförmig mein Leben verflossen ist, wie ich in dieser Abgeschiedenheit meine jungen Kräfte vergeudet habe an alltägliche Geschäfte, während Andere durch die Welt streifen, Gefahren bestehen und herrliche Siege davontragen. Die mögen, wenn sie alt und grau geworden sind, sich gern an ihre Abenteuer erinnern, an die fremden Länder, durch die sie gereist, die Meere, die sie durchschifft, die schönen Frauen, deren Gunst sie genossen haben. Ich dagegen — nun ja, mein Weib hat treu bei mir ausgehalten, und es ist richtig, daß ich sie aus Liebe geheirathet habe. Aber das war auch keine Kunst, da wir außer uns Beiden kaum noch einen jungen Mann oder ein hübsches Jüngferchen gekannt haben, und so werden wir in die Grube fahren, ohne recht zu wissen, was es mit dem Erdenleben eigentlich auf sich habe, und nur froh sein, endlich von unserer Gicht und Magenschwäche erlöst zu werden."

Die Fee hatte ihm mit einem stillen Lächeln zugehört und sagte endlich: „Also meinst du, du habest dein wahres Glück verfehlt und würdest es weit klüger einrichten, wenn du noch einmal jung sein könntest und nicht unter den Wipfeln dieses Waldes dein Leben hinzubringen brauchtest? Nun, dazu kann ich dir ja wohl verhelfen. Ich möchte nur erst wissen, ob deine Hanne gleich dir gesinnt ist und froh wäre, wieder siebzehn Jahre alt zu sein, so hübsch wie damals, als du sie kennen lerntest."

„O gnädige Fee," rief die Alte, „thut mir nur das nicht an! Ich habe gerade genug an dem einen Leben, das, wie Ihr sagtet, voll Müh' und Arbeit und allerlei Schmerzen und Herzensfreuden war. Drei Kinder habe ich geboren, der Älteste hat nicht gut gethan und ist in die Welt gegangen und gestorben und verdorben, ich weiß nicht einmal, wo er begraben liegt. Die Thränen, die er mich gekostet hat, möcht' ich nicht noch einmal weinen. Seinen Bruder dann, der ein herrlicher Junge war und unser ganzer Stolz, den haben wir früh begraben müssen, da er ein zartes Pflänzchen war und die rauhen Winterstürme im Walde nicht ertrug. Ich dachte, den Kummer um ihn würd' ich nicht verwinden können, bis ich dann noch spät unser kleines Mädchen zur Welt brachte, an der mich Gott so viel Freude erleben ließ. So hab' ich nach seinem Willen Liebes und Leides reichlich erlebt und wünsche mir nur noch so viel Kraft zu Beidem, daß ich meinem Jörgel einmal die Augen zudrücken kann. Denn wenn ich früher abgerufen würde, wär's allzu hart für ihn, der sich nicht allein zu helfen weiß. Noch einmal jung zu werden aber trage ich nimmer Verlangen. Noch einmal so herzbrechende Stunden, wie damals am Sterbebette unseres Knaben, möchte ich nicht erleben, und alle Freuden und Seligkeiten eines zweiten Lebens würden mich nicht darüber trösten können."

„Nun wohl," sagte die Fee und stand auf, „Jedem geschehe nach seinen Wünschen. Hier in diesem Fläschchen" — und sie zog eine schmale silberne Phiole aus ihrem Busen — „ist ein Zaubersaft aufbewahrt, von dem du, alter Freund, kurz vorm Schlafengehen drei Tropfen in einem Glase Wasser trinken sollst. Alsdann wirst du um Mitternacht das Weitere erfahren und nach dem Jungbrunnen gelangen, aus dem du als ein neuer junger Mensch, nur mit der Erinnerung an dein erstes Leben, heraussteigen sollst. Um deine alte Lebensgefährtin brauchst du nicht in Sorgen zu sein; derer werde ich mich annehmen. Und nun gehab dich wohl und viel Glück auf den Weg!"

Damit grüßte sie, immer mit ihrem klugen, freundlichen Lächeln, die beiden alten Leute und schwang sich wieder aufs Pferd. Im nächsten Augenblick war sie mit ihrem kleinen Begleiter davongesaust, von einem Schwarm bunter Waldtauben begleitet, die ihre silberne Stimme, während sie mit den Alten sprach, aus allen Zweigen herangelockt hatte.

* *
*

Um Mitternacht erwachte Jörgel aus einem leichten Schlaf, in den ihn die drei Tropfen aus dem Fläschchen der Fee versenkt hatten. Er hörte ein leises Schellengeklingel und Hufgetrappel in der Ferne, das sich rasch näherte und vor seinem Hause anhielt. Sofort fiel ihm wieder ein, daß seine Pathin versprochen hatte, ihn abholen und nach dem Jungbrunnen fahren zu lassen, und lieber wäre er nun im warmen Bette liegen ge-

blieben, statt sich in die rauhe Herbstnacht hinauszubegeben mit seinen schmerzhaften Beinen und ohne das Geleit seiner treuen Pflegerin. Er sah das feine alte Gesicht neben sich, das so friedlich schlummerte, und überlegte, ob er die Gute nicht wecken und doch noch versuchen sollte, sie zu dem vergnüglichen Abenteuer zu bereden. Da pochte es sacht an die Thür, und er rappelte sich mühsam auf, zog seine Kleider an und hinkte hinaus. Draußen fand er den kleinen Stallmeister der Fee neben einem leichten Wägelchen, vor welches das weiße Maulthier gespannt war, das ungeduldig den Boden scharrte und mit seinen Schellen klingelte. Ohne ein Wort zu sprechen, half ihm das Bürschchen auf den Sitz hinauf, schwang sich neben ihn, und fort ging's in die dämmernde Nacht, an dem äsenden Wild vorbei, das verwundert die Köpfe hob und dem vorbeirollenden Wagen nachblickte.

Dem Alten schwebten allerlei Fragen auf der Zunge, ob es noch weit sei, das Bad sehr kalt, die Wunderkur keine Schmerzen mache. Aber das Wiegen und Schweben des Gefährts und das Herumstarren in die fremden Gegenden, durch die sie fuhren, umnebelte ihm die Gedanken, so daß er bald wieder in Schlaf gelullt wurde und immer nur im Traum das Klingeln der Schellen und das leise Sausen der geschwungenen Peitsche hörte.

Er wachte erst auf, als der Wagen hielt, rieb sich die Augen und sah verwundert um sich. Die Morgensonne stand über einem weiten, lachenden Thal, auf dessen Grunde zwei große Weiher ihre röthlichen Strahlen widerspiegelten. Über ihren Ufern stieg eine dunkle Felswand empor, mit immergrünem Gebüsch, Myrthen und Oleandersträuchern bewachsen, zwischen denen, obwohl es spät im Jahre war, die schönsten Rosen von allen Farben blühten. Inmitten derselben ragte ein riesiges steinernes Löwenhaupt hervor, das in mächtigem Schwall ein silberhelles Wasser ausströmte, wodurch beide Weiher gespeist wurden. Das klang wie eine wundervolle Musik, und die Vögel in dem dichten Laube zwitscherten und flöteten mit hinein. Vor jedem Weiher war eine offene Halle errichtet, in der es trotz der frühen Stunde von alten Männern und Frauen wimmelte, die kümmerlich sich durcheinander bewegten, einige auf Krücken, andere in Rollstühlen, ächzend und hüstelnd und ihre bresthaften Glieder reibend, in den mannigfachsten Trachten, da aus aller Herren Ländern die Urgreischen hieher gewallfahrt waren, die Last ihrer hohen Jahre abzuschütteln.

Sofort kam ein Badewärter gelaufen, Jörgel vom Wagen herabzuhelfen, wobei dieser nicht wenig stöhnte und wehklagte; denn es war ihm unheimlich, in diese fremde Gesellschaft sich mischen zu sollen. Er griff in seine Tasche, dem kleinen Kutscher ein Trinkgeld zu geben, da war der schon sammt Wagen und Maulthier verschwunden. Auf den Arm des Dieners gestützt, wankte er dann nach der Halle und sorgte sich heimlich, ob er auch Geld genug haben würde, die Kosten des Bades zu bestreiten. Davon war aber überhaupt nicht die Rede. Man führte ihn in eine Zelle, wo er eingeladen wurde, sich zu entkleiden, alles mit stummen Geberden, doch überaus freundlich, also daß ihm die Sache mehr und mehr behaglich erschien und er nur bedauerte, seine Hanne nicht dennoch mitgenommen zu haben.

Aus der Zelle führte ein Treppchen ins Freie des großen Bassins, in welchem schon Viele, die vor ihm gekommen waren, herumplätscherten, mit dem halben Leibe herausragend, so daß es ein lächerlicher Anblick war, so viele theils zaundürre, eingeschrumpfte Männlein theils unförmlich aufgeschwemmte Dickbäuche beieinander zu sehen, die alle ächzten, prusteten und sich mit zitternden Händen die welken Gliedmaßen wuschen. Ein mannshoher Zaun trennte das Männerbad von dem der Frauen. Doch fühlte Jörgel auch nicht die geringste Neugier, wie es da drüben aussehen möchte, stieg vielmehr zaghaft in die krystallklare Flut hinab, die mit weicher Wärme seine gichtischen Schenkel umspielte, und empfand schon nach kurzer Zeit die Wohlthat des erquickenden Bades.

Man hatte ihm eingeschärft, langsam das weite Wasserbecken zu durchschreiten und fleißig unterzutauchen. Das befolgte er so gehorsam, daß er weder rechts noch links blickte, bis er in die Mitte des Weihers gelangt war, wo die Flut ihm bis an den Hals ging. Da sah er umher und erstaunte,

über dem Wasserspiegel keine Glatzen und Grauköpfe mehr auftauchen zu sehen, sondern blonde, braune und schwarzgelockte Häupter rüstiger Männer; griff dann an seinen eigenen Kopf und faßte zu seiner Freude einen dichten Schopf triefender Haare, wie er ihn in seiner frischen Manneskraft besessen hatte. Zugleich fühlte er seinen Leib von einem regen warmen Blut durchströmt und jede Spur seiner Schmerzen verschwunden. Am liebsten wäre er nun sogleich aus dem Bade herausgestiegen und hätte es mit diesem Gewinn an neuer Lebenskraft bewenden lassen. Aber eine leise und doch mächtige Strömung der Flut trieb ihn vorwärts mit allen Andern, bis er endlich das jenseitige Ufer erreichte. Da aber traute er seinen Augen kaum, als wieder ein Badewärter ihn in Empfang nahm und in eine Zelle führte, wo er in einem großen Spiegel seine verwandelte Gestalt betrachten konnte. Glich er doch aufs Haar dem Bildchen, das in seiner Bräutigamszeit ein herumziehender Maler von ihm gemacht, der an dem schmucken Forstgehülfen Gefallen gefunden hatte. Er konnte nicht genug sich von oben bis unten betrachten, seine kräftigen, schlanken Arme recken, mit der Hand durch das krause Haar fahren und sich mit offenem Munde anlachen, um sich seiner festen blanken Zähne zu erfreuen. Auch als er dann das kleidsame neue Gewand angelegt hatte, das für ihn bereit lag, gefiel er sich ausnehmend. Es glich ein wenig seinem eigenen Jägeranzug, wie er ihn mit vierundzwanzig Jahren getragen hatte; auch darin, daß sich in allen Taschen kein rother Heller fand. Als er aber dem Diener verlegen seine Armuth gestand, schüttelte dieser den Kopf, es sei Alles schon berichtigt, und er habe sich weiter keine Sorgen zu machen.

* *
*

So trat er fröhlich wie ein junger Hirsch aus seiner Zelle heraus und fand es nun ganz in der Ordnung, daß auch aus den anderen Zellen junge Leute zum Vorschein kamen, die Jeder nach seiner Art ihrer neuerworbenen Lebenslust Luft machten. Doch fühlte er kein Verlangen, sich irgend Einem von ihnen anzuschließen, nur eine leider hoffnungslose Sehnsucht, jetzt seinem Hänschen — wie er die Hanne vor Zeiten genannt hatte — wieder zu begegnen. Denn es schmerzte ihn sehr, denken zu müssen, daß sie jetzt als ein runzliges welkes Mütterchen in dem einsamen Hause herumirren werde, während er so rank und schlank mit rüstigen Gliedern in die Welt hineinwanderte. Er blickte wie suchend nach dem Frauenbade hinüber, aus welchem zu gleicher Zeit eine bunte Schar frischverjüngter Weibchen und Jüngferchen herauskam, mit munteren Augen nach den Jünglingen spähend und untereinander lachend und kichernd. Aber so hübsch sie alle waren und so lustig ihre goldenen oder dunklen Haare, die sie zum Trocknen aufgelöst hatten, im Morgenwinde wehten, Keine reichte ihm an das stille züchtige Bauernkind heran, dem seine erste und einzige Liebe gehört hatte.

Doch schlug er sich mit dem Leichtsinn seiner neuen Jugend diese Erinnerung bald aus dem Sinn und wanderte wohlgemuth auf der breiten Straße vorwärts, die vom Jungbrunnen aus nach einer großen Stadt führte. Was er zunächst beginnen sollte, um sich rechtschaffen durch die ihm unbekannte Welt zu schlagen, bekümmerte ihn nicht sonderlich. Er vertraute auf sein Glück und seine rüstige Kraft, pfiff sich ein Liedchen und dachte, irgend etwas würde sich schon finden, was für ihn passend wäre. Zunächst fand sich freilich nichts Anderes als eine von den eben Verjüngten, der er in die Augen stach, da sie sich einmal nach ihm umsah, und die nun langsamer ging, und da er sie erreicht hatte, ihm lustig zunickte und fragte, ob er nichts dagegen hätte, wenn sie sich in seinen Schutz begäbe, da sie so mutterseelenallein unter der Menge sich verloren und verlesen fühlte. Sie lachte ihn dabei so spitzbübisch verlockend an und war eine so anmuthige kleine Person, daß er ihr nicht widerstehen konnte. Also hing sie sich an seinen Arm, und während sie weitergingen, erzählte sie ihm, wie sie gestern noch eine alte verhutzelte Greisin gewesen sei, in ihrem Dorf als Hexe verschrieen, obwohl sie nie mit dem Teufel im Bunde gestanden habe. Man habe sie denn auch verbrennen wollen, und mit genauer Noth sei sie entwischt und die ganze Nacht durch gelaufen,

bis sie zu ihrem Glück den Jungbrunnen erreicht habe. Und jetzt wolle sie es klüger anfangen, nicht mehr so rechtschaffen ihr Lebelang arbeiten und sich plagen, um doch zuletzt den bösen Mäulern zu verfallen, bloß weil sie nur einen Zahn im Munde und eine spitze Nase gehabt habe. Sie wolle sich lauter gute Tage machen und hübsche Männer behexen, wie er einer sei, wozu man keine anderen Teufelskünste brauche als ein Paar rother Wangen und blitzender junger Augen.

Dies brachte sie so zierlich übermüthig vor, daß man ihr im Grunde nicht gram sein konnte; auch daß sie sich dabei immer fester an ihren Begleiter schmiegte, mußte man ihrer Hülfsbedürftigkeit in der fremden Welt zu Gute halten. Gleichwohl wurde dabei dem Jörgel schwül unterm Hut, und er hätte das üppige Geschöpf am liebsten wieder abgeschüttelt, um das ihn Mancher, der ihnen begegnete, beneiden mochte. Zum Theil war ihm darum nicht ganz geheuer bei der neuen Freundschaft, weil ihm heimlich unter der rosigen Larve des jungen Herchens die scharfen spitzen Züge der Alten vorschimmerten, die mit genauer Noth dem Holzstoß entlaufen war. Doch mochte er auch nicht mit rauher Hast eine Vertraulichkeit zurückstoßen, welche sich ihm so unbefangen aufgedrängt hatte. Und so setzten die Beiden unter dem Schwarm der Anderen, die ebenfalls sich fast alle gepaart hatten, die Wanderung auf der Landstraße fort.

* *
*

Als sie sich der Stadt näherten, hörten sie schon von Weitem ein Summen und Brausen wie von einer großen Volksmenge, dazwischen das Knallen von Büchsenschüssen, und erfuhren von Vorübergehenden, daß dort vor dem Thore ein Fest gefeiert werde zu Ehren der Soldtruppen, die morgen in den Krieg ziehen sollten.

Sie fanden denn auch bald die Zelte und Buden, die von einer bunt durcheinander wimmelnden Menge geputzter Bürger mit ihren Frauen und Kindern umschwärmt wurden. Viele hatten sich schon auf den Bänken vor den Marketenderzelten niedergelassen, trinkend und schmausend, Andere umdrängten den Schießplatz, auf dem zum unblutigen Zeitvertreib die Waffen um den Preis kämpften, die bald gegen den Feind gerichtet werden sollten.

Jörgel hatte sich von seiner klettenhaft an ihm hängenden Gesellin zu einem der Schenktische führen lassen und halb widerwillig neben ihr Platz genommen. Er habe kein Geld, sie zu tractiren, erklärte er. Sie lachte, indem sie ihn in den Arm kniff, und flüsterte: „Du lieber dummer Mensch, ich habe genug für Zwei und werde dich frei halten.“ Doch konnte er sich nicht überwinden, von dem Wein zu trinken, den sie bestellte, und da sie selbst ein großes Glas auf einen Zug leerte und, indem sie den Arm um ihn schlang, Miene machte, ihn vor allen Leuten zu küssen, schob er sie ein wenig unsanft weg, stand auf und sagte, er wolle erst einmal nach der Schützenhalle gehen und sehen, ob er etwa einen Becher herausschießen könne, damit er sich nicht ganz als einen Bettler und Abgebrannten fühlen müsse.

Sie nahm das mit einem schmollenden Rümpfen ihrer rothen Lippen hin, die sich aber gleich wieder zu einem leichtfertigen Lächeln bequemten, als ein schmucker Bürgerssohn sich ihr näherte und fragte, ob noch Platz an ihrem Tische sei.

Jörgel athmete auf, als er sie nach ihren Wünschen versorgt sah, und schlenderte durch das Gewühl nach der Stätte, von der her die lustigen Schüsse knatterten. Auf seine bescheidene Bitte wurde ihm eine Büchse geliehen, die er mit leuchtenden Augen, wie man einen verloren geglaubten Freund begrüßt, an die Wangen drückte, um sogleich mit ihr einen Kernschuß zu thun. Nach langer Zeit erfreute er sich zum ersten Mal wieder seines falkenhellen Augenlichts und vergaß darüber alles Andere, was um ihn her vorging, dergestalt daß er, immer schießend und wieder ladend, den ganzen Tag eifrig bei diesem einen Geschäft verblieb und sich kaum so viel Muße dazwischen gönnte, einen Bissen Brod und einen Trunk Wein zu sich zu nehmen.

Als am späten Nachmittag die Sonne sich neigte, stellte sich's heraus, daß er von allen Mitbewerbern um den Preis das Beste gethan hatte, so daß man nicht umhin konnte, so gern der Neid der Einheimischen und der

Soldateska es ihm vorenthalten hätte, den hergelaufenen Unbekannten zum Schützenkönig auszurufen.

Als solcher wurde er vor das mit wehenden Wimpeln und vielen Kränzen geschmückte Zelt geführt, in welchem das schönste Mädchen der Stadt, die Tochter des Bürgermeisters, mit den Ehrenjungfrauen saß. Dem glücklichen Sieger flimmerte es vor den Augen, und seine festen Kniee wankten ein wenig, als die schöne Jungfrau sich lächelnd und erröthend erhob, ihm die Preise zu überreichen: einen silbernen Becher, bis zum Rand mit blanken Goldgulden gefüllt, und eine neue Doppelbüchse, deren Schaft zierlich mit Elfenbein und Perlmutter ausgelegt war. Sie hatte eine kleine Rede einstudirt, ihn als König zu begrüßen und sich ihm als seine Königin vorzustellen. Als sie aber seine treuherzig feurigen Augen so hingerissen auf ihr junges Gesicht gerichtet sah, verwirrte sie sich und vergaß plötzlich das Beste von ihrem Spruch, so daß ihr Vater ihr zu Hülfe kommen und das Hoch auf den Schützenkönig ausbringen mußte, der seine Krone keiner hohen Geburt, sondern dem eigenen Verdienst zu verdanken habe.

In dem Tusch, den die Hörner bliesen, und dem Lärm der tausendstimmigen Jubelrufe wurde der schlichte Dank überhört, den der Gekrönte hervorstammelte. Er beugte sich dann auf die weiße Hand hinab, die ihm die köstlichen Gaben gereicht hatte, und drückte einen bescheidenen Kuß darauf, der ihm doch mehr ins Blut ging, als der Festwein, den man ihm von allen Seiten zutrank. Dann führte er seine Königin mit freiem Anstande durch sein getreues Volk, das ihm ehrerbietig huldigte, und wurde nach und nach seiner Befangenheit so weit Meister, daß er mit der reizenden jungen Person an seiner Seite ein Gespräch anknüpfen konnte, bald so vertraulich, als schritten sie Beide einsam durch einen dunklen Wald, wo kein Lauscher in der Nähe wäre.

Zuvörderst fragte er nach ihrem Namen. Sibylla Feingold heiße sie, war die Antwort. Dann nach ihrer Familie. Sie sei ihrer Eltern einziges Kind, die Mutter schon seit einigen Jahren verstorben. Als dann sie zu wissen verlangte, wer er sei und woher er gekommen, gab er ausweichende Antworten, und da sie fragte, ob er in der Stadt zu bleiben gedenke, hatte ihm der Rausch des Sieges und der viele genossene Wein so viel Muth gemacht, daß er erwidern konnte: er werde nur wieder von dannen ziehen, wenn sie ihm jede Hoffnung raube, jemals ihr Herz und ihre Hand zu gewinnen.

Das schöne stolze Fräulein zeigte sich über diese dreiste Rede nicht im Mindesten erstaunt oder erzürnt, schien vielmehr auf eine so vom Zaun gebrochene Erklärung als auf etwas ganz Selbstverständliches gefaßt zu sein und erwiderte, indem sie in gespielter Befangenheit die Augen niederschlug, sie fühle sich durch diesen Antrag des Herrn Königs sehr geehrt, zumal sie auch ihm wohlgeneigt sei, doch habe sie ein Gelübde gethan, nur mit einem Manne vor den Altar zu treten, der in dem bevorstehenden Kriege Ruhm erworben und sich um das Vaterland verdient gemacht habe.

Jörgel, der nicht ahnte, daß dies nur eine listige Ausflucht war, da das verwöhnte Prinzeßchen einen namenlosen Fremdling tief unter sich sah, so wenig sie gegen seine Person einzuwenden hatte, nahm diesen kühlen Bescheid wie eine feste Versicherung künftigen Glückes hin. Er verlange sich nichts Besseres, als morgen mit zu Felde zu ziehen, und die Lorbeern sollten ihm nicht zu hoch hängen, um mit seiner Preisbüchse danach zu zielen. Nur bitte er inständig, ihm eine Bürgschaft mit in den Krieg zu geben, daß sie es ernst mit ihrer Aussage gemeint. Und da er immer inständiger sie umschmeichelte und sein Jugendfeuer auch ihr kühles Blut schließlich zu erwärmen begann, ließ sie sich endlich dazu bewegen, ihm bei ihrer Seelen Seligkeit zu schwören, daß sie auf seine Rückkehr warten und die Seine werden wolle, wenn er im Felde sich Ehre gemacht und einen höheren Rang erworben habe.

Hiermit war vorläufig der kühnste Wunsch des verliebten jungen Königs erfüllt, und er bezeigte sich in seinem Glück so heiter und liebenswürdig, daß er alle seine Unterthanen, so viel sich ihm näherten, bezauberte, auch seine heimliche Halbverlobte, da er sie unter dem Sternenhimmel durch die dunklen Gassen nach ihres Vaters Hause geleitete, zum Ab-

schied unter der Hausthür ihm einen herzlichen Kuß auf ihren zarten Mund nicht versagen konnte.

* * *

Seine Hoffnung aber, am anderen Morgen, ehe er als frisch angeworbener Landsknecht mit der gesammten Heeresmacht ausmarschierte, noch einen Abschiedsgruß von der Geliebten zu erhalten, ging nicht in Erfüllung. Das weichliche Fräulein ließ sich durch den Trommelschlag und das Schmettern der Drommeten im Morgenschlummer nicht stören, und wenn sie an den gestrigen Festtag zurückdachte, wiegte sie sich mehr in der Erinnerung an den Triumph, den ihre Schönheit gefeiert, als daß sie sich Sorge darüber machte, einen guten Menschen, der sich ihr ganz ergeben, vielleicht in den Tod geschickt zu haben.

Ihn dagegen begleitete ihr Bild auf Schritt und Tritt, und die Hoffnung, sie zu erringen, befeuerte ihn zu den kühnsten Wagnissen. Mit dieser ausbündig schönen jungen Bürgerin konnte auch das Dorfkind Hänschen nicht entfernt den Vergleich aushalten, und er dankte seiner gütigen Pathin tausendmal, daß sie ihn in den Stand gesetzt hatte, eine so stolze und überschwängliche Leidenschaft einmal zu erleben.

Einstweilen freilich mußte er alle Mühsal und Gefahr eines harten Feldzugs bestehen, der sich bis tief in den Winter hineinzog. Doch da er fortfuhr, Wunder von Tapferkeit zu thun, wurde er schon nach der ersten Schlacht zum Feldlieutenant befördert, nach der zweiten rückte er zum Hauptmann auf und nahm als solcher an der Belagerung der feindlichen Hauptstadt Theil, die sich bis ins Frühjahr hinein hartnäckig zur Wehre setzte. Da aber gelang es unserem Jörgel, dem die Sehnsucht nach seiner Sibylla keine Ruhe ließ, durch einen tollkühnen Handstreich die Vertheidiger an einem schwachen Punkt zu überrumpeln und mit seinem Fähnlein tapferer Leute in die Stadt zu dringen, so daß nicht lange nachher die Capitulation erfolgte und hiermit der Krieg zu Ende war.

Zur Belohnung für diese denkwürdige That wurde Jörgel am nämlichen Tage, da man den Friedensvertrag unterzeichnete, zum Obristen ernannt. Auch sandte man ihn als Überbringer der frohen Botschaft an den Landesfürsten zurück, der ihn mit allen Ehren empfing und ihm einen hohen Orden an die Brust heftete. All dieses Glück jedoch erschien ihm gering gegen die Wonne des Wiedersehens mit seiner Geliebten, die ihm noch schöner erschien, als ihr Bild ihm in seinen Träumen am Biwachtfeuer vorgeschwebt hatte. Er empfand freilich, daß sie seiner stürmischen Freude ein wenig gar zu sehr zurückhaltend begegnete, ahnte aber nicht, daß sie im Stillen bitter bereute, sich durch ihren Eid an ihn gebunden zu haben, da sein Kriegsruhm ihr wenig galt gegenüber seiner dunklen Herkunft. Statt seiner hätte sie sich nun gern mit einem ihrer Vettern vermählt, die gleich ihr den Geschlechtern der Stadt angehörten, obwohl diese geschniegelten Herrlein sich gehütet hatten, ihr seidenes Wams mit dem Harnisch zu vertauschen. So erschien sie an ihrem Hochzeitstage als eine ziemlich mißmuthige Braut, was jedoch Jedermann zu ihren Gunsten als ein Zeichen übermäßiger jungfräulicher Züchtigkeit auslegte.

Vollends aber wuchs ihre üble Laune, als ihr Eheherr, nachdem die Feste verrauscht waren und die Zeit zu ruhigen Erwägungen sich eingestellt hatte, ihr rund heraus erklärte, er werde seinen Abschied nehmen und hinfort sich einem bürgerlichen Berufe widmen. Das Elend, das der Krieg mit sich führe, der Anblick der Verwundeten, die er zu Hunderten hülflos auf der blutigen Wahlstatt habe liegen sehen, verfolge ihn jetzt noch im Traum, und alle Ehren, die mit dem Schwert zu erkämpfen seien, könnten ihm dieses Grauen nicht aufwiegen.

Die junge Frau, die in ihrem Hochmuth sich vielleicht darein gefügt hätte, die Gemahlin eines Generals oder Feldmarschalls zu sein, wenn dieser auch keinen Adelsbrief aufzuweisen hatte, empörte sich in ihrem Innersten dagegen, einen Mann zu haben, der noch unter ihrem Vater, dem Bürgermeister, stand, und als Jörgel wirklich ein bescheidenes Ämtchen erhielt, mit einem Anfangsgehalt, ließ sie ihn ihren Unmuth unzweideutig empfinden. Er entschuldigte diese ihre Schwäche bei sich selbst mit der weib-

lichen Eitelkeit, die immer dem Glanz nachstrebe, gedachte dabei freilich manchmal seiner guten bescheidenen Hanne, die ihn um seiner selbst willen geliebt hatte. Übrigens nahm er sich in seinem Amt so wacker zusammen, daß er auch hier rasch befördert wurde und ihm die Würde des Bürgermeisters dereinst nicht entgehen konnte. Das Alles aber schien auf sein Weib nicht den geringsten Eindruck zu machen.

Sie betrug sich gegen ihren liebevollen Gatten, als wenn er nur ein Hausverwalter wäre, den man aus Gnaden im Dienst behalte, ließ es an scharfen Anspielungen auf seine geringe Geburt und Armuth nicht fehlen und führte neben ihm ein Leben auf ihre eigene Hand, indem sie mit ihren Vettern zu Banketten und Tänzen ging, in Carousellen mitritt und ein unsinniges Geld für Juwelen und reiche Kleider ausgab.

Das Alles, so tief es ihn kränkte, hätte Jörgel noch hingehen lassen und vor sich selbst damit beschönigt, daß sie von früh an, verwöhnt und meisterlos, einen Götzendienst mit ihrer eigenen Schönheit getrieben hatte. Als er aber sah, daß sie auch die beiden kleinen Mädchen, die sie ihm geboren, über ihrem eitlen Treiben vernachlässigte, und da die zarten Würmlein, in einer Krankheit nur den Dienstleuten überlassen, beide an demselben Tage starben, kaum eine Thräne ihnen nachweinte, vielmehr wenige Wochen später an einem rauschenden Feste theilnahm, dessen Königin sie war, — da verhärtete sich in der Brust ihres Mannes das Herz gegen sie, das einst durch den ersten Blick ihrer Augen geschmolzen war, und er beschloß, eine Fessel zu zerreißen, die ihm den Lebensodem zu ersticken drohte.

* *
*

Also stand er am Morgen nach jener Festnacht vor Thau und Tage auf, nahm nichts mit sich als die Doppelbüchse, die er bei dem Preisschießen erhalten, und den Beutel, in dem er die damals gewonnenen Goldgulden bewahrt hatte, und während seine Frau, vom Tanz ermüdet, in tiefem Schlafe lag, sagte er den Dienern, er wolle auf die Jagd gehen und werde vor dem späten Abend nicht wiederkehren.

Er wandte sich aber nicht dem Walde zu, sondern schritt zum Thore hinaus, kaufte sich draußen auf einem Bauernhof ein Pferd und ritt in die Welt hinein, entschlossen, dieser Stadt und seinem Hause darin für immer den Rücken zu kehren.

„Da hast du es nun weit gebracht," sagte er bei sich selbst, „daß du nun wieder amt- und heimathlos herumirrst, und der ganze Gewinn deines neuen Lebens ist die Erfahrung, daß du durch alle Kriegs- und Friedensabenteuer nicht glücklicher geworden bist und an der Seite eines vielbegehrten glänzenden Weibes dich nach deiner guten alten Hausehre zurückgesehnt hast. Wenn du nun auch jetzt den Weg zu ihr zurückfändest, würde das vorige stille Glück sich doch nicht wieder einstellen, da du als ein frischer Mann in den besten Jahren neben dem alten Mütterchen eine sonderbare Figur machen würdest. Deine Pathin, die Fee, hat dir einen schadenfrohen Streich gespielt, als sie dir deinen frevelhaften Wunsch in Erfüllung gehen ließ. Nun sieh zu, wie du ferner mit dem so unliebsam verjüngten Leben zurechtkommst."

Unter solchen trübseligen Selbstanklagen setzte er seine Flucht ohne Aufenthalt fort, blieb die Nacht in einer abgelegenen Köhlerhütte und sprengte, ehe die Sonne aufgegangen war, schon wieder davon, nur bedacht, die Grenze des Landes zu erreichen, da er sich erst jenseits derselben vor allen Verfolgungen sicher fühlen durfte.

Er war aber erst wenige Stunden geritten, als er zu einem Schlosse kam, das einem der reichsten gräflichen Geschlechter gehörte. Der jetzige Träger des erlauchten Namens war ihm wohlbekannt, da er im Kriege unter ihm gedient und von ihm die Abzeichen des Hauptmannsranges auf dem Schlachtfelde erhalten hatte. Trotzdem wünschte er ihm nicht wieder zu begegnen. Denn so sehr sich der Graf durch Tapferkeit und Feldherrngaben ausgezeichnet hatte, war er doch im Heere gefürchtet wegen seiner grausamen Sinnesart und wilden Strenge gegen Jeden, der sich das geringste Versehen zu Schulden kommen ließ.

Daher erschrak der Flüchtling nicht wenig, als er den hohen Herrn vor dem Gitter seines Schloßgartens stehen sah in Gesell-

schaft seiner beiden riesigen Wolfshunde, die ihm auch in der Schlacht stets zur Seite geblieben waren. Ehrerbietig den Hut lüftend, wollte Jörgel vorbeireiten, der Graf aber rief ihn an, nöthigte ihn als einen werthen Kriegskameraden abzusteigen und fragte mit ungewohnter gütiger Herablassung, wohin die Reise gehen solle.

Ehe er sich recht fassen und ein unscheinbares Geschichtchen erfinden konnte, hatte der seltsam Eingeschüchterte die ganze Wahrheit gestanden und konnte schließlich seinen finsteren Zuhörer nur bitten, reinen Mund zu halten und etwaige Verfolger auf eine falsche Fährte zu schicken.

Er wolle noch weit besser für ihn sorgen, versetzte der Graf, indem er seinen langen schwarzen Bart zerzauste. Vor einer Stunde habe er seinen Verwalter weggejagt, der sich als einen ungetreuen Knecht erwiesen. Nun schlage er Jörgel vor, in dessen Stelle einzutreten, nur bis sich etwas Besseres für ihn fände. Die großen Güter, die zu dem Schlosse gehörten, würden ihm keine übermäßige Mühe machen, da sie durch Pächter bewirthschaftet würden, auf die der Verwalter nur ein scharfes Auge zu haben brauche. So bliebe diesem Muße genug, in den ausgebreiteten Waldungen dem Jagdvergnügen nachzugehen, was einem so trefflichen Schützen doch wohl verlockend sein werde. In dieser Stellung habe er von seiner verlassenen Gattin nichts zu befürchten, die sich ohnehin, nach Art eitler und herzloser Weiber, in ihrer Strohwittwenschaft bald zu trösten wissen werde.

Ohne Jörgel nur eine kurze Bedenkzeit zu lassen, nahm er ihn bei der Hand und führte ihn wie einen überrumpelten Kriegsgefangenen durch das eiserne Thor, das er hinter ihnen verschloß. Dann rief er mit einem silbernen Horn, das er umhängen hatte, seine gesammte Dienerschaft und die leibeigenen Knechte aus den Wirthschaftsgebäuden und Ställen zusammen und stellte ihnen unter einem fremden Namen den Ankömmling als den neuen Verwalter vor, dem sie den unbedingtesten Gehorsam zu leisten hätten.

Jörgel wußte nicht recht, ob er wache oder träume, als er in seinem Häuschen neben der Gärtnerwohnung sich endlich allein fand. So ehrenvoll und für seine Sicherheit ersprießlich dieser Zufluchtsort erschien, so hatte sich doch seine alte Abneigung gegen den Schloßherrn sofort wieder geregt, und etwas in ihm raunte ihm zu, daß es auch mit dieser Herrlichkeit nicht allzu lange dauern werde.

Sein Amt freilich erwies sich leichter, als er sich's gedacht hatte, da Alle, mit denen er zu thun hatte, vor dem Grafen wie vor dem bösen Feinde zitterten und in knechtischer Furcht sich befleißigten, ihre verfluchte Schuldigkeit zu thun. Das aber hatte auch zur Folge, daß eine schwere drückende Luft wie ein graues Gewölk über dem ganzen weiten Gebiete hing, nirgend unter den Feldarbeitern ein lautes Lachen oder munteres Singen sich vernehmen ließ und die Leute mit schiefen Blicken um einander herumgingen, als argwöhne ein Jeder in seinem Nächsten einen Aufpasser und Angeber im Dienste des Schloßherrn.

Auch den Namen der Gräfin sprachen die Diener unter einander nur mit scheuen Mienen aus, so daß Jörgel, der die junge Frau viele Tage hindurch nur selten und von fern etwa auf ihrem Balkone erblickte, nicht anders dachte, als daß auch sie ein strenges, mitleidloses Hausregiment führe. So war er nicht wenig überrascht, eines Morgens, da er früher als sonst aufgestanden war, zwischen den Taxuswänden des Ziergartens einem sanften blassen Frauenbilde zu begegnen, das seinen bescheidenen Gruß mit einem lieblich traurigen Lächeln erwiederte.

Er wagte aber nicht, das Wort an sie zu richten, auch nicht an den folgenden Morgen, wo er sich's angelegen sein ließ, sich ihr wieder in den Weg zu stellen. Nur das holde junge Gesicht zu sehen trieb es ihn immer unwiderstehlicher, und eines Morgens wagte er endlich, ihr einen Strauß der schönsten Rosen anzubieten, den er sorgfältig zusammengestellt hatte. Sie dankte ihm erröthend, blieb bei ihm stehen und wechselte einige freundliche Worte mit ihm, deren weicher, dunkler Klang ihm das Herz höher schlagen machte. Als sie ihn dann aber mit einem huldvollen Neigen des blonden Hauptes verabschiedet hatte, sah er den alten Gärtner auf sich zukommen mit einer so

wunderlich aufgeregten Miene, daß er sich schon auf eine Scheltrede wegen der entwendeten Rosen gefaßt machte. Der Alte aber zog ihn erst, ohne ein Wort zu sagen, in seine Stube, verschloß dort Thür und Fenster und eröffnete ihm dann, daß er ihn dringend warnen müsse, sich je wieder eine solche Freiheit der Herrin gegenüber herauszunehmen. Wegen einer ähnlichen, nicht bedenklicheren Huldigung sei sein Vorgänger Knall und Fall entlassen worden. Denn der Graf geberde sich bei dem geringsten Vorfall, der seine Eifersucht reize, wie ein Rasender, halte seine unglückliche Gemahlin über Tag in ihren Zimmern eingeschlossen, wie ein Vögelchen im goldenen Bauer, und würde ihr auch die kurze Freiheit in den frühen Morgenstunden nicht gönnen, wenn er nicht täglich um Mitternacht sinnlos berauscht sein Lager suche und den bleiernen Schlaf erst abschüttle, wenn die Sonne schon hoch am Himmel stehe. So sei die arme Gräfin eine rechte Kreuzträgerin, auch munkele man, daß sie ihrem Gemahl ohne Liebe ihre Hand gereicht habe, von den ehrgeizigen Eltern dazu gezwungen, die ihrem schönen aber mitgiftlosen Kinde eine glänzende Partie zu verschaffen gewünscht hätten.

* *
*

Diese Eröffnungen hörte der ritterliche Jörgel in wachsender Empörung mit an. Den Zweck aber, den der besorgte Alte im Auge hatte, ihn vor der Rache des Grafen zu warnen, falls ein diensteifriger Späher jemals einem verbotenen Verkehr mit der armen Gefangenen auf die Spur käme, erreichte er nicht. Vielmehr ging ihr Bild mit dem schwermüthigen Blick und scheuen Lächeln ihm überall nach, und der Tag dünkte ihn verloren, den er nicht damit begonnen hatte, sie ehrerbietig zwischen den Blumenbeeten und Springbrunnen zu begrüßen und ein flüchtiges Wort von ihren Lippen zu erhaschen.

Vergebens zersann er sich den Kopf, wie er ihr helfen, ihre Haft erleichtern oder gar sie befreien könne. Das aber schien für immer hoffnungslos, so wild er die Fäuste ballte und mit den Zähnen knirschte, wenn sie ihm wieder einmal begegnet war, die Spur ihrer heimlichen Thränen noch an den langen Wimpern.

Nun aber geschah es eines Morgens, daß er sie in fassungslosem Weinen betraf, das zu verbergen sie nicht die Kraft hatte. Lebhafter, als er sonst gewagt hatte, näherte er sich ihr und bat sie mit leiser Stimme, ihm die Ursache ihres Grams zu offenbaren und über seine treuen Dienste zu verfügen, wenn er irgend etwas zu ihrem Frommen zu thun vermöchte.

Sie hatten sich zwischen hohen dichten Fruchtspalieren getroffen, wo kein Späherauge vom Schloß aus sie erreichen konnte. Da war es, als ob seine warme Hingebung ihr die letzte eigene Kraft erschütterte, sie wankte nach einer Bank, die im Schatten stand, ihr Tüchlein vor die Augen gedrückt, ihr Fuß aber strauchelte, und sie wäre umgesunken, wenn er sie nicht mit seinen starken Armen umfaßt und nach der Bank geführt hätte. Da ließ er sich neben ihr nieder, und da sie fortfuhr, fassungslos zu schluchzen, umfing er sie wie ein weinendes Kind, flüsterte ihr die zärtlichsten Trostworte ins Ohr und drückte seine heißen Lippen wieder und wieder an ihre feuchte Schläfe und Wange.

Das brachte sie endlich so weit zur Besinnung, daß ihre Thränen zu fließen aufhörten und sie entschieden, aber nicht unfreundlich seine stürmischen Liebkosungen abwehren konnte. Als er dann aber vor ihr auf die Kniee sank und um Verzeihung für seine Kühnheit flehte, versuchte sie durch Thränen ihn anzulächeln und ihn vor Allem aus seiner demüthigen Stellung wieder emporzuheben. Sie stand dann auch auf, und indem sie langsam ihren Weg fortsetzte, gestand sie ihm den Grund ihres leidenschaftlichen Jammers, da ihr Gemahl sich in der wilden Weinlaune auf einen blinden Verdacht hin an ihr vergriffen, sie an ihren blonden Haaren gepackt und ihr gedroht habe, ihren weißen Hals mit dem Tischmesser zu durchbohren, wenn sie nur um Haaresbreite ihren Pflichten untreu würde.

Nun werde er freilich, sobald er seinen Rausch ausgeschlafen, sich selber all seine rasenden Worte und Thaten verleugnen, aber nichts schütze sie vor der Wiederholung solcher Auftritte, die endlich einmal einen

blutigen Abschluß finden würden. Denn sie habe keinen Retter und Freund, sie aus diesem schmachvollen Kerker zu erlösen.

Ob sie ihn nicht einer solchen That fähig und würdig halte? fragte Jörgel, der bei ihrer Erzählung abwechselnd roth und bleich geworden war. Und da sie nicht gleich antwortete, sondern ihn prüfend ansah, faßte er sich ein Herz, ihr seine tiefe, glühende Hingebung zu gestehen und sich hoch und heilig zu verschwören, Leib und Leben an ihre Rettung zu wagen und keinen anderen Lohn zu begehren, als den sie selbst in ihrer Güte und Gnade ihm gönnen wolle.

Dieses schrankenlose Bekenntniß hatte die Thränen der holden Frau vollends getrocknet und ihr Gesicht in tiefe Glut getaucht. Sie gestand ihm nun ihrerseits mit stockenden Worten, daß sich eine zarte Neigung für ihn vom ersten Begegnen an in ihr geregt habe. Auch sei sie überzeugt, niemals einen treueren Freund besessen zu haben, und wolle nicht zaudern, sich seinem Schutze für immer anzuvertrauen. Dies aber müsse ohne Verzug ins Werk gesetzt werden, da sie keine Stunde mehr ihres Lebens sicher sei. Wenn es ihm daher Ernst damit sei, sich ihres unglücklichen Lebens ritterlich anzunehmen, so möge er über Tag die Mittel und Wege dazu ersinnen, um Mitternacht aber sich in der Halle des Erdgeschosses einfinden, zu der sie den Schlüssel ihrem schlafenden Gemahl entwenden werde. Das Weitere überlasse sie ihm und dem barmherzigen Gotte, der seine Hand über der verfolgten Unschuld halten und ihre Flucht und Erlösung aus unerträglichen Banden gelingen lassen werde.

* *
*

Hierauf verließ ihn die Gräfin, nachdem sie ihm noch einen innigen, glückverheißenden Blick zugeworfen hatte. Er aber dünkte sich im siebenten Himmel, daß er nun ein so heldenmüthiges Abenteuer bestehen und einen Preis davontragen sollte, der kaum in seinen verwegensten Wünschen ihm vorgeschwebt hatte. So verbrachte er den Tag in einem wonnigen Taumel, so daß seine Untergebenen sich zuraunten, er müsse schon am Morgen sich in einem feurigen Wein übernommen haben. Doch so sehr sein Herz schwärmte, blieb doch sein Kopf bei klarer Besinnung. Er bereitete Alles und Jedes umsichtig vor, was zu der nächtlichen Flucht vonnöthen war, bestellte im nächsten Dorf, unter dem Vorgeben, es handle sich um eine Reise im Dienste des Grafen, ein rasches Fuhrwerk, ordnete die Bücher, in denen er Rechenschaft über seine Geschäftsführung abzulegen hatte, und erwartete dann mit fiebernder Ungeduld die Mitternacht.

Als die Stunde endlich geschlagen hatte, schlich er durch die stürmische Nacht, die ihm für sein Vorhaben willkommen war, seine Doppelbüchse umgehängt und das Waidmesser im Gürtel, nach dem Schlosse, und da er durch die Glasthür der unteren Halle einen schwachen Lichtschein gewahrte, der ihm anzeigte, daß die Gräfin ihn dort schon erwarte, klinkte er hastig auf und trat hinein. So beherzt er aber war, erschrak er doch gewaltig, als aus dem Sessel neben dem Eichentisch, auf dem das Lämpchen brannte, statt der Erwarteten sich die hohe, dunkle Gestalt des Grafen erhob, zugleich mit ihm seine beiden Hunde, die ein dumpfes Knurren hören ließen, sich aber auf einen Zuruf ihres Herrn gehorsam niederlegten.

Einen Augenblick standen die beiden Männer sich schweigend gegenüber. Dann sagte der Graf mit ganz gelassener Stimme: „Ihr sucht meine Frau, Herr Verwalter. Sie wird sehr bedauern, daß sie verhindert ist, Euch zu empfangen. Auch mir ist es unlieb, statt ihrer mit Euch verhandeln zu müssen, doch werde ich mich kurz fassen, wenn Ihr so gütig sein wollt, mir zu sagen, ob Ihr vorzieht, daß ich Tyras und Tiger auftrage, Euch zu begrüßen, wie Ihr es verdient, oder —“ und hier hob er eine lange Reiterpistole, und die verhaltene Wuth brach plötzlich auch in seiner Stimme aus — „oder ob ich Euch über den Haufen schießen soll wie einen tollen Hund!“

„Eins wie das Andere,“ versetzte Jörgel, der seine Kaltblütigkeit wiedergewonnen hatte, „würde einem Manne wohl anstehen, der seinen adligen Namen so sehr entehren kann, daß er eine wehrlose, unschuldige Frau mißhandelt. Ich gebe Euch aber zu bedenken, Herr Graf, daß die Sache nicht so einfach ist und nicht so glatt abgehen möchte, wie Ihr glaubt. Ihr würdet, auch wenn Ihr

die Hunde auf mich hetztet und zugleich Feuer gäbt, doch vielleicht den Kürzeren ziehen, da das Zielen im Finstern immer unsicher bleibt und in jedem meiner Büchsenläufe eine Kugel und ein scharfes Messer in meinem Gürtel steckt. Wenn also noch ein Rest von Cavaliersehre in Euch wohnt und Ihr Euch erinnert, wie zwei Feinde, die Beide Waffen tragen, einen solchen Handel auszumachen pflegen, so kommt ins Freie, wo der Lärm unseres Kampfes den Schlaf der Schloßherrin nicht stören wird."

Der Graf schien einen Augenblick zu sinnen. Dann lachte er laut auf. „Um diesen Schlaf brauchtet Ihr nicht besorgt zu sein," sagte er. „Aber gleichviel. Da Ihr Soldat gewesen seid, will ich es übersehen, daß Ihr keinen ebenbürtigen Gegner stellt und ich Euch züchtigen könnte wie einen leibeigenen Knecht. Also kommt und machen wir rasch ein Ende!"

Er schritt zu der offenen Glasthür, die Hunde immer an seinen Fersen, und wollte Jörgel den Vortritt lassen, was dieser argwöhnisch verweigerte. Dabei brütete er über dem hingeworfenen Wort, daß der Schlaf der Gräfin nicht gestört werden könne, und ein Schauder überlief ihn bei dem Gedanken an die furchtbarste Deutung. Der Graf aber ließ ihm nicht lange Zeit zu der Frage, die ihm schon auf der Zunge schwebte. Als sie zu einem Platz gekommen waren, den in weiter Runde uralte Ulmen umstanden, hielt Jener an und sagte: „Hier! Die Weite dieses Kreises wird gerade genügen, und der Schein, den der Sternenhimmel durch die Wipfel hereinwirft, erlaubt Euch zu zielen, wie wenn Ihr nach der Scheibe schösset. Dort ist Euer Platz und hier der meine. Damit Ihr seht, daß ich als Cavalier an Euch handle, überlasse ich es Euch, bis drei zu zählen. Kusch, Tyras! Was sich hier zuträgt, geht dich nichts an."

Er stellte sich an den bezeichneten Baum, während sein Gegner den Platz durchschritt. Als Jener drei! rief, hoben beide die Waffen. Aber nur Ein Schuß flammte auf, aus der Mündung der Pistole. Die Büchse hatte versagt; der sie abgeschossen, lag hingestreckt am Fuß des dunklen Baumes, während sein Blut aus einer klaffenden Wunde im Schenkel in den Sand rieselte.

„Gute Nacht, tapferer Ritter!" hörte er den Grafen höhnen. „Diesmal schenke ich Euch Euer armseliges Leben, da Euch nun wohl die Lust vergehen wird, geknechtete Edeldamen aus ihrem Kerker zu befreien. Ihr werdet besser thun, für den Rest Eures Lebens Euch einer Krücke zu bedienen, als Euch mit einem Jagdgewehr herumzutreiben, das seinen Dienst versagt, wenn Ihr's am nöthigsten hättet. Lebt wohl und grüßt mir Eure alte Frau. Hierher, Tyras — Tiger!"

Und mit einem schallenden Gelächter, das das Geheul der beiden Rüden noch übertönte, verschwand die finstere Gestalt zwischen den schwarzen Schatten der hohen Bäume.

* * *

Der so schmählich Besiegte aber lag in der traurigsten Verfassung des Leibes und der Seele auf dem feuchten Grunde und verwünschte die Stunde, die ihn in dieses Schloß geführt, ja sein ganzes verjüngtes zweites Leben mit all seinen süßen und bitteren Ereignissen. Die Schmerzen in seinem zerschossenen Bein, die immer heftiger wurden, und das strömende Blut aus der Wunde ließen ihm keinen Zweifel, daß es mit ihm zu Ende gehe, und nun sollte er dahinfahren mit dem marternden Bewußtsein, den Tod einer edlen Frau verschuldet zu haben. Denn wenn ihr Gemahl sie nicht in der ersten Wuth erwürgt hatte, würde er nicht verfehlen, durch verschärfte Haft und neue Mißhandlungen ihr klägliches Ende herbeizuführen. Und er — Jörgel — hatte diese Frau nicht einmal wahrhaft geliebt, sondern sich nur durch ihr Unglück rühren und durch den stolzen Gedanken, den Ritter einer hochgeborenen Dame zu machen, verblenden lassen. Geliebt — das empfand er jetzt wie nie zuvor — hatte er nur seine gute, bescheidene kleine Frau, und die war nun fern von ihm, wenn er jetzt den letzten Odem aushauchte, und er konnte ihr nicht mehr danken für alles Liebe und Gute, das sie ihm in seinem ersten Leben angethan, und sie um Verzeihung bitten, daß er ohne sie die Reise nach dem Jungbrunnen angetreten hatte. „O Hanne!" rief er mit einem tiefen Seufzer, „wenn die gütige Fee, meine Pathin, dich nur auf eine kurze Frist zu mir

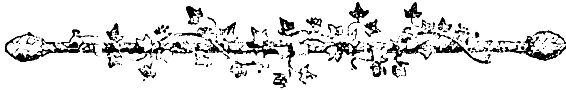
führen könnte, daß ich deine Stimme noch einmal hörte, deine Hand in meiner hielte und dann einschliefe, in der tröstlichen Gewißheit, daß diese liebe Hand mir die Augen zudrücken werde — —"

Da hörte er dicht neben sich sagen: „Was redest du für wunderliches Zeug, Jörgel! Ich bin ja hier bei dir, ohne daß deine Pathin dazu nöthig ist, und statt dir die Augen zuzudrücken, solltest du sie lieber endlich aufmachen. Weißt du, wie spät es ist? Bis an den hohen Tag hast du geschlafen auf die magischen Tropfen, und wenn dich die Schmerzen im Bein nicht geweckt hätten, schliefest du wohl noch. Jetzt aber ist's endlich Zeit, dich herauszumachen. Es ist ja Sonntag, unsere Marie kommt mit den Kindern zu uns heraus, bei uns zu essen, hast du das ganz vergessen? und ihr Mann hat gerade noch vorhin einen Hasen geschossen, den er uns in die Küche geliefert hat. Was starrst du mich denn so an? Sind dir am Ende die Tropfen zu Kopf gestiegen?"

Jörgel hatte sich im Bett aufgerichtet und arbeitete heftig daran, zur Besinnung zu kommen. „Also das war der Schuß und die Pistole des Grafen!" murmelte er vor sich hin. „Und die Wunde im Bein — ist es wirklich nur meine alte Gicht? O Frau, ich hätte nie gedacht, daß mich's so freuen könnte, das verwünschte Zwicken und Reißen im Bein zu haben, wenn nur meine alte Frau und keine junge Gräfin neben mir steht. Laß dich anschauen, Alte! Ich kann dir sagen, Hänschen, daß du mir heute gerade so hübsch vorkommst wie vor vierzig Jahren, wenn du auch nicht so goldene Haare unter der alten Haube hast, wie meine zweite Frau Sibylle, geborene Feingold. Und nun sage mir, daß du mir all meine schlimmen Seitensprünge und Treubrüche verzeihst, und zum Zeichen der Versöhnung gieb mir einen Kuß, der mich mehr beglücken wird als die Küsse der blassen Gräfin."

„Heiliger Gott!" rief die alte Frau, indem sie sich mit halbem Widerstreben von ihrem alten Manne herzen und küssen ließ, „ich glaube wahrhaftig, Alter, du bist närrisch geworden! Du treibst es ja so toll und thöricht, wie in unserer Brautzeit, als wärest du wirklich in den Jungbrunnen gestiegen, von dem deine Frau Pathe dir vorgefabelt hat."

Da gab Jörgel sie frei und erwiederte mit einem feinen Lächeln, indem er sein schmerzendes Bein streichelte: „Ja, Hänschen, ja, Mütterchen, allerdings habe ich das Zauberwasser an meinen alten Gliedern gespürt, aber nicht zu meinem Schaden, denn geheilt hat es mich von meiner Narrheit, wofür ich meiner Pathin ewig dankbar sein werde. Wie das aber zugegangen, will ich erzählen, wenn wir mit den Kindern den Hasen verspeisen. Denn es kann auch Anderen zu Nutz und Frommen dienen, die damit unzufrieden sind, daß jedes Alter seine eigene Plage hat und man Gott danken soll, wenn einem endlich die Gicht nur in den Gliedern sitzt und nicht als ein nagendes Gebresten in seinem Gewissen."





Die Pest in Bombay.

Ein Rück- und Ausblick

von

Adolf Dieudonné.

(Nachdruck ist untersagt.)

Die Pest, welche im September 1896 in Bombay begonnen, sich seitdem mit einer Unterbrechung von einigen Monaten in einem großen Teil Vorderindiens verbreitet hat und sich voraussichtlich in den nächsten Jahren in diesen Gebieten erhalten wird, ist die Teilerscheinung eines großen Wanderzuges, welchen diese Seuche seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts über die Länder Centralasiens angetreten hat und allmählich nach Osten und Westen fortsetzt. Nachdem im Jahre 1894 in Hongkong die Epidemie unter den Chinesen zahlreiche Opfer gefordert hatte und auch in den darauffolgenden Jahren nie ganz erloschen war, wurde Europa Ende 1896 durch die Nachricht in große Aufregung versetzt, daß in der bedeutend näheren Handelscentrale Bombay die Pest ausgebrochen sei, und man fürchtete sofort, daß bei der dichten und in schlechten hygienischen Verhältnissen lebenden Bevölkerung die Epidemie bald größere Verbreitung finden werde, eine Annahme, die sich sehr rasch bestätigte.

Wohl keine Stadt der Welt weist eine solche Mannigfaltigkeit hinsichtlich der Nationalität, des Typus und der Tracht ihrer Bewohner auf wie Bombay. Die Hauptmasse der etwa 900000 Seelen starken Bevölkerung (etwa 450000) bilden die Hindus, eine kleine zierliche Rasse von dunkelbrauner Hautfarbe, welche bald mehr in das Kaffeebraune, bald mehr in das Kastanienbraune geht; sie stammen aus allen Teilen Indiens. Die bekannten Einrichtungen des Kastenwesens haben sich unter ihnen noch bis auf den heutigen Tag erhalten und sind im allgemeinen noch weit ausgeprägter, als man sich bei uns vorstellt: ein Mann einer hohen Kaste wird durch die bloße Berührung mit einem aus einer niederen unrein. Bei der Einführung der Schutzpockenimpfung weigerten sich beispielsweise alle höheren Kasten, ihre Kinder mit der einem Kinde niederer Kaste entnommenen Vaccine impfen zu lassen. Seitdem die Lymphe, wie bei uns, vom Kalbe genommen wird, wurde die Impfung sehr rasch populär.

Ein weiterer Bestandteil (etwa ein Viertel) der Bevölkerung Bombays sind die Mohammedaner aller islamitischen Länder, also außer indischen Moslims Perser, Türken, Araber, Afghanen, Belutschis.

Einer der merkwürdigsten und wichtigsten Bestandteile der eingeborenen Bevölkerung sind die Parsi, stattliche große Figuren von gelblicher Gesichtsfarbe, meistens wohlbeleibt, weit ansehnlicher und stärker als die Hindus. Die Parsi sind Nachkommen persischer Einwanderer und Anhänger der Lehre Zarathustras (Zoroaster), einer der edelsten Naturreligionen, auf die Verehrung der schaffenden und erhaltenden Elemente gegründet. Bekannt ist der merkwürdige Gebrauch der Parsi, ihre Toten auf besonderen Bestattungstürmen (Türme des Schweigens) den Geiern zum Fraße preiszugeben. Nach ihrer Lehre ist alles Tote unrein, und daher darf es weder mit dem Feuer noch mit der Erde, welche beide zu dem Reinsten und Edelsten

gehören, in Berührung gebracht werden; die Leichen dürfen also weder, wie bei den Hindus, verbrannt, noch, wie bei den Christen und Mohammedanern, beerdigt werden.

Außer diesen hauptsächlichsten Bevölkerungsgruppen befinden sich in Bombay noch ein paar tausend orientalische Juden, tausend afrikanische Neger, mehrere hundert Chinesen, ferner eine große Anzahl von Mischlingen der verschiedensten Rassen (Eurasier); nicht zu vergessen etwa dreitausend eingeborener aus Goa stammender Portugiesen und der Europäer verschiedenster Zungen. Man kann sich also denken, welch bunter Natur das Völkergemisch ist, das die Straßen belebt, und welche verschiedenen Typen, Sitten, Anschauungen und Gebräuche sich hier ungestört nebeneinander bewegen. Vielleicht in keiner anderen Stadt der Erde wird eine größere Anzahl von verschiedenen Sprachen durcheinander gesprochen als in Bombay: ein richtiger „Turm von Babel".

In diesem geschäftigen Getriebe der Handelsstadt gab es keine geringe Aufregung, als es sich zeigte, daß die Pest in ihre Mauern Einzug gehalten hatte.

Die ersten Pestfälle waren wahrscheinlich schon im September 1896 oder noch früher aufgetreten, doch versuchte man anfangs, die Sache zu vertuschen, und wandte den harmlosen Namen bubonic fever (Beulenfieber) statt des wahren Namens bubonic plague (Beulenpest) an. Im Dezember erst nahm die Seuche von ihrem ursprünglichen Herd (in einem schmutzigen Stadtteil am Hafen) eine weitere Verbreitung über die Stadt, und nun begann eine Massenauswanderung der Eingeborenen, so daß die Bahnzüge und Küstendampfer kaum im stande waren, alle die Flüchtlinge wegzuschaffen. Einer Statistik nach verließen in den Monaten November, Dezember und Januar täglich mitunter bis zu fünftausend bis sechstausend Menschen Bombay, so daß die Bevölkerung, die vor dem Ausbruch der Pest auf 850000 geschätzt wurde, Anfang Februar auf etwa 325000 zusammengeschmolzen war. Zweifellos war unter den Flüchtlingen eine große Anzahl bereits angesteckter Personen, und so wurde die Pest bald auch in die Umgegend verbreitet, nach Osten und Südosten, wo sie sich besonders in der Stadt Puna furchtbar entfaltete und längs der Küste hinauf bis nach Kurrachee und weiter nach Hayderabad in der Landschaft Sind gelangte.

Während der Monate Januar bis März 1897 bewegte sich die tägliche Zahl der Todesfälle zwischen zweihundert und dreihundert. Im ganzen wird in der vorjährigen Epidemie die Zahl der Erkrankungen in Bombay nach amtlichen Erhebungen auf 12697 angegeben, von denen 10724 (über achtzig Prozent) starben, doch ist die wirkliche Zahl eine weit höhere, sehr wahrscheinlich etwa 21000. Mit der Zunahme der Hitze nahm die Zahl der Fälle immer mehr ab bis zum Ende Juli, wo nur noch durchschnittlich zwei bis drei Fälle am Tage vorkamen. Allerdings galt es schon damals als höchst wahrscheinlich, daß mit dem Eintritt der kühleren Jahreszeit die Seuche wieder von neuem auftrete, und in der That, je weiter der Winter 1897/98 fortschritt, um so mehr trat wieder die Pest in einer ganz auffallend der vorjährigen Epidemie gleichenden Kurve auf, wobei die Zahl der gemeldeten Fälle dieselbe schreckenerregende Höhe erreichte wie im Vorjahre. So betrug die Zahl der Erkrankungen vom 1. Januar 1898 bis Mitte Februar 1460, worunter 1413, also 96,7 Prozent, tödlich verliefen. In den drei Monaten Juli, August und September sind über zweitausend Todesfälle eingetreten. Die Gesamtzahl der Todesfälle in Bombay seit dem Ausbruche der Epidemie kann auf 60000 veranschlagt werden.

Was nun die Krankheitserscheinungen betrifft, so sind diese wohl geeignet, einer Volksmenge Entsetzen einzuflößen. Vor allem der furchtbar schnelle Verlauf der Erkrankung. Man hat Fälle, wo der Patient innerhalb von zwölf Stunden gesund und tot war. In der Regel dauert es bei den in die Hospitäler gebrachten Kranken ein bis zwei Tage. Wer den dritten übersteht, hat schon einige Aussicht auf Genesung.

Der Anfall setzt mit Fieber ein, das rasch sehr heftig wird und später zu ganz eigentümlichen Delirien oder zu rascher Umnebelung der Sinne und tiefer Teilnahmlosigkeit führt. Dann erscheinen die charakteristischen Pestbeulen, welche der Krankheit den Namen Drüsenpest, Bubonenpest, gegeben haben. Die Lymphdrüsen in der

Schenkelbeuge, in der Achselhöhle, am Halse oder an anderen Körperstellen zeigen eine schmerzhafte, rasch oder langsam zunehmende Anschwellung, die oft faustgroß und darüber wird. Häufig sind Bubo und Fieber auch zugleich da. In vielen Fällen ist die ganze Kette von der peripherſten bis zur höchstgelegenen Drüse der Herd heftiger Entzündung, welche die umliegenden Gewebe als entzündliches Ödem in weiter Ausdehnung mit ergreift und so umfangreiche Geschwülste unter der Haut mit teigiger Schwellung der Nachbarschaft erzeugt. Die Drüsengeschwulst kann entweder in Verteilung oder, was häufiger geschieht, in Vereiterung der Drüsen ausgehen, und von diesen Fällen schlagen manche in Genesung um. In dem entleerten Eiter aus den Bubonen finden sich bemerkenswerterweise entweder keine Pestbacillen oder nur ganz degenerierte. Der Bubo ist daher als eine Heilbestrebung der Natur aufzufassen.

In den meisten Fällen durchbrechen aber die Pestbacillen die Grenzen des Bubo, gelangen ins Blut, und in wenigen Stunden entwickelt sich an Stelle des oft vorher noch milden Krankheitsverlaufes das schwere und ernste Krankheitsbild der Pestsepsis, der Blutvergiftung, welche in wenigen Stunden zum Tode führt. Fast ausnahmslos bilden sich sehr schnell eine bedeutende empfindliche Milzschwellung, reichliche Diarrhöen, Krämpfe, furchtbare Delirien, und unter den Zeichen der Herzschwäche tritt der Tod ein. Macht man mit einer Stecknadel einen Einstich in eine Fingerkuppe, so finden sich in einem Blutstropfen massenhaft Pestbacillen, das sichere Zeichen der Blutvergiftung und des baldigen Todes.

In manchen Fällen treten diese Zeichen allgemeiner Sepsis auch ein, ohne daß vorher eine Drüsenschwellung oder sonst ein äußerlich erkennbares Anzeichen zu beobachten gewesen wäre. Offenbar passieren hierbei die Pestbacillen die als eine Art von Filter aufzufassenden Lymphdrüsen und überschwemmen in unglaublich kurzer Zeit das Blut. Alle diese Fälle führen zum Tode.

Die dritte klinische Form der Pest ist die Pestpneumonie, Pestlungenentzündung. Unter Schüttelfrost und nachfolgender Hitze mit schnell zunehmender Dämpfung über einen oder mehrere Lungenlappen entwickelt sich rasch das Bild einer schweren, läppchen- oder herdweise auftretenden Lungenentzündung. Der Auswurf ist ganz wie bei unserer gewöhnlichen Form rostfarben und enthält geradezu ungeheure Mengen von Pestbacillen, so daß solche Kranke, besonders wenn sie, wie die Hindus, unreinlich mit ihrem Auswurf sind, eine große Ansteckungsgefahr für ihre Umgebung bilden. Diese Gefährlichkeit des Auswurfs hat sich auch bei den in der letzten Zeit vorgekommenen Pestfällen in Wien in erschreckender Weise gezeigt.

Als der Erreger der Pest ist der von dem bekannten japanischen Bakteriologen Kitasato, einem Schüler Kochs, und dem Franzosen Yersin in dem Jahre 1894 gefundene Pestbacillus, ein an beiden Enden sich leicht, in der Mitte schwer färbbares Kurzstäbchen ohne Eigenbewegung, anzusehen. Der Pestbacillus wird in großen Mengen in den angeschwollenen Lymphdrüsen und, wie erwähnt, nicht selten auch im Blut, besonders bei den schweren, schnell zum Tode führenden Fällen, gefunden. Die Untersuchungen der deutschen Pestkommission über die Lebensfähigkeit des Pestbacillus hatten das für die Praxis sehr wichtige Ergebnis, daß die Pestbacillen glücklicherweise im allgemeinen verhältnismäßig wenig widerstandsfähige Gebilde sind und gegen unsere gewöhnlichen Desinfektionsmittel, sowie gegen Licht und Austrocknung sehr empfindlich sind. So halten sich die Pestbacillen in völlig ausgetrocknetem Zustande höchstens acht, meist nur fünf Tage lebensfähig, und damit stimmt



Pestbacillen im Blute eines Pestkranken. (Stark vergrößert.)

auch das stets beobachtete Verschwinden der Pestepidemien bei großer Hitze. In feuchtem Zustande halten sie sich allerdings etwas länger.

Die Eintrittspforte des Bacillus in den Körper sind offenbar kleine Verletzungen, unbedeutende Kratzwunden oder aber die Atmungswege. Es ist leicht verständlich, daß die mit Ungeziefer stets reichlich bedeckten, fast völlig nackt einhergehenden Eingeborenen mit ihren zahlreichen kleinen Verletzungen an den Füßen in so entsetzlicher Weise von der Pest heimgesucht werden, während die reinlich lebenden Europäer nahezu verschont bleiben. Das Ungeziefer nimmt deshalb bei den Hindus so gewaltig zu, weil diese bekanntlich kein Tier, auch nicht etwa einen Floh, töten, da sie bei ihrem Glauben an die Seelenwanderung ja nie wissen können, ob das nicht ihr nächster Verwandter ist. Man sieht deshalb bei der oft auf der Straße vor sich gehenden Toilette eines Hindu, wie dieser derartiges Ungeziefer schön säuberlich bei sich oder einem anderen wegfängt, um es dann lebend auf die Seite zu setzen.

Einen guten Boden für die verheerende Seuche bilden die dunklen, oft völlig finsteren, schlecht gelüfteten und überfüllten Wohnungen der Eingeborenen, die oft mehr Ställen als menschlichen Behausungen gleichen und in denen thatsächlich Mensch und Vieh einträchtiglich zusammenleben. Es giebt viele Häuser, chawls genannt, in denen etwa fünfhundert Personen hausen; neun bis zehn wohnen in einem einzigen kleinen Zimmer. Wird die Pest in derartige Behausungen eingeschleppt, so sterben nicht selten ganze Familien aus. In einem Hause, dessen Thür gewaltsam geöffnet werden mußte, fanden sich Mann, Frau und zwei Kinder tot am Boden liegend, daneben ein etwa zwölfjähriges Mädchen, noch lebend, aber schwer an der Pest erkrankt. Ähnliche Vorkommnisse waren keineswegs selten.

Bei den Europäern und den meist wohlhabenden Parsi, die in gesunden, luftigen, hellen und geräumigen Wohnungen auch unter sonst hygienisch günstigen Bedingungen lebten, war die Erkrankungszahl an Pest ganz gering, und es blieben auch die Fälle in einer Familie vereinzelt, während, wie gesagt, bei den Hindus ausgesprochene Hausepidemien oder sogar Stockwerk- und Familienepidemien beobachtet wurden. Daß der Schmutz der Wohnungen und die anderen geschilderten Verhältnisse thatsächlich eine große Rolle spielen, dafür spricht die vielhundertfach gemachte Beobachtung, daß die Mitglieder einer Familie der Pest entgingen, sobald sie von dem infizierten Orte entfernt wurden, selbst wenn sie, wie das fast stets geschah, zur Pflege ihrer erkrankten Angehörigen mit in das Pesthospital zogen. Die ganze Familie lagerte sich um das Bett ihrer erkrankten Angehörigen und wartete entweder die Genesung oder den Tod ab, und fast alle diese in den luftigen Räumen der Spitäler untergebrachten Personen blieben von der Pest verschont, während die Krankheit in den von ihnen verlassenen Häusern weiter wütete. Die Pest ist demnach in der Hauptsache als eine Seuche des Schmutzes und des Elends zu betrachten.

Einen sehr wichtigen Faktor für die Weiterverbreitung der Pest bilden die Ratten. Schon in früheren Epidemien wurde ein massenhaftes Sterben der Ratten vor dem Ausbruch der Pest bei dem Menschen beobachtet. Auch in Bombay waren in den großen Getreidespeichern am Hafen alle Ratten zu Tausenden tot aufgefunden worden. Der Befund bei solchen in der Freiheit der Pest erlegenen Tieren ist ganz ähnlich dem beim Menschen vorliegenden; auch hier finden sich Bubonen und in den Organen massenhaft Pestbacillen. Die pestkranken Ratten verlassen merkwürdigerweise ihre Löcher, zeigen keine Furcht vor den Menschen mehr, tummeln sich herum, machen seltsame Sprünge, werden schnell schwach und bleiben dann tot liegen. Die Eingeborenen in Bombay waren von dem Zusammenhang der Ratten- und Menschenpest so überzeugt, daß manche schon ihre Häuser verließen, wenn sie eine tote Ratte fanden. Als Zwischenträger zwischen Ratte und Mensch wirken wohl in erster Linie kleine Insekten, welche an den lebenden oder toten Pestratten sich nähren und zufällig auf den Menschen gelangen.

Die Pest ist in den Thälern des Himalaya zu Hause, ja hier ist die uralte Heimat der Seuche, welche von den Eingeborenen als Maha-mari bezeichnet wird; auch hier hält

sich der Erreger in dem Körper der Ratten fest und pflanzt sich so fort. Die Bombayer Epidemie ist zweifellos aus diesen Gegenden eingeschleppt. Vom Himalaya wurde sie durch Pilger in den in dem Rufe großer Heiligkeit, ähnlich wie Benares, stehenden Pilgerort Nasik verschleppt, und von hier kam sie nach Bombay. In diesem Pilgerorte ist ein besonders heiliger Fluß, der, ähnlich wie der Ganges, alle oder doch die meisten Sünden abwäscht. Die Pilger strömen von allen Teilen Indiens an solche Orte, baden sich in dem Fluß, der in Wirklichkeit ein schmutziger, stagnierender Wassertümpel ist, sie waschen ihre Kleider darin und trinken das heilige Wasser mit großem Behagen; kein Wunder, daß solche Seuchen wie Cholera und Pest in Indien niemals erlöschen.

Die Bekämpfung der Pest gehört zu den schwersten Aufgaben der Gesundheitspflege. In Bombay wurde eine besondere Kommission unter der Leitung eines Generals eingesetzt, welche unbedingte Vollmacht in Bezug auf Maßregeln zur Ausrottung der Pest erhielt. Es wurden sogenannte Haus-zu-Haus-Visitationen eingeführt und alle Häuser nach Pestkranken durchsucht. Die dabei gefundenen Kranken und Krankheitsverdächtige wurden, wenn nötig zwangsweise, in die zahlreich errichteten Pestspitäler, die Ansteckungsverdächtigen aber auf sogenannte Segregation camps zur Beobachtung übergeführt. Die Wohnungen wurden dann mit Kalk getüncht, oft auch die Schindel der Dächer abgedeckt, um der Sonne freien Zutritt zu gestatten. Bei der stark desinfizierenden Wirkung des Lichtes der indischen Sonne und der Empfindlichkeit der Pestbacillen gegen Licht war diese Methode sicher sehr zweckmäßig.

Solche Häuser und Baracken, die durch ihren Schmutz als besonders günstig zur Aufnahme und zur Weiterverbreitung der Pest erschienen, wurden durch Feuer zerstört. Dabei wurde oft beobachtet, wie die ärmere Bevölkerung sich aus dem Schutthaufen die noch einigermaßen brauchbaren Holzstücke aussuchte, um sie beim Kochen zu verwenden. Die Häuser, in denen Pestfälle vorgekommen waren, wurden mit Ringen in brauner Farbe bemalt, so daß man sich bei Besuchen danach richten konnte. Man beobachtete solcher Ringe bis zu zwanzig und dreißig; ja, es wurde von verschiedenen Amateurphotographen als Kuriosität ein Haus photographiert, welches vierzig Ringe zeigte.

Außerdem wurden alle von Bombay Abreisenden auf den Bahnhöfen oder auf den Dampfern von Ärzten und Ärztinnen untersucht und alle nur Verdächtigen zur Beobachtung zurückbehalten; kein Dampfer wurde ohne ärztliche Untersuchung sämtlicher Passagiere und der ganzen Mannschaft abgelassen, während die mit der Bahn Abreisenden einige Stationen außerhalb Bombays untersucht wurden.

Trotz des taktvollen Vorgehens der Offiziere, Ärzte und der zahlreichen in Indien so notwendigen Ärztinnen, der sogenannten Lady-Doctors, der Beamten und der Soldaten trafen diese Maßregeln bei den Eingeborenen auf großen Widerstand, dessen Ursache hauptsächlich in religiösen und Kastenvorurteilen lag.

Mit allen möglichen Künsten wurden die Pestfälle von den Befallenen selbst wie von deren Angehörigen verheimlicht, die Leichen bei Nacht und Nebel fortgeschafft, die Personen, welche über die Bestattung oder Verbrennung zu wachen hatten, bestochen, keinen Nachweis über die Herkunft der Toten zu verlangen u. s. w. Noch während des Transportes entsprangen gelegentlich die Kranken aus den Ambulanzwagen, auch aus den Spitälern entwichen manche, was bei der ungenügenden Zahl von Wartepersonal leicht möglich war. Es kam zu heftigen Straßenunruhen, und ein deutlicher Beweis für die Erregung des Volkes war die Ermordung des Vorsitzenden der Pestkommission in dem benachbarten Puna, Mr. Rand, und des Lieutenants Ayers am hellen Tage auf offener Straße. Erst nach Monaten gelang es, den Mörder in Gestalt eines mohammedanischen Advokaten zu fassen, nachdem zwanzigtausend Rupien auf seinen Kopf gesetzt worden waren.

Den größten Widerwillen hatten die Eingeborenen gegen die Krankenhäuser, und es wurden alle Mittel in Bewegung gesetzt, um den Transport in ein solches zu vermeiden. Als Beispiel wird folgender Vorgang erzählt, der einem Arzt bei einer Hausdurch-

suchung begegnete. Er kam in ein kleines stockfinsteres Zimmer, in dem etwa zehn Personen sich befanden, und rief von der Schwelle hinein: „Seid ihr alle gesund?“ „Ja,“ ertönt es aus dem dunklen Raum. Mit diesem Bescheid giebt sich aber der Arzt nicht zufrieden, sondern leuchtet mit der Laterne umher. Da bietet sich ein schaudervoller Anblick: eine der an die Wand gelagerten Gestalten war eine schon in Verwesung übergegangene Leiche, die auf beiden Seiten von je einem lebenden Bewohner gestützt wurde. Auf dem Boden lagen mehrere schwere Pestkranke. Der pestartige Geruch, der in den ärmlichen Hinduwohnungen allgemein herrscht, war noch kein sicheres Zeichen für das Vorhandensein einer Leiche.

Diese Angst vor den Krankenhäusern war in einem allgemein verbreiteten und auch teilweise von der Hindupresse unterstützten Gerüchte zu suchen, daß die indische Regierung den Befehl erlassen habe, die eingeborene Bevölkerung Indiens auszurotten. Dieses Gerücht hatte durch folgenden, übrigens für die bestehende Gärung in Indien bezeichnenden Vorgang sehr viel Nahrung gefunden. Im September 1896, also vor Ausbruch der Pest, war die prachtvolle Marmorstatue der Königin Viktoria, der Kaiserin von Indien, von ruchloser Hand verunstaltet worden, indem ein Topf voll Teer über den Kopf der Statue ausgeleert und ihr ein Halsband aus alten Stiefeln umgehängt worden war. Um die Bedeutung und Größe des Schimpfes zu verstehen, muß man bedenken, daß die Eingeborenen in ganz Indien die Sitte haben, ihren untreuen Frauen das Gesicht schwarz anzumalen, und der Thäter dabei wohl bildlich ausdrücken wollte, daß die Königin ihrem Volke untreu geworden sei und nicht nach dessen Interesse sehe. Was das Halsband von alten Stiefeln anbelangt, so gilt das gleichfalls als eine gemeine Beschimpfung, indem man in Indien einem Eingeborenen keinen größeren Schimpf anthun kann, als ihm einen alten Schuh an den Kopf werfen. Die Thäter wurden nicht entdeckt, und als nun die Pest ausbrach, glaubte man allgemein, sie sei die von der Königin verhängte Strafe, denn die Königin gilt bei den Hindus für allmächtig. Da nun in den Spitälern auch die meisten dorthin gebrachten Kranken starben, hieß es, die Königin werde erst zufrieden sein, wenn 200000 Menschen getötet und ihre Lebern für die öffentliche Schaustellung präpariert wären. Der Hindu fürchtet sich aber vor allem vor einer Zerstückelung seines Leibes nach dem Tode, weil das seine Wiedermenschwerdung verhindert.

Besonders begünstigt wurde dieser Aberglaube durch die hohe Sterblichkeit in den von europäischen Ärzten geleiteten Spitälern. Die Eingeborenen haben im allgemeinen große Achtung vor dem Können der europäischen Ärzte und glauben, daß diese von ihrem Berufe mehr verstehen als die eingeborenen Ärzte (Hakims genannt). Als es nun bekannt wurde, daß auch die ein solches Vertrauen genießenden europäischen Ärzte wenige Pestkranke retten konnten, schien der sichere Beweis für die Wahrheit des Gerüchtes gegeben zu sein, und die Berichte der aus den Krankenhäusern als genesen Entlassenen, welche die ihnen zu teil gewordene freundliche Behandlung zu rühmen wußten, galten für unwahr.

Ein weiterer Grund, weshalb die Eingeborenen den angeordneten Bekämpfungsmaßregeln Widerstand leisteten, war außer dem unvermeidbaren Eingriff in ihr häusliches Leben der ihnen eingefleischte Fatalismus. Alle solche Vorkehrungen waren nach ihrer Ansicht vollständig unnötig oder verfehlt. Trotz aller dieser Widerstände gelang es aber doch dem energischen und zugleich taktvollen Vorgehen der englischen Pestkommission, wenigstens die bedenklichsten hygienischen Mißstände in der Stadt zu beseitigen und dadurch wenigstens einen Teil der Stadt vor der Seuche zu bewahren.

Wie schon erwähnt, hat sich keines der vielen versuchten Mittel als ein Heilmittel gegen die Pest erwiesen. Auch das Yersinsche Pestserum, welches ganz ähnlich wie das Diphtherieserum durch Einspritzung langsam steigender Dosen von abgetöteten Pestbacillen bei Pferden gewonnen wird, hatte keine richtigen Heilerfolge. Nur in leichteren Fällen schien eine günstige Beeinflussung des Krankheitsverlaufes durch das Serum vorhanden zu sein, und zahlreiche experimentelle Versuche an Affen zeigten, daß in der That bei Anwendung sehr großer Mengen von

Serum eine vorbeugende Wirkung nicht ganz zu leugnen ist. Es ist nicht unmöglich, daß bei der Anwendung eines stärker wirksamen Serums, dessen Herstellung sicher nur noch eine Frage der Zeit ist, gute Erfolge erzielt werden.

Die Anwendung des Serums zu Schutzimpfungszwecken wurde von Yersin in Cutch-Mandvi mit günstigem Erfolge versucht. Unter vierhundert mit Serum Geimpften kam kein Pestfall vor, während unter den nicht Geimpften verschiedene Fälle beobachtet wurden. Leider dauert dieser Schutz nur kurze Zeit an (nicht über vierzehn Tage), und es muß deshalb in gefährdeten Orten die allerdings ganz harmlose Einspritzung öfters wiederholt werden.

Einen lange dauernden Schutz erzielt man durch die Haffkinesche Schutzimpfung. Der Impfstoff wird in der Weise hergestellt, daß frische, ansteckungsfähige Pestkulturen eine Stunde lang bei siebzig Grad erhitzt werden; dabei werden die Pestbacillen sicher getötet und die Impfstoffe selbst möglichst wenig geschädigt. Haffkine hatte mittels eines in ganz ähnlicher Weise hergestellten Cholera-impfstoffes bei Massenimpfungen an über 40000 Hindus zweifellose günstige Erfolge erreicht. Von der Pestimpfflüssigkeit wird ein Kubikcentimeter unter die Rückenhaut oder am Arm eingespritzt. Nach wenigen Stunden zeigt sich die Wirkung in Anschwellung und Schmerzhaftigkeit der Einspritzungsstelle, verbunden mit eintägigem Fieber; die örtlichen Erscheinungen gehen in zwei Tagen wieder völlig zurück. Bei manchen Kranken sind allerdings diese Wirkungen weit stärker. Versuche im großen wurden von Haffkine in der portugiesischen Stadt Damaon gemacht. Hier wurde, sobald die ersten Fälle von Pest bekannt wurden, die Impfung an 2297 Personen ausgeführt, von diesen starben 36 = 1,6 Prozent, dagegen wurden unter 6033 Ungeimpften 1482 Todesfälle = 24,6 Prozent beobachtet. Eine gewisse Schutzwirkung bestand also bei den Geimpften, aber diese war keine völlige, da doch noch 36 Todesfälle nach der Impfung vorkamen.

Das Haffkinesche Verfahren würde sich wohl zum Schutze von kleineren Bevölkerungsgruppen, ganz besonders aber zur Impfung von Ärzten, Krankenwärtern und Personen, welche mit der Reinigung und Desinfektion von Pesthäusern zu thun haben, eignen. Zur eigentlichen Bekämpfung der Pest könnte es nur dann dienen, wenn es zwangsweise ausgeübt würde. Denn im Anfang einer Epidemie finden sich nur verhältnismäßig wenige, welche sich freiwillig impfen lassen, und wenn man warten muß, bis die Epidemie große Ausdehnung erreicht und die Furcht die Massen der Bevölkerung der Impfung geneigt macht, dann ist es zu spät. In Indien ist überhaupt an eine solche Zwangsimpfung gar nicht zu denken.

Es ist dies in den meisten Fällen aber gar nicht nötig, da man sich mit denselben Maßregeln, die sich bei der Cholerabekämpfung so bewährt haben, begnügen kann. Besonders wichtig ist die richtige Erkennung der ersten Fälle, die schleunige Absperrung der Erkrankten und die fortlaufende Beobachtung der Verdächtigen, verbunden mit den richtigen Desinfektionsmaßregeln. Eine Schutzimpfung kann sich auf die oben angeführten besonderen Fälle beschränken.

Was schließlich die Verschleppungsgefahr der Pest nach Europa betrifft, so dürfte diese nicht besonders groß sein. Durch die Venediger Konferenz des vorigen Jahres sind besonders genaue Vorschriften über die Beaufsichtigung des Handelsverkehrs aufgestellt und von allen in Betracht kommenden Staaten angenommen worden. Aber selbst wenn, wie im Oktober 1896 in London oder im Oktober 1898 in Wien, einzelne Fälle nach Europa kommen sollten, so ist bei den im Verhältnis zum Mittelalter und zum Orient vorzüglichen hygienischen Einrichtungen unserer größeren Städte eine Weiterverbreitung unwahrscheinlich, und es ist zu erwarten, daß die Pest, diese Krankheit des Schmutzes, nie mehr bei uns festen Fuß fassen wird.





Phönix und Drache. Von einem gestickten Vorhange.

Ein Kapitel aus der chinesischen Kunstgeschichte.

Symbolik und Bilderschrift.

Von

M. von Brandt.

Jedem, der Gelegenheit gehabt hat, eine größere Anzahl chinesischer Arbeiten aus dem Bereiche des Kunstgewerbes zu sehen — und wer hätte dies nicht, sei's in irgend einem Museum oder bei einem Kunsthändler —, wird aufgefallen sein, wie häufig auf und in den verschiedensten Stoffen, Papier, Geweben, Porzellan, Bronze u. s. w., Darstellungen von Gegenständen wiederkehren, die uns entweder ganz unverständlich erscheinen oder den Eindruck machen, als müßten sie erstaunt sein, sich zusammenzufinden. Fabelhafte vierfüßige Tiere treiben sich auf den Wellen des Meeres umher, der Saum der Hofkleider wird von Wasserwogen gebildet, die sich an Felsen brechen, Fledermäuse umflattern Blumen oder merkwürdig abgerundete Schriftzeichen, und in Vasen stecken Hellebarden und Spieße, an denen vielleicht Fische, Klangsteine oder Pfirsiche hangen. Auf Wolken oder auf dem Rücken eines fabelhaften Vogels thront eine von fächertragenden Dienerinnen umgebene Frau, zu der über bewaldete Berge Männer und Frauen mit allerhand Geräten in den Händen ziehen, oder unter Bäumen und Blumen stehen zwei Männer, von denen der eine ein Kind auf den Armen trägt und der andere einen Kopf hat, der ganz aus einer übernatürlich hohen Stirn besteht, während Hirsche und Kraniche, vielleicht mit Pilzen oder Rollen im Maul oder Schnabel, zusehen. Für den Chinesen haben alle diese Bilder eine bestimmte glückverheißende oder unglückabwendende Bedeutung, oder es genügt, die Namen der dargestellten Gegen-

stände auszusprechen, um den Glückwunsch zu hören, den der Geber mit dem Geschenk — und die meisten Vasen, Becher, Vorhänge u. s. w. sind Geburtstags-, Neujahrs-, Hochzeits- oder sonstige Geschenke — verknüpft.

Die ältesten Symbole sind kosmogonisch-philosophische, der Kreis, ○ das Chaos oder die unentwickelte Materie, ☯ das erste und ☯ das zweite Stadium der durch die mittels der geschwungenen Linie im Kreise angedeuteten Kraft hervorgerufenen Entwickelung, bei der im dritten Symbol bereits die Trennung in helles, himmlisches, männliches und in dunkles, irdisches, weibliches Element stattgefunden hat. Es hat sich dabei also um die figürliche Darstellung des Gedankens gehandelt, daß alle sichtbaren Dinge nur Erscheinungen seien, die sich aus der Wirkung gewisser Kräfte ergeben. Später hat sich aus dem dritten dieser Symbole eine ganze Reihe von Darstellungen entwickelt, in denen sich mehrere Schwänze spiralförmig um einen Mittelpunkt drehen. Es handelt sich bei diesen, die sich vielfach in China, Japan (als Tomoye) und Korea als Ornament auf Dachziegeln, Glocken, alten Bronzegefäßen u. s. w. befinden, aber schon mehr um die bildliche Wiedergabe des rollenden Donners, woraus sich auch das Vorkommen des Bildes auf der japanischen Kriegspauke erklärt, auf der der krähende Hahn steht, zusammen das Sinnbild des Friedens.

Ein anderes altes philosophisches Symbol sind die anscheinend ursprünglich aus den Stücken von Hirsestengeln gebildeten Kwa, die in alten Zeiten und noch heute z. B. am Grabe des Konfucius in achtzehn Zoll langen Stücken zum Wahrsagen benutzt werden. Aus den ganzen und gebrochenen Linien, die sich aus der Benutzung längerer und kürzerer Stücke —— und — — ergeben, und aus deren Zusammensetzung sind die Pa-kwa, die acht Trigramme, entstanden, die sich häufig auf alten Bronzegefäßen, Craquelé-Porzellanvasen und Theatergewändern finden. Die Zeichen haben alle eine vielfache Bedeutung: Himmel, Dampf (Äther?), Feuer, Donner, Wind, Wasser, Berge, Erde, die Familienbeziehungen, Vater, Mutter, Söhne und Töchter, die Himmelsrichtungen, Farben, Körperteile, Charaktereigenschaften und Tiere. In der Tierwelt fällt z. B. das Pferd auf das auch für Vater, der Ochse auf das für Mutter gebrauchte Zeichen, während die Zeichen für die drei Töchter, je nach deren Alter, Huhn, Fasan und Ziege, die für die Söhne ebenso Drache, Schwein und Hund bedeuten. Aus sechs statt aus



Der Stern der Litteratur.

drei ganzen oder gebrochenen Strichen zusammengesetzt, bilden die Zeichen, vierundsechzig Hexagramme, die Grundlage des Iking, des Buches der Verwandlungen, des

ältesten kanonischen Buches der Chinesen, das ursprünglich wohl ein Zeichendeuterbuch gewesen ist.

Selbstverständlich spielen auch die Sternbilder eine große Rolle in der Symbolik der Chinesen. Am häufigsten in seiner gewöhnlichen Gestalt findet sich der Große Bär, dessen bei uns den Wagen bildende vier Hauptsterne bei den Chinesen der Scheffel heißen. * * * * * * Wo sich neben der Deichsel des Wagens ein oder mehrere andere Sterne angegeben finden, bedeuten diese Kometen, d. h. Unglück.

Einem der Sterne im Großen Bären ist eine ganz besondere Rolle zugefallen, und nichts zeigt vielleicht besser die Art und Weise, wie chinesische Gottheiten entstanden und in den Glauben des Volkes übergegangen sind als die Geschichte der Heiligkeitserklärung Wen-changs, des Gottes der Litteratur. Seit den ältesten Zeiten wurden den Sternen des Großen Bären besondere Eigenschaften zugeschrieben und einer von ihnen, Kwei-siang, als besonderen Einfluß auf litterarische Arbeiten ausübend angesehen. Als es später dazu kam, den Stern bildlich darzustellen, nahm man zu der Übersetzung von Kwei, d. h. körperloser Geist, Dämon, seine Zuflucht und gab ihm die Form eines solchen, mit verzerrten Gliedern und Gesichtszügen auf dem Kopfe eines Drachen stehend. Mit dieser Sterngottheit ist aber eine andere ursprünglich nur in der Provinz Szechu'en verehrte Lokalgottheit, angeblich ein im dritten Jahrhundert v. Chr. in einer Schlacht gefallener Mann Namens Chang-chung, verbunden, und nachdem er unter der Mongolendynastie als Beherrscher des Palastes Wen-chang, d. h. der sechs Sterne des Großen Bären, vergöttlicht worden war, trotz aller Einwendungen hoher Beamten und Sternkundigen, wohl auf Betreiben der Taoisten, als Gott der Litteratur in das nationale Pantheon aufgenommen worden, gewissermaßen als Gegenstück zu dem mit dem Schutz der Soldaten betrauten Gotte. So thront jetzt in den dem Gott der Litteratur geweihten Tempeln im Hauptgemach die Bildsäule des Gottes unter der Form eines sitzenden alten ehrwürdigen Mannes mit lang herabwallendem Bart, während der Stern der Litteratur in ein oberes Stockwerk verwiesen worden ist. Auf dem beigegebenen Bilde (S. 503) hat der Stern Kwei in der linken Hand den Scheffel, der an seinen Ursprung erinnert, und in der rechten einen Pinsel, der bekanntlich in China zum Schreiben dient; er wird aber auch oft mit dem Scheffel auf der rechten Schulter abgebildet, die beiden gekrümmten Stücke Holz, deren sich die Wahrsager bedienen, in der Linken und den Pinsel in der Rechten. Das Bild, in dessen Hintergrund der Nordstern mit Kometen abgebildet ist, enthält aber zu gleicher Zeit einen Glückwunsch für einen vor dem dritten, höchsten Examen Stehenden. „Allein auf dem Kopfe des Ao (d. h. des Meerdrachens) stehend“, d. h. ich wünsche, daß du derselbe sein, d. h. als Bester die höchste Prüfung bestehen mögest.



Das Zeichen „Pferd“ des Tierkreises.

Andere Sternbilder, die häufig personifiziert dargestellt werden, sind der Kuhhirt,

ein Stern in Aquila, und die Spinnerin, ein solcher in Lyra. Die auf sie bezügliche Sage stammt aus dem zweiten Jahrhundert v. Chr. und besagt, daß sie während des ganzen Jahres durch die Milchstraße getrennt seien und nur am siebenten Tage des siebenten Monats zusammenkämen, wenn Elstern die Milchstraße füllen und der Spinnerin erlauben, diese zu überschreiten.

Von den vier Himmelsgegenden werden der Süden durch den roten Vogel, der Osten durch den himmelblauen Drachen, der Norden durch den schwarzen Krieger, der Westen durch den weißen Tiger repräsentiert. Dargestellt wird der schwarze Krieger durch eine von einer Schlange umschlungene Schildkröte, die bis zur Zeit der Ming-Dynastie ebenso wie Drachen auf den kaiserlichen Feldzeichen abgebildet war, wie schon in den tausend Jahre v. Chr. verfaßten Gesängen des Shi-king (Buch der Lieder) erwähnt wird. Wie die Schlange zu der Schildkröte kommt, ist nicht recht klar; ein alter Schriftsteller schreibt darüber: „Der finstere Krieger ist ein anderer Name für die Schildkröte. Die letztere ist ein Wassertier, Wasser gehört zum Norden; die Farbe der Schildkröte ist schwarz, daher die Bezeichnung dunkel, finster; die Schildkröte hat einen Panzer, mit dem sie Angriffe abwehren kann, daher der Name (Krieger). Die jetzt lebenden Menschen wissen das nicht und (indem sie den Panzer für eine Schlange halten) sprechen sie von der Schildkröte und der Schlange als zwei Tieren.“ Daß sich der Buddhismus des alten Symbols zu bemächtigen gesucht hat, ist erklärlich. Die Legende lautet: Ein Büßer, der viele Jahre einsam in einem Walde zugebracht hatte, machte sich, der bis dahin erfolglosen Kasteiungen müde, auf, um den Wald zu verlassen und wieder in die Welt zurückzukehren. Unterwegs traf er eine alte Frau (d. h. eine Inkarnation der Kwanyin-Pusa), die einen eisernen Hebebaum emsig gegen einen Felsen rieb; auf seine Frage, was sie da mache, antwortete sie: eine Haarnadel für Kwanyin-Pusa, und als er seine Verwunderung über das anscheinend aussichtslose Vorhaben aussprach, fügte die Alte hinzu, daß man alles erreichen könne, wenn man sich lange genug bemühe. Beschämt kehrte der Büßer in den Wald zurück und nahm seine Kasteiungen wieder auf, und als ihn später einmal der Hunger in seinen frommen Betrachtungen störte, schnitt er sich den Leib auf und riß seinen Magen und seine Eingeweide heraus, die er ins Meer warf, den Fischen zur Speise. Dort verwandelte sich der Magen in eine Schildkröte und die Eingeweide in eine Schlange.



Das Zeichen „Schlange“ des Tierkreises.

Im alten China wurde der Schildkröte besondere Verehrung zu teil, weil sie die Zukunft kannte oder nach einer anderen Ode im Shi-king Kenntnis von der Zukunft gab. Ihre Schale wurde wie die Schulterknochen der Schafe zu Weissagungen gebraucht; aus den Sprüngen der über Feuer erhitzten Schale oder Knochen sagten die Zauberer die Zukunft voraus. Heute dient sie in der chinesischen monumentalen Kunst zum Tragen von Steintafeln, die Inschriften oder kaiserliche Kundgebungen enthalten; sie ist das Symbol der Kraft und der Langlebigkeit und damit der Ewigkeit und Unveränderlichkeit. Der gewöhnliche Chinese sieht in ihr das Abbild des Pi-hi, des Gottes der



Bronzelöwe von Yuen-min-yuen.

Flüsse; wahrscheinlich besteht ein noch nicht nachgewiesener Zusammenhang zwischen dieser Verwendung der Schildkröte in China und der Hindulegende, nach welcher der Elefant, auf dessen Rücken die Welt ruht, auf einer Schildkröte steht. Die auf dem Rücken von Schildkröten stehenden Stelen haben bei den Kaisern und hohen Würdenträgern am oberen Teil eine Einfassung von zwei schlangenartigen Drachen, deren Köpfe sich oben einander nähern, vielleicht ähnlich wie die Schildkröte und die Schlange, eine Erinnerung an Vischnus Inkarnation als Schildkröte, den von ihm als solche getragenen Berg Manda und die von den Göttern und Dämonen um den Berg geschlungene große Schlange Vāsuki, wie sich denn überhaupt der Einfluß altindischer Anschauungen, Gebräuche und Kunst auf China nicht in Abrede stellen lassen dürfte.

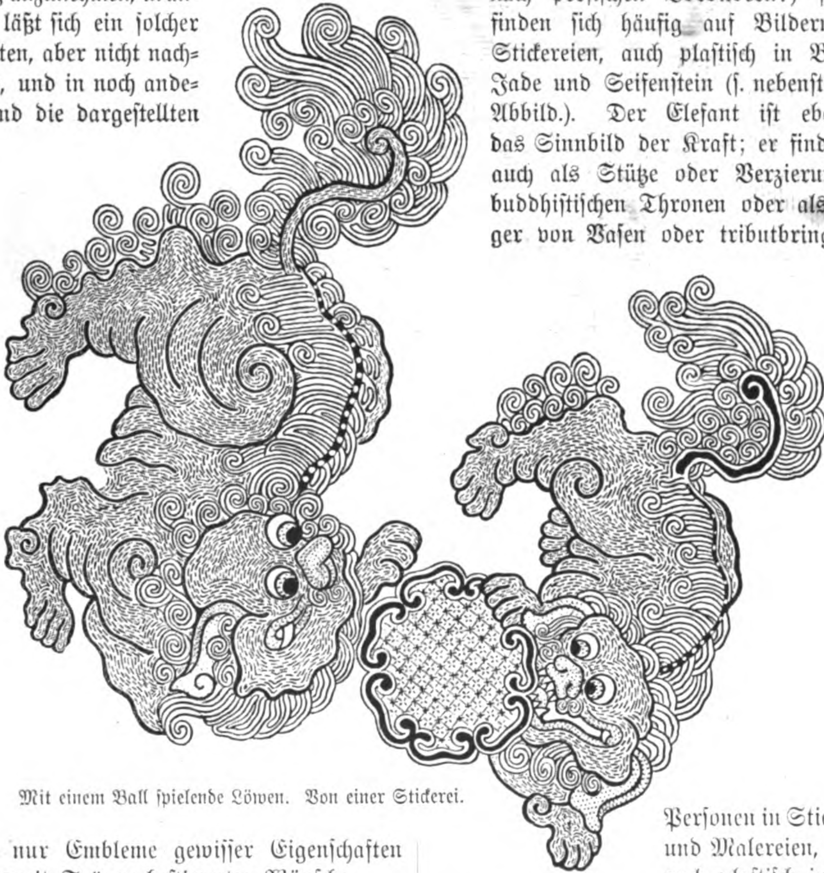
Neben der so eine besondere Verehrung genießenden großen Meerschildkröte (Kwei) spielt die kleine, sehr bissige Landschildkröte (Tryonix sinensis), Pieh, mit weicher Schale, langem Halse und schnabelförmigem Kopfe eine sehr schlechte Rolle. Sie steht in dem Rufe, einen wenig sittlichen Lebenswandel zu führen, und Schildkröte und Schildkrötenei sind daher unter den niederen Klassen beliebte und sehr übel vermerkte Schimpfworte. Statt der bei uns an Winkeln und Ecken angebrachten Warnung prangt dort in China eine mit Kohle oder Kreide gezeichnete Schildkröte, mit der Bedeutung, daß, wer die nicht ausgesprochene Warnung mißachtete, eine solche sei.

Die Zeichen des Tierkreises haben bekanntlich in China andere Namen als bei uns: es sind Ratte, Ochse, Tiger, Hase, Drache, Schlange, Pferd, Ziege, Affe, Hahn, Hund und Schwein. Diese Namen sind wahrscheinlich erst unter der mongolischen Dynastie, im dreizehnten und vierzehnten

Jahrhundert, in China gäng und gäbe geworden und tatarischen Ursprungs; die erste Erwähnung der Bezeichnung von Jahren mit Tiernamen — eine Stelle, wo übrigens die Sitte auch einem fremden Volke zugeschrieben wird — findet sich indessen schon im siebenten und achten Jahrhundert. In der chinesischen Kunst begegnet man ihnen auf Gefäßen in Tiergestalt; in der Kleinkunst, namentlich in der Form von Statuetten aus Nephrit oder Seifenstein, häufig in menschlicher Gestalt mit Tierköpfen (s. die Abbild. S. 504 u. 505).

Daß unter den symbolischen Darstellungen die von Tieren eine besondere Rolle spielen, ist erklärlich; in vielen Fällen ist ein indisch-buddhistischer oder indisch-taoistischer Ursprung anzunehmen, in anderen läßt sich ein solcher vermuten, aber nicht nachweisen, und in noch anderen sind die dargestellten Tiere nur Embleme gewisser Eigenschaften und damit Träger bestimmter Wünsche.

Zu den ersteren gehört der Löwe, Shi oder Shir, der als Sinnbild der Kraft und der Stärke unzweifelhaft aus Indien, wo er den Thron Buddhas trägt oder Göttern und Göttinnen als Sitz dient, nach China übernommen worden ist und paarweise vor den Thoren der Tempel und Paläste Wache hält. In dieser Stellung findet man ihn von Indien über China und Korea bis Japan, wo er irrtümlicherweise im Volksmunde der Hund Buddhas heißt. Bei den plastischen Darstellungen in China, wo die Löwen stets sitzend abgebildet sind, stützt der männliche Löwe seine linke Tatze auf einen jungen Löwen, die Löwin die rechte auf eine Kugel (s. Abbild. S. 506). In den Tempeln, in denen die drei Buddhas, der vergangene, gegenwärtige und zukünftige, verehrt werden, sitzt der erste, Pu-hien, auf einem weißen Elefanten, der letzte, Wen-chu (Manjusiri), auf einem grünen Löwen. Löwen, die mit einem Ball (mit der Sonne, nach persischen Vorbildern?) spielen, finden sich häufig auf Bildern und Stickereien, auch plastisch in Bronze, Jade und Seifenstein (s. nebenstehende Abbild.). Der Elefant ist ebenfalls das Sinnbild der Kraft; er findet sich auch als Stütze oder Verzierung an buddhistischen Thronen oder als Träger von Vasen oder tributbringenden Personen in Stickereien und Malereien, häufig auch plastisch in Holz, Bronze, Porzellan und Nephrit dargestellt. Der Hase, der im Monde Reis stampft, und das dreibeinige Huhn in der Sonne sind aller Wahrscheinlichkeit nach ebenfalls indischen Ursprungs. Der Tiger und der Hirsch,



Mit einem Ball spielende Löwen. Von einer Stickerei.

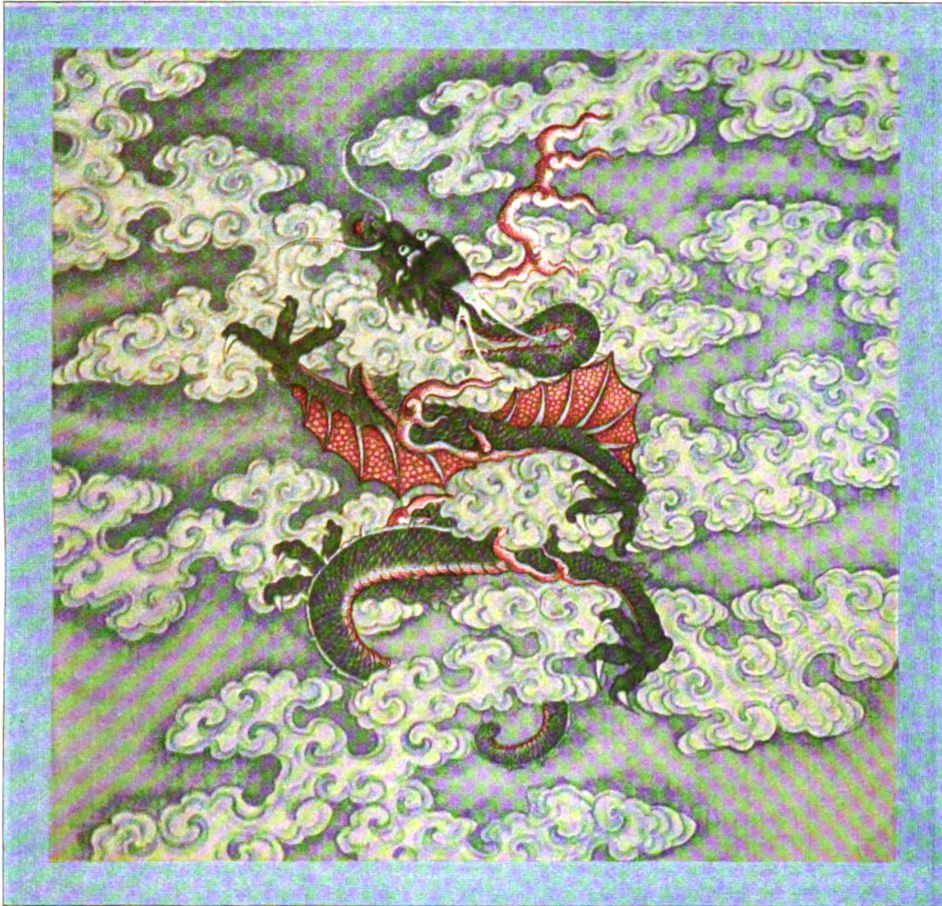
die mit tausend Jahren weiß werden, dienen vielfach tavistischen Heiligen als Reittiere; ebenso der Kranich, der vielfach irrtümlich als Storch bezeichnet wird. Der Fuchs wird ebenfalls weiß, wenn er das Alter von tausend Jahren erreicht, und dann als „himmlischer Fuchs mit neun Schwänzen" in den Himmel aufgenommen. Schon mit fünfzig Jahren kann er die Gestalt einer Frau annehmen, mit hundert die eines jungen Mädchens oder eines Zauberers. Er spielt eine Hauptrolle in nordchinesischen Sagen und Märchen; „Teufel im Süden und Füchse im Norden", wie das Sprichwort sagt. Er wird aber sehr selten abgebildet.

Die Wachteln und Elstern sind Symbole des ehelichen Glückes, vielleicht weil die Männchen nach den Liedern im Shi-king um ihre Weibchen heftig kämpfen; die Elster ist außerdem der Vogel der guten Vorbedeutung und der vierfachen Freude, wegen ihrer verbeugungsähnlichen d. h. beglückwünschenden Bewegungen. Sie ist der Glücksvogel der jetzigen Dynastie, weil einer ihrer Stammväter sich einst vor seinen Verfolgern in eine Höhle flüchtete, vor der eine Elster ihr Nest hatte. Da sie ruhig darauf sitzen blieb, so hielten die Feinde es für überflüssig, die Höhle zu durchsuchen. Elstern werden vielfach besonders auf Bildern und Porzellangefäßen abgebildet. Zwei Elstern bedeuten Glück Tag und Nacht, zwölf alle Monate, vierundzwanzig alle Stunden des Tages und dreißig alle Tage des Monats. Auch die blaue Elster wird vielfach abgebildet wie auch der Paradies-Fliegenfänger, von dem das Weibchen zwei lange weiße Schwanzfedern hat, weshalb der Chinese es den „Vogel, der



Der „goldene Drache".

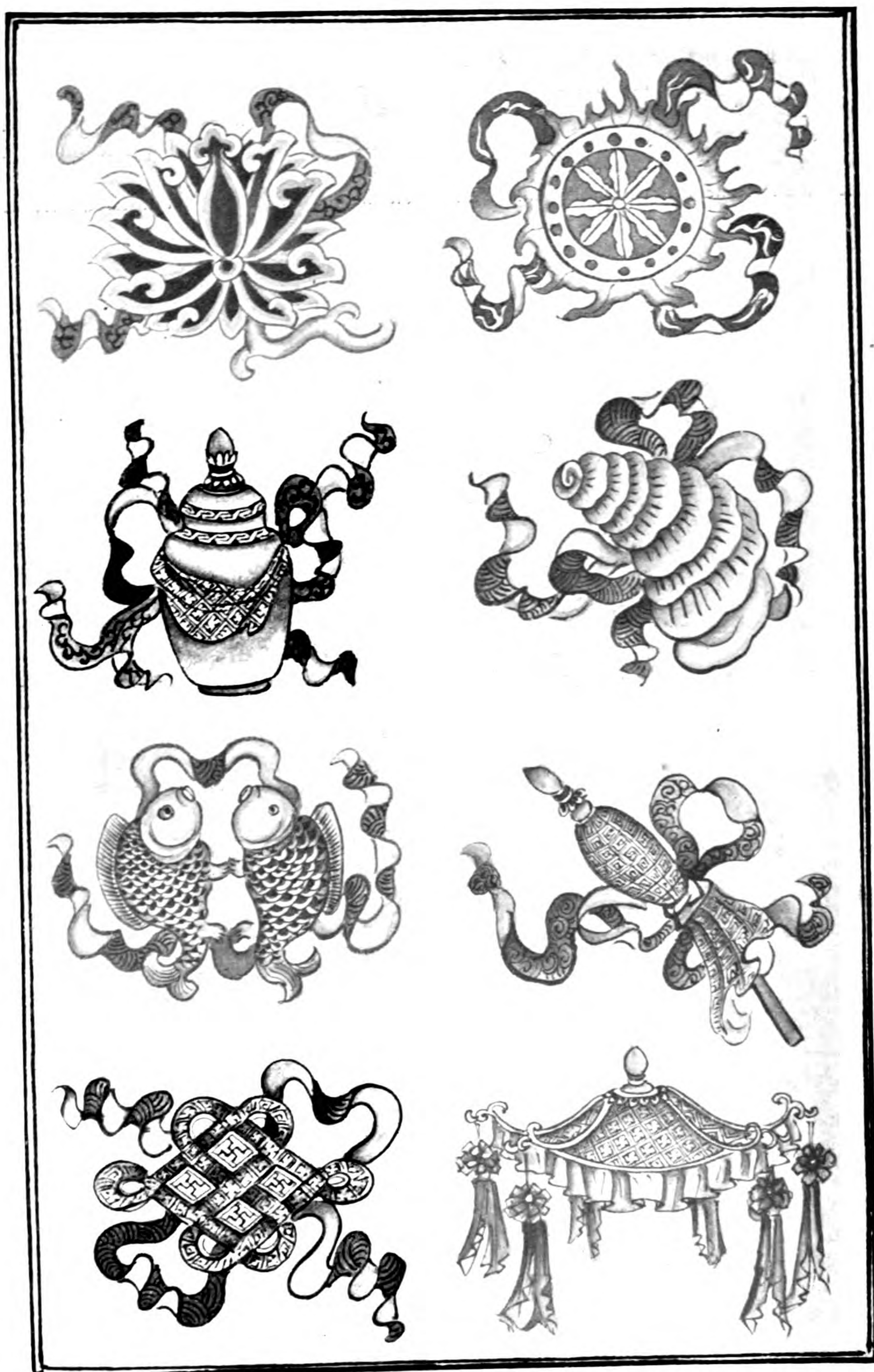
weiße Seide nachschleppt" nennt. Die Mandarin-Ente und die wilde Gans, die letztere heute bei Hochzeitsceremonien durch rotgefärbte zahme Gänse ersetzt, sind die Symbole ehelicher Treue und Zärtlichkeit. In einem Hirsefelde bedeuten Wachteln den Wunsch zahlreicher Nachkommenschaft, wegen der vielen Kerne der Hirse, wie aus demselben Grunde der Granatapfel die gleiche Bedeutung hat. Die Taube ist das Symbol der kindlichen Liebe; im Buddhismus ist die Taube die Begleiterin einzelner Heiligen, besonders der Kwanyin-Pusa (eines Bodissatwa, kommenden Buddhas, der seit dem zwölften Jahrhundert in China als Weib abgebildet wird); manchmal wird die Taube durch einen Papagei ersetzt; ob als Symbol des langen Lebens? Der Papagei findet sich auch sonst häufig auf Bildern und Stickereien, auch als Porzellanfigur aus Kanghis Zeit (Mitte des siebzehnten Jahrhunderts).



Der Drache von Hei-lung-tan.

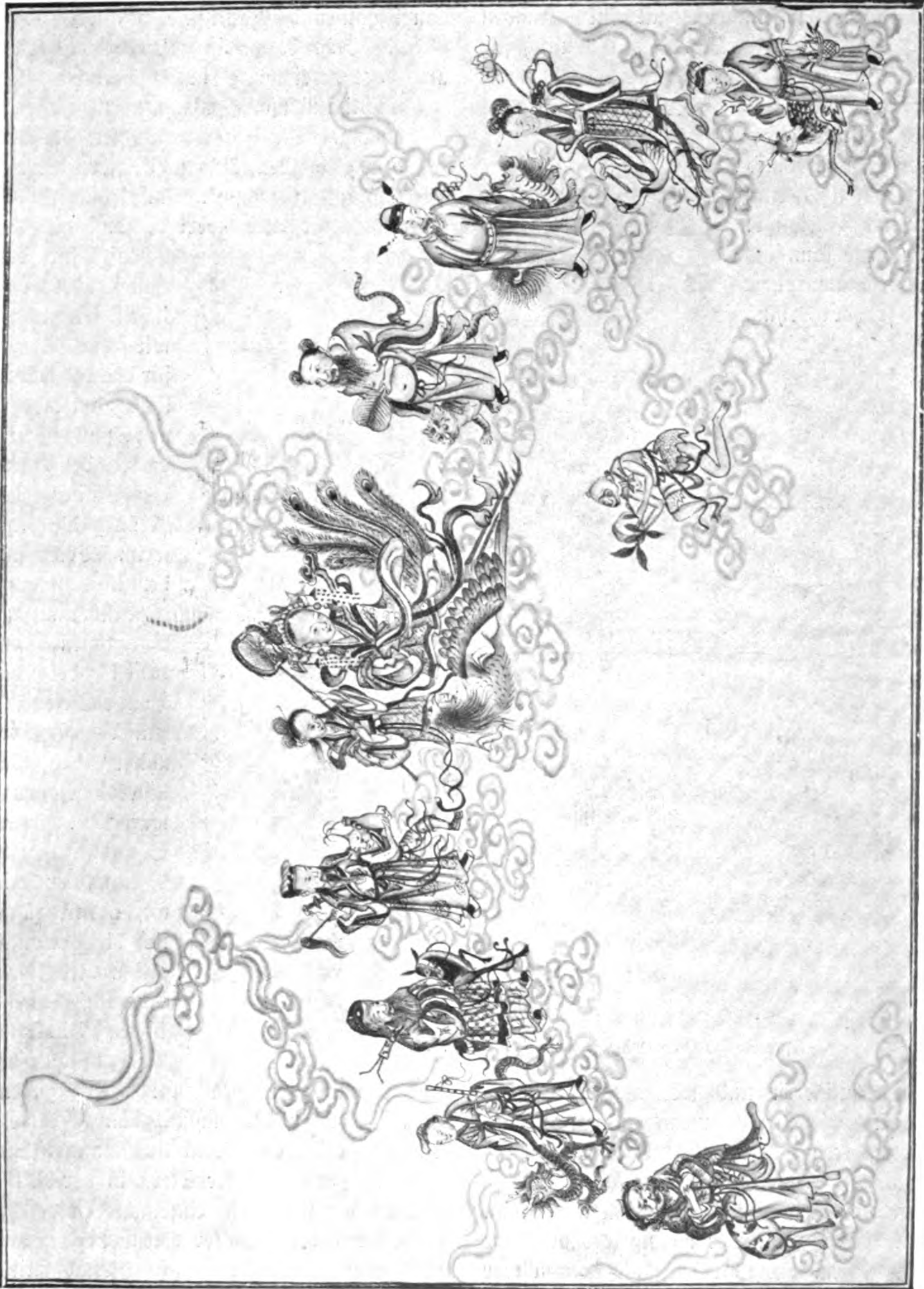
Der Affe begegnet uns zuerst auf den Spiegeln der Han-Dynastie, beim Beginn unseres Zeitalters; er spielt eine Rolle in der buddhistischen Mythologie und Symbolik wie in der taoistischen; in letzterer wird er meistens als einen Pfirsich, das Symbol des ewigen Lebens, überreichend abgebildet.

Fuchs, Ratte, Iltis, Schlange und Igel bilden die fünf großen Familien, d. h. der Feen, die Zauberkräfte besitzen und die dem Menschen, der sie beleidigt oder schädigt, Schaden bringen können; Schlange, Tausendfuß, Skorpion, Kröte und Eidechse repräsentieren die fünf Arten des Giftes, gegen die der Tiger ein Schreck- und Schutzmittel bildet.



Die „Pa-pao“, buddhistischen Embleme.

Die vier heiligen Tiere der Chinesen sind: Schildkröte, Kilin, Phönix und Drache. Der ersteren ist bereits Erwähnung geschehen.



Die „Königin des Westens“ mit den acht taoistischen Unsterblichen.

Das Kilin ist ein fabelhaftes Tier mit dem Körper eines Hirsches, dem Schwanz eines Ochsen und einem Horn mit einer Spitze von Fleisch (um keinen Schaden thun zu können) auf der Stirn. Sein Körper ist mit fünffarbigen, d. h. bunten Schuppen bedeckt. Das männliche Tier heißt Ki, das weibliche Lin, meistens aber wird der zusammengesetzte Name angewendet. Das Kilin ist das Symbol des Edelsinns und der Sanftmut und erscheint bei guter Regierung

und vor der Geburt tugendhafter Herrscher. In seiner ursprünglichen Gestalt und in seinen vielfachen Abarten ist es sehr häufig der Gegenstand von Abbildungen und plastischen Darstellungen; mit einem Knaben auf dem Rücken drückt es den Wunsch für männliche Nachkommenschaft aus.

Über die Entstehung des Drachen (Lung) und des Phönix (Feng) ist nichts bekannt; der erste kann als eine Metamorphose des früher in China viel häufigeren und weiter verbreitet gewesenen, jetzt noch wenn auch in kleinen Exemplaren im Yang-tze vorkommenden Alligators angesehen werden oder als ein Verwandter der indischen Naga (Schlangen), wobei dann der Phönix als die chinesische Form des Garuda angenommen werden könnte. Der Phönix erschien in alten Zeiten als Vorzeichen der Geburt tugendhafter Herrscher und verschönte deren Hofhaltung durch seine Gegenwart. Er wird als ein Vogel mit dem Kopf des Fasans, dem Schnabel der Schwalbe, dem Hals der Schildkröte und in der äußeren Erscheinung dem Drachen ähnlich, fünffarbig, d. h. bunt geschildert, gewöhnlich als ein Mittelding von Fasan und Pfau, stark stilisiert, abgebildet. Sein Name ist wie der des Kilin aus der Bezeichnung des männlichen und weiblichen Tieres zusammengesetzt, Feng-hwang. Die Unzertrennlichkeit der beiden giebt den älteren Dichtern Veranlassung zu manchen Anspielungen auf Liebe und Liebeswerben, sonst gilt der Phönix für das Symbol des weiblichen Elementes, wie der Drache für das des männlichen; im modernen Symbolismus vertritt der letztere den Kaiser, der Phönix die Kaiserin. Beide finden sich daher auch gegenüber auf den Vorhängen, mit denen bei der Hochzeitsfeier des Kaisers die Gemächer des Palastes geschmückt werden (s. Abbild. S. 502).



Korallen überbringender Barbar auf Kilin.

Lung, der Drache, ist ursprünglich die Personifikation eines Sternbildes. Es heißt in den „Bildlichen Darstellungen der Erscheinung von Drachen“: „Der goldene Drache des zu den achtundzwanzig Sternbildern gehörigen Sternbildes Kang ist ursprünglich ein goldener Stern in der Milchstraße. Er leitet die Aufeinanderfolge der Jahre und Kalpas (der einem Tage Brahmas gleichkommenden indischen Zeitabschnitte, die mit der Zerstörung der jedesmaligen Welt enden) und währt wie Sonne und Erde ewig.“ (s. Abbild. S. 508.) Im allgemeinen wird man den Drachen als die bildliche Darstellung vieler gewöhnlichen und

aller außergewöhnlichen Naturerscheinungen auffassen können. Er macht Regen und Sturm und wohnt in Seen und im Meer; er zeichnet den Flüssen und Strömen ihre Bahn vor, wacht über die in der Erde verborgenen Schätze, personifiziert Blitz und Feuer und schützt die Wohnungen der Götter. Häufig ist er ein wegen besonderer Verdienste, die nicht immer aktiver Art zu sein brauchen, vergöttlichter Mensch, dem dann die Rolle eines Schutzgottes für besondere Gegenden zufällt. Den verschiedenen Wirkungskreisen entsprechend, wechseln Form und Farbe der Drachen, obgleich der vierfüßige Saurier die Grundform bleibt; es giebt große und kleine Drachen, geschuppte und glatte, mit zwei bis fünf Klauen (der letztere ist jetzt das Symbol und Emblem des Kaisers und was zu ihm gehört), mit einem Horn oder zwei Hörnern oder ohne ein solches, mit einem Drachenkopf oder mit dem einer Ziege oder eines Schweins oder mit einem Elefantenrüssel, mit Flügeln oder ohne solche und oft mit aus seinen Flanken hervorschlagenden Flammen, die sich auch beim Kilin und anderen Tieren finden und stets ein Zeichen überirdischen, göttlichen Wesens sind. Erscheinungen und Manifestationen von Drachen sind häufig und kommen, nach den Chinesen, auch noch in der allerneuesten Zeit nicht selten vor.

Ein interessantes Beispiel, wie der Drache in den Volksaberglauben und in den offiziellen Gottesdienst übergegangen ist, bietet der noch jetzt in dem Tempel von Hei-lung-tan bei Peking verehrte Drache, zu dem bei Regenmangel durch vom Kaiser abgesendete Beamte gebetet wird. Nach dem schon angeführten Werke lebte der „schwarze Drache“ während der Ming-Dynastie unterhalb des Yen-Berges in einem Wasserloch, an dessen Stelle sich jetzt der Sumpf beim Himmelstempel in Peking befindet. Als der Prinz Yen (der spätere Kaiser Yung-lo) am Ende des vierzehnten Jahrhunderts n. Chr. den Norden eroberte, vertrieb er den Drachen nach dem Westen von Peking. (Abbild. S. 509.) In diesem bei einer starken, einen kleinen Teich bildenden Quelle errichteten Tempel befinden sich in dem Gemach, welches die Bildsäule des Lung-wang (Drachenkönigs) enthält, sechs Freskobilder, von denen zwei den Gott in Begleitung eines Dieners und zweier Dienerinnen darstellen, die ihm Thee darreichen; sämtliche Figuren haben einen Heiligenschein um den Kopf. Auf einem anderen Bilde sieht man den Gott seinen auf einer Felseninsel befindlichen Palast auf einer schweren Regenwolke verlassen; der Gott



Perlen überbringender Barbar auf Elefant.

selbst reitet auf einem Drachen und ist von zahlreichem Gefolge umgeben, dessen einzelne Personen die Symbole seiner Macht und seines Wirkens tragen, so eine alte Frau einen aus einem Tigerfell gefertigten, mit Wasser gefüllten Schlauch, während ein Mann mit einem schnabelähnlichen Mund, Krallen an Händen, Füßen und Flügeln (Garuda), Hammer (Donner) und Meißel trägt; affenähnliche Gestalten tragen Urnen, denen Regenbogen entsteigen. Das nächste Bild zeigt den Gott auf schweren Wolken über eine Regen- und Gewitterlandschaft ziehend. Dann schafft eine Bauernfamilie unter Bezeigung lebhafter Freude den reichen Ertrag ihrer Felder unter Dach, während der auf Wolken thronende Drachengott sich des Glückes seiner Schutzbefohlenen freut. Auf dem vierten und letzten Bilde des Cyklus bringen Landleute in einer Felsenschlucht dem auf einer bunten Wolke schwebenden Gotte Dankopfer dar. Im Vordergrunde ist der Palast des Gottes, an dessen Thür die beiden Mädchen seiner Rückkehr harren.



Fu-lu-shau.

Von dem Drachen fast unzertrennlich ist die Perle, meistens bunt dargestellt, mit aus ihr aufsteigenden Flammen, die ihren göttlichen Ursprung wie ihre Leuchtkraft anzeigen. Nach den alten taoistischen Schriftstellern ist die Perle die konkrete Essenz des Mondes, destilliert in der Schale der Muschel durch das geheime Wirken des weiblichen Princips; sie ist daher zauberkräftig gegen Feuer, eine weitere Form des männlichen Princips. Die „in der Nacht scheinende Perle“ wird von den Taoisten erwähnt und gepriesen; sie scheint bei den Chinesen die Rolle zu spielen, die bei den westlichen Völkern dem Karbunkel zufiel.

Nach dem Volksglauben wird die Perle aus dem Speichel des Drachen gebildet. Daß sie mit diesem zusammen abgebildet wird, ist vielleicht auf den Gedanken zurückzuführen, die Zweiteilung in männliches und weibliches Princip zum Ausdruck zu bringen, wie das auch durch die Gegenüberstellung von Drachen und Phönix geschieht.

Perle und Spinne haben denselben Namen, chu; die zweite tritt daher manchmal an die Stelle der ersteren. Vielleicht hat der perlenförmige Leib der Spinne damit zu thun.

Die ältesten symbolischen Embleme sind unzweifelhaft die schon nach dem Shu-king, dem Buch der Geschichte (drittes Jahrtausend v. Chr.), auf den Gewändern der Kaiser dargestellt gewesenen: Sonne, Mond und Sterne, weil sie ihr Licht überall verbreiten, der Berg, seiner Unerschütterlichkeit wegen, zwei Drachen, wegen ihrer Vielgestaltigkeit, d. h. als Sinnbild der Uner-

gründlichkeit (der Pläne) des Kaisers, der Fasan, wegen seiner Farbenpracht, zwei Opfergefäße, als Sinnbild der kindlichen



Beispiel der Lautschrift.

Liebe, das Kraut tsao, das nur in reinem Quellwasser fortkommt, als Symbol der Reinheit, Feuer, als Symbol des Lichts, der klaren Erkenntnis, Reiskörner, weil der Kaiser der Ernährer des Volkes ist, die Axt, als Symbol der durchschneidenden, schnellen Entschließung, und ein schwer verständliches Zeichen, das als Symbol der allseitigen Erwägung erklärt wird. Die Zeichen finden sich jetzt noch alle zusammen oder einzeln auf den Gewändern des Kaisers, wie auf den Baldachinen, die über den Särgen des Kaisers und hoher Würdenträger errichtet sind; auf den Hofgewändern der Beamten bilden von Wogen umbrandete Felsen den unteren Rand.

Der Buddhismus brachte die acht buddhistischen Embleme, Pa-pao (s. Abbild S. 510): Rad des Gesetzes, (an dessen Stelle manchmal die Glocke tritt), Muschel (Muschelhorn),



Beispiel der Lautschrift.

Schirm, Baldachin, Lotusblume, Vase mit Deckel, zwei Fische und Knoten (Unendlichkeit); dem Volksglauben nach Eingeweide, wie denn z. B. kein Götterbild für vollendet und wirksam gehalten wird, ehe ihm nicht in Gestalt von Perlen, Edelsteinen, kleinen Stücken Silber und Gold sowie Papierschnitzeln, die in den Hohlraum gesteckt werden, die inneren Organe und Eingeweide gegeben worden sind. Die buddhistischen Symbole finden sich überall und kehren zu vieren oder achten in allen möglichen Zusammensetzungen auf jedem Material immer wieder. Ebenso ist die Lotusblume allein das buddhistische Symbol des aus dem unreinen Irdischen aufsteigenden reinen Geistigen. Sie dient den Seligen als Sitz und den Götterbildern als Untersatz.

Selten und meistens nur auf für den Tempeldienst bestimmten Gegenständen findet man die Abbildungen der aus dem Hinduismus übernommenen lamaistischen sieben köstlichen Dinge: das goldene Rad (des Gesetzes), schöne Gemahlin, Pferd, Elefant,



Beispiel der Lautschrift.

göttlicher Wächter des Schatzes (weiser Minister), Feldherr und Perle (meistens als Korb, mit Perlen angefüllt, dargestellt).

Auch sonst spielen die Abbildungen köstlicher Dinge in der chinesischen Kleinkunst als Verzierungen eine große Rolle: Cash, Bücher, Klangstein, Korallenzweig, Perle, Nashornhörner (Becher daraus zeigen regelmäßig das Vorhandensein von Gift an), Pansflöte (in China rund), Becken (als Musikinstrument), Pinsel, Reibstein (für Tusche, Tintenfaß), Fächer, Scepter u. a. m. Die auf den verschiedenen Gegenständen angebrachten Dinge stehen wohl häufig in einer gewissen Beziehung zu dem Empfänger und dessen besonderen Liebhabereien (Musik, Litteratur), wo es sich nicht um immer wiederkehrende Kleinodien handelte, die dann so weit als möglich den indischen Kostbarkeiten: Gold,

Silber, Smaragd, Krystall, Rubin, Koralle und Achat, angepaßt wurden.

Ebenso häufig wie die buddhistischen Embleme erscheinen, auch ohne die dazu gehörigen Personen, die charakteristischen Abzeichen der acht taoistischen Unsterblichen, der Pa-hsien: Fächer, hohler Bambusstab mit zwei Stäben, Schwert und Fliegenwedel, Kastagnetten, Bettelstab und Kürbis, Flöte, Blumenkorb und Blume, meistens Lotus. Den Mittelpunkt des Sagenkreises, zu dem diese taoistischen Heiligen gehören, bildet Si-wang-um, die westliche königliche Mutter, ein fabelhaftes Wesen, das auf dem Künlün-Gebirge wohnt und das unter anderen der Kaiser Muh der Chau-Dynastie tausend Jahre v. Chr. besucht haben soll. Die acht Pferde, deren er sich zu dieser Reise und auch sonst bediente, sind ebenfalls ein häufiger Gegenstand bildlicher Darstellung. Zu der Herrscherin dieses Feenreiches ziehen an bestimmten Tagen, meistens an ihrem Geburtstage, die taoistischen Genien, um ihre Glückwünsche darzubringen, und die Darstellung dieses „Paradiesgärtleins", wie jemand die Scenerie nicht unpassend benannte, ist einer der beliebtesten und häufigsten Vorwürfe der chinesischen Malerei (s. Abbild. S. 511). Auch auf den großen Stickereien, die als Geschenk bei besonderen Gelegenheiten oft in solcher Menge gegeben werden, daß ganze Höfe und Hallen mit ihnen behängt werden können, findet sich das Geburtsfest der Si-wang-um, entweder als Mittelstück oder, falls das letztere durch Inschriften oder die hundertfache Wiederholung der Glück oder langes Leben bedeutenden Zeichen ausgefüllt ist, in der Weise, daß die Herrscherin mit ihrem Gefolge den oberen Teil der Einfassung einnimmt, während die acht Genien entweder mit ihren Begleittieren — sie haben solche wie in der christlichen Ikonographie z. B. die Evangelisten — oder ohne diese zu gleichen Teilen auf die Seiten verteilt sind und der untere Teil der Einfassung andere taoistische Symbole enthält, darunter Kranich und Hirsch, Fichte und Bambus und der Lebenspilz (Linchi), als Sinnbilder eines langen Lebens. Aus letzterem ist stilisiert das chinesische Scepter Ju-i geworden, dessen Name zugleich „Was ihr wünscht" bedeutet und das daher bei allen feierlichen Gelegenheiten als einziges Geschenk oder mit anderen Gaben zusammen überreicht wird und so den eigentlichen Wunsch des Gebers ausdrückt. Es giebt kaum ein sich zur plastischen Bearbeitung eignendes Material, aus dem nicht Ju-i gefertigt würden.



Vase mit Lautschrift.

Eine andere, ebenfalls taoistische Darstellung, die sehr häufig wiederkehrt, ist die einer Gruppe von drei Männern: der mit dem Kinde, Pao-sze, der Kindträger, drückt den Wunsch aus: „Mögest du viele Söhne haben, die alle zu Amt und Würden gelangen"; der Alte mit dem gewaltigen Kopf, der alte Stern des langen Lebens, vertritt den Wunsch für langes Leben; und der dritte, Tien-kwan, der taoistische Himmelsherrscher, den: „Möge Tien-kwan dir Glück bescheren". Zusammen drückt

das Bild den kurzgefaßten Wunsch aus: „Fu-lu-shau“, d. h. Glück, Ansehen und langes Leben (s. Abbild. S. 514). Bemerkt mag dabei werden, daß, wie in Europa das Ansehen des Vaters sich auf den Sohn vererbt, in China umgekehrt das Ansehen, das sich der Sohn erwirbt, dem Vater zur Ehre gereicht.

Eine andere, ebenfalls sehr häufig auf Vorhängen gebrachte Darstellung ist die von Glück bedeutende Gaben bringenden Barbaren; dabei befindet sich meistens im oberen Felde ein von zwei Barbaren geleiteter oder begleiteter Elefant, während zu je vieren auf beiden Seitenstreifen andere Barbaren in verschiedenen Trachten zu Fuß oder auf zum Teil wirklichen Tieren, wie Pferd, Elefant, Löwe, zum Teil auf phantastischen, wie Kilin, reitend, Gaben überbringen (s. die Abbild. S. 512 u. 513).

Die häufigsten in der chinesischen Kunst überall wiederkehrenden Darstellungen, ohne deren Kenntnis die ganze Kunst unverständlich bleibt, sind aber die der sogenannten Bilderschrift. Professor Steinthal erwähnt in seinem Buche „Die Entwickelung der Schrift“ der ägyptischen Inschrift, welche Plutarch und Klemens von Alexandrien mitteilen: ein Kind, ein Greis, ein Sperber, ein Fisch und das Nilpferd. Diese fünf getrennt nebeneinander gezeichneten Bilder drücken fünf Wörter aus und lassen sich wirklich lesen: Geborene, Sterbende, Gott haßt Schamlosigkeit! Ganz ähnlich verhält es sich mit der chinesischen Bilder- oder, wenn man will, Lautschrift. Auf einem Gegenstande sind zwei Fische abgebildet, die einen Klangstein tragen. Nien heißt der breitflossige Goldfisch, das Wort verdoppelt zwei oder mehrere Fische, aber auch Jahr oder Jahre; chi-ching der Klangstein oder Glück und Freude; derjenige, welcher das Geschenk erhält, ruft also, wenn er sagt: „Viele Fische und ein Klangstein“ gleichzeitig „Viele Jahre Glück und Freude“, d. h. wünscht der Geber dir (s. Abbild. S. 515).


Vase mit Lautschrift.

Auf dem anderen Bilde bedeuten: pi, Pinsel; ting, ein Stück Tusche; zusammen: sicherlich; yu-yi, Scepter oder gelingen wie man wünscht; also Pinsel, Tusche, Scepter, oder: Sicherlich wird dir alles gelingen, wie du es wünschest (s. Abbild. S. 515).

Und um ein drittes Beispiel anzuführen: fu, Fledermaus oder Glück; yüan, Citrone oder Ursprung; shan, Fächer oder Tugend, tugendhaft; chi-ching, Klangstein, Glück und Freude; Fledermaus, Citrone, Fächer, Klangstein, oder: (Deine) Tugend ist der Ursprung von Glück und Freude (s. Abbild. S. 515).

Es sind dies sehr einfache Beispiele, aber es giebt andere, die ganze Reihen von Sprüchen und Wünschen enthalten, an denen auch der gebildetste Chinese gern seinen Scharfsinn und Geist erprobt und deren Bedeutung oft zu langen Wortgefechten und Erörterungen Veranlassung giebt; bei einfacheren Bildern genügt für den litterarisch Gebildeten gewöhnlich ein Blick, da es sich meistens um die Wiedergabe allgemein bekannter Sentenzen handelt.



Bild mit Lautschrift.

Ein Beispiel der ersteren Art ist das Bild auf der Vase. Die Spinne, die auf dem Gefäß abgebildet erscheint, ist eine besondere Glück bedeutende Spinnenart, die hier einfach für Glück steht; der langbärtige Mann blickt nach ihr, das Bild bedeutet also „Freude erblicken“, d. h. Möge dir stets Freude vor den Augen sein (s. Abbild. S. 516). Auch der Mann mit dem Schwert steht mit der Spinne im Zusammenhange, da das Wort für „Schwert“ auch „sehen“ bedeutet; der zweite Spruch lautet also: Mögest du, wo immer du das Haupt erhebst, Freudiges (Spinne) sehen (Schwert).

„Aus der Flasche steigen empor fünf Fledermäuse“, d. h. Während des ganzen (Flasche) Lebens (emporsteigen) mögen die fünf Arten des Glückes (fünf Fledermäuse) bei dir sein; die Fledermäuse (Glück) endlich und der Hirsch (gute Carriere) enthalten den Wunsch, daß diese dem Empfänger stets nahen mögen (s. Abbild. S. 517). Auch auf dem nebenstehenden Bilde, einem großen Rollenbilde, finden sich verschiedene Glückwünsche ausgedrückt. Kung-ming-fu-knei, d. h. Hahn, krähen, Päonie oder hohe Ämter und Würden, Glück und Reichtum, d. h. Mögest du zu hohem Ansehen, Glück und Reichtum gelangen. Katze, Schmetterling, gezeichnet (Zeichnung oder mao, über neunzig Jahre; tieh, achtzig Jahre; zusammen mao-tieh, ein sehr alter Mann; also maot'ieh-t'hu: Mögest du ein hohes Alter erreichen. Endlich 'hoa, Blume; feng, Biene; oder zusammen 'hoa-feng, der Name eines heiligen Berges in Shansi; san, drei; chu, Bambus, oder sanchu, dreimal, d. h. wen, dreierlei beten; also: Ich begebe mich auf den Huafeng und bitte für dich um dreierlei, d. h. Glück, langes Leben und männliche Nachkommenschaft. Die Granatäpfel enthalten außerdem den Wunsch für zahlreiche Nachkommenschaft, der Pfirsich für langes Leben und die beiden Elstern für Glück Tag und Nacht.

Andere Bilder sind sozusagen Illustrationen zu bekannten, oft angewendeten Versen. So das Bild des auf einem Büffel rittlings sitzenden, die Flöte blasenden Knaben, das den Vers darstellt: „Der Hirtenknabe (des Abends nach Hause zurückkehrend) auf einer Flöte blasend, sitzt rittlings auf dem Rücken des Rindes“, als Bild friedlichen Stillebens und der Zurückgezogenheit von dem politischen Leben. Es wird häufig plastisch in Bronze, Bambus oder Nephrit ausgeführt, auch als Malerei auf Porzellan oder en relief auf Biskuittafeln.

Eine andere Darstellung, der man besonders häufig auf bronzenen „pitung“, Pinselhaltern, begegnet, ist die von drei Männern in der Tracht der Lettrés zu Pferde, begleitet von einem Diener mit Gepäck und vor ihnen ein Mann, der einen Zweig auf der Schulter trägt. Im Hintergrunde ein oder mehrere Gebäude auf einem mit Löwen geschmückten Postament, Bäume, Berge und Wolken. Der Zweig, den der Mann vorträgt, ist ein blühender Aprikosenzweig; denn die Aprikosenblüte, die im zweiten Monat des chinesischen Jahres (März-April) stattfindet, deutet immer auf die oberste Prüfung, weil diese zu derselben Zeit abgehalten zu werden pflegt; die drei Reiter sind die glücklichen Examinanden, die bei dieser Prüfung die drei ersten Plätze erlangt haben; die Stadt im Hintergrunde ist Ch'ang-an, die Hauptstadt unter der Tang-Dynastie. Das Ganze bezieht sich auf die Verse: „Durch die im Schmuck roter Aprikosenblüten prangende Landschaft zieht der Chu'ang-yüan (d. h. der primus omnium) auf im Fluge dahineilendem Roß in die Heimat“, und ist ein glückbedeutendes Geschenk für einen vor dem letzten Examen Stehenden.

Mit diesem Beispiel ist der zur Verfügung stehende Raum und vielleicht die Geduld manches Lesers erschöpft; hoffentlich hat aber doch einer oder der andere Gefallen an der kurzen Skizze aus der chinesischen Kunstgeschichte gefunden und sieht jetzt die chinesischen Ungetüme und Rätsel mit anderen Augen und besserem Verständnis an als früher. Der Verfasser der Skizze möchte diese Gelegenheit aber nicht vorbeigehen lassen, ohne denen seinen Dank zu sagen, denen er selbst die Möglichkeit des Eindringens in den nicht gerade leicht zugänglichen Stoff und damit manchen Genuß verdankt: den Herren Professor Arendt, Freiherr E. von Seckendorff und Freiherr C. von der Goltz, seinen langjährigen Gefährten und Mitarbeitern in China, insbesondere in Peking.



Georg Ebers.

Von

Erich Petzet.

(Nachdruck ist untersagt.)

„Man hat mehrfach bemerkt, daß in den Briefen Ciceros und des jüngeren Plinius Anklänge moderner Sentimentalität nicht zu verkennen seien. Ich finde darin nur Anklänge tiefer Gemütlichkeit, die in jedem Zeitalter, bei jedem Volksstamme aus dem schmerzlich beklommenen Busen emporsteigen.“ Diese Worte Alexander von Humboldts, die Ebers seinem Erstlingswerke, der „Ägyptischen Königstochter“, gleichsam als Rechtfertigung vorangestellt hat, sind charakteristisch für das ganze Wirken und Schaffen des Mannes, der durch die Tiefe und Reinheit seines Gemüts als Mensch in seinem leidgeprüften Leben so vielen teuer geworden ist, der auch bei seiner wissenschaftlichen Arbeit mit ganzer Seele seine Aufgaben erfaßte und unermüdlich seinem entlegenen Forschungsgebiete nicht nur das Interesse, sondern auch die Sympathie der Laienwelt zu gewinnen suchte, der endlich als Dichter sein eigenes warmes und feinfühlendes Herz in der Verkleidung der entlegensten Zeiten und Völker mit idealistischer Siegeszuversicht sich aussprechen ließ und somit selbst seine künstlerischen Schwächen aus einem edlen Kerne herleiten durfte, dessen Berechtigung er, ermutigt durch den reichen Erfolg seiner Werke, stets eifrig verteidigte. Mag auch eine unbefangene, sachliche Kritik sich gezwungen sehen, den Kunstwert seiner Romane wesentlich geringer anzuschlagen, als es lange Zeit in den weitesten Kreisen zu geschehen pflegte, so muß sie doch gleichzeitig neben der unbestreitbaren dichterischen Begabung vor allem die ehrliche Überzeugung des zu früh verstorbenen Dichters anerkennen, dessen weitreichende Wirkung allein genügen würde, ihm den Anspruch auf eine eingehendere Betrachtung seines Lebens und Schaffens zu sichern.

Zu einem „Gemütskünstler“ sich auszubilden, wie Wilhelm Bölsche ihn in seiner scharfsinnigen Würdigung treffend nennt, dazu bot Ebers nicht nur der natürliche Zug seines liebevollen Herzens, sondern auch der Gang seines Lebens mit seiner eigenartigen Mischung von Glück und Mißgeschick reichen Anlaß. Wie er aber verstand, auch aus den Nesseln Honig zu saugen, wie er selbst schweres Leid zur Quelle reiner und heiterer Seelenstimmung zu machen wußte, das giebt seiner Persönlichkeit einen Zug von Adel und Größe, der ihn hoch über das Niveau des liebenswürdigen Gesellschaftsmenschen erhebt, als der er sonst manchmal erscheinen könnte.

Am 1. März 1837 wurde Georg Ebers zu Berlin geboren, vierzehn Tage nach dem Tode seines Vaters. So war seine Erziehung von Anfang an vorzugsweise in weibliche Hände gelegt, und nichts ist natürlicher, als daß unter dieser Leitung vor allem sein Gemütsleben sich auf das feinste und reichste ausbildete. Aber die anmutige Frau Fanny Ebers, die „Perle von Rotterdam“, wie sie bei ihrer Vermählung mit dem Berliner Bankier genannt worden war, war nicht nur eine zärtliche Mutter, sondern auch eine umsichtige und verständige Frau. In ihrem Hause hatte alles, was in Berlin geistige Bedeutung besaß, einen seiner glän-

zendsten Sammelpunkte gefunden, und so fehlte es ihr weder an weitem Blick und scharfem Urteil, noch an sachkundigen, erfahrenen Beratern, die ihr gern bei der Erziehung ihrer Kinder, dreier Söhne und zweier Töchter, zur Seite standen. Die geistige Atmosphäre des Hauses, in dem Ebers aufwuchs, wie die freie Natur des eigenen und des Tiergartens boten der ungebundenen Entfaltung aller in dem Knaben ruhenden reichen natürlichen Anlagen den schönsten Boden. Die Gefahren aber, welche die Großstadt unvermeidlich mit sich bringt, wurden den Kindern durch die treue Umsicht der Mutter fern gehalten, und als das Revolutionsjahr übermächtig die friedliche Entwickelung der Knaben zu stören drohte, entschloß sie sich, Georg mit seinem Bruder Ludo in das stille thüringische Keilhau unter der Obhut der Männer zu bergen, die dort als Genossen und Nachfolger Friedrich Fröbels wirkten.

Eine bessere Wahl als Keilhau, wo in ganz idealer Harmonie Körper und Geist der Zöglinge mit der liebevollsten Individualisierung unter der Leitung von Middendorf, Barop und Langethal ausgebildet wurden, konnte sie kaum treffen. „Es war nicht nur die freie Luft, der Wald, das Leben in der Natur, das den neuen Keilhauer so gewaltig fesselte, sondern der sittliche Ernst und der ideale Schwung, der das Leben weihte und erhob. Dazu kam jene nervenerquickende Vaterlandsliebe, die hier alles durchdrang und an die Stelle der verflachenden Philanthropie des Basedowschen Erziehungssystems getreten war.“ Georg Ebers, der „Bär“, wie sein Spitzname lautete, den ihm seine ungewöhnlichen Körperkräfte verschafften, war bald in Spiel und Arbeit immer einer der ersten unter den Kameraden, und als er im Jahre 1852 die Anstalt verließ, um auf einem Gymnasium die letzte Vorbereitung zum Abiturium zu empfangen, war er körperlich und geistig prächtig gediehen. Leider war Kottbus, wohin er nun in das Haus eines gutherzigen Mathematikers, Dr. Boltze, gegeben wurde, ein trüber Gegensatz zu Keilhau. Wie der Gegend der landschaftliche Reiz, so fehlte der Schule die rechte Disciplin und im Kreise der „jungen Herren“ der reine, natürliche Ton, die der Fröbelschen Anstalt das Gepräge gaben. Doch Ebers focht das nicht tiefer an. Mit frischer Lust griff er die Arbeit munter auf, als mit dem neuen Rektor Tzschirner ein energischer Zug in das Kottbuser Gymnasium kam. Bei einem Brande bewährte er sich als der alte Keilhauer, indem er mit eigener Lebensgefahr eine Arbeiterin aus den Flammen rettete. Und wenn er auch dicht vor dem Abiturientenexamen wegen eines höchst unschuldigen Verhältnisses zu einer schönen Schauspielerin Kottbus verlassen mußte, so bestand er doch im Jahre 1857 in Quedlinburg ehrenvoll das Absolutorium und bezog geistig wohl gerüstet, vor allem aber mit unverdorbenem Frohmut und kraftvoller Gesundheit die Universität.

Als Jurist ließ er sich in Göttingen immatrikulieren; doch dachte er zunächst nicht allzusehr an sein strenges Fachstudium, sondern genoß vielmehr als Angehöriger der „Saxonia“ in vollen Zügen, was dem deutschen Corpsstudenten an Freuden blühen konnte. Den ganzen Tag vom Morgen bis zum Abend verbrachte er in froher Gemeinschaft mit den Genossen, sei es nun bei Spaziergängen oder Ausflügen, auf dem Fecht- oder Tanzboden, beim Früh- oder Abendschoppen. Dazu kam ein reger Verkehr in der Gesellschaft, und so schien das ganze Leben und Treiben des Studenten ausgefüllt von gedankenlosem Genießen; aber es schien nur so. Von froh durchlebtem Tage nach Hause gekehrt, widmete Ebers sich nicht der Erholung, sondern in der Stille der Nacht sammelte er seine geistigen Kräfte zu angestrengter Arbeit. Der Streit um den Materialismus bewegte ihn mächtig und regte ihn an, das große Weltschöpfungsgedicht, das er schon von der Schule mitgebracht, neu umzugestalten; Lotze war dabei sein Leitstern. In Ungers Vorlesungen über Kunstgeschichte war sein Interesse für die Kunst der Ägypter und die Entzifferung der Hieroglyphen geweckt worden; so griff er nach den Werken von Champollion und Lepsius und legte den Grund zu seinem späteren Fachstudium. In den politischen Dingen war ja eine traurige Stille und Öde eingetreten; um so mehr vereinigten sich alle höheren Interessen auf

die Wissenschaft, und Ebers war mit seinem lebendigen Geiste auch hierin ganz ein Kind seiner Zeit.

Ein weniger kräftiger Körper als der seine würde wohl kaum lange den Anstrengungen dieser steten Nachtarbeit nach lustig ausgenossenem Tage stand gehalten haben. Auch er, der „Bär“, sollte jäh und schrecklich an die Grenzen seiner Leistungsfähigkeit gemahnt werden. Auf einer nassen Jagdpartie zog er sich eine Erkältung zu, deren er nicht weiter achtete; eine zweite, schwerere, folgte, als er kurz vor Ostern 1858 eines Nachts heiß vom Tanze im bloßen Frack — sein Überzieher war vertauscht worden — nach Hause ging, wo es ihm erst nach längerem Warten gelang, seinen Wirt zu wecken und eingelassen zu werden. In der Nacht erfolgte ein Blutsturz; schlimmer aber noch war der Beginn eines chronischen Rückenmarkleidens, das den bisher so Ungebundenen zu grausamer Regungslosigkeit auf das Schmerzenslager bannte.

Die Zeit, die nun folgte, war die schwerste seines ganzen Lebens. Nirgends aber hat Ebers seinen wahren Seelenadel reiner und größer bewährt als in dieser Leidenszeit und in dem Berichte, den er selbst davon gegeben hat. Das tragische Geschick, in der Blütezeit des Lebens im innersten Kerne seiner vorher so männlich-stolzen Kraft und Gesundheit geknickt zu werden, schon beim ersten freien Aufstreben ergriffen zu werden von dem Wurme, der unerbittlich dies ganze reiche Leben vergiften sollte, selbst dies tragische Schicksal konnte ihn nur auf kurze Zeit des festen inneren Haltes berauben und nicht auf die Dauer verbittern. Siegreich rang sich sein Herz durch die schwersten Kämpfe und Entsagungen durch; im „Danküben“ gegenüber denen, die ihm treu und liebevoll zur Seite standen, fand er das Heilmittel, das seiner gequälten Seele Ruhe und Heiterkeit gab.

Der Kunst der Ärzte und der Pflege der Mutter gelang es, nach langen Monaten schweren Ringens mit dem Tode eine Besserung des Kranken zu erreichen; Wildbad sollte sodann seine Heilkraft bewähren. Siebzehnmal gebrauchte Ebers die Wildbader Quelle. Sie sah ihn während zweier Sommer aus dem Rollstuhl, von dem Diener gestützt, in ihr laues Naß steigen; im dritten konnte er dabei der Hilfe entbehren, und vom vierten an geschah es, wenn er dem Bade nicht überhaupt fern blieb, viele Jahre hindurch ungehemmt und sicheren Schrittes. Dann freilich, nach einer langen Pause, vermochte auch Wildbad nach einem schweren Rückfall des scheinbar gehobenen Leidens nur noch Linderung, nicht mehr Heilung zu bringen.

Die Zeit der langsamen Genesung brachte Ebers auch die Entscheidung seiner wissenschaftlichen Zukunft. Mit ganzer Liebe wandte er sich der Ägyptologie zu; Jakob Grimm veranlaßte Lepsius, sich des jungen Gelehrten in seinem einsamen Krankenzimmer anzunehmen, und so durfte denn Ebers unter der kundigsten Leitung die ernste Fahrt in die Vergangenheit des Nillandes antreten. Der Studienplan, den Lepsius seinem neuen Jünger entwarf, holte weit aus; weit entfernt, sich auf ägyptische Dinge im engeren Sinne zu beschränken, erforderte er eingehende philologische und archäologische Studien, die Kenntnis des Sanskrit und des Hebräischen, wie der modernen Kultursprachen. Aber mit Feuereifer bewältigte Ebers alle ihm gestellten Aufgaben und empfand es dankbar, daß seine reichlichen Glücksgüter ihm ermöglichten, sich jedes erwünschte wissenschaftliche Hilfsmittel zu verschaffen. Dem hochverehrten Lehrer aber, der mit so weitem Blick und so sicherer Umsicht ihn von kleinlichem Specialismus frei erhielt und ihm die schöne Universalität des Geistes wahrte, hat er später in dem Buche „Richard Lepsius, ein Lebensbild“ (1885) ein würdiges Denkmal errichtet.

Erst als die Wiederherstellung des Kranken weitere Fortschritte gemacht hatte, konnte der Besuch der Sammlungen Berlins und der Universität die häuslichen Studien ergänzen. Namentlich Heinrich Brugsch gewährte ihm bei der Erforschung der verschiedenen Sprachstufen des Altägyptischen mächtige Förderung; daneben gewannen August Boeckh, Geppert, Droysen, Gerhard und Friederichs auf den Fortgang seiner Arbeiten Einfluß und Bedeutung. Im Jahre 1862 schloß er seine akademische Studienzeit mit seiner Doktorpromotion auf Grund einer gelehrten Arbeit über Memnon und die

Memnonsage ab und trat bald darauf weitere Reisen an, um selbständig die wichtigsten ägyptologischen Sammlungen Europas zu durchforschen.

Noch in der Zeit seiner Gebundenheit aber hatte Ebers eine Arbeit begonnen, die ihm den Feierabend verschönte und neben der gelehrten Forschung auch dem dichterischen Triebe Genüge that, der seit seiner Kindheit schon in ihm rege war. Aus seiner Beschäftigung mit der sechsundzwanzigsten Herrscherreihe der ägyptischen Könige, der seine Habilitationsschrift gewidmet werden sollte, erwuchs in seiner Phantasie ein so farbenprächtiges, klares Bild der Zeit des Heimfalls des alten Pharaonenlandes an die junge Weltmacht der Perser, aus den mannigfachen tiefen seelischen Eindrücken seiner ersten Leidenszeit entwickelte sich so rein und reich das Bedürfnis nach Aussprache des innersten Gehaltes seines Gemütes, daß ihm die historischen Persönlichkeiten wie von selbst Leben und Gestalt gewannen: während die Freunde sich im Tanzsaal oder in anregender Gesellschaft ergötzten, lebte er im Schaffen seines ersten Romans „Nitetis“, der später auf Berthold Auerbachs Rat den Titel „Eine ägyptische Königstochter“ erhielt.

Mit Mißvergnügen empfing Lepsius das umfangreiche Manuskript seines Schülers, von dem er sich solcher „Allotria“ keineswegs versehen hatte; mit Befriedigung über die reiche Gelehrsamkeit wie über die dichterischen Vorzüge des Buches gab er es ihm wieder zurück und nahm seine Widmung an. Auch der buchhändlerische Erfolg war gut. Eduard Hallberger, den Ebers später zu seinen besten Freunden zählen durfte, übernahm 1864 den Verlag — wie auch bei sämtlichen späteren Romanen des Dichters —, und nach vier Jahren erwies sich bereits eine neue Auflage als notwendig. Trotzdem gebot Ebers zunächst und noch auf lange Jahre der Muse zu schweigen und widmete sich ganz seinen gelehrten Arbeiten.

Den Studienreisen nach Leyden, Paris u. s. w. sollte bald eine Reise an den Nil folgen; da änderte das Zusammentreffen mit Antonie Beck, der Tochter des verstorbenen Bürgermeisters von Riga, die Pläne des jungen Gelehrten. Sie sollte die treue, aufopfernde und verständnisvolle Gefährtin seines Lebens werden. In Jena gründete Ebers den eigenen Hausstand und habilitierte sich als Privatdocent an der Universität. Seine Vorlesungen, aus denen sein Buch „Ägypten und die Bücher Mosis“ hervorging (1868), fesselten die Hörer durch ihre interessante Form wie ihren reichen Gehalt, und so wurde Ebers schon drei Jahre nach seiner Habilitierung zum außerordentlichen Professor ernannt.

Im Februar 1869 konnte er endlich die längst geplante Reise in das Land der Pharaonen antreten. Er durchzog erst Nordafrika, dann Ägypten, die Landschaft Gosen und die Sinai-Halbinsel und kehrte nach vierzehn Monaten mit reichen Ergebnissen, namentlich für die alttestamentliche Zeit, nach Jena zurück. Aber erst zwei Jahre später (1872) erschien das Werk, in dem er die Ergebnisse seiner Forschung den Fachgenossen und dem gebildeten Publikum mitteilte, unter dem Titel „Durch Gosen zum Sinai“. Zunächst fand er neue Arbeit durch seine Übersiedelung nach Leipzig, wo ihm ein Ruf als außerordentlicher Professor einen größeren Wirkungskreis eröffnete. Hier hielt er einen Vortrag über das „Hieroglyphische Schriftsystem“ (1871), der in anziehender Weise über diese schwierigen und dem Laien so entlegenen Dinge unterrichtet. Dann bereitete er sich zu einer zweiten Forschungsreise vor, die ihm noch gewichtigere Früchte bringen sollte.

Zwei große Funde sind es, welche diese zweite Reise (1872/73) berühmt gemacht haben: der nach dem Entdecker benannte Papyrus Ebers und die inhaltreiche biographische Inschrift am Grabe des Feldhauptmanns Amen-em-heb. Diese großen Entdeckungen und ihre sorgfältige Verarbeitung stellten Ebers in die erste Reihe unter seinen Fachgenossen, und so war seine Ernennung zum ordentlichen Professor (1875) etwas Selbstverständliches. Aber auch der stimmungsvolle Bericht, den er über seinen Aufenthalt in der thebaischen Totenstadt in dem feinen Aufsatze „Mein Grab in Theben“ („Nord und Süd“, 1878) erstattete, darf nicht unerwähnt bleiben. Er giebt eine sprechende Probe seiner rücksichtslosen Hingabe an seine Wissenschaft; er läßt es aber auch

nur allzu erklärlich erscheinen, daß die einmal untergrabene Gesundheit des rastlosen Forschers diesen Anstrengungen nicht standhalten konnte.

Zuerst meldete sich das alte Übel nur leise und vorübergehend; seit dem Jahre 1876 aber stellten sich bei wachsenden Schmerzen, von denen er in früheren Jahren verschont geblieben war, zeitweise schwere Lähmungen ein, die allmählich dauernd die Herrschaft behaupteten. Mit eiserner Energie suchte der Kranke auch weiterhin seine Docentenpflichten zu erfüllen und setzte nur in wenigen Semestern seine Thätigkeit aus; eine Reihe wissenschaftlicher Abhandlungen, das zweibändige Prachtwerk „Ägypten in Wort und Bild“ (1878/79), die Mitarbeit an Guthes „Palästina“ (1886/87) und die Biographie von Lepsius (1885) ließen den Fernstehenden nicht ahnen, unter welch erschwerenden Umständen der Gelehrte arbeitete. Aber alle Anstrengungen der Ärzte, der Besuch von Wildbad und der Hessingschen Heilanstalt in Göggingen bei Augsburg vermochten nicht, die Fortschritte des unheimlichen Leidens zu verhindern. Da flüchtete denn wieder die bedrängte Seele in das Reich der Dichtung, um dort einen Trunk Lethe zu schlürfen und das körperliche Leid zeitweise zu vergessen. „Im Winter bin ich ganz akademischer Lehrer und Gelehrter,“ berichtet er selbst in einem Briefe aus dem Jahre 1887; „aber wenn die Osterferien beginnen, eil' ich mit meiner Frau gewöhnlich nach Lugano. Da wird die neue Dichtung, die gewöhnlich schon fertig disponiert ist, bevor ich Leipzig verlasse, begonnen, und in Tutzing an meinem himmelblauen See führ' ich sie in aller Ruhe zu Ende. So kommt es, daß ich gewöhnlich die vollendete Dichtung Ende Oktober, bevor das Wintersemester beginnt, in den Druck geben kann.“

Im Jahre 1877 begann mit „Uarda“ die große Reihe der Ebersschen Romane, in deren Schöpfung sich seine so lange zurückgedämmte dichterische Anlage endlich ausleben durfte. Daß ihm dies aber in so reichem Maße gelang, daran hat nicht zum mindesten das reine Familienglück und die reiche Liebe Anteil, die ihn zu Hause umgaben. In innigen Versen hat Ebers dies selbst zum Ausdruck gebracht in der Widmung seiner „Uarda“ an seine Gattin:

Du weißt es ja, wie dieses Buch entstand.
Als mich das Leid umfing, das grenzenlose,
Da hegte mich und pflegt' mich deine Hand,
Und an dem Dornenstrauch erwuchs die Rose.
Du gabst ihr Luft und Licht und Sonnenschein;
Auch ohne diese Widmung ist sie dein.

Immer mehr mußte sich Ebers auf seine Häuslichkeit zurückziehen; 1889 that er den schweren Schritt, seiner akademischen Stellung zu entsagen, und siedelte nach München über, in dessen Nähe, am Starnberger See, er sich schon vor Jahren zum Sommeraufenthalt eine reizende Villa gekauft hatte. Gern suchten hier den Siechen seine zahlreichen Freunde und Genossen auf, die dem lebendigen Geiste wie dem reichen Gemüte stets die erwünschte Nahrung boten. Und die da kamen, waren nicht so sehr Gebende als vielmehr Empfangende. Otto Braun, der langjährige Leiter der „Allgemeinen Zeitung“, die Ebers manchen wertvollen Beitrag verdankte, hat in einem seiner feinsinnigen Sonette den reinen Ton dieser Sommertage in der „Villa Ebers“ schön festgehalten:

Wie gerne flücht ich aus dem Stadtgedränge
Mich zu des Gastfreunds seebespülter Schwelle!
Von weitem schon, eh ich mich ihm geselle,
Hör ich der Kinderstimmen muntre Klänge.

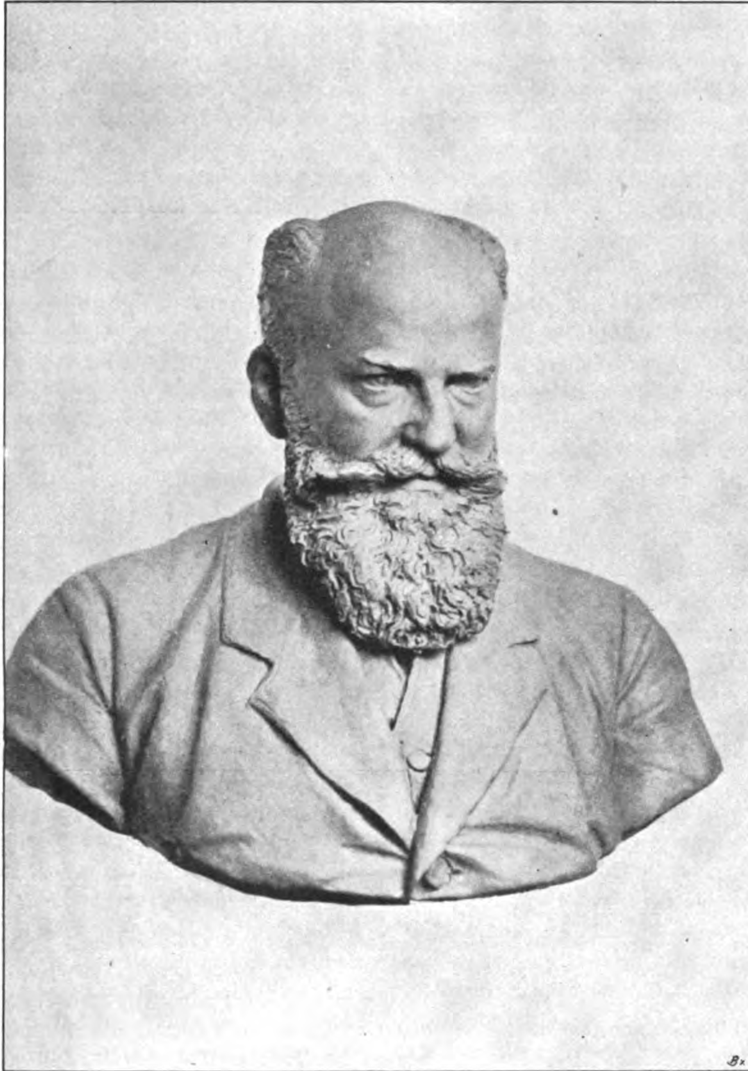
Smaragden glitzert durch das Laubgehänge
Des Villensaums die schaumgekrönte Welle,
Und fernhin trägt mit dampfbeschwingter Schnelle
Das Schiff die laute festtagsfrohe Menge.

Zween erzne Leuen hüten die Terrasse,
Von der sich eine Hand mir streckt entgegen,
Die ich mit beiden Händen warm umfasse.

Nun kann ich langentbehrter Zwiesprach pflegen —
Und schon, wenn ich den kranken Freund verlasse,
Fühl ich zur Rückkehr sich die Sehnsucht regen.

So hat es Ebers bei der gewinnenden Liebenswürdigkeit seiner Persönlichkeit an wahren Freunden nie gemangelt; schon von Kindheit an kam er mit vielen der Edelsten und Besten seiner Zeit in Berührung, und wenn man seine Autobiographie vom Kinde bis zum Manne liest, möchte man fast glauben, nur gute und schöne Menschen dürften sich solchen heiteren „Glückskindern“ auf ihrem Lebenswege nahen. Daß es die unantastbare Reinheit und unverwüstliche Sonnen-

Heiterkeit ihres Gemütes ist, die ihnen ermöglicht, alles Schöne so warm zu erfassen und alles Widrige so unbeirrt zu überwinden, das offenbart gerade am schönsten den edlen anders als in der glücklichen Unabhängigkeit ihrer Stellung unter den Spitzen ihrer Zeitgenossen in allen Gebieten des menschlichen Lebens denken, und doch bleibt man sich be-



Georg Ebers.

Reichtum ihres Gemütes, ähnlich wie bei jenem prächtigen Johannes Überhell in Ebers' hübschem Märchen „Das Elixir“. Hier verstummt die Frage, ob solche Menschen die reine Harmonie der Seele auch bewahren können, wenn das Geschick sie nicht gütig durch reichliche Glücksgüter vor allen Bedrängnissen materieller Einschränkung oder gar Not bewahrt; man kann sie sich nicht

wußt: solche Charaktere würden sich in jeder Lage als fest und edel bewähren. In seiner schweren Leidenszeit hat es Ebers in wahrhaft vorbildlicher Weise gethan. Als ihn am 7. August 1898 in Tutzing der Tod endlich erlöste, war bis zuletzt sein freier, reiner Sinn ungetrübt und ungebrochen geblieben.

Was Georg Ebers für die Wissenschaft bedeutete, kann füglich nur ein Fachgenosse

gebührend würdigen. Anerkennung von dieser Seite hat ihm nicht gefehlt: die Leipziger Gesellschaft der Wissenschaften wie die Münchener Akademie ernannten ihn zu ihrem Mitgliede, und zu seinem sechzigsten Geburtstage überreichten ihm seine Schüler und Freunde eine Festschrift „Aegyptiaca“ als ein Zeichen des Dankes, den die Ägyptologie ihm schuldet. Und schon im Jahre 1887 hat Richard Gosche, dem wir hier folgen dürfen, in einer warm geschriebenen Biographie Ebers' neben des Dichters auch des Forschers Bedeutung mit Überzeugung betont. Die von Ebers unter Beihilfe seines jüngeren Reisebegleiters Ludwig Stern besorgte Ausgabe des „Papyros Ebers“ (zwei Bände, 1875) veröffentlichte nicht nur ein hochinteressantes „Stück Paläontologie der Medizin und Naturwissenschaft“, sondern gab uns mit diesem hermetischen Werke der alten Ägypter über die Arzneimittel das älteste Buch, das wir überhaupt besitzen, da man es dem Schrift- und Papyrus-Charakter nach in das sechzehnte Jahrhundert v. Chr. setzen darf, während seine erste Entstehung sicher noch viel weiter zurückzuverlegen ist. Die ganze Bedeutung der alten Urkunde, die übrigens nach dem Papyrus Harris in London auch der größte Papyrus der Welt ist und von ihrem Finder der Bibliothek in Leipzig zum Geschenk gemacht wurde, ist auch heute noch nicht ausgeschöpft, obwohl außer Ebers selbst auch schon andere Forscher ihr Einzeluntersuchungen gewidmet haben. Auch die Veröffentlichung der Grabschrift des Amen-em-heb hat die Ägyptologie bereichert und befruchtet; noch weitere Kreise aber zogen die Untersuchungen Ebers' an, welche den Ägypten berührenden Stellen der Bibel gewidmet waren. Sie brachten einen so gediegenen, urkundlich begründeten sachlichen Kommentar zur Genesis, wie es Hengstenbergs Werke über die „Bücher Mosis und Ägypten“ (1841) nicht möglich gewesen war. Auch das Buch „Durch Gosen zum Sinai. Aus dem Wanderbuche und der Bibliothek“ (1872) kam der biblischen Exegese zu gute, namentlich bezüglich der Bedrückung der Israeliten in Ägypten, ihres Durchzugs durch das Rote Meer und der Sinaifrage. Wichtige Ergebnisse sind hier in eine ansprechende, allgemein verständliche Form gekleidet, wie das Ebers auch bei seinen Abhandlungen zur ägyptischen Schrift und bildenden Kunst liebte. Vor allem aber hat er sich auch in seiner zusammenfassenden Darstellung von „Ägypten in Wort und Bild“ (1878/79), worin er die Summe seiner Studien und Reiseerfahrungen zieht, an weitere Kreise gewendet, wie er denn seine Kenntnisse gern auch einem rein praktischen Zwecke wie dem Reisehandbuche Bädekers zur Verfügung stellte. Mit seinem Prachtwerke, dessen Text 1886 nochmals überarbeitet als „Cicerone durch das alte und neue Ägypten“ auch besonders erschien, hat er die anschaulichste und zuverlässigste Schilderung des alten Pharaonenlandes bis zum ersten Katarakte geschaffen, die wir besitzen, und die auch in die dänische, englische und französische Sprache übersetzt wurde.

So sehen wir Ebers selbst in seinen gelehrten Arbeiten eine weiter reichende Wirkung anstreben, als sie eigentlich einer strengen Fachwissenschaft eigen sein kann. Nicht nur sein Geist, auch sein Herz war erfüllt von dem, was er forschend errungen hatte, und seine lebendige Phantasie drängte ihn unwiderstehlich zur künstlerischen Wiederbelebung der Alten Welt, in die er sich versenkt hatte. Es war ihm ein unabweisliches Bedürfnis, einer möglichst großen Anzahl von Gebildeten die Früchte seiner Studien zugänglich zu machen, und so stand ihm bei seinen ersten Dichtungen der populärwissenschaftliche Zweck, den er auch später nur selten ganz aus dem Auge verlor, gleichberechtigt neben der Freude am dichterischen Schaffen. Unbefangen spricht er dies selbst im Vorwort zu seiner „Ägyptischen Königstochter“ aus; aber auch später versäumte er nicht, die geschichtlichen Grundlagen seiner ägyptischen Romane zu betonen und klar zu stellen. Neben Herodots historischen Berichten boten ihm die verschiedensten alten Denkmale und Urkunden Ägyptens die vornehmste Anregung. In reichhaltigen Anmerkungen gab er in seinen ersten Werken gewissenhaft Rechenschaft von den umfassenden Studien, die seiner Phantasie den sicheren Boden gewonnen hatten, und erst als er glaubte, nach dieser Seite auf das volle Vertrauen seiner Leser Anspruch zu haben, verzichtete er auf die gelehrten

Nachweise im einzelnen, wenn ihm auch das kulturhistorische Beiwerk stets üppig ins Kraut schoß. Es war ihm ein Herzenswunsch, „die wichtigsten Abschnitte der Geschichte des ehrwürdigen Volkes, dem er sein Leben geweiht hatte, dichterisch zusammenzufassen," und man muß wohl diesen Gesichtspunkt einem Überblick über sein poetisches Schaffen voranstellen. Die Glanztage der Pharaonenzeit hat er in der „Uarda", den Auszug der Israeliten in „Josua", die Überwindung Ägyptens durch die Perser in der „Königstochter", die hellenistische Epoche unter den Lagiden in den „Schwestern", den letzten Glanzpunkt der selbständigen Größe des Nillandes in „Kleopatra" geschildert. In Hadrians Zeit, die auch den Hintergrund des Epos „Elifên" bildet, spielt „Der Kaiser", in der Caracallas der Roman „Per aspera", während „Homo sum" die anachoretische Bewegung in den Ägypten benachbarten Wüsten und Felsenlandschaften um das Jahr 340 n. Chr. vorführt; „Serapis" zeigt in demselben Jahrhundert den vollen Sieg des Christentums und den Sturz der alten Götter, während endlich die „Nilbraut" mit dem Beginn der Araberherrschaft in eine neuere Zeit hinüberleitet. So hat Ebers in seiner Dichtung einen Zeitraum von etwa zweitausend Jahren durchmessen und alle wichtigen Höhen- und Wendepunkte in der Geschichte des ältesten Kulturvolkes anschaulich und anziehend den dankbaren Lesern vorgeführt.

Mit Recht durfte sich Ebers der kritischen Zuverlässigkeit und realistischen Sorgfalt im einzelnen rühmen; ästhetisch noch höher zu schätzen ist es aber, daß seine farbenfreudige Phantasie mit so lebendigem Zauber all die fremdartigen Formen des Kulturlebens zu erfassen und sich dienstbar zu machen wußte. Trotzdem aber oder vielleicht gerade wegen der besonderen Liebe und Kunst, die er diesen Dingen zuwandte, ist Ebers der daraus entspringenden Gefahr des archäologischen Romans nicht entgangen, den Fortgang der Handlung, die Harmonie der Dichtung zu Gunsten des gelehrten Beiwerks zu schädigen. Am unbefangensten zeigt sich in dem Erstlingswerke eine naive Verständnislosigkeit gegenüber dem nur zu sehr vernachlässigten Satze, daß sich gerade in dem, was er verschweigt, der Meister der Kunst offenbart. Hier wird uns nichts geschenkt, was nur irgend dem dünnen Faden der Handlung an historischen Anekdoten und kulturgeschichtlicher Kleinmalerei angefügt werden konnte. Die wachsende Reife des Künstlers zeigt sich in den späteren Romanen nicht bloß in dem Weglassen der gelehrten Anmerkungen, sondern viel wertvoller noch in der Einschränkung der ungehörigen Auswüchse im Texte. Überwunden hat Ebers diese gefährliche Neigung nie, ja sie hat sogar den Gesprächen seiner Personen durch manchen übel angebrachten Neben- oder Zwischensatz, der dem Leser etwas erklärt, was vielleicht der Erzähler, nie aber seine Gestalten sagen durften, oft in bedenklichem Maße das Leben geraubt und nur allzu empfindlich das gesprochene zum geschriebenen Worte ertötet.

Wenn so die didaktischen Absichten des Verfassers sich manchmal seinen Geschöpfen aufdrängen, so ist das nur ein ziemlich untergeordneter Punkt unter den Schwächen der Ebersschen Dichtung. Je mehr er selbst die ästhetische Aufgabe in den Vordergrund stellte, umsomehr mußten die Bedenken gegen den Grundmangel seiner Dichtung, gegen die innere Unglaubhaftigkeit seiner Menschen, laut werden. Schon zeitig suchte er sich gegen diesen Vorwurf zu verteidigen. „Wirkliche Menschen," sagt er, „wie sie das Leben der Gegenwart zeigt, keine nach einem heiligen Kanon vermessene Schablonenmenschen, wie sie die Denkmäler zeigen, haben am alten Nilstrom gelebt, und der Dichter, welcher sie darzustellen wünscht, darf ohne Furcht, von der Wirklichkeit allzu weit abzuweichen, getrost in das ihn umgebende Leben greifen und Menschen von heute Modell stehen lassen, um sie, freilich in der ihrer Zeit und Heimat entsprechenden Weise gefärbt und bekleidet, nachzubilden." Dieses Princip war der verhängnisvolle Irrtum in Ebers' ganzem Schaffen. Indem er ganz übersah, wie jede Zeit und jedes Volk in ihren Bräuchen und Gewohnheiten unbewußt und naturnotwendig die Anschauungen und Empfindungen, die sie beherrschen, gleichsam körperlich ausleben, indem er den inneren Zusammenhang von Form und Gehalt, von Körper und Geist beharrlich nicht anerkennen wollte, mußte seine reiche antike Ausstattung mo-

derner Gesellschaftsmenschen zu einer farbenprächtigen, doch für die Dauer unhaltbaren Maskerade werden. Er erkannte nicht, daß auch im Völkerleben die Erscheinungsformen tief innerlich begründet sind und sich nicht beliebig auf verschiedene Länder und Zeiten übertragen lassen. Er nahm unbefangen aus dem „ihn umgebenden Leben“ seine Modelle, und so sehen wir denn nur Fräulein und Herren unserer modernen Salons in altägyptischem Gewande allerhand sentimentale, oft auch etwas romantische, stets aber hübsch und spannend erfundene Abenteuer erleben. Wir sehen hier aber aus dem einen gleich noch ein zweites Übel hervorgehen. Wie es Ebers nicht gelang, aus dem Bannkreis seiner humanitären Zeit herauszukommen, so war es ihm auch versagt, sich über die Vorstellungs- und Anschauungsweise seiner wohl erzogenen und liebenswürdigen Gesellschaftskreise zu stellen. Und doch zogen ihn gerade gigantische Figuren aus der Geschichte, ein Kambyses, ein Hadrian, eine Kleopatra, besonders an. Nichts war da natürlicher, als daß mancher Zug des guten deutschen Bürgerhauses, der gebildeten, feinen Familie auf Personen übertragen wurde, die, schon ihrer Zeit voller Rätsel, auf solche Weise nimmer erklärt werden konnten. Ihre Handlungen, welche die Geschichte vorschrieb, und ihre Gefühlswelt, die ihnen Ebers gab, gerieten in unlösbaren Konflikt, und all ihre wahre Größe ging verloren. Wie Titianus dem in dem Roman geschilderten Hadrian den preisenden Nachruf widmen kann, der den Schluß des „Kaisers“ bildet, bleibt dem kritischen Leser sicher ebenso unerklärlich wie die gerührte Verherrlichung der toten Kleopatra, die „wie ein schlummerndes Kind“ daliegt, nachdem ihre letzten Gedanken den eigenen geliebten Kindern gegolten. Nein, der tragischen Größe geschichtlicher Heroen war Ebers nicht gewachsen, ebensowenig wie er vermochte das erstrebte Ideal des allgemein gültigen, reinen Menschentums in seinen Gestalten zu verkörpern. Trotzdem soll nicht übersehen werden, daß diese subjektive Beschränktheit seinen Werken auch manche Eigenschaften gab, die den reichen Erfolg seiner Romane beim Lesepublikum erklärlich erscheinen lassen.

Die „Gemütlichkeit“, deren Berechtigung er theoretisch und praktisch so überzeugt vertrat, war bei ihm eben, so wenig sie sich von den bestimmenden Einflüssen seiner Umgebung und Erziehung, kurz seines „Milieu“ frei halten konnte, so wahr und tief, daß sie nicht nur einen großen Kreis ähnlich Denkender sympathisch ansprechen mußte, sondern daß auch schärfere Kritiker das Spiegelbild eines feinen, guten und vielgeprüften Herzens nicht ohne Teilnahme betrachten konnten. Es steckt genug subjektive Wahrheit in seinen Erzählungen, um eine feste und liebenswerte Persönlichkeit erkennen zu lassen, wenn auch ihre Gebilde der objektiven Wahrheit nur allzusehr entbehren. Seine Romane sind reich an feinen einzelnen Zügen und Situationsbildern, die dem Leben abgelauscht sind, reich an treffenden Bemerkungen, die nur ein selbständiger Denker gewinnen konnte, reich an vornehmer und reiner Gesinnung, die, weil in seinem Leben so edel bewährt, wahr und überzeugend zu uns spricht. So störend die vielen genrehaften Züge und Motive wirken, wenn sie uns welthistorische Begebenheiten und Persönlichkeiten erklären sollen, so erfreulich und reizvoll sind sie gelungen, wenn sie nicht pathetischen Zwecken dienen. Daher ist das sicilische Idyll „Eine Frage“ künstlerisch vielleicht die gelungenste Schöpfung von Ebers, weil hier kein Widerspruch zwischen kleinen Mitteln und großen Zwecken stört, sondern ein harmonischer Vollklang das Ganze beherrscht. Zum Historienmaler großen Stils brachte Ebers die Farbenfreudigkeit Makarts und eine große Kunst in der Verteilung von Massen mit; geradezu meisterhaft sind seine Schilderungen großer Haupt- und Staatsaktionen, in denen er gern die Handlung seiner Dichtung gipfeln läßt, sofern sie eine lebendige Vorstellung des kulturhistorischen Gesamtbildes erwecken sollen, und seine Darstellung des Untergangs des Serapisheiligtums in „Serapis“ kann nach dieser Seite kaum überboten werden. Aber die Größe seiner Massenwirkungen erdrückt die einzelnen Gestalten, die sich davon abheben sollen: hier wird seine Zeichnung flach und die Charakteristik heroischer Gestalten durch kleinliche Mittel belebt — sie sinkt ins Genrehafte herab. Seine Romantechnik ist blendend, wenn ihm auch die

sorgsame sprachliche Feile fehlt; die Exposition seiner Erzählungen ist meist ganz vorzüglich, und der Aufbau der Handlung entspricht dieser trefflichen Anlage, wenn er auch oft gegen den Schluß zu sich etwas überhastet. Und seine Erfindungsgabe ist, auch wenn sie sich in manchen Kontrastfiguren und ähnlichen Zügen wiederholt — man denke nur z. B. an das verschieden geartete Schwesternpaar, das von der „Königstochter“ bis zum „Schmiedefeuer“ sich immer wiederholt, an den so oft wiederkehrenden Bildhauer oder das dahinsiechende Mädchen, das im „Blauen Hecht“ im Grunde dasselbe bleibt wie einst Nachot oder Uarda —, auch seine Erfindungsgabe ist doch reich genug, um immer wieder anzuziehen und zu fesseln; sie vermag weder vielerlei Charaktere zu schaffen, noch die einmal erfaßten zu vertiefen, sie ist aber fast unerschöpflich in der Verwickelung und Entwickelung der Handlung. Die Geschicklichkeit und Mühelosigkeit im Anspinnen und Verweben der verschlungensten Intriguen und Begebenheiten hält den Leser in einem Maße in ständiger Spannung, daß wenigstens nach dieser Seite Ebers gewiß in die Reihe unserer ersten Erzähler zu rechnen ist.

Sein Erfindungsreichtum und seine Schilderungskunst sollte sich auch bewähren, als Ebers den ihm vertrauten Boden Ägyptens in seiner Dichtung verließ, um sich der Vergangenheit der Niederlande und Deutschlands zuzuwenden. Mit dem neuen Stoffgebiete gewann er zugleich den Vorteil, mit seiner Auffassung und Ausgestaltung der Menschen der Vergangenheit weniger befremdliche Widersprüche zu erwecken als bei seinen alten Ägyptern; denn den Vorfahren unseres eigenen Stammes werden wir viel williger unsere heutigen Anschauungen und Gefühle zuschreiben als dem entlegensten Volke der Alten Welt. Mag dieser Fortschritt auch dem Dichter selbst ganz unbewußt geblieben sein, so war ihm doch eine Empfindung, hier als Nachkomme von eigenen Ahnen zu berichten, nicht fremd. Es ist kein Zufall, daß die Heimat seiner Mutter, Holland, zuerst seine liebevolle Beschäftigung in der „Frau Bürgemeisterin“ und „Ein Wort“ herausforderte; dann erst folgten die Romane „Die Gred“, „Im Schmiedefeuer“, „Im blauen Hecht“ und „Barbara Blomberg“, die uns auf deutschen Boden und zwar mit Vorliebe in die ehrenfesten bürgerlichen Kreise der alten Reichsstädte versetzen, deren von geistigen Interessen erfüllte Finanzaristokratie Ebers dem eigenen Vaterhause verwandt sah. So tritt der christlich-germanische Grundzug, den Ebers trotz seiner vor mehreren Generationen jüdischen Vorfahren innehält, und die solide Bürgerlichkeit seines Wesens hier mit größerem innerem Rechte hervor als in seinen ägyptischen Romanen; dafür entfaltet sich die Farbenpracht seiner Schilderung nicht mehr so frei, und so packende Wirkung, wie sie manchem früheren Werke trotz aller kritischen Bedenken eignet, ist nur noch selten erreicht. Die „Drei Märchen“ endlich, mit denen er einmal seine Verehrer überraschte, sind ziemlich matt ausgefallen. Dagegen gelang ihm der nur einmal gemachte Versuch im Epos, „Elifên“, um so besser und fand auch Friedrich Theodor Vischers warme Anerkennung.

Es kann unsere Aufgabe nicht sein, diese Dichtungen alle einzeln zu zergliedern und ihre besonderen Vorzüge und Mängel kritisch zu prüfen. Auch würde eine solche Untersuchung immer wieder auf dieselben Kernpunkte hinführen: Ebers' poetische Kraft war nicht groß genug, um ohne den reichen Schmuck gelehrter Beigaben, den er so prächtig auszuarbeiten pflegte, selbständig mächtige Wirkungen zu erzielen; aber das poetische Schaffen war ihm doch die Hauptsache, und das beste an seinen Werken ist doch die liebenswürdige Persönlichkeit, die sich überall offenbart. Seine Dichtung war sein Trost in schweren Leidenstagen, und wo er uns am natürlichsten anspricht und wo er am tiefsten greift, verdankt er die überzeugende Kraft nicht gelehrten Studien, sondern der eigenen menschlichen Erfahrung und der Charakterstärke, mit der er im Leben sich den reinen Optimismus wahrte, der seinen schönsten Ausdruck in „Homo sum“ gefunden hat. Hier ist es ihm gelungen, wenigstens einmal in die Tiefen „reiner Menschlichkeit“ hinabzusteigen; hier ist eine für die Geschichte des menschlichen Empfindungslebens hochbedeutsame Epoche nicht nur in ihren äußeren geschichtlichen Formen,

sondern auch in ihrem inneren Wesen erfaßt; hier hat sich der Dichter philosophisch über die Zeit seiner Schöpfung gestellt und, indem er sie objektiv klar und lebendig darstellte, zugleich eine ernste eigene Lebensanschauung begründet, die in ihrem milden Verstehen und reinen Streben vorbildlich zu wirken berechtigt ist. Es ist unverständlich, wie Gosche diesem Werke gegenüber von Pessimismus reden kann. Gerade daß der Ernst des Lebens, die Unmöglichkeit, auch beim reinsten Willen sich völlig rein zu erhalten, so klar und unumwunden hingestellt und trotzdem die Pflicht betont wird, sich nicht von der Welt in Haß oder in übertriebener Vorsicht abzuschließen, sondern thätig das Leben der Mitmenschen zu teilen und zu fördern und so sich als Mensch unter Menschen strebend und irrend auszuleben: gerade diese Grundidee des Buches erhebt es zu dem, was es ist, dem reichsten und tiefsten Testament eines Mannes, der sich selbst in den trübsten Zeiten seines Lebens den idealen Sinn und den festen Charakter nicht antasten ließ.

Georg Ebers war der erste Vertreter des vielberufenen „Professoren-Romans“; Felix Dahn, Adolf Hausrat, Adolf Stern und andere sind ihm erst später gefolgt, und keiner von ihnen hatte so große Schwierigkeiten zu überwinden wie er, keiner auch, selbst Dahn nicht ausgenommen, hat eine so weitreichende Wirkung erzielt. Man hat mannigfach über diese gelehrten Dichter gespottet; aber kein Unbefangener wird sich der Einsicht verschließen können, daß, selbst wenn man die poetische Begabung dieser Dichter — und sie ist nicht zu unterschätzen — gering anschlagen wollte, doch der feingebildete Geist und wohlgeschulte ästhetische Sinn, der ihnen eignet, allein genügen müßte, um ihre Werke für den denkenden Leser anregend und genußreich zu machen. Sie haben uns gewöhnt, andere, höhere Anforderungen an den historischen Roman zu stellen als die Generation, die in Luise Mühlbach ihr Genügen fand. Hat Ebers auch nicht die nationale Bedeutung eines Gustav Freytag und die künstlerische Tiefe eines Scheffel oder Konrad Ferdinand Meyer erreicht, so kann man doch auch seinen Werken den Ruhm nicht vorenthalten, daß sie nicht nur ein gründlicher Gelehrter, sondern ein Dichter von echter Begabung und ein Mensch von reinem, untadeligem Charakter geschrieben hat.





Der Eilverkehr in den modernen Großstädten.

Eine Verkehrsstudie

von

Kurt Kreusner.

(Nachdruck ist untersagt.)

In den beiden größten Städten deutscher Zunge steht in nicht ferner Zeit die Vollendung und Eröffnung gewaltiger Anlagen bevor, die dazu bestimmt sind, dem täglich mächtiger flutenden Personenverkehr dieser Millionenstädte zu dienen.

In allen Weltstädten regt sich das Bedürfnis nach schnelleren Verkehrsmitteln als die bisherigen. Denn nirgend ist das Wort time is money zutreffender als im Geschäftsleben der heutigen Verkehrsmetropolen, deren erstaunliche Bevölkerungszunahme im Laufe der letzten sechzig bis siebzig Jahre Verhältnisse geschaffen hat, die vom Gesundheitsstandpunkt wie von dem einer ökonomischen Zeitverwendung aus gleich bedauerlich sind. Ein um so größerer Teil der thätigen Bevölkerung muß von ihren Wohnungen zu der Stätte der täglichen Beschäftigung ein weites Stück Weg zurücklegen, je größer die Stadt ist. Schon in Städten von fünfzigtausend bis hunderttausend Einwohnern sind diese Entfernungen so bedeutend, daß Straßenbahn-Unternehmungen auf ihre Rechnung kommen. In den eigentlichen großen Städten von einer halben Million Einwohner und darüber ist dieses Verkehrsmittel nicht mehr im stande, den Ansprüchen zu genügen. Der Wagen einer zu oftmaligem Anhalten gezwungenen Pferdebahn braucht zur Zurücklegung eines Kilometers durchschnittlich sechs Minuten, ist also in einer halben Stunde, die man als den größten praktisch zulässigen Zeitaufwand für die Fahrt von der Wohnung zum Geschäft annehmen kann, nur im stande, eine Entfernung von fünf Kilometern zu bewältigen. Nun stelle man sich aber einmal die Entfernungen in unseren Weltstädten vor. In dem mit Vororten fast sechs Millionen Einwohner zählenden London und in dem auf der schmalen, etwa fünfzehn Kilometer langen Insel Manhattan erbauten New-York, das durch Einverleibung der jenseit des Hudson und East-River liegenden großen Städte ebenfalls auf vier Millionen angewachsen ist, beläuft sich ein Geschäftsgang oft auf zehn bis zwölf Kilometer. Aber auch in Paris, Berlin, Wien und anderen Großstädten sind die Entfernungen derartig gewachsen, daß der bei Benutzung der Pferdebahnen erforderliche Zeitaufwand zu groß wird. Man ist daher längst zur Benutzung der Dampfkraft und der Elektricität übergegangen, die eine große Geschwindigkeit ermöglichen. Das Gewühl von Fußgängern und Fuhrwerken in belebten Straßen gestattet aber mit Rücksicht auf die Sicherheit des Lebens nur eine geringe Steigerung der Geschwindigkeit, die nur auf freier Landstraße oder in den verkehrsarmen Vorstädten voll ausgenutzt werden kann. Aus diesem Dilemma giebt es bloß den einzigen Ausweg, die Geleise von Dampf- und Elektricitätsbahnen entweder auf Viadukten hoch über der Straße oder in Tunnels unter der Straße durch die belebten Teile der Großstadt zu führen.

Diese völlige Abtrennung der Bahnlinie von der Verkehrsstraße ist das Kennzeichen

der modernen Stadtbahnen, die, ausschließlich den Zwecken des Personenverkehrs dienend, nur dort entstehen und sich lohnen können, wo ein täglich nach Zehntausenden zählender Verkehr die außerordentlichen Kosten der Anlage und Betriebsführung aufzuwiegen vermag. Nur bei möglichster Anpassung der Bahnen an den Verkehrsstrom der belebtesten Stadtteile kann auf eine auch nur mäßige Verzinsung des Anlagekapitals gerechnet werden, das sich beispielsweise für die den Osten mit dem Westen verbindende, viergleisige, zwölf Kilometer lange Berliner Stadtbahn auf nicht weniger als achtundsechzig Millionen Mark, d. h. also fünfundeinhalb Millionen Mark auf den Kilometer, belaufen hat.

Es ist nur natürlich, daß derartige Anlagen zuerst in der größten Stadt der Erde, in London, entstanden. Hier wurden schon in den sechziger Jahren Stadtbahnen teils als Hochbahnen, teils als Untergrundlinien gebaut. Bis zum Jahre 1884 wurden diese dann allmählich derartig erweitert, daß sie nunmehr einen zweifach geschlossenen Ring bilden, der sowohl dem Stadt- wie auch dem Fernverkehr dient. Von dem ungeheuren Verkehr dieser Linien kann man sich eine Vorstellung machen nach der Zahl der täglich abgelassenen Züge, die auf dem einen Teile dieses Netzes, nämlich auf der Metropolitanbahn, sich schon im Jahre 1891 auf nicht weniger als 628 belief, während auf der Metropolitan-Distriktsbahn sogar 715 Züge verkehrten. Diese Strecken sind, weil sie durchweg als Vollbahnen ausgeführt und mit zahlreichen Anschlüssen an die nach auswärts führenden Linien versehen sind, außerordentlich teuer und haben bei einer Länge von einunddreißig Kilometern einen Bauaufwand von zweihundertneunzig Millionen Mark verschlungen. Die seitdem angelegten unterirdischen Bahnen sehen darum auch von der direkten Vermittelung des Fernverkehrs ab und sind in der Anlage bedeutend billiger, obwohl sie die normale Spurweite haben. Sie laufen in der allerdings nur bei dem günstigen Londoner Untergrunde möglichen Tiefe von dreizehn bis zwanzig Meter in für jedes Geleis besonders angelegten dreiundeinhalb bis vier Meter weiten Tunnelröhren tief unter dem Röhrennetze der Gas- und Wasserleitung und der Kanalisationen und haben vor den älteren, wegen ihres Rauches geradezu berüchtigten, mit Dampf-Lokomotiven befahrenen Untergrundbahnen den Vorteil des elektrischen Betriebes voraus, der das Ablassen von jedesmal nur wenigen Wagen in den kürzesten Zwischenräumen gestattet und deshalb unter allen möglichen Treibkräften dem Ideal für den Stadtbahnverkehr am nächsten kommt. Die erste von diesen Linien ist die von 1886 bis 1890 erbaute fünf Kilometer lange City and Southlondon Railway, die gegenwärtig im Süden bis Clapham und nördlich mittels Untertunnelung der Themse bis Islington weitergeführt werden soll. Eine zweite derartige, im Jahre 1895 begonnene, zehnundeinhalb Kilometer lange Linie ist die von der City nach dem Westend führende Central London Railway, die bei einer Zugfolge von je sechs Wagen in je zweiundeinhalb Minuten im stande sein wird, beinahe neuntausend Menschen in jeder Stunde zu befördern. Endlich befindet sich seit 1894 noch eine dritte unterirdische, allerdings nur zweiundeinhalb Kilometer lange Linie im Bau, die mit Unterquerung der Themse die Waterloostation mit der City verbindet und sich mit den beiden erstgenannten Strecken in nächster Nähe der Bank von England und der Börse in einer höchst eigenartig in mehreren Etagen untereinander angelegten Centralstation kreuzt, wobei die Tunnelrohre entweder sich überquerend oder parallel senkrecht untereinander zu liegen kommen.

Die Unannehmlichkeit der Tunnelfahrt war die Ursache, daß die in den siebziger Jahren in Angriff genommenen Stadtbahnen in New-York und Berlin als Hochbahnen ausgeführt wurden. Während aber die Berliner, die durch hundertfache Beschreibungen den Lesern gewiß zur Genüge bekannt geworden ist, durch ihren soliden steinernen Bogenbau und die geschmackvoll ausgeführten Straßenübergänge und Bahnhofsgebäude auch dem Schönheitsbedürfnis Rechnung trägt und auch den Verkehr von auswärts auf ihren Ferngeleisen aufnimmt und durch die Stadt leitet, sind die New-Yorker Hochbahnen ausschließlich von dem Gesichtspunkte der Nützlichkeit und Billigkeit aus gebaut. Diesen Zwecken entsprechen sie aber auch in

außerordentlich befriedigender Weise. Drei von der Spitze der Manhattaninsel ausgehende parallele Linien, von denen sich weiter hinten noch eine vierte abspaltet, von insgesamt achtundfünfzig Kilometer Länge, die einen Baukostenaufwand von achtzig Millionen Mark erfordert haben, durchziehen New-York bis in die fernen landeinwärts gelegenen Stadtteile. Die Geleise laufen auf eisernen fünfzehn bis zwanzig Meter hohen Viadukten, deren Konstruktionen die Straßen ebenso verunzieren wie verdunkeln. Um so größer ist die Einträglichkeit; denn diese mit Lokomotiven befahrenen Bahnen befördern mit ihren in Zeitabständen bis herab zu anderthalb Minuten sich folgenden Zügen im Durchschnitt täglich mehr als 600000, im Jahre also mehr als 220000000 Reisende. Obwohl sich hier der Verkehr mit einer außerordentlichen Schnelligkeit vollzieht, die selbst den durch seine Stadtbahn verwöhnten Berliner in Erstaunen setzt, sind diese Bahnen an der Grenze ihrer Leistungsfähigkeit angelangt, und man plant nunmehr den Bau besonderer Linien, auf denen man mit Einhaltung größerer Zwischenräume zwischen den einzelnen Stationen einen Schnellzugsverkehr mit erhöhter Geschwindigkeit einrichten will, der auch zwischen weit auseinander liegenden Stadtteilen die Verbindung in kürzester Frist ermöglicht.

Das Beispiel der New-Yorker und der Berliner Stadtbahnen ist lange ohne Nachahmung geblieben; denn es waren im Grunde genommen finanzielle Wagestücke, deren Einträglichkeit man zwar erhoffen, aber nicht mit Sicherheit voraussagen konnte, und der anfänglich von einer Privatgesellschaft begonnene Bau der Berliner Stadtbahn konnte nur durch das thatkräftige Eingreifen des preußischen Staates zu Ende geführt werden, der 1878 das ganze Unternehmen erwarb. Die dringende Notwendigkeit ließ aber die Techniker nicht ruhen. Namentlich seitdem man die Elektricität leichter zu beherrschen lernte, traten sie mit immer billigeren und äußerlich gefälligeren Plänen hervor, von denen etliche denn auch schon vollendet, andere in der Ausführung begriffen sind.

Eine derartige, im Jahre 1893 eröffnete Hochbahn besitzt die englische Hafen- und Industriestadt Liverpool. Sie zieht sich in der ungefähren Länge von zehnundeinhalb Kilometern auf eisernem Viadukt mit Kurvenkrümmungen bis zu hundertzehn Metern Radius an den Ufern des Mersey entlang und ist dadurch von geschichtlichem Werte geworden, daß sie als die erste mit Elektricität betriebene Stadtbahn den Beweis dafür lieferte, daß die schnell aufeinander folgenden Motorwagen den Zügen einer umständlich zusammengekuppelten Dampfbahn wesentlich überlegen sind. Eine Hochbahn, ebenso unschön wie die obengenannte, ist seit einiger Zeit in Chicago im Betriebe. Die ungemein weiten Entfernungen in dieser „Königin der Seen“ machten dort eine bei uns in Europa ungewohnte Zuggeschwindigkeit notwendig, die trotz Einrechnung der Aufenthalte bei einzelnen Schnellzügen auf dreißig Kilometer und mehr in der Stunde steigt.

Im schottischen Glasgow, dessen heute sich bereits auf 800000 Köpfe belaufende Einwohnerzahl eine derartige Anlage längst dringend erheischte, entschied man sich für Untergrundbahnen, deren nicht weniger als drei im Betriebe sind. Zwei von ihnen dienen zur Verbindung der tief im Inneren der Stadt einmündenden Fernbahnen, während eine die auf beiden Seiten des Clyde liegenden Stadtteile, auf deren großartigen Werften ein Heer von Arbeitern beschäftigt ist, miteinander verbindet und zu diesem Zwecke zweimal unter dem Bette des eben genannten Flusses hindurchgeht.

Unter den Besuchern der Ofenpester Jahrtausendausstellung vom Jahre 1896 wird es kaum einen geben, der nicht die in einer Länge von dreiundeinhalb Kilometern vom Giselaplatze über die Andrassystraße zum Ausstellungsplatze im Stadtwäldchen führende elektrische Unterpflasterbahn benutzt hätte. Und in der That: sie ist als ein Muster von Eleganz allen späteren ähnlichen Bahnen zum Vorbild berufen. Der hohe Grundwasserstand in der nur wenige Meter über dem Spiegel der Donau belegenen Hauptstadt Ungarns machte eine Tieflegung nach Londoner Muster unmöglich, und so entschloß man sich kurzer Hand, die vornehme geradlinige Andrassystraße in ihrer ganzen Länge aufzureißen und unmittelbar unter dem Straßenpflaster mittels Tagbaues eine Bahn anzulegen, deren Schienenhöhe nur

wenig mehr als drei Meter unter dem Niveau der Straße liegt und die so zu sagen als später oben geschlossene Rinne in die vornehmste Straße der Stadt eingebaut wurde. Die schmucke Auskleidung der unterirdischen Bahnhöfe mit Porzellankacheln, die überreiche Anwendung des elektrischen Lichtes zur Beleuchtung der Wagen und Bahnsteige und die im Inneren der Wagen angebrachten, selbstthätig die nächste Station anzeigenden Tafeln beweisen, daß sich auch mit Untergrundbahnen Bequemlichkeit und Eleganz in einer Weise verknüpfen lassen, die vorteilhaft von den Verhältnissen der unterirdischen Londoner Dampfbahnen absticht.

Interessanter und anregender freilich ist das von einer Hochbahn aus sich darbietende stets wechselnde Stadtbild, das auch nach häufiger Benutzung, wie das Beispiel der im Publikum äußerst beliebten Berliner Stadtbahn beweist, auf den Fahrenden nicht ohne Eindruck bleibt. Aus diesem Grunde entschloß man sich in Wien und auch in Berlin, wo die Grundwasserfrage der Tiefbahn ziemliche Schwierigkeiten bereitet, bei den in Ausführung begriffenen Linien überwiegend zum Hochbau.

Die im Jahre 1890 beschlossenen, 1893 begonnenen, aber erst seit 1896 in rascherem Tempo geförderten Stadtbahnen Wiens zerfallen in vier doppelgeleisige Linien von einer Gesamtlänge von vierzig Kilometern und normaler Spurweite. Drei davon, die von einer gemeinsamen Centralstation bei Heiligenstadt ausgehen, durchschneiden die Stadt in südlicher Richtung, während die vierte die südlichen und östlichen Stadtteile von Nordosten gegen Südwesten durchkreuzt. Da ein Fernverkehr auf diesen Linien nicht geplant ist, wird nur der Wiener Vorstadtbewohner von ihnen Vorteil haben, während für den Fremden, der von auswärts ankommt, die Verkehrsverhältnisse ziemlich auf der alten niedrigen Stufe stehen geblieben sind.

Die den Bedürfnissen des Fernverkehrs so vorzüglich entsprechende Berliner Stadtbahn war insofern ein Torso, als sie dem Stadtverkehr nur in der Richtung von West nach Ost dienen konnte, dagegen für die südlichen Teile des einschließlich der Vororte auf 2200000 Menschen angewachsenen Gemeinwesens geradezu wertlos war. Diesen Übelständen wird die schon erwähnte Siemens'sche Hochbahn in leidlicher Weise abhelfen. Das Interessanteste ist dabei die Verbindung der westöstlichen Hochbahn mit einer Unterpflasterbahn nach Ofenpester Muster. Sie soll von der ersteren sich abzweigend unter dem Potsdamer Platze und der Königgrätzerstraße zum Reichstagsufer und von dort zum Teil in offenen Galerien am Bahnhof Friedrichstraße vorbei zur Schloßbrücke führen. Dem Verkehrsbedürfnis der innersten Stadt ist freilich auch damit noch keineswegs Genüge geleistet. Man trägt sich mit weitgehenden Plänen für andere unterirdische Linien. Ob dies aber in dem Schwimmsand und teilweise auch moorigen Untergrund Berlins möglich sein wird, ohne die Festigkeit der Häuser zu gefährden, hängt von noch nicht durchgeführten Versuchen ab.

Höchst eigenartig ist die Langensche Schwebebahn, von der schon vor zwei Jahren eine kurze Probestrecke ausgeführt worden ist und nach deren Muster gegenwärtig in dem im Wupperthale sich langhinziehenden Elberfeld-Barmen eine Stadtbahn in Ausführung begriffen ist. Das Kennzeichnende dieser Bahn ist, daß bei ihr die Wagen mittels der über dem Dache angebrachten Räder an der hoch in der Luft fortführenden Schiene hangen. Es wird wohl manchen beim Besteigen dieser Bahn, auf der man thatsächlich in der Luft schwebt, Zagen und Bedenken anwandeln: indessen gilt das Gleiche von dem erstmaligen Befahren einer steilen Drahtseil- oder Zahnradbahn, wie sie in den Schweizer und Österreichischen Alpen in den letzten Jahren dutzendweise und auch in Deutschland vielfach, nur in kleinerem Maße, gebaut worden sind. Überdies ist bei Materialbahnen im Gebirge schon erprobt worden, daß bei solider Ausführung die Gefahr nicht größer sein wird als beim Befahren der modernen Eisenbrücken, die in kühnen Bogen und gewaltigen Spannungen über tiefeinschneidende Thäler und Flüsse führen.



Litterarisches.

Mit einer Nachlese aus der weihnachtlichen Litteratur, meinten wir vor einem Monat, würden wir uns in diesem Hefte begnügen dürfen, und nun wird es, wie uns die reichen Einsendungen der letzten Wochen lehren, doch noch eine volle Ernte werden. Wollen wir uns selbst, und die Leser mit, unter diesem schier verschwenderischen Segen nicht ersticken lassen, so müssen wir von vornherein unter der Fruchtfülle strenge Auslese halten und alle Spreu und leeren Halme den Winden preisgeben. Man darf deshalb überzeugt sein, daß hier im allgemeinen nur solche Werke aufgeführt werden, die nicht bloß vor dem blendenden Lichterglanz des Weihnachtsfestes in Ehren bestehen, sondern auch, dauerhafter und gehaltvoller als Schaum- und Rauschgold am Tannenbaum, über die Festeswoche hinaus ihren geistigen Wert behaupten können.

Und nicht mit dem Stiefkinde der Litteratur, der Lyrik, deren Gaben doch eigentlich nur für Erwachsene bestimmt sind, wollen wir diesmal beginnen, wie's im vorigen Hefte zum Ausgleich der Gerechtigkeit geschah, sondern mit denjenigen Geschenken des Buchhandels, die ohne allen Zweifel auf das dankbarste Publikum rechnen dürfen und überall mit dem lautesten Jubel begrüßt werden, mit den Jugendschriften.

Zum Glück ist unsere Auslese reichhaltig genug, daß wir, wie jenes wunderbare „Mädchen aus der Fremde", jedem seine Gabe auszuteilen vermögen, den Großen wie den Kleinen, den Knaben wie den Mädchen. Für Kinder, vorzugsweise für Mädchen von acht bis zwölf Jahren, legt uns auch zu diesem Christfeste Tony Schumacher, die erprobte Verfasserin von „Mütterchens Hilfstruppen" und „Schulleben", wieder ein hübsch ausgestattetes Büchlein auf den Tisch, das diesmal **Reserl am Hofe** (Stuttgart, Levy u. Müller) heißt und in einschmeichelndem Plaudertone von einem geschwisterlosen Fürstenkind und seiner bürgerlichen Gespielin erzählt, wie sich beide Naturen aneinander abschleifen, voneinander lernen und endlich so prächtig einander ergänzen. Ernst wechselt hier mit anmutigem Scherz, und von der charaktervollen Gesinnung, die die kleine Erzählung durchdringt, wird auch der strengste Jugenderzieher sich befriedigt fühlen. — Etwas reiferen Ansprüchen entspricht Luise Koppens mit drolligem Humor vorgetragene Geschichte vom kleinen Pechvogel **Dorli** (Stuttgart, Levy u. Müller) und seinen mannigfachen halb tragischen, halb komischen Erlebnissen im Pfarrhause und in der Pension: Dorli — übrigens eine Dorothea, kein Theodor — macht Kochversuche, Dorli läßt sich photographieren, Dorli geht auf den Ziegenhandel, Dorli hat Schulsorgen und Festfreuden, meistens lauert aber bei dem allen ein neckischer Kobold im Hintergrunde, der aus Lachen Weinen macht, bis endlich ein mildes, liebevolles Frauenherz den mutterlosen, thörichten, aber herzensguten und braven Wildfang richtig versteht und ihn wie sein Geschick zum Guten führt. Um den ziemlich starken Band für den Weihnachtstisch noch anziehender zu machen, hat ihm die Verlagshandlung vier von dem beliebten Illustrator Fritz Bergen gezeichnete Vollbilder auf Kunstdruckpapier beigegeben, die wichtige Scenen aus Dorlis Laufbahn darstellen. — Schon für jenes holde Übergangsalter bestimmt, wo Mozartzopf und Musikmappe in ihre Rechte treten und aus dem „Mädchen" ein „junges Mädchen" wird, sind drei Erzählungen von Elisabeth Halden, die der auf dem Gebiete der Jugendlitteratur längst rühmlich bekannte Verlag von Herm. J. Meidinger in Berlin darbietet. Davon liegen **Das wahre Glück**, eine mit zart und duftig ausgeführter Heliogravüre geschmückte Erzählung von eines jungen Mädchens Enttäuschungen, Irrwegen, Prüfungen und endlicher Läuterung, sowie die ganz gleich ausgestattete und ähnliche weibliche Jugendschicksale gestaltende Erzählung **Das Schloß am Meer** (Heliogravüre nach einem Original von M. Stüler) schon in zweiter Auflage vor, während sich die dritte, **Die Familie Ritzewitz** betitelt, als eine — aber in sich selbständige und auch für sich verständliche — Fortführung der seiner Zeit mit so viel verdientem Beifall aufgenommenen „Rosen von Hagenow" darstellt. Das Wirken der Diakonissin und der deutschen Hausfrau steht im Vordergrunde dieses in seinem gesunden Ernst wie in seinem lebensfröhlichen Humor gleich erquicklichen Buches, das, gleichfalls mit einer anmutigen Heliogravüre (nach einem Vorbild von G. Schöbel) ausgestattet,

auch den Vorzug hat, den jungen Leserinnen in ansprechender Schilderung sonnigschöne Gegenden Italiens (Sorrent, Capri u. s. w.) vor die Phantasie zu zaubern. — Gar schon in achter Auflage kommt Auguste Wachlers **Goldelschen** (Berlin, Herm. J. Meidinger) zu uns, eine geschmackvolle und geschickte Bearbeitung des Marlittschen Romans, der ja wohl noch immer das Entzücken zarter Frauenseelen ist. Werner Zehme hat dem Buche achtzehn Text- und vier Einschaltbilder mit auf den Weg gegeben, die durchweg so fein erfaßt und ausgeführt sind, daß auch Erwachsene ihre sinnige Freude daran haben werden. — Rechtzeitig zum Feste ist auch diesmal den Mädchen, kleinen wie großen, der alte, liebe, vertraute **Jugendgarten** (Stuttgart, Union, Deutsche Verlagsgesellschaft) bestellt worden, der nun bald sein fünfundzwanzigjähriges Jubiläum wird feiern können. Über zweihundert ein- und mehrfarbige Illustrationen schmücken seine zahlreichen bunten, abwechselungsreichen Beete, auf denen überreicher Vorrat an gediegener Belehrung, hübscher Unterhaltung und ernster Anregung wächst: kleine Erzählungen werden von sinnigen Rätseln, Rechenaufgaben und Gesellschaftsspielen umrankt und um leichtverständliche Aufsätze aus fast allen Wissensgebieten der Schule — die Perle aller der „Maispaziergang“ mit entzückenden Bildern aus Tier- und Pflanzenwelt — schlingt sich ein lieblicher Kranz von Sprüchen, Gedichten und dramatischen Scherzen. Ein besonderer Anhang „Daheim und Draußen“ giebt Rezepte und Anleitungen für häusliche Kunstübungen, Winke für Sport und Spiel, Beschäftigungsmittel für die ganz Kleinen u. s. w. — Noch umfangreicher und mannigfaltiger in seinen Darbietungen ist das in demselben Verlage erscheinende **Kränzchen**, ein illustriertes Mädchenjahrbuch, das, in den Händen einer geschickten Mutter, selbst für die kinderreichste Familie als Fundgrube der Unterhaltung, Belehrung und Beschäftigung das ganze Jahr hindurch ausreichen wird. Wie nun schon seit zehn Jahren, weiß das in der Stärke eines Lexikonbandes erscheinende Jahrbuch auch diesmal mit einer Fülle von farbigen Illustrationen, Holzschnitten, Erzählungen, Märchen, Plaudereien, Gedichten, Sprüchen, Spielen und belehrenden Abhandlungen aufzuwarten, wendet sich aber in seinem ernsteren Teile auch praktischen Haus- und Küchenverrichtungen zu und liefert der zukünftigen deutschen Hausfrau insbesondere eine lange Liste von erprobten Kochrezepten und Handarbeiten.

„Die Jahre fliehen pfeilgeschwind, vom Mädchen reißt sich stolz der Knabe“ ... nicht um gleich „ins Leben hinauszustürmen“, wohl aber um seine eigenen Bücher zu lesen, Bücher, in denen es von Waffen klirrt, die von wilden Tieren und wilden Völkerschaften erzählen und anstatt zu Strick- und Häkelarbeiten zur Einrichtung technischer Apparate, kleiner Maschinen und kunstvoller Bauwerke anleiten. Alles das bietet ihrem Herzen in königlichem Reichtum **Der gute Kamerad** (Stuttgart, Union, Deutsche Verlagsgesellschaft), das männliche Gegenstück zu dem eben besprochenen „Kränzchen“. Hier giebt es abenteuerreiche Erzählungen, vorbildliche Lebensbeschreibungen, Reiseschilderungen, Jagderlebnisse, Geschichtsbilder, Aufsätze über Länder- und Völkerkunde, naturwissenschaftliche Abhandlungen, Militär-, Marine- und Luftschiffahrtsartikel, Experimente, Sammlungsanweisungen u. s. w. die Hülle und Fülle, und das alles mit Hunderten und Aberhunderten von Abbildungen erläutert und geschmückt. — Reiferen Knaben, deren Neigung sich schon bewußt für die realen Fächer der Bildung entschieden, hat derselbe Verlag sein **Neues Universum** zugedacht, das in allgemeinverständlicher, anregender Form an der Hand von zuverlässigen Illustrationen über die interessantesten Erfindungen und Entdeckungen unterrichtet und in einem Anhang zur Selbstbeschäftigung in häuslicher Werkstatt Anleitung giebt. Daß dieses Jahrbuch für Haus und Familie bereits seinen neunzehnten Jahrgang erlebt hat, spricht beredt für seine Beliebtheit und Gediegenheit. Besonders reichlich vertreten sind diesmal die Gebiete „Verkehrswesen“, „Industrie“, „Neue Apparate, Maschinen und Bauwerke“, „Militärwesen“ und „Marine“. — Drei geschichtliche Erzählungen für die „reifere Jugend“, worunter wir in diesen Fällen aber vorzugsweise die reifere Knabenwelt zu verstehen haben werden, beschert uns wieder der Verlag von Herm. J. Meidinger in Berlin. L. Ideler schildert in seinem sehr ansprechend mit einem Aquarellbilde nach Karl Storch ausgestatteten **Verfemt und errettet** das mittelalterliche Wesen und Wirken der heiligen Feme. Die von Blatt zu Blatt spannender werdende Fabel vermeidet alles Schauerliche, hält sich dafür desto enger an die historische Wahrheit und bietet daher den jungen Gemütern eine auch wissenschaftlich wertvolle Einführung in die vaterländische Kulturgeschichte. — Aus der Zeit Friedrichs des Rotbarts schöpft Wilhelm Noeldechens patriotische Erzählung **Die Stolzinger**, der fünf im historischen Kostüm gut getroffene ganzseitige Bilder von Karl Müller beigegeben sind. Neben der getreu nach den Überlieferungen der Geschichte geschilderten Gestalt des sagenumwobenen Kaisers treten hier auch die einzelnen Großen des Reiches außerordentlich lebendig und anschaulich hervor: Heinrich der Löwe, Herzog Friedrich von Schwaben, Albrecht der Bär, Erzbischof Wichmann von Magdeburg, Abt Adam von Ebrach, Reinold von Dassel und Christian von Mainz: so recht ein Buch zur Erhebung und Durchwärmung gesunder deutscher Knabenherzen! — In Venedigs Vergangenheit steigt G. A. Henty mit seiner Erzählung **Der Löwe von St. Markus** hinab, die E. Osius aus dem Englischen übersetzt hat. Henty ist zur Zeit einer der beliebtesten Schriftsteller Jung-Albions; er legt augenscheinlich großes Gewicht auf richtiges kulturgeschichtliches Beiwerk und sorgt so für spannende Unterhaltung und zuverlässige Belehrung zugleich. Walter Scott und Marryat sind nicht ohne Einfluß auf ihn geblieben, aber seine

persönlichen kriegerischen Erlebnisse haben seinen Büchern doch eine ausgeprägte eigene Individualität und eine unmittelbare Lebendigkeit gegeben, die ihrem Vortrag sehr zu gute kommt. Dabei bevorzugen seine Geschichten — so auch die vorliegende — eine gesunde Moral, indem sie den jungen Lesern hauptsächlich ideal veranlagte männliche Erscheinungen vor Augen führen, an denen sie sich wahrhaft erbauen und ihren Willen stählen können. Mut und Treue, Hochherzigkeit, Herzensgüte und vor allem Vaterlandsliebe sind Tugenden, die bei ihm immer ihren Lohn finden. „Der Löwe von St. Markus" spielt nun zwar nicht in der ruhmreichsten Zeit Venedigs, sondern zur Zeit seines schwersten Kampfes, wie es gegen Ungarn, Padua und Genua um seine Existenz rang; aber gerade damals zeigten sich die Vorzüge der Republik, ihre Standhaftigkeit und patriotische Aufopferungsfähigkeit im hellsten Lichte, so daß es eine Lust ist, sich in diese übrigens auch durch zehn vortreffliche Einschaltbilder von Gordon Brown belebten Blätter zu vertiefen. — Doch nicht bloß aus der Vergangenheit, auch aus den kriegerischen Ereignissen der Gegenwart schöpfen unsere Jugendschriftsteller. Da beschwört Karl Matthias **Kampf und Schrecken im Reiche des Mahdi** (Berlin, Herm. J. Meidinger) herauf, schildert mit beweglicher Phantasie die abenteuerlichen Erlebnisse eines jungen Europäers, Namens Walther Baumann, verflicht damit geschickt die bitteren Erfahrungen des lange vom Kalifen el-Mahdi gefangen gehaltenen Kaufmanns Karl Neufeld, läßt uns teilnehmen an dem wechselnden Kriegsglück des Generals Hicks und der Derwische, geleitet uns durch die Landschaft des Nils, vor Chartum und Obdurman und endlich an General Gordons und des Mahdi Totenbahre. Genug, der Sudan wie seine blut- und greuelerfüllte Geschichte lebt mit schier unheimlicher Wirklichkeitsgewalt vor uns auf, wozu übrigens auch die packenden Tondruckbilder nach Originalen von G. Schöbel das Ihrige beitragen. — In unsere jüngste Kolonie an der Küste von Ostasien führt uns Paul Lindenbergs erste deutsche Jugendschrift über Kiautschou: **Fritz Vogelsang** (Berlin, Ferd. Dümmler). Im Rahmen von spannenden, aber durchaus vaterländisch gehaltenen Abenteuern eines deutschen Schiffsjungen giebt der Verfasser, unterstützt von über hundert Textillustrationen und vier Farbenbildern nach Aquarellen von Willi Werner, lebensvolle Schilderungen von Land und Leuten in China, zumal aus unserem deutschen Gebiet. Auch der unvergeßliche heldenhafte Untergang des „Iltis" ist in die Erzählung verwoben. — Zum Schluß dieser Übersicht über Bücher für die Knabenwelt wollen wir noch empfehlend hinweisen auf eine Reihe von neuen Erscheinungen der bekannten und längst bewährten „Universalbibliothek für die Jugend", die seit Jahren bei der Union, Deutschen Verlagsgesellschaft in Stuttgart, erscheint. Wir nennen hier für die Jüngsten **Kleine Erzählungen** von Karl Stöber und vier Bücher von dem immer wieder gern gesehenen W. O. Horn: **Der Schiffsjunge** mit vier Abbildungen von W. Zweigle, **Die Biberfänger** u. s. w. mit sechs Abbildungen (von demselben), **Zwei Savoyardenbüblein** mit sechs Abbildungen von R. Mahn und **Das Erdbeben von Lissabon** u. s. w. mit sechs Abbildungen (von demselben). — Wenn der gute alte Spruch recht hat, daß für die Jugend gerade nur das Beste gut genug ist, so kann dies „Beste" nur bedeuten: die Schöpfung eines echten Dichters. Solche aber wachsen nicht zu Dutzenden, und wir dürfen froh sein, unter den diesjährigen Weihnachtsbüchern für die Jugend wenigstens eins verzeichnen zu können, das den Stempel reinster Poesie an der Stirn trägt: Theodor Storms **Pole Poppenspäler**, diese rührende Geschichte des Kinderlebens, geschöpft aus den tiefsten Bronnen des Kinderherzens. Diese Stormsche Jugendschrift, bisher nicht einzeln käuflich, ist jetzt in einer Sonderausgabe mit buntem, eigens für sie gezeichnetem Umschlag in dem Verlage für Storms „Sämtliche Werke" (Braunschweig, George Westermann) zu billigem Preise (50 Pf.) erschienen und wird in dieser Gestalt bei allen einsichtsvollen Eltern und Jugenderziehern gewiß die verdiente freudige Aufnahme finden.

Auch die Unterhaltungslitteratur für die Erwachsenen hat in den letzten Wochen noch einen bedeutenden Zustrom erhalten. Paul Heyse hat sich mit einer Novellensammlung: **Der Sohn seines Vaters** (Berlin, Wilhelm Hertz), eingefunden, fünf Schöpfungen aus den Jahren 1894 bis 1896, die noch alle die echt dichterischen Vorzüge seiner unerschöpflichen Phantasie, feinsinnigen Seelenmalerei und künstlerischen Gestaltungskraft aufweisen, mag nun, wie in der ersten, der Schauplatz die Riviera sein oder eine kleine fürstliche Residenz in Deutschland oder das moderne München, seit langem des Norddeutschen zweite Heimat. — **Tod den Hüten** heißt der letzte Roman Konrad Telmanns (Leipzig, Carl Reißner), eine auf sicilischem Boden spielende Geschichte, deren Stoff und Gepräge an desselben Verfassers Romane „Unter den Dolomiten" und „Unter römischem Himmel" erinnern. — Hermann Heiberg weiß auch in seinem neuesten Roman **Gervinde** (Berlin, Schall u. Grund) noch all die alten Vorzüge seines lebhaften, immer frisch aus dem Borne der Wirklichkeit schöpfenden Erzählertalentes zu bewähren; nur der Stil leidet dann und wann an Geziertheiten und Steifheiten, die dem Lebenspulse der Handlung die Adern unterbinden. — Einen Roman aus dem sechzehnten Jahrhundert mit dem Titel **Pater Maternus** (Leipzig, S. Hirzel) beschert uns Adolf Hausrat, der Heidelberger Kirchenhistoriker, der Verfasser von „Antinous", „Klytia" und „Elfriede", welcher damit nach dreizehnjähriger Pause wieder zur Belletristik zurückkehrt und sein langjähriges Pseudonym George Taylor nunmehr endgültig fahren läßt. Den Kern dieser ereignisreichen Geschichte voller bedeutsamer kulturgeschichtlicher Ausblicke bilden die Erlebnisse

eines jungen deutschen Augustinervaters im päpstlichen Rom unter der Regierung Julius' II. Seine Schicksale werden mit denen einer jüdischen Konvertitenfamilie verflochten, deren Haupt von der römischen Geistlichkeit gewaltsam um sein Besitztum gebracht, während die Tochter gezwungen werden soll, im Kloster auf den Reichtum ihres Hauses zu Gunsten der Kirche zu verzichten. Packende Schilderungen des römischen Lebens zur Zeit der Renaissance geben der spannend vorgetragenen Fabel die Züge großen geschichtlichen Lebens. — Wie Pater Maternus schließlich Turmbüste und Kuppeln der „ewigen Stadt“ leichten Herzens hinter sich läßt, um, genesen von allem Leid der Seele, mit starken Schritten der Heimat zuzustreben, „vor ihm das Licht und hinter ihm die Schatten“, so hat auch Pierre Froment, der Held von **Paris**, dem neuesten dreibändigen Roman Emile Zolas (in vortrefflicher deutscher Übersetzung von A. Berger, Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt), Rom den Rücken gekehrt, um in der französischen Weltstadt das Gesetz der Arbeit zu erkennen und sich nach den Bitternissen und Enttäuschungen von Lourdes und Rom durch anstrengende Handwerksthätigkeit die Ruhe der erfüllten Pflicht zu erkaufen. All seine Zerrissenheit, die durch den Aberwitz der Wundergrotte geblutet, die der Verfall des Vatikans nur noch tiefer und schmerzlicher gemacht hatte, sie wird nun in dem Gatten und Vater, in dem Menschen befriedigt, der auf die Arbeit nach dem gerechten Gesetz des Lebens vertraut. „Darin lag die unbestreitbare Wahrheit, die Lösung des Glückes in der Gewißheit,“ und das „von der göttlichen Sonne mit Licht besäte, flammende Paris“ ist es, in dem die auf solchem Boden erwachsene „künftige Ernte der Wahrheit und Gerechtigkeit“ in ihrer ganzen Glorie einst auferstehen wird. — Hinauf auf die lichten Zukunftshöhen, wo einst ein stolzeres, größeres und helleres Leben wandeln wird, weist die durch und durch idealistische Apotheose dieses Werkes des zweifellos stärksten und gewaltigsten Genies in unserer zeitgenössischen Romanlitteratur; **In die Nacht** (Florenz und Leipzig, Eugen Diederichs) geleitet uns ein biographischer Roman aus der Feder Karl Müller-Rastatts, in dem Friedrich Hölderlins tragisches Dichterleben poetisch zu gestalten versucht wird. Der Verfasser steht dabei in bewußtem Gegensatz zu der landläufigen Überlieferung; er fußt vielmehr auf Hölderlins handschriftlichem Nachlaß, der sich in der Stuttgarter Königl. Bibliothek befindet, im wesentlichen auf den Gedichten, die er aus diesem Schatz zuerst in seiner Hölderlinbiographie veröffentlicht hat. Des Dichters jugendliche Liebe zu der blonden Luise Nast ist es, die dem Verfasser den Vorwurf für seine an psychologischen Feinheiten reiche Darstellung gegeben hat, in der er sich aber symbolisch dessen ganzes Leben, diesen ungelösten, verhängnisvollen Widerspruch zwischen Phantasie und Wirklichkeit, spiegeln läßt. Allen denen, die sich je an den schwermütigen Dichtungen dieser hellenisch-deutschen Dassonatur erbaut haben, sei das warmherzige und pietätvolle, von Müller-Schöneseld mit verständnisinnigem Vignettenschmuck versehene Buch empfohlen. — **Stimmen in der Nacht** (Florenz und Leipzig, Eugen Diederichs) läßt uns auch Julius Hart in seinem neuesten Novellenbuche hören. Freilich, man muß Bedenken tragen, ob man die altmodische Bezeichnung „Novellen“ für dieses durch und durch eigenartige Werk noch anwenden darf. Julius Hart, neben seinem Bruder Heinrich einer unserer angesehensten reichshauptstädtischen Theaterkritiker, verficht seit langem schon die Überzeugung, daß sich neben der Kunst des objektiven Naturalismus, der Darstellung des Außenlebens, mittlerweile notwendig eine Gestaltungskunst des innersten, feinsten neuzeitlichen Seelenlebens entfalten müsse. In diesen seinen psychologischen Novellen oder besser noch: physiologischen Visionen — es sind ihrer nur zwei: „Das Hünengrab“ und „Media in vita“ — sucht er nun den Ausdruck für die rein sinnlich künstlerische, die durch und durch unmittelbare Darstellung der großen Gefühle, welche in der Seele eines Menschen, in der Tiefe unserer Zeit dahinfluten; er sucht die ersten seelischen Empfängniszustände zu ergreifen und festzuhalten, das visionär-ekstatische Leben einer dichterischen Schöpfung näher an den Quellen aufzufangen, es unmittelbarer zu gestalten, als bisher üblich war. Er erzählt keine wirkliche Geschichte und noch weniger ein Märchen. Er weiß eigentlich nichts von einer Handlung, nichts von einem Helden, einem Charakter. Es giebt in dieser Kunst keine Außenmenschen, alles sind reine Innengestalten, Phantasieerscheinungen, zarte Ideengebilde. „Gefühl ist alles,“ aber von seinem Strom werden Charaktere und Handlungen, Gestalten und Bilder getragen. Das Buch ist eines der interessantesten ästhetischen Experimente, die in unserer an kühnen Neuerungen so reichen Zeit gemacht worden sind: hier ist ein Neuland der Kunst, in das jeder einmal den prüfenden Blick und Fuß schicken sollte. — Aus der Nacht in jene Vordämmerzeit, die nur erst von fern das Licht des Tages ahnen läßt, wandeln wir mit Clara Viebig, der hochbegabten Verfasserin des Romans „Rheinlandstöchter“, in ihrer Novellensammlung **Vor Tau und Tag** (Berlin, F. Fontane u. Co.). Eine kraftvolle Gestaltungskunst, welche meisterhaft die Wirklichkeit zu beherrschen und auch die Widerwärtigkeiten des Lebens in die Höhen echter Kunst zu heben versteht, verbindet sich auch hier mit einem dramatisch bewegten Erzählungston individuellster Eigenart zu fesselnden und gedankenreichen Schöpfungen. — **Geschichten eines Verstorbenen** (Stuttgart, Adolf Bonz u. Co.) erzählt Karl Weitbrecht nach, der bekannte schwäbische Ästhetiker und Dichter. Der „Verstorbene“ war ein Freund des Verfassers, ein ehrlicher, liebenswürdiger, nur ab und zu etwas grober Biedermann, das unerreichte Muster eines Erzählers Eine Novelle aus dem socialen Leben der Gegenwart, „Der Dieb“, mit gesundem, lebensvollem Realismus und kräftiger Charakteri-

sierungskunst vorgetragen, vereinigt sich hier mit einer tiefinnerlichen, von echt schwäbischem Humor durchleuchteten Gewissensgeschichte aus dem geistlichen Leben („Der zerrissene Kirchenrock“) und einer zwar mit süddeutscher Behaglichkeit und Laune ausstaffierten, sonst aber gar zu breit gedehnten Spießbürgergeschichte („Die Hühneroperation“). Das Grundgepräge der Sammlung ist ein Sonderlingshumor, der von den Lesern viel Entgegenkommen erwartet.

Doch es wird Zeit, daß wir von Nacht, Dämmerung und Verstorbenen loskommen, hinein in Licht und Leben. Da ist es denn auffallend, daß es gerade zwei Frauen sein müssen, die uns den Weg dahin führen: drei Novellen der Hamburger Schriftstellerin, die ihren wahren Namen unter dem Pseudonym Adalbert Meinhardt verbirgt, führen den sprechenden Titel **Das Leben ist golden** (Berlin, Gebrüder Paetel), der denn auch in der That für die Lebens- und Wirklichkeitswahrheit atmenden Erzählungen aus der norddeutschen Hansestadtsphäre kein Vexiertitel ist, sondern ein Programm bedeutet. Eine Anfängerin begrüßen wir in der Verfasserin des Romans **Im Lebensdrange** (Minden i. W., J. C. C. Bruns). Sie heißt Elisabeth Dauthendey und behandelt in ihrem Erstlingsbuche die Lebenserfahrungen einer Frau, die, nach langer Unselbständigkeit frei geworden, mit verlangenden Händen das Leben ergreift, um sich selbständig und individuell ihr Schicksal zu formen. Stimmungsmalerei und feine Einzelbeobachtungen aus der weiblichen Empfindungswelt sind die ansprechenden Hauptvorzüge dieses zu schönen Erwartungen berechtigenden neuen Talentes. Da wir einmal bei den Schriftstellerinnen sind, sei es erlaubt, auch gleich den neuen Büchern der übrigen, die sich gerade zu Weihnachten eingefunden haben, ein paar Worte zu widmen; eine oder die andere von diesen Schöpfungen wird freilich auch später noch einer gründlicheren und ausführlicheren Besprechung unterzogen werden müssen. Schon in dritter Auflage liegen Hans Arnolds (Bertha von Bülows) von Wilhelm Schulz in der französischen Tuschmanier zierlich illustrierte, meist heitere Novellen **Aprilwetter** vor (Stuttgart, Adolf Bonz u. Co.); ein neues Werk **Waisenheim** (Leipzig, Carl Reißner), voll all der sonnigen, schlichtmenschlichen Liebenswürdigkeit, die ihre früheren Erzählungen, wie „Wunderliche Leute“ und „Die Hansebrüder“, schon auszeichnete, legt uns Ernst Müllenbach (E. Lenbach) auf den Tisch; **Von Todes Gnaden** (Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt) nennt A. von Gersdorff (Baronin von Maltzahn) ihren letzten, zwar auch diesmal etwas aufs Sensationelle zugespitzten, aber kühn und sicher in Erfindung wie Charakteristik durchgeführten Roman aus der Offizier- und Aristokratenwelt; **Flammen** (Berlin, Richard Eckstein Nachf.) tauft Valeska Buchwald (V. Cusig) eine kleine, allerliebste Sammlung von hübschen, gefälligen Skizzen und Novellen, die ein streng und augenscheinlich erfolgreich an sich arbeitendes Talent verraten. Dasselbe Lob darf man dem Roman **Sehnsucht** von Emma Böhmer (Dresden und Leipzig, E. Pierson) spenden: eine edle, reine Frauenarbeit und doch von dem ernsten Streben zeugend, die Dinge dieser Welt ohne den verhüllenden und trügerischen Schleier falscher Idealität klar und wahr darzustellen. Freilich — und das scheint ein unumgänglicher Fluch unserer modernen Frauenschriftstellerei zu sein — auch hier das Thema der Unbefriedigung, der ungestillten „Sehnsucht“; aber in einer gleichgesinnten starken Frauenseele findet die „Einsame“ dieses Romans wenigstens schließlich ihre Ergänzung: „das Glück beruht im Zusammenleben und -wirken gleichgestimmter Seelen, im wahren Verstehen von Mensch zu Mensch.“ Im Anschluß an diese Frauenbücher sei gleich auch noch eines neuen **Familien-Almanachs** (Stuttgart, Jos. Roth) gedacht, den unter Mitwirkung anderer Schriftstellerinnen E. M. Hamann herausgegeben hat. Das nach dem Vorbild des Cottaschen Musenalmanachs ausgestattete Büchlein enthält in buntem Wechsel poetische, novellistische, kulturhistorische, philosophische, pädagogische und religiöse Beiträge von Damen, die wohl weniger ihre schriftstellerische Bedeutung als ein persönliches Freundschaftsband vereinigt hat. — Aus dem Lager der „Modernen“ kommen Arthur Schnitzlers unter dem Titel **Die Frau des Weisen** (Berlin, S. Fischer) vereinigten Wiener Stimmungsnovelletten, die durchweg der Psychologie des modernen Weibes gelten, und des Schwaben Cäsar Flaischlen stimmungsvolle Gedichte in Prosa **Von Alltag und Sonne** (Berlin, F. Fontane u. Co.), vor denen mit Recht das schöne Motto steht: „Dieses Buch kommt wie ein froher Mensch, der durch einen Sonntagmorgen wandert und sich der schönen Welt freut, die sich um ihn breitet, und dann und wann ein Lied singt.“ Wir nennen ferner noch Hans Schliepmanns „nicht ernsthafte“, aber auch nicht alltägliche, sondern recht nachdenkliche Geschichte **Der Einbrecher** (Berlin, Schuster u. Löffler) und das Nachlaßwerk des jung verstorbenen Otto Sachs **Von zwei Geschwistern** (Berlin, Schuster u. Löffler), das sein Wiener Freund J. J. David mit etwas gar zu starker Einleitungsfanfare herausgegeben hat, ein von tiefbohrender Seelenforschung und einer früh vollendeten Technik bei meist alles eher denn glatten und freundlichen Stoffen zeugendes Vermächtnis einer schier unheimlich lodernden Dichterphantasie.

Gedichtbücher scheinen dieses Jahr spärlicher erschienen zu sein als sonst; wenigstens beschränkt sich die Zahl der uns augenblicklich vorliegenden auf ein kleines Dutzend, von denen wir zunächst auf die zweite Sammlung der **Gedichte** von Felix Dahn aufmerksam machen, die den siebzehnten Band der „Sämtlichen Werke poetischen Inhalts“ ausmacht (Leipzig, Breitkopf u. Härtel). Sie enthalten an erster Stelle den von dem Dahnschen Ehepaar gemeinsam verfaßten Gedichtcyklus „Von zwei Königskindern“, lassen

dann kleine Lieder, Sprüche und Tagebuchblätter folgen und geben endlich in langer stolzer Reihe Balladen, Romanzen und Verwandtes. — Zu gleicher Zeit bringt dieselbe Verlagshandlung Felix Dahns nordische Prosa-Erzählung **Sigwalt und Sigridh** (dritte Auflage) in zierlichem Geschenkbande zur Ausgabe. — **Lieder aus der Jugendzeit** (Leipzig, C. G. Naumann) von Philipp Spitta, dem geistlichen Verfasser von „Psalter und Harfe", nebst selbstbiographischen Aufzeichnungen des Dichters, giebt Dr. Peters heraus, darunter auch ein romantisches Gedicht „Harald" in fünf Gesängen, gemütswarme, liebenswürdige Schöpfungen, aber uns heute doch etwas altmodisch anmutend.

Mehr in der skizzenhaften Form poetischer Tagebuchblätter als in künstlerischem Schliff treten uns Clara Eysell-Kilburgers Gedichte entgegen. Die Verfasserin hat für ihre Sammlung den Titel **In Seeleneinsamkeit** gewählt (Leipzig, Eduard Moos) und damit die eigenartige Mischung von Elegie und Trotz, die aus ihren Aufzeichnungen spricht, treffend bezeichnet. Es sind durchaus subjektive Erlebnisse alltäglicher Art, die hier in Versen festgehalten werden: der Schmerz einer zärtlichen Tochter, die früh den geliebten Vater verliert, bitter-süße Herzenserfahrungen, bedeutsame Begegnungen und flüchtige Reiseeindrücke und über dem allen ein starker Frauenwille, der sich selbst das Schicksal bestimmt und eigene Wege geht. Nur schade, daß es der Form an der rechten inneren und äußeren Läuterung fehlt und der Dichterin gar zu deutlich die Novellistin über die Schulter sieht.

Freunden einer derberen, mit volkstümlichem Humor gewürzten Kost seien die plattdeutschen Gedichte und Dichtungen empfohlen, die Robert Dorr uns, schon in zweiter, stark vermehrter Auflage, unter der Überschrift **Twschen Wiessel on Nagt** („Zwischen Weichsel und Nogat") überreicht (Elbing, C. Meißner). Der niederdeutsche Dialekt, der in diesem durch und durch gesunden, von schalkhafter und ernster Volkspoesie strotzenden Büchlein gebraucht wird, unterscheidet sich nicht wesentlich von dem in anderen Gegenden Altpreußens geläufigen und hat mit dem Reuterschen und dem Klaus Grothschen Platt immerhin so viel Ähnlichkeit, daß sein Verständnis dem Norddeutschen wenigstens keine Schwierigkeit bereiten wird. Der Inhalt der Sammlung ist sehr mannigfaltig: „Vertellkens" (Kleine Erzählungen), die drollige anekdotische Schnurren und ernste Erfahrungen aus dem Bauernleben der Weichselniederung enthalten, Fabeln, Volksreime und Rätsel wechseln mit Liedern voll echter Empfindung, bunten Landschaftsbildern und weichen, gemütvollen Stimmungsgemälden ab: alles in allem eine so lebenswarme Probe heimatsstolzer Landschaftsdichtung, daß jeder Verehrer mundartlicher Poesie seine Freude daran haben wird. — Hier sei gleich auch des plattdeutschen Geschichtenbuches **Ünnern Strohdack** von Friedrich Freudenthal Erwähnung gethan (Bremen, Carl Schünemann), obgleich es keine „Rimels", sondern nur in behaglicher niederdeutscher Prosa vorgetragene „Läuschen" enthält, spaßhafte Schnurren, Anekdoten und Abenteuer aus dem bäuerlichen Alltagsleben des Weserlandes, so lebendig, naturwahr und drastisch vorgetragen, wie es nur ein gründlicher Kenner von Land und Leuten vermag. — Höheren künstlerischen Ansprüchen genügt eine längere plattdeutsche Erzählung aus Rostocks Mauern: **De unverhoffte Arwschaft**, von Felix Stillfried (Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt), dem einzigen unter den zahlreichen mecklenburgischen Jüngern Fritz Reuters, auf den wirklich ein Stück von der Erbschaft dieses gemütvollen Humoristen übergegangen ist.

Schon in dritter Auflage liegt jetzt Arthur Pfungsts bereits bei ihrem ersten Erscheinen in unseren „Monatsheften" ausführlich besprochene epische Dichtung **Laskaris** vor (Berlin, Ferdinand Dümmler), ein Zeugnis, daß auch in unserer Zeit noch ernste, philosophisch vertiefte Gedankendichtungen ihren Weg machen, wenn sie sich nur, wie diese, in anmutige Form zu kleiden wissen und dem Geist nicht den schönen Körper reicher äußerer Handlung fehlen lassen. Zu gleicher Zeit ist die zweite vermehrte Auflage von Pfungsts **Neuen Gedichten** in demselben Verlage erschienen. — Ein Thema der jüngsten Tage hat sich August Sperl, der Verfasser der kulturhistorischen Romane „Die Fahrt nach der alten Urkunde" und „Die Söhne des Herrn Budiwoj", für seinen in einzelnen Liedern und Bildern vorgetragenen epischen „Sang" von **Fridtjof Nansen** (München, C. H. Beck) erwählt. Das herrliche Vaterland des stolzen Wikingerhelden taucht hier mit seinen Fjorden und seinen blinkenden Schären, seinen schimmernden Firnen und smaragdgrünen Matten vor unseren entzückten Augen empor; wir fühlen des kühnen Nordpolfahrers Abschiedsschmerz mit, träumen ihm seine hochfliegenden Pläne und Hoffnungen nach und ziehen mit ihm hinaus in Nacht und Eis, um den ganzen Zauber der arktischen Welt vor unserer Phantasie erstehen zu sehen, aber auch um pochenden Herzens alle Not und Qual mit der todesmutigen Schar zu durchleben und endlich das große Willkommfest mit den glücklich Heimgekehrten im Saale zu Tromsö zu feiern. Aber Sperl will nicht nur dem Helden des Tages und seinen Genossen ein patriotisches Denkmal setzen, sondern mit seiner Dichtung zugleich ein Hoheslied von dem Faustischen Sehnen und Ringen nach Erkenntnis und fördernder That schaffen, das in Nansens überwältigender Persönlichkeit neu in Erscheinung getreten ist. Leider scheitert auch dieser Dichter, so viele entzückende Einzelschönheiten sein Werk haben mag, an der Klippe, die schon so vielen kühnen Schiffern nach dem ersehnten Eiland des großen modernen Epos verhängnisvoll geworden ist: an der poetischen Form. Seine wechselnden Rhythmen zerstören von vornherein alle Einheitlichkeit des Stoffes und werden dem prometheischen Zuge des Helden nur selten einmal gerecht. Desto lieblicher sind

die idyllischen Bilder von Abschied, Heimweh und Wiedersehen; hier offenbart sich ein warmes Dichtergemüt, bei dem man gern zu Gaste ist, von dem man sich gern des Nordpolfahrers gewaltige Persönlichkeit menschlich näher bringen läßt. Gleichfalls von der Poesie des Meeres eingegeben ist Karl Streckers schon in dritter Auflage vorliegender **Sang von Mönchgut** (Bergen a. R., Ferdinand Becker), eine dramatisch bewegte Liebesgeschichte, die freilich ihr Bestes von der unverkennbaren heißen Liebe des Verfassers zum Meer und zu seinen kernigen Strandbewohnern hat. Ein Nachglanz von den goldenen, harmonisch sein Selbst versöhnenden Tagen, die der Dichter einst an der Wende des Jünglings- und Mannesalters auf Mönchgut verleben durfte, liegt noch heute über jedem Verse seiner Dichtung und spinnt auch um den Leser seinen halb lieblichen, halb wehmütig-ernsten Zauber.

Auf der Grenze zwischen Epik und Lyrik stehen auch **Die Frauen von Löwenberg,** eine Dichtung aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges von W. Danz (Leipzig, Zangenberg u. Himly). Schon aus dem Titel wird man erraten, nach welchen berühmten Mustern diese poetische Erzählung in vierfüßigen Trochäen gedichtet ist und nach welchen Vorbildern geschichtliche Thatsachen mit frei erfundenen Menschenschicksalen verwoben sind: aber im Gegensatz zu vielen, ja den meisten oberflächlichen Nachahmungen Scheffels, Wolffs und Baumbachs darf man von diesem Buche einmal sagen, daß es seinen gefährlichen Stoff mit Geschmack und feinem künstlerischen Takt behandelt und uns anstatt des beliebten süßlichen Minnegirrens auch den kernigen, markigen Ton der männlichen That und des kriegerischen Kampfes hören läßt.

In indischem Gewande, aber mit hellenisch-deutscher Seele kommt Oskar Linke zu uns in seiner bei Hugo Storm in Berlin erschienenen Gedichtsammlung **Vasanta** (Frühling). Denn das Versteckspiel, das der Dichter treibt, indem er seine schönheitsfrohen Liebes- und Naturphantasien für „Lieder des Agasti“, eines jungen in Berlin erzogenen Inders, ausgiebt, ist noch durchsichtiger als seiner Zeit der holde Betrug Mirza Schaffys, alias Friedrich Bodenstedts. Sonst weisen Linkes Dichtungen aus dem Orient wohl die üppige phantasievolle Bilderfülle und eine ansehnliche Sammlung morgenländischer Vergleiche auf, aber die Weltanschauung, die sich über diesem blühenden Labyrinth voll prangender und prunkender Blumen der Poesie wölbt, ist nicht sowohl die des weltschmerzerfüllten Inders, als die des schönheitsbegeisterten Hellenen. Vor der ganzen Reihe von plastisch erschauten, in einschmeichelnde Rhythmen gebannten Bildern, die Linke vor uns aufrollt, könnte, will uns scheinen, getrost als Motto stehen das für die ganze griechische Welt so bezeichnende Wort des Sophokles: „Hoch im Rate des ewigen Schicksals thront mitratend auch die Schönheit.“

Um zu Schluß dieser Lyrikerumschau auch dem Ausland sein Recht widerfahren zu lassen, weisen wir empfehlend hin auf **Englische Dichter,** einen starken Band formgewandter Übersetzungen nach Shelley, Thom. Moore, John Keats, Swinburne u. a. von Gisberte Freiligrath, die, wie sie hier beweist, ihrem in der englischen Übersetzungslitteratur so klangvollen Namen alle Ehre macht (Halle a. S., Otto Hendels Gesamtlitteratur des In- und Auslandes Nr. 1110 bis 1113). Aus der neueren italienischen Lyrik hat Julius Litten charakteristische Proben übertragen. Seine Übersetzungen aus **Panzacchi, Stecchetti, d'Annunzio** (2. Ausgabe; Leipzig, Carl Reißner) machen uns mit hervorragenden Vertretern des italienischen „Verismus“ bekannt und bewähren sich selbst in der schwierigen Sonettform, die bei den Italienern im Gegensatz zu unseren „Modernen“ noch immer eine äußerst liebevolle Pflege findet, als getreue Spiegelbilder dieser lebenswahre Gefühle und Stimmungen mit künstlerisch ausgestalteter Form verbindenden Dichtung.

Auf dem Gebiete der Ethnologie und Reisebeschreibung nennen wir zunächst den über allgemeine Fragen gut und zuverlässig unterrichtenden kleinen Katechismus: **Völkerkunde** von Michael Haberlandt (Leipzig, G. J. Göschen), ein auch die schwierigsten und abstraktesten Fragen dieses Wissensgebietes feinsinnig durchgeistigendes Werkchen, das um so angenehmer berührt, als es in zweifelhaften Dingen trotz aller Energie der eigenen Meinungsäußerung auch den schönen „Mut der Unwissenheit“ walten läßt. — Wie Allers uns „rund um die Erde“ führt, so erfreut uns neuerdings ein nicht minder beliebter Kulturschilderer und Plauderer, Karl Tanera, mit einem außergewöhnlich frisch, persönlich und anschaulich geschriebenen Buche **Aus drei Weltteilen** (Berlin, Allgemeiner Verein für Deutsche Litteratur). Vom Kochelsee brechen wir auf, und nun wandern wir in Gesellschaft eines stets liebenswürdigen und unterhaltsamen, aber auch kenntnisreichen und litterarisch wie politisch und volkswirtschaftlich gleich gebildeten Führers kreuz und quer durch Deutschland, die Schweiz, Italien, Griechenland, Tunis und Algier, durch das heilige Land, Indien u. s. w. und schauen die wechselnden Landschaften und ihre Bewohner nicht bloß mit den hellen, lebendigen Augen unseres Führers, sondern gewissermaßen auch mit unseren eigenen; denn der Verlag hat in der freigebigsten Weise dafür gesorgt, daß die Schilderungen und Plaudereien des Verfassers mit Abbildungen geschmückt sind, die, frei von aller Schablone, überall auf das Charakteristische und Stimmungsvolle ausgehen. Wir empfehlen den stattlichen Band als Geschenkwert aufs angelegentlichste! — Auf wissenschaftlicherer Grundlage beruht A. Seidels soeben erschienenes Werk **Transvaal** (Berlin, Allgemeiner Verein für Deutsche Litteratur), in geographischer und kulturgeschichtlicher Hinsicht zweifellos die beste, zuverlässigste und umfassendste Darstellung, die wir von der südafrikanischen Republik haben. Der Verfasser hat es trefflich verstanden, sein weitschichtiges Material übersichtlich und klar zu ordnen, und die Lebendig-

keit und Unmittelbarkeit, mit der er uns in den fernen, fremden Stoff hineinführt, verdient alle Anerkennung. Seidel behandelt zunächst die Gründung und älteste Geschichte der Republik, verweilt dann längere Zeit bei ihren ersten Präsidenten Marthinus Wessels Pretorius und T. T. Burgers, schildert uns ausführlich die Annexion der Republik durch England, die Erhebung der Buren und ihren Freiheitskampf, die Folgen des Sieges am Amajuba-Berg bis zur Konvention von Pretoria, die Ereignisse bis zur Londoner Konvention von 1884, die Entdeckung der Goldfelder, die Einführung des Zweikammersystems und die Entwickelung des Landes in den Jahren 1890 bis 1895. Sodann geht das Buch auf die geographischen, geologischen und klimatischen Verhältnisse ein, schildert uns die Bewohner nach allen Seiten, beschreibt Tier-, Pflanzenwelt und Mineralreich und unterzieht endlich in einer langen Reihe von Kapiteln die politischen, volkswirtschaftlichen und kommerziellen Zustände des Landes einer gründlichen Untersuchung und Kritik. Ein starker Anhang unterrichtet über die überraschend reichhaltige Litteratur des Gegenstandes. Unsere Kolonialfreunde vor allem werden in diesem Werke ein standard-book begrüßen, das in ihren Sammlungen nicht fehlen darf. — Zu den bereits in unserem Novemberheft besprochenen Werken über das Gebiet der deutschen Niederlassung in China gesellt sich, gerade rechtzeitig zum Feste, noch ein weiteres: Ernst von Hesse-Wartegg, der vor einem Jahre eine große Reise nach Ostasien angetreten hat, legt uns nunmehr die Früchte seiner Fahrten in einem von dem Verlage J. J. Weber in Leipzig glänzend ausgestatteten starken Bande vor, der den Titel trägt **Schantung und Deutsch-China.** Das Werk führt seine Leser von Kiautschou ins heilige Land von China und vom Jangtsekiang nach Peking und läßt auf diesem Wege kein Gebiet des öffentlichen und privaten Lebens unberücksichtigt. Der Verfasser hat alle Orte besucht, die für Deutschland von irgend welchem Interesse sein konnten: die großen Städte und Warenmärkte, die Kohlen- und Industriegebiete, die Sitze der deutschen Mission in Schantung, sowie die Gegenden, durch die die geplanten deutschen Eisenbahnen führen werden. Besonders Interessantes bietet der bisher kaum schon von einem Europäer beschriebene Besuch des „Heiligen Landes“ von China mit den Geburts- und Grabstätten des Religionsstifters Confucius und seiner Apostel, dem Mekka von China, Taingau-fu, der Gelehrtenstadt Yentschou fou und dem heiligen Berge Taischan; auch aus dem Stromgebiet des unteren Hoangho, des „Schreckens von China“, sowie des nördlichen Teils des Kaiserkanals weiß Hesse-Wartegg außerordentlich viel Neues und Wichtiges mitzuteilen. Leben, Thun und Treiben des Volkes, der Mandarine, Kaufleute, Gewerbetreibenden u. a. sind hier in großen, plastischen Bildern vor Augen geführt; unterstützt wird der Verfasser dabei von fast zweihundert Abbildungen, die nicht bloß Volks- und Landschaftstypen wiedergeben, sondern sich mit besonderer Andacht in das intime Alltagsleben des chinesischen Haushaltes versenken und uns somit das chinesische Milieu mehr noch von innen als von außen lebendig machen. — Einem augenblicklich für uns nicht weniger wichtigen und interessanten Lande gelten die prächtigen **Reisebriefe aus Palästina,** die kürzlich Freiherr von Soden herausgegeben hat (Berlin, Julius Springer). Wir danken es ihm, daß er diesen ursprünglich nur für seine Familie bestimmten Briefen auch bei ihrer Veröffentlichung die Unmittelbarkeit des Augenblicks gelassen hat, in der gerade ihr größter Reiz besteht. Auch aus seinem warmen religiösen Gefühle macht der Verfasser kein Hehl. Er selbst hat erfahren, „wie belebend eine Anschauung vom Heimatlande unserer Religion auf die Welt unseres Glaubens wirkt“ — so möchte er auch seine Leser einen Hauch von jenem echt evangelischen Geiste spüren lassen, der im Gelobten Lande nicht sowohl auf die „heiligen Sehenswürdigkeiten“ aus ist als vielmehr „die in der Zeit vollzogene ewige Geschichte an deren Schauplatz unmittelbarer zu erleben“ trachtet. Und dazu wird in der That dieses liebenswürdige Büchlein viel beitragen. — Besonderes Zeitinteresse dürfte augenblicklich auch beanspruchen eine geographisch-historische, mit achtzehn herrlichen Illustrationen und einer Übersichtskarte erläuterte Darstellung des **Toten Meeres** von Dr. Max Blankenhorn (Berlin, Dietrich Reimer). Im Anschluß hieran sei auf eine anscheinend sehr weit und umfangreich angelegte, vom Maler Th. Kutschmann kostbar illustrierte **Geschichte der deutschen Juden** (Berlin, Deutscher Verlag) von dem zweifellos dazu berufenen Dr. Adolf Kohut hingewiesen, von der uns die erste Volllieferung zugegangen ist. — Und nun aus all den fernen Ländern einer südlichen Zone zurück in den heimischeren Norden! Oberländer, dessen Name im Reiche des Humors einen so guten Klang hat, ladet uns mit einer zusammenhängenden Reihe von Jagd- und Reisebildern zu einem fröhlichen Birschgange **Durch norwegische Jagdgründe** ein (Neudamm, J. Neumann). Launig und originell schildert er uns Land und Leute, „wie er sie sah,“ nicht wie sie im Buche stehen; aber es ist eine Lust und Erquickung, mit diesem kernigen Manne durch sein Element, die freie Gottesnatur, den Wald und die Berge, zu wandern. Man kann sich Frische und Fröhlichkeit daran eratmen! Dem prächtig ausgestatteten Buche sind achtundsechzig Abbildungen nach Originalzeichnungen vom Jagdmaler C. Schulze und viele photographische Aufnahmen beigefügt.

Wenn wir nun zu den Geschichtswerken und Lebensbeschreibungen übergehen, so freuen wir uns, diese Übersicht mit ein paar Bismarckbüchern eröffnen zu können, die uns schon jetzt vorliegen. In zweiter Auflage ist soeben erschienen das von Dr. Georg Schmidt im Auftrage der Familie bearbeitete Buch **Schönhausen und die Familie Bismarck** (Berlin, Ernst

Siegfr. Mittler u. Sohn), ein mit vielen Bildnissen des Fürsten sowie seiner Familienmitglieder und zahlreichen Ansichten seiner Heimstätten geschmücktes Werk, dessen erste Auflage der Fürst seiner Zeit selbst begutachtet und mit Korrekturen und Zusätzen versehen hat. Schon dadurch wird die Zuverlässigkeit dieser durchweg neuen Mitteilungen über des Fürsten Ahnen und seinen eigenen Lebensweg hinlänglich verbürgt. — Von Gesamtdarstellungen verzeichnen wir heute nur: **Fürst Bismarck, sein Leben und seine Zeit** von Hermann Jahnke (Berlin, Paul Kittel), ein Lieferungswerk, das, so anerkennenswert die warme volkstümliche Darstellung des Bismarckschen Lebensganges und die geschickte Verarbeitung charakteristischer Anekdoten, doch nur bescheideneren Ansprüchen genügen wird. Es soll in zwanzig reich illustrierten Lieferungen noch bis Weihnachten fertig werden. — Einem besonderen, doch nicht dem geringfügigsten Kapitel aus dem Pandämonium Bismarckscher Größe, seinem echt niederdeutschen Humor, widmet Karl Theodor Gaedertz sein einen reichen Brief- und Anekdotenschatz verarbeitendes Gedenkblatt **Fürst Bismarck und Fritz Reuter** (Wismar, Hinstorffsche Hofbuchhdlg.), das Bismarcks nicht gerade vielseitigen, aber charakteristischen Beziehungen zu dem mecklenburgischen Volksdichter nachgeht. — Eine reiche Sammlung von Bismarckschen Handschriftenproben aus den verschiedensten Lebensjahren vereinigt das graphologische Werk **Bismarcks Charakterbild** von Hans H. Busse (Leipzig, Paul List). — Unvergleichlich viel wertvoller darf uns das biographische Denkmal erscheinen, das Hedwig Abeken, geb. von Olfers, dem Andenken ihres Mannes, des 1872 verstorbenen Wirkl. Geh. Legationsrates **Heinrich Abeken** errichtet hat (Berlin, Ernst Siegfr. Mittler u. Sohn). „Ein schlichtes Leben in bewegter Zeit" nennt die pietätvolle Herausgeberin das Werk, und doch dürfen wir in dem hier so bescheiden Gefeierten einen der treuesten und verständnisvollsten Mitarbeiter an dem großen nationalen Einigungswerke Bismarcks verehren. In seinen Briefen und Tagebuchblättern spiegelt sich das Bild des geistigen und politischen Werdens unseres Volkes in diesem Jahrhundert so klar und mannigfaltig wie nur selten in einem Memoirenwerke. Die Schilderungen seiner theologischen und diplomatischen Thätigkeit, seiner bevorzugten Vertrauensstellung unter König Wilhelm I. und Bismarck, hauptsächlich während des letzten Jahrzehntes seines Lebens (1862 bis 1872), bieten so unschätzbare Beiträge zur Charakteristik der leitenden Persönlichkeiten Preußens und enthalten zugleich so viele herrliche Charakterzüge des Königs wie seines Kanzlers, daß wir die Lektüre dieses Lebensbildes jedem dringend empfehlen. — Mit dem großen Aufschwung unserer vaterländischen Geschichte ist für alle Zeiten auch der Name jenes kerndeutschen Mannes und Gelehrten verknüpft, der zwar nicht mit dem Schwerte draußen auf dem Schlachtfelde, wohl aber als der Mutigsten, Schneidigsten und Tüchtigsten einer daheim, mit Wort und Feder, in der Studierstube und auf dem Katheder, für deutsche Einheit und Größe gekämpft hat: **Heinrich von Treitschke.** Von ihm hat Professor Dr. Hans Eckerlin in der Sammlung „Biographische Volksbücher" (Leipzig, R. Voigtländer) ein Lebensbild entworfen, das den Manen des großen Toten an Glanz und Wärme nichts schuldig bleibt. — Als Finale mag diesem Männer und Helden verherrlichenden Chor noch ein empfehlender Hinweis auf eine vornehme Ausgabe von Thomas Carlyles **Helden und Heldenverehrung** angefügt werden, deutsch von J. Neuberg (Berlin, R. von Deckers Verlag. 3. Auflage. Mit dem Bildnisse Carlyles in Stahlstich), jenem man möchte sagen: orphischen Evangelium des Heroenkultus, dessen Leitmotiv in dem Satz ruht: „Die allgemeine Geschichte ist im Grunde die Geschichte der großen Menschen, die in der Welt wirksam gewesen sind." — In die Ruhmestage früherer vaterländischer Kampfzeiten führen uns zwei mit künstlerischen Illustrationen gezierte Bücher, die neben unserer reiferen Jugend auch Erwachsene zu fesseln im stande sein werden. **Kriegsfahrten von Jena bis Belle-Alliance** (Leipzig, R. Voigtländer) schildern uns die von dem bekannten Maler und Zeichner H. Lüders herausgegebenen und illustrierten Erinnerungen eines Soldaten der englisch-deutschen Legion in Deutschland, England, Portugal, Spanien, Frankreich und den Niederlanden. Der hier erzählt, ist ein schlichter Mann, ein sogenannter gemeiner Soldat: aber die Zeit der Napoleonischen Kriege erhält durch diese ungekünstelten Aufzeichnungen eine Beleuchtung, wie sie kaum drastischer und packender durch Grimmelshausens „Simplicissimus" für den Dreißigjährigen Krieg gegeben ist. — Den Kämpfen um Metz gilt Karl Bleibtreus von Ch. Speyer illustrierte Schlachtenschilderung **Gravelotte** (Stuttgart, Carl Krabbe). Der Verfasser hat hier zu seinem mittlerweile berühmt gewordenen „Dies irae" (Sedan) ein Gegenstück geliefert, das in der anschaulichen, packenden Schilderung des Kriegslebens jenes Werk vielleicht noch übertrifft. Blitzende Farbenfülle und ein dramatisch belebter Stil reißen uns unwiderstehlich mit fort. Wie es mit dem militärischen Urteil bestellt ist, wagen wir nicht zu entscheiden. — Einen wichtigen Beitrag zu der Geschichte der Jahre 1870/71 liefern auch die **Pariser Gedenkblätter** von Dr. Wilhelm Cahn (zwei Bände; Berlin, F. Fontane u. Co.), Tagebuchaufzeichnungen aus der Zeit des großen Krieges, der Belagerung und der Kommune, in denen sich der Verfasser, der jetzige Geh. Legationsrat, damalige Vertreter der in Paris ansässigen Deutschen, als scharfer und geistreicher Beobachter der Pariser Zustände und des französischen Nationalcharakters bewährt.

Zu guter Letzt harrt ein ganzer Stoß von Schriften zur Litteraturgeschichte der Besprechung. Hier möchte der Referent am ausführlichsten sein, und der stark auf die Neige gehende Raum beschränkt ihn doch auf das Not-

dürftigste. Aber für den Augenblick nur; gerade in diesen Schacht werden wir im Laufe der nächsten Monate noch öfter hinabfahren müssen, um alles Erz, das hier verborgen liegt, zu Tage zu fördern. Für heute sei es mit ein paar charakterisierenden Worten genug. — In neuer (zweiter) stark vermehrter Auflage sind **Goethes Unterhaltungen mit dem Kanzler Friedrich von Müller** erschienen, herausgegeben von C. A. H. Burkhardt (Stuttgart, J. G. Cotta), die die Zeit von 1808 bis zu Goethes Tode umfassen und „Eckermanns Gespräche" an Unmittelbarkeit weit übertreffen. Die zweite Auflage fügt zu dem Inhalt der ersten, schon 1870 erschienenen nicht weniger als hundert im Nachlaß Müllers neu aufgefundene Gespräche. — Einen zweiten Band **Goethe-Studien** (Berlin, Conr. Skopnik) beschert uns Max Morris: „Herzogin Luise und Christiane Vulpius in Goethes Dichtung" und die „Faust-Paralipomena" sind die hauptsächlichsten der hier behandelten Themata. — Von **Goethes Charakter** hat neuerdings Robert Saitschick eine interessante und eigenartige „Seelenschilderung" gegeben (Stuttgart, Fr. Frommanns Verlag), wohl nicht allen zu Dank, dem Geiste und der Auffassung nach am ehesten vergleichbar mit dem frischen, aber einseitigen Weitbrechtschen Kampfbuche „Diesseits von Weimar". — Zu einem ziemlich starken Bande hat Paul Knauth inzwischen seine Dissertation **Goethes Sprache und Stil im Alter** erweitert (Leipzig, Eduard Avenarius) und sie seinen verehrten, nicht ohne großen Einfluß auf ihn gebliebenen Lehrern Michael Bernays und Friedrich Zarncke gewidmet. — Von diesen selbst liegen gesammelte Aufsätze vor. In Bernays' **Schriften zur Kritik und Litteraturgeschichte** (Leipzig, G. J. Göschen), über deren zweiten, schon verwaisten Band Erich Schmidts berufene Herausgeberhand pietätvoll gewaltet hat, bewundern wir trotz gelegentlichem allzu reichen Anmerkungensegen das philosophische Genie einer auch beim kleinsten Gegenstande weiteste Umschau haltenden, wahrhaft universalen Bildung; an Zarnckes **Aufsätzen und Reden zur Kultur- und Zeitgeschichte** (Leipzig, Eduard Avenarius), von denen gleichfalls schon der zweite Band erschienen ist, imponiert die strenge zunftmäßige Schule, die schwere Ladung des Wissens, die gründliche Durchforschung und Ausnutzung der Quellen.

Schiller hat einen neuen würdigen Biographen an Otto Harnack gefunden, dem Verfasser der „Ästhetik unserer Klassiker". Sein kurz und bündig **Schiller** betiteltes Buch, das in der rühmlichst bekannten Sammlung „Geisteshelden" erschienen ist (Berlin, Ernst Hofmann u. Co.), hat Klarheit und Knappheit, dabei Wärme, innere Begeisterung für seinen Stoff und den großen, allen Kleinkram energisch beiseite räumenden Zug, den solche volkstümlichen Biographien vor allem brauchen. So kommt wenigstens ein geschlossenes und einheitliches Bild zu stande; eine so modern-individuell geschriebene Biographie vom „Ende des Jahrhunderts", wie die Rich. M. Meyers von Goethe, bleibt aber auch nach diesem Werke noch zu schreiben. — Dem Andenken **Johann Gottfried Seumes** haben jetzt Oskar Planer und Camillo Reißmann gemeinsam ein schönes Ehrenmal errichtet, indem sie — zum erstenmal überhaupt — die Geschichte seines Lebens und seiner Schriften auf Grund und unter gleichzeitiger Mitteilung eines sehr umfangreichen Briefwechsels und bisher unbekannter Gedichte in einem starken Bande dargestellt haben (Leipzig, G. J. Göschen. Mit dem Bildnis Seumes in Stahlstich). Begreiflicherweise ist es weniger der Schriftsteller — der gehört der Vergangenheit an — als der echt deutsche, unabhängige, charakterstarke und deshalb vorbildliche Mann, dem hier verdiente Kränze geflochten werden. — Seume, diesem Übergangsmenschen einer Zeit, in der noch das traurige Wort galt: „Kein Trost außer den Wissenschaften!" folgt in nicht allzu weitem Abstande jener für alle Zeiten mit dem Stempel zukunftsfroher Jugendlichkeit ausgezeichnete Dichterjüngling, der Leier und Schwert im Arme trug und auf beide gleich stolz sein durfte. Ihm haben nun gleichfalls zwei berufene Männer die verdiente biographische Würdigung zu teil werden lassen: **Theodor Körner und die Seinen** nennen Hofrat Emil Peschel, der Begründer des Dresdener Körner-Museums, und Dr. Eugen Wildenow die beiden starken Bände, die kürzlich in dem Verlage von E. A. Seemann (Leipzig) mit reichem Bilder-, Karten- und Faksimileschmuck erschienen sind; sie deuten damit zugleich an, daß wir es hier mit einer erschöpfenden, auf einer Fülle von neuem biographischem Material beruhenden Geschichte der Familie Körner, also vor allem auch des Vaters Christ. Gottfr. Körner, des Freundes von unserem Schiller, zu thun haben. Die Darstellung ist warmherzig und fesselnd. — Einfach und volkstümlich, aber mit verwandter, feinsinnig nachempfindender Seele hat uns Friedrich Seiler die erste eingehende und vollständige, abgerundete, zudem mit achtundzwanzig guten Abbildungen geschmückte Lebensgeschichte von **Gustav Freytag** geschenkt (Leipzig, R. Voigtländer), mit der sich zugleich eine eindringliche und verständnisinnige Würdigung seiner Werke verbindet. — Gleiches vermag ich leider der in demselben Verlage erschienenen Schrift über **Gerhart Hauptmann** von Adalbert von Hanstein nicht nachzurühmen. Trotz der persönlichen Freundschaft, die den Verfasser dereinst mit dem jungen Sturm- und Drangdramatiker verbunden hat, scheint er mir heute dem Dichter der „Weber", des „Hannele", der „Versunkenen Glocke" und nun auch des „Fuhrmanns Henschel" gegenüber völlig das Steuer verloren zu haben. Was schafft vor diesem Dichter die alte gesetzgebende Ästhetik!? Warum nicht endlich einmal diese Werke aus sich selbst erklärt?! Darauf hat Hauptmann heutzutage ein Anrecht! Nun rächt sich diese Beleidigung der Individualität: zu Schluß seiner Biographie verkündet der Verfasser von der Prophetenhöhe seiner klassizistischen Ästhetik herab kurz

und bündig „Die Überwindung des Naturalismus“, und inzwischen erschien „Fuhrmann Henschel“! Von Rechts wegen müßte Hanstein jetzt sein Buch einstampfen lassen. Da war Schlenther doch vorsichtiger und verständiger, als er sein Hauptmannbuch mit den bescheidenen Worten schloß: „Wir sind des Kommenden gewärtig!“

Von neuen Erscheinungen der ausländischen Litteraturgeschichte nennen wir **Voltaire**, eine Biographie von Dr. Käthe Schirrmacher (Leipzig, O. R. Reisland), ein Buch, das sich trotz seiner Gelehrsamkeit nicht ausschließlich an einen Kreis von Gelehrten wendet, sondern auf Grund des bisher bearbeiteten Materials und vom heutigen Standpunkt der Forschung aus eine allgemeinverständliche Gesamtdarstellung des Philosophen, Nationalökonomen, Staatsmannes und Schriftstellers, seines Lebens, seines Wirkens und seiner Bedeutung giebt. Die Zeit und deren historische Umgebung, die Voltaire hervorgebracht haben, sowie die innere Entwickelung des Mannes sind dabei besonders berücksichtigt worden. Dem trotz aller litterarischen Abhängigkeit in der Auffassung und Darstellungsart für eine weibliche Feder außergewöhnlich selbständigen und eigenwüchsigen Werke hat die Verlagshandlung eine Reihe von vortrefflich reproduzierten zeitgenössischen Porträts und sonstigen Abbildungen mit auf den Weg gegeben. — Eine knappe, aber recht tüchtige Biographie von **Emile Zola**, die nicht mit fremden Maßstäben an den Dichter herantritt, sondern ihn aus sich selbst und seinem „Milieu“ zu erklären unternimmt, hat Benno Diederich geliefert (Leipzig, R. Voigtländer). — Was der getreue Eckermann für Goethe, das ist Thomas Medwin für den Dichter des „Childe Harold“. Wir danken es deshalb A. v. d. Linden, daß er uns in guter Übersetzung dessen **Gespräche mit Byron** vermittelt hat (2. Aufl. Leipzig, H. Barsdorf), Tagebuchaufzeichnungen aus den Jahren 1821/22, die den englischen Dichter und seine leidenschaftliche, dämonische Persönlichkeit von allen Seiten hell, manchmal nur etwas gar zu indiskret beleuchten.

Die Memoirenlitteratur aus den Kreisen der schaffenden Dichter und Künstler bietet gerade keine besondere Ausbeute; aber auch wenn sie doppelt und dreifach so reichhaltig wäre, würden Theodor Fontanes autobiographische Aufzeichnungen **Von Zwanzig bis Dreißig** (Berlin, F. Fontane u. Co.), die wenige Monate vor seinem Tode erschienen sind, einen der ersten Plätze darunter einnehmen. Der fast siebenhundert Seiten starke Band knüpft zwar nicht unmittelbar an die Erinnerungen aus den „Kinderjahren“ (Berlin, F. Fontane u. Co.) an, bringt aber im Laufe der behaglichen, ohne jede ängstliche Disposition ausgestreuten Plaudereien dennoch fast alles, was aus der Zwischenzeit bemerkenswert ist. Der größere Teil des Buches beschäftigt sich mit dem „Berliner Tunnel“, dem Fontane in den vierziger Jahren angehörte, und liefert aus dieser Dichtergesellschaft eine lebensvolle Galerie scharf umrissener litterarischer Porträts. Aber auch was der Dichter aus seinem eigenen Schicksalsbuche zum Besten giebt, bietet des Interessanten die Hülle und Fülle und trägt von Anfang bis zu Ende den Stempel eines reinen, liebenswürdigen Menschentums. Wir werden demnächst in anderem Zusammenhange ausführlich auf das bedeutsame Buch zurückkommen. — Von Wilhelm von Kügelgens zur Genüge bekannten, für unsere Kultur- und Gefühlsgeschichte so wertvollen **Jugenderinnerungen eines alten Mannes**, die vielen deutschen Familien längst zu einem liebevoll gehegten Hausschatz geworden sind, ist neuerdings eine billige, aber gefällige „Geschenkausgabe“ erschienen (Berlin, Richard Wöpke). — **Aus meiner Jugend** betitelt auch Rudolf von Gottschall den — man darf bei seiner Schreibfreudigkeit wohl sagen: ersten Band seiner Erinnerungen (Berlin, Gebrüder Paetel). Mag auch manches darin etwas gar zu breit, vielleicht sogar selbstgefällig erzählt sein, das Ganze ist für das zweite Drittel unseres Jahrhunderts doch so reich an kultur- und litterarhistorischen Streiflichtern, daß jeder sich sein gut Teil Belehrung aus dem Bande wird entnehmen können.

Die Musikgeschichte ist unter der uns vorliegenden Besprechungslitteratur nicht gerade reichhaltig, aber doch vornehm vertreten. Da ist zunächst ein Lebensbild von **Joseph Joachim**, das sein Berliner Freund und Schüler Andreas Moser auf Grund einer zwanzigjährigen Bekanntschaft mit dem Meister entworfen hat (Berlin, B. Behr). Diese Vertrautheit setzt den Verfasser in stand, Joachims äußeren Lebensgang mit der Gewähr unbedingter Zuverlässigkeit, den Künstler in ihm mit dem innigsten Verständnis zu schildern. Allzu verwirrende Einzelheiten aus dem überreichen äußerlichen Thatsachenmaterial sind dabei zu Gunsten eines möglichst einheitlichen und abgerundeten Gesamtbildes glücklich vermieden worden, wohl aber haben die künstlerischen Vorfahren und Zeitgenossen eine genügende Beleuchtung erfahren, um zu einer richtigen Würdigung der Verdienste zu gelangen, die sich Joachim um das Kunstleben seiner Zeit erworben hat. Alles überflüssige Ästhetisieren vermeidet der Biograph, dafür läßt er lieber persönliche Äußerungen des Meisters desto ausgiebiger sprechen, vor allem seinen Briefwechsel mit Liszt und Brahms. Faksimiles und eine Reihe von künstlerisch wiedergegebenen Bildnissen (Joachim selbst und seine Lehrer) werden Musikliebhabern besonders willkommen sein. — Dieser Erscheinung schließt sich würdig der dritte Band von Hans von Bülows **Briefen** an, herausgegeben von Marie von Bülow (Leipzig, Breitkopf u. Härtel). Er umfaßt die Jahre 1855 bis 1864 und bringt, wenn auch nicht lückenlos, so viele wertvolle Beiträge nicht bloß zur Musik-, sondern zur gesamten Geistesgeschichte der fünfziger und sechziger Jahre, daß alle Kunstliebhaber, vor allem die Verehrer Richard Wagners, auch diesen Band, wie die früheren, mit Freuden begrüßen werden. — Die Sammlung „Musiker und ihre Werke“ ist neuerdings durch

einen starken Band, **Die beliebtesten Chorwerke** (nebst Text), herausgegeben von Prof. Dr. Bernhard Scholz und anderen, bereichert worden (Frankfurt a. M., H. Bechhold). Das Werk will die beliebtesten Chorwerke in allen ihren Phasen, wie: Messen, Kantaten, Oratorien, Scenen, Passionen dem Verständnis des Musikfreundes näher rücken und damit das Interesse und den Genuß daran erhöhen. Den Werken von Bach, Haydn, Händel, Mozart, Beethoven, Verdi, Berlioz, Bruch, Mendelssohn, Brahms, Liszt, Schumann, Wagner und anderen widmen hier berufene Musikkenner eingehende Erläuterungen mit Notenbeispielen, während eine Einleitung aus der Feder A. Pochhammers die geschichtliche Entwickelung einer jeden Kunstform leicht verständlich darstellt. — In fünfter verbesserter Auflage ist soeben auch Heinrich Adolf Köstlins **Geschichte der Musik im Umriß** (Berlin, Reuther u. Reichard) herausgekommen. —

Unser Raum geht zur Rüste, und mit ihm, wie wir an zwei Kalenderwerken, die noch Berücksichtigung heischen, inne werden, auch das Jahr 1898. Als bequemes Kalendarium, zugleich aber als Merk- und Nachschlagebuch für jedermann, das über alles nur Wissenswerte der jüngsten Zeitgeschichte, der Statistik, des häuslichen, gesellschaftlichen und öffentlichen Lebens an der Hand zahlreicher Abbildungen schnell und zuverlässig unterrichtet, empfiehlt sich **Kürschners Jahrbuch für 1899** (Berlin, Herm. Hilger); als Wandschmuck, nach Art der Abreißkalender eingerichtet, **Meyers Historisch-Geographischer Kalender** (Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut). Für jeden Tag des Jahres ist hier ein besonderes Groß-Oktav-Blatt bestimmt, das, außer reichhaltigen Tagesnotizen historischer und biographischer Natur und den nötigen kalendarischen Angaben, am Kopfe jedesmal eine Abbildung: Bildnisse, Architektur- oder Städtebilder, trägt. Ein geschmackvoll ausgewählter Citaten- und Anekdotenschatz sorgt zugleich tagtäglich für hübsche Gedankenanregung. Mit Genugthuung bemerken wir, daß beim letzten (dritten) Jahrgang die innere Beziehung zwischen Kalendertag und Bilderschmuck sorgsamere Pflege gefunden hat als bisher.

F. D.

Wer den ersten Band der **Englischen Geschichte im achtzehnten Jahrhundert** von Wolfgang Michael (Hamburg und Leipzig, Leopold Voß) in der Hand wägt und dann bei einem Vorblicke hinein inne wird, daß die neuntehalbhundert Seiten uns nur bis 1718 führen, dem mag wohl einen Augenblick das Wort des alten Griechen auf die Lippen treten, daß ein großes Buch ein großes Übel sei. Aber wie bald nimmt er es zurück, wenn er mit steigendem Interesse der schlichten und dabei stetig fesselnden Darstellung durch die Vorgeschichte des Insellandes von der römischen Erschließung bis zur „glorreichen Revolution“ von 1688 und weiter in langsamerem Schritte, bei Hauptpunkten verweilend, durch die großen Weltereignisse bis zum Utrechter Frieden folgt. Zeigt sich der Verfasser in diesem ersten Drittel des Bandes, das sich nur als eine übersichtliche, durch charakteristische Einzelzüge belebte Einleitung giebt, wesentlich als musterhafter Geschichtserzähler, so setzt nunmehr der Historiker großen Stils ein. Auf Grund eigener umfassender und tiefgründiger Quellenstudien breitet er vor uns die ganze Fülle der Bestrebungen und Geschehnisse aus. Zurückgreifend auf die letzten Zeiten der Königin Anna, schildert er die Vorstadien der hannöverischen Thronfolge, führt uns mit sicherer Hand in das den festländischen Leser so fremdartig berührende Parteigetriebe, charakterisiert scharf aber unbefangen den Hof Georgs I. und schildert dann in immer breiterem und tieferem Strome der Darstellung, wie das neue Regiment daheim durch die Verurteilung des alten Tory-Ministeriums und die Niederwerfung des Jakobitenaufstandes draußen vor der Welt durch machtvoll entscheidendes Eingreifen in alle europäischen Verwickelungen vom Tajo bis zum Eisernen Thor befestigt ward. Meisterlich ist die Klarheit und Sicherheit, mit der das Nebeneinander und Durcheinander der Fäden innerer und äußerer Politik, die sich wie Aufzug und Einschlag verweben, verfolgt und das Verwickeltste lichtvoll auseinandergelegt wird. Die Aufgabe war um so schwieriger und weniger anlockend, als keine überragende politische oder menschliche Größe einen festen Augenpunkt für den Geschichtschreiber und seine Leser giebt. Mit Recht betont Michael gleich in der Vorrede, daß in dem ganzen Jahrhundert eigentlich — trotz Walpole und der beiden Pitts — das englische Volk als Ganzes der Held seiner Geschichte sei. Wünschen wir ihm und uns, daß es ihm gelingen möge, sein gewaltiges Werk, das nicht bloß die politische Entwickelung Englands im achtzehnten Jahrhundert, sondern alle Seiten des nationalen Lebens, Handel und Wandel, Recht und Verfassung, Kunst und Litteratur umfassend darstellen will, diesem Plane und diesem Anfange entsprechend zu Ende zu führen. Unsere historische Litteratur würde damit durch eine Leistung bereichert werden, die auf ihrem besonderen Gebiete nicht ihresgleichen hätte.

Als eine französische Veröffentlichung, die für die deutsche Geschichte nicht ohne Bedeutung ist, verdient Raoul de Cisternes Buch **Le duc de Richelieu** (Paris, Calmann Levy) wohl eine Hervorhebung an dieser Stelle. Der Held ist weder der Kardinal, noch der Marschall, sondern des ersteren Urgroßneffe, des letzteren Enkel, der erste Minister Ludwigs XVIII. nach den hundert Tagen, dessen Hauptverdienst um Frankreich in der geschickten und erfolgreichen Führung der Unterhandlungen zu Aachen besteht, welche das Land zwei Jahre vor dem eigentlichen, im zwei-

ten Pariser Frieden vorgesehenen Termin von den fremden Occupationstruppen befreiten. Dieser Aachener Konferenz ist die erste Hälfte des Buches gewidmet. Die Darstellung ruht auf den zwanzig Originalbriefen Richelieus an den König, welche hier zuerst in ihrem ganzen Umfange veröffentlicht werden. Sie geben fast Tag für Tag eingehenden Bericht von dem Gange der Verhandlungen und daneben eine Menge fesselnder Einzelheiten über die dabei beteiligten Persönlichkeiten, die Monarchen von Preußen, Österreich und Rußland und ihre und der übrigen Mächte diplomatische Vertreter. Im Vordergrunde steht die Gestalt des Zaren, dessen Freundschaft mit Richelieu, als dem langjährigen Gouverneur von Neu-Rußland, zusammen mit seiner Vorliebe für das restaurierte Frankreich an dem günstigen Ergebnis des Kongresses den Löwenanteil hatte. Aber auch auf die anderen Teilnehmer von Friedrich Wilhelm III. herab bis auf „Judas" Gentz fällt manches interessante Streiflicht; so erfährt des letzteren Bestechlichkeit hier wieder einmal die urkundliche Bestätigung. Von geringerem Wert für uns ist die zweite Hälfte des Buches, deren Hauptstück ein eigenes Memoire Richelieus über seinen Rücktritt von der leitenden Stellung infolge des Sieges der Gemäßigten unter Decazes bildet. Den schön ausgestatteten Band schmückt ein Porträt des Herzogs in Heliogravüre, das den feinen Aristokratenkopf zweifellos idealisiert, aber sehr ausdrucksvoll wiedergiebt. Hoffentlich erfüllt der Herausgeber sein Versprechen, aus den Papieren Richelieus demnächst weiteres zu veröffentlichen. Namentlich das Tagebuch seiner Reise durch Deutschland im Jahre 1790 darf auf lebhafte Teilnahme diesseits der Vogesen rechnen.

Die Memoiren der Baronesse Cecile de Courtot, Dame d'atour der Fürstin von Lamballe, Prinzeß von Savoyen-Carignan (Leipzig, H. Schmidt u. C. Günther) charakterisieren sich richtiger durch den Nebentitel: Ein Zeit- und Lebensbild nach Briefen der Baroneß an Frau von Alvensleben, geb. Baronesse Loë, und nach dieser Tagebuch bearbeitet von Moritz von Kaisenberg (Moritz von Berg). Das Wort „bearbeitet" will dabei freilich noch in einem besonderen, weitgehenden Sinne verstanden sein. Der Herausgeber hat nämlich einerseits aus den überlieferten Briefschaften und Tagebüchern einen Roman gemacht, andererseits indem er nicht bloß in seine Zwischenerzählung, sondern auch in die Briefe und Aufzeichnungen selber eine Menge historischer Einzelheiten aus anderen Quellen verflochten hat, ein ausgebreitetes farben- und figurenreiches Zeitgemälde gegeben. Bei dem unleugbaren Geschick, womit diesen Einschiebseln und Erfindungen die Zeitfarbe, wo nötig auch im sprachlichen Ausdruck, gegeben ist, würde es ein vergebliches Bemühen sein, das echte und das unechte Material kurzerhand scheiden zu wollen. Zwar die abenteuerliche Historie vom grausamen Scheiden und rührenden Wiederfinden der beiden Liebenden trägt ebenso wie die Napoleonischen Selbstbekenntnisse am Schluß den Stempel der Erdichtung auf der Stirn; aber im einzelnen verrät sich selten einmal ein eingeschobenes Stück so naiv, wie die begeisterte Schilderung der Kronprinzessin, nachmaligen Königin Luise, in einem Briefe von 1795 durch das unabsichtliche Citat „wie ein Gebild aus Himmelshöhn" aus dem erst 1799 erschienenen „Lied von der Glocke". Der Historiker wird diese Art der Bearbeitung bedauern, aber für ein weiteres Publikum ist eben dadurch das Buch erst zu dem geworden, was unsere Altvordern „ein hübsch, lustig Lesen" nannten, und als solches soll es allen Liebhabern einer Lektüre, bei der man zugleich in anmutendster Form Geschichte lernen kann, bestens empfohlen sein. W. Br.

* * *

Die Meteorologie der Sonne und das Wetter im Jahre 1888, zugleich Wetterprognose für das Jahr 1898. Von Professor K. W. Zenger. Mit einer Tafel mit neun Heliogravüren. (Prag, Selbstverlag. In Kommission bei Fr. Rivnáč.) — Der Verfasser nimmt als Grundursache der Bewegungen in unserer Sonnenwelt eine elektrodynamische Fernwirkung der Sonne an und gründet darauf die Lehre von einer nahezu dreizehntägigen sowie einer zehnundeinhalbjährigen Kehrzeit der Witterungserscheinungen auf der Erde, die auf den elektrischerregenden Einfluß unserem Himmelskörper zugekehrter Störungsgebiete zurückgeführt werden. Da das Jahr 1888 von dem unserigen etwa um die größere dieser beiden Zeitspannen absteht, so giebt er in einer ausführlichen Zusammenstellung eine vollständige kalendrische Übersicht des Wetters von damals, die er auf Grund seiner Anschauungen zugleich als Voraussage für das Jahr 1898 hinstellt, da heuer „die Sonne und ihr elektromagnetisches Feld dieselben Eigenschaften aufweisen." Hierbei ist in erster Linie die Stadt Prag berücksichtigt. Innerhalb der neunundzwanzig jährlichen Wetterwochen, die einer halben Sonnenumdrehung entsprechen, sind die Tage des Durchganges von Sternschnuppen besonders hervorgehoben, da diese nach der Ansicht des Verfassers trotz ihrer Kleinheit vermöge ihrer starken Annäherung an Sonne und Erde besonders geeignet sind, die Sonnenelektricität wie telegraphische Leitungsdrähte zu uns überzuführen. Die allein auf den Einfluß des Mondes gegründete Wettermutung verwirft der Verfasser, da der Mond gegenüber den Wirkungen der Sonne selbst eine viel zu kleine und unbedeutende Kraftmaschine darstelle. Th. J.

* * *

Karl Gutzkow und der Naturalismus in Deutschland. Kunstgeschichtliche Streitschrift von Dr. Karl Pietschker. (Berlin, Mittscher u. Röstell.) — Der Verfasser ist kein Kunsthistoriker oder Kunstkritiker von Beruf. Er ist ein Vierteljahrhundert lang Prediger, zuletzt in Bornstedt bei Potsdam,

gewesen, aber in den Mußestunden, die ihm sein Seelsorgeramt ließ, hat er sich mit Eifer dem Studium der Kunst gewidmet, und er hat nicht versäumt, alle großen Kunstausstellungen in Berlin, München und gelegentlich auch in Paris zu besuchen, um die moderne Kunstbewegung mit eigenen Augen verfolgen und sich ein selbständiges Urteil bilden zu können, das heute um so notwendiger ist, je mehr die Denkfaulheit und damit die Urteilslosigkeit der Menge durch einen leider nicht geringen Teil der Tagespresse unterstützt und gefördert wird. Bei seiner Betrachtung und Beurteilung stellt sich der Verfasser jedoch keineswegs auf einen einseitig religiösen Standpunkt. Er steht jeder Kunstübung mit der vollen Unbefangenheit eines allseitig gebildeten, unparteiischen Mannes gegenüber; nur wo sich die moderne Kunstbewegung, die man unter dem Namen „Naturalismus“ zusammenzufassen sich gewöhnt hat, an dem vergreift, was dem gläubigen Christen heilig ist, da braucht er ein kräftiges Wort der Abwehr. Pietschker hat sogar ein volles Verständnis für die Bedeutung und die Notwendigkeit des Realismus und des gesunden Naturalismus in unserer Kunst. Darum hat er auch Karl Gussow, den kühnen Neuerer, der um die Mitte der siebziger Jahre durch resoluten Anschluß an die Natur in Berlin eine Umwälzung hervorrief, die noch heute, wenigstens in der malerischen Technik vieler Berliner Maler, nachwirkt, zum Ausgangspunkt seiner Streitschrift genommen. Indem er liebevoll und mit feinem Verständnis in das Schaffen dieses Künstlers eindringt, dessen Hauptwerke dem Leser in vortrefflichen Nachbildungen vor Augen geführt werden, zeigt er an einem Beispiel, wie ein Naturalist, der sich anfangs etwas heftig gebärdet, allmählich zu einer höheren Kunstauffassung gediehen ist, die sich alle guten Errungenschaften des Naturalismus zu eigen gemacht, alles Unvernünftige und Maßlose aber abgestoßen hat. Nachdem der Verfasser dadurch einen sicheren Standpunkt für die Beurteilung der modernen Kunstbewegung, die für ihn und viele andere zu einem wüsten Radikalismus führen muß, gewonnen hat, geht er mit den Führern dieser Bewegung, mit Liebermann, Stuck, Uhde, Max Klinger, L. von Hofmann und einigen anderen, in weiteren Kreisen noch unbekannten, scharf ins Gericht. Er analysiert ihre Schöpfungen aus ästhetischen, sittlichen und technischen Gesichtspunkten, er sucht also in ihre Absichten mit Ernst und Eifer einzudringen. Sein Urteil ist zum Teil geradezu vernichtend, zum kleineren Teil erweckt es nur geringe Hoffnungen auf ein Gedeihen der deutschen Kunst in nationalem Sinne. Es wäre zum Verzweifeln, wenn jene Künstler, gegen die sich die Schrift Pietschkers richtet, allein die deutsche Kunst, die deutsche Malerei bedeuteten. Das ist aber ein Irrtum, und diesen Irrtum will der Verfasser gründlich zerstören. Er weist überzeugend nach, daß die maßlose Überschätzung jener Künstler nur durch das Treiben eines Teiles der Presse, die die Menge durch die Vorführung immer neuer „Sensationen“ aus ihrem Schlummer aufstacheln will, die immer nur das jeweilig „Moderne“ auf den Schild hebt und alles unmodern Gewordene mit Füßen tritt, herbeigeführt worden ist, daß die echt deutsche Kunst immer noch lebendig ist und daß man nur die Augen zu öffnen, richtig zu sehen braucht, um ihre kräftig sprossenden Triebe von dem Unkraut unterscheiden zu können. Wer sich durch die von allen Seiten einstürmenden Eindrücke der modernen Kunsterscheinungen verwirrt fühlt, dem können wir keinen besseren Führer in dem Labyrinth unserer Kunstbewegung empfehlen als das Pietschkersche Buch.

A. R.



Redaktion unter Verantwortung von Dr. Adolf Glaser in Berlin und Dr. Friedrich Düsel in Friedenau b. Berlin.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.



Die Rosen von Hildesheim.

Roman

von

Wilhelm Jensen.

V.

(Nachdruck ist untersagt.)

Mit schweigsamem Staunen maß Walther von der Vogelweide den neben ihm jetzt reglos Stehenden, bis sein Mund die Worte fand: „Wer hat Euch das gelehrt?“ Doch der Befragte entgegnete nur: „Ihr habt's gesagt.“ Andere Antwort gab er nicht; er wußte nicht, wie er's gekonnt, nicht mehr, was er gesprochen, einzig, daß die Überfülle des Herzens ihm von selbst über die Lippen hervorgeströmt, ohne Wissen und Wollen, Denken und Besinnen zum Wort und Reimklang in deutscher Sprache geworden.

Er fühlte, keine ihm von der Natur zugewandte Gabe sei's, und nie im Leben werde sein Mund zum anderenmal Gleiches vermögen. Aber heut hatte er das Lied des berufenen Sängers an Wirkung auf die Hörer hinter dem seinigen zurückgelassen, denn sein Herzschlag hatte sich als unbezwinglicher Sieger über den Walthers aufgeschwungen.

Daß der letztere trotz seiner Jugend im oberdeutschen Land schon hochbenamt sein müsse, lag in der ihm allein gewährten Verstattung zum Vorbringen eines Festliedes offenbar; jetzt bekundete es auch ein Diener, durch den Philipp von Schwaben die beiden Sänger zu sich heranrufen ließ. Der junge Herzog hielt eine ihm herbeigebrachte Goldkette in Händen und sagte, sie um den Nacken Walthers von der Vogelweide legend: „Nicht zum erstenmal ist mir heut Eure Weise erklungen, doch an diesem Tage erfreut sie mehr noch als sonst. Nehmet Dank von meiner Gemahl und mir, und führt der Weg Euch der Hohenstaufenburg vorüber, so mögt Ihr gedenk sein, daß die Einkehr Eurer edlen Kunst von allen Magen meines Geschlechtes allzeit willkommen geheißen worden.“

Der so huldvoll Entlassene verneigte sich mit edlem Anstand und trat zurück. Verwirrten Sinnes wollte Ludolf Ostermant ihm folgen, doch da legte sich haltend die Hand Philipps von Schwaben auf seine Schulter, und dieser sprach: „Wie bist du zu den Sängern geraten, daß du den Mut gefaßt, mit dem dort zu wetten und dir den Preis von uns zu erringen?“

Gar strahlend blickte der Sprecher freundlich mit den hellen Stauferaugen den jungen Wehrmann an, der nur stammelnd zu entgegnen vermochte: „Ich weiß es nicht —" Herzog Philipp aber fuhr fort: „Für mehr als deinen Gesang schulden wir beide dir Dank, den ich bis heute noch durch nichts dir geboten. Du bist zum Waffenträger geworden, so setze dein Knie zur Erde als Wehrmann deines Bischofs, Ludolf Ostermant —"

Halb bewußtlos that dieser nach dem Geheiß, Philipp senkte sein hervorgezogenes Schwert ihm auf den Scheitel und sprach weiter: „Und stehet auf als schwäbischer Edelknecht mit dem Namen Ludolf de Moringen. Denn zu dem wandle ich Euren bisherigen um nach dem Namen meines Bodengutes hier, das den glückvollsten Tag meines Lebens gewahrt."

Ein seltenes Thun, nur zur Vergeltung eines hohen Verdienstes war's; wie betäubt richtete der vor allem Volk zum Edelstand Aufgehobene sich empor. Er fühlte, daß er in seiner Geringfügigkeit an diesem Platz nicht länger verweilen dürfe, und wollte davonschwanken.

Aber nun streckte Irene von Schwaben ihre Hand nach der seinigen und sagte lächelnd: „Liegt dir an meinem Dank nicht, Ludolfe, daß du ohne ihn fortgehen willst? Ich schulde ihn dir noch für mehr als mein Gemahl, denn ihm hat dein Arm nur verholfen, daß ich heute mit hier zugegen bin. Aber du hast recht, es ist jetzt nicht die Stunde, komm morgen zu mir ins Schloß, ehe die Sonne niedergeht, wie du's auf der Win-zen-burg thatest."

Der harte Klang des Wortes Winzenburg ging ihr noch nicht glatt über die Zunge, sonst jedoch staunten am Mittag alle Teilhaber an dem fürstlichen Hochzeitsmahl über die anmutreiche Gewandtheit, mit der die Griechin auf jede Anrede ohne Stocken in deutscher Sprache zu erwidern verstand. Auch auf deutsch, denn des Lateinischen waren gar manche Ohren, selbst der Vornehmsten an der Tafel, unkundig, brachte der kaiserliche Kanzler Konrad von Querfurt einen Becherspruch zu Gehör, in welchem er des Festes gedachte, zu dem vor dreizehn Jahren am Pfingsttag der Vater Herzog Philipps, Kaiser Friedrich Barbarossa, bei Mainz alle Höchsten der Geistlichkeit und Weltlichkeit zu Augenzeugen der Schwertleite seiner beiden ältesten Söhne, des nunmehrigen Kaisers Heinrich und des Herzogs Friedrich von Schwaben, versammelt gehabt.

Gleiches an Zahl der geladenen und bewirteten Gäste, die fast hunderttausend erreicht, hatte die Welt nach Aussage des dabei anwesenden französischen Sieur Guiot de Provins seit den Tagen des Großen Alexander und des Königs Artus nicht gesehen, solchen Ausdruck des Glanzes, der Macht und Hoheit des Kaisertums. Aber dennoch, sprach Konrad von Querfurt, überrage dieser Tag noch jenen, denn gleichwie der „Waise", der kostbarste Edelstein in der alten Krone des Reiches, den einst Herzog Ernst geheimnisvoll aus Bergestiefen mit sich gebracht, vor allen übrigen leuchte, so habe heut sich der irdischen Pracht das Höchste und Herrlichste zugesellt, was der Himmel dem Menschenleben ausspende: die selige Liebe zwischen dem Manne und dem Weibe, ihr Sichangehören untrennbar bis zum Ausgang. Von innerer Bewegung zeugend klangen die Worte des Sprechers, besonderer Art aus dem Munde eines Bischofs, dessen eigenem Leben solche Liebe fremd geblieben war, und lautklirrenden Schalls trafen nach dem Schluß seiner Rede alle Goldpokale auf die Wohlfahrt der Neuvermählten gegeneinander.

Von jenem großen Mainzer Fest hatte der Begründer der höfischen Dichtung in deutscher Sprache — „er impfete daz erste ris in tiutischer zungen" —, der Ritter Heinrich von Veldekin, den Wolfram von Eschenbach und Gottfried von Straßburg, seinen Tod beklagend, ihren Meister benannten, an seltsamer Stelle ausführlich Bericht erstattet. In seinem Heldengedicht „Eneit", das den Flüchtling aus dem Untergang Trojas als einen durch zahllose Gefahren und Abenteuer umreitenden Ritter des Mittelalters darstellte, schilderte er getreulich den glanzvollen Hoftag Kaiser Friedrichs als bei der Hochzeit des Äneas mit der latinischen Königstochter Lavinia gefeiert. Und so, wie er es damals am Main mit angesehen, traf alles, wenngleich in etwas verringertem Maße, auch auf den heutigen Tag zu. Bis

zum Nachteinbruch hin erfüllte sich das weite Lechgefild unermeßlich mit Kampfspielen, Gelagen und Lustbarkeit jeder Art. Tausende von Rittern und Knappen stritten zu Roß und zu Fuß mit gefahrlos abgestumpften Waffen widereinander, reiche Lohngaben harrten der Sieger. Spielleuten, Sängern und Gauklern jauchzte die ungeheure Volksmasse, in dichten Scharen herbeigezogene Pilger, Bresthafte und Bettler wurden von der Freigebigkeit Philipps von Schwaben bedacht:

Da war das Geruhm so groß,
Daß es die Bösen verdroß.
Da war Spiel und Gesang
Und Buhurt und Trank,
Pfeifen und Singen,
Tanzen und Springen,
Tamburn und Saitenspiel,
Mancher Arten Freuden viel.

Die höchste Freude aber barg sich in Stille und Dunkel der linden Maiennacht.

Am anderen Vormittag begab Ludolf sich zur Wohnung des Kanzlers, der ihm die Hand entgegenbot: „Ich begrüße dich, Ludolf von Moringen. Es kam dir zu, den Namen eines Edlen zu tragen — durch dein Verdienst hast du ihn dir errungen. Mir gestatte, als dem hoch an Jahren über dir Stehenden, dich auch fernerhin noch so anzureden, wie ich es bisher gethan. Nicht ich konnte dich zu deinem neuen Stande aufheben, doch zur Genugthuung dient es mir, daß eine freundliche Fügung des Schicksals meine Hand ausersehen hat, um dich auf den Weg zu bringen, der dich diesem Ziele zugeführt."

Das erkannte der junge Edelknecht dankbar an. „Eurer unverdienten Wohlgesinnung und Vergebung meines in wüster Trunkenheit begangenen Fehltritts schulde ich alles, hochwürdigster Herr; an meiner Niedrigkeit habt Ihr aus Eurer Höhe gleich einem Vater gehandelt. Die Worte des Dankes mangeln meinen Lippen, erlaubt, daß sie ihn Euch —"

Sich bückend, küßte er die Hand des Bischofs, der sie einen Augenblick reglos verharren ließ, doch danach, sie ihm auf den Scheitel legend, nochmals wiederholte: „Ja, es stand nicht in meiner Befugnis, anderes für dich zu thun. So war es gut, daß der Herzog Philipp deiner an seinem Freudentage gedachte. Es ist sonst zuweilen die Art der großen Herren, vergeßlich zu sein."

Ludolf versetzte: „Mich hat des Herzogs Serenitas überreich und zwiefach bedacht, ob er gestern auch verwunderlich redete —"

„Was meinst du?"

„Er habe mir bis heute noch keinerlei Dankausdruck geboten, als erachte er die hohe Goldgabe, die er mir durch Eure Hand senden ließ, für nichts —"

Der Bischof Konrad fiel ein: „Das eben ist die Vergeßlichkeit, die ich gemeint. Es war ihm entfallen, er trägt zur Zeit viel im Haupt und Herzen; wenn du Vorlaß bei ihm erhältst, so erinnere ihn nicht durch einen Dank daran, die großen Herren lieben es nicht, an eine Gedächtnisschwäche gemahnt zu werden. Ich breche übermorgen von hier auf, um nach Palermo zurückzukehren und alsbald von dort mit dem gerüsteten Kreuzzugheere unter Segel zu gehen. Nach der Winzenburg schrieb ich dir, ob du mich als mein Schreiber zum Gelobten Lande begleiten willst."

Das Gesicht Ludolfs bedeckte sich mit einer Röte, leicht stotternd antwortete er: „Hochwürdigster Herr, des Herzogs Hoheit hat mich zum Stand eines schwäbischen Edelknechtes begnadet —"

„Was willst du damit sagen?"

„Daß mein Arm zu dem eines Dienstmannes der Hohenstaufer geworden —"

„Du dienst dem Kaiser auf dem Kreuzzug."

„Doch nicht — nicht der Kaiser ist's, dem ich Dank und Pflicht schulde — mich hat des Herzogs Serenitas — ich kann nicht, hochwürdigster Herr —"

Eine Enttäuschung malte sich in den Zügen des Kanzlers. „Du sagst meinem Angebot ab? Das hatte ich nicht von dir erwartet. So viel wiegt dir ein Goldlohn und der edle Name? Besinne dich bis übermorgen, Ludolf von Moringen, und befrage dein Herz, wem es mehr angehört — dem zum Vater deines Heimatlandes Gesetzten oder dem Fremden? Wenn deine Mutter noch lebte, da würde sie — suche in deiner Erinnerung eine Antwort, was sie dir sprechen würde, dann komme wieder zu mir."

Nicht ungnädig, doch mit einem Vorwurf der Augen wie der Lippen hatte der Bischof

Ludolf entlassen, und dieser fühlte sich von verdientem Tadel getroffen, denn er hatte Wohlthat mit Undank vergolten. Ein Zufall war's gewesen, der ihm die Gunst des Herzogs Philipp zugewandt; ohne irgend ein Verdienst, das er sich erworben, hatte dagegen der Kanzler ihn einer verkommenen Lebensführung entrissen, wohl nach der im besinnungslosen Rausch verübten Übelthat hart angelassen, aber trotzdem, unverhofft ihm auch diesen Frevel mit milder Nachsicht vergebend, noch weiter für ihn Sorge getragen.

Das hielt Ludolf sich vor, und es that ihm innerlich weh, fast mit einem körperhaften Schmerz. Zum erstenmal im Leben seit dem Tode seiner Mutter war ihm menschliche Güte zu teil geworden, die Worte des hohen Herrn rührten ihn manchmal an, wie aus einem verhaltenen warmen Quell des Herzens fließend, in den Augen des Bischofs stand zu lesen, daß er ihm in Wahrheit eine Enttäuschung bereitet habe. Und dennoch konnte er nicht anders, nicht in die Weite nach Palästina, aus dem Reich fort. Er war ein schwäbischer Edelknecht geworden, und als Traumbild seiner Zukunft stand einzig vor ihm, daß der Herzog Philipp ihn mit sich auf seine Burg Hohenstaufen nehmen werde. Dort leuchtete ihm der Stern des Morgenlandes, zu dessen Preis er den Wettstreit mit Herrn Walther von der Vogelweide gewagt, und in seiner Seele klang nur eines: die Herrin seines Lebens — Irene — Irene von Byzanz.

Um die Sonnenzeit, wie auf der Winzenburg, sollte er sich bei ihr melden lassen, doch um viele Stunden später ging jetzt am Schluß des Mais die Sonne zur Rüste als im Januar, und der Sommertag schien ihm kein Ende erreichen zu wollen. Allein dann kam doch die Stunde, die ihn den Weg zum bischöflichen Schloß antreten ließ, und als er vor diesem anlangte, fielen ihm die Strahlen des goldenen Taggestirns gleicherweise schräg ins Gesicht wie damals, als er harrend auf der Palastreppe gestanden und plötzlich Herzog Philipp von Schwaben durch das Oberthor der Winzenburg eingeritten war.

Ein Diener meldete ihn und führte ihn in ein Gemach, das auch die Abendsonne noch durchschien. Niemand befand sich drin; auf einem Tisch stand ein schwarzes Kästchen und daneben in blinkendem, mit Wasser gefülltem goldenem Krüglein ein verdorrter Rosenzweig, an dem eine einzelne Blüte mit farbenfrischen Blättern den zarten Kelch aufgeschlagen hielt. Ludolf war's, als stehe er und sehe drauf hin, wie in einem Traum — er wußte nicht, weshalb, doch seine Brust wagte kaum, sich zum Atemzug zu heben.

Da öffnete sich eine Thür, und Frau Irene von Schwaben trat herein. Sie trug ein Gewand aus byzantinischem veilchenblauem Sammet, das ihr lose, ungegürtet vom Nacken bis zu den Füßen herabfiel; darüber hob sich ihr dunkel umlocktes Antlitz wie aus Marmor, doch aus rosenfarbigem, gebildet. Sie war es und war's doch auch nicht; die fremde Tracht mußte sie verändern, noch höher emporgewachsen erschien ihre Gestalt, so Hoheitsvolles umfloß sie, daß Ludolf erschreckend den Fuß zurücksetzte und danach willenlos, unbewußt hastig das Knie vor ihr zur Erde bog. Aber da ging das holdselige Kinderlächeln um ihre Lippen, sie trat, die Hand vorstreckend, auf ihn zu und sagte: „Was thust du so när-risch, Ludolfe? Bist du nicht mehr mein Freund von der Win-zen-burg, auf den ich mich freute, wenn er zu mir kam?“

Sie hob ihn an der Hand auf, wie damals, als sie vor dem Bischofshof zu Hildesheim seine Fesseln durchschnitten hatte und er mit einem Schrei vor dem Wunder ihrer Schönheit auf die Knie gefallen war. Wie er nun wieder aufrecht vor ihr stand, sprach sie weiter: „Als ich dich zuletzt sah, lagst du mit heißer Stirn in böser Fieberkrankheit, die um meinetwillen über dich gekommen, und du erkanntest mich nicht. So konnte ich dir nicht dafür danken, daß du mich beschützt hattest, und auch gestern kaum für dein Lied. Wie hast du das gelernt? Du machtest mich rot damit, denn was du sangest, war nur in deinen Augen, und niemand anders sah's. Aber doch gefiel dein Lied mir mehr als das des anderen, von dem alle reden, ihm thue es unter den deutschen Sängern keiner gleich. Denn mir schlug das Herz in Verlangen, der, den es liebt, sähe mich auch mit deinen Augen, und du

gabst mir den Namen, mit dem er mich nennt, nicht den anderen, den der Kaiser für mich gewollt hat."

Ihre Augen sprachen's zweifellos, kein verschwiegener Untergedanke hehlte sich in den Worten, nicht einmal ablehnende Bescheidenheit; sie war sich selbst unbekannt, wußte nicht von dem unsagbaren Zauber ihres Wesens.

Ludolf von Moringen stand lautlos vor ihr, und mit der Hand nach dem Goldkrüglein fassend, fuhr sie fort: „Ich danke dir auch für deine Hochzeitsgabe, Ludolfe, die du gewißlich nur mit großer Mühsal so bis hierher zu mir gebracht hast. Aber du verstandest mich nicht richtig, meine Schrift meinte es nicht so, daß du der Rose von Hildesheim gedenk sein sollest."

Jetzt brachte der Angesprochene die erste Erwiderung vom Mund, und wie im Traum, als rede er zu der vermeinten Niftel des Bischofs Konrad, entgegnete er: „Nicht so — dann weiß ich nicht, was Ihr gemeint habt, Domina."

„Sagt dein Herz es dir denn nicht?"

„Mein Herz —"

Halb betäubend legte sich ihm ein Schwindelgefühl über die Stirn, undeutlich vernahm er den Klang eines Rufes, sah etwas auf der Thürschwelle erscheinen und zögernd herankommen.

Eine verschleierte weibliche Gestalt in einfachem grauem Gewande war's, der blondes Haargelock über den Nacken herabfiel, und ein plötzliches Gefühl rührte ihn an, daß er sie schon so gesehen habe, doch konnte er sich nicht erinnern, wann und wo. Die Hand ausstreckend aber zog ihr nun die Herzogin Irene das Schleiergewebe vom Gesicht und sagte: „Ihre Fürsorge bei Tag und Nacht hat dir das Leben erhalten, Ludolfe, darum dachte ich, es würde dein Herz drängen, ihr hier sagen zu können, welchen Dank es für sie in sich trägt."

Unter der Hülle hervor war das Antlitz Gerberges erschienen; von hoher Röte gefärbt und sichtbar von einem Zittern überlaufen, stand sie da. Den Kopf Ludolfs aber durchschoß es zugleich mit der Erkenntnis, die „Wunschmaid" seiner Fieberirre sei's, die er sich von der gnadenreichen Freya zum Beistand gesendet geglaubt und deren sanfte Hand ihm stets die kühle Erquickung auf den Brand der Stirn gelegt. In der Brust klopfte das Herz ihm mit einem schnellen Schlag auf, und ihre Hand ergreifend, sprach er auch mit einem herzlichen Klang: „Ihr waret es, Gerberge — ja, jetzt weiß ich's und daß mein Kopf sich umsonst gemüht, Euch zu erkennen — habet Dank für Eure mühvolle Fürsorge!"

Doch bei den letzten Worten ging sein Blick befangen an ihr vorüber, denn sie verwandelte sich auf einmal vor seinen Augen zu der vom Mondlicht übergossenen marmorweißen Gestalt, die bei seinem mitternächtlichen atemlosen Eintritt in die Kemenate vor ihm wider die roh-gewaltsamen Arme des fremden Kriegsknechtes gerungen. Einen Augenblick versagte ihm bei der Erinnerung auch jetzt der Atem, Irene aber sagte lächelnd: „Nein, du erkennst sie doch nicht, Ludolfe, ob deine Augen sie auch schon zuvor gesehen. Ihr ergeht es wie mir, sie führt zwei Namen, doch du siehst nur den an ihr, mit dem ich sie dir benannte. Darum schrieb ich, du sollest die Rose von Hildesheim nicht vergessen."

Das verstand er nicht, wiederholte begrifflos: „Die Rose von Hildesheim?"

„Ist sie's nicht? So blicke sie doch an, wem käme mit mehr Recht solcher Name zu? Dir sagten's deine Augen auch, als du sie zum erstenmal sahest — darüber hielt ich Gericht mit dir und habe dich begnadigt, weil sie selbst es vor mir gethan. Aber die Liebe nennt mich nicht Maria, und so heiße ich sie auch nicht Ger-ber-ge, sondern Jutta — denn ich habe sie lieb."

Die Sprecherin legte einen Arm um die Schulter der neben ihr Stehenden, die überwältigt vor jener auf die Knie niedersank und schluchzte: „Meine holde, hohe, süße Herrin —"

Diese hob sie rasch auf und wiederholte: „Ja, ich habe sie liebgewonnen, die durch dein Vergehen zu mir gekommen. Darum soll sie auch glücklich sein; o, ich möchte, alle könnte ich so glücklich machen, wie ich es bin. So kannst du sie machen, thue Jutta wieder, was du ihr schon einmal gethan, küsse ihre Lippen, und sie wird heut nicht um Hilfe rufen, daß man sie vor dir beschütze."

Mit weit offenen Augen starrte Ludolf Gerberge an, durch die Verworrenheit seiner Sinne rang sich ihm ein aufdämmerndes Verständnis, und stotternd brachte er vom Mund: „Ihr seid — seid Ihr Jutta Herimann —?“

Die Kaisertochter von Byzanz und Herzogin von Schwaben lachte frohlockend wie ein Kind: „So vergnügt war ich kaum noch in meinem Leben gewesen als damals — erinnerst du dich, ich fragte Jutta, als sie die Lichter angezündet, ob sie ein übles Gewissen habe und sich scheue, uns ihr Gesicht zuzukehren. Da sah ich, daß du mir wahr gesprochen hattest, du würdest sie nicht kennen, wenn sie vor deinen Augen stünde. Und mir lachte das Glück in meinem Herzen, denn ich wußte —“

Wie ein übermütig fröhliches Mädchen griff sie nach seinem Arm, zog ihn ein wenig beiseite und fuhr mit leiserer Stimme fort: „Das braucht sie nicht zu hören, ihr Gesicht ist schon rot genug. Aber weißt du, Ludolfe, ich hätte nicht nötig gehabt, dir die Stricke an deinen Händen zu zerschneiden, denn es trug noch jemand ein Messer bei sich, und wenn ich es nicht gethan, wär's von ihr geschehen, um dich zu retten.“

Ohne Wissen sprach er nach: „Von ihr — die mich — warum?“

„Weil du sie geküßt hattest, das verstehe ich besser als du, und ehe sie's mir vertraute, hörte mein Ohr es aus dem Klang ihrer Stimme, als sie auf mein Fragen mir von dir sprach. Doch sie ward mir lieb, und ich wollte dich erst kennen lernen, ob du ihrer wert seiest und ich dich auch lieb haben könne.“

Sein Arm, den ihre Hand noch hielt, zitterte, wie wieder vom Fieber gerüttelt. Er stammelte: „Weshalb — weshalb redet Eure Serenitas so zu mir?“

„Weil's geschah, daß ich dich auch lieb gewann, Ludolfe, und kürzer wär's geschehen, wenn nicht ich dich damals von deinen Fesseln befreit hätte. Als ich dich löste, wußte ich nicht, wer das thue, rette den Übelthäter für sich selbst, denn sie gelobe sich ihm damit zu seinem Weibe und er gehöre ihr bis zum Tod. Das hätte ich ja nicht gekonnt, Ludolfe —“

Mit einem wunderseligen Lächeln sah sie ihn an und fügte drein: „So hättest du, wenn Jutta es an jenem Tage statt meiner gethan, dich schon früher mit ihr vermählt, und meine Klugheit wäre für Euer Glück nicht nötig gewesen.“

Aus ihren Augen sprach's, sie fühlte sich stolz auf diese Klugheit: in das Gemüt des glücklichen Kindes hatte doch eine verschlagene List Eingang gefunden, mit der es danach getrachtet, die beiden zu gleichem Glücke zu einander zu führen. Ludolf aber war jählings alles Blut aus dem Gesicht gewichen, weiß wie der Tod stand er, rang kaum verständlich hervor: „Was wollt Ihr mit mir —?“

„Ich will morgen noch mit hier bei eurer Hochzeit zugegen sein, wie ihr gestern bei meiner.“ Irene faßte seine Hand, ihn zu Jutta Herimann hinzuführen, doch sein Arm hing wie leblos herab, und sein Fuß, wie in den Boden eingewurzelt, bewegte sich nicht. Verwundert ihm ins Gesicht blickend, fragte sie: „Warum gehst du nicht — bist du Ein-horn?“

Er war unfähig zu erwidern, und sie setzte hinzu: „Ich habe meinen Gemahl gebeten, daß ihr mit uns auf dem Hohenstaufen wohnen sollet, damit Jutta nicht von mir fortgeht. Gefällt es dir nicht, Ludolfe, auf dem Hohenstaufen zu wohnen?“

Nun rang er mühsam von den Lippen: „Ihr verlangt — daß ich Jutta Herimann — zum Weib —?“

„Du hast es ja verlangt, denn du hast sie geküßt.“

Das war's, worauf die junge Richterin immer wieder zurückgekommen, als Ludolf zum erstenmal in der Kemenate auf der Winzenburg zu ihr gerufen worden; offenbar stand in ihr als unanzweifelhaft fest, ein Kuß sei etwas Heiliges und für alle Zukunft unlöslich Bindendes. Ihre Miene aber verwandelte sich bei den letzten Worten, nahm wieder den strengen Ausdruck an, der damals dem holden Kindergesicht so seltsam gestanden, und unwilligen Tones fragte sie jetzt: „Warum schweigst du? Ich hieß dich schon einmal, von mir fortzugehen und nicht wiederzukommen. Aber ich verzieh dir, weil ich glaubte, du hättest Reue in dir, deine

Übelthat gut zu machen. Hast du die nicht und dein Herz keine Liebe, dann geh jetzt, und ich will dich nie wiedersehen, niemals! Denn da bist du ein häßliches Ein-horn, und ich will Jutta lehren, daß sie dich nicht mehr lieb haben soll."

Zürnenden Blicks stand sie vor ihm, gebietend, nicht als Fürstin, sondern mit hoher Frauenwürde, und ein Beben durchschütterte ihn vom Haupt zum Fuß hinab. Einen Augenblick verblieb sein Mund noch stumm, dann versetzte er aus atemstockender Brust: „Ihr wollt es, Herrin?"

„Ich will, daß du es wollen sollst."

Irene faßte seine Hand wieder, und diesmal gehorchte sein Körper ihr, ließ sich willenlos fortziehen. Abgewandt hatte Jutta Herimann etwas entfernt gestanden; das Blut schlug ihr heftig klopfend in die Schläfen herauf, ihren Gehörssinn betäubend, daß sie nichts von der Zwiesprache der beiden verstanden. Doch nun kehrte sie ihr rotblühendes Antlitz um, ein Glanz der Liebe zitterte zwischen ihren hastig auf- und niederschlagenden Wimpern hervor, und stumm sprach es aus ihrem Gesicht, nach dem herzlichen Klang, mit dem Ludolf vorher für ihre Fürsorge während seiner Fieberirre gedankt, zweifle sie nicht, auch er trage gleiche Liebe in sich.

Die junge Ehestifterin aber legte, jetzt wieder glücklich wie ein Kind, dem ein Lieblingsvorhaben geraten, lächelnd die Hände der beiden ineinander und sagte: „So gelobt ihr euch in Liebe gegenseitig bis zum Tod. Ich habe alles angeordnet, daß ihr morgen von Priesterhand euch angetraut werdet, mein Gemahl wird mit mir bei eurer Vermählung zugegen sein. Jetzt laß ich euch allein, ich weiß, ihr verlangt nicht nach meinem längeren Bleiben. Und ich habe auch viel, was mir obliegt — eine Frau kann nicht frei mit ihrer Zeit schalten wie ein Mädchen, hat ernste Pflichten —"

Eine leise, liebliche Röte überflog ihr die Stirn, wie sie's schelmisch sprach und sich der Thür zuwendete. Durch diese verschwand nicht die Kaisertochter von Byzanz und nicht die Herzogin von Schwaben, sondern ein junges, gestern vermähltes Weib, für das alle Kronen der Erde nichts bedeuteten gegen die Glückseligkeit des Herzens.

Mit ihr zugleich schwand auch der letzte Sonnengoldblick aus dem Gemach, und erkaltetes hartes Licht kündigte das Herannahen des Nachtdunkels. Doch bevor dies noch voll eingebrochen war, ward dem kaiserlichen Kanzler Konrad von Querfurt gemeldet, daß noch jemand zu später Stunde um Gehör bei ihm bitte. Und sichtlich zu seiner freudigen Überraschung trat der junge Edelknecht Ludolf von Moringen ein und sprach bleichen Gesichts: „Mein Sinn war heut morgen verblendet, hochwürdigster Herr, und vergalt Euch Eure Wohlthaten mit Thorheit und Undank. Verzeihet, daß ich Eure Gnade so spät noch störe und komme, um zu bitten, daß Ihr mich mit Euch ins Morgenland nehmet."

— — — — — — — — — — — — —

In der Domkirche zu Augsburg, deren schon mehr als ein Jahrhundert alte kunstvolle Bronzethüren an die des Domes von Hildesheim gemahnten, fand am nächsten Nachmittage die priesterliche Verehelichung des Edelknechtes Ludolf von Moringen mit Jutta, der Tochter Herimanns vom Hohenweg, statt.

Das junge Herzogspaar von Schwaben ehrte die Hochzeit durch seine Anwesenheit; vor dem Altar stand, kaum wiedererkennbar nach der äußeren Erscheinung, die Braut in prächtigen, für sie von Frau Irene zur Hochzeit auserwählten Gewändern, einer aus edlem Geschlecht gleich, doch mehr noch von ihrer Naturmitgift, dem golddähnlich schimmernden Haar unter grünem Kranzgeflecht, der mogdlich zarten Lieblichkeit ihres Antlitzes geschmückt. Nur gebrach diesem heute die jugendlich freudige Färbung, sie war blaß, wie es die Bedeutsamkeit solcher Stunde für ein Mädchen wohl begreiflich machte, und ihre bisherige junge Herrin fand nichts Auffallendes darin. Doch wußte diese nicht, daß Ludolf vor der Trauungsfeier seiner Braut gesagt, ein Handgelöbnis nötige ihn, am nächsten Morgen mit dem Bischof Konrad als Schreiber hinunter nach dem Süden Italiens zu gehen und jenen weiter auf dem Kreuzzug über das Mittelländische Meer zu begleiten. Mit den Vorbereitungen zu seiner Reise und einer Fülle noch wichtiger Erledigungen vor dem Wiederverlassen des Reiches beschäftigt, hatte

der Kanzler nichts von dem Geschehenen und der vor der Abreise stattfindenden Vermählung seines Schützlings vernommen, so daß er weder an ihr, noch an dem nachfolgenden Festmahl teilnahm. Das war gleichfalls auf Anordnung Irenes hergerichtet worden, und wenn diese sich auch nicht mit an der reichbesetzten Tafel niederließ, so erschien sie doch am Beginn, um die glückliche Zukunft der Neuvermählten durch einen Bechertrunk mit zu begrüßen. Dann aber verließ sie den von Hochzeitsgästen erfüllten Saal; was ihre heimliche Klugheit auf der Winzenburg geplant, hatte sie zu freudiger Vollendung gebracht, und sie war kein freies Mädchen mehr, nach ihrem Belieben zu thun und lassen, sondern eine Frau, der die Pflicht oblag, der Vereinsamung ihres Mannes während ihrer Abwesenheit gedenk zu sein. Lächelnd warf sie noch einen Blick von der Schwelle zurück; auch sie sollte am nächsten Tag aufbrechen, um ihren feierlichen Einzug auf der Hohenstaufenburg zu halten, und es war bestimmt, das junge Ehepaar dieses Tages folge in ihrem Geleit mit dorthin.

Ziemlich spät erst hatte das Festmahl begonnen, und von bereits angezündeten Fackeln führten nach dem Brauch die Ehrenjungfrauen mit Gesang und Scherzreden die junge Frau zur bereiteten Brautkammer, die nur vom bläulichen Licht einer Harzpfanne matt erhellt wurde. Doch, allein gelassen, löschte Jutta auch diese aus, so daß durch das offene Fenster nur ein ungewisser Sternenschein der weichen Mainacht ins verdunkelte Gemach fiel. So harrte sie, auf einer Ruhebank sitzend, ihres Anvermählten, der noch, gleichfalls der Sitte gemäß, beim Becher zurückgeblieben, und Stunden mochten noch vergehen, ehe seine Tischgenossen, ihm mit List und Gewalt den Ausweg versperrend, ihn freiließen.

Über die am nächsten Tage bevorstehende lange Trennung von ihm füllte Trauer ihre Brust, doch unabänderlich war es, er hatte Gelöbnis und Gelübde für die Kreuzfahrt gethan, davor mußte ihr Kummer sich bescheiden. Und zugleich klopfte ihr doch auch das Herz mit einem seligen Schlag, ließ sie gedenken, wie seltsam alles geschehen sei, daß sie besinnungslos gerufen, man solle ihn töten, und unbewußt doch schon von Liebe für ihn ergriffen gewesen. Dies Rätsel hatte ihre hohe Herrin wohl richtig gedeutet: weil er sie geküßt habe, sei die Liebe in ihr wach geworden, die ihr Anblick in ihm geweckt, denn sonst hätte er es auch mit den berauschten Sinnen nicht gethan. Aufhorchenden Ohres saß sie; ihr bangte davor, draußen seinen Schritt zur Thür herannahen zu hören, und mit Sehnsucht lauschte sie auf seinen Fußtritt. Doch allmählich lehnte sich ihr Kopf, einen Halt suchend, an die Wand zurück, und ein Lächeln spielte um ihren Mund. Sie war auf der Winzenburg, und Hans Hödecke tanzte mit dem roten Hütchen um Ludolf Ostermant, drängte ihn listig dem abgetrennten Winkel des Raumes zu, daß er hinter dem Vorhang im Dunkel mit der Hand auf einen Nacken traf, um den sein Arm sich schlang. Ahnungslos hatte sie dort auf das Geheiß ihrer Gebieterin gestanden — nun plötzlich von einem süßen Schreck durchfahren — doch geglaubt, ein Zufall habe es so gefügt —

Da fuhr Jutta von Moringen in Wirklichkeit wieder schreckhaft zusammen. Eine andere Erinnerung faßte sie an — von den rohen Armen des fremden Kriegsknechtes hilflos gebändigt, sah sie im Mondglanz Ludolf durch die Thür hereinstürzen. Mit verzweifelter Anstrengung sie durchbebender Scham wollte sie sich losringen — fort — ins Dunkel sich zu bergen — doch, wie sie's damals nicht gekonnt, that sie's jetzt nicht. Denn Schlaf hatte sie überkommen, und sie durchlebte den angstvollen Augenblick nur wieder im Traum.

Hell flammten noch die Sterne vom Himmel herab, als der kaiserliche Kanzler Konrad von Querfurt mit seinem Geleit durch das Thor der Stadt Augsburg hinauszog, den langen Rückweg nach Sicilien anzutreten. Er war so früh aufgebrochen, um zur Nachtunterkunft noch den Ort Mediasilva, „mitten im Wald" des wilden Karwendelgebirges, zu erreichen und von dort weiter bei dem römischen Önipontum, der jetzigen Stadt Innsbruck, die alte Heerstraße der deutschen Kaiser über das Joch des Brennerberges nach Italien einzuschlagen. In vielfache Gedanken vertieft, ritt der Bischof an der Spitze des Zuges und nahm nicht gewahr, daß

sich einmal hinter einer Buschwand hervor seinem Gefolge noch ein einzelner Reiter anschloß, der schon seit der Morgenfrühe dort wartend ausgeschaut hatte. Und als der Kanzler später sich nach dem jungen Edelknecht Ludolf von Moringen umblickte, ihn an seine Seite zu berufen, glaubte er nicht anders, als daß dieser mit ihm im Nachtdunkel aus Augsburg fortgeritten sei.

In der Brautkammer aber schlug Jutta von Moringen einmal die Augen auf und sah, noch halb im Traumesbann, vor sich hinaus. Sie wußte nicht, wo sie sich befinde und was geschehen sei; um sie lag das frühe Morgenlicht des Maitages, doch die Nachtluft war kühl durch das offene Fenster hereingeflossen, und ein frostiger Schauer überlief ihr die Glieder. So blickte sie verworrenen Sinnes durch den leeren Raum, bis etwas ihre Augen anhielt, ein Kästchen auf einem Tisch und ein Pergamentblatt daneben. Fast unbewußt trat sie drauf zu — ihre Herrin hatte sie lesen gelehrt —, und sie las ein paar ihr von dem Blatt entgegensehende Schriftzeilen:

„Ich mußte unerwartet noch früher fort, als ich gedacht, und konnte nicht mehr Abschied von dir nehmen. Was ich an Habe besitze, hinterlasse ich dir hier als Brautschatz, damit ich weiß, daß du nicht in Notdurft verfallen kannst.“

Das mußte schon am Abend so hier gelegen haben, doch bei ihrem Eintritt gleich das Licht auslöschend, hatte sie es nicht wahrgenommen. In dem Kästchen befanden sich die Hildesheimer goldenen Widdermünzen, von denen Herzog Philipp von Schwaben sich nicht mehr entsonnen, er habe sie durch den Bischof Konrad an Ludolf Ostermant überliefern lassen, diesem seine Dankbarkeit damit kundzugeben.

Die Sonne ging auf und stieg höher an; drunten im Hof des bischöflichen Schlosses füllten wiehernde Rosse und klirrende Ritterrüstungen den Raum, ein Bote der Herzogin Irene kam, Frau Jutta von Moringen den Aufbruch nach der Hohenstaufenburg zu melden.

Doch die Benachrichtigte gab nicht Antwort, mit leerblickenden Augen saß sie in stummer Hilflosigkeit auf der Bank. Eine Weile verstrich, da erschien Frau Irene selbst unter der Thür und rief eilig: „Wo bleibt ihr, Jutta, es ist hohe Zeit! Wo ist dein Mann?“

Doch nun stutzte sie plötzlich bei dem Anblick der noch reglos Sitzenbleibenden, trat rasch auf sie zu und fragte erschreckt: „Was ist dir — was hast du in den Augen?“

Jetzt raffte Jutta von Moringen alle Kraft zusammen, um aufzustehen. Doch, emporgerichtet, vermochte sie sich nicht auf den Füßen zu halten, glitt vorüberschwankend zu Boden, und ihr Gesicht gegen die Knie der Herzogin Irene pressend, brach sie in unhemmbar krampfhaftes Weinen aus.

* * *

Ohnmächtig saß der neunzigjährige Greis Cölestin der Dritte auf dem päpstlichen Thron. Die Kaisermacht hatte gesiegt, und der Widerstand der Kirche lag zerschmettert am Boden; ihre irdische Wehrkraft war zerbrochen und ihr Bannfluch wirkungslos wider den sechsten Heinrich. Unumschränkter Herr war er im Reich und im Königreich Sicilien, der Gebieter in ganz Italien. In seine Hand lag's gegeben, das seinem Bruder vom Kaiser Isaak Angelos übertragene Recht auf den byzantinischen Thron durch Eroberung Konstantinopels zu verwirklichen, das Abend- und Morgenland zur Weltherrschaft für das staufische Geschlecht zu vereinigen.

Vielleicht das gewaltigste Anzeichen des Beginnes einer solchen bildete der Kreuzzug zur Gewinnung des Heiligen Landes. Zum erstenmal hatte nicht die Kirche zu ihm aufgerufen, nicht den Führern und Fürsten gleich ihren Vasallen den Kampf wider die Ungläubigen geboten; mit heimlichem Zähneknirschen segneten vor dem Lateran die Kardinäle die zahllos, dem Geheiß des Kaisers folgend, an Rom nach dem Süden vorüberströmenden Scharen. Der Kaiser hatte mit dem großen Ruf: „Nach Jerusalem!“ den in allen Gemütern der Zeit gärenden Drang entfesselt und entflammt, klug der Kirche eines ihrer mächtigsten Wirkungsmittel auf die abendländischen Völker aus den Händen entwunden. Wohl war es eine Kreuzfahrt, doch keine im Sinne und zum Vorteil der Geistlichkeit, und weltliche Endziele sah diese

als Zweck und Ergebnis der gewaltigen Zurüstungen voraus.

Zu unzählbarer Menge vereinigte der Sommer deutsche vornehme Herren, Ritter und Bürger bei der Stadt Messina, von wo die mächtige Schiffflotte gen Osten aufbrach; den Oberbefehl über sie hatte Kaiser Heinrich seinem erprobten Kanzler Konrad übertragen, den auch sein Schwäher Graf Adolf von Holstein und seine Brüder Gebhard und Gerhard, mit dem Beinamen „Überbein“, begleiteten. Im kaiserlichem Auftrage landete er zunächst auf der Insel Cypern und krönte dort ihren Beherrscher Amalrich, der, obwohl ein Statthalter des Oströmischen Reiches, sich dem Kaiser mit Huldigung unterworfen, zum König; aus der Krone, die Heinrich der Sechste ihm sandte, funkelte ein erstes Aufleuchten seiner Zukunftsherrschaft über die morgenländische Welt. Dann trat das Kreuzheer bei der Hafenstadt Ptolemais, dem „Akko“ der biblischen Überlieferung, an die syrische Küste, eroberte rasch die uralte phönizische Stadt Berytos, nunmehr Beirut benannt, und belagerte die für uneinnehmbar geltende, von steiler Felshöhe niederblickende Schloßfeste Chorutum.

Doch Konrad von Querfurt hatte aus seinem Bistum erfahrene Arbeiter der Erzbergwerke im Hartwalde mit sich geführt; bei Tag und Nacht pochend, untergruben sie den Felsen, teuften heimliche Gänge durch das Gestein empor, und die unbezwingliche Burg mußte sich dem kaiserlichen Kanzler ergeben.

Bei ihrer Einnahme zeichnete sich der Edelknecht Ludolf von Moringen durch todverachtende Kühnheit so sehr aus, daß ihm der Graf Adolf von Holstein, der Anerkennung seines Schwähers Ausdruck leihend, vor dem Heer die Schwertleite erteilte und der Bischof Konrad danach den neuen Ritter dankbar in die Arme schloß.

Von nicht so jähem Absturz ragte unendlich fern gen Westen im Deutschen Reich über dem Benediktinerkloster Lorch die Burg empor, die vor mehr als einem Jahrhundert Herr Friedrich von Büren auf dem Kegel des Hohenstaufenberges erbaut, und sah weitum über das schwäbische Land. Sein Sohn Friedrich der Erste von Schwaben, dessen Sohn und Enkel Kaiser Friedrich Barbarossa hatten sie vergrößert, sich nach ihr benannt, von ihr hatte das stolze Geschlecht der Hohenstaufer seinen Ausgang genommen, und stolz auch erhob sie sich, hochübertürmt und breit hingelagert, als die vornehmste Schloßburg des Reiches. Öfter kehrte in diesem für eine abgerundete, vereinzelte Bergkuppe die Benennung „Staufen“ wieder, einen „Becher“ bedeutend, an dessen Form, wenn er umgestülpt wurde, die ersten deutschen Namengeber beim Gewahren der Anhöhen erinnert worden. So gab es da und dort noch eine andere „Staufenburg“, doch nur ein Hohenstaufenschloß, dessen Name und Anblick fernhin die Höhe und den Glanz seiner Bewohner ins Land verkündete.

Hier in den Räumen, in die einst die Tochter Kaiser Heinrichs des Vierten mit ihrem Gatten, dem ersten staufischen Herzog von Schwaben, eingezogen, verbrachte jetzt dessen Urenkel, Herzog Philipp, mit seiner jungen Frau Irene die schöne Sommerzeit des Jahres 1197. Er war der Stellvertreter seines Bruders in Deutschland, während der Abwesenheit desselben das Oberhaupt des Reiches, aber nicht viel an Nötigung legte diese höchste Würde ihm auf, denn ein tiefer, selbst zur Zeit Friedrich Barbarossas unbekannt gewesener Frieden herrschte überall; der eiserne Wille und das drohende Schwert Kaiser Heinrichs hielten jedes unbotmäßige Gelüst der größten wie der kleinen Herren scheu gebändigt. Botschaft kam herüber, das Kreuzheer sei gerüstet, zu seinem Zug nach Osten aufzubrechen, doch was im fernen Morgenlande geschehen mochte, ob plötzlich einmal Kunde von der Eroberung Konstantinopels eintreffen werde, fand im Hohenstaufenschloß achtlose Gedanken.

Vier Augen hafteten dort nur ineinander, und ihre Inhaber horchten nur wechselseitig auf ihre Stimmen; sie dachten nicht an den Kaiserthron von Byzanz, keiner Zukunft, einzig der glückseligen Gegenwart. Weit um ihre frei ins Himmelsblau ragende Berghöhe überbreiteten dunkelschattende Wälder das Land, aber dazwischen blühten und dufteten in stillsonnigen Gründen heimliche Blumen, die sich, weltverlore-

nen Kindern eines Märchens gleich, Philipp und Irene zum Kranz flochten. Sommertage und -monde eines Liebeslebens waren es, wie wohl in aller Vergangenheit noch keine Fürstenburg des Reiches ein ihm ähnelndes gesehen; rechnende Staatskunst hatte ihre Ehe geschlossen, doch der Einklang des Herzschlages hier und dort sie über alles Trachten nach äußerem Gewinn an Glanz und Herrschermacht emporgehoben. Nie war auf einem Thron das Edelste des Mannes und des Weibes so zur Vereinigung gelangt: hoher Sinn und Zartheit des Gefühls, verfeinerte Ausbildung des Geistes, Empfänglichkeit und Verständnis für die Schönheit der Natur, der Dichtung und Künste. Kein anderes Paar in allem deutschen Land reichte darin an ihre seelische Höhe hinan, und doch waren sie auch noch zwei Kinder im schattenlosen Glück ihrer Liebessonne.

Ohne Geleit ritten sie täglich zusammen durch die schweigsamen Wälder, besonders gern gen Norden in das Thal des Enzflusses zum freundlich aus grüner Umrahmung hervorblickenden Kloster Lorch hinab, dessen hohe romanische Kirche die Gruftstätten der Begründer und ersten Herzoge des hohenstaufischen Geschlechtes umschloß. Doch Hand in Hand auf die Gräberplatten niederschauend, gedachten sie nicht des Todes, nur ihres Lebens; einem Märchenbild glich es, wenn Irene auf schneeweißem Maultier aus dem Dunkel der tiefschattenden Laubbäume hervortauchte. Ohne Worte verstanden beide die Sprache ihrer Augen; sich anblickend, hemmten sie zuweilen gleichzeitig den Weitergang ihrer Reittiere, stiegen hurtig ab und setzten sich auf einen von Quendel überdufteten Grund. Gemeiniglich eng aneinander, sich mit den Armen umfaßt haltend, dann und wann indes suchte Philipp nach einem etwas von dem seiner Frau entfernten Sitz und ließ sich dort nieder, um ihre ganze Gestalt unverwandt in seine Augen aufnehmen zu können. Dann leuchtete das Wunder ihrer Schönheit noch herrlicher als zuvor, denn sie wußte, weshalb er sich von ihr trennte, lächelte und errötete zugleich von herzklopfendem Glücksgefühl. So sie anschauend, sprach er einmal unwillkürlich etwas ihm ins Gedächtnis Zurückkehrendes:

„Du gleich der Wundermäre,
Du reiner Morgentau,
Ich grüße dich, du Hehre,
Du Jungfrau und du Frau!
Du einzig makellose
In aller Blumen Kranz,
Du Lilie und Rose,
Irene von Byzanz!“

Lieblich durchfloß es sie, das aus seinem Munde zu hören, aber danach schüttelte sie verneinend den Kopf und bat ihn, ihr die Verse nicht wieder zu sprechen. Aus dem schmeichelnden Rosenklang traf's sie mit einem verletzenden Dorn, weckte ihr die Erinnerung an den auf, der sie mit diesem Lied begrüßt hatte, gegen den sie zornige Erbitterung in sich trug. Sie mußte eines Grams der Liebe dabei gedenken, der als ein kalter Schatten in die warme Seligkeit der ihrigen hineinfiel. Freilich nur flüchtig, rasch wieder versinkend, denn das eigene Liebesglück behauptete allzu sonnenhaft seine Übermacht und duldete keine Trübung.

Als sie eines Tages sich wiederum so an einem blühenden Hang gegenübersaßen, kam Philipp unbewußt über die Lippen: „Ich kann's ihm nicht zu schwer verargen, da seine Augen dich gesehen hatten.“

Das verstand die Hörerin nicht und fragte: „Von wem redest du?“

Er schwieg kurz, ehe er Antwort gab: „Der kluge Kanzler meines Bruders wollte nicht, daß jemand außer mir es erfahren solle. Aber warum soll ich dir verschweigen, was er mir damals auf mein Fragen doch vertrauen mußte? Weißt du, wer der Raubritter gewesen, der dich in der Nacht auf der Winzenburg überfiel und in sein Verwahrsam fortzubringen gedachte? Des toten Löwen wilder Sohn war's, Otto von Braunschweig, den das Gerücht von des Kaisers Tod betrogen. Bischof Konrad war überzeugt, er habe ausgekundet, wer du seiest, und getrachtet, ein hohes Lösegeld von mir zu erlangen. Doch ich glaube nicht an einen Antrieb der Goldbegier bei ihm, denn du hattest so auf dem Söller vor seinen Augen gestanden, wie du jetzt vor mir auf dem Gestein sitzest.“

Dazu lachte Irene: „Du sprichst mir zu gelehrt, Philippos, ich bin wohl zu unwissend, das argumentum deiner Logik zu verstehen.“ Aber ernsthafter fügte sie nach:

„Der war's? Da du's mir gesagt, überläuft's mich schreckhaft, wie ich dran zurückdenke, als könnt es noch einmal so wieder geschehen. Damals hab ich mich kaum vor ihm gefürchtet, zu rasch ging's vorbei, doch jetzt rührt mich Angst an, daß uns noch Schlimmes von ihm drohe. Warum wollte der Oheim Konrad denn, niemand solle es wissen und erfahren?"

„Weil er der klügste Mann im Reich ist, mein Täubchen, und sich auf Vorteilrechnung versteht wie ein Kardinal im Lateran." Philipp hielt einen Augenblick an, dann setzte er hinzu: „Vielleicht ließ er den gefangenen Kriegsknecht ohne Geständnis frei und schwieg, um einmal bei gewichtigem Anlaß seine Kenntnis dem Löwensohn gegenüber gleich einem entscheidenden Schachzug nutzen zu können. Der Klügste ist er und, ich glaube, auch der Mann im Reich, in dessen Inneres am wenigsten ein Menschenblick einzudringen vermag. Ich wenigstens kenne ihn nicht, wüßte nicht vorherzusagen, wofür bei einem Widerstreit der Berechnung seine Klugheit sich entscheiden würde."

„Aber er ist gut und treu —"

„Gewiß für die, welche er liebt. An dem Kaiser hängt seine Bewunderung und sein Herz, und an dir kann's nicht anders. Glaubst du, daß er auch mich liebt?"

Irene wachte plötzlich im Gedächtnis die sonderbare dem Kanzler über ihren Verlobten entfahrene Äußerung auf, als er ihr das falsche Gerücht vom Tode des Kaisers auf der Winzenburg mitgeteilt. Damals hatte sie auf sein kaum verhaltenes Wort: „Möge Gott verhüten, daß Herzog Philipp je die kaiserliche Gewalt ergreifen müsse", entgegnet, der sei doch auch ein hoher Staufer — im Ohr klang's ihr gegenwärtig nach, aber sie wollte nicht drauf hören, und zu lang schon dauerte ihr das ungewohnt in ernstem Ton herüber und hinüber wechselnde Gespräch, so daß sie jetzt lachend ausrief: „Wie thöricht bin ich, so weit von dir zu sitzen, Philippos! Ist's dir nicht Thorheit, so unsere Lebenszeit zu verschwenden?"

Und emporspringend, flog sie wie ein Vogel zu ihm hin, daß er, ihre holde Gestalt mit den Armen auffangend und auf seine Knie ziehend, mahnte: „Nicht zu unvorsichtig hastig, du bist kein Kind mehr, Frau Irene!" Eine eigene Betonung lag auf dem Wörtchen „Frau", und sie verschlang ihre Arme um seinen Nacken und drückte das Antlitz fest an seine Brust.

Das waren Sommertage der Liebe in einem heimlichen, weltentrückten Zauberreich, und Schöneres an Menschenglück hatte die Erde nicht gesehen.

Doch Philipp von Schwaben war der Bruder des Allgewaltigen, und wie der Sommer sich zu neigen anhub, drang dessen gebietende Stimme einmal in die süßverschwiegenen Waldgründe der schwäbischen Traumwelt herüber. Sie hieß den jungen Herzog mit starker Waffenmacht über die Berge nach dem Süden aufbrechen, um den Sohn Kaiser Heinrichs, der schon als zweijähriger Knabe von den Fürsten zum deutschen König gewählt worden, aus Apulien ins Reich zu holen, damit er hier jetzt feierlich auch zum König gekrönt werde.

Ein Wille war's, dem die Liebe sich unterordnen mußte, so schwer ihr auch der Trennungsabschied fiel. Doch nicht für lange Dauer schieden die Glücklichen voneinander; noch bevor der rauhe Herbst ins Land fuhr, kehrte ja der jugendliche Oheim mit seinem Neffen, dem Kaiser ferner Zukunft, über die Alpen zurück. An wolkenlosem Tag im Beginn des Septembers winkte Irene von der Mauerzinne der Hohenstaufenburg dem an der Spitze eines glanzvollen Ritterzuges davonreitenden Geliebten nach, bis er, ins Walddickicht eintauchend, verschwand. Auch da blieb sie noch auf ihrer Warte stehen, fern drunten im Filsthal leuchteten seine goldenen Banner noch einmal auf, dann verschlangen dunkle Bergwände ihren lichten Glanz.

Nach dem ungewöhnlich milden Winter, dem herrlichen Lenz und Sommer hielt aber der Herbst diesmal früher, als erwartet, seinen Einzug in Deutschland. Schon bald nach der Septembermitte verdüsterte sich der Himmel mit trübem Gewölk, heftiger Wind jagte es, von Tag zu Tag seine Wucht steigernd, und in einer Nacht heulte die Wut eines Sturmes aus Süden her, wie ihn von den Lebenden noch keiner vernommen. Die schwäbischen Wälder durchdonnernd, zerbrach er vielhundertjährige Eichenstämme gleich Rohrhalmen, den Felsgrund erschütternd,

rüttelte er an den Mauern der Hohenstaufenburg, als drohe er, auch sie zusammenzustürzen.

Eine wild-unheimliche Nacht war es, geisterhafter Art, denn der Vollmond stand am Himmel. Über ihn drängten sich die schweren, gepeitschten Wolkenmassen, daß sein Licht verschwand und Schattenfinsternis die Erde bedeckte. Doch zuweilen klaffte plötzlich das Gewölk auseinander, und durch eine schartig zerrissene Lücke flammte sein weißer Glanz. Wie es so einmal geschah, kämpften im Enzthal einige Wanderer sich wider den Sturm noch spät dem Kloster Lorch zu, schon Mitternachtstunde mußte es sein. Da tauchte im Weg vor ihnen auf schwarzem Rosse eine riesenhafte Mannesgestalt empor, barhaupt, von langen, grauen Haarsträhnen umflattert. Wie sie zu Tode erschrocken seitwärts taumelten, klang ihnen aus dem Munde des Gespenstischen windverweht eine hohle Stimme entgegen: er sei Dietrich von Bern, sie hätten nichts von ihm zu fürchten, doch endlos Jammer und Elend verkünde er dem Reich. Beim letzten Wort sprengte er in den wildstrudelnden, von wochenlangem Regensturz hochangeschwollenen Enzfluß und war entschwunden. Die ganze Nacht hindurch wütete der Sturm fort, aber gegen den Morgen hin mußte er sich vom Süden nach Norden umgewendet haben. Denn als beim ersten Taggrau Irene von Schwaben aus dem Fenster der Kemenate blickte, strömte kein Regen mehr herab, sondern ringshin lag Schnee wie ein weißes Bahrtuch um das Hohenstaufenschloß.

Drüben jedoch, jenseits der hohen Scheidewand zwischen dem Reich und Italien, warf die Sonne noch durch sommerheiße Luft ihre blitzenden Goldpfeile hernieder. Unter ihr zog Herzog Philipp, nachdem er langsam das Brennerjoch und die Engnisse des Etschflusses überwunden, durch tiefe Ruhe seinem Ziel entgegen. Überall öffneten sich dem Bruder des Kaisers die Thore der Städte zu festlichem Empfang; in manchen Augen, wenn sie sich von ihm abgekehrt, flackerte wohl ein Weiß ohnmächtigen Grimmes, aber huldigend bog allerorten der Podestà das Knie und erscholl ihm der Zuruf der Volksmasse. Das Apenningebirge überquerend, hielt er durch Fiorenza und Siena die Richtung nach Rom inne und gelangte am letzten Septembertage an den blauen Wasserspiegel des Lago di Bolsena. Eine Felseninsel, Martana genannt, hob sich aus diesem auf; dort war einst die Königin der Ostgoten, Amalasuntha, die Tochter und Erbin Dietrichs von Bern, auf Anstiften ihres Vetters Theodat im Bade überfallen und erdrosselt worden. Nahe dem Südende des Sees erglänzte in der Abendsonne von hohem Bergthron die weinberühmte Stadt Montefiascone; unter ihr schlug Philipp von Schwaben sein Zeltlager auf, und milde Nacht deckte ihren Sternenmantel über die Ruhebedürftigen. Keine Wolke drohte am Himmel, kein Hauch regte die weiche Luft.

Da war's jählings im Morgendämmern, als zerberste der Erde Grund und schleudere ringsum blutrote Flammen gen Himmel. Wie vom Sturm gepeitscht kam die alte Fama des Virgilius vom Süden durch die Luft daher, ein Wort niederschreiend, das millionenfach rückgellenden Echoruf aufweckte. Und diesmal war's kein Lügenmund, mit dem die oftmalige große Bethörerin blitzesschnell ihre Botschaft dahertrug, sondern Wahrheit rief sie über alle Länder und Meere. Die tückische Fieberkatze hatte, sich aus dem Sumpfthal des Flusses Nisi in Sicilien aufschnellend, diesmal ihr Opfer gepackt und mit ihren Krallen zerfleischt. Am 28. September aus dem Leben fortgerissen, lag Kaiser Heinrich tot zu Messina; als die Kunde Montefiascone erreichte, hatte sein Heer bereits in endlosem Trauerzug den Leichnam nach Palermo geführt, bestattete ihn dort in dunkelrotem Porphyrsarkophag in der weiten Vorhalle der Kathedrale neben dem Sarge seines Schwähers, des Normannenkönigs Roger, durch dessen Tochter Konstantia er das verhängnisvolle Anrecht auf die sicilische Krone an sein Geschlecht gebracht. Mit zweiunddreißig Jahren, genau im Alter des großen Alexander, stürzte der sechste Heinrich jählings aus seiner schwindelnden Höhe zerschmettert herab; wie jener nicht vom Schwert der Feinde niedergeworfen, sondern von vergiftender Seuche hingerafft, und wie hinter jenem, brach hinter ihm die Gründung eines Weltreiches zusammen, das auf der übergewaltigen Kraft eines Mannes geruht hatte.

Als sei aber das Tyrrhenische Meer von Grund heraufgepeitscht und schleudere donnernd seinen Wogenschwall über alle Felsgestade von Kalabrien bis zu den Ligurischen Alpen — als ob tausendfältig vom Süden bis zum Norden der Boden flammenspeiende Abbilder des Vesuv heraufbrechen lasse — so überheulte im Nu das ganze italische Land ein unermeßliches Getöse. Jede Herrschaft, jede Stadt und Burg verwandelte sich zu einem waffenklirrenden Krater; die lähmende Furcht war gebrochen, aus den Eisenketten des Kaisers gelöst, rangen der Haß, die Gewaltthat und Begier, alle zu Boden geduckten Leidenschaften sich wild zu ungebändigter Freiheit auf. Brüllend warfen im Siegesrausch überall sich die Guelphen auf die schwächeren Ghibellinen, Kampf auf Leben und Tod, Wutgeschrei, Verrat und Mord übertobten jede Fußbreite Italiens; von Blutströmen ward das Erdreich gerötet, wider die deutschen Herren vor allen loderte die Rachsucht. Eine Weile stand Philipp von Schwaben wie betäubt, vermochte den ungeheuren Umschwung weniger Stunden nicht zu fassen, nicht an dessen Wirklichkeit zu glauben. Aber dann ließ ihm alles nicht Zweifel an der Wahrheit, er erkannte, eine bergeshohe Brandung türme sich unüberwindlich der Fortsetzung seines Weges nach Süden entgegen, unmöglich sei's, mit seiner zu schwachen Macht das „Kind von Apulien“, den Erben der Kaiserkrone zu erreichen und nach Deutschland zu bringen. Die schreckensvolle Notwendigkeit gönnte keine Wahl, gebot ihm nur eines, seine Begleiter aus dem ihnen Schlimmeres als Tod drohenden Untergang der deutschen Oberherrschaft zu retten; so sah der Abend des bösen Tages ihn bereits wieder im Norden des Sees von Bolsena.

Im ersten Anfang erschien wohl seine aus mehr als tausend Rittern bestehende, geschlossene Streitkraft stark genug, sich den Rückweg zu erzwingen, ohne schwere Verluste gelangte sie wieder nach Pistoja an den Südabhang des Apennins. Doch jeder Tag drängte deutlicher das Gefühl auf, daß alles um sie her, Menschen, Land und Luft, jeder Berg und Fluß ihnen feindselig entgegenstehe, den Ausweg versperre. Die Meldung ihres Herannahens lief voraus, sie wurden von gerüsteten Scharen erwartet, Verfolger bedrohten sie im Rücken. Die Kühnheit der Angreifer wuchs, und die Hilfsmittel der verlassen in der Fremde Irrenden schwanden; Nahrungsmangel verbündete sich wider sie mit ihren Gegnern, ihre Pferde stürzten vor Entkräftung. Doch mit heimlicher Bewunderung blickten alle auf ihren kaum mehr als zwanzigjährigen Anführer. War das der schöne Jüngling, der thatlos den Sommer in Liebesseligkeit verträumt? Die herbe Not hatte ihm das weiche Herz umpanzert, reifte ihn in kurzen Tagen zum festen, entschlossenen Mann. Als den Unerschrockensten in der Gefahr erwies er sich, als den Umsichtigsten im Ratschluß, in entscheidenden Maßnahmen. Das Hohenstauferblut war in ihm erwacht, sich seiner Kraft und Pflicht bewußt geworden; jeder empfand, allein auf ihm ruhe die Hoffnung des kleinen, täglich sich mehr verringernden Heerhaufens auf rettende Heimkehr. So führte Herzog Philipp von Schwaben seine Schar über die öde Wildnis des Apenninrückens zur weiten Poebene hinunter. Hier zwangen Notdurft und Übermacht der Feinde ihn oftmals zum Anhalt hinter Stadt- und Burgmauern, aber von da und dort flossen ihm jetzt versprengte deutsche Ritter und Kriegsknechte zu; unter seinem Banner Schutz suchend, verstärkten sie ihn, mit Todesmut gelang's ihm jedesmal, die ihn umlagernden Massen zu durchbrechen.

Beim Ansturm seiner Reiter übermannte die Italiener doch die alte Scheu vor dem Namen des Staufers und der Wucht des deutschen Ritterschwertes, sie wichen, eine Lücke öffnend, auseinander, und am Oktoberausgang glückte den Flüchtlingen das kaum mehr Erhoffte. Das Schwierigste von allem hatten sie vollbracht, den breiten Pofluß überkreuzt, doch nur noch die Hälfte der bei Montefiascone Umgekehrten, und weit und gefahrschwer lag noch der Weg bis zum Brennerjoch vor ihnen.

Als Herzog Philipp auch von diesem mit dem kargen Rest seines Gefolges hinabstieg, deckte tiefer Schnee die bayerische Hochfläche; überall aber in Stadt und Land strömte das Volk zusammen und starrte ihn wie einen aus dem Grabe Auferstandenen an. Ein Totgeglaubter war er; die Fama hatte sich

auf ihren alten Flügeln ihm ins Reich vorausgeschwungen und verkündet, er liege mit allen Seinigen in Italien erschlagen. Die Todesermattung der Schar nötigte in Augsburg zu einer Rast; ein sogleich entsandter Bote überbrachte in ununterbrochenem Ritt die Nachricht von seiner lebendigen Rückkunft zum Hohenstaufen. Philipp blickte über das Lechgefild; Wintertod lag darauf, wo im Mai, vor kaum mehr als einem halben Jahre, die höchste Sommerfreudigkeit geblüht und geleuchtet. So auch lag der Winter auf dem Reich, für das keine Frühlingswiederkehr mehr denkbar erschien. Fern saß der römische König Friedrich der Zweite als dreijähriger Knabe im alten Normannenschloß zu Palermo, wohin seine Mutter Konstantia mit ihm geflüchtet.

Doch an die trostlose Zukunft des Reiches gedachte Philipp von Schwaben kaum, als er schon am nächsten Tage den Weiterritt nach seiner Burg fortsetzte. Er hatte seine Pflicht gethan, die seiner Obhut Vertrauten wenigstens zur Hälfte aus dem ungeheuren Zusammenbruch errettet; nun war er kein Heerführer, kein Kriegsmann mehr, jeden Schlag seines Herzens erfüllte nur namenlose Sehnsucht der Liebe. Auch seine Frau mußte ihn tot geglaubt haben — endlos bedünkte ihn der Weg durch sein Land, wie kaum der vom Bolsenaer See bis hierher. Noch in Tageshelle stieg, als er von der Hochfläche zum Filsthal niedergeritten, das Hohenstaufenschloß vor ihm auf, doch Nacht ward's, ehe er es erreichte. Aber seine Ankunft war in der Burg gemeldet, denn ihr Thor stand weit offen, wie ein glühender Strom wälzten sich ihm Fackeln daraus entgegen, und plötzlich schlug es hundertstimmig vor ihm in die Luft: „Heil, Kaiser Philipp!" Und um einen Atemzug später brauste es hinter ihm ebenso von seinem eigenen Geleit zurück: „Heil, Kaiser Philipp!"

Er hörte den donnernden Ruf, aber nur ans Ohr klang's ihm, nicht zum Sinn. Hastig sich vom Roß schwingend, flog er die Palastreppe hinan, dem einzigen Ziel seines Denkens entgegen. Droben im Gemach erwartete ihn Irene, sie hatte ihre Frauen und Diener fortgehen heißen, nicht vor zuschauenden Augen, allein wollte sie ihn empfangen.

So that sie's, und eine Weile verging. Da schlug's wieder draußen vom weiten Burghof her aus eng Kopf an Kopf aneinander gedrängter Menge wie einer Stimme Ruf empor: „Heil, Kaiser Philipp!"

Verworren fuhr er von der Ruhbank auf, sein Arm glitt vom Nacken seines jungen Weibes herab, und verständnislos brachte er vom Mund: „Was wollen — was rufen sie?"

Irene stand neben ihm und faßte seine Hand wieder. So antwortete sie: „Sie rufen, was ist — was du bist."

„Ich?" Sein Angesicht entfärbte sich weiß. „Der Kaiser ist meines Bruders Sohn — "

„Nein, Philippos. Du bist's, du mußt es sein. Heut rufen sie's auf deiner Burg, doch morgen im ganzen Reich. Ich weiß es, ich habe es gehört. Das Reich verdirbt, wenn ein Kind die Krone trägt; du bist der letzte Hohenstaufer."

Auch ihr Antlitz war bleich wie Marmorfarbe geworden; mühsam erwiderte er: „Das spricht deine Liebe?"

Hoch aufgerichtet antwortete sie: „Ja, der Stolz meiner Liebe auf dich."

„Dann wäre ihr Sommer vorüber und käme nicht mehr wieder. Der Frieden unseres Glückes würde ruheloser Kampf —"

„Ja, Philipp, ich weiß es. Ihr Sommer ist vorüber und kommt nicht wieder. Aber ich bin eines Hohenstaufers Weib, und seitdem ich dich tot gewähnt, habe ich die Kraft, es zu sein. Du lebst, das ist alles, und mit dir lebt auch unter der Königskrone die Liebe fort. Sie trüge es nicht, daß im deutschen Land das Volk mit den Fingern auf dich wiese, durch sie seiest du mutlos deinem Geschlecht entartet."

Philipp von Schwaben mußte sich auf die Bank zurücksetzen, der Fuß versagte ihm, und neben ihm glitt auch seine junge Frau wiederum nieder. Ihr Anblick verriet, daß fortgeschritten ein anderes, neues Leben sich in ihr rege; ihr blasses Antlitz sprach, sie habe die höchste Kraft ihrer Liebe aufgeboten, dieser selbst das Schwerste abzuzwingen. Nun preßte sie erschöpft die Stirn an die Brust ihres Gatten und brach in Schluchzen aus, während draußen vom Burghof der Ruf fortscholl: „Heil, Kaiser Philipp!"

Und so hallte es schon in den nächsten Tagen laut und lauter im Reich wieder. Vergeblich bemühte sich Philipp, das Recht seines vor Jahresfrist von den deutschen Fürsten einmütig zum römischen König erwählten Brudersohnes zur Geltung zu bringen. Von Fürsten und Volk tönte ihm die Antwort entgegen, das Kind, das noch für länger als ein Jahrzehnt kein Schwert führen könne, sei machtlos; er lade die Schuld am Verderben des Reiches auf sich, wenn er nicht sich selbst die Krone aufs Haupt setze. Auf das allseitige Drängen willfahrte er, im Namen des kleinen Friedrich bis zu dessen Mündigkeitsalter die Herrschaft zu übernehmen.

Da traf im Januar doppelte Botschaft aus Rom ein, vom Tode Papst Cölestins des Dritten und daß in raschester Wahl das Kardinalskollegium sich geeinigt habe, zu seinem Nachfolger den erst siebenunddreißigjährigen Kardinal Lothar aus dem Geschlechte der Grafen von Conti zu erheben, der unter dem Namen Innocenz der Dritte den päpstlichen Thron bestiegen hatte. An die Stelle des überlebten, friedesüchtig schwachen Greises war ein Oberhaupt der Kirche noch unerhört jugendlichen Alters getreten, ein Mann von glühender Leidenschaft und eisig rechnendem Verstand, von ebenso gewaltiger Willenskraft als Gewissenlosigkeit, jedes Mittel der ihm von der blinden Geistesbeschränkung der Menschheit in die Hände gelegten Macht zu benutzen. Was seine Krönung mit der Tiara dem Reich weissage, empfand jeder staufisch Gesinnte beim ersten Vernehmen der Kunde; das Andrängen an den letzten, in Kraft der Mannheit verbliebenen Hohenstaufen wuchs zum Sturm. Auf Städtegassen und in Burghöfen sang umreitend allerorten Walther von der Vogelweide ein Lied, das zum Schluß sprach:

O weh, der Papst ist noch zu jung,
Herr Gott, hilf deiner Christenheit!

und ein zweites mit dem Ausgang:

— — — — Höre,
Hör, Teutschland, meine Lehre:
Dem Philipp setz den „Waisen“ auf
Und laß die andern beugen sich!

Nicht Wahl und Wunsch Philipps von Schwaben war's, seine Pflicht, daß er einwilligte, sich im März des Jahres 1198 in der thüringischen Stadt Arnstadt von Fürsten und Volk zum römischen König küren zu lassen. Doch während dies geschah, zog vom Süden Frankreichs, umringt von englischer und französischer Ritterschaft, eine machtvolle Reitergestalt gegen den Rhein heran, der von diesem aus alle Fürsten des Nordwestens im Reich, die Bischöfe von Utrecht, Paderborn, Minden und Straßburg, zwei Tagereisen weit zum Empfang entgegeneilten. An ihrer Spitze ritt der Erzbischof Adolf von Köln und neigte sich vor dem eintreffenden Grafen von Poitou, dem Herzog Otto von Braunschweig, als dem vom heiligen Vater Innocenz gesegneten, von den deutschen Fürsten zum römischen König erwählten Oberhaupt des Reiches. Englisches Gold seines Oheims, des Königs Richard Löwenherz, hatte ihn in stand gesetzt, die Stimmen der geistlichen und weltlichen Herren zu erkaufen, eine Streitmacht zu rüsten, mit der er die alte Krönungsstadt Aachen umlagerte und zur Übergabe zwang. Und eidbrüchig salbte und krönte im Juli Erzbischof Adolf den Sohn Heinrichs des Löwen als König Otto den Vierten und setzte ihn vor den versammelten Fürsten auf den Stuhl Kaiser Karls des Großen.

Das forderte von König Philipp gleiches Thun. Er berief einen Reichstag nach Mainz, wohin alle Fürsten aus Schwaben, Franken, Thüringen, Sachsen, Bayern und Böhmen ihm Folge leisteten. Dort krönte ihn am 8. September der Erzbischof von Trier, und das Reich besaß zwei gesalbte Könige. Doch ein Gefühl des deutschen Volkes hob ihn hoch über seinen Gegner empor, weil ihm die Krone Kaiser Karls auf den Scheitel gesetzt worden. Er war im Besitz der Reichskleinodien, und von ihrem funkelnden Glanz überflossen, trat er im kaiserlichen Krönungsornat vor den unermeßlich brausenden Jubel der Volksmenge hin. Blassen Antlitzes grüßte sie der einundzwanzigjährige König Philipp, und bleich, doch festen Schrittes ging die Königin Irene mit dem Diademreif auf dem dunklen Gelock neben ihm; das schönste Menschenpaar war's, das aller Augen je gesehen. Und der echte König war's für sie alle, nur ruhte auf seinem goldblonden Haupt nicht der Segen des Papstes, sondern Innocenz der Dritte hatte

auf ihn, als „den Abschaum des Menschengeschlechtes“, den Bannfluch geschleudert, ihn auszutilgen geboten von der Erde und ihm die Pforten des Himmels verschlossen.

Walther von der Vogelweide aber spielte und sang auf dem Krönungstag zu Mainz:

Die Kron ist älter, als der König ist!
Drum scheint's ein Wunder jedem Auge, das ermißt,
Wie ihr der Schmied so rechtes Maß verliehen.
Sein kaiserliches Haupt geziemt ihr also wohl,
Daß sie zu Rechte niemand scheiden soll,
Keins mag dem andern Licht und Glanz entziehen.
Sie leuchten beid einander an,
Die edlen Steine und der junge süße Mann:
Das muß den Fürsten Augenweide sein.
Drum schaue, wer des Reichs nun irre geht,
Wem überm Scheitel hell der Waise steht.
Der Fürsten aller Leitstern sei der Stein!

* *
*

Im gesamten Abendlande hatte der Tod Kaiser Heinrichs dessen stolzes Lebenswerk zum Zusammensturz gebracht, und so traf die Botschaft mit erschütterndem Stoß auch das Kreuzheer im Morgenlande. Unter dem ersten Schreckenseindruck erneuerten zwar die dort versammelten deutschen Fürsten vor dem Oberbefehlshaber den Treueschwur, den sie vor Jahresfrist dem kleinen Sohne des Kaisers geleistet, und im Sinne des letzteren führten sie die Waffen gegen die Ungläubigen fort.

Doch bald war's zu empfinden, daß mehr und mehr ihr eigentliches Sinnen nicht bei ihrem Thun sei. Der Köpfe aller bemächtigten sich heimliche Gedanken oder vielmehr ein einziger gleichmäßiger: die verschwiegene Frage, was jetzt in ihrer Abwesenheit fern drüben in der deutschen Heimat geschehe, welcher Verlust ihnen dort drohe, welchen Gewinn sie sich einzuscheuern vermöchten. In Palästina winkte ihnen wohl die himmlische Krone für die Befreiung des heiligen Grabes, doch im Reich stand das Leben mit allen seinen Erdengütern auf dem Spiel. Von der religiösen Begeisterung ihrer Kriegsscharen gedrängt, schritten sie eine Zeitlang noch auf dem Wege nach Jerusalem vor, aber lässiger und zaudernder ward ihr Weiterdringen.

Da lief eines Morgens um, der Anführer des Kreuzheeres, Bischof Konrad von Hildesheim, habe in der Nacht alles wertvolle Gut seines Lagers Lasttieren aufbürden lassen und mit seiner Mannschaft den Rückweg nach Tyrus angetreten. Und nicht als inhaltlose Fama stellte sich's heraus; um wenige Tage später steuerten die Schiffe des Oberbefehlshabers vom Hafen der alten phönizischen Felsenstadt dem Westen zu, und in hastigem Gedränge folgten rasch danach die Fahrzeuge aller anderen Fürsten und Herren hinter ihnen drein. Verstohlen ging ein Raunen von Mund zu Mund, ein gewaltiges Angebot muselmännischen Goldes solle den Bischof zum unrühmlichen Ablassen von der Weiterführung des Kreuzzuges bewogen haben.

Ein Gerücht ohne stützende Beweismittel war's, doch es durchschwirrte die Luft, und nur wenige derer, die es vernahmen, ereiferten sich dawider, die meisten antworteten drauf mit schweigsamem Achselzucken. Im Spätsommer landete Konrad von Querfurt, klug den noch fortdauernden deutschfeindlichen Aufruhr in Italien meidend, mit seinem Gefolge, unter dem sich der junge Ritter Ludolf von Moringen befand, an der provençalischen Küste und gelangte an die Grenze des Reiches erst um einige Tage nach der Krönung König Philipps. Doch in schleunigster Hast eilte er zu diesem nach Mainz, huldigend das Knie vor dem neuen Kaiser zu beugen, der ihn „mein lieber Vetter“ begrüßte, was nach dem Sprachbrauch der Zeit „Vaterbruder“ bedeutete und dem „Oheim“ gleichkam, wie seine ehemalige Niftel ihn mit herzlichem Klang wieder anredete.

In diesen Tagen kam die Königin Irene auch einmal auf freiem Platz nahe an Ludolf von Moringen vorüber, der sich tief vor ihr neigte. Aber, ihn anblickend, ritt sie ohne Grußerwiderung weiter, als ob sie ihn nicht mehr erkannt habe, und sich todesblaß entfärbend, sah er ihr nach. Lange Stunden harrte er täglich regungslos in der Nähe des Schlosses, um sie anschauen zu können, wenn sie draus hervortrat, doch verborgen, so daß ihre Augen ihn nicht wahrzunehmen vermochten. Dann verließ er Mainz mit dem fortziehenden Bischof Konrad, den König Philipp in der bisherigen Würde bestätigt, auch zu seinem Kanzler ernannt hatte.

Doch bildete nicht Hildesheim das Wegziel Konrads von Querfurt, ein anderes hielt er ins Auge gefaßt, wohl von der Beipflicht des jungen Königs zur Anstrebung desselben ermutigt. Das mit mächtiger Herrschaft und großem Reichtum begabende Bistum Würzburg war ledig geworden, er suchte dies für sich zu gewinnen, ihm gelang die Vereinigung der Stimmen des Domkapitels zu seiner Wahl, und er nahm den bischöflichen Thron ein.

Vor solchem Thun war er einst mit eindringlich bewegten Worten von seinem väterlichen Freunde, dem Propst Herbord, verwarnt worden, als er vor seiner Bischofsweihung im Hildesheimer Dom mit lauter Stimme den Vorbehalt ausgesprochen, daß ihm gemäß der Zusicherung des Papstes freistehen solle, falls der Fortgang des Lebens ihn zu einer noch höheren geistlichen Würde berufen werde, sich nach eigenem Ermessen wider oder für die Annahme zu entscheiden. Damals hatte der alte Dompropst einen Augenblick gestutzt, die zur Infulierung erhobene Hand zurücksinken lassen und nachher im Bischofshofe gesprochen: „Zum Hirten deiner Herde stehst du durch meine Hand erhoben, und es redet die Satzung der Kirche, du bist ihr anvermählt, gleichwie der Mann dem Weibe durch das Sakrament der Ehe, unlöslich, bis daß der Tod euch voneinander scheide. Cave, Conrade!“

Konrad von Querfurt aber war in seinem Leben keinem Weibe unlöslich vermählt gewesen, so erachtete er auch die Verbindung mit seinem Bistum nicht als eine unzertrennbare Ehe, sondern bestieg den reicher verlockenden Bischofssitz von Würzburg. Weiter jedoch hatte Herbord in jener Stunde gewarnt: Dem Wandel der Erdendinge unterliegt auch der Stuhl Petri, es wechseln seine Inhaber. „Als ein Sakrilegium kann dieser verurteilen, was jener als dem göttlichen Willen gemäß erfunden, und nicht wankende Stütze verleiht allein unser Bewußtsein, jede Versuchung abweisend, dem uns eingeschriebenen Gesetz wandellose Treue zu bewahren.“

Hegte die Brust Konrads von Querfurt keine solche Gesetzesinschrift in sich? Oder baute er auf das hohe Lob, das ihm einst der Mund des Kardinals Lothar als dem Kanzler des allmächtigen Kaisers Heinrich zuerkannt hatte?

Doch Innocenz der Dritte auf dem päpstlichen Thron war nicht mehr jener Kardinal. Er warf die Verstattung seines Vorgängers Cölestin, als von einem altersschwachen Greise wider die heilige Satzung der Kirche bewilligt, um, vernichtete die Wahl des Würzburger Domkapitels und entsetzte zugleich den Bischof Konrad seines Bistums Hildesheim, erhob den Propst Herbord zum geistlichen Oberhaupt und Fürsten des letzteren. Dawider indes behauptete Konrad, sich gegen das Gebot des Laterans auflehnend, seinen neu errungenen reichen Bischofssitz.

Im schwäbischen Land aber war der Sommer der Liebe mit seiner friedvollen Ruhe für immer entschwunden, seine sonnige Glückesstille kehrte nicht wieder. Den größten Teil des Jahres verbrachte die Königin Irene allein an der Wiege ihres kleinen Töchterleins Beatrix in der festen Sicherung der Hohenstaufenburg, wo nur zur strengen Winterzeit König Philipp vergönnt wurde, länger bei seiner Frau und seinem Kinde zu verweilen. Sonst nötigte fortwährender Kampf wider seinen Gegenkaiser Otto ihn zum Aufenthalt im Feldlager, bald hier, bald dort im Reich; er behauptete die Oberhand im Süden, jener im Norden, wechselnd vom Glück begünstigt, rangen beide gegeneinander in rastlosem, wildblutigem Streit. Niemanden hatte zu solchem die Natur weniger bestimmt als Philipp; sein milder Sinn und nur von edlen menschlichen Regungen bewegtes Gemüt hätten ihn wie keinen zweiten geschaffen, ein Volk und Land als friedlicher Herrscher zu beglücken; nichts war ihm fremder, als seines gewaltigen Bruders himmelstürmendes Trachten nach der Krone eines Weltreiches. Aber das Schicksal hatte ihn zum Hohenstaufer gemacht, zum letzten des großen Geschlechtes, der das Schwert führen konnte, und ihm die Pflicht aufgezwungen, es zu thun, für die Bewahrung Deutschlands vor römischer Knechtschaft und für das Recht des „Kindes von Apulien“, als dessen Statthalter nur er sich heimlich auch unter der Königskrone fühlte. So gab er seine Lebenstage statt der seligen Schönheitsstille der Liebe, nach der die Sehnsucht seines Herzens schlug, dem

unablässigen Getöse ihn im Inneren anwidernden rohen Waffenhandwerks dahin und that's als Hohenstaufer mit unbeugsamer Festigkeit des gefaßten Willensentschlusses, mit gleicher Tapferkeit und kluger Umsicht, wie unverzagender Ausdauer in Niederlage und Unglück. Doch dem „Waisen" in seiner Krone gleich, leuchtete sein Name mit Edelsteinglanz vor denen aller Fürsten der Zeit. Auch seine erbittertsten Feinde auf dem Schlachtgefild wagten sich nicht mit Haß und Verleumdung an die reine Höhe seines Menschenwertes; kein Gegnermund sprach ihm jemals eine Ungerechtigkeit und Unredlichkeit, treulose oder grausame Handlung nach. Die Handhabung harten Erzes legte das Geschick ihm auf, aber die Nötigung verwundete sein weiches Herz selbst mit noch bitterer Härte; wo er's vermochte, erstrebte er sein Ziel, statt mit der Gewalt der Waffen, mit Nachsicht, Verzeihung und Versöhnung, und mehr als das Schwert bezwang oft die sanfte Macht seiner Güte. Hohe Feiertage seines Lebens waren es, die ihm verstatteten, am Frieden des häuslichen Herdes zu sitzen, sich mit Frau Irene der Dichtung und geistiger Kenntnisbereicherung hinzugeben, ihrem Gesange zur Lyra zu lauschen, in stiller Abgeschlossenheit, schlichtem Bürger gleich, sich an Weib und Kind zu erfreuen; das höchste Gut der Erde bildeten sie ihm, und zu solcher Zeit lebte doch noch, wenn auch allzu rasch vergänglich stets, das sonnenhafte Liebesglück des ersten Sommers wieder auf. Stärkerer Gegensatz dazu war kaum denkbar als die Lebensführung seines Gegenkaisers Otto von Braunschweig, der im wüst aller edlen Sitte hohnsprechenden Getriebe am Hofe seines Oheims, Königs Richard von England, aufgewachsen, seine Tage nur zwischen wildem Schlachttoben und zügellosem Taumel der Leidenschaften teilte.

Aus dem Lateran her aber schleuderte jetzt Innocenz der Dritte den Bannstrahl auf den Bischof Konrad von Würzburg. Er traf den unbotmäßigen Diener der Kirche, doch vielleicht mehr noch den Anhänger und Kanzler König Philipps.

An einem Augusttage trug sich in Rom und in Hildesheim zu gleicher Stunde Gleiches unter denselben Ceremonien zu. Nach Abhaltung einer feierlichen Messe sprach dort der Papst die Exkommunikation aus, während im alten Hildesheimer Dom der weißhaarige neue Bischof Herbord im höchsten Ornat gegen den Altar hinanschritt. Um diesen reihten sich die Stiftsherren auf, und atemverhaltendes Volksgedränge erfüllte hinter ihnen den weiten Raum. Dumpf und schwer tönte aus der Turmhöhe der Anschlag der großen Glocke Cantabona herab, und schweren Fußes trat der Greis vor die brennenden Wachskerzen des Altars. Ihm versagte im Beginn die Zunge, er mußte sie erst unter seine Herrschaft zwingen; dann verkündete er, daß Konrad von Querfurt, der gewesene Bischof von Hildesheim, der sich als Abtrünniger wider die heilige Satzung Bischof von Würzburg benenne, von dem Nachfolger Petri und Statthalter Christi auf Erden kraft göttlicher Befugnis ausgeschlossen sei aus der Gemeinschaft der Kirche, zeitlichem Fluche und ewiger Verdammnis überliefert, wenn er nicht zerknirscht, zu reuiger Buße vor dem heiligen Stuhl, Vergebung erflehend, sich in den Staub niederwerfe. Ministranten löschten die Altarkerzen aus, das Heilslicht des Banngetroffenen, und mit letztem hartem Schlag verstummte die Cantabona. So loschen auf jedem Domaltar des Reiches die Kerzen für Konrad von Querfurt aus, so legte der verstummende Glockenklang ihn für jeden Gläubigen der Christenheit zu den vom Gerichte Gottes Verworfenen, irdisch lebendigen Leibes zu den Toten der ewigen Gnadenverheißung.

* * *

Mit weltlichem Arm vermochte auch Innocenz der Dritte nicht, in die Wirrnis des Reiches hineinzugreifen, um das über Konrad von Querfurt gefällte Urteil zu vollstrecken, ihn gewaltsam von seinem Würzburger Bischofsstuhl zu vertreiben, und Otto von Braunschweig war dazu ebenfalls außer stande, da sein Machtbereich nicht südlich über den Thüringer Wald hinausging. So behauptete der Bischof Konrad auch jetzt sein neues Bistum fort, doch heimlich empfand er unter sich von dem Bannfluch den Boden wanken, und im Weitergang der nächsten Monde errang der König Otto durch mannigfache Erfolge zweifellos ein Übergewicht über den König Philipp. Seine Herrschaft dehnte sich nach Süden

aus, drohte, bis an den Main vorzudringen. Zunehmend bot's mehr und mehr den Anschein, der gekrönte Hohenstaufer werde schließlich doch vor dem gekrönten Welfen unterliegen.

Da geschah's, daß Konrad von Querfurt plötzlich im harten Winter aufbrach, um durch die Schneewildnis über die Alpen zu ziehen. Kostbare Goldgeräte des Morgenlandes führte er auf seiner beschwerlich-gefährlichen Reise mit sich; dann stand er zu Rom barfuß, im Bußgewand, mit einem um den Hals geknoteten Strick vor dem Papst Innocenz. Sich zu Boden niederwerfend, bekannte er seine Versündigung an den Geboten der Kirche und ihres heiligen Oberhauptes, entsagte reuebedrückt seinem Würzburger Bistum.

Danach kehrte er, als der Frühling herangekommen, ins Reich zurück. Eine kurze Weile verging, dann folgte ihm, wie auf weißen Taubenflügeln getragen, die Vatermilde des göttlichen Stellvertreters nach. Sie vergab dem bußfertig Zerknirschten seine Schuld, sprach ihn vom Bann los, und wie sie ihm das Himmelreich wieder aufschloß, so verlieh sie ihm auf Erden das Bistum Würzburg zurück. In den deutschen Landen raunten manche heimlich sich die Frage zu: Um welchen Preis? Über dem Verdacht stand Innocenz der Dritte, Schätze des Morgenlandes könnten sein Herz zu solcher vergebenden Milde bewogen haben. Aber man entsann sich des Gerüchtes, das vom Morgenlande gekommen, als der Oberbefehlshaber des Kreuzheeres plötzlich mit seinen Schiffen dem Ufer Palästinas den Rücken gewandt.

Weiter südwärts drangen die Waffen Ottos von Braunschweig vor, die thüringischen Lande gerieten in seine Hand. Im Sommer jagte ein starker Reiterhaufen seiner Heermacht verwüstend und brandschatzend im Thal des Werraflusses aufwärts und verheerte die Grafschaft Henneberg, doch vor der von dieser umschlossenen, dem Bistum Würzburg zugehörigen Burg und Ortschaft Meiningen machte er Halt und kehrte beutebeladen gen Norden zurück.

Als Kanzler hielt Konrad von Querfurt sich zumeist am wechselnden Hofe König Philipps auf; zuweilen maß dieser ihn unvermerkt mit einem prüfenden Blick. Die Königin Irene verweilte jetzt öfter bei ihrem Gatten, in seiner Bedrängnis wollte sie nicht fern von ihm sein. Einmal ließ Philipp plötzlich den zärtlich um ihren Nacken gelegten Arm herabsinken und fragte, sie mit schmerzlichem Ausdruck anschauend: „Glaubst du, mein Vetter Konrad habe schon die Möglichkeit des Kommens dieser Tage vorausgesehen, als er sein Wissen verhehlt, daß es Otto von Braunschweig gewesen, der dich auf der Winzenburg überfallen?“ —

Wie der Herbst des Jahres begonnen, ereignete sich eine schwere Unthat. Der Magdeburger Domdechant Heinrich von Glinden strebte danach, bei König Philipp das Kanzleramt zu erlangen, und der Bischof Konrad gewann Kenntnis davon. Er übersandte dem Dechanten einen Goldring und schrieb dazu, dem Edelstein in dem Reif wohne geheime Kraft wider die Krankheit der Untreue inne; doch Heinrich schickte den Ring mit der Antwort zurück, es nehme ihn wunder, daß Konrad sich des Steines beraube, da er selbst eines solchen Heilmittels so bedürftig sei. Bald danach wollte Heinrich von Glinden sich von Magdeburg an den Hof des Königs begeben, aber bei dem Dorfe Haldensleben wurde er überfallen, niedergeworfen und durch zwei Dolchstöße grausam der Augen beraubt. Der erkannte Missethäter war der „Überbein“ benannte Bruder Bischof Konrads, Gerhard von Querfurt gewesen. Er wurde neben schwerer Geldbuße zum alten Schimpfbrauch verurteilt, in Begleitung von fünfhundert Rittern von der Stätte seines Frevels bis zum Portal des Magdeburger Domes einen toten Hund zu tragen, doch dem geblendeten Dechanten Heinrich verhalf diese Sühne nicht, ihn wieder zum Führen des Schreibkiels fähig zu machen.

Der Schluß des Jahres nötigte König Philipp nach Würzburg, und er berief Frau Irene vom Hohenstaufen dorthin, die Zwölftage gemeinsam mit ihm zu verbringen. Sie trennte sich auch auf der winterlichen Reise nicht von ihren Kindern; ein Schwesterlein hatte sich der kleinen Beatrix hinzugesellt, und die junge Königin aus dem Morgenland war eine deutsche Mutter geworden, der nur wenige im Reich an zärtlicher Sorg-

lichkeit gleichkommen mochten. Wenn eine Nötigung sie aus der Kemenate fortzwang, verließ sie diese auch für kurze Stunden nur in der Gewißheit, daß die Kinder währenddessen unter der sicheren Obhut seit Jahren erprobter Treue mehr einer vertrauten Freundin als einer Dienerin zurückblieben.

In einem ähnlichen Verhältnis stand der Ritter Ludolf von Moringen zum Bischof Konrad, nur anders durch den Altersunterschied, der ihn neben dem letzteren wie einen Sohn stehen ließ; doch auch gleich einem solchen wandte Konrad von Querfurt ihm sein volles Vertrauen zu. Trotz seiner Jugend und ohne ein Amt zu bekleiden, nahm er am bischöflichen Hofe die einflußreichste Stellung ein; es ward berichtet, er habe in Palästina bei einem Überfall durch die Saracenen dem Kanzler das Leben gerettet, aber er selbst wußte davon nichts anderes, als daß ein inhaltsloser Vorfall von der Sage ihm zu einem bedeutungsvollen Verdienst übertrieben sein müsse. Ohne Inhalt jedoch, ungeachtet aller ihm zu teil werdenden Auszeichnung, empfand er auch sein Leben, dessen Tage und Jahre ihm zwecklos und freudlos hingingen. Aus der Gnade, der ehemaligen freundlichen Zuneigung der Königin Irene fühlte er sich ausgestoßen, durfte nicht wagen, ihr mehr vor Augen zu kommen; mutmaßlich aus der gleichen geringwertenden Gesinnung gegen ihn schenkte König Philipp ihm keine Acht, obwohl er mehrfach, rühmlich benannt, zu einem Erfolge im Kampf gegen welfische Streitkräfte beigetragen. Nach der Rückkunft vom Kreuzzug hatte Ludolf von reichem Gut, das Bischof Konrad ihm zugespendet, einen beträchtlichen Teil nach der Hohenstaufenburg gesandt, da er erfahren, daß seine ihm vor dem Altar anvermählte Frau ihrer früheren Herrin dorthin gefolgt sei. Aber wie der wunderthätige Ring Konrads von Querfurt war ihm der goldgefüllte orientalische Lederbeutel zurückgeschickt worden, mit der von fremder Handschrift angefügten Bemerkung, Frau Jutta von Moringen bedürfe keiner Geldunterstützung.

Der Sache der Hohenstaufer gehörten sein Arm und sein Leben, und er führte auf den Schlachtgefilden die Waffen für die Königin Irene. Doch im Inneren war dies Leben hoffnungs- und inhaltslos, und manchmal überkam ihn ein Wunsch, es möge von Lanze und Schwert eines Feindes zum Schluß gelangen. Der hohe, göttlich begeisternde Schlag, der ihm einst die Brust erfüllt, war matt geworden, eine bange kalte Leere durchfrostete sein Herz. Einzig das Verlangen trug es noch in sich, in einem siegreichen Kampf für „Irene von Byzanz" sein müdes Klopfen zu beenden.

Nun brachte Dienstpflicht ihn aus dem Feldlager gleichfalls nach Würzburg, das er mit einem widerstrebenden Gefühl betrat. Er wußte nicht von der dortigen Anwesenheit des Königspaares, doch Gerüchte über den Kanzler waren ihm ans Ohr geraten, die er umsonst aus seinem Kopf zu drängen suchte. Was sie raunten, erschien ihm undenkbar, aber als er sich bei dem Bischof Konrad meldete, konnte er die Lippen nicht verschlossen halten, von ihnen zu schweigen. Wider die Gewohnheit allein in seinem Schreibgemach mit einem eigenhändigen Brief beschäftigt, hörte der Kanzler ihn an und versetzte lächelnd: „Es mangelt heute mir an Zeit, morgen will ich dir darauf erwidern; primum vivere, Ludolfe, deinde philosophari."

In der Nacht mißbrauchte Ludolf von Moringen das in ihn gesetzte rückhaltlose Vertrauen seines Wohlthäters und väterlichen Freundes, doch er konnte nicht anders. Heimlich suchte er in der Schreibstube des Kanzlers nach dem Brief, fand ihn vollendet, mit dem Wachssiegel verschlossen und las darauf die Aufschrift: „An des römischen Königs Otto des Vierten Majestät." —

Dezember war's, und am nächsten Morgen brach der Winter herein. Der Bischof Konrad celebrierte in der Domkirche eine Messe, nach deren Beendigung er den geistlichen Ornat ablegte und sich zum Schutz gegen den scharfen Ostwind in ein Pelzgewand von kostbarem Grauwerk kleidete. So trat er aus dem Portal hervor, seiner Wohnung auf der jenseits des Mainflusses hochthronenden Feste Marienberg zuzuschreiten, ging durch die breite Domstraße der alten, mit vielen Steingebilden von Heiligen geschmückten Brücke entgegen. Ziemlich leer lag die Straße, nur an der Einmündung einer Nebengasse bildeten zwei Ritter, Bodo von Ravensburg

und Heinrich Hund von Falkenberg, mit einigen Waffenknechten ein kleines Häuflein; unweit von ihnen stand Ludolf von Moringen, die Rückkunft des Bischofs erwartend. Ihn befiel's, wie dieser herannahte, seltsam mit einer Erinnerung; der Wind trieb mehr und mehr sich verdichtendes Schneegewirbel über die Dächer herab, und plötzlich erscholl laut von rechts her der Gesang eines Vagantentrupps:

„Vita brevis, brevitas in brevi finietur,
Mors venit velociter et neminem veretur,
Omnia mors perimit et nulli miseretur —
Surge, surge, vigila, semper esto paratus!"

Es hieß, zu jener Stunde habe auf dem Turm des Hildesheimer Domes schwerdröhnenden Tones die große Glocke Cantabona von selbst angeschlagen.

In überschneitem Pelzkleid, einem wandelndem Schneemann ähnelnd, näherte sich der Bischof, und im Gedächtnis klang's Ludolf auf, wie er und seine Genossen ihn zuerst im Wald vor dem Kloster Ringelheim mit dem kecken Zuruf: „Ein Schneemann!" begrüßt hatten.

Da schlug ihm plötzlich ein anderer Ton ans Ohr, und es geschah etwas vor seinen Augen. Ein Klirren war's und ein Aufblinken von Schwertklingen zwischen den niederschwebenden weißen Flocken.

Er sah's, und sein Verstand sagte ihm sofort, was es bedeute. Gleichfalls sein Schwert vom Gurt reißend, wollte er vorspringen — aber seltsam stand er einen Augenblick wie gelähmten Fußes festgebannt. Vor verworrenen Sinnen schritt ihm vom Dom her eine fremdveränderte Gestalt entgegen, aus deren Anblick es ihn zuckend durchfuhr, es sei der Kanzler des römischen Königs Otto von Braunschweig. Seitwärts verhallte noch dumpftönig der Gesang der Vaganten: „Surge, surge, vigila, semper esto paratus!"

Nun löste sich der Bann, der Ludolf von Moringen wie ein erstarrender Krampf umfesselt gehalten, er führte aus, was er gewollt, sprang mit emporgeschwungenem Schwert vor. Doch zu spät — um einen Atemzug früher hätte er vielleicht den Bischof Konrad von Würzburg zu retten vermocht, der in diesem Augenblick, von den Schwertern derer von Ravensburg und Falkenberg durchstoßen, rückwärts zu Boden schlug. Zwei der staufischen Sache treu Ergebene waren es und Anverwandte des geblendeten Domdechanten Heinrich von Glinden, im Handumdrehen jetzt mit ihren Knechten durch den dicht fallenden Schnee verschwunden.

Nah vor dem Thor des alten „Bruderhofes" hatte die blutige That sich zugetragen, die Insassen stürzten aus ihm hervor, wehklagendes Volk erfüllte im Nu die Domstraße. Den schon tot erscheinenden Bischof hob Ludolf von Moringen mit einigen der Brüder vom Boden, sie trugen ihn in ein Gemach des Hofes und legten ihn dort auf ein Ruhbett.

Unverkennbar war Konrad von Querfurt zu Tode getroffen, aber doch noch nicht völlig entseelt. Das Leben flackerte noch einmal in ihm auf, seine Lider öffneten sich, und kurz sah er mit reglosen Augen in Ludolfs schluchzend über ihn gebeugtes Antlitz. Dann gewann er noch die Kraft, nach dessen Hand zu fassen, sie fest zu umklammern, und so brachte er mühsam von schon sich blaß entfärbenden Lippen die Worte: „Et quorum pars magna fui —" (Und wovon ich selbst ein großer Teil war).

Eine Stelle aus dem großen Epos des Virgilius war es, Worte vom Äneas gesprochen, wie er vom Untergang Iliums berichtet; sie gingen noch durch den Kopf des Sterbenden, und zweifellos wollte er damit besagen, welch große Bedeutung sein Leben für die Geschehnisse seiner Tage besessen habe. Doch seine Sinne wurden verworren, offenbar überkam ihn noch ein letzter, von ihm aufgefaßter Gehöreindruck. Er mußte den Gesang der Vaganten vernommen haben, der ihm eine ferne Jugenderinnerung an das Goliardengedicht aufweckte, in dem der Ritter und der Kleriker ihren Wettstreit vor dem Schiedspruch des Gottes Amor führten. Denn, zwar nur noch halbverständlich, murmelte er: „Clericus aptior ad amorem —" (Der Kleriker besser zur Liebe geschaffen).

Danach blieb er einen Augenblick stumm, dann aber fügte er deutlicher hinterdrein: „Placida — formosa — "

Sein Atemzug ward unhörbar, und die Lider fielen herunter. Doch noch einmal schlug er sie auf, blickte Ludolf von Moringen groß an und sagte mühsam in deutscher Sprache: „Ich will der Rose von Hildes-

heim — einen Gruß von dir bringen — Ludolf — Ostermant —"

Die letzten Worte Konrads von Querfurt waren es; ein Seufzer rang sich noch aus seiner Brust und das Leben verließ sie. Nach einer Weile schloß unwillkürlich die Hand Ludolfs leise dem Toten die offen verbliebenen Augen zu.

Dann stand König Philipp neben ihm, der sich unten in der Stadt nicht weit entfernt befunden hatte und herzugerufen worden war. Bei dem Anblick der Leiche brach er in Thränen aus, ergriff ihre erkaltete Hand, doch ohne Worte. Nur einmal wandte er mit einer kurzen Bewegung gegen Ludolf den Kopf und sprach: „Bringt der Königin die Trauerkunde auf die Burg."

Sichtlich hatte er den Angesprochenen nicht erkannt, der, ohne deutliche Besinnung dem königlichen Geheiß nachkommend, davonging. Mit abwesenden Gedanken überschritt er die alte Steinbrücke, weiß und dicht vom windgetriebenen Flockenschwall beladen, als wolle der Schnee ihn mit unter dem winterlich die Erde deckenden Bahrtuch begraben. Frostig schüttelte es seine Glieder, ihn bis ins Mark durchschauernd; aus der kalten Totenhand des Bischofs Konrad, die er noch in der seinigen fühlte, floß es ihm, einer schleichenden Eiswelle gleich, ins Blut. Sein Wohlthäter war's gewesen, der einzige auf Erden, der sich aus seiner Höhe menschlich zu ihm herabgeneigt, von dem manchmal ein Gefühl wie ein warmer Anhauch über ihn gekommen. Den hatte er ohne Beihilfe Mörderhänden überlassen —

Im Augenblick der That war's ihm nicht zum Bewußtsein gekommen, doch jetzt stand's deutlich vor seiner Erkenntnis. Vielleicht wär's ihm möglich gewesen, den Bischof noch zu schützen.

Aber um eines Gedankens Dauer hatte sein Arm gezögert, festgehalten von sinnverworrener Vorstellung, ein heimlicher Verräter an den Hohenstaufern sei's, gegen den die drohenden Schwerter aufzuckten. Dann war es zu spät geworden.

Nein, er allein hätte ihn wohl nicht mehr zu retten vermocht, doch, ihn verteidigend, mit ihm sterben können, mit dem stolzen Gefühl, ein wert- und inhaltleeres Leben wenigstens gut zu enden.

Bis ins Herz schnitt ihm die eisige Kälte dieses Lebens, das er noch weiter forttrug; unbewußt von den Füßen vorwärts bewegt, war er zur Feste Marienberg emporgekommen. Sein Kopf hatte das Gedächtnis verloren, weshalb, was er hier solle und wolle; aus leeren Augen starrend, ging er zielvergessen über den großen, verschneiten Burghof.

Da schlug ihm auf einmal aus der Stille umher etwas ans Ohr, jäh eine Erinnerung aufweckend, wundersam herzdurchbebend und schreckvoll lähmend zugleich. Ein Ruf, den er schon so gehört und auch in der gleichen Umgebung. Nah vor ihm hob sich die Palastreppe empor — er war auf der Winzenburg —, und dicht seinem Ohr vorüber klang's aus hochaufjubelnder Brust: „Philippos — Philippos!"

Nein, nicht dieselben Worte, nur der gleiche glückselig aufjauchzende Ton. Betäubt stand er mit weitoffenen Augen — ein Ruf der Liebe aus tiefstem Herzen war's gewesen, ihm das eigene Herz im Innersten durchzitternd — doch nicht den Namen Philipps von Schwaben ausstoßend, sondern — im Ohr klang jetzt erst der Schall ihm verstanden nach — seinen Namen —

Selig jubelnd hatte es gerufen: „Ludolf — Ludolf!"

Unter einer geöffneten Thürwölbung des Palas traf nah sein Blick auf ein jugendschönes, blondumlocktes Angesicht, das ihn mit einem Freudenstrahl blauer Augen ansah. Doch nicht, wie auf der Winzenburg Irene von Byzanz dem rückkehrenden Geliebten, flog es ihm entgegen; verstummt nun, scheu zagend und atemlos blieb es ohne Regung auf der Schwelle.

Aber so kurz nur, wie der nächste Herzschlag Ludolfs von Moringen, ein übermächtig aufklopfender, als wolle er die Brustwandung zersprengen. Dann hielt der junge Ritter die holde Frauengestalt mit den Armen umschlungen, riß sie wie ein Sturmwind mit sich durch die Thür eines Gemaches. Von Schwindel überwältigt, glitt sie auf einen Sitz nieder, doch er kniete vor ihr am Boden und drückte stumm das Gesicht gegen die Knie des jungen Mädchens, das seit drei Jahren seinen Namen trug. Und wortlos eine lange Zeit hielt Jutta von Moringen ihre Hände auf den Scheitel ihres vorm

Altar zu Augsburg ihr anvermählten Gatten gedrückt.

Er gedachte nicht an die Botschaft, die er auf den Marienberg überbringen sollte, gedachte in dieser Stunde sogar nicht mehr des Todes, der ihn zu neuem Leben hierher gebracht. Die Königin Irene erhielt aus anderem Mund die Trauerkunde und eilte durch den Schneesturm zum Bruderhof hinab. Auch sie erfaßte die Hand des Toten und sagte schluchzend: „Mein Oheim —“ Mehr sprach sie nicht, verhielt wie ihr Gemahl, was stumm ihre Brust bewegen mochte.

Ludolf ließ einmal, plötzlich zusammenfahrend, den Arm vom Nacken seines jungen Weibes herabfallen und sagte hastig: „Bleib, Jutta, ich komme rasch wieder zu dir.“ Mit atemloser Schnelligkeit begab er sich in das Schreibgemach Konrads von Querfurt, suchte wie in der Nacht nach dem an den König Otto gerichteten Briefe und warf eilig den aufgefundenen, mit dem Siegel verschlossenen zwischen die brennenden Holzscheite des Kamins.

Am Abend noch ließ die Königin Irene Ludolf von Moringen zu sich berufen. Allein, mit ernster Trauer im Antlitz, empfing sie ihn, doch ihm die Hand darbietend, sprach sie freundlich: „Ich hatte dich doch richtig erkannt, Ludolf, du hast heute gut gemacht, was du gefehlt. Die Liebe ist das Höchste des Menschenlebens, das einzige Glück, das wir selbst uns schaffen können; sie gilt's sicher und treu zu hüten in dieser schlimmen Zeit der Untreue. Ich habe meinen Gemahl gebeten, daß du mich mit deinem Weibe zum Hohenstaufen zurückbringen und als Burgwart dort meine Kinder und mich beschirmen mögest wie ehemals auf der Win-zenburg. Jetzt will ich dich nicht länger bei mir halten, denn deine Frau wartet auf deine Rückkunft.“

Bei den harten Konsonanten der „Winzenburg“ hatte sie doch immer noch leicht mit der Zunge angestoßen, sonst aber weit über ihre zwanzigjährige Jugend hinaus mit einer wundersamen frauenhaften Hoheit gesprochen. Nur zu den letzten Worten spielte trotz dem Ernst ihres Antlitzes ein kaum merkbares leises Lächeln um die Lippen Irenes von Byzanz.

* *
*

Diese Blätter haben einiges aus dem Lebensgange des Bischofs und kaiserlichen Kanzlers Konrad von Querfurt verzeichnet, eines Mannes von höchster Bedeutung für seine Zeit und seltenster Begabung durch die Natur, in dessen Inneres jedoch niemand einen Einblick gewonnen, das widerspruchsdunkle Rätsel seines Geistes und Wesens aufzuhellen. Vielleicht war der alte Dompropst Herbord in Hildesheim der Lösung am nächsten gekommen, als er nach der Lesung des wundersamen Berichtes seines vormaligen Schülers von den klassischen Stätten des römischen Altertums aus schweigsamen Gedanken vor sich hingesprochen: „Cogitationis nimia ubertas — phantasia — Danaum donum.“

In einem Testament bestimmte der Bischof Konrad die Hälfte seines hinterlassenen, großen persönlichen Reichtums dem Ritter Ludolf von Moringen, „aus Schuld der Dankbarkeit dafür, daß dieser ihm im Morgenlande das Leben gerettet habe.“ Seltsamerweise hatte der Erblasser selbst sich gleichfalls dieser weit übertreibenden Täuschung hingegeben; wie er zu solcher Meinung gekommen war, vermochte der so reich Bedachte nicht zu begreifen, und ebenso erfuhr er niemals, wodurch er trotz seinem schweren Vergehen in Hildesheim die Verzeihung des Bischofs erlangt hatte und stetig höher in dessen Gunst und Vertrauen aufgestiegen war.

Mit der wiedergekehrten freundlichen Zuneigung der Königin Irene für ihren einstmaligen deutschen Sprachlehrer auf der Winzenburg hatte sich nun auch König Philipps Vertrauen Ludolf von Moringen zugewandt, der fortan Amt und Pflicht des Burgwartes auf dem Hohenstaufen versah. Dort gab Frau Jutta bald nacheinander zwei Söhnen das Leben, während dem Königspaar nur Töchter zu teil wurden. Als die Knaben sich ihrer Füße bedienen gelernt, trieben die um einige Jahre älteren Königskinder täglich ihr fröhliches Spiel mit den Ritterkindern im Zwingergarten der alten Burg Friedrichs von Büren. Glücklich sah ihnen die Königin Irene zu, an schönen Festtagen zusammen mit ihrem Gemahl. In dieser Heimatstille kannten sie nicht Unterschied des Ranges und Standes, aus den Augen bei-

der sprach, das einzige wahre Menschenglück ruhe auf der Liebe von Mann und Weib, dem sonnigen Frieden des Hauses. Und aus den Augen Ludolfs und Juttas von Moringen redete das Gleiche.

Doch immer nur kurze Zeit dauerte das Verweilen König Philipps, der Kampf im Reich setzte sich ununterbrochen fort und nötigte ihn stets aufs neue ins Feldlager zurück; manchmal nahm er Ludolf als treuesten Begleiter und klugen Ratgeber mit sich. Wie aber die Jahre weiter gingen, neigten sich ihm mehr und mehr die Wechselgunst des Krieges und alle Gemüter des deutschen Volkes, selbst die seiner Gegner zu. Und im Frühling des Jahres 1208 blieb kein Zweifel mehr, die Hohenstaufermacht behaupte den Sieg, die Kraft ihres welfischen Widerstreiters sinke gebrochen zu Boden.

Da traf am Sonnenwendtag in einem Gemach der bischöflichen Pfalz Babenberg über der Stadt Bamberg den ahnungslos dem hereintretenden Pfalzgrafen Otto von Scheyern freundlich entgegenschreitenden König Philipp das Mörderschwert, durchschnitt ihm die Schlagader am Hals, und er stürzte tot zu Boden. Nicht der gewaltigste, doch der edelste von allen Hohenstaufern, denen fast allen das Schicksal den Tod in Jugendblüte verhängte. So starb auch er genau im Alter seines Bruders Heinrich und wie dieser in dem Augenblick der Erreichung seines Zieles.

Durch eine Schandthat, deren Beweggrund nie aufgehellt worden. Vollführte grenzenloseste Roheit sie oder der Wahnsinn? Mit ihr klingt zum erstenmal der Name Wittelsbach in der Geschichte auf.

Ludolf von Moringen brachte die Königin Irene mit ihren Kindern von Bamberg nach der Hohenstaufenburg. Ohne Thränen legte sie den langen Weg zurück, doch um zwei Monate später geleiteten Ludolf und Jutta sie ins Elzthal zur Gruftkapelle des Klosters Lorch nieder, auf dem Waldweg, den sie im jungen Sommer ihrer Liebe auf weißem Maultier als ein Wunder von Menschenschönheit oftmals an der Seite ihres Gatten glückselig hinabgeritten. Auf ihren Grabstein setzten die Mönche die Inschrift: „Die griechische Maria“, sie der Nachwelt als ein irdisches Abbild der Himmelskönigin zu verkünden. Eine Stauferin geworden, ruhte sie bei den Staufern.

Nur ein Jahrzehnt lang hatte das hohe Liebesglück ihrer Ehe gedauert. Ein namenloser Dichter sang damals im deutschen Land zum Schluß seines großen Gedichtes vom Untergang der Nibelungen:

Mit leide was verendet des kuniges hôhzit,
als ie diu liebe leide ze allerjungeste git.

König Philipp hatte keinen Sohn hinterlassen; in der schreckensvollen Wirrnis, die sein jäher Tod über das Reich brachte, erschien allen jetzt Otto von Braunschweig als der einzige Halt und Schutz vor dem allgemeinen Verderben, und selbst die staufisch Gesinnten huldigten König Otto dem Vierten. Als unbestrittener Kaiser stand er plötzlich da, und jetzt traf alsbald **ihn** der Bannfluch des heiligen Vaters Innocenz des Dritten.

Auf den September berief König Otto einen Reichstag nach Frankfurt. Da trat in den Saal der Fürstenversammlung auch ein zehnjähriges Mägdlein, „die der Speirische (geistliche) Herr hereinführte,“ der nunmehrige kaiserliche Kanzler, Bischof Konrad von Speier. Die „Braunschweiger Reimchronik“ berichtet davon:

König Philippus Töchterlein
Trat da mitten vor die Reihn,
Wo gegenwärtig der König war
Und die Fürsten allzumal.
Und in gar züchtiglicher Art
Legt sich Beatrix, das Mägdelein,
Das so schön war und so fein,
Vor des Königs Füßen nieder.

So erhob sie schluchzend und weinend vor Kaiser und Reich Klage wider den Mörder ihres Vaters, forderte Gerechtigkeit und rächende Vergeltung, „und alle weinten mit der Jungfrau“. Und unter Beipflicht aller Fürsten sprach König Otto die Acht über den Pfalzgrafen Otto von Scheyern und „legte ihn friedlos“.

An dem Rachezug gegen den Mörder beteiligte sich auch der Ritter Ludolf von Moringen. Von Norden her blickte die Burg Witilinspach auf das Lechgefild bei Moringen hinüber, wo einst im Mai Philipp von Schwaben „den glückvollsten Tag seines Lebens“ begangen; sie ward erstürmt und vom Erdboden vertilgt, daß kein Stein von ihr blieb. Ottos von Wittelsbach abgeschla-

genes Haupt aber wurde in die Wellen der Donau geworfen und der Rumpf seines Leichnams unbestattet den Raubvögeln preisgegeben.

Hatte doch anderes als politische Berechnung den wilden Sohn Heinrichs des Löwen zu seiner versuchten Gewaltthat auf der Winzenburg angetrieben, und fand er etwa das zauberische Bild der Mutter in der Tochter wieder, die „so schön und so fein“ war? Seltsames jedenfalls geschah: als ein halbes Jahrzehnt vergangen, warb König Otto um das liebliche Mägdlein, das auf dem Frankfurter Reichstag bittend vor ihm niedergekniet war, und die älteste Tochter Irenes ward zur deutschen Kaiserin. Doch nur für eines Augenblickes Dauer, ihr Name, die „Glückliche“, bewährte sich nicht. An unbekannter Krankheit verschied sie jähen Todes am vierten Tage nach ihrer Vermählung.

Alle Töchter König Philipps waren bestimmt, Kronen auf dem Scheitel zu tragen. Kunigunde von Hohenstaufen ward Königin von Böhmen, ihre jüngere, nach vielfältigem Brauch der Zeit der ältesten gleichbenannte Schwester Beatrix die Gemahlin des Königs Fernando des Dritten von Kastilien. Um ein halbes Jahrhundert später sollte die mütterliche Abkunft aus staufischem Blut ihrem Sohn Alfons kurze Zeit lang zum Scheinnamen des „römischen Königs“ verhelfen.

Nach dem Tode der Königin Irene vermochten Ludolf und Jutta von Moringen nicht, auf der für sie wie zu einer Totenstatt verödeten Hohenstaufenburg zu bleiben. Mit der reichen, ihm aus der Hinterlassenschaft des Bischofs Konrad zugefallenen Habe erkaufte er sich auf einer Nachbarkuppe eine ansehnliche Burg und benannte sie, sich stets als Dienstmann des hohen Geschlechtes fühlend, Staufenburg.

Nur ein einziger männlicher Nachkomme dieses Geschlechtes war noch auf Erden, doch in noch kraftvollem Mannesalter erlebte der Ritter Ludolf von Moringen, daß vom fernen Süden, aus dem Märchenland der Einbildungskraft Konrads von Querfurt, „das Kind von Apulien“ über die Alpenberge ins Reich gezogen kam und als Kaiser Friedrich der Zweite in seine Väterburg auf dem Hohenstaufen einritt.





Der Marktplatz mit der deutschen Gesandtschaft in Tanger.*

Bilder aus Marokko.

Von

Karl Eugen Schmidt.

(Nachdruck ist untersagt.)

Die Ankunft in Tanger.

Am frühen Morgen verließ ich Cadiz, um auf dem „Joaquin Pielago", einem kleinen Dampfer, mit dem ich schon vor vier Jahren dieselbe Reise gemacht hatte und der durch den Krieg mit Amerika plötzlich aus seiner friedlichen Laufbahn zwischen Cadiz, Tanger und Gibraltar herausgerissen und zum Kriegsschiff gemacht worden ist, nach Afrika hinüberzufahren. Wie Venedig scheint auch Cadiz unvermittelt aus dem Meere aufzusteigen, denn das dahinterliegende Lagunenland erhebt sich kaum über den Meeresspiegel und ist vom Meere aus ganz unsichtbar. Langsam versinken die weißen Häuser mit ihren bunten Balkonen und ihren lustigen Aussichtstürmchen, den Miradores, hinter uns im Meer, und bald sind nur noch einige Kirchtürme zu sehen.

Wir fahren längs der spanischen Küste in südöstlicher Richtung hin, und nachdem wir die felsigen Gestade genügend betrachtet haben, schauen wir uns etwas an Bord um. Der Dampfer ist in England gebaut, was uns weiter nicht in Verwunderung setzt, denn alle Errungenschaften dieses Jahrhunderts müssen den Spaniern erst vom Auslande her aufgedrängt werden. Aber es giebt doch genug Spanisches auf dem „Joaquin Pielago". Was dem an deutsche, eng-

* Die Abbildungen sind Reproduktionen nach photographischen Aufnahmen von W. Brauer.

lische und andere nordeuropäische Dampfer gewöhnten Reisenden im Mittelmeer allenthalben auffällt, das ist der an Deck wie im Salon in reichlichem Maße sichtbare Schmutz; außerdem riecht es auf spanischen Schiffen entsetzlich nach Gazpacho, einem für nordische Riechorgane unerträglichen Gericht, das aus einer Brühe von Olivenöl und Wasser, Knoblauch, Zwiebeln, Kichererbsen und nochmals Knoblauch besteht. Der Spanier hält große Stücke auf dieses sein Leibgericht, das in seiner Wertschätzung dicht neben der Olla Potrida steht, und sieht den Fremdling, der darob geringschätzig oder gar verächtlich die Nase rümpft, für einen Barbaren an. Spanisch ist auch ein im Salon aufgehängtes eingerahmtes Schriftstück, worin der Erzbischof von Madrid und Alcalá in spanischer und lateinischer Sprache verkündet, daß ihm von der „katholischen und allgemeinen Inquisition“ eine Mitteilung gemacht worden sei, wonach der Direktor der Compañia transatlantica, „unterthänigst zu Füßen des heiligen Vaters hingestreckt“, gebeten habe, man möge den Angestellten und Reisenden auf den Dampfern der Gesellschaft während der Reise gestatten, die Fastenvorschriften beiseite zu setzen, weil dies oft nicht anders zu machen sei. Darauf habe dann der heilige Stuhl gnädigst diese Vergünstigung bewilligt und nur drei Fastentage im Jahre ausgenommen. Wer sich über diese Dinge auf Passagierdampfern wundert, dem sei mitgeteilt, daß die fromme Compañia transatlantica keinem anderen gehört als der Gesellschaft Jesu, die auch sonst überall in Spanien an der Spitze von geschäftlichen Unternehmungen steht.



Die große Moschee von Tanger.

Ganz anders als Cadiz sieht Tanger aus, wenn man sich der Stadt zu Schiff nähert. Wie auf der gegenüberliegenden spanischen Seite ziehen sich bedeutende Höhen am Meeresufer hin, und die Stadt ist an einen amphitheatralisch ausgebuchteten Berg angebaut, so daß ein Haus auf dem anderen zu stehen scheint. Auf dem höchsten Punkt der Stadt liegt zur rechten Hand die Kasbah, die vom Gouverneur bewohnte Burg mit ziemlich wackeligen Mauern und Zinnen, die sehr malerisch aussehen, aber wohl von gar keiner militärischen Bedeutung sind. Wie die andalusischen Städte ist auch Tanger ganz mit weißangestrichenen



In der Hauptstraße von Tanger.

Häusern angefüllt, aus denen sich die mit bunten Azulljos bekleideten schlanken Minarets erheben, und diese hellleuchtenden Mauern nehmen sich gut aus zwischen dem blauen Meere im Vordergrunde und den grünen Gärten und Hainen, welche die Stadt landeinwärts umgeben. Zur Linken dehnt sich ein sandiger gelber Dünenstrand, wo außerhalb der Stadtmauern einige Hotels und andere europäische Wohnungen errichtet sind. Gleichfalls außerhalb der Stadt sieht man weiter oben weiße Villen aus grünen Gärten herauslugen, in denen die Gesandten der fremden Mächte und die europäischen Kaufleute ihren Wohnsitz haben.

Der seichte Hafen gestattet den Schiffen nicht das Näherkommen, ja, als ich vor vier Jahren hier war, konnten nicht einmal die Ruderboote bis dicht an den Strand heranfahren, weshalb die Passagiere von den Ruderern an Land getragen wurden. Jetzt hat man eine Landungsbrücke errichtet, welche die Landung vereinfacht, aber die Kaufmannsgüter werden immer noch auf dem Rücken der Hafenarbeiter von den Kähnen an den Strand gebracht. Die Ruderer und Arbeiter sind zum großen Teil Juden, kenntlich durch ihr europäisches Kostüm oder durch einen schwarzen Fes ohne Quaste. Durch die starkbewegte See, deren weiße Wogenköpfe von Zeit zu Zeit neugierig in das Boot hereinguckten und mich und meine Siebensachen gründlich durchnäßten, wurde ich an die Landungsbrücke gerudert, wo sich die ganze Schar der auf Fremdlinge fahndenden Hoteldiener, Führer, Gepäckträger u. s. w., auf mich als das einzige mit dem Dampfer angekommene Opfer stürzte und mich mit einer Flut von Fragen und Anpreisungen überschüttete:

„Monsieur, venez avec moi à l'hôtel Continental, le meilleur à Tanger!“

„Oiga, señor, la fonda de España es la mejor y la mas barata!“

„If you want a good hotel, sir, let me bring you to the New-York!“

Sogar in gebrochenem Deutsch wurden mir die Gasthäuser empfohlen, und wenn ich nicht durch eine Empfehlung ein Hotel

gekannt hätte, so wäre ich gegenüber diesem vielsprachigen Angriff in einige Verlegenheit geraten. Trotzdem ich dem Burschen, der mein Felleisen trug, die bestimmte Weisung gegeben hatte, mich in das Calpe-Hotel zu bringen, machte er unaufhörlich Versuche, mich zur Änderung dieses Vorhabens zu bewegen, und erst als ich Miene aufsetzte, ihm meine Habseligkeiten abzunehmen, gab er sich zufrieden. Am Zollamt saßen einige Beamte mit untergeschlagenen Beinen, die meinen Gruß mit freundlichem Lächeln erwiderten und mich ohne weiteres durchließen. Im Hotel angekommen, erkundigte ich mich zunächst nach einem Führer, der mir von einem Freunde empfohlen worden war. Dieser Mann hieß Mohammed Handuschi, und nun hätten Sie einmal sehen sollen, wie verbreitet dieser Name in Tanger ist. Eine halbe Stunde, nachdem ich den Namen ausgesprochen hatte, standen in der Gasse vor meinem Hotel wenigstens fünfzehn mehr oder weniger schmutzige Kerle, angethan mit einem weißen, grauen oder braunen Kapuzenmantel, der nur das Gesicht und die nackten Unterschenkel sichtbar ließ, an den Füßen gelbe Schlappantoffeln und in den Händen Empfehlungsschreiben in aller Länder Sprachen. Alle diese Kerle behaupteten, Mohammed Handuschi zu heißen, und nur mit Hilfe einer Photographie, die mir der Freund vorsorglich mitgeschickt hatte, konnte ich den wahren Mohammed ausfindig machen.

Dies war ein junger Bursche, der geläufig spanisch, sehr gebrochen englisch und außerdem zehn Worte deutsch sprach und mich mit jener Ehrfurcht behandelte, die man großen Unbekannten entgegenzubringen pflegt. Unter seiner Führung besuchte ich die Sehenswürdigkeiten der Stadt, doch kann ich zukünftigen Besuchern von Tanger verraten, daß ein Führer nur dann nötig ist, wenn man nur wenige Tage verweilt und deshalb keine Zeit zu verlieren hat. Ich bediente mich meines Mohammeds nur die beiden ersten Tage und lief dann allein umher, obgleich ich ihn jeden Morgen vor der Hotelthür und den Tag über so ziemlich an allen Orten fand, wo ich ihn nicht zu sehen erwartete. Ganz besonders hatte er die allen Fremdenführern eigentümliche Neigung, mich zu den Verkäufern von Kuriositäten zu geleiten, von denen er jedenfalls seine Prozente erhielt. Welches auch mein Ziel sein mochte, stets führte unser Weg an einem solchen Laden vorüber, und Mohammed ermangelte niemals, mir die darin aufgestapelten Kostbarkeiten in den orientalischsten Farben zu schildern. Im übrigen war er ein bescheidener und brauchbarer Bursche, und als ich drei Wochen später nach Tetuan reiste, nahm ich ihn als Führer und Dolmetscher mit.

Auf der Straße.

Wenn man die südspanischen, von den Brüdern und Vettern der Mauren gegründeten Städte kennt, so überrascht die Bauart von Tanger weit weniger, als wenn man frisch vom Norden kommt. Die Gassen sind nicht winkeliger und enger als auf dem Abhange der Alhambra zu Granada und erinnern auch deshalb an die Kehrseite des granadischen Märchenberges, weil sie steil auf- und absteigen und in unübersehbarem Wirrwarr durcheinanderlaufen. Und die Menschen und Tiere in den Straßen haben gleichfalls große Ähnlichkeit mit den die andalusischen Gassen belebenden Wesen. Da sind vor allem die kleinen Esel, deren Lasten auf beiden Seiten überhängen, so daß sie bei dem Marsche durch die Gassen die Häuser streifen und die Vorübergehenden zur schleunigen Flucht in Hausgänge und Nebengäßchen nötigen. In Spanien wie hier werden die kleinen Grautiere so hoch bepackt, daß man von ihnen nur noch die winzigen Beinchen und den klugen Kopf mit den wackelnden Ohren sieht; oben auf dem hochbepackten Eselchen sitzt dann noch der Führer, der mit seinem Zuruf das Tier treibt und lenkt. Sattel und Zäume, Mantelsäcke u. s. w. sind den andalusischen völlig gleich, und auch die ziemlich häufigen kleinen Pferdchen unterscheiden sich wenig von der andalusischen Rasse. Es sind das lauter Abkömmlinge der gepriesenen arabischen Renner, aber wie dieses ganze fin de siècle sind auch sie entartet und erinnern nur entfernt an ihre edlen Ahnen. Die Mauren unterscheiden sich von den Bewohnern von Andalusien und Murcia nur durch ihre Kleidung; physisch sieht man ihnen auf den ersten Blick die gemeinsame Abstammung an, obgleich die

Spanier ziemlich allgemein der fleißigen Benutzung des Schermessers huldigen, während die Mauren sich durch wallende Bärte und Kopfhaare auszeichnen. Die Häuser sind außen noch einfacher als die andalusischen: dort öffnen sich doch wenigstens Balkone und Fenster nach der Straße, wenn auch die Hauptfassade dem Innenhofe zugekehrt ist; hier aber zeigen die Mauern der Häuser nach der Straße zu außer der niedrigen und nicht sehr breiten Thür als einzige Öffnungen ein paar kleine Gucklöcher, die allenfalls als Schießscharten dienen könnten.

Am Tage wimmelt und zappelt es in diesen engen Gäßchen unaufhörlich auf und ab, und bleibt man einen Augenblick stehen, um irgend einen interessanten Gegenstand zu betrachten, so kann man sicher sein, in der nächsten Sekunde einen unsanften Stoß von den Päcken eines Esels oder eines Maultiers zu erhalten. Die vom Hafenthor durch die ganze Stadt bis zum Marktthor führende Hauptstraße ist den ganzen Tag über mit abenteuerlichen Gestalten angefüllt. Mauren und Juden in blauen, weißen, braunen und schwarzen Mänteln, den roten oder schwarzen Fes auf dem Kopfe, gelbe Schlappschuhe an den Füßen, schlürfen über das holperige Pflaster, Spanier mit der ärmellosen Capa, Franzosen, Deutsche und besonders Engländer in mehr oder weniger bizarren Reisekostümen, das alles schwirrt da auf und ab, und unser Ohr wird von einem Durcheinander von spanischen, maurischen und deutschen Kehl- und französischen und englischen Nasenlauten begrüßt, wie man es sich schöner nicht wünschen kann.

Damit man ihre Herkunft sofort kennen möge, kleiden sich die eingeborenen Rassen auf verschiedene Weise. Der rechtgläubige Mohammedaner trägt übereinander mehrere Kapuzenmäntel von verschiedener Farbe: der unterste ist immer weiß, der obere kann weiß, blau, grau und wohl auch rot und grün sein; besonders die Mäntel der kleinen Jungen zeichnen sich durch prächtige bunte Farben aus. Die Füße stecken in gelben Babuchas, und auf dem Kopfe trägt der zur herrschenden Rasse gehörende Maure den vom Turban umwickelten roten Fes. Der gleichfalls rechtgläubige Riffianer, der in Europa als Seeräuber berüchtigt ist, hier aber die Rolle des Hausknechts und gewöhnlichen Arbeiters spielt, hat den rasierten Kopf, an dem nur eine über dem Ohr sitzende lange Locke von der verschwundenen Pracht zeugt, entweder unbedeckt, oder er schmückt ihn mit einer buntgestrickten Wollmütze. Der Jude ist entweder europäisch gekleidet, oder er trägt einen langen schwarzen, braunen oder grauen Rock, um den Leib eine bunte Binde und auf dem Kopfe einen schwarzen Fes ohne Quaste.

Das weibliche Geschlecht ist fast nur durch Jüdinnen in ungefähr südspanischer Tracht vertreten, die wenigen rechtgläubigen Frauen sind ganz in weiße Tücher gehüllt und sehen aus wie unförmliche Klumpen. Wer nicht barfuß geht — und das thun viele —, hat an den Füßen die gelben Pantoffeln, und nur die allerwenigsten tragen Strümpfe. Die ebenfalls nicht allgemein getragene Hose ist ein sonderbares Kleidungsstück, ein weiter kurzer, oben offener, unten an den Zipfeln mit engen Löchern zum Durchstecken der Beine versehener Sack, der ringsum und besonders hinten herunterhängt und dem mit nackten Unterschenkeln herumstolzierenden Mauren etwas Vogelähnliches giebt — etwa wie eine watschelnde Ente mit kurzen Beinchen und fast den Boden berührendem Steiß. Der Fremde wird in diesem Gewimmel von Bettlern und Gaffern kaum so sehr belästigt wie in Sevilla und Granada. Zwar giebt es auch hier Bettler genug, aber sie sind nicht so zudringlich wie ihre Zunftgenossen in Andalusien und lassen sich leichter abweisen. Um sich billig von ihnen loszukaufen, thut man gut, sich bei einem der Geldwechsler auf dem Marktplatze für einen Real maurisches Kupfergeld geben zu lassen. Der Real ist die kleinste spanische Silbermünze und sollte von Rechtswegen zwanzig Pfennig wert sein, gilt aber infolge des schlechten Standes der spanischen Finanzen kaum zwölf Pfennig. Dafür erhält man so viele Kupfermünzen, wie in die Rocktasche gehen: vierzig bis sechzig große und kleine Stücke. Wer auf Reinlichkeit hält, wird sich mit diesem maurischen Gelde allerdings nicht gern befassen, denn jedes Stück ist von einer fettigen Schmutzdecke überzogen. Meine Kupferladung brachte ich deshalb gleich an den Meeresstrand, wo ich sie im nassen Sande

gehörig scheuerte. Erst nach dieser Prozedur kann man die unappetitlichen Münzen ohne Ekel anfassen. Übrigens wird das spanische Geld neben dem maurischen überall genommen, und die maurischen



Am Marktthor in Tanger.

Silbermünzen — Stücke von einem, zwei, fünf und zehn Realen — sind an Größe und Wert den spanischen ungefähr gleich.

Der Marktplatz.

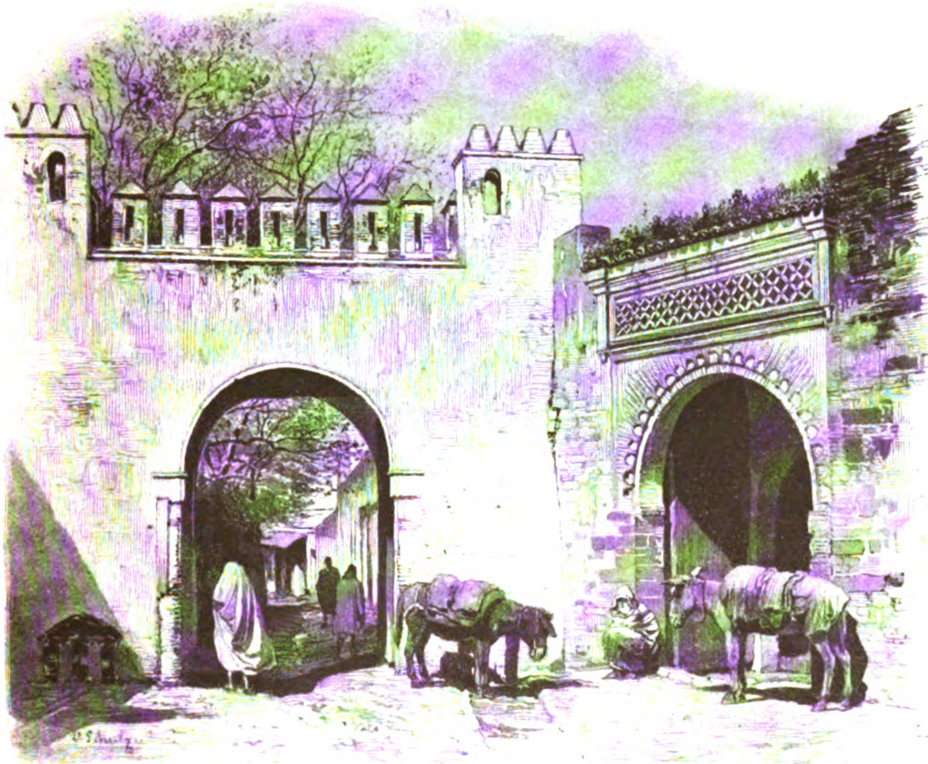
Durch den Geldwechsler sind wir auf den Markt gekommen, den die Spanier Socco, die Mauren Sok nennen. Die vom Hafen kommende Hauptstraße führt durch das Bab-el-Sok, das Marktthor, auf einen großen freien Platz auf ziemlich steil ansteigendem Gebiet, die untere Seite begrenzt von der Stadtmauer und der Gartenmauer der deutschen Gesandtschaft, die übrigen Seiten von allerlei mit dem Markt zusammenhängenden Baulichkeiten.

Auf diesem Platze werden die großen Märkte abgehalten, während der kleinere Marktplatz, wo man jeden Tag Gemüse, Fleisch und Fisch kauft, innerhalb der Stadt liegt und durch ein Thor neben dem Bab-el-Sok mit dem großen Sok in Verbindung steht.

Die Tangerianer haben sich ihr Leben bequem eingerichtet mit drei Ruhetagen in der Woche: am Freitag rasten die Rechtgläubigen, am Samstag die Juden und am Sonntag die Christen. Da nun Mohammedaner und Juden die Hauptbevölkerung ausmachen, und da diese Religionsgenossen strenge auf der Heiligung des Feiertages bestehen, so kann weder am Freitag noch am Samstag ein großer allgemeiner Markt abgehalten werden. Die Christen nehmen es nicht so genau mit ihrem Sonntag, und nur die Engländer schließen ihre Postoffice und ihre Geschäftshäuser, während Franzosen und Spanier weitherziger sind. Deshalb finden die großen Märkte in Tanger am Sonntag, Dienstag und Freitag statt, und man muß den Sok an einem dieser Tage besuchen, um das bunte Bild eines maurischen Marktes kennen zu lernen.

Der Platz des Sok selbst ist nicht gepflastert, nur fünf gepflasterte Wege ziehen sich strahlenförmig vom Bab-el-Sok aus über

den Platz, um jenseits desselben auf die nach den Vororten und Dörfern der Umgegend führenden Landstraßen zu stoßen. Diese schmalen Streifen, auf denen man keine Gefahr läuft, im Schlamm zu versinken, dienen den auf- und abziehenden Landleuten, den Käufern u. s. w. zum Überschreiten des Platzes, die Verkäufer aber halten sich auf dem größeren ungepflasterten Teile auf, der bei Regenwetter einem übelduftenden Pfuhle gleicht. Hier sitzen die Frauen auf kleinen Schemeln, vor ihnen liegen auf einem Brett Kohlköpfe, Rüben, Brot, Kartoffeln u. s. w., alles zum Teil von der unappetitlichen Jauche bespült, worin die nackten Füße der Marktleute gänzlich versenkt sind. Die rechtgläubigen Frauen und Mädchen halten das Gesicht zur Hälfte verhüllt, und zu Anfang schaut man wohl neugierig hin, wenn sich das Tuch einmal öffnet und die so ängstlich gehüteten Heimlichkeiten sichtbar werden. Hat man aber einmal hundert solche Gesichter gesehen, so kommt man zu der Überzeugung, daß diese Weiber alle Ursache haben, sich einzuhüllen und somit das männliche Geschlecht über ihre Schönheit im Zweifel zu lassen. Ja, man möchte sie bitten, doch recht sehr auf ihre Tücher zu achten und sie fest zusammenzuhalten, damit man nichts vom Gesicht zu sehen bekomme. Man sagt mir zwar hier, Bauernmädchen, welche den ganzen Tag über Wind, Sonne und Regen über sich ergehen lassen, könnten dabei nicht anders als häßlich aussehen, und die immer im Hause weilenden reichen maurischen Damen seien oft von auserlesener Schönheit. Dies ist möglich, und daß die Witterung der Haut nicht zuträglich ist, kann nicht bestritten werden, aber in Deutschland, in Spanien, in Frankreich, in Italien und überhaupt in allen europäischen Ländern sind trotzdem Bauernmädchen gar nicht selten, an deren



Innerhalb des Marktthores in Tanger.

Anblick man wohl seine helle Freude haben darf. Es mag solche auch in Marokko geben, aber dann ist es sonderbar, daß gerade sie sich ängstlich verhüllt halten, während die häßlichen ihre Züge sehen lassen: eine solche Handlungsweise läuft schnurstracks allen in der ganzen Welt üblichen weiblichen Gewohnheiten zuwider.

Es giebt aber auch schöne Frauen und Mädchen in Tanger, und dies sind die Jüdinnen. Die nordafrikanischen Juden sind überhaupt ein stolzer und schöner Menschenschlag: große, schlanke Männer mit reichem Bart- und Haupthaar, stattliche Greise von patriarchalischem Aussehen, würdige Frauen und wunderschöne Mädchen, deren üppiges schwarzes Haar, regelmäßige Gesichter, häufig blaue Augen und volle Formen den entschlossensten Christensohn zum Studium des Alten Testaments und des Talmuds bekehren könnten. Diese Jüdinnen haben sehr recht, daß sie ihre Gesichter unverhüllt zeigen, und ich vermute stark, die Maurinnen verdecken die ihrigen nur deswegen, weil sie überzeugt sind, mit den Jüdinnen nicht konkurrieren zu können. Wenn die Houris im mohammedanischen Paradiese den Jüdinnen gleichen, die ich in Tanger gesehen, so kann der Empfang gar nicht so übel sein, sollten sie aber Ebenbilder der auf Straße und Markt sichtbaren maurischen Weiber sein, so würden mich zwölf Pferde nicht hineinschleppen können!



Marokkanischer Fremdenführer.

Die Frau scheint bei dem Mauren ein bißchen die Rolle des Lasttieres zu spielen, und ich glaube nicht, daß der maurische Landmann seine Ehehälfte viel höher schätzt als seinen Esel. Diese beiden, die Frauen und die Esel, schleppen die Produkte der Felder, Wiesen und Wälder auf den Markt, und wenigstens die vierfüßigen Lastträger werden dabei mehr mit Schlägen als mit guten Worten bedacht. An Markttagen ist der ganze Sok, soweit die im Kote kauernden Weiber den Platz nicht einnehmen, von Eseln, Maultieren und Pferden angefüllt, und von den entfernteren Ortschaften kommen auch Kamele zum Markt. Alle diese Tiere werden von ihren Besitzern auf die denkbar schlechteste Art behandelt, wie denn überhaupt überall im Süden die Tierschutzvereine Arbeit genug finden könnten. Wo das Sattelzeug die Haut scheuert, liegt fast immer das rohe, blutige Fleisch zu Tage, worauf Hunderte von Fliegen sitzen und saugen, ohne daß es jemals dem Eigentümer eines so gequälten Tieres einfiele, die wunde Stelle mit etwas Fett einzureiben, um so die Fliegen abzuhalten und eine Heilung der Wunden zu ermöglichen. Erbarmen mit Tieren kennt der Südländer eben nicht, der Italiener und Spanier ebensowenig wie der Araber, und dies ist weiter kein Wunder, denn er hat kaum mehr Mitleid mit dem Menschen. Man sieht hier ganz schreckliche Krüppel, Leute, welchen die Leprose das ganze Gesicht weggefressen hat, Blinde, Lahme, Arm- und Beinlose u. s. w. Dieses Schauspiel wirkt natürlich abhärtend, und wenn man den Anblick eines menschlichen Rumpfes ohne Gliedmaßen ertragen kann, so findet man selbstverständlich nichts Auffallendes an dem geschundenen Rücken eines Maulesels. Daß es so viele Krüppel und besonders Blinde im Süden giebt, hat sicherlich seinen Hauptgrund darin, daß die Kin-

der schlecht beaufsichtigt und gepflegt werden. Kleine Kinder, die ihre Ärmchen noch nicht gebrauchen können, und an deren Augen ganze Scharen von Fliegen saugen, sind ein alltäglicher Anblick, und Mütter und Wärterinnen denken gar nicht daran, die Insekten zu verjagen. Ohne Zweifel tragen die im Süden so überaus lästigen Fliegen sehr viel zu der über die Maßen häufigen Blindheit der Eingeborenen bei.

Leute, die mit ihrem eigenen Fleisch und Blut so rücksichtslos umgehen, behandeln fremde Menschen und Tiere selbstverständlich mit schonungsloser Härte, und die hier zu Lande zahlreichen Sklaven führen ein Leben, wogegen die Ordnung in einem deutschen Zuchthause geradezu paradiesisch zu nennen ist. Zwischen ihnen und den Lasttieren besteht nicht der geringste Unterschied, sie müssen arbeiten wie diese, werden mit Schimpfworten und Schlägen angetrieben und erhalten ein Futter in einem hölzernen Trog genau wie Schweine. Die Sklaven in Marokko sind sämtlich Neger aus dem Sudan, und sonderbarerweise sehen die Mauren kein Arg darin, diese ihre Glaubensgenossen zu Sklaven zu machen, während z. B. die Juden niemals Sklaven sind. In Tanger und Tetuan giebt es zwar viele Sklaven, aber es finden keine Sklavenmärkte mehr hier statt, seit die Vertreter der auswärtigen Mächte dagegen Einspruch erhoben haben. In der Nähe meines Hotels arbeitet ein Negersklave in einer Schlosserwerkstatt, und zwar dreht der Mann neun Stunden täglich ein großes Rad. Dieser Sklave ist blind, und seine Arbeit, die sich sehr wohl mit der des im Schöpfrade, der spanischen Noria, unaufhörlich im Kreise herumgehenden Ochsen oder Maulesels vergleichen läßt, hat ihn vollständig zum Tier gemacht, so daß sein Antlitz keinen Funken von Intelligenz aufweist. Hält er von Zeit zu Zeit inne, um zu verschnaufen, so ruft ihm der Besitzer der Werkstatt ein barsches Wort zu oder giebt ihm einen Hieb mit der neben ihm liegenden Peitsche. Zu Mittag wird ihm ein hölzerner Napf mit einer Speise vorgesetzt, die dem Griesbrei oder der Hafergrütze ähnlich sieht, und nach einer Stunde Ruhe geht es wieder an die Arbeit.

Was auf dem Sok zumeist verkauft wird,



Maure aus Tanger.

ist neben den auch in Europa gewöhnlichen Gemüsen wie Kartoffeln, Kohl, Rüben u. s. w. vor allen Dingen Holzkohle und Salz, sodann auch flache runde Brote, die sehr dem australischen damper ähneln, süße Kartoffeln, die in Amerika und Australien als Gemüse, hier aber als gezuckerter Nachtisch gegessen werden, Yams, eine Art von minderwertiger Kartoffel mit zähen Holzfasern, Orangen, Bananen und anderen Obstsorten. Fisch und Fleisch muß man auf dem benachbarten Markt innerhalb der Stadtmauern kaufen. Rund um den Sok her ziehen sich Buden, welche gleichfalls mit dem Markt zu thun

haben; teils werden auch hier Lebensmittel verkauft, teils dienen sie den Bedürfnissen der Marktleute, die darin ihre Mahlzeiten kochen, ihre Tiere unterbringen und bei stärkeren Regengüssen Schutz suchen. Hier werden in großen Kesseln voll brodelndem Fett buñuelos gebacken oder vielmehr gesotten, jene aufgeblähten Küchlein, die auf den spanischen Ferias in genau derselben Weise von den Zigeunerinnen hergestellt werden, und deren nahe Verwandte die deutschen Kreppel, Fastnachtsküchelchen und Berliner Pfannkuchen sind. Auch Fische werden vor den Augen des Publikums gebraten, und die Marktleute sitzen zur Mittagszeit hauptsächlich zu gebackenen Fischen und Brot nieder.

Besonderes Interesse verdient der Fondak, die arabische Herberge, deren Namen in Spanien auf das Hotel, die Fonda, übergegangen ist. Die Gäste werden im Fondak nicht genährt, sondern finden daselbst nur Obdach für sich und ihre Tiere, Platz zum Kochen, Essen und Schlafen, kurz alles, was die spanische Venta dem Maultiertreiber bietet. Und wie die Venta ist auch der Fondak eingerichtet: ein großer viereckiger Hof, auf allen vier Seiten umgeben von einer bedeckten Galerie, die nach dem Hofe hin offen, gegen die Außenwelt aber durch fensterlose Mauern abgeschlossen ist. Hier kampiert der Maultier- und Eseltreiber mit seinen Tieren, hier kocht und ißt er, und wenn es regnet, schläft er auch hier in der bedeckten Galerie, ohne irgendwie von Esel und Maultier getrennt zu sein. Ist aber schönes Wetter, so steigt er des Abends mit Decke und Mantel hinauf auf das flache Dach, welches die Galerie bedeckt, und legt sich hier zur Ruhe nieder. Ein solcher Fondak mit den im offenen Hofe zusammenstehenden Tieren und den im bedeckten Teile beschäftigten oder rauchend und essend am Boden kauernden Arabern in ihren weiten Gewändern, mit dem herumstehenden und liegenden Kochgeschirr und Sattelzeug, bietet eines der anziehendsten und eigenartigsten morgenländischen Bilder, die man sich denken kann, und beim Anblick dieser Scene glaubt man sich in die Welt von Hauffs Märchen mit ihren Karawanen, Wüstenräubern und Haremsdamen versetzt.

Auf der Burg.

Den höchsten Punkt von Tanger nimmt, wie es sich gebührt, die Kasbah ein, eine altertümliche Festung mit wackeligen Mauern und wirklichen Kanonen, die so aussieht, als ob sie trotz Türmen und Zinnen von einem wütenden Stier sehr gut umgerannt werden könnte.

Seine Selbständigkeit hat Marokko nur den Engländern und vielleicht auch ein wenig den Franzosen zu verdanken. Die Spanier hätten ohne Zweifel schon vor Jahren das Beispiel der Franzosen in Algier befolgt und auf der Kasbah von Tanger das rotgelbe Banner Santiagos aufgepflanzt, wenn nicht der auf dem uneinnehmbaren Felsen von Gibraltar sitzende britische Löwe zu brüllen begönne, so oft Don Quixote den Mohren an den Kragen will. Denn die Engländer nehmen zwar selbst, wo und was sie bekommen können, sie können es aber nicht leiden, wenn andere Leute in ihrer Nachbarschaft lange Finger machen. In einem solchen Falle ziehen sie die Stirn kraus und sagen: Honesty is the best policy.

Oben auf der Kasbah steht der Palast des Statthalters, ein Gebäude, dessen Besuch sehr enttäuscht, wenn man hier ein Seitenstück zu der Alhambra von Granada oder zum Alcazar von Sevilla erwartet. Nur einige Vorhallen mit charakteristischen Säulen und Bogen bieten dem auf malerische Architektur fahndenden Beschauer etwas, im übrigen ist der Berg mit geflickten und verfallenen Mauern angefüllt, die anscheinend zum Teil von Europäern erbaut sind und nichts Eigenartiges an sich haben. Das Interessanteste hier oben ist das Gefängnis, eine der Hauptsehenswürdigkeiten, wohin jeder Führer den Fremden geleitet. Es ist dies ein feuchter, schmutziger und übelriechender Raum, worin einige zwanzig halbverhungerte und halbnackte arme Teufel herumkriechen, die hoffentlich felsenfest an eine fröhliche Auferstehung und an die Paradiesesfreuden glauben, um so über ihr bejammernswertes Dasein hinweggetröstet zu werden. Die Gefangenen sind mit schweren Eisenketten gefesselt, und das scheint das einzige zu sein, was die Regierung ihnen liefert;

für Kleidung und Nahrung müssen ihre Freunde und Angehörigen oder sonst mildgesinnte Menschen sorgen. Eine in Tanger



Der große Marktplatz in Tanger.

wohnende amerikanische Familie schickt täglich einige hundert Laib Brot in das Gefängnis. Ob freilich dieses Brot wirklich die Gefangenen erreicht oder aber von den wachehaltenden Soldaten unterschlagen wird, ist eine andere Frage. Die Besucher können sich durch ein starkvergittertes Fenster den halbdunklen, feuchten Gefangenenraum ansehen, und die Unglücklichen reichen ihnen strohgeflochtene Körbchen heraus, um sie zum Kaufe anzubieten. Das auf diese Weise erworbene Geld — kein Europäer kann wohl widerstehen, hier einen Silberling abzugeben — wandert vielleicht ebenfalls in die Taschen der Soldaten, aber man geht doch mit ruhigerem Gewissen weg, wenn man seinen Obolus hinterlassen hat.

Beim Heraustreten aus dem Gefängnisse gelangen wir auf einen freien Platz, von wo sich eine herrliche Aussicht bietet. Jetzt haben wir die ganze Stadt mit ihren weißen Häusern, über deren flache Dächer die mit bunten Azulejos geschmückten schlanken Minaretts der Moscheen aufsteigen, zu unseren Füßen liegen, zur Rechten zieht sich in weitem Bogen der Strand mit seinen gelben Sanddünen, denen sich grüne Gärten und weiße Landhäuser anschließen, und da unten im Hafen liegen die Schiffe vor Anker, klein und zierlich mit Masten und Rahen wie Kinderspielzeug. Weiterhin dehnt es sich leuchtend blau bis hinüber zum europäischen Gestade, wo man die weißen Häuser von Tarifa wahrnimmt. Auf der blauen Fläche zeigt sich hier und da ein weißer Punkt: das Segel eines Küstenbootes, oder ein schwarzer Streifen: der Rauch eines Dampfers.

Das ist schön, und es wäre noch schöner, wenn nicht neben uns in dem traurigen Kerker die armen Gefangenen schmachteten, deren Anblick uns zu stark bewegt hat, um eine reine Freude an dieser herrlichen Natur aufkommen zu lassen. Steil ging es jetzt wieder den Berg hinab durch Gassen und Gäßchen, die entweder ungepflastert oder so schlecht gepflastert waren, daß man sie abwechselnd gepflastert und ungepflastert wünschte, denn wenn es schon wahr ist, daß bei Regenwetter eine gepflasterte Straße der ungepflasterten vorzuziehen ist, so kann man doch auch nicht leugnen, daß ein aus tiefen

Löchern, spitzen Kieseln und dicken Wacken bestehendes Pflaster europäischen Füßen unangenehmer ist als gar kein Pflaster.

Tanger am Abend.

Über eine Woche war ich schon in Tanger, und jeglichen Tag regnete der Regen, und das Wasser verwandelte die Gassen und Gäßchen in Ströme und Bäche, die wild dahinbrausten und Tierleichen, Küchenabfälle und sonstige wohlriechende Dinge zum Meere hinabwälzten. Tanger wurde gründlich gewaschen und gesäubert, und da an künstliche Reinigung der Straßen hier zu Lande nicht gedacht wird, so ist so ein acht Tage anhaltender Platzregen wirklich ein Gottessegen für die diplomatische Hauptstadt des Kaiserreichs Marokko, wenn es auch nach dem Regen, welcher all den vertrockneten Unrat aufweicht, weder nach Veilchen noch nach Rosen duftet. Mein Tischgenosse, ein englischer Maler, der schon seit mehreren Monaten in Tanger ansässig war, hatte mir gleich in den ersten Tagen den Vorschlag gemacht, einen Abend zu einem Bummel durch die winkeligen Gäßchen der Stadt zu benutzen, aber bisher ließ es das Wetter nicht zu, daß man seine Streifzüge über die Hauptstraße mit ihrer Bristol Bar, ihrem Grand Café und den zunächst gelegenen arabischen Kaffeehäusern ausdehnte. Ich sage Kaffeehäuser, weil dieser Ausdruck nun einmal üblich ist, aber um die arabischen Cafés von Tanger zu bezeichnen, wäre das Wort Kaffeehöhle richtiger. Und Höhle sollte man von Rechts wegen hier die meisten Wohnungen, Kaufläden, Schreibstuben u. s. w. nennen, denn mit europäischen Zimmern und Sälen haben diese unglaublich engen Löcher, deren einzige Öffnung als Thür und Fenster dient, nur die allergeringste Ähnlichkeit. Ein arabischer Kaufladen scheint jenen engen Bettkasten abgeguckt zu sein, deren Bekanntschaft man auf Seereisen macht und die mit dem terminus technicus Koje, zu englisch berth oder bunk bezeichnet werden. Daß eine Koje nur eine schmale Öffnung zum Hineinkriechen hat und daß man in ihr eingeschachtelt ist wie in einem Sarge, hat seinen guten Grund, denn nur auf diese Weise ist man einigermaßen sicher, nicht von einem plötzlichen, das Schiff auf die Seite werfenden Wellenstoß aus seinem Bett geschleudert zu werden. Warum aber die Araber in diesen Zellengefängnissen hausen, ist mir unergründlich, es müßte sich denn um einen Atavismus handeln, der sie in die Sitten ihrer höhlenbewohnenden Vorfahren zurückfallen läßt.



Marokkanische Frau im Straßenkostüm.

Eines Nachmittags kam endlich die Sonne zum Vorschein und verscheuchte die schweren Regenwolken, und so konnten wir nach dem Abendessen endlich die lange geplante Expedition antreten. Die von Europäern und

Juden bewohnten Viertel sind am Abend mit weit zerstreuten elektrischen Lampen beleuchtet, die Mauren aber wollen von solchen verderblichen Neuerungen nichts wissen und ziehen es vor, bei ihren Ausgängen nach dem Einbruche der Nacht eine Laterne mitzunehmen. Selbst oben auf der Kasbah, wo der Pascha haust, herrscht am Abend eine Finsternis, die man einem internationalen Übereinkommen gemäß ägyptisch zu nennen pflegt, obgleich sie ebensogut maurisch heißen könnte. Die Gassen von Tanger sind sehr eng und sehr winkelig; das Pflaster ist ungemein holperig; die bergan führenden Pfade haben in ungleichen Zwischenräumen bald kniehohe, bald fußniedrige Stufen; von Zeit zu Zeit liegt da ein dicker und schwerer Pflasterstein; ebenso häufig kommt man an ein tiefes Loch; die Bewohner werfen ihre Abfälle, ihre toten Katzen und ihre alten Pantoffeln auf die Straße und machen hier Geschäfte ab, wozu man in Ländern mit europäischer Civilisation die geheimsten Winkel des Hauses bestimmt; das Gewirr der unaufhörlich in scharfen Ecken umbiegenden Gäßchen ist sehr geeignet, uns die Richtung verfehlen zu lassen, und alle fünfzehn Schritte führt der Weg unter einem Hause durch, wo auf den Seiten der Straße arme Teufel als unförmliche Klumpen in ihre zerlumpten Mäntel gehüllt liegen, aber besser schlafen als reiche Leute mit bösem Gewissen auf weichen Lotterbetten. Stellt man sich all dies vor und rechnet man dazu noch die in den Kehrichthaufen herumschnüffelnden oder in den Winkeln schlafenden herrenlosen Hunde, denkt man sich eine diese schöne Gegend einhüllende Finsternis, wogegen der schwärzeste Kohlengräber weiß und hell ist wie frischgefallener Schnee, so wird man staunen über die Kühnheit, womit mein englischer Gefährte und ich, nur sehr oberflächlich bewaffnet — er mit einem Spazierstock und ich mit einem Regenschirm — uns in diesem Labyrinth voller Hindernisse hinauftasteten bis zum höchsten Gipfel von Tanger, bis an den Palast des Paschas. Mit Stock und Schirm und vorsichtig entlanggeschobenen Füßen krochen wir den Berg hinauf und unterhielten uns dabei mit furchtbar lauten Stimmen, um etwaige Feinde im Hinterhalt zu dem Glauben zu verleiten, wir seien sehr starke, große und tapfere Männer, gewohnt ein halbes Dutzend Mauren zum Frühstück zu verspeisen. Diese Taktik hatte insoweit Erfolg, als die wenigen vermummten Gestalten, die wir von Zeit zu Zeit plötzlich neben uns wahrnahmen, sich ängstlich an die Mauern drückten, um die fremden Barbaren an sich vorüber zu lassen. Die Hunde dagegen schienen den Lärm als eine Herausforderung zu betrachten, und ehe wir glücklich die Kasbah erreichten, hatten wir mehrere Kämpfe mit diesen vierfüßigen Verteidigern der maurischen Festung zu bestehen, und bei einem dieser Kämpfe führte ich einen so unglücklichen Schlag auf eine an meinem Hosenbein hängende Schnauze, daß der Stock meines Schirmes zerbrach. Dies war immer noch besser, als Arme und Beine zu brechen, was uns auf diesen abenteuerlichen Pfaden gar leicht hätte begegnen können und höchst wahrscheinlich in der That begegnet wäre, wenn mein Begleiter nicht eines der größten topographischen Genies gewesen wäre, die mir je vorgekommen sind. Er fand sich in



Marokkanische Marktfrau.

dem undurchdringlichen Dunkel der Gäßchen zurecht, als ob es sich um eine Promenade am Strand zu London handelte, und so gelangten wir glücklich an das zur Festung führende Thor. Dort zündeten wir ein Streichhölzchen an und erblickten bei dem willkommenen Scheine zwei auf den Steinbänken des Thorweges liegende Klumpen. Einer dieser Klumpen rollte sich auseinander, knurrte etwas und öffnete dann das Thor.

Wie man sieht, setzt man sich in Tanger nicht der Gefahr aus, von einem Wachtposten festgenommen oder gar über den Haufen geschossen zu werden.



Thor der Burg von Tanger.

Die Burg von Tanger darf schon deshalb des Nachts nicht hermetisch verschlossen werden, weil hier weit mehr friedliche Bürger als Kriegsknechte wohnen, gerade wie dies früher auf der Alhambra zu Granada der Fall war. Innerhalb der Burgmauern liegt ein ganzes Viertel mit Kaufläden, Werkstätten, Cafés u. s. w., und deshalb öffnen die Wachtposten die Burgthore mit derselben Bereitwilligkeit, wie weiter unten die Stadtthore geöffnet werden. Das Rätsel ist nur, warum diese Thore überhaupt geschlossen werden, und da ich leider keine andere Lösung weiß, so will ich leider annehmen, daß es sich um Atavismus oder wenigstens um eine liebe alte Gewohnheit handelt. Auf der Burg ist es nach neun Uhr abends ebenso still und menschenleer wie überall in Tanger, die Plaza mit ihren europäischen Lokalen ausgenommen. Die Mauren verkriechen sich bei Sonnenuntergang in ihre Höhlen, und auf den Straßen, wo sich am Tage Menschen und Tiere im buntesten Gewimmel drängen, ist abends außer ein paar Hunden und schlafenden Bettlern nur selten ein den Weg mit einer Laterne in der Hand suchender Araber zu sehen. Diese späten Spaziergänger haben entweder wichtige Geschäfte oder sie sind böse Menschen von ausschweifenden Sitten, die den Erlös der Tagesarbeit ins Wirtshaus tragen. Ein solches Wirtshaus besuchten wir oben auf der Kasbah: ein länglicher viereckiger Raum, dessen Fußboden mit Strohmatten bedeckt ist, wäh-

rend auf in Manneshöhe angebrachten Gesimsen an den Wänden allerlei buntverzierte Gefäße stehen, die mit den gleichfalls buntbemalten Holzschnitzereien, welche an der Wand hängen, und mit den auf dem Fußboden hockenden, kauernden und liegenden, mit weiten Kapuzenmänteln und Turbanen angethanen Gästen ein höchst dekoratives Gesamtbild abgeben. In der Nähe der Thür stehen die Pantoffeln der Gäste, welche den Innenraum nur barfuß betreten, während für uns ein paar Schemel am Rande dieses mit Matten belegten Heiligtums aufgestellt wurden. Die Gäste sind lustige, zuthunliche Gesellen, die sich bemühen, mit uns ein Gespräch anzuknüpfen, welches dann erfolgreich mit spanischen und arabischen Brocken geführt wird. Wenn sie ihren ganzen Tagesverdienst hier vergeuden, so müssen die Löhne sehr gering sein, denn der Maure sitzt oder liegt drei Stunden lang im Café, trinkt eine Tasse des sehr guten und starken Getränks, bezahlt dafür fünf Centimos, was bei dem gegenwärtigen Stande des spanischen Geldes etwa drei Pfennige ausmacht, und geht dann selig heim zur Ehehälfte und Gardinenpredigt.

Der Abstieg vom Berge wurde erst angetreten, nachdem wir in den Höfen der Burg kreuz und quer herumgestolpert waren und die schlafenden Soldaten an Thor und Turm aufgeweckt hatten. Alles hier oben war dunkel, aber in jedem gegen Regen und Wind geschützten Winkel lag ein Bündel Lumpen und schlief. Stießen wir an ein solches Bündel, so rollte es etwas zur Seite, und wir vernahmen ein dumpfes Grollen, ein Zeichen, daß ein Mensch, und zwar zumeist ein Soldat, darin steckte. Bei Mondenschein hat man von der Kasbah eine feenhafte Aussicht auf die Häuser der Stadt, auf die Meeresbai und die Schiffe, aber bei unserem



Auf der Burg von Tanger.

nächtlichen Streifzug kam kein Gestirn zum Vorschein, und nur der elektrisch beleuchtete Teil der Stadt bot mit seinen weißen hellen Wänden und seinen tiefdunklen Schatten ein mysteriöses, geisterhaftes Bild, besonders wohl aus dem Grunde, weil man wegen der Enge der Gassen die Lampen selber nicht sehen konnte und nur den von ihnen ausgehenden Schein wahrnahm. Behutsam tastend stiegen wir hinab, und als wir in die spärlich erleuchteten Gassen des europäischen Viertels kamen, schien uns das hier herrschende Halbdunkel das non plus ultra aller möglichen Straßenbeleuchtung. Und dann gingen wir in die Bristol Bar und erholten uns bei einem Glase Whiskey von dieser Durchquerung des dunkelsten Winkels von Afrika — des dunkelsten Winkels von Afrika trotz Stanley und allen anderen berufsmäßigen Afrikareisenden, denn dunkler als auf der Kasbah von Tanger kann es überhaupt nicht sein.

Die Bristol Bar liegt an der vom Hafen

zum Markte führenden Hauptstraße, welche sich hier ein wenig ausweitet und so die Plaza bildet. An dieser Plaza liegen nicht weniger als drei Postämter: ein französisches, ein englisches und ein spanisches, so daß man nach Belieben spanische, englische und französische Freimarken auf seine Briefe kleben kann. Und wie die Post für drei Nationalitäten sorgt, so giebt es auch drei verschiedene Wirtshäuser an der Plaza: die englische Bristol Bar, das französische Grand Café und das spanische Café de España. Die reichen Leute gehen in die Bar, wo außer englisch auch französisch, spanisch und arabisch gesprochen wird, und die minder Begüterten nehmen mit dem Grand Café oder dem Café de España vorlieb, wo gleichfalls arabische, englische, französische und spanische Laute zu hören sind. Die Umgangssprache, welche den verschiedenen Nationen die Verständigung ermöglicht, ist das Spanische, das hier von fast allen Europäern, von vielen Mauren und von sämtlichen Juden gesprochen wird. Die Juden sind die Abkömmlinge der vor vierhundert Jahren aus Spanien vertriebenen Israeliten und haben seither an der spanischen Sprache festgehalten. Sie sprechen natürlich alle geläufig arabisch, aber unter sich bedienen sie sich ausschließlich der spanischen Sprache. Die in Tanger wohnenden Engländer stellen nach den Spaniern das bedeutendste europäische Kontingent, und da sie zumeist wohlhabende Leute sind, die aus Gesundheitsrücksichten den Winter hier verbringen, so kommt ihnen naturgemäß die vornehme Bristol Bar zu. Die Spanier sind arme Schlucker, die hier als Handwerker und Arbeiter mit den Eingeborenen konkurrieren, und die Franzosen sind Geschäftsleute oder Abenteurer. Folglich vertreten die Engländer die gute Gesellschaft, und die reichen Leute sitzen am Abend in der Bristol Bar und trinken Whiskey und Sodawasser, während die ärmeren Geschäftsleute im Grand Café und die ganz armen im Café de España bei Kaffee oder Thee sitzen. Die Gesellschaft in der Bar ist ernst, würdig und feierlich und taut nur auf, wenn man von einem Stammgast eingeführt wird, während die Leute in den beiden Kaffeehäusern den Fremdling, den sie zweimal gesehen haben, alsbald wie einen alten Schulkameraden behandeln.

Deshalb verbrachte ich meine Abende lieber im Grand Café als in der Bristol Bar, obgleich die Kaffeehausgäste wirklich sehr wenig vertrauenerweckend aussahen. Der Franzose verläßt bekanntlich im allgemeinen sein Vaterland nur, wenn er zwingende Gründe zur Abreise hat, und die im Grand Café verkehrenden Franzosen schienen alle solche zwingende Gründe zu haben: es waren mit wenigen Ausnahmen abenteuerliche Galgengesichter, und wenn diese Kunden hätten plaudern wollen, so würde ich sicherlich manchen interessanten Lebenslauf erfahren haben. Aus ihnen bekannten Gründen aber schweigen sie über ihre Vergangenheit und reden nur von der Gegenwart. Die spanischen Gäste sehen etwas ehrlicher aus, aber mehr als fünfzig Centimos hätte ich auch keinem von ihnen geliehen, und wenn sich sämtliche Stammgäste samt dem Wirte als Bürgen angeboten hätten.

Jeden Abend saß diese bunte Gesellschaft — denn außer den Europäern verkehrten viele maurische Juden und auch einige rechtgläubige Mauren im Grand Café — an den Marmortischen und spielte Lotto, und ich saß dabei und spielte mit. Jede Lottokarte kostete eine perra chica = fünf Centimos, und wenn man sich mit einer Karte begnügte, so konnte man im Verlaufe des Abends bei beständigem Pech bis zu einer Peseta — etwa fünfzig Pfennigen — verlieren. Der Wirt nahm die Nummern aus einem Säckchen und verlas sie in spanischer Sprache, übersetzte aber die Zahlen auch noch ins Französische und ins Englische, wenn ein des Spanischen unkundiger Fremdling mitspielte. Daß der spanische Einfluß überwiegt, geht auch daraus hervor, daß die spanische Zeitung von Tanger zweimal wöchentlich erscheint, während die gleichfalls in Tanger verlegten englischen und französischen Blättchen nur einmal die Woche herauskommen. In diesen Blättern stehen mitunter recht seltsame Dinge. So las ich eines Abends im „Eco Mauritano“ ohne Kommentar, in Fez seien siebenundzwanzig Menschenköpfe aus den steuerverweigernden Gegenden angelangt, und der Pascha habe gewisse Juden, obgleich es Sabbath war,

gezwungen, die Köpfe an verschiedenen Punkten der Stadtmauer als warnendes Beispiel aufzupflanzen. Man erwarte weitere siebzig Köpfe und achthundert Gefangene. Wie man daraus ersieht, sind die europäischen Steuerbeamten und Gerichtsvollzieher wahre Engel gegen ihre maurischen Kollegen.

Die Zahl der arabischen Cafés, wo nur Eingeborene verkehren, ist außerordentlich groß, da ein solches Lokal oft im höchsten Grade primitiv eingerichtet ist. Ein nackter Raum, dessen Boden mit Matten belegt ist, ein kleiner Herd zum Wasserkochen, ein paar Kochtöpfe und ein Dutzend Tassen, das ist alles, was ein angehender Cafetier in Marokko nötig hat. Indessen giebt es auch hier neben Wirtschaften für Arbeiter solche für wohlhabende und reiche Bürgersleute und für die haute volée. Diese eleganteren Lokale sind dann entsprechend größer, die Matten sind neu und bunt, mitunter liegt sogar ein Teppich oder ein Kissen da, die Wände sind bunt geschmückt, und auf rund herumgehenden Simsen stehen schön bemalte und verzierte Krüge aus Terrakotta, während Käfige mit Kanarienvögeln von der Decke herabhängen und überall buntbemalte Holzschnitzereien angebracht sind.

Eines der größten arabischen Cafés von Tanger liegt in der Nähe der Plaza, und diese Lage läßt darauf schließen, daß es der Besitzer auf den Besuch der Europäer abgesehen hat. Dies ist auch in der That so, und infolgedessen ist ein Teil des Raumes mit Tischen und Stühlen eingerichtet. Verliert das Café dadurch an Charakter, so verdient es trotzdem einen Besuch, weil hier jeden Abend die Eingeborenen ein Konzert veranstalten. Die Musikanten sitzen in einer Ecke auf dem mit Matten belegten Fußboden. Sie sind sämtlich mit Saiteninstrumenten bewaffnet, wovon einige mit dem Bogen, andere mit den Fingern gespielt werden. Zu der Musik stimmt das ganze aus acht oder zehn Mann bestehende Orchester einen über die Maßen lauten und leidenschaftlichen Gesang an. Das Auffallendste bei dem Konzert ist der beispiellose Feuereifer, womit diese abenteuerlich aussehenden Gesellen ihre Instrumente und ihre Lungen bearbeiten. Sie greifen so wütend in die Saiten, sie schreien so unmenschlich laut, ihre Bärte und Haare sind so unheimlich schwarz, der weite Mantel, der sie einhüllt, und der den roten Fes umgebende weiße Turban sehen so kriegerisch aus, sie blicken mit ihren funkelnden schwarzen Augen so wild und grausam im Saale herum, daß es uns ordentlich angst wird. Es kommt uns so vor, als ob da ein zu blutigem Kriege gegen den frechen Christenhund aufstachelndes Kriegslied gesungen würde, und da wir nicht wissen, was diese bösen Gesellen unter ihren weiten Kitteln haben, da wir kein Wort von ihrem Gesang verstehen, so fährt uns der plötzliche Gedanke durch die Seele, die ganze wilde Bande möchte auf einmal aufspringen, um uns kurzer Hand den Hals abzuschneiden. Aber die Sache ist nicht so schlimm; nachdem die rasende Musik zehn Minuten lang gedauert hat, werden die Instrumente beiseite gelegt, die Musiker stecken ihre kleinen Pfeifen an, und der Zuschauer freut sich, so leichten Kaufes davongekommen zu sein.

Nach fünf Minuten Pause geht der fanatische Musiklärm wiederum los, und jetzt, wo man die Ungefährlichkeit des Spaßes kennt, kann man sich von Zeit zu Zeit eines Lächelns nicht erwehren, wenn die Augen gar so fürchterlich blitzen und die Arme so grausam auf- und abfahren, daß die Saiten schreien wie geprügelte Schuljungen. Je länger wir bleiben, desto komischer kommt uns diese Musikerschar vor, die viel mehr zum Tummeln feuriger Rosse und zum Schwingen von Lanzen und Säbeln geschaffen scheint als zur Belustigung der Kaffeehausgäste. Gegen elf Uhr hört der Spaß auf, und behutsam tasten wir uns durch die dunklen Gassen zum Hotel zurück. An der Thür ist weder Klingel noch Klopfer angebracht, sondern hier helfen nur Fäuste und Füße, womit so lange gepocht werden muß, bis der verschlafene Kellner öffnet. Ein bißchen primitiv geht es freilich zu in Marokko, aber wenn es dort auch so wäre wie in Berlin und Paris, so würde es ja der Mühe nicht lohnen, die weite Reise zu machen.



Dante Gabriel Rossetti und sein Einfluß.

Von

A. Wilmersdoerffer.

Der Wunderblume gleich, die auf dem Campo Santo zu Pisa einer Mischung des einheimischen Bodens mit der geheiligten Erde Jerusalems entsprossen sein soll, ist das Genie des Dante Gabriel Rossetti: wie sie hervorgeblüht aus der Verschmelzung fremdartiger Elemente.

Gleich groß als Dichter wie als Maler steht Rossetti vereinzelt da in der Geschichte der modernen Menschheit. Dieser vor siebzig Jahren in London geborene Italiener, dessen Vater, aus der Heimat flüchtend, in England eine Freistatt gefunden hatte, wurde für England zum Erwecker einer neuen Kunst weil er eines jener rätselhaften Genies gewesen, die, aus dem Urquell ihres Wesens schöpfend, der Welt die Dinge in einem neuen Lichte zeigen, und deren Werke deshalb wie Offenbarungen wirken müssen.

Sein Einfluß auf die englischen Künstler und Dichter seiner Zeit war ein fast wunderbarer, seine Kunstleistungen wurden zur befreienden That; er, vor allen, erlöste die englische Malerei jener Zeit aus den Banden des öden Klassicismus und der spießbürgerlichen Sentimentalität, in die sie versunken war, und erschloß seinen schönheitsdurstigen Jüngern neue, glänzende Gefilde in dem Zauberlande der Romantik. Ihm war die Romantik kein schemenhaftes Schattenland, sein glühendes, phantasiereiches Dichterherz fand hier vielmehr die echte Heimat, und die verblassenden Gestalten der Vergangenheit belebten sich aufs neue, da er ihnen den Pulsschlag seines leidenschaftlichen Empfindens verlieh.

Seine Gedichte sowohl wie seine Bilder haben ihren Ursprung fast ausschließlich in seinem eigenen Wesen und tragen kaum Spuren fremden Einflusses an sich; er war eine machtvolle, ganz auf sich gestellte Individualität, und zugleich auch eine geistige Kraft ersten Ranges. Seine Werke verraten in ebenso hohem Grade den vornehmen, klaren Denker wie den phantasiereichen Schöpfer. Eine seltene Vereinigung glänzendster Eigenschaften verlieh seiner Persönlichkeit unwiderstehliche Anziehungskraft und bestimmte ihm die Führerrolle. „Ihn kennen heißt sein Jünger sein," sagte ein glühender Bewunderer von ihm; und Burne-Jones, sein großer Schüler, nannte ihn im Überschwang jugendlicher Begeisterung den größten Mann Europas. Daß seine Schöpfungen, vermöge ihrer Originalität, einen Teil der Malerwelt der Gegenwart stark beeinflußt und die Kunst für alle Zeiten bereichert haben, steht wohl außer allem Zweifel. Hat er es doch verstanden, wie kaum einer vor ihm, die Liniensprache zu einer Sprache der Leidenschaft zu machen. Das tritt am deutlichsten in einigen seiner kleinen, scharf umrissenen Bilder, wie „Launcelot und Königin Guinevera an König Arthurs Grab" und dem sich auf einem Turmsöller umarmenden Liebespaar, hervor, auf denen jeder Pinselstrich von elementarer Leidenschaft berichtet. Aber das ist nicht alles; er hat auch den bestehenden Farbensystemen ein neues hinzugefügt, das, wie Ruskin sagt, „auf den Principien der Manuskriptillumination beruhend, seinen Bildern die schönsten Eigenschaften der Glas-



D. G. Rossetti: Ecce Ancilla Domini (Die Verkündigung).
(Copyright by Frdr. Hollyer. London, 9 Pembroke Square, Kensington.)

malerei verleiht, ohne ihnen doch die Größe und die Würde zu entziehen, die Licht und Schatten geben.“ Wer möchte da nun allzu strenge mit ihm rechten, daß er sich um die Gesetze der Anatomie und der Perspektive sein Leben lang nicht genugsam kümmerte. Sein Temperament wies ihm die Wege, die er wandeln mußte, um der Welt die besondere Wahrheit zu verkündigen, die in ihm sich offenbarte; und in diesem Temperament, das jeder Regel, jedem Zwang abhold war, lag seine Größe und seine Beschränkung.

Rossettis Leben und Schaffen umschließt das wichtigste Stück moderner englischer Kunstentwickelung. Er war die treibende Kraft der englischen Präraphaelitenbewegung, sowie Burne-Jones' Lehrer und Vorbild; und jetzt, da durch den Tod des letzteren, in dessen Kunstschöpfungen diese Bewegung gipfelte, Rossettis unmittelbarer Einfluß erloschen ist, dürfte ein Rückblick auf seinen Charakter und sein Wirken von besonderem Interesse sein.

Schon die Geschichte seiner Jugend ist typisch für das Genie, das sich zielbewußt selbst seinen Weg bahnt, und gleich seine ersten Gedichte und Bilder tragen die charakteristischen Merkmale seiner Eigenart an sich. Die metaphysische Erzählung „Hand und Seele“, die er als Jüngling in einer einzigen Nacht, in fieberhaft erregter Schöpferstimmung schrieb, ist tief bedeutungsvoll für ihn. Dem Helden der gedankenreichen und formvollendeten Erzählung, einem italienischen Maler des dreizehnten Jahrhunderts, enthüllt sich am Ende seiner Laufbahn, während welcher er die Wege anderer gegangen, ohne Befriedigung zu finden, die eigene Seele; und nun malt er sein Meisterwerk, die „Figura Mystica“, ein in Demut erfaßtes, in allen Einzelheiten getreues Abbild seiner Seele. Rossetti hat hier sein eigenes Schaffen symbolisiert, nur hat er sich nicht, wie sein Held, auf Umwegen erst selbst gefunden, sondern von allem Anfang an aus der Tiefe der eigenen Seele geschöpft. Diese Seele gehörte nicht unserer Zeit, nicht dem Lande an, in dem er geboren; sie schien vielmehr dem mittelalterlichen Florenz zu entstammen, dessen Mystik und Schönheitsideale sie erfüllten; und Rossetti berührt nicht wie ein Nachahmer, sondern vielmehr wie ein direkter Nachfolger jener Künstler der Frührenaissance, die keine Konventionen kannten und einzig danach rangen, ihre Ideale zu verkörpern. Es war diese geistige Verwandtschaft, die ihn antrieb, schon als Akademieschüler den konventionellen Überlieferungen der Schule zu trotzen. Sein heißes Verlangen nach Wahrheit und Vertiefung erfüllte ihn mit Haß gegen die mechanische Anwendung überlieferter Geschicklichkeit, die pedantische Schulweisheit und Selbstüberhebung, auf die er bei Lehrern und Mitschülern stieß; und dieser Haß wurde geschürt durch seine Lektüre eines alten Manuskriptes, das den visionären Dichtermaler William Blake zum Verfasser hatte. Dieses Manuskript betrachtete Rossetti als seinen kostbarsten Jugendbesitz; ein Angestellter des Lesesaals im Britischen Museum, wo er zu jener Zeit monatelang von morgens bis abends studierte und las, hatte es ihm um zehn Schillinge verkauft. Später bildete es den Grundstein zu dem von ihm und Gilchrist herausgegebenen „Life of Blake“, und nach seinem Tode wurde es von seinen Erben um hundertundzehn Pfund Sterling verkauft. Es enthielt eine reiche Anzahl von Versen und wunderbar phantastischen, zeichnerischen Entwürfen, sowie die schärfsten Angriffe gegen einige der größten Maler, die die Welt gekannt. Der Geist der Unabhängigkeit, der ihm daraus entgegen wehte, und den er selber von seinem Vater, dem Dichter kühner Freiheitslieder, geerbt, berührte ihn unendlich sympathisch, und der kaum Zwanzigjährige träumte von einer Wiedergeburt der Kunst, da er noch nicht mit Farben umzugehen verstand.

Im Jahre 1848 gründete er mit den fast gleichalterigen Genossen Holman Hunt und John Millais die Pre-Raphaelite Brotherhood, die in der Geschichte der Kunst unvergessen bleiben wird. Die beiden anderen hatten schon Proben ihrer Kunst geliefert. Der neunzehnjährige Millais galt für den begabtesten Schüler der Akademie; seine Bilder, die sich bisher durchaus in althergebrachten Formen gehalten, zeugten von erstaunlicher Geschicklichkeit in Zeichnung und Pinselführung und erweckten die stolzen Hoffnungen der Akademiker, sowie die lebhafte Bewunderung des Publikums; und des zwei Jahre älteren Holman Hunts Art,



D. G. Rossetti: Maria Magdalena an der Thür Simons des Pharisäers.
(Copyright by Frdr. Hollyer. London, 9 Pembroke Square, Kensington.)

aus Dichterwerken geschöpfte Ideen malerisch zu behandeln, verriet bedeutende Originalität und tüchtiges Können. Rossetti dagegen fing eben erst an, die Schwierigkeiten der Technik zu überwinden. Er hatte der Akademie den Rücken gekehrt und den damals arg verkannten Maddox Brown, für dessen streng realistische Bilder er eine glühende Bewunderung hegte, zu seinem Lehrer erwählt. Dieser ließ ihn Bilder kopieren und Stillleben malen, während Rossetti vor Ungeduld brannte, seine Dichterträume auf die Leinwand zu werfen; aber trotzdem er es nicht lange bei dem neuen Lehrmeister aushielt, verband die beiden doch für Lebenszeit die wärmste Freundschaft, und es ist kein Zweifel, daß, auf indirektem Wege, die erste Anregung zur Präraphaelitenbewegung von Maddox Brown ausgegangen ist.

Ein unruhiges Ringen und Streben beherrschte zu jener Zeit Rossettis Seele, und seine doppelte Begabung machte ihn schwankend. Er hatte damals schon Dantes „Vita Nuova“ und andere italienische Gedichte aus

derselben Zeitperiode übersetzt, sowie einige Originalgedichte geschrieben, und der greise Dichter Leigh Hunt, dem er die Manuskripte zur Beurteilung übersandt, hatte ihn einen echten Dichter voll Phantasie und Kraft genannt, ihn aber gleichzeitig davor gewarnt, das Dichten als Broterwerb zu betreiben, und ihm geraten, dem Malerberuf getreu zu bleiben. Zwei seiner zeichnerischen Entwürfe, „La belle dame sans merci“ und „Gretchen in der Kirche“, ließen, trotz ihrer technischen Mängel, den genialen Künstler erkennen, der es verstand, Leben und Leidenschaft atmende Gestalten zu schaffen, und erregten die Bewunderung seiner früheren Studiengenossen Millais und Hunt. Mit Hunt zusammen, der ebenso arm war wie er selber, mietete Rossetti ein Atelier im Herzen von London, und in dem düsteren, unwohnlichen Raume, dessen einziges großes Fenster einen trübseligen Ausblick auf einen Zimmermannshof gewährte, wurde die neue Kunst geboren.

Ernstes Wollen und arbeitsfrohes Streben beseelte die junge Brüderschaft, die bald die innigste Freundschaft verband; neidlos erkannten sie ihre gegenseitigen Verdienste an und suchten einander mit allen Mitteln, die ihnen zu Gebote standen, zu fördern. Rossetti war die Seele des Bundes; seine echt italienische herzgewinnende Offenheit und Liebenswürdigkeit, seine warme Bewunderung für alles Schöne erweckten einen Wiederhall in den Herzen der Genossen und regten ihre besten Kräfte an. Hunt bemerkte von ihm: „Rossettis Seele war zu jener Zeit von seltener Reinheit, und er lebte in der Atmosphäre mystisch idealer Träume.“ Oder wie er selbst von der Jugend seines Helden, Chiaro dell' Erma, sagte: „Wenn er nicht malte, saß er stundenlang und dachte an alle Größe, die die Welt von altersher gekannt, bis ihn namenloses Sehnen faßte, wie einen, der lang auf einen Sternenpfad geblickt.“ Nebst einer ausgedehnten Kenntnis der Dichterwerke verschiedener Länder und Zeiten besaß er auch die seltene Kunst der Vortragsweise, und die Freunde hörten ihm begeistert zu, wenn er mit seiner prächtigen sonoren Stimme recitierte.

Ihrer Kunst widmeten sich alle drei mit rastlosem Bemühen. Den Namen Präraphaeliten hatten ihnen ursprünglich ihre Schmäher gegeben, wegen des Eifers, mit denen sie Stiche der Pisaner Campo-Santo-Fresken von Gozzoli, Orcagna und anderen italienischen Malern des Mittelalters studierten, und sie behielten stolz den Namen bei und suchten ihm in ihrer Weise gerecht zu werden. Nicht die Manier der Alten wollten sie nachahmen, wie ihnen ungerechterweise zum Vorwurf gemacht wurde, sondern sie wollten von ihnen lernen, wahr zu sein, und die Dinge einfach so zu malen, wie sie sie in der Natur vor Augen sahen. Was sie an den alten Italienern und den alten vlämischen und deutschen Malern, soweit sie diese kannten, vor allem bewunderten, war die Innigkeit und Wärme des Gefühls, die liebevolle Beobachtung der Natur und die fleißige Arbeit. In dieser ganz besonders sahen sie das Heil des Anfängers, und sie waren entschlossen, keine Anstrengungen zu scheuen, um ihre hochgesteckten Ziele zu erreichen. Daß sie bei ihren ersten Arbeiten in der Ausführung des Details, sowie in ihrer oft unvermittelten Zusammenstellung lebhaft greller Farben zu weit gingen und über das Ziel hinausschossen, war die natürliche Folge ihres jugendlichen Übereifers, den die farb- und wesenlosen Machwerke der Zeitgenossen bis zur Empörung steigerten. Rossetti konnte jedoch der Vorwurf der grellen Farbengebung niemals treffen; seine ersten Bilder waren im Gegenteil hell und zart und ließen noch nichts von der satten Farbenpracht ahnen, die seine späteren Werke auszeichnete. Auch war er der einzige der Brüderschaft, der anfangs wirklich ein präraphaelitisches Thema, den Madonnenkultus, für seine Bilder wählte, aber die Art, wie er das Thema behandelte, war durchaus selbständig und erinnerte an keinen früheren Meister. „Die Mädchenzeit der Jungfrau Maria“ nannte er sein erstes Bild, das die Maria als halbes Kind im Vaterhause darstellt. Die Jungfrau sitzt neben der Mutter am Stickrahmen und stickt an einer Lilie; der blaue Himmel schaut zum Fenster herein, und ein kleiner Engel mit rosigen Flügeln begießt eine Lilie, die in einem Blumentopfe blüht. Draußen bindet der Vater, St. Joachim, Weinreben auf. Ein heiliger Friede liegt über der Scene ausgegossen, die ein Dichter ersonnen, und



Jll. D. Monatshefte. Februar 1899. Zu Wilmersdoerffer: D. G. Rossetti.

D. G. Rossetti: Die Mädchenzeit der Jungfrau Maria.



D. G. Rossetti: Beata Beatrix. (Dantes „Vita Nuova".)
(Copyright by Frdr. Hollyer. London, 9 Pembroke Square, Kensington.)

alles in der Umgebung der zukünftigen Gottesmutter atmet Unschuld und Reinheit. Wenn auch die Technik des Bildes nicht einwandsfrei ist, so verrät doch der Ausdruck der beiden Frauengesichter die große Kunst des Seelenmalers und Frauenforschers, der schon als Jüngling „Jenny" und „The Blessed Damozel" geschrieben, und dessen beste weibliche Gestalten zu einem Typus mystisch verklärter Weiblichkeit geworden sind. Aus den Zügen der Mutter spricht Frömmigkeit und milde Würde, und in dem demütig ahnungsvollen Antlitz der Jungfrau liegt die Zukunft. Rossetti hat seine Mutter und seine Schwester Christina als Modelle zu diesem Bilde benutzt. Die Mutter war eine kluge, edeldenkende Frau, von frommer Gemütsart und seltener Herzensreinheit; die Schwester,

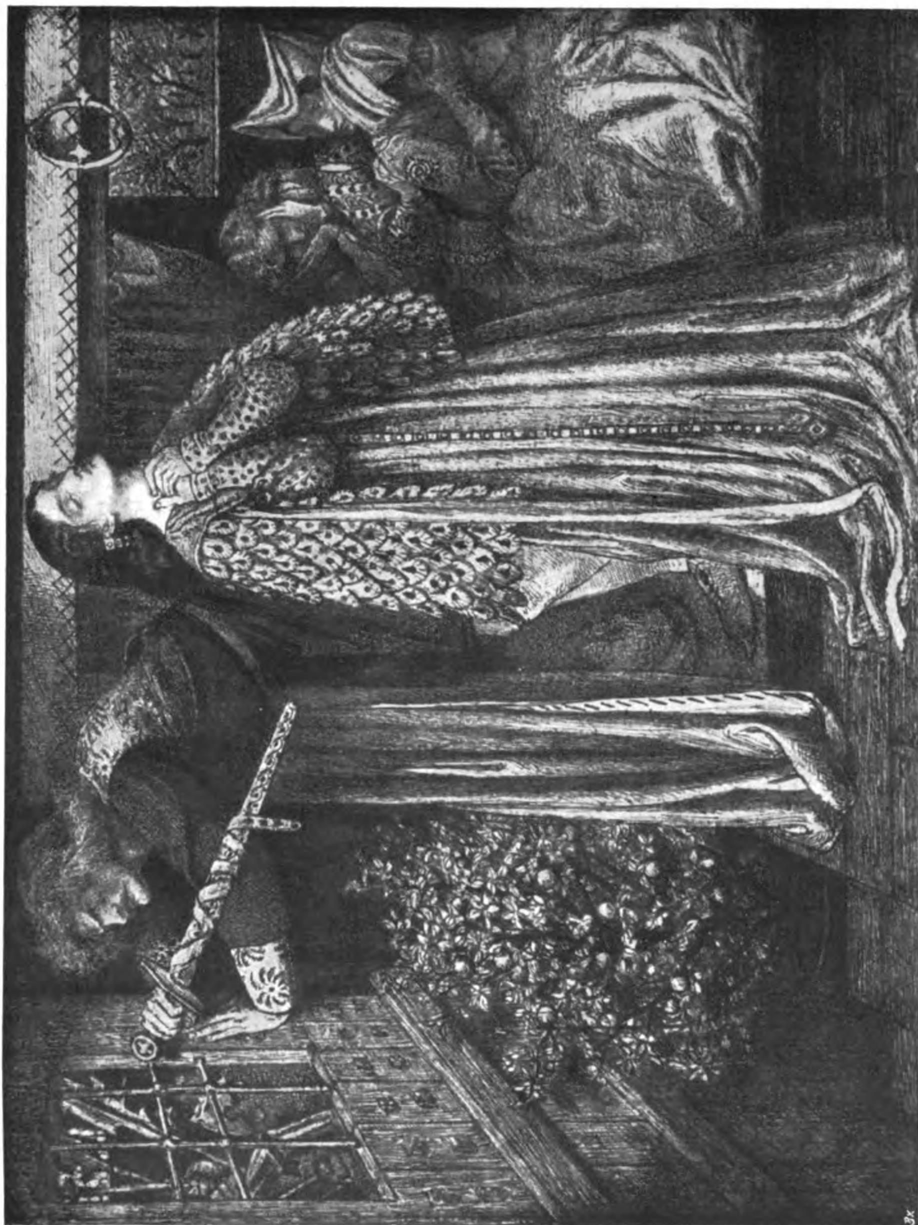
eine der bedeutendsten Dichterinnen des Jahrhunderts, kam an geistiger Bedeutung fast dem Bruder gleich, mit dem sie in der Jugend gemeinsam arbeitete und strebte: ihre seelenvollen Züge verlieh er auch der Maria seines zweiten Bildes, der originell und groß empfundenen „Verkündigung“. So ging der erste weibliche Einfluß auf Rossettis Kunst von Mutter und Schwester aus; sie lehrten ihn die Heiligkeit der reinen Frau begreifen und nährten seinen jugendlichen Glauben an das Ideal.

Daß Rossetti in erster Linie zu jenen Künstlern gehörte, deren Schöpferkraft das Weib entflammt, dafür zeugen alle seine frühen und späteren Werke, und das Schönste und Eigenartigste, was er geschaffen, ist vielfach unmittelbar auf die Macht einer Frau über Herz und Phantasie des Künstlers zurückzuführen. So hat die Welt die herrlichsten von seinen unsterblichen Sonetten sowie seine poetischsten Bilder seiner übermächtigen, verzehrenden Liebe für Elizabeth Siddall zu verdanken, während seine platonische Bewunderung für die einzigartige, geistige Schönheit der Mrs. Morris, auf die sein Sonett „Schönheit gleich deiner ist Genie“ paßt, ihn zu Schöpfungen von der mystischen Größe seiner Proserpina, Mariana, Venus Astarte und Donna della Finestra begeisterte und das bezaubernd schöne Bild „Lilith“ aus seiner blinden Leidenschaft für ein dämonisch schönes Weib ganz anderer Art hervorgegangen ist.

Die ersten Leistungen, mit denen die präraphaelitische Brüderschaft im Jahre 1849 vors Publikum trat, wurden beifällig aufgenommen; Kritik und Publikum ahnten noch nichts von einer oppositionellen Verbindung der drei genialen jungen Maler, und die geheimnisvollen Buchstaben P. R. B., mit denen sie ihre Bilder zeichneten, wurden nicht beachtet. Rossettis „Mädchenzeit der Jungfrau Maria“ lenkte die Aufmerksamkeit Kunstverständiger auf ihn, und die Eigenart, die keusche Poesie seiner Auffassungsweise fanden bereitwillige Anerkennung. Der rasche Erfolg machte ihn kühn, und bald beseelte ihn der glühende Wunsch, die Grundsätze der neuen Schule auch durch das Wort zu verkündigen, das er in noch höherem Maße zu beherrschen glaubte als Farben und Pinsel. Die Zahl seiner jungen Anhänger war gewachsen, und sein Vorschlag, eine Zeitschrift zur Verbreitung ihrer Ideen zu gründen, fand Anklang. Am 1. Januar 1850 erschien zum erstenmal das illustrierte Monatsheft The Germ (Der Keim). Rossetti hatte darin die schon erwähnte Erzählung „Hand und Seele“, sowie ein Gedicht veröffentlicht, und auch sonst enthielt das Heft, das heute eine hochgeschätzte litterarische Seltenheit ist, manches Bemerkenswerte. Vier Nummern der Zeitschrift erschienen, die fünfte konnte nicht mehr herausgegeben werden, weil es an Kapital und Abonnenten fehlte.

Ein weiteres Mißgeschick befiel die Brüderschaft um die gleiche Zeit, als sie ihre neuesten Bilder ausstellte. Ihr Geheimnis war verraten worden; die Beherrscher des Kunstmarktes wußten nun, daß es sich um eine beabsichtigte Entthronung ihrer Götzen handelte, und das Talent der Gegner erregte ihre eifersüchtige Wut. Sie waren entschlossen, die neue Kunstbewegung im Keime zu ersticken und kein Mittel zu scheuen, das zu diesem Ziele führen konnte. Rossettis „Verkündigung“, die heute, in den Besitz der Nation übergegangen, in der Londoner Tate-Galerie hängt, Hunts „Verfolgte Missionäre“ und Millais' weltberühmte „Zimmermannswerkstätte“ wurden als deutliche Belege der künstlerischen Verirrungen verwegener Neuerer hingestellt, die in jugendlicher Selbstüberhebung an den heiligsten Satzungen der Kunst zu rütteln wagten und rückwärts drängten, statt vorwärts zu streben. Man sprach von einer Verhöhnung des Publikums und verlangte die Entfernung der ketzerischen Bilder aus den öffentlichen Ausstellungen. Die Agitation hatte den augenblicklichen Erfolg, die Brüderschaft in Mißkredit bei dem kauffähigen Publikum zu bringen; nichts jedoch vermochte eine Bewegung auf die Dauer zu ersticken, die geniales Können zur Grundlage und Wahrheit zum Ziele hatte. Der Bund der präraphaelitischen Brüderschaft wurde nach wenigen Jahren schon gelöst, und jeder der drei großen Künstler ging später seine eigenen Wege, aber ihre kurze Vereinigung, ihr gemeinsamer kühner Angriff blieben unvergessen und hatten unberechenbare Folgen. Sie hatten die Hohlheit einer Kunstrichtung aufgedeckt, die sich einerseits in öder Anek-

dotenmalerei und andererseits in gedankenloser Nachahmung raphaelischer Vollkommenheit und einem rein äußerlichen Streben nach Schönheit gefiel; und ihre Rückkehr zur Natur, ihre echte Empfindung, sowie ihre ehrliche Arbeit wirkten erlösend auf die englische Kunst ihrer Zeit.



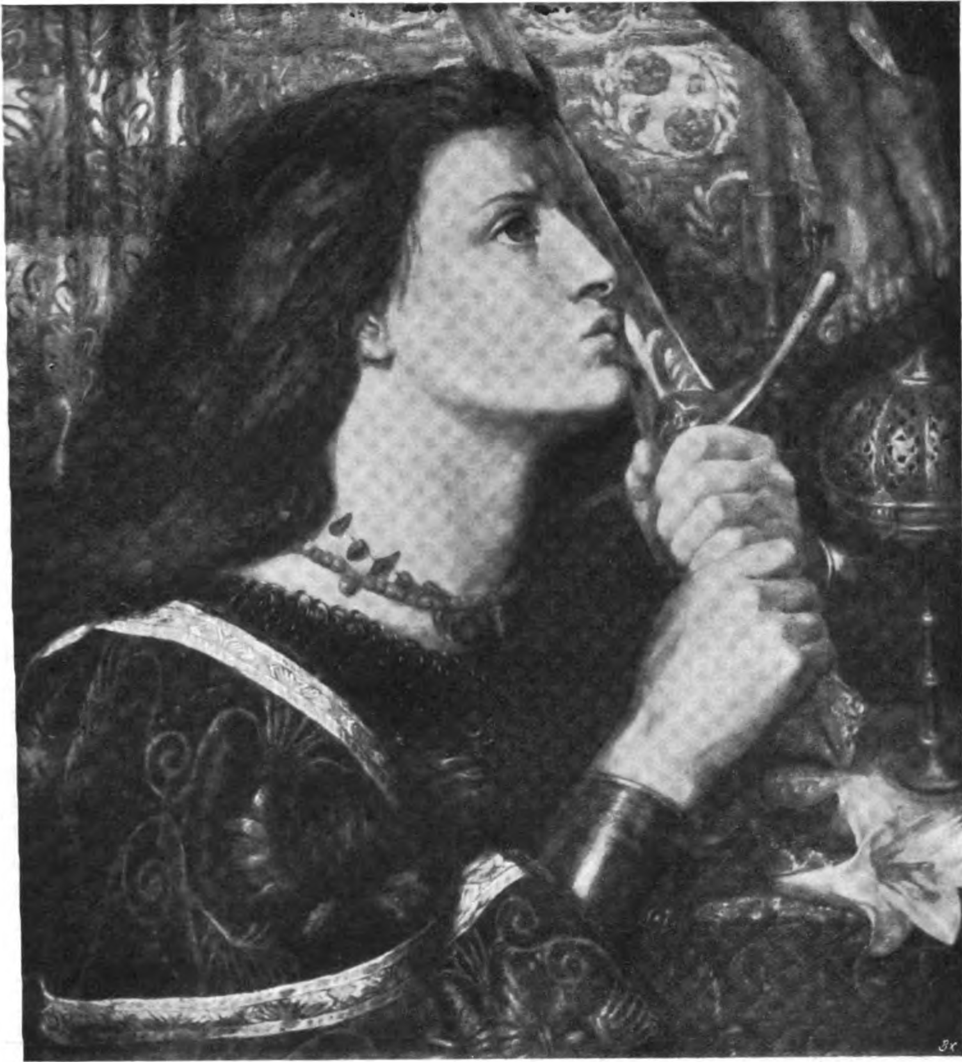
D. G. Rossetti: Launcelot im Zimmer der Königin Guinevera.
(Copyright by Frdr. Hollyer. London, 9 Pembroke Square, Kensington.)

In Rossettis Leben trat sehr bald ein Ereignis ein, das sein Denken und Fühlen stark beschäftigte und sein unmittelbares Interesse an der von ihm ausgegangenen Kunstbewegung abschwächte; er lernte Elizabeth Siddal kennen. Sie muß ein wunderbares Geschöpf gewesen sein, diese junge Putzmacherin, die sich unter Rossettis Leitung in eine Malerin und Dichterin verwandelte. Als er sie kennen lernte, war sie sechzehn Jahre alt, von blendender Schönheit und ernstem, stolzem Wesen. Seine Liebe und Bewunderung für sie war grenzenlos; er

liebte in ihr nicht nur das schöne Weib, sondern vor allem auch die gleichgeartete Schwesterseele, und half ihr die seltenen Geisteskräfte wecken, die in ihr schlummerten. Es sind Zeichnungen und Gedichte und ein prächtiges Selbstporträt von ihr aus den ersten Jahren ihres Liebeslebens vorhanden, die von seltener Begabung zeugen, und ihre Illustration des Gedichtes von Browning „Pippa Passes“ ist eine kleine Schöpfung von bedeutendem künstlerischen Wert, die bei Männern wie Ruskin und Browning lebhafte Anerkennung fand.

Rossettis Genius entfaltete sich mächtig unter dem Einfluß seiner Liebe und trieb die schönsten Blüten. Von seinem Vater, der sein Leben lang Dante-Studien machte und einen gedankenreichen Kommentar zur „Göttlichen Komödie“ geschrieben hat, war die Dante-Verehrung auf ihn übergegangen; sie steigerte sich bei ihm zum Kultus, der seine Kunst und sein Leben beeinflußte. Aber es war vor allem der jugendliche Dante, der ihm Herz und Sinn erfüllte, und die phantastisch reine Gefühlsschwelgerei der „Vita Nuova“ klang in seiner Schwärmerseele mächtig nach. Die reine Lieblichkeit, der holde Ernst der jungen Geliebten ließen ihn die ideale, von ihm geträumte Beatrice in ihr sehen, und er wurde nicht müde, sie als Beatrice zu malen. Die beiden Aquarelle „Beatrice at the Marriage Feast“ und „The Meeting of Dante and Beatrice in the Purgatorio“ sind voll feinsinniger Poesie, und in dem größeren Bilde „Dante's Dream“ thut sich Rossettis doppelte Bedeutung, als Dichter und als Maler, in erhabener Weise kund. In diesen Bildern verrät sich auch zuerst seine einzige Kunst, den Wasserfarben, seinem Lieblingsmittel, jene helle Leuchtkraft zu verleihen, die in einigen seiner späteren Werke, vor allem der wundervollen „Lucrezia Borgia“, ihren Höhepunkt erreichte. Die Idee in „Dante's Dream“ hat Rossetti viel später noch einmal zu einem großen Ölbilde benutzt, das von der Stadt Liverpool angekauft wurde und vielfach für sein bedeutendstes Werk gilt.

Von hohem mystischem Reiz und einzigartiger Schönheit sind seine Bilder und Entwürfe religiösen Inhalts, die zum großen Teil auch um jene Zeit entstanden, da die Liebe ihm den Himmel aufgethan. Es ist unmöglich, die geheimnisvolle Macht seiner „Mary Magdalen at the Door of Simon the Pharisee“ in Worten wiederzugeben oder das tief Bedeutungsvolle zu beschreiben, das aus jeder Linie seines leider unvollendeten Passahfestes zu dem Beschauer spricht. Die Krone aller derartigen Schöpfungen aber ist sein Aquarell „Maria im Hause des Johannes“. Maria steht am offenen Fenster, durch das man die Häuser von Nazareth sieht; sie gießt Öl in eine Lampe, und Johannes, der zu ihren Füßen sitzt, schlägt Funken aus einem Feuerstein. Die hohe, von einem dunklen Mantel umflossene Gestalt der Maria ist voll Einfachheit und tragischer Würde; ihr leidvolles Antlitz, mit dem Ausdruck trostlosen Harrens, hebt sich vom Abendhimmel ab, an dem die untergehende Sonne leuchtende Streifen zurückgelassen. Johannes neigt das ernst-schöne Schwärmergesicht und scheint im Geist der Gegenwart entrückt. Es liegt etwas in dem Realismus der Scene, das den wahrhaft heiligen Gestalten Daseinskraft verleiht und an sie glauben macht; und Rossettis Bedeutung gipfelt für seine wärmsten Bewunderer vor allem darin, daß er es verstanden hat, den Personen der Helden- und Legendengeschichte, soweit er sie zum Gegenstande seiner Kunst erwählte, materielle Wirklichkeit, eine lebendige Individualität zu verleihen und sie gleichzeitig mit dem Typischen, dem geheimnisvollen Wunder zu umkleiden, das sie unvergänglich gemacht. Die Romantik wird bei ihm zur Realität; deshalb regen seine Schöpfungen die Phantasie des Beschauers in einem nie dagewesenen Grade an und gewinnen Macht über die Herzen derer, die glauben möchten und Sehnsucht tragen nach der Welt des Ideals. Es ist psychologisch interessant, daß Rossettis Schwester Christina „einen andächtigen Kommentar zur Apokalypse“, sowie außer ihren schönen weltlichen mehrere Bände religiöser Gedichte geschrieben hat, die den frommen Frauengemütern Englands zur höchsten Erbauung dienen, während sich um den Bruder die sogenannte Rossetti-Gemeinde bildete, die in seinen Werken eine Offenbarung des ewig Schönen sieht. Rossetti selbst, von seiner protestantischen Mutter im anglikanischen Glauben erzogen, bekannte sich in reiferen Jahren zu keiner dogmatischen Religion.



D. G. Rossetti: Jeanne d'Arc.
(Copyright by Frdr. Hollyer. London, 9 Pembroke Square, Kensington.)

Ruskin sagt von ihm: „das Alte und das Neue Testament waren ihm nur die größten Gedichte, die er kannte"; da er aber selbst ein großer Dichter war, wurde jede echte Dichtung unter seinen Händen zur Wirklichkeit.

Ruskin, Englands größter, ja einziger Ästhetiker, dessen Schriften einen gleich bedeutenden, umwälzenden Einfluß auf den englischen Geschmack ausübten, wie die Kunstschöpfungen der Präraphaeliten, war vom Jahre 1854 an Rossettis vertrauter Freund und ein immer williger Käufer seiner Bilder. Durch ihn, der sein gewaltiges ererbtes Vermögen bis auf den letzten Pfennig für künstlerische und sociale Zwecke ausgab, war der von Haus aus mittellose Rossetti in den Stand gesetzt, in der Wahl des Gegenstandes und der Art der Ausführung seiner Bilder unbedingt den Eingebungen seines Genies zu folgen, ohne den Kunstmarkt zu berücksichtigen; und dieser Umstand ermöglichte es ihm auch ursprünglich, seiner Abneigung gegen das öffentliche Ausstellen seiner Bilder Raum zu geben, das großenteils aus seinem nimmer rastenden Verlangen entsprang, weiter an ihnen zu arbeiten und sie der Vollkommenheit näher zu bringen. Auf Ruskin folgten später viele

andere Kunstliebhaber, die Rossettis Bilder von der Staffelei wegkauften, und es wurden zuweilen höhere Preise für sie bezahlt als für die Werke irgend eines anderen zeitgenössischen Malers, denn Rossetti, der sich meistens in Geldnot befand, weil er viel brauchte, verstand es mit der Zeit sehr gut, den Verkauf seiner Bilder in vorteilhaftester Weise zu leiten, ohne sie vor das Forum des großen Publikums zu bringen, das ihn erst nach seinem Tode kennen lernen sollte. Die erste große Ausstellung seiner Bilder, die im Frühjahr 1882 stattfand, erregte das höchste Aufsehen und wurde zum Ereignis der Londoner Season, aber die schaulustige Menge, die sich vor den wundersamen Gemälden des toten Künstlers drängte, welche ihr, wie Muther sagt, einen neuen Schönheitsschauer verschafften, ahnte auch dann noch nicht entfernt, wie tiefgreifend der Einfluß gewesen, den der Lebende auf weite Kreise ausgeübt.

Daß er, der vornehm exklusive Künstlergeist, der socialen wie politischen Fragen gleich fremd gegenüberstand, selbst einmal jahrelang in den Abendklassen des Working Men's College unterrichtet hat, wissen bis zum heutigen Tage nur wenige seiner Bewunderer. Ruskin, der Feuer und Flamme für die Idee war, den Handwerkern höhere Bildung und künstlerisches Verständnis zu übermitteln, und das Working Men's College begründen half, gewann Rossetti dafür, mit ihm zusammen den Zeichen- und Malunterricht dort zu übernehmen, und Rossetti wirkte hier, wie überall, in hohem Grade anregend. Er hatte kein Lehrsystem; den Elementarunterricht, der ihm selbst einst so trübe Stunden bereitet, überging er und gab seinen Schülern statt des Bleistifts und der Kohle gleich von Anfang an Farben in die Hand, eine Methode, die vierzig Jahre später in den englischen Volksschulen allgemeinen Eingang fand und heute durch den Erfolg gerechtfertigt erscheint. Um seine Malweise zu demonstrieren, pflegte er die Bilder, an denen er eben arbeitete, in die Klasse mitzunehmen. Einer seiner Schüler aus dem Handwerker-Institut erzählt von ihm: „Rossetti gab seiner Klasse einen Vogel oder einen Knaben zum Modell und sagte: ‚macht das‘; und der Geist des Lehrers war von größerem Wert als irgend ein System.“

Dieser Geist zündete aber natürlich da am mächtigsten, wo er auf Verwandtes stieß, und das war in Oxford der Fall, nachdem Rossetti im Jahre 1856 in dem sogenannten Oxford and Cambridge Magazine seine drei Gedichte „The Burden of Niniveh“, „The Staff and Scrip“ und „The Blessed Damozel“ veröffentlicht hatte. Das Magazin war ein dem Germ verwandtes Blatt und wie dieses von kurzer Lebensdauer, jedoch sein kleiner, aber auserwählter Leserkreis erkannte in dem Verfasser der Gedichte sofort den Dichter allerersten Ranges. „The Blessed Damozel“ war schon im Germ erschienen; es gehört heute zu Rossettis bekanntesten Schöpfungen, ebenso wie das große Ölbild, das es illustriert. Der Traum des einsamen Jünglings, der sich in sehnsuchtsvoller Qual verzehrt, nimmt in Gedicht und Bild lebendige Gestalt an und führt die tote Geliebte vor, wie sie im Himmel in unvergänglicher Liebe und ewiger Schöne geduldig des Erwählten harrt. Das Gedicht ist tief empfunden und rührend schön, und des Dichters Kunst, greifbar deutlich mit Worten zu malen und selbst dem Überirdischen materielle Daseinskraft zu verleihen, tritt hier in reinster Form zu Tage. Von einer ganz anderen Seite zeigt „The Burden of Niniveh“ Rossettis Geist. Ein altes steinernes Götzenbild, das er am Britischen Museum abladen sieht, weckt einen Gedankengang in ihm, der in seinem weiteren Verlauf wie im Fluge die ganze geistige Geschichte der Menschheit streift und mit packender Klarheit im ewigen Wechsel das ewig Gleiche enthüllt. Das Gedicht gehört zu den gedankentiefsten, die die englische Litteratur besitzt, und verrät, daß logisch scharfe Denkkraft der romantischen Kunst des Dichtermalers zu Grunde lag. „The Staff and Scrip“ endlich ist eine so reine Blüte der Romantik, wie sie die Frührenaissance der Provence kaum köstlicher hervorgebracht, und der Ritter, der den Feind besiegt und in der Schlacht sein Leben läßt für die geliebte Königin, ist ein so echter Ritter, wie die moderne Kunst vielleicht nicht einen zweiten geschaffen hat.

Die Veröffentlichung dieser Gedichte leitete die Freundschaft Rossettis mit den Oxforder Studenten William Morris, Edward Burne-Jones und Algernon Swinburne ein,

deren Namen heute zu den berühmtesten Englands gehören. Sie verehrten in dem noch nicht dreißigjährigen Rossetti ihren Meister, und als dieser nach Oxford kam, um mit Morris und Burne-Jones zusammen die Wanddekoration eines neuen Debattierklubs zu übernehmen, da fiel Rossetti, wie schon einmal, die Rolle des führenden Geistes zu. Mit dem unfehlbaren Blick für alles wirklich Bedeutende, der ihn sein Leben lang auszeichnete, hatte er kurz vorher in Burne-Jones, der ihm einige Federzeichnungen zu Beurteilung vorgelegt hatte, das originelle Genie erkannt und diesen veranlaßt, an Stelle des geistlichen Standes, für den ihn die Eltern bestimmt, den Künstlerberuf zu erwählen. Der schüchterne Jüngling mit dem visionären Schwärmerblick widmete dem älteren Künstler eine grenzenlose Verehrung und strebte rastlos den hohen Zielen seines auserwählten Vorbilds nach; und selbst später, da der geniale Schüler, den Meister in vieler Hinsicht überflügelnd, längst für seine Sonderart den rechten Weg gefunden, waren doch noch deutlich die Spuren Rossettischer Auffassungsweise in den Werken des großen jüngeren Romantikers zu



D. G. Rossetti: Proserpina.
(Copyright by Frdr. Hollyer. London, 9 Pembroke Square, Kensington.)

entdecken. Ihre gemeinschaftliche Arbeit im Debattierklub war nicht von Erfolg gekrönt. Keiner von ihnen verstand es, die Wände für die Malerei richtig vorzubereiten, und mit dem Mut der Unwissenheit trugen sie ihre kühn entworfenen Gemälde aus „König Arthurs Tafelrunde" auf die kaum trockenen Wände auf, von denen sie, kurz nach ihrem Entstehen, mit Zurücklassung schattenhafter Überreste, wieder verschwanden. Aber um so reichere Früchte trug ihr Zusammensein in anderer Weise. Rossetti war damals körperlich und geistig noch kerngesund, und sein geistsprühender Witz, sein ansteckend wirkendes, sorglos frohes Lachen machten ihn ebenso anziehend für die Kameraden, wie seine bewundernswerte Begabung. Ihre geselligen Vereinigungen wurden zu Geistesfesten, bei denen alle Fragen der Kunst und des Lebens in Scherz und Ernst besprochen wurden. Eine von Rossettis hervorragendsten Eigenschaften, die ihn zum auserkorenen Führer jugendlicher Talente bestimmte, war sein vollendeter Geschmack. Dieser leitete ihn bei seinem eigenen Kunstschaffen ebenso unfehlbar wie bei der Beurteilung fremder Leistungen, und wo er die Anzeichen echter Größe fand, da erwachte der ganze Enthusiasmus seiner reichen, großherzigen Natur, die Neid nicht kannte. Keiner verstand so zu loben und zu preisen und dem Verdienste Anerkennung zu verschaffen wie er. Er war der ersten einer, die Robert Brownings Ruhm verkündeten und die kraftgenialen Schöpfungen Maddox Browns zu würdigen verstanden, und wie er einst Millais und Hunt und die anderen präraphaelitischen Brüder mit sich emporgerissen zu den idealen Höhen seiner Jugendträume, so entfachte er als gereifter Künstler jetzt die Begeisterung der jüngeren Genossen durch sein Wort und sein Beispiel. Unbedingte geistige Unabhängigkeit und geniales Selbstvertrauen bewahrten ihm stets volle Schaffensfreiheit, und nie in seinem Leben hat er dem Tagesgeschmack das geringste Zugeständnis gemacht. Diese Freiheit des Geistes wirkte auf seine neuen Jünger um so mächtiger, als ihr originelles Genie sie selbst unaufhaltsam auf neue Bahnen drängte.

Die Begründung der sogenannten Morris-Firma, die Morris, Burne-Jones, Rossetti und Maddox Brown nebst anderen zu Teilhabern hatte, ist das greifbare Ergebnis jener Oxford-Tage. Die Firma, die heute glänzend weiter besteht, unternahm alles von der einfachen Zimmerdekoration bis zur Kirchenausschmückung und wurde für England von nationaler Bedeutung. Unter Mitwirkung sämtlicher Begründer, vor allem aber unter der Leitung des erstaunlich vielseitigen Hauptes William Morris, wurde von hier aus im Laufe der Zeit das Kunsthandwerk Englands neu belebt und gehoben und der Geschmack des Publikums in fast unglaublich scheinender Weise verändert. Es dürfte heute wohl unmöglich sein zu sagen, wie die erste Idee zur Begründung der Firma entstanden und von wem sie ausgegangen, sicher ist nur, daß Rossetti im höchsten Sinne erzieherisch gewirkt hat, indem er zur Befreiung der schöpferischen Geister beitrug, die bestimmt waren, der Welt in Fragen der Kunst und des Kunsthandwerks die Diktatur des guten Geschmackes aufzuzwingen.

Der Aufenthalt in Oxford ward auch in ganz anderer Weise noch für sein eigenes Schaffen bedeutungsvoll; dort begegnete er zum erstenmal dem Antlitz, das, besonders in seinen letzten Lebensjahren, seine Kunst in fast verhängnisvoller Weise beherrschen sollte. In dem Zuschauerraum des Oxforder Theaters sahen er und die Freunde ein junges Mädchen, in dem er, wie einst Lionardo da Vinci in seiner Mona Lisa, sein längst gesuchtes Ideal gefunden zu haben glaubte. Der Ausdruck ihres wunderschönen Gesichtes war tragisch und mystisch, leidenschaftlich und still zugleich, und Rossetti sah in dem herrlichen Wesen den Typus jener geheimnisvoll symbolischen Gestalten, die sein Hirn erfüllten, lebend vor sich. Es war, als hätte die größte Dichterin Natur in genialer Schöpferlaune seine mystischen Schönheitsträume zur Wirklichkeit gemacht. Wie er es verstanden hat, die rätselhaft durchgeistigte Schönheit, die seine Phantasie stets aufs neue entflammte, und deren Porträt, von seiner Hand gemalt, in der Tate-Galerie jedem Beschauer zugänglich ist, für die Nachwelt festzuhalten und in den Dienst seiner romantischen Kunst zu stellen, das beweisen die zahlreichen Gemälde, die er nach ihrem Vorbilde geschaffen. Das bedeutendste unter diesen ist die „Proserpina", eines von Ros-



D. G. Rossetti: Lady Lilith.
(Copyright by Frdr. Hollyer. London, 9 Pembroke Square, Kensington.)

settis reifsten Werken, das er zu einer späteren Zeit im Hause des Freundes malte, als die Oxforder Schönheit längst William Morris' Frau geworden war. Proserpina, die jugendschöne Göttin, die das Verhängnis an den Hades kettet, ist dargestellt mit dem Granatapfel in der Hand, der ihr Geschick besiegelt. Herrliche Wogen nachtschwarzen Haares umwallen ihr Haupt und Schultern; in ihren tiefen, wundervollen Augen glüht ein namenloses Leid, und in dem rätselhaften Mund, mit seinen dunkelroten, kühn geschwungenen Lippen, liegt das unstillbare Sehnen der Unglückseligen, die in dem kalten, fahlen Licht der Unterwelt des Sonnenglanzes und der Götterlust gedenkt, die sie unbewußt auf ewig hingegeben. Die Tragik eines unabänderlichen Schicksals spricht aus diesem Bilde, das traumhaft schön und doch erschütternd wahr ist. Schön sind Farbe und Linien des blauen Gewandes, das von den Schultern der Göttin niederfließt, schön ist der Epheuzweig, der, als Symbol die Seele umrankender Erinnerung, den Hinter-

grund schmückt; und groß und echt ist die stumme verzweifelte Leidenschaft der Göttlichen, die durch das Regungslose der Haltung noch vertieft wird und in der Art, wie ihre rechte Hand das Gelenk der Linken, in der sie den verhängnisvollen Apfel hält, umklammert, ihren ergreifendsten Ausdruck findet.

Zur Zeit, da er jenes Bild malte, hatte Rossetti selbst schon sein tragisches Geschick ereilt, und die Schatten der Verzweiflung und des Todes verdüsterten sein eigenes Leben. Der erste schwere Schicksalsschlag, der ihn traf, war der Tod der Jugendgeliebten, die inzwischen seine Frau geworden war. Er hatte Elizabeth Siddal geheiratet, zehn Jahre, nachdem er sie zuerst geliebt und als sie längst unheilbar an der Schwindsucht erkrankt war, die sie dahinsiechen ließ, ohne ihre Schönheit zu zerstören. Eine zu starke Dosis Laudanum, das sie gewohnheitsmäßig zur Stillung unerträglicher Nervenschmerzen nahm, bereitete ihrem Leben nach kaum zweijähriger Ehe, während welcher sie ein totes Kind zur Welt gebracht, ein jähes Ende. Rossettis augenblicklicher Schmerz um die plötzlich Dahingeschiedene, den Selbstvorwürfe ins Grenzenlose steigerten, suchte sich in einem Opfer Luft zu machen; er legte in ihren Sarg das Manuskript seiner ungedruckten Gedichte, an denen er sein Leben lang rastlos gefeilt und gearbeitet hatte, und die er nun endlich zu veröffentlichen im Begriffe stand. Der Toten zur Erinnerung schuf er dann seine „Beata Beatrix", die Züge der Geliebten, die seinem inneren Auge gegenwärtig und seiner Hand geläufig waren, aus dem Gedächtnis malend, und das Bild, das heute ebenfalls in der Tate-Galerie hängt, gehört zu dem Merkwürdigsten, was der Pinsel eines Malers je hervorgebracht: vielleicht kein anderes Bild der Welt kommt den Grenzen des Übersinnlichen, die die bildende Kunst nicht überschreiten kann, so nahe wie diese sterbende Beatrice, deren Seele sich dem Himmel nähert. Seine „Jeanne d'Arc", mit weihevoller Inbrunst das Schwert küssend, das Frankreich errettete, ist gleichfalls aus der feierlichen Stimmung hervorgegangen, in der der Künstler damals sich befand, und das Heldenmädchen ist nie tiefer und lebendiger erfaßt und dargestellt worden.

Daß Rossetti durch den Verlust seiner Frau nicht sofort unrettbar in dumpfe Verzweiflung versank, wie verschiedentlich von ihm berichtet wurde, das beweisen am deutlichsten die Bilder, die er in den ersten Jahren nach ihrem Tode gemalt; sie gehören zu dem Farbenfrohsten und Schönheitstrunkensten, was er geschaffen, und können keinem kranken Gemüte entsprossen sein. Das Thema, das ihm so vielfach Herz und Sinn bewegte, beseelte auch damals seine Kunst — die Macht des Weibes über den Mann. „Wie wunderbar das Wesen, das dem Mann ein heiliges Geheimnis bleibt!" sagt er von der Frau in seinem „House of Life", und in seinen Bildern „The Beloved or the Bride", „Lilith" und „Venus Verticordia" sucht er dies Geheimnis zu durchdringen. Nie ist die unwiderstehliche Macht keuscher Weiblichkeit glänzender zum Ausdruck gebracht worden, als er sie in seiner Bride vor Augen führt. Das Bild, das eine Illustration zu Salomons hohem Liede ist, strahlt in harmonischer Farbenpracht, und die Beloved ist von so siegprangender, bezaubernder Schönheit, daß es schwer fällt, sich von ihrem Anblick loszureißen. Sie trägt ein reich gesticktes, köstliches Gewand, wie es der biblischen Braut geziemt, und der Schleier, den sie in ihren erhobenen Händen hält, ist von feinstem, durchsichtigstem Gewebe. Die Mädchen ihr zur Seite, die das Lied zum Preise ihrer Schönheit singen, kommen ihr fast gleich an Lieblichkeit, und der dunkle Kopf des ernst dreinschauenden Mohrenkindes, das ehrfürchtig ein Gefäß mit Rosen zu ihr emporhält, dient als prächtiger Kontrast. Das Bild ist nicht so typisch für Rossettis Kunst wie sein „Dante's Dream" oder seine „Proserpina", aber es ist größer, weil es allgemein menschlicher ist. Es ist ein Meisterwerk, das hinter den besten derartigen Schöpfungen der größten Venetianer nicht zurücksteht, und gehört zu den wenigen köstlichen Bildern in der Welt, deren Reiz unvergänglich ist. Dasselbe fast gilt auch von seiner „Lilith" diesem Urtypus der üppig-schönen, bestrickenden Verführerin, die mit dem goldenen Netze ihres welligen Blondhaares die Männerherzen umgarnt und in kalter Selbstbespiegelung verzehrende Leidenschaft wachruft. Die wundervolle, zarte Farbenharmonie und die

vollendete Grazie der Linien machen auch dieses Bild zu einer auserlesenen Augenweide und zeigen Rossetti als Maler von seiner besten Seite. Seine „Venus Verticordia“ ist mächtig und unbezwinglich wie die Naturgewalt, die sie versinnbildlicht, und ihre kräftig blühende Schönheit, die im Einklang steht mit dem üppigen Gerank von Rosen und blühendem Geißblatt, das ihren nackten Oberkörper umrahmt, ist seelenlos wie der Sinnenrausch, den sie erwecken muß.

Ungefähr zu gleicher Zeit mit diesen Bildern malte Rossetti ein Porträt seiner Mutter, das in merkwürdigem Gegensatze zu ihnen steht, und das den großen Seelenmaler auf der Höhe seiner unerreichten Kunst zeigt. Es sind die Züge einer modernen Mater dolorosa, die er auf der Leinwand festgehalten, und das Porträt wirkt wie die Tragödie eines Frauenlebens. Später ist es ihm noch einmal gelungen, selbst dieses Bild zu übertreffen, und zwar in einer Dante-Zeichnung, die er im Jahre 1874 entwarf. Nur ein Maler, der selbst zugleich ein großer Dichter gewesen und, wie der Dichter der „Göttlichen Komödie“, die Quellen alles Lebens und Leidens erschöpft hatte, konnte so die Gestalt des Unsterblichen der Nachwelt wieder leibhaftig erstehen lassen, wie Rossetti es in dieser Zeichnung gethan hat.

In seinem Gedichte „Dantis Tenebræ“ sagt er, daß sein Vater ihn, indem er ihm nebst dem eigenen Dantes Namen gab, vorausbestimmte, das Thal der zaubervoll verschleierten Mysterien zu durchirren. Aber während Dantes starker Geist auf diesem Wege zum Lichte sich emporgerungen, führte er Rossetti schließlich ins Verderben. Sein einst so klarer Geist wurde gegen das



D. G. Rossetti: Dante.
(Copyright by Frdr. Hollyer. London, 9 Pembroke Square, Kensington.)

Ende seiner Laufbahn von Krankheit und wachsender Seelenpein verdüstert und verlor die Herrschaft über Phantasie und Leidenschaft, die, des Zügels ledig, ihn mit übermächtiger, tyrannischer Gewalt dem Abgrund zutrieben. Einige Jahre nach dem Tode seiner Frau befielen ihn gleichzeitig Schlaflosigkeit und ein seine Sehkraft bedrohendes Augenleiden; dem Rate eines Unbedachten folgend, nahm er Chloral, dessen Mißbrauch ihm fürchterliche Qualen schuf und ihn körperlich und geistig zu Grunde richtete.

Eine Freude durfte er noch erleben, ehe sein Gemüt sich verdüsterte, den unmittelbaren, glänzenden Erfolg seiner Gedichte. Dem unablässigen Drängen der Freunde nachgebend, hatte er schließlich die Ausgrabung seiner Gedichte gestattet, die im Jahre 1870 herausgegeben wurden. Die erste Auflage war in wenigen Wochen vergriffen, die besten Geister Englands waren ihres Lobes voll, und noch nie vielleicht hat die Herausgabe von Gedichten so großes Aufsehen gemacht.

Neun Jahre früher hatte Rossetti seine Übersetzungen alter italienischer Dichter, das Werk seiner Jugendjahre, erscheinen lassen, von denen der Dichter Coventry-Patmore geschrieben: „Hier hat zum erstenmal einer durch bloße Übersetzungen den Beweis geliefert, daß er ein großer Dichter ist.“ Aber diese Übersetzungen standen dem Zeitgeist und dem englischen Geschmack überhaupt zu fern, als daß sie hätten größere Verbreitung oder gar allgemeine Anerkennung finden können. Ganz anders verhielt es sich dagegen mit diesen Originalgedichten, die als erhabene Geisteskinder eines Mannes erkannt wurden, in dessen Dichterseele sich die Gegensätze zweier Nationen und die Ideale der Vergangenheit mit den Gefühlen und Gedanken unserer Zeit zu einem harmonischen Ganzen vereinigt hatten. Italienische Glut der Empfindung und die plastische Gestaltungskraft des Malers, verbunden mit nordischer Gedankentiefe und dem Liedermund des Dichters; eine Mischung von Mysticismus und Leidenschaft hatten hier eine Frucht gezeitigt, die ohnegleichen ist. Seine romantischen Balladen sind von so fremdartig fesselnder Schönheit, daß sie die Phantasie wie etwas Neues, nie Dagewesenes erregen. Wie seine Bilder eröffnen sie einen Einblick in eine zaubervolle, wunderbare Welt, in der sich die Geschehnisse mit packender dramatischer Gewalt vollziehen. Die Gestalten dieser Welt durchglüht auch das Feuer echter Leidenschaft, und einige der Frauentypen berühren wie elementare Gewalten. In „Sister Helen“ ist die unerbittliche Rachsucht der verratenen Geliebten in wahrhaft grandioser Weise zum Ausdruck gebracht, und die aus Liebe, Haß und Aberglauben gewobene Tragödie, die sich in gedrängter Kürze abspielt, versetzt den Leser in atemlose Spannung und erweckt sein Grauen. Die Art, wie es Rossetti hat gelungen, Stimmung zu erzeugen und äußere Naturerscheinungen mit Ereignissen und Seelenzuständen zu verweben, reicht fast an Goethes Kunst heran. Tiefer aber und bedeutungsvoller als die Balladen ist das Gedicht „Jenny“ in seiner reinen, alles verstehenden Menschlichkeit, und als Krone seiner Dichtkunst, ja seines Schaffens überhaupt darf seine Sonettensammlung gelten, die er „Das Haus des Lebens“ nannte.

Von diesen Sonetten, in denen der Dichter das eigene Seelenleben preisgiebt, ist jedes einzelne aus seinem persönlichen Empfinden hervorgegangen und zum „unsterblichen Erinnerungszeichen eines toten Augenblicks“ geworden. Alle äußeren Formen durchdringend, hat er in ihnen die Welt der Gefühle erschöpft und das Wesen aller Dinge offenbart. Die Liebe ist die Macht, die zu besingen er nicht müde wird; sie ist ihm der Vorbote der Ewigkeit und entschleiert ihm die heiligsten Geheimnisse des Seins und Werdens. Die Liebe zwischen Mann und Weib ist ihm das Symbol der höchsten Kraft, ein Teil jener allerhaltenden Liebe, die ohne Anfang und Ende ist, und in diesem höchsten Gefühl wähnt er den Menschen eins mit der Gottheit. Die Beziehungen der Geschlechter zu einander sind ihm heilig, er entweiht sie mit keinem profanen Wort, und kein anderer Dichter hat die Liebe und das Weib in ähnlicher Weise verherrlicht wie Rossetti. Von tief ergreifender Wirkung sind diejenigen unter den Sonetten, die seinen späteren Lebensjahren entstammen und in denen er die Leiden seiner krankenden Seele aufdeckt. Darunter ist besonders eines: „Verlorene Tage“, das so hoffnungslos ver-



D. G. Rossetti: La Donna della Finestra. (Dantes „Vita Nuova“.)
(Copyright by Frdr. Hollyer. London, 9 Pembroke Square, Kensington.)

zweifelt ausklingt, daß es in der Seele des Lesenden ein banges Echo weckt. In seinem „Song Throe“ sagt er vom Dichter:

Durch deine Thränen muß dein Lied die Thräne wecken,
Dein Zauberspiegel ist dein heiß empfindend, offenbarend Herz.

Und in diesen Worten liegt das Geheimnis seines Schaffens.

Seine Sprache ist von wunderbarem Wohllaut, sein vornehmer Geist und sein Geschmack dulden keinen unlauteren, keinen trivialen Gedanken, und die Sonette, die in ihrer Eigenschaft als lebenswahre, intime Äußerun-

gen einer Dichterseele von einzigartigem, unschätzbarem Werte sind, können in Bezug auf Form und Inhalt nur mit dem Besten verglichen werden, was die Menschheit überhaupt an idealen Gütern besitzt.

In Rossettis letzten Lebensjahren entstanden alle jene mystisch-symbolischen Frauenbilder, von denen einige, wie die schon erwähnte „Proserpina“ und „The Blessed Damozel“, „La Ghirlandata“ und vor allem auch die herrlichen Bilder „The Roman Widow“ und „La Bella Mano“, voll weltfremder Schönheit und poetischer Größe sind. Für die meisten, wenn auch durchaus nicht für alle, diente Mrs. Morris zum Vorbild, aber er malte längst nicht mehr bloß, was er sah. Sein vom Chloral geschwächter Geist war in die Bande des Spiritismus geraten, und seine Kunst entfernte sich mehr und mehr von Wirklichkeit und Leben. Seine „Vision of Fiammetta“, eine Schöpfung seiner letzten Lebensjahre, ist ein solches Wesen aus dem schwülen Fabelland der Fieberträume. Die Farben haben einen heißen, metallisch harten Glanz, das Antlitz der Fiammetta mit den weiten Augen und dem großen brennendroten Mund, dessen übertriebene Lippen fast abstoßend wirken, ist kaum mehr menschlich, und selbst die Apfelblüten haben nichts von der Zartheit, die ihnen die Natur verliehen. „La Donna della Finestra“, die noch später entstanden, ist dagegen wieder von rührender Schönheit; in ihren Zügen liegt das Mitgefühl, das Dantes trauerndes Herz erhoben. Sein letztes, unvollendet gebliebenes Werk ist eine „Salutation of Beatrice“, die seinen frühen derartigen Darstellungen so wenig gleicht, wie der sterbende Künstler, der längst schon seine Liebe und seinen Glauben verloren, dem hoffnungsfreudigen Jüngling glich, dem das Leben eben seine reichsten Schätze erschlossen hatte.

Im Frühling 1882 starb er, vierundfünfzig Jahre alt, in Birchington-on-Sea, wo er auch begraben liegt. Seine alte Mutter und seine Schwester Christina, denen er sein Leben lang mit unwandelbarer Liebe angehangen, hatten ihn auch während seiner letzten Krankheit gepflegt und folgten seiner Leiche ans Grab.

Zehn Jahre nach seinem Tode wurde er von einem seiner besten Freunde, dem Dichter William Bell Scott, verraten. Dieser gab seine Erinnerungen heraus, in denen sehr viel von Rossetti die Rede ist. Das absonderliche Wesen und die mannigfachen kleinen Schwächen des toten Künstlers werden hier in fast gehässig scheinender Weise vors Publikum gezerrt und grell beleuchtet. Der kleinere Dichter und Mensch hatte eben, wie so oft, sich selbst fast unbewußt, unter dem Deckmantel der Freundschaft den größeren selbst über das Grab hinaus gehaßt und beneidet.

Im Jahre 1895 veröffentlichte dann William Rossetti nicht bloß die Biographie, sondern auch die Familienbriefe seines Bruders. Schlicht und recht berichtet er über seinen Charakter und Lebenslauf und sucht den falschen Freund durch schmucklose, völlig wahrheitsgetreue Schilderung der Thatsachen zu widerlegen. Zukünftige Geschlechter werden sich wohl weder um das Zerrbild des einen, noch um die Rechtfertigung des anderen kümmern; sie werden Rossetti allein aus seinen Schöpfungen kennen lernen wollen und ihn auf diese Weise erst ganz verstehen.

Schon zu seinen Lebzeiten begann die Romantik, deren Lieblingskind er war, ihre schimmernden Zauberfäden um seine eigene Person zu weben, und in ihrem verklärenden Lichte werden spätere Zeiten die rätselhafte Gestalt des großen Dichtermalers sehen.





Erna Raven.

Novelle
von
E. Cyrill.

I.

(Nachdruck ist untersagt.)

Regungslos, in lässigem Träumen, saß Kurt von Pilsen schon lange auf der jetzt einsamen Bank und schaute von der Höhe des bewaldeten Berges hinab auf den Strand, hinaus auf das weite Meer.

Die Sonne war im Untergehen. Blutigrot entsandte sie ihre letzten Strahlen über die breite Wasserfläche, die, nur schwach bewegt, gleichsam wie müde von rastloser Arbeit, in leise eintönigem Rauschen am Strand auslief. Ja, es war schön und friedlich hier oben! Noch vor einer halben Stunde war der Wald belebt gewesen von heiter plaudernden Menschen, die teils ihren Nachmittagskaffee getrunken, teils von weiteren Spaziergängen gerastet hatten. Jetzt strömten sie alle dem nahen Seebad Misdroy zu, und nur vereinzelt tönte ihr Rufen und Lachen zu dem einsamen Träumer empor.

Doch gerade so liebte er es. Zum hellen Sonnenschein gehörten Menschen, das bunte Getriebe des Badelebens, zur Abenddämmerung Stille und ungestörtes Sinnen. — Mit Wohlbehagen atmete er die klare Luft dieses warmen Augustabends, die, so nahe der See, frei war von Staub und Hitze. Er war es recht zufrieden, daß er aus der Einförmigkeit seines Landlebens wieder hergekommen an die liebe, ihm seit Jahren vertraute Ostsee. Lange Monate vorher schon freute er sich auf diese Wochen. Und wenn er dann heimkehrte auf sein stilles Landgut mit dem epheuumsponnenen, ehrwürdigen Hause, so nahm er die Erinnerung daran mit; an Winterabenden meinte er oft das Rauschen des fernen Meeres zu hören und träumte sich zurück unter die Schatten des hohen Buchenwaldes. Ja, selbst manch anderer köstlicher Fleck Erde, wohin ihn seine Reiselust geführt hatte, konnte diese Vorliebe nicht beeinträchtigen.

In diesem Sommer hatte er es besonders günstig getroffen, da er gleich nahe Bekannte gefunden. Richtig, beinahe hätte er eine gemeinsame Verabredung im Strandhotel für heute abend vergessen.

So stand er langsam auf, reckte seine lange, etwas hagere Gestalt, warf noch einen letzten Blick auf das bald ganz entschwundene

Tagesgestirn und verfolgte gemächlich den Waldweg, der ihn bergab auf die Strandpromenade führte. Er nahm den Hut von dem glatt gescheitelten Blondhaar. Sein nicht eben schönes, aber sehr sympathisches Gesicht mit den ernst und treu blickenden blauen Augen, unter breiter, durchfurchter Stirn, schaute mit heiterem Behagen in die immer tiefer fallenden Schatten der Bäume.

Er gehörte zu den sinnenden, ernsten Naturen, sein ganzes Leben hatte man ihn scherzend einen Idealisten und Träumer genannt. Aufgewachsen als Sohn einer hervorragend edlen und hingebenden Mutter und eines strengen, oft griesgrämigen Vaters, hatte er sich mit seinen Geschwistern zeitig an allerlei Entbehrungen gewöhnen müssen, da seine Eltern, mit geringem Vermögen, nur schwer das Gut halten konnten. Unter dem Druck dieser Sorgen litt gar oft das Familienleben, und immer war es die Mutter, die sich gleich blieb an Güte, Zuversicht und Mut. Sein jüngerer Bruder wurde Offizier. Er selbst studierte Jura und Landwirtschaft, schon als Student nicht immer ohne Sorgen. So waren die Jahre dahingegangen, als ihnen durch den Tod eines Onkels unvorhergesehen eine namhafte Summe zufiel, die mit einem Schlage alle Geldsorgen bannte. Der plötzliche Tod seines Vaters veranlaßte Kurt von Pilsen, Weisen zu übernehmen, doch behielt er Mutter und Schwester bei sich.

Nun war auch die Mutter nicht mehr; seit ihrem Tode waren drei Jahre verflossen. Kurt wohnte dauernd auf seinem Besitz, gemeinsam mit der nur wenig jüngeren, unverheirateten Schwester.

In Erinnerungen verloren, war er an das Ende des Waldes auf die Promenade gelangt. Hastiger ausschreitend, stand er bald vor dem Strandhotel und spähte in die große Glashalle, an deren gedeckten Tischen einzelne Gruppen von Menschen saßen.

„Hier, Pilsen, hier!“ tönte eine laute Stimme, und Landrat von Langen kam auf ihn zu.

„Guten Abend,“ nickte Pilsen. „Ist Gerold schon da?“

„Schon da! Das ist gut! Weißt du nicht, daß wir eine Stunde auf dich warten?“

„Thut mir leid,“ entgegnete Pilsen. „Ich wollte meinen Sonnenuntergang vom Kaffeeberge wieder mal ganz für mich haben, so ließ ich erst alle Menschen heimkehren. Beinahe hätte ich überhaupt unsere Verabredung vergessen!“

„Würde mich nicht weiter wundern!“ brummte Herr von Langen. „Wir hatten von hier übrigens das gleiche Schauspiel, nur von einem knurrenden Magen beeinträchtigt.“

Inzwischen waren sie auf ihren Plätzen angelangt, und Pilsen begrüßte den Assessor Gerold, dessen hübsches lebhaftes Gesicht sich sichtlich aufhellte, als nun die Speisen bestellt wurden.

Langen, eine stattliche Erscheinung, regelmäßig hübsch, aber etwas phlegmatisch in Ausdruck und Bewegung, verzehrte bedächtig sein Mahl, indessen Gerold mit gewohnter Lebhaftigkeit dabei plauderte.

„Ich bin heut auf Entdeckungsreisen gewesen und habe eine famose Wohnung für Sie gefunden,“ wandte er sich an Langen, „da Sie doch nicht im Hotel bleiben wollen.“

„Wo denn?“

„Jenseit des Herrenbades, am anderen Strand in den Oswaldschen Häusern. Im ersten wohnen Stenglins, im zweiten Haus parterre ist auch seit einigen Tagen vermietet, aber oben ist noch ein großes Zimmer mit Kammer frei.“

„Dann werde ich morgen gleich einziehen,“ entgegnete Langen sichtlich befriedigt.

„Also Sie wollen wirklich?“ bemerkte Gerold etwas enttäuscht. „Ich hatte bereits selbst die größte Lust darauf. Bewundern Sie meine Freundschaft, daß ich Sie nicht heimtückisch im Stich ließ!“

„Aber ich denke, Sie haben gegen solch abgelegenes Privatlogis eine Antipathie?“ fragte Pilsen erstaunt.

Gerold lachte: „Na ja, aber so wären wir schließlich alle nett auf einem Fleck, denn Sie wohnen doch auch da herum.“

„Und,“ fiel Langen ein, „Sie könnten sich so bequem bereits zum Frühstück bei Frau Stenglin einfinden! — Nein, nein, bleiben Sie nur hübsch in Ihrem Hotel! Ich gestatte Ihnen, mich recht oft zu besuchen,“ setzte er lachend hinzu.

„Wirklich, ich glaube Sie haben Anlage

zum Philister!" spottete Gerold. „Schließlich hegen Sie noch Bedenken, daß ich die lustige kleine Frau nett finde und es ihr zeige."

„Ja, es ist eine liebenswürdige Frau," bemerkte Pilsen, „nur dünkt mich, ihr fehlt etwas Tiefe."

„Das will ich zugeben," meinte Gerold. „Aber wie soll eine junge Frau in diesen normalen, glücklichen Verhältnissen zu einer philosophischen Lebensauffassung kommen? Ich kann es mir nur denken als Resultat einer mehr oder minder bewegten Vergangenheit, und da Frauen nie objektiv urteilen, braucht man nur ernstlich nachzuforschen, irgendwo — äußerlich oder innerlich — ist sicher etwas wurmstichig. Übrigens erhöht das oft nur die Anziehungskraft."

„Lieber Gerold, ich spreche selbstverständlich jetzt nur von solchen, die den Segen eines behüteten Heims und geregelter Erziehung genossen haben."

Gerold sah erstaunt auf. „Wollen Sie etwa damit sagen, daß dies wirklich immer gegen Versuchungen schützt, dauernd seine Wirkung behalten muß?"

„Allerdings," entgegnete Pilsen ernst. „Es mag wohl einzelne bedauernswerte Ausnahmen geben, aber dann zählen sie nicht mehr mit, sie stehen außerhalb. Ich habe eine sehr ideale und hohe Meinung von der deutschen Frau, meine Mutter war dafür das leuchtendste Vorbild, und ich könnte Ihnen noch manche nennen, die jene Auffassung in mir bestätigt. Glauben Sie mir, Sie unterschätzen den Wert unserer Mädchen und Frauen, wenn Sie daran zweifeln."

Gerold betrachtete ihn mit neugieriger Verwunderung. Er kannte ihn erst seit wenigen Tagen und dachte bei sich: Also ein Idealist vom reinsten Wasser!

Langen wandte sich an Pilsen: „Hast recht, alter Freund, deine Mutter war eine seltene Frau, und wenn du mal eine Schloßherrin nach Weisen führst, wirst du schon eine Wahl treffen, die ihrem Andenken Ehre macht."

„Das war ein gutes Wort, lieber Langen!" Pilsen reichte ihm die Hand.

„Also auf die künftige Gebieterin!" rief Gerold lustig, in dem Bestreben, dem Gespräch eine heitere Wendung zu geben. Noch klangen die Gläser zusammen, als plötzlich laut an die Glaswand geklopft wurde und das von dunkellockigem Haar umrahmte rosige Gesicht der Frau Stenglin mit den großen, neugierigen Kinderaugen sich an die Scheiben preßte. Hinter ihr tauchte die elegante Gestalt ihres Gatten, des Rittmeisters Stenglin, auf.

Gerold sprang von seinem Sitz empor und ging ihnen entgegen. „Gottlob, daß Sie kommen! Langen und Pilsen waren eben im Begriff, sich in sentimentale Erinnerungen zu verlieren."

Frau Stenglin lachte. „Armer Gerold!" und zu den anderen gewendet: „Nun machen Sie fix, damit wir noch etwas von der Musik auf dem Kurplatz hören."

Alle drei schlossen sich bereitwillig dem Ehepaar an. Langen ging mit Stenglin voraus, der ihm erzählte, daß er noch den gewünschten Nachurlaub erhalten habe, um sich endgültig an der See von seinem Sturz mit dem Pferde zu erholen, Pilsen folgte mit Gerold und Frau Stenglin. Sie schritten dem Kurhaus zu, von wo lustige Weisen durch den stillen Abend erklangen.

„Also Langen wird Ihr beneidenswerter Nachbar werden, er zieht in das zweite Oswaldsche Haus," bemerkte Gerold zu Frau Stenglin, „und ich bin die Selbstlosigkeit in Person!"

Sie blickte ihn lustig von der Seite an. „Sie sehen auch schon wie ein Märtyrer aus! Ich habe nur den starken Verdacht, daß Ihr Bedauern allein den Mitbewohnern gilt."

„Welch hartherzige Beschuldigung! Habe ja keinen Schimmer, wie besagte Menschen aussehen!"

„Jetzt sind Sie natürlich furchtbar neugierig," scherzte Frau Stenglin. „Ich werde aber großmütig sein, also hören Sie! Eine alte Kinderfrau —"

„Zweifellos anziehend für Gerold," warf Pilsen lachend dazwischen.

„Nur Geduld!" wehrte sie. „Zwei Kinder von sieben und drei Jahren —"

„Sehr passender Umgang für einen Junggesellen wie Langen!" spottete Gerold.

Sie schlug mit ihrem zierlichen Schirm nach ihm. „Wenn Sie mich noch einmal unterbrechen, erzähle ich nicht weiter! Die Kinder sind wirklich reizend, besonders die

Kleine so drollig! Ich habe mich mit ihnen heut angefreundet, dann findet sich schon die Bekanntschaft mit der Mutter. So, da haben Sie die ganze Familie!"

„Großartig! Ich war nach dem vielversprechenden Anfang auf alles gefaßt! Nun werden Sie wohl den halben Tag von diesen neuen Freunden belagert werden?" Gerold blies den Rauch seiner Cigarette unmutig in die Luft. „Wie sieht denn eigentlich aber die Mutter aus?"

„Sehen Sie, Herr von Pilsen, wie recht ich hatte! Er brennt auf diese Bekanntschaft," triumphierte Frau Stenglin.

„Alles nur im Interesse von Langen," wehrte Gerold ab.

„Das kann jeder sagen!" neckte sie. „Übrigens habe ich die Mutter erst flüchtig gesehen. Sie sieht sehr blaß aus und hat eine reizende Figur, mehr kann ich nicht verraten."

„Also so was Ätherisches! Na, das ist nicht mein Fall," meinte Gerold mit einem Seitenblick auf die kleine, zur Fülle neigende Gestalt und die blühenden Farben seiner Begleiterin.

„Sie ist wahrscheinlich krank und außerdem Witwe, wie mir die Kinderfrau erzählte."

„Wie heißt denn diese Ihre neueste Entdeckung?" fragte Pilsen.

„Der Junge nannte sich Willi Raven, und sein Vater sei Rittmeister bei den Sollinschen Dragonern gewesen. — Ach," unterbrach sie sich, „ich muß doch mal meinen Mann fragen, ob er ihn nicht kannte." Sie winkte energisch ihren Gatten heran.

„Na, Ottie, was willst du denn?"

„Kanntest du einen Rittmeister Raven aus Sollin?"

„Raven — Raven, natürlich, aber nur flüchtig. Er ist, soviel ich mich erinnere, vor zwei Jahren gestorben."

„Und war verheiratet, nicht wahr?" fragte seine Frau eifrig.

„Ja, mit einem Fräulein von Ossen; weshalb interessiert dich das so sehr?"

„Weil seine Frau hier in unserer unmittelbaren Nähe wohnt," und sie wiederholte ihre Mitteilung.

Da Landrat von Langen behauptete, noch heute abend seine Wohnung besichtigen und fest mieten zu wollen, begleiteten ihn alle.

Plaudernd und scherzend gingen sie die Strandpromenade entlang, dem einsameren Teil des Bades zu. Hier, jenseits des Herrenbades, verringerte sich die Anzahl der Laternen. Auf der hügelartigen Düne, zwischen dem Strand und den wenigen Häusern wuchsen Ginster, Ried und Schilfgräser, die, vom Nachtwind bewegt, gespensterhaft auf- und niederschwebten. Leichtes Gewölk huschte über den von Sternen besäten Himmel, und lauter tönte das Rauschen des Meeres.

Die Oswaldschen Häuser lagen unmittelbar hintereinander. Der Eingang zum ersten Stock befand sich seitwärts, zum ungeteilten Parterre des zweiten Hauses führte eine breite Steintreppe.

Frau Stenglin hatte sich an den Arm ihres Gatten gehängt. Im Begriff, sich dem Hause zu nähern, flüsterte sie plötzlich ihren Begleitern zu: „Da, sehen Sie, das muß Frau Raven sein!"

Auf dem breiten, oberen Treppenabsatz saß eine dunkle Gestalt, das Gesicht dem Meer zugekehrt, die Hände hinter dem Kopf verschränkt, wie regungslos in einen tiefen Stuhl gelehnt. Als sie die Nahenden bemerkte, wandte sie ihnen für einen flüchtigen Augenblick das Antlitz zu. Die Züge waren aber nicht zu unterscheiden. Dann kehrte sie zu ihrer vorigen Stellung zurück.

Frau Stenglin wandte sich lebhaft an Gerold. „Ich würde mich da so allein an ihrer Stelle tot fürchten, es ist ja geradezu unheimlich! Sie muß krank sein."

„Mein Geschmack wäre es auch nicht," stimmte dieser zu.

„Gnädige Frau, ich werde mir alle Mühe geben, die Gewohnheiten dieser so interessanten Dame als Mitbewohner zu ergründen," neckte Langen.

„Warum soll sie nicht, was mir sehr natürlich erscheint, aus bloßer Freude an der Natur diesen Platz gewählt haben?" bemerkte Pilsen.

„Oder aus Langerweile," setzte Gerold hinzu.

„Dem ließe sich abhelfen!" lachte Stenglin. „Ich bin überzeugt, es gehen nur wenige Tage ins Land, und sie gehört in unseren Kreis, denn Ottie ersehnt dies ja nur!"

Diese beeilte sich, eifrig zu versichern, daß man doch keinen Grund habe, unfreundlich

zu sein, wenn es sich zufällig so fügen sollte, und streckte aus Langens Zimmer behutsam den Kopf zum Fenster hinaus, um zu sehen, ob Frau Raven noch da sei. Der Platz war leer.

In heiterer Stimmung trennte man sich. Allein in seinem Quartier stieß Pilsen die Balkonthür auf und trat hinaus. Vor ihm lag die nun menschenleere Promenade, dahinter auf Pfählen das ins Meer gebaute Herrenbad. Mit stetig mildem Licht beleuchtete der Mond die stille Landschaft. Wie ein breiter Streifen flüssigen Silbers spiegelte er sich in der Flut, Frieden bringend, sanftes Träumen und Vergessen. Lange schaute Kurt von Pilsen auf dies zauberische Bild, und ungewollt stieg vor seinem Auge die einsame Gestalt empor, wie er sie flüchtig vorhin gewahrt, in tiefe Gedanken verloren.

* *
*

Herrlichster Sonnenschein lockte ihn am nächsten Morgen zeitig ins Freie. Mit Wohlbehagen nahm er sein tägliches erfrischendes Bad und vereinigte sich mit seinen Freunden zu einem kurzen Spaziergang.

Stenglin wollte die ruhige See zu einer Segelfahrt mit seiner Frau und Gerold benutzen, Langen aber erklärte, den Umzug seiner Habseligkeiten bewerkstelligen zu wollen.

„Gut,“ bemerkte Pilsen, „dann werde ich mich so lange an unseren Strand begeben und auf dich warten.“

„Verlieren Sie dann nur nicht die Geduld,“ meinte Gerold. „Ein paar Stunden werden wohl draufgehen!“

Pilsen lächelte. „Meinetwegen, mit Buch oder Zeichenstift läßt es sich schon ertragen. Auf Wiedersehen an der Table d'hote!“ Damit ging man auseinander.

Nach dem Frühstück schlenderte Pilsen an den Strand. Langsam wanderte er am Ufer entlang, freute sich an dem graziösen Flug der Möwen, die tänzelnd, gleichsam neckend, über die Flut hinschwebten, hier und da sich zu kurzer Rast niederlassend, bückte sich wohl auch nach einer Muschel oder einem hübsch geformten Stein und warf sich schließlich in den weichen, feinen Sand, öffnete den Sonnenschirm und zog ein Buch aus der Tasche.

Dieser Teil des Strandes wurde, weil vom Damenbade und Kurhaus abgelegen, von den Badegästen zumal in den Vormittagsstunden wenig benutzt. Zahlreiche Fischerkähne ankerten am Ufer oder waren gar zum Trocknen aufs Land gezogen. Einzelne Fischer, kräftige Gestalten mit gebräunter Haut und schwerfälligem Gang, machten sich damit zu schaffen. Hier und da wurden Netze von geschäftigen Händen ans Land gezogen und der zappelnde Inhalt, je nachdem, mit Enttäuschung oder Freude in bereitstehende Bottiche entleert. Doch alles wortkarg mit einer gewissen Trägheit, dem Charakter der Einwohner angemessen.

Hundegebell und hastiges Laufen ließen Kurt von Pilsen aufschauen. In munteren Sprüngen kam ein kleiner, ungefähr siebenjähriger Junge daher, von einem vergnügt bellenden Terrier begleitet. Er warf nur einen neugierigen Seitenblick auf Pilsen und begann dann eifrig mit seinem Spaten zu graben.

Sein hübsches Kindergesicht, mit den lang bewimperten, strahlenden Augen, rötete sich vor Vergnügen und Anstrengung, und gar oft vergaß er in Eile, die von Sand und Wasser feuchten Hände an der Lederschürze abzutrocknen, die seinen Matrosenanzug schützte.

Unwillkürlich sah ihm Pilsen zu.

Mit viel Mühe hatte er eine Art Wall aus Sand aufgeschaufelt und wandte sein Interesse jetzt einem großen Stück Seetang zu. Doch gerade, wenn er es mit seinem Spaten erwischen wollte, kam eine Welle und hinderte ihn daran.

„Pit, hol's, hol's!“ rief er dem Hunde zu. Doch der bellte nur und wich ängstlich zurück.

Unschlüssig blickte der Kleine umher nach einem geeigneten Werkzeug.

Da stand Pilsen auf: „Wart mal, ich habe lange Arme und werde es mit meinem Schirm versuchen.“

„Ach, die vielen Muscheln!“ jubelte das Kind und begann sie eifrig aus dem Gras zu lösen. „Hast du Muscheln auch gern?“

Pilsen bejahte lächelnd.

„Weißt du,“ fuhr der Kleine fort, „ich spiele dann, daß es Soldaten sind, und lasse sie marschieren.“

„So, so!“ bemerkte Pilsen. „Du liebst wohl Soldaten sehr?“

„Natürlich! Mein Papa war ja Rittmeister.“

„Wie heißt du denn eigentlich?“ fragte Pilsen.

„Willi Raven, und ich habe noch eine Schwester, die heißt Olga und ist zweiundeinhalb Jahr,“ setzte er hinzu.

Also dies war der kleine Raven! Unwillkürlich vergegenwärtigte Pilsen sich den gestrigen Abend. Frau Stenglin würde es lebhaft interessieren, wenn sie hiervon Kenntnis erhielt, dachte er lächelnd.

„Siehst du, da kommt Olga mit Mutter!“ rief Willi plötzlich.

Aufblickend, gewahrte Pilsen eine Dame, die in Begleitung eines kleinen Mädchens und einer Wärterin auf ihn zukam. Doch schon war Willi aufgesprungen, hatte grüßend seine Mütze gezogen und war davongeeilt. So konnte Pilsen nur noch von fern eine elegante, schlanke Gestalt wahrnehmen.

Er versuchte sich wieder in seine Lektüre zu vertiefen, doch die Sonne brannte so heiß herab, daß Meer und Strand in ein blendend flimmerndes Licht getaucht schienen. Er zog die Uhr. Schon halb zwölf, Langen kam noch immer nicht. Er wollte ihn aufsuchen und dann noch einige Briefe erledigen.

Aufstehend, sah er neben sich den Spaten des kleinen Willi liegen, er schien ihn ganz vergessen zu haben, denn nirgend war der kleine Kerl zu erblicken. Was nun thun? Sicher würde er ihn vermissen. Kurz entschlossen hob Pilsen das zierliche Ding auf und verfolgte den schmalen Laufsteg, der auf die Höhe der Düne führte. Dort zog sich als Verlängerung der Kurpromenade ein Spazierweg hin bis zum Wald, jenseits dieser Sandhügel lagen die Oswaldschen Häuser.

Hier auf der Höhe, von einem dichten Weidenstrauch beschattet, saß Frau Raven mit einem Buch in der Hand, Willi war nicht bei ihr. Überlegend blieb Pilsen einen Augenblick stehen, dann näherte er sich langsam der Sitzenden und lüftete seinen Strohhut: „Verzeihen Sie, gnädige Frau, wenn ich störe, Ihr kleiner Sohn hat vorhin diese Schaufel bei mir liegen lassen, darf ich sie Ihnen übergeben? Mein Name ist von Pilsen.“

Frau Raven blickte hastig auf. Große graue Augen hefteten sich forschend auf Pilsens Gesicht. „Ich danke sehr, es ist liebenswürdig, daß Sie sich darum bemühen.“

„Ich nahm an, daß der Kleine sie entbehren würde!“ Damit verbeugte sich Pilsen, sie neigte grüßend den Kopf und er schritt der Wohnung seines Freundes zu.

Langen kam ihm entgegen. „War das eine Wirtschaft! Endlich ist nun alles an Ort und Stelle! Ich wollte dich eben aufsuchen, da sehe ich dich mit einer Dame im Gespräch, vorher spieltest du, wenn ich nicht irre, mit einem Kinde.“

Pilsen lachte. „Alle diese Beobachtungen haben dich, scheint mir, mehr aufgehalten als dein Auspacken!“ Und ans Fenster tretend fügte er hinzu: „Von hier läßt es sich wirklich gut übersehen.“ Nun berichtete er seine Erlebnisse.

„Frau Stenglin wird Augen machen, wenn sie hört, daß du der erste bist, der die Brücke zur Bekanntschaft geschlagen hat,“ bemerkte Langen.

„Du weißt ja gar nicht, ob die Dame überhaupt verkehren will,“ wandte Pilsen ein. „Man muß sich doch vor Aufdringlichkeit hüten.“

„Wenn Frau Stenglin sich's in den Kopf gesetzt hat, wird sie's schon durchsetzen,“ meinte Langen gemächlich.

„Holla, Langen, sind Sie zu Haus?“ tönte Gerolds Stimme von unten. Da stand er mit Stenglins, erhitzt und müde.

„Kommen Sie, bitte, herauf!“ rief Langen hinab. „Es ist jetzt ganz behaglich bei mir.“

„Ich komme um vor Hitze!“ klagte Frau Stenglin.

„Hier ist es angenehm kühl, gnädige Frau, Pilsen ist auch da und hat Ihnen eine große Neuigkeit mitzuteilen, und zu trinken giebt's auch was.“

„Eine Neuigkeit?“ Frau Stenglin öffnete weit ihre Kinderaugen. „Ist's auch wahr?“

„Ob die Neuigkeit groß ist, müssen Sie beurteilen, gnädige Frau,“ antwortete Pilsen lachend.

„Pure Bescheidenheit!“ warf Langen dazwischen. „Sie ist schon so gewichtig, daß wir sie nicht durchs Fenster hinabrufen können!“

„Folglich müssen wir hinauf, eher hat Ottie doch keine Ruhe,“ beschloß Herr Stenglin resigniert.

Bald saßen alle gemütlich in Langens Wohnzimmer, und Pilsen hatte auf allgemeines Drängen über den heutigen Morgen berichtet, wiederholt von Fragen der Frau Stenglin unterbrochen.

„Nun sagen Sie mal, wie sieht sie aus? Ist sie hübsch?“

„Darauf vermag ich keine bestimmte Antwort zu geben. Ich habe eigentlich nur ein Paar großer Augen gesehen.“

„Unter Umständen genug!“ meinte Gerold mit vielsagendem Lächeln.

„Jedenfalls werden Sie ihr doch nun einen Besuch machen,“ setzte Frau Stenglin hinzu.

„Nein, gnädige Frau; ich weiß ja gar nicht, ob Frau Raven es angenehm empfände!“

„Gott, was für ein Umstandsmensch! Sie ist gewiß froh, wenn sie unter Menschen kommt.“

„Ich zweifele nicht, Kleine, daß du ihr dazu verhelfen wirst!“ lachte Stenglin. „Jetzt wollen wir uns aber ausruhen, damit man zum Essen wieder frisch ist.“

— — — — — — — — — — — — — —

Eine Stunde später fand man sich zur Table d'hote im Kurhaus wieder. Gerold hatte seinen Platz neben Frau Stenglin, gegenüber ihr Gatte, Langen und Pilsen.

Dieser war noch ganz in das Studium der Speisenfolge vertieft, als er einen Stuhl rücken hörte und aufblickend eine Dame gewahrte, die sich neben Frau Stenglin auf der anderen Tischseite niederließ. Es war Frau Raven mit ihrem Sohn.

Pilsen machte eine leichte Verbeugung, die mit zurückhaltendem Lächeln erwidert wurde, Willi nickte ihm strahlend zu. Frau Stenglin machte allerlei Zeichen, daß er eine Unterhaltung beginnen solle, und da er nicht gleich darauf einzugehen schien, suchte sie Willis Blick, was den Knaben veranlaßte, seiner Mutter etwas zuzuflüstern. Daraufhin wandte Frau Raven das Gesicht ihrer Nachbarin zu.

Diesen Augenblick benutzte Frau Stenglin und sagte mit ihrem heiteren Lächeln: „Ihr kleiner Junge und ich sind schon alte Bekannte! Da wir ganz nahe bei einander wohnen, erlauben Sie wohl, daß ich Ihnen meinen Namen nenne. Dann können wir gute Nachbarschaft halten.“

„Sehr gern, gnädige Frau! Meine Kinder haben mir von Ihnen erzählt, Willi wird höchst gewissenhaft wohl schon über uns berichtet haben,“ entgegnete Frau Raven voll natürlicher Herzlichkeit.

„Sie haben richtig vermutet,“ lachte Frau Stenglin. „Jetzt darf ich Ihnen aber wohl meinen Mann und unsere Bekannten vorstellen. Herrn von Pilsen trafen Sie ja schon, wie er mir vorhin erzählte.“

Bald kam eine lebhafte Unterhaltung in Gang. Frau Stenglin war hoch befriedigt und blickte triumphierend auf den schwerfälligen Pilsen. Dieser sprach wenig und betrachtete sein Gegenüber.

Üppige braune Haare umrahmten ein blasses, schmales Gesicht. Um den eher großen als kleinen Mund mit roten vollen Lippen lag ein eigener Zug; Pilsen konnte seine Sprache nicht deuten, ein Kenner hätte ihn vielleicht leidenschaftlich genannt. Dazu zwei große graue Augen, stetig wechselnd im Ausdruck, unruhig flackernd, wie phosphoreszierend, um nachher traumverloren, wie müde, sich zu beschatten. Die kleinen sehr schlanken Hände zierte ein einfacher Trauring, die graziöse Gestalt war mit viel Geschmack gekleidet und bildete in ihrer Zartheit einen auffallenden Kontrast zu der Frische ihrer Nachbarin.

„Ja,“ entgegnete sie jetzt auf eine Frage des Rittmeisters, „ich habe beinah vier Jahre in Sollin gewohnt. Es ist ein nettes Städtchen, nachher wurden wir versetzt.“

„Ich war vor vielen Jahren einmal dort, lernte Ihren Herrn Gemahl flüchtig kennen und hörte mit Bedauern von seinem frühen Tode,“ bemerkte er.

Ein Schatten flog über ihr Gesicht. „Es sind jetzt zwei Jahre her, — seitdem lebe ich mit meinen Kindern in Potsdam.“

„Lieben Sie diesen Aufenthaltsort?“ fragte Pilsen, sich in das Gespräch mischend.

„Da ich mein Leben ganz nach meinem Geschmack dort einrichten kann, ja! Dazu habe ich eine fast ländlich gelegene, sehr angenehme Wohnung. Dies trägt doch schon wesentlich zum Wohlbehagen bei, und im

Sommer suche ich irgend einen hübschen Fleck Erde auf."

„Beneidenswert," bemerkte Gerold.

Pilsen, der eine Vorliebe für sympathische Organe hatte, wurde angenehm durch den milden, tiefen Klang ihrer Stimme berührt.

Nach der Mahlzeit stand man gemeinsam auf. Die Sonne brannte heiß herab und lähmte die Lust zu einem Spaziergang. Frau Stenglin erklärte, sich fürs erste in ihre kühle Wohnung zurückziehen zu wollen. Auf eine Frage an Frau Raven antwortete diese, daß sie stets gewohnt sei, nach Tische zu ruhen. So begleiteten die Herren die beiden Damen.

Willi hatte sich an Pilsens Hand gehängt und redete lebhaft auf ihn ein.

„Bitte, Herr von Pilsen, lassen Sie sich von Willi nicht quälen, er ist leicht sehr enthusiastisch in seinen Freundschaftsbezeigungen!" Frau von Raven, die mit Frau Stenglin vorausging, hatte sich umgewandt.

„Lassen Sie ihn ruhig gewähren, gnädige Frau! Ich bin ein großer Kinderfreund, und wir unterhalten uns vortrefflich."

„Er hat recht," bestätigte Langen. „Pilsen genießt bei seinen Verwandten den Ruf eines Kinderonkels, also können gnädige Frau ohne Sorge sein."

Frau Stenglin, die inzwischen mit ihrem Gatten und Gerold geflüstert hatte, wandte sich jetzt zu Frau Raven.

„Wollen Sie uns nicht die Freude machen und nachher bei uns eine Tasse Thee trinken? Hier im Bade kann man doch etwas über die formellen Höflichkeiten hinwegsehen, nicht wahr, unser feierlicher Besuch kann auch hintennach kommen?"

„Wie freundlich von Ihnen! Ich nehme es dankbar an, gehöre übrigens auch zu den Menschen, die nur zu gern an dieser kleinlichen Form des Verkehrs etwas modeln."

So fand man sich denn am Abend in der Stenglinschen Wohnung wieder vollzählig zusammen. Man gruppierte sich um den Theetisch auf der Veranda. Frau Raven hatte sich in einen tiefen Korbstuhl gesetzt. Ihre zierliche, elegante Figur schmiegte sich ganz hinein. Die Wangen leicht gerötet, beteiligte sie sich eifrig an der gemeinsamen Unterhaltung. Sie schien frischer und wohler als am Mittag und erklärte, daß sie so recht eigentlich erst um diese Zeit auflebe, „ein Zeichen von Nervosität," wie sie lachend hinzusetzte.

„Hoffentlich thut Ihnen die Seeluft recht gut," bemerkte Frau Stenglin teilnehmend. „Ich bin gar nicht nervös! Mein Mann behauptet es nur, wenn ich schlechter Laune."

„Und das ist nie der Fall," setzte Gerold galant hinzu.

„Oft kommt's auch wirklich nicht vor!" Stenglin nickte ihr zu. „Meine Frau hat eigentlich ein sehr heiteres Naturell."

„Und gewinnt dadurch aller Herzen!" Frau Raven reichte ihr mit Herzlichkeit die Hand. „Meine Kinder sind auch ganz entzückt von Ihnen!"

„Wo ist denn mein kleiner Freund?" Pilsen schaute sich suchend um. „Soll er nicht auch ein Stück Kuchen haben?"

„Er wird bei seiner Kinderfrau sein. Ich bin nicht dafür, daß Kinder unnötig die Gesellschaft von Erwachsenen teilen; sie hören dort so viel, was sie sich in ihrem Köpfchen schlecht zusammenreimen können."

„Eigentlich haben Sie recht, gnädige Frau!" bemerkte Langen. „Drum ist ein einzelnes Kind, das keine Spielgefährten hat, leicht übel daran."

„Aber Willi hat ja eine kleine Schwester, wie er mir heut morgen berichtete," wendete Pilsen ein. „Dies kleine Fräulein darf ich doch kennen lernen?"

„Wir wollen sie hereinrufen, wenn gnädige Frau es erlauben," schlug Stenglin vor, „sie spielen gewiß vor Ihrem Haus."

Pilsen sprang auf und kam mit dem Jungen zurück, der seine kleine Schwester an der Hand führte. Die Kleine flüchtete sich bald auf den Schoß der Mutter und guckte mit ihren großen Augen, denen des Bruders gleich, neugierig im Kreise umher.

Pilsen strich ihr freundlich über das Köpfchen: „Olga hat Willis Augen, sonst ähnelt sie kaum Ihnen beiden."

„Und Ihr Herr Gemahl war blond, soviel ich mich erinnere; hier haben wir aber lauter dunkle Härchen." Stenglin zog tändelnd an den herabfallenden Locken.

„Warum müssen sich Geschwister denn durchaus gleichen? Olga hat viel von meiner Familie."

Frau Raven sagte dies in etwas abweisendem Ton, und Stenglin beeilte sich zu

versichern, daß er durchaus ihrer Ansicht sei und sich über Ähnlichkeit überhaupt streiten lasse.

Da es inzwischen kühler geworden war, rüstete man sich zum geplanten Spaziergang, die Kinder suchten wieder ihre Wärterin auf, und Pilsen schlug als Führer den Weg nach dem nahen Walde ein.

Kein Lüftchen regte sich. Die See lag glatt wie ein gespanntes Tuch. Hier und da ein Kahn, mit Badegästen besetzt, in der weiteren Ferne Vergnügungsdampfer, deren Spuren noch lange auf der unbewegten Flut sichtbar waren. Große Schwärme von Mücken spielten in der Luft, und das Sprechen und Lachen der Spaziergänger war weithin hörbar. Man beeilte sich, den Wald zu erreichen. Dort unter den hohen Buchen ruhte das Auge wohlgefällig auf dem dunklen Grün, bequeme Fußwege gestatteten ein gemächliches Gehen, und zahlreiche Bänke ermöglichten es, zu rasten.

Gerold ging an Frau Ravens Seite. Es war von gemeinsamen Bekannten die Rede gewesen, und sie hatte manche treffende Bemerkung, die ihren etwas spottsüchtigen Begleiter höchlichst belustigte.

„Gnädige Frau scheinen einen scharfen Blick zu haben," lachte er.

„Vielleicht! Und doch möchte ich nicht mokant sein, dazu hat eigentlich niemand ein Recht."

„Aber es ist so amüsant," wandte Gerold ein, „und bildet eine Würze unserer geselligen Unterhaltung, wenn es mit Geist gepaart ist."

„Ja, leider! Man muß es lernen, sich darüber hinwegzusetzen, und das erreicht man am ehesten, wenn man sich überhaupt nicht viel aus dem Urteil anderer macht."

„Zweifellos ein erhabener Standpunkt!" meinte ihr Begleiter. „Nur ist man davon doch mehr oder minder abhängig."

„Ach, ich weiß nicht! So viel beruht auf Irrtum, noch mehr auf Schein. Wenn Sie diesen zu wahren verstehen, können Sie schon vielem trotzen, und ein intelligenter Mensch braucht kaum erst durch andere auf seinen Wert oder Unwert aufmerksam gemacht zu werden." Um ihre Lippen spielte ein bitterer, verächtlicher Zug.

Pilsen, der schweigend zugehört hatte, wandte sich jetzt lebhaft ihr zu. „Sie sprechen mir aus der Seele! Man kann wohl einzelnes beschönigen, über Kleinigkeiten sich täuschen, aber mit ernst gemeintem Forschen lernt man sich doch ziemlich genau kennen. Das Gegenteil wirkt auf mich mehr wie Phrase oder Bequemlichkeit. Ist man sich klar, kann man auch besser den üblen Eigenschaften und Wünschen steuern."

„Ja wohl, Herr von Pilsen! Aber hat manche Natur nicht einen ausgeprägten Willen zum Bösen — aller Erkenntnis zum Trotz?" Frau Raven schaute ihn mit einem seltsam forschenden, spöttischen Ausdruck ihrer großen Augen an.

Pilsen blickte nachdenklich vor sich nieder. „Also eine Art Dämon! Nun, ein Zwitterding lebt wohl in der Brust eines jeden Menschen. Den Willen alsdann nicht zur That werden zu lassen, soll ja unser ganzes Bestreben sein, dies liegt in unserer Hand. Eine überlegte, klar bewußte Sünde dünkt mir doppelt groß."

„Und Sie würde von Ihnen unbarmherzig verurteilt werden?" fragte Frau Raven.

„Wohl möglich, denn es giebt nur ein Recht und Unrecht. Dennoch schlösse es unter Umständen nicht ein teilnahmsvolles Mitleid aus."

„Das ist zuweilen schon viel! Übrigens wird schwerlich jemand die Anmaßung haben, zu verlangen, daß man seinetwegen die Begriffe im Urteil tauschen soll. Aber das Leben ist eigen, und," fügte sie ernst hinzu, „wenn man es ganz kennt in seinen Kreuz- und Querzügen, wird man leicht verwirrt und — lernt viel begreifen und entschuldigen!"

„Besser, man wird davor bewahrt," lautete Pilsens Antwort. „Ein klares, lauteres Urteil ist viel wert. Die Frau, im Schoß der Familie geborgen, ist besser darin behütet als der Mann, doch auch bei dem bewähren sich oft die Segnungen einer sorgsam geleiteten Kindheit und Jugend."

Frau Raven schwieg. Gedankenvoll glitten ihre Finger über die graziösen Farnwedel, die hoch gewachsen und schlank als Untergrund der Bäume zahllos längs des Weges wuchsen. Nach einer kleinen Pause wandte sie sich wieder an Pilsen. „Sie hatten wohl eine sehr harmonische, glückliche Kinderzeit?"

„Nicht in dem Sinn äußeren Wohllebens, was mir damals nicht mal so schwer fiel, wohl aber durch die Rechtschaffenheit und den Ernst eines vortrefflichen Vaters und durch die Liebe und Sorgfalt einer nicht bloß unendlich geliebten, sondern auch hoch verehrten Mutter!“ Pilsen hatte in bewegtem Ton gesprochen.

„Erzählen Sie mir etwas davon, wenn Sie wollen,“ bat Frau Raven in herzlicher Weise, und bereitwillig begann er von diesen unvergeßlichen Erinnerungen zu plaudern.

— — — — — — — — — — — — — —

Als man aus dem Walde wiederum auf die Düne kam, war es schon dämmerig. In der Ferne strahlte das Licht vom Leuchtturm der benachbarten Hafenstadt, und von der Landseite her ballte sich eine dunkle Wolkenwand, an das Ende dieses schönen Tages mahnend.

„Ich fürchte, wir bekommen noch Gewitter oder Regen,“ meinte Langen. „Es ist auch noch tüchtig warm!“

„Ich freue mich rechtschaffen auf mein Abendbrot; wir bleiben doch noch beisammen?“ Stenglin wandte sich fragend an Frau Raven.

Diese schien zu zögern.

„Ach, kommen Sie doch mit, es ist ja langweilig, den Abend so allein zu bleiben!“ bat Frau Stenglin.

So willigte sie ein.

Sie wählten einen Tisch mit freiem Blick aufs Meer. Frau Raven, anfangs noch etwas blaß und matt, schien sich im Lauf der Mahlzeit zu erholen und unterhielt sich lebhaft über einige neue Theaterstücke, ein Thema, worüber sie trefflich Bescheid zu wissen schien. Dazwischen sprang sie plötzlich zu etwas anderem über, lachte und scherzte, erzählte mit viel Komik einige lustige Geschichten und entfesselte damit die allgemeine Heiterkeit. Ihre Wangen hatten sich leicht gerötet, die Augen glänzten — in ihrer Tiefe zuckte und flimmerte es seltsam, man hätte sie mit einem Irrlicht vergleichen können.

Pilsen betrachtete sie mit Interesse. Sie dünkte ihn eine andere als heut im Wald, voll Frohsinn und Lebenslust, und angeregt durch die allgemeine Stimmung, ward auch er gesprächiger denn sonst. So flogen die Stunden schnell dahin. Als man aufbrach, war es schon ziemlich spät. Der Himmel hatte sich inzwischen dicht bezogen, nur hier und da machte ein Stern den schüchternen Versuch, die Wolkenschicht zu durchbrechen. Klagend lang gezogenen Tones hallte der Ruf eines Nebelhorns über die dunkel schweigende Flut.

Schon begannen einzelne Regentropfen zu fallen, und Gerold verabschiedete sich, um sein Hotel zu erreichen. Rittmeister Stenglin hatte seiner Frau den Arm geboten, Langen und Pilsen gingen neben Frau Raven. Unwillkürlich beschleunigten alle ihre Schritte. Plötzlich sagte letztere unvermittelt: „Wenn es nicht regnete, möchte ich jetzt wohl Kahn fahren!“

Frau Stenglin wandte sich verwundert um. „Jetzt, im Dunklen und womöglich allein?“

„Warum nicht, wenn ein sorgsamer Schiffer das Boot lenkte?“

„Mir würden lauter gräßliche Sachen einfallen, ich würde Gespenster sehen und wer weiß was noch!“

Frau Stenglin rief es, entsetzt von dieser Möglichkeit.

„Sollte nur die Finsternis Gespenster beherbergen?“

Pilsen, der allein diese leise gesprochenen Worte vernahm, erstaunte über den seltsamen, halb traurigen, halb spöttischen Ton, in dem sie gesprochen waren.

„Wirklich,“ fuhr Frau Ottie fort, „Sie kamen mir gestern abend ganz unheimlich vor, als wir Sie so einsam auf Ihrer Treppe sitzen sahen! Da hätte ich gar nicht gedacht, daß Sie so lustig wie heut sein können.“

Stenglin lachte. „Sie müssen wissen, meine Gnädigste, Ottie kann einsiedlerische Passionen nicht begreifen und erklärt dann alle Menschen gleich für krank oder tiefsinnig!“

„Und nun haben Sie sich überzeugt, daß es nicht der Fall?“ Frau Raven sagte dies in fragendem Ton.

„Natürlich!“ beteuerte eifrig Frau Stenglin. „Sie sind ja ebenso vergnügt wie wir alle; aber,“ setzte sie neckend hinzu, „solch einsame Bootfahrten sind gar nicht gesund für nervöse Menschen.“ Frau Raven schwieg.

Pilsen war der erste, der sich, an seiner Wohnung angelangt, verabschiedete; auch Frau Raven reichte ihm die Hand mit einem freundlichen „auf Wiedersehen!“

Auf dem Schreibtisch lag noch der Brief seiner Schwester. Da er keine große Müdigkeit verspürte, wollte er ihn heut abend beantworten. Er setzte sich zurecht und begann in herzlicher, sinniger Weise von seinem Ergehen zu berichten, aber bald merkte er, daß ihm heut, dem sonst Schreiben so geläufig war, die rechte Lust und Sammlung fehlte. Immer wieder schweiften seine Gedanken ab und kehrten zurück zu irgend einem unbedeutenden Ereignis des Tages, blieben an diesem oder jenem gesprochenen Wort haften.

Noch war erst eine Seite des Bogens mit seiner klaren, festen Handschrift bedeckt, als er mißmutig die Feder weglegte, eine Cigarre anzündete und sich im Stuhl zurücklehnte.

Draußen hatte es stark zu regnen begonnen, deutlich vernahm er das Geräusch der fallenden Tropfen durch das geöffnete Fenster, die Hitze des Tages war einer wohligen Kühle gewichen.

Unwillkürlich durchdachte er den heutigen Tag. Diese Frau Raven, die er heut erst kennen gelernt hatte, sie erschien ihm fast wie eine gute Bekannte! Es machte wohl ihr so freundlich gezeigtes Interesse für seine Erinnerungen, von ihr selbst wußte er ja eigentlich so gut wie nichts. — Wie sonderbar der Gegensatz zwischen den beiden Frauen! Nun, die liebenswürdige, fast kindliche Oberflächlichkeit der Frau Stenglin trat in diesem Vergleich so recht zu Tage, Frau Raven konnte ein anregender Zuwachs für ihren geselligen Kreis werden. Dann fiel ihm wieder der seltsame Wechsel in ihrem Aussehen und ihren Stimmungen ein; sie selbst hatte sich nervös genannt, dies mochte wohl der Beweggrund sein. Und schließlich, eine so junge Witwe! Solch Schlag konnte wohl eine zarte Gesundheit erschüttern. Er beschloß, Stenglin nach den näheren Umständen zu befragen — jedenfalls wollte er ihr morgen seinen Besuch machen.

* * *

Um die Mittagsstunde des folgenden regnerischen Tages klopfte Kurt von Pilsen an die Hinterthür der Ravenschen Wohnung; hätte er den vorderen Eingang benutzt, so wäre er gewissermaßen unangemeldet gleich ins Wohnzimmer gedrungen.

Die Kinderfrau öffnete ihm. Er reichte ihr seine Karte und erhielt den Bescheid, daß „die gnädige Frau bitten ließe“.

In einem großen Zimmer, das mit seiner Länge durch die Tiefe des Hauses ging und vorn auf die Steintreppe mündete, wurde er aufgefordert zu warten. Er schaute sich musternd um. Der Raum war mit dem üblichen Luxus solcher Badewohnungen ausgestattet, erhielt aber durch einige aufgestellte Bilder und blühende Blumen ein wohnlicheres Ansehen. Ins Auge fallend war gleich ein Klavier mit aufgeschlagenen Noten. Auf dem Tisch lagen mehrere Bücher, denen Pilsen gern noch einen flüchtigen Blick gegönnt haben würde, als Frau Raven schon hereintrat und ihn herzlich begrüßte.

„Welch hübsche Wohnung Sie haben!“ bemerkte Pilsen nach einer kurzen Frage bezüglich ihres Ergehens.

„Nicht wahr? Ich bin sehr zufrieden und man kann die Ungemütlichkeit dieses großen Zimmers mit den vielen Thüren und Fenstern durch eine Schiebethür nach Belieben verringern.“

„Wie ich sehe, spielen Sie Klavier und zwar als wirkliche Liebhaberin, da Sie es nicht mal für die wenigen Wochen Ihres Hierseins missen wollten.“

„Sie haben recht,“ entgegnete sie. „Wenn irgend möglich, suche ich mir, wo ich länger weile, ein leidliches Instrument zu verschaffen — ich vermisse es zu sehr. Es gehört zu meinem Leben, vor allem Wagner!“ Sie schaute gedankenvoll vor sich hin. „In seiner Musik liegt des Menschen Herz, das leidende, jauchzende, sündigende — alles Große und alles Schlechte, die Urgewalten der Seele! Ich meine, jeder fühlende Mensch müßte davon hingerissen werden, denn er wird immer etwas von seinem eigenen Sein darin wiederfinden!“ Sie hatte sich während des Sprechens lebhaft vorgebeugt.

Welch impulsive, warmherzige Natur, dachte Pilsen, und laut sagte er: „Daraufhin, gnädige Frau, werde ich mir auch ein Urteil zu bilden versuchen. Ich habe übrigens bei meiner geringen Kenntnis auch schon etwas von dem Zauber dieser leidenschaftlichen Musik empfunden — sehr streng denkende

Menschen nennen sie sündhaft," setzte er zögernd hinzu.

„Drum ist sie eben ein Spiegel des menschlichen Herzens, des irdischen Lebens, in dem weitaus das Böse das Gute überwiegt!" Sie sagte es in einem eigen traurigen Ton.

Pilsen schüttelte den Kopf. „Glauben Sie das nicht, gnädige Frau! Ich könnte Ihnen eine Menge Gegenbeweise geben und bin überzeugt, daß solche auf Ihrem Lebensweg auch nicht gefehlt haben und fehlen werden."

Frau Raven schaute auf, und als sie in die klaren, treuen Augen ihres Gegenübers blickte, sagte sie kurz: „Wohl möglich!"

Dann brach sie ab und zeigte ihm ein Bild der Kinder. Daneben stand ein anderes, das eines jungen eleganten Offiziers.

„Ist dies Ihr verstorbener Herr Gemahl?" fragte Pilsen, darauf deutend.

„Nein, mein Bruder, er steht bei den X.schen Husaren. Ich habe hier kein gutes Bild meines Mannes. — Dies ist aber ein recht fesselndes Buch," und sie reichte Pilsen eine auch ihm bekannte Reisebeschreibung.

„Da haben wir ja den gleichen Geschmack, gnädige Frau. Sie scheinen eine reiche Auswahl von Lektüre zu haben," und er zeigte auf die weiteren Bände.

Frau Raven lachte. „Sie werden darunter ein buntes Gemisch finden! Vielleicht kann Ihnen eins oder das andere die Zeit vertreiben."

„Wenn Sie erlauben, möchte ich mal darin Umschau halten. Für heut habe ich einen ersten Besuch schon ungebührlich ausgedehnt." Er küßte ihre kleine, schmale Hand und verabschiedete sich.

Den Nachmittag brachte man gemeinsam am Jordansee zu, einem lauschig und versteckt im Walde gelegenen Wasser, das wegen seiner Mummelrosen weit berühmt war. Nun befand man sich auf dem Rückwege; Pilsen saß im leichten Wagen neben Frau Raven, Frau Stenglins Anordnung gehorsam, die es so haben wollte.

Ein schöner Abend war dem trüben Tage gefolgt. Mit goldigem Schein lugte die Sonne durch das Laub der Bäume, sie huschte hin und her und trocknete die letzten Regentropfen, die sich unter dichter Blätterfülle geborgen hatten.

„Solch Sonnenblick ist noch ein freundlicher Abschluß dieses hübschen Tages," bemerkte Pilsen nach einer Weile.

„Ja wirklich, es war eine sehr lohnende Partie!" entgegnete Frau Raven. „Als ich vor einer Woche hier ankam, glaubte ich nicht, bereits in so kurzer Zeit einen so liebenswürdigen Kreis zu finden. Allein ist man so viel schwerfälliger etwas zu unternehmen."

„Jetzt werden Sie mich vielleicht auslachen, gnädige Frau, aber wirklich, ich habe das Gefühl, als ob diese Bekanntschaft keine so junge mehr sei. Es mag vielleicht daher kommen, daß ich Ihnen schon so manches aus meiner Jugend erzählt und so viel freundliches Verständnis bei Ihnen gefunden habe."

„Wenn Sie dies wirklich fühlen, so ist es ein mir sympathisches Bewußtsein," lautete ihre Antwort. „Es fehlt ja nie an oberflächlichen Bekannten! Ich habe mich aber stets gefreut, darunter Ausnahmen zu finden, die eingehendere Unterhaltungen mit gleicher Geschmacksrichtung ermöglichen; schließlich ist es nicht jedem gegeben, nur immer zu lachen und zu scherzen."

„Nein, vor allem Ihnen nicht, Sie haben eine zu ernste Lebensauffassung. Wenn ich meinen Beobachtungen Worte leihen darf, so möchte ich sagen, daß selbst Ihre Heiterkeit etwas durchzittert, was ich nicht zu nennen vermag, was aber den Glauben an wirklich empfundene Fröhlichkeit raubt." Sein Blick ruhte fragend, forschend auf ihr.

Sie wandte den Kopf ab und sagte halblaut: „Sie beobachten gut, Herr von Pilsen, oder ich scheine mich schlecht verstellen zu können. Der Stempel, den das Leben mit seinen wechselvollen Eindrücken hinterläßt, wird zuweilen nie verwischt."

Pilsen blickte schweigend vor sich hin und fragte dann, von einer plötzlichen Eingebung getrieben: „Waren Sie glücklich in Ihrer Ehe?" setzte aber, wie über seine eigene kühne Frage erstaunt, hastig hinzu: „Ich möchte um alles in der Welt nicht von Ihnen für indiskret gehalten werden, Sie sollen mir nur antworten, wenn Sie es wollen."

Nach einer kurzen Pause kehrte Frau Raven ihm ihr Gesicht zu: „Nein!" kam es hart und kurz von ihren Lippen. Ihre Augen hatten sich verdunkelt, und die Lippen

preßten sich fest zusammen. Beide schwiegen. „Sie wundern sich vielleicht, daß ich das sage," fuhr sie fort, „aber wozu lügen? Eine so unnötige Lüge! Mein Mann und ich paßten nicht zusammen, wir haben uns nie verstanden."

Pilsen blickte sie teilnehmend an. Er hätte gern etwas Tröstliches, Herzliches gesagt und fand nicht die rechten Worte, erfüllt von einem innigen Mitgefühl, aber der Ausdruck seiner Augen machte dies Empfinden beredt. „Ich habe eine so hohe Auffassung der Ehe," bemerkte er schließlich, „daß ich mir nicht qualvoll genug zerstörte Ideale darin denken kann! Ihre Kinder haben Ihnen dann alles ersetzen müssen?"

„Meine Kinder — ja, meine Kinder habe ich innig lieb!" Ihr Auge umfaßte mit zärtlichem Blick Willis Gestalt. „Für sie möchte ich alles licht haben!"

„Und er wird kommen, der Sonnenschein! Ihre kraftvolle Natur wird sich durchringen und die trüben Erinnerungen mildern, verblassen lassen!" Warm und aufrichtig klangen Pilsens Worte.

Sie schüttelte wehmütig den Kopf. „Nicht alles Vergangene verwischt sich; hätte man doch zuweilen den erinnerungslosen Schlaf des Tieres!"

„Wünschen Sie sich das nicht, liebe gnädige Frau! Schließlich sind es alles auch Schickungen, die einen höheren, verborgenen Zweck verfolgen, man zieht auch seine Lehren daraus für die Zukunft."

„Können eigene Erfahrungen die Kinder vor Üblem bewahren? Will nicht jeder selbst im Leben stehen, selbst erleben? Und meine Zukunft, ach —" Sie machte eine abwehrende Handbewegung, und ein bitteres Lächeln umspielte ihren Mund. „Sprechen wir jetzt nicht davon!" Und nach einer Weile: „Erzählen Sie mir lieber etwas von Ihrer vorjährigen Reise nach Schweden, ich war auch einmal dort."

Pilsen willfahrte ihrem Wunsche, und bald waren beide in einen fesselnden Austausch von Reiseerlebnissen vertieft.

Er wunderte sich über diesen jähen Wechsel in Thema und Stimmung. Wie sprunghaft und rätselvoll diese Frau in ihrem Wesen war! Doch nun konnte er sie besser verstehen. In ihrer Ehe unverstanden mit ihrer vielseitigen, eindrucksfähigen Natur, da lag ja wohl der Schlüssel zu diesem allem! Und sie hatte ihn nicht schroff abgewiesen, vielmehr ein gewisses Vertrauen gezeigt, was ihn mit einer seltsamen Freude erfüllte. Er wollte sich dessen wert zeigen.

Die Dämmerung war herabgesunken. Glühwürmchen gaukelten hin und her, wie leuchtende Sterne ließen sie sich nieder. Der letzte Rest des Weges wurde schweigend zurückgelegt. Im Städtchen angelangt, gewahrte Pilsens suchender Blick beim Schein der einzelnen Laternen das blasse Gesicht seiner Begleiterin und ihre weit geöffneten Augen, die mit einem eigen abwesenden Ausdruck ins Leere schauten.

Am nächsten Nachmittag hatte Frau Raven ihre Bekannten gebeten, bei ihr den Thee zu trinken, was freudig angenommen wurde.

Pünktlich um fünf fand man sich ein. Zahlreiche frische Blumen verliehen dem Zimmer ein festliches Ansehen, nach Belieben nahm man Platz oder betrachtete die wenigen umherstehenden Bilder und Bücher. Frau Raven trug eine sehr kleidsame rote Toilette, die die Blässe ihrer Wangen vorteilhaft hob und die zierlichen Umrisse ihrer Gestalt zur vollen Geltung brachte; sie sah sehr jung und hübsch aus.

Mit dankbarem Lächeln nahm sie Pilsens Bemühungen, sie in den Pflichten der Wirtin zu unterstützen, an. Seine freundliche, sorgende Art that ihr wohl, und er fühlte seit dem gestrigen Abend durch den flüchtigen Blick in ihr Inneres das Vorhandensein eines geheimen Verständnisses, was sein Interesse für sie nur noch erhöhte. Die Unterhaltung ward allgemein und zwanglos. Im Lauf des Gespräches berichtete Langen von einigen erhaltenen heimatlichen Zeitungsnachrichten und daß er heut die Verheiratung seines Freundes Erstein gelesen habe. „Mit wem?" fragte Pilsen interessiert. „Du weißt, ich bin ihm stets sehr zugethan gewesen."

„Mit einer Frau von Posten, geborenen Ellers," lautete Langens Antwort. „Ich kenne sie nicht."

Gerold hatte sich lebhaft vorgebeugt. „Mit Armgard von Posten aus Lenzen?"

„Ja, ja! Wissen Sie was Näheres?

„So ziemlich!" lächelte er. „Jedenfalls ist es eine sehr hübsche Frau. Nur trieb

sie es zur Zeit ihrer ersten Ehe etwas bunt und ließ sich in weitgehendstem Maße die Cour machen; schließlich waren ihre verschiedenen Beziehungen nur noch ein offenes Geheimnis."

„Da scheint mir der arme Erstein ja schrecklich reingefallen zu sein", wandte sich Langen an Pilsen.

Dieser war völlig erstaunt. „Wie unbegreiflich, solch eine Frau zu wählen! Ich kann nur denken, daß er sich in Unkenntnis befindet, denn die größte Liebe kann für die Dauer einer Ehe nicht Achtung und Vertrauen ersetzen. Und wenn er es erführe, welche Aussicht!"

„Nun, immerhin kann sie ihm ja eine treue Gattin werden," wandte Gerold ein.

„Möglich ist es ja, aber woher die Zuversicht nehmen? Der geringste Anlaß kann sie erschüttern. Nein," — Pilsen schüttelte energisch den Kopf — „ich hätte nie den Mut dazu!"

Alle anderen hatten schweigend zugehört, wie zufällig flog Gerolds Blick zu Frau Raven. Ein seltsames sphinxartiges Lächeln umspielte ihren Mund, und ihre Augen waren mit einem gespannten, lauernden Ausdruck auf Pilsen gerichtet. Da war er wieder, jener Blick, der Gerold oft zu denken gab! Spottete sie dieser Anschauungen, oder was zauberte ihn sonst hervor?

Noch ehe er sich darüber klar werden konnte, war sie aufgestanden. Auch Pilsen erhob sich und bat eindringlich, sie möchte etwas musizieren.

„Gern, wenn Sie nichts Vollendetes erwarten!"

Nach kurzem Zögern wählte sie ein Chopinsches Notturno. Wie eine sehnsüchtige, schwermütige Klage drangen die Töne den Hörern entgegen, und dazwischen ein Locken und Werben immer wiederkehrend, wie in verhaltener Glut. Als sie geendet hatte, trat Pilsen zu ihr. „Ich danke Ihnen aufrichtig, Sie haben mir eine wirkliche Freude gemacht. Sie und Ihr Spiel sind eins!"

Sie lächelte ihn freundlich an. „Wenn Sie Lust haben, will ich Ihnen gern öfters vorspielen," und dann, ihn mit einem sonderbaren Blick messend, fügte sie hinzu: „Sie sind Idealist — es ist nicht alles Gold, was glänzt!" Noch ehe er etwas darauf zu erwidern vermochte, wandte sie sich mit einem Scherzwort zu den anderen.

Inzwischen war es Abend geworden, und Stenglin schlug vor, noch etwas an den Strand zu gehen. Zugleich kam Willi gelaufen und erzählte mit wichtiger Miene, daß ein Gewitter heraufziehe, dort, über dem Meere, sei es schon furchtbar schwarz.

„So wollen wir doch nicht zu weit gehen," meinte Frau Stenglin.

„Nur bis auf die Düne," beschwichtigte ihr Gatte.

Auf Langens Rat wählte man die nahe Strandpromenade, die, falls es plötzlich zu regnen beginnen sollte, die sofortige Heimkehr ermöglichte. Frau Raven ging voraus, indessen Frau Stenglin noch ihren Hut holte.

Unwillkürlich entfuhr ihren Lippen ein bewunderndes „Ah!", als sie, auf der Höhe der Düne angelangt, ungehindert ausschauen konnte. Der ganze Horizont jenseits des Meeres hatte sich zu einer dunklen Wolkenwand gewandelt, überragt von fahlgelben, gigantisch geformten Kuppen. Ein starker Wind peitschte das Wasser. In gewaltig dumpfem Brausen rollte Woge auf Woge hastig zum Strand, gierig darüber hinaus leckend. Hoch türmte sich der weißliche Schaum, wie nackte Glieder blitzte er in der schwarzgrünen Flut, die miteinander zu ringen schienen in ohnmächtigem Kampf, um im gähnenden Abgrund zu verschwinden. Ängstlich flatterten die Möwen hin und her, ihre weißen Flügel stachen seltsam ab gegen die heraufziehende Gewitternacht. Da ein zuckender Blitz — so jäh und grell, daß man unwillkürlich die Augen schloß — dort wieder einer! Grollend tönten die Donnerschläge zum Land herüber, um in dumpfem, zornigem Murren zu ersterben.

Voll Wohlgefallen betrachtete Frau Raven dies fesselnde Schauspiel. Ihr ganzes Sein schien von dem Kampf der Elemente angezogen, und in den leicht bebenden Nasenflügeln sowie den weit geöffneten Augen lag etwas von sehnender, leidenschaftlicher Erregung, gleichsam verwandt der entfesselten Gewalt da unten.

„Ha, schauen Sie, wie schön! Wie das ringt und gärt!" Sie wandte ihre glänzenden Augen Pilsen zu, der hinter ihr

stehen geblieben war. „Lassen Sie uns auf dieser Bank bleiben.“

„Wollen Sie sich denn wirklich hier hinsetzen?“ Langen schüttelte den Kopf. „Verzeihen Sie, gnädige Frau, aber ich habe keine Lust, mir einen Schnupfen zu holen.“

Frau Stenglin tauschte einen Blick des Einverständnisses mit Gerold. „Sie haben recht, ich finde es auch kühl, und von unserer Wohnung kann man ebenso bequem beobachten. Herr von Pilsen führt Sie uns dann wohl sicher zu.“ Damit faßte sie ihren Mann unter den Arm und zog ihn energisch mit sich fort; Gerold und Langen folgten.

Pilsens ahnungslose Seele vermutete in diesem plötzlichen Rückzug keine geheime List. Sehr willig ließ er sich neben Frau Raven nieder, die nur zustimmend den Kopf geneigt hatte.

Schweigend schauten beide in die Ferne. Sie schien seine Nähe vergessen zu haben, und er wollte ihr Sinnen nicht stören, dachte aber staunend, welch eine Fülle leidenschaftlichen Empfindens in jener Frau wohne.

Sie hatte die Hände leicht verschränkt. Jetzt streckte sie sie mit einer weichen, sehnenden Gebärde von sich. „Ach!“ kam es stoßweise von ihren Lippen, „wie die Wellen dahinhasten — alles reißen sie mit sich fort, was ihnen im Weg — so ist's auch im Leben! Wer in der Brandung steht, muß mit!“ Und nach einer kleinen Weile: „Wissen Sie, was es heißt, leben — leben — nach Sternen greifen und ihr Licht erbleichen sehen?“

Pilsen schaute sie mit einem warmen, ernsten Blick an: „Es sind keine Irrlichter, wenn wir sie richtig betrachten, liebe gnädige Frau. Die Sterne sind nicht geschaffen für irdische Menschen und sollen mit ihrem Glanz erfreuen, ohne begehrt zu werden. Wir können sie mit unseren Idealen vergleichen, die uns leuchten und den Sinn nach oben richten.“

Frau Raven machte eine ungeduldige Bewegung, und da sie schwieg, fügte er hinzu: „Sie nannten mich vorhin einen Idealisten, so wird Ihnen diese Auffassung nicht unnatürlich erscheinen. Sollte sie Ihnen selbst fremd sein?“

„Nein, nein, ich — was denken Sie eigentlich von mir?“ Sie hatte diese letzten Worte hastig hervorgestoßen, forschend, fast herausfordernd blitzten ihre Augen ihn an.

„Was ich von Ihnen denke?“ Durch seine Stimme zitterte eine ernste Herzlichkeit. „Ich ahne in Ihrer Seele einen kostbaren, reichen Schatz wahrer, lauterer Empfindungen, ein Sehnen nach allem Guten! Aber ein trüber Hauch liegt darüber, es ist etwas darin weh und zerrissen, das die Harmonie bannt, und ich kann es verstehen nach den kurzen Andeutungen des gestrigen Abends. Sehen Sie, es ist nicht Phrase, wenn ich Ihnen sage, daß ich Ihnen helfen möchte aufzubauen. Ich möchte Sie so gern glücklich sehen, weiß Gott! Zürnen Sie mir nicht wegen meiner Offenheit!“

Frau Raven hatte während dieser Worte langsam den Blick abgewandt, und als sie ihm nun das Antlitz zukehrte, war alle Aufregung daraus entschwunden und hatte einem schwermütigen Ausdruck Platz gemacht. Sie reichte ihm die Hand. „Ich danke Ihnen, Herr von Pilsen, welch liebe, gute Worte haben Sie mir da gesagt! Trotzdem, wie wenig wissen Sie von mir! Es ist viel verpfuscht in meinem Leben.“

„Aber nicht durch Ihre Schuld, das ist meine feste Überzeugung! Und wenn Sie es an irgend etwas haben fehlen lassen, so haben Sie es sicherlich schon ernstlich bereut. Wer könnte sich überhaupt davon freisprechen!“ Pilsen blickte sie voll Vertrauen an. Er schien erregt.

Sie seufzte. „Nein, frei von Schuld ist wohl keiner, dennoch — ach, das Leben ist oft so seltsam — ein Labyrinth mit tausend Irrgängen!“

„Schauen Sie nicht zurück, blicken Sie vorwärts! Vielleicht kommt das Glück unverhofft, in ungeahnter Form.“

„Was ist Glück! Es sind Augenblicke, flüchtige Stunden! Könnte man sie aneinander reihen ohne Ende, ohne Zahl!“

Sie war aufgestanden. Wie fröstelnd zog sich ihre zarte Gestalt zusammen. „Lassen Sie uns gehen, gleich wird es regnen!“

Pilsen erhob sich. Wie ein zarter Nebel schwebten Regenwolken, vom Winde getrieben, über das Meer, Blitz und Donner hatten nachgelassen.

Schweigend legten beide den kurzen Weg

zu den Oswaldschen Häusern zurück. Jetzt mußte man sich wohl wieder mit den anderen vereinen, und Kurt von Pilsen empfand dies als eine unliebsame Störung, als eine Disharmonie zu seinen eigensten Gedanken, die noch so völlig mit den gesprochenen Worten, mit dem ganzen Gebaren seiner Begleiterin beschäftigt waren. Wie gern hätte er sie gebeten, ihn noch etwas Musik hören zu lassen, wie gern überhaupt eine Unterhaltung fortgesetzt, die ihn fesselte und einen weiteren Einblick in diese Frauenseele gestattete. Aber er fürchtete, ihr aufdringlich zu erscheinen, und war er denn eines ähnlichen Empfindens bei ihr sicher, die so seltsam ruhelos und wechselvoll war?

„Ich werde jetzt meine Kinder aufsuchen," unterbrach Frau Raven sein Sinnen, vor der Thür ihres Hauses angelangt. „Sie werden vermutlich von Stenglins erwartet."

Diese Worte waren in ruhigem Gesellschaftston gesprochen.

Er schaute auf. „Ja, es wird wohl nicht anders sein!" Und als sie nichts darauf erwiderte, fügte er hinzu: „Bitte, kommen Sie doch auch herüber!"

„Vielleicht, ich weiß noch nicht. Ich muß Briefe schreiben." Ihre Antwort klang ausweichend.

„Man wird Sie aber vermissen, Frau Stenglin wird mich tadeln, daß ich Sie nicht besser zu überreden gewußt habe. Oder fühlen Sie sich nicht wohl?" Er blickte besorgt in ihr Antlitz.

Sie lächelte. „O nein, ich bin ganz munter und will also nicht zu-, nicht absagen, das verpflichtet nicht!"

„Läßt uns aber hoffen!" Er reichte ihr mit warmem Druck die Hand. „Ich möchte Sie so gern fröhlich sehen, möchte selbst etwas dazu beitragen können! Schade, daß Sie meine Mutter nicht mehr kennen gelernt haben! Diese Frau mit dem zartfühlenden Herzen würde es besser verstanden haben als ich mit all meinen aufrichtigen Wünschen."

„Sie haben mir so viel warmes Empfinden gezeigt, daß Sie so nicht sprechen dürfen!" Sie blickte ihn herzlich an. „Unsere Bekanntschaft wird mir eine sehr freundliche Erinnerung sein; glauben Sie mir, wahres selbstloses Interesse habe ich im Leben nicht oft kennen gelernt." Damit nickte sie ihm zu und stieg die Treppe hinan, die in ihre Wohnung führte.

* * *

Frau Stenglin war am folgenden Tage gerade beschäftigt, sich zum Mittagsmahl anzukleiden, als an die Thür geklopft wurde und Willis Stimme fragte, ob er hineinkommen dürfe. Kaum war er im Zimmer, als er eine sehr lebhafte, aber konfuse Erzählung begann, woraus sie entnahm, daß Frau Raven sich den Fuß verletzt und nicht ausgehen könne; zugleich gab er einen Brief seiner Mutter ab. Diese schrieb, daß sie sich heut beim Baden leicht den Fuß verstaucht und auf Befragen des Arztes liegen müsse, aber über jeden Besuch sehr erfreut sein würde. Die Zeilen zeigten große, etwas flüchtige Buchstaben, darunter stand „herzlichst die Ihre, Erna Raven."

Erna! Das also war ihr Name! Nun, jedenfalls sollte es Pilsen erfahren. Sie trug Willi viele Grüße auf und versprach, noch heut nachmittag zu kommen; ihn selbst beschenkte sie mit allerlei bei ihr stets vorrätigem Naschwerk. Auf dem Wege zur Table d'hote begegnete ihr Pilsen und Langen, die am Vormittag einen weiten Spaziergang gemacht hatten. Frau Ottie ging ihnen hastig entgegen. „Frau Raven ist krank und kommt heut nicht zu Tisch!"

Lebhaft fragte Pilsen, was ihr fehle. Als die Erklärung gegeben mit dem Zusatz, daß Besuch willkommen sei, schien er befriedigt und horchte mit Interesse auf, als noch beiläufig erwähnt wurde, daß Frau Ravens Vorname „Erna" sei.

Bald nach Tisch ging Pilsen in einen Blumenladen. Er suchte lange unter den dargebotenen Blüten und wählte schließlich einige besonders schöne Theerosen, deren volle Blumenköpfe sich wie allzuschwer dem zart-grünen Stiel zuneigten. Wirklich, ihn dünkte, man hätte sie nicht mit Unrecht Erna Raven vergleichen können.

Mit Ungeduld erwartete er ihr übliche Theestunde, besorgt, ihre Nachmittagsruhe nicht zu stören. Die Kinder sprangen ihm fröhlich entgegen. Ja, ja, er solle nur kommen, Mutter erwarte ihn!

Er fand Frau Raven auf dem Sofa in einem losen, kleidsamen Schlafrock, sie sah sehr zart und mädchenhaft aus und streckte ihm lächelnd die Hand entgegen. „Ach, die schönen Rosen! Wie lieb von Ihnen und wie hübsch, daß Sie mich besuchen! Sie alle haben mich in den letzten Tagen so durch Ihre Gesellschaft verwöhnt, daß mir ein ganz einsamer Nachmittag bereits sonderbar und nicht verlockend erschien. Einige Tage werde ich ja hier liegen müssen."

„Kann man denn nicht noch etwas für Ihre Bequemlichkeit thun?" fragte Pilsen. „Bitte, verfügen Sie über mich!"

„Danke vielmals, denn sehen Sie sich um! Es ist doch ganz freundlich hier, und Ihre schönen Rosen stelle ich neben mich" — sie sammelte die Blumen in eine bereitstehende Vase — „so bin ich, da ich kaum Schmerzen habe, ganz zufrieden, ein Wort, das sie noch kaum aus meinem Munde gehört haben werden, und das so recht eigentlich nicht mal zu mir paßt!" schloß sie mit einem kleinen Seufzer.

— — — — — — — — — — — — —

Die nun kommenden Tage dünkten Pilsen die genußreichsten seines bisherigen Aufenthaltes. Täglich suchte er Frau Raven auf, die ihn stets willkommen hieß. Er wählte dazu sorgfältig die Stunden, in denen er seine Freunde beschäftigt wußte, und redete sich ein, dies geschähe hauptsächlich, weil ihre gemeinsame Unterhaltung die anderen langweilen könnte. Dann saß er neben ihr, plaudernd oder vorlesend, stets bereit, auf ihre Gedanken einzugehen, und selbst Interesse und Anregung für die seinen schöpfend. Und der Inhalt war neu und anders als bisher. Sie suchten und fanden den Stoff in gemeinsamen Neigungen, aus gleicher Lektüre, man tauschte Anschauungen, Beobachtungen aus, und wenn die Ansichten zuweilen nicht die gleichen waren, so lag in ihnen doch nichts, was sie gegenseitig abgestoßen hätte. Nur selten mahnte ein flüchtiges Wort, eine kurze Andeutung an die bitteren, trüben Bemerkungen von ehedem, und wenn sich Frau Raven wieder dazu hinreißen ließ, so schien sie bestrebt, nachher den Eindruck zu verwischen, und sie war ruhiger, harmonischer als bisher. Pilsen bereitete dies unendliche Freude. Er sah darin das sichere Zeichen ihres inneren Auflebens, und schon darum hätte er um keinen Preis weitere forschende Fragen gestellt, wenngleich sein Interesse an ihr nicht frei war von dem Wunsch, noch mehr aus dieser trüben Vergangenheit zu enträtseln. Doch sie sollte vergessen. Er selbst wollte sie darin unterstützen, und was konnte es auch sein, was ihn zu beeinflussen vermöchte? Brachte er ihr doch volles Vertrauen entgegen.

Und wenn er von ihr ging, heiter und angeregt, plante er schon ungeduldig seinen nächsten Besuch, so sehr war ihm dieser stete Austausch mit seiner Anregung und Herzlichkeit zum Bedürfnis geworden. Dann geschah es wohl, daß er daheim in seinem Zimmer unruhig auf und ab schritt, mit Bangen an die immer näher rückende Trennung denkend und die Möglichkeit späteren Wiedersehens erwägend. Eine innere Stimme aber verwirrte die Ruhe seiner Gedanken, und ein seltsames, frohgemutes, weiches Ahnen schien nach Klarheit zu ringen, dem er mit zagender Scheu zu wehren suchte.

Dies alles blieb von seinen Bekannten natürlich nicht unbemerkt und bildete für Frau Stenglin einen eifrigen Gesprächsstoff. Daß dabei noch von keiner vollendeten Thatsache die Rede war, erhöhte ihre Ungeduld. Langen war gleichfalls ein schweigender Beobachter. Wiederholt wandelte ihn der Wunsch an, Pilsen zu befragen, wenn er dessen bald strahlendes, bald zerstreutes Mienenspiel gewahrte, aber noch hielt ihn die Besorgnis davon ab, ein vorschnelles Wort möchte mehr Schaden als Nutzen stiften.

So eilten die Tage dahin. Frau Raven hatte wieder die Erlaubnis erhalten auszugehen, doch, seiner Gewohnheit und seinem stillschweigenden Wunsch gemäß, sollte dies in Pilsens häufigem Verkehr keine Änderung hervorrufen. So erregte es allgemeine Freude, als sie das erste Mal wieder an der Table d'hote erschien.

Man hatte ihre Anwesenheit ordentlich entbehrt in diesem kleinen Kreise, dessen Zuneigung sie so schnell errungen, und beglückwünschte sie zu ihrem so viel frischeren Aussehen. Schließlich ließ sich Frau Raven noch überreden, anstatt wie gewöhnlich nach Hause zu gehen, den Kaffee in Gesellschaft im Kurhaus zu nehmen. Man wählte einen er-

höhten Platz, von dem aus das Meer und die Promenade zu überschauen waren.

Es war ein schöner, lichter Septembertag. Wie ein langgestreckter Finger ragte die Mole des Swinemünder Hafens hinein in das Meer, gekrönt vom Leuchtturm, und dahinter schimmerten deutlich wahrnehmbar die Häuser von Ahlbeck und Heringsdorf, von dunklen Waldesstreifen unterbrochen.

Ein leichter, erfrischender Wind wehte vom Meer herüber, dessen Oberfläche kurze, zierliche Wellen kräuselten. Mit flott geblähtem Segel schaukelten zahllose Fischerboote ruhig auf der blauen Flut, gleich einer kleinen Flottille anzuschauen, Netze auswerfend oder sorgsam den Fang bergend.

Bequem zurückgelehnt musterte Frau Raven die Vorbeigehenden. Plötzlich stutzte sie. Gerold, der einige Schritte auf und ab gegangen war, kam in Begleitung eines Fremden auf ihren Tisch zu. Sie hatte sich unwillkürlich erhoben. Das war ja Heller, Franz von Heller, ihr guter Bekannter aus vergangenen Jahren!

Mit ausgestreckter Hand ging sie ihm entgegen. „Welch unverhofftes Zusammentreffen!"

Er beugte sich mit langem Kuß auf ihre Hand: „Nicht wahr, gnädige Frau? Das hätte ich mir wirklich nicht träumen lassen! Ich war so völlig überrascht, als Gerold mir Ihren Namen nannte, der Zufall scheint mir doch wohlzuwollen." Dabei überflogen seine lustigen Augen mit frohem Ausdruck ihr Gesicht und ihre Gestalt.

„Ich kann bezeugen, daß Heller ganz entzückt schien, als er von Ihrer Anwesenheit hörte," bemerkte Gerold. „Jetzt will ich ihn aber mit den anderen bekannt machen."

Frau Raven hatte ihren Platz wieder eingenommen, Heller zog einen Stuhl neben den ihren, und bald waren beide in ein lebhaftes Gespräch vertieft.

Der Inhalt drehte sich vorwiegend um ihr früheres Zusammensein, und Frau Ernas belebte Züge, Hellers herzliches Lachen, sowie das immer wiederkehrende „erinnern Sie sich noch" ließ darauf schließen, daß heitere Bilder damit verknüpft waren.

Aus einzelnen hingeworfenen Bemerkungen und allgemeinen Fragen entnahmen die Umsitzenden, daß Heller mit dem Ehepaar Raven eine größere Reise gemacht habe und als Freund ihres Bruders wiederholt in ihrem Elternhaus gewesen sei. Daß dabei kaum der Name des verstorbenen Gatten erwähnt wurde, fiel Gerold wiederum auf und bestärkte ihn in seiner Absicht, Heller näher über diese Verhältnisse zu befragen.

Pilsen blickte als stummer Zuhörer sinnend vor sich hin. Sonderbar, da tauchte plötzlich jemand auf, der diese Frau schon seit Jahren kannte, der ihr befreundet und vertraut erschien und dessen Persönlichkeit mit Vergangenem verknüpft war. Er hatte sich so ganz an den Gedanken gewöhnt, der einzige in diesem Kreise zu sein, der Frau Raven mehr denn ein oberflächlicher Bekannter, daß zwischen ihnen allein ein vertrauliches Band inneren Verstehens sich knüpfte. Und nun kam dieser Mann! Vergebens schalt sich Pilsen innerlich einen Egoisten, eine eifersüchtige, trübe Regung bemächtigte sich seiner, deren er nur mühsam Herr zu werden vermochte.

Inzwischen erzählte Gerold Frau Stenglin, daß sein Freund nur auf einen Tag von Stettin herübergekommen sei, wo er bei Verwandten zu Besuch, morgen vormittag wieder zurückfahre und eigentlich beabsichtige, die abendliche Reunion im Kurhaus zu besuchen, ob sie dazu auch Lust hätte?

„Natürlich, das denke ich mir sehr amüsant! Helfen Sie mir meinen Mann bereden."

Dieser hatte bereits mit halbem Ohr zugehört. „Was, Ottie, du willst bei dieser Wärme tanzen?"

„Das brauchen wir gar nicht," wandte sie eifrig ein. „Wir setzen uns alle zusammen und beobachten die anderen, man wird vermutlich manch drollige Figur zu sehen bekommen."

Stenglin wandte sich an Frau Raven. „Nun, gnädige Frau, machen Sie mit? Meine Frau will ihre Menschenkenntnis bereichern."

„Wenn Sie keine Lust haben, bleiben wir hier draußen," bemerkte Heller.

„Das bleibt uns immer noch," entgegnete sie. „Fürs erste wollen wir keine Spielverderber sein; außerdem hat Herr Gerold Lust, und ich will Sie Ihrem Freund nicht entziehen." Frau Raven schaute zu Pilsen hinüber. Sie wunderte sich, ihn so wort-

karg und nachdenklich zu finden, und einer Eingebung folgend, setzte sie zu Heller gewandt hinzu, doch so, daß Pilsen es hören mußte: „Da haben wir immerfort von früheren Erlebnissen geplaudert, und ich habe Ihnen noch nicht von den jüngsten erzählt, wie wohl ich mich hier fühle und welch liebe Freunde ich gewonnen habe!“ Dabei suchten ihre Augen Pilsen.

Hatte sie seine Gedanken mit der Feinfühligkeit der Frau erraten? Er wußte es nicht, wohl aber empfand er, daß sie ihm etwas Freundliches sagen wollte, und mit freudigem Aufleuchten seiner ernsten Augen erwiderte er diesen Blick.

Inzwischen war Gerold aufgestanden und beredete seinen Freund, einen Rundgang durch den Ort zu machen, gegen acht wollte man sich hier wieder treffen. „Also Frau Raven ist eine alte Bekannte von dir,“ begann Gerold, als sie außer Hörweite waren.

Heller nickte.

„Warst du auch mit ihm befreundet?“

„Wie man's nehmen will! Ich habe ihn erst durch sie kennen gelernt. Ihr Bruder, der Husar Ossen, und ich sind schon Schulfreunde; ich hatte mich mit ihm verabredet, nach Tirol zu reisen, und da Ravens — es war im zweiten Jahr ihrer Ehe — auch so etwas planten, schlossen sie sich uns an. Für die Erna Ossen hatte ich aber schon als Primaner geschwärmt, wenn ich bei ihren Eltern war. Ihren Mann lernte ich erst auf der gemeinschaftlichen Reise kennen.“

„Wie war der eigentlich?“ unterbrach ihn Gerold.

„Nun, nach meinem Geschmack kalt wie eine Hundeschnauze und ebenso eingebildet wie oberflächlich.“

Gerold lachte. „Das ist allerdings keine schmeichelhafte Kritik! Da wird sie wohl nicht sehr glücklich gewesen sein, und du hast sie etwas getröstet!“

Heller schüttelte den Kopf. „Wenn du damit irgend einen Hintergedanken verbindest, so irrst du. Natürlich machte ich ihr die Cour, doch unsere Beziehungen waren sehr harmlos. Und ob ihr Mann sie sehr befriedigte? Wir haben damals nie davon gesprochen, es sollte mich aber wundern. Sie war dazu eigentlich zu impulsiv und eindrucksfähig.“

„Jedenfalls erwähnt sie fast niemals seinen Namen,“ bemerkte Gerold; „und seitdem hast du sie nicht mehr gesehen?“

„Nein, wir haben wohl ab und zu voneinander gehört, aber nur oberflächlich. Ich finde sie zarter geworden, und der Ausdruck in ihren Zügen hat sich verändert. Übrigens scheinst du dich nach all den Fragen ja sehr für sie zu interessieren!“

„Da wendest du dich an die falsche Adresse,“ verneinte Gerold. „Herr von Pilsen ist derjenige, der hier von ihr unzertrennlich, und da es gar nicht in seiner Art liegt zu flirten, haben wir anderen bereits die Vermutung, daß er sich mit ihr verloben will.“

„So, so!“ Heller blies gedankenvoll den Rauch seiner Cigarre in die Luft. „Wenn sie füreinander passen, würde ich mich freuen. Dem Raven wird sie wohl nicht ewig nachtrauern.“

— — — — — — — — — — — — —

Heller Lichtstrahl brach am Abend aus den festlich erleuchteten Räumen des Kurhauses. Die Gäste hatten sich zahlreich versammelt, fröhliches Lachen und Plaudern mengte sich in die Töne der Tanzweise, und ein buntes Gemisch von Gesichtern und Toiletten schwebte an den Schauenden vorbei.

„Sehen Sie nur, dort die kleine Schwarze, wie schmachtend sie sich an ihren Tänzer drängt, wie geziert er die Finger spreizt!“ Frau Stenglin wendete sich kichernd an Gerold. „Und die Große in dem lächerlich aufgeputzten Kleide scheint gar einen Stock verschluckt zu haben, so hölzern bewegt sie sich!“

„Sprich nicht so laut,“ warnte ihr Gatte, „und sieh lieber die niedlichen Gesichter uns gegenüber.“

Pilsen saß neben Frau Raven. Ein unfreies Gefühl ließ ihn ungewohnt nach Worten suchen, um die Unterhaltung aufrecht zu erhalten. Erna hatte ihn wiederholt wie prüfend angeschaut und sagte endlich: „Warum waren Sie heute nachmittag so einsilbig? Ich glaube, ich kenne Sie genug, um zu wissen, daß Sie nicht ohne Grund wechselnd in Ihren Stimmungen sind.“

Pilsen fühlte, wie flüchtige Röte sein Gesicht überzog. Was sollte er ihr antworten, wie sein eifersüchtiges Empfinden rechtfertigen, dem er doch keine Berechtigung zugestehen konnte?

„Vielleicht wollen Sie diese Frage aber lieber unbeantwortet lassen," fuhr sie fort. „Wir haben unserem Verkehr ja nie die Freiheit des Redens und Schweigens genommen — eine wohlthuende Gewohnheit!"

Pilsen schien zu überlegen, dann sagte er: „Die Antwort ist schwer in kurze Worte zu kleiden! Wenn man etwas gesagt hat, möchte man gern auch alles äußern. Der Mensch spielt zuweilen Versteck mit seinen innersten Empfindungen, bis ein Augenblick kommt — oftmals ein geringfügiger Anlaß — vor dem die bergenden Hüllen fallen." Er schaute mit einem innigen Blick zu ihr hinüber und fügte hinzu: „Ich glaube, Sie haben mich zu sehr verwöhnt, ich bin zu anspruchsvoll geworden, und Herr von Heller hat doch das Vorrecht langjähriger Freundschaft für sich."

Frau Raven blickte hastig auf. „Ich möchte unseren Beziehungen nicht diesen Namen geben, dies müßte mehr in sich vereinen, als thatsächlich der Fall ist. Nennen wir es nahe Bekannte, gute Kameraden! Das kennzeichnet ausreichend jene heiteren, harmlosen Erinnerungen."

Und sie begann Pilsen von Heller zu erzählen, von seinem Verkehr in ihrem Elternhaus, von ihrer gemeinsamen Reise und ihren fröhlichen Scherzen.

Mit Aufmerksamkeit hörte dieser zu. Jedes ihrer Worte erfüllte ihn mit einer großen Freudigkeit. Warum sprach sie so zu ihm, wenn sie damit nicht beweisen wollte, daß ihr daran gelegen, richtig von ihm verstanden zu werden? Hatte sie nicht wiederholt ihren Gedankenaustausch mit ihm selber als „so wahrhaft freundschaftlich" bezeichnet? Sein Blick ruhte strahlend, zärtlich auf ihr, ein hochgemutes, seliges Empfinden weitete sein Herz.

Er stand auf. „Gnädige Frau" — er neigte sich bittend zu Frau Raven herab — „tanzen Sie einmal mit mir!"

Sie schaute auf, ein zagendes, ungewisses Lächeln umspielte ihren Mund. Dann legte sie stumm ihre Hand auf seinen Arm. Einmal durchmaßen sie den Saal, Pilsens Herz klopfte laut. Da hielt er sie nun in seinen Armen, und er mußte sich Gewalt anthun, die geliebte Frau nicht an sich zu drücken. Sein ganzes Sein drängte ihr entgegen — so, so möchte er sie halten, schirmend, schützend — also hinwegtragen über alle Unbill des Lebens, entgegen ungetrübten Wonnen! Tausend zärtliche Worte drängten sich auf seine Lippen, aber sie blieben ungesprochen; noch mußten sie es bleiben, nicht heut, nicht hier, unter all diesen fremden Augen, war der Ort, um ihr alles zu offenbaren, was sein Herz erfüllte und was sich endlich zur Klarheit gerungen. — Ob sie den Sturm in seinem Inneren ahnte?

Auf ihrem Platz angelangt, reichte sie ihm die Hand mit einem warmen und doch so ernsten Blick. Er hielt die feinen Finger in seiner großen, kräftigen Männerhand mit leichtem Druck, und ein Strahl heißer Zärtlichkeit brach aus seinen Augen; dann wandte er sich und trat ins Freie. Dort wanderte er lange auf und ab in dem Tumult berauschender Gedanken. Morgen, ja morgen — da wollte er zu ihr gehen! Da wollte er ihr all sein Werben und Lieben zu Füßen legen. Und sie, was würde sie antworten? Ach, daß sie hinter ihm läge, die quälende Ungewißheit, daß ihm das Tageslicht sein Glück, die Erfüllung brächte! Fromme Bitte und jubelndes Hoffen durchzogen sein Herz.

Frau Raven hatte ihm in tiefen Gedanken nachgeschaut, und als er ihren Blicken entschwunden, lehnte sie sich wie müde in ihren Stuhl zurück.

Frau Stenglin kam auf ihren Platz und erklärte, nun nicht mehr tanzen zu wollen, es sei zu rasend heiß! Sie setzte sich neben Frau Raven. „Wo haben Sie denn Pilsen gelassen, ich sah Sie eben noch bei einander?"

„Pilsen raucht draußen scheinbar eine Cigarre," antwortete Langen. „Wir wollen ihn in diesem Genuß nicht stören." Er hatte seinen Freund beobachtet und glaubte dessen Seelenzustand zu erraten, Einsamkeit würde ihm sicherlich eine Wohlthat sein.

Heller hatte sich neben Frau Raven niedergelassen. Er ließ sich die neueste Ausgabe der Fremdenliste geben und blätterte darin. „Nachdem ich die Freude hatte, Sie so unvermutet wiederzusehen," bemerkte er, „entdecke ich vielleicht gar noch weitere Bekannte; wollen Sie ebenfalls darin Umschau halten?" Damit reichte er ihr die Zeitung.

Mit dankendem Nicken nahm sie das Blatt

zur Hand und überflog gleichgültig die zahlreichen Namen. Plötzlich heftete sich ihr Blick starr auf eine Seite, wie gebannt blieb er darauf ruhen.

„Bitte, lassen Sie mich auch einmal sehen, wenn Sie fertig sind," bat Frau Stenglin.

Mechanisch reichte sie ihr das Blatt. Sie sah totenblaß aus, ihre Augen irrten mit einem Ausdruck qualvoller Erregung durch den Saal, und ihre Hände krampften sich wie angstvoll zusammen.

„Gnädige Frau, was ist Ihnen?" Stenglin, der sie beobachtet hatte, beugte sich zu ihr hinüber. „Sie müssen krank sein!"

Ihre Blicke sahen an ihm vorüber. „Nein, nein!" murmelte sie. „Ich bin nicht krank. Ich — ich glaube, es ist die große Wärme, und werde nach Hause gehen."

„Dann begleite ich Sie, eigentlich könnte Ottie sich auch befriedigt erklären!" Und an diese gewendet, fügte er hinzu, daß er die gnädige Frau heimbringen wolle, ob sie lieber nachkäme, Langen hätte ja denselben Weg zu machen.

Frau Stenglin meinte, sie schlösse sich gleich an. Heller, auch aufmerksam geworden, hatte schnell ein Glas Wasser beordert. Frau Raven nippte daran, ließ es aber stehen und schritt dem Ausgang zu, begleitet von den anderen. Dort kam ihnen Pilsen entgegen, im Begriff, sie aufzusuchen. Noch ehe er fragen konnte, erklärte ihm Stenglin, warum sie aufbrächen und daß seine Frau obendrein auch genug habe.

„Sie sind unwohl?" Pilsen war neben Frau Raven getreten und durchforschte besorgt in dem ungewissen Licht ihre Züge. „Kann ich Ihnen nicht irgendwie helfen, Sie begleiten? Ich möchte so gern etwas für Sie thun!"

Sie hielt beharrlich die Augen gesenkt und schüttelte den Kopf. „Ich danke herzlich, ich gehe ja nicht allein! Und je schneller ich nach Hause komme, desto besser wird es sein, gute Nacht!"

Er ergriff ihre kalte Hand, wie schirmend legte er die seine darüber. „Gute Nacht und — auf Wiedersehen!" Diese Worte hatten einen bedeutungsvollen, frohen Klang.

Schweigend schloß sich Frau Raven Stenglins an, nachdem sie von Heller noch mit einigen Worten Abschied genommen und zu seiner Versicherung, daß er sie nun bestimmt baldigst aufsuchen werde, genickt hatte.

Noch schaute ihr Pilsen unschlüssig nach, in dem Wunsche, trotzdem mitzugehen, als Langen seinen Arm in den des Freundes schob. „Komm, laß uns noch etwas auf und ab gehen! Ich würde mir gern nach dem langen Sitzen etwas Bewegung machen." Damit zog er ihn mit sich fort. Gerold und Heller waren wieder in den Kursaal zurückgekehrt.

Schweigend schritten die beiden Freunde dahin, unwillkürlich lenkten sie ihre Schritte die Promenade entlang den Bergen zu.

Die Luft war kühl und feucht, der vorher so klare Himmel hatte sich bewölkt. Dichter Nebel lagerte über dem Meer, alles in schweigende, finstere Nacht hüllend. Das leise Rauschen der Wellen, lauter da, wo sie auf Widerstand stießen, klang geheimnisvoll, murmelnd herauf von dem nun fast unsichtbaren Strande da unten.

Und der Nebel, er senkte sich tiefer und tiefer, wie ein kalter Hauch alles umfassend. In mattem, verschleiertem Licht leuchteten einzelne Laternen; ernst und düster, mit unklaren Umrissen ragten die Berge empor, so viel stummer, undurchdringlicher als am lichten Tage. Mit unhörbarem Flügelschlag huschten Fledermäuse hin und her, wie flüchtige Schatten wohl gar im Fluge die Wandernden streifend, und die Weisen der Tanzmusik folgten ihnen, je weiter sie sich entfernten, immer eintöniger und schwächer.

In gleichmäßigem Schritt wanderten die beiden auf und ab. Jeder begehrte zu sprechen und jeder scheute das erste Wort.

„Glaubst du, daß sie ernstlich krank ist, sie sah so erschöpft aus!" Pilsen war stehen geblieben, fragend schaute er Langen an.

„Ich denke mir, es war wohl nur die Hitze — kein Mensch kann behaupten, daß in dem Saal eine gute Luft — und Frau Raven ist zart."

„Langen, alter Freund!" — Pilsen atmete hörbar — „weißt du, daß ich diese Frau liebe?"

„Ich dachte es mir!" Langen schritt vorwärts. „Und du glaubst, in dieser Verbindung volles Glück zu finden?"

„Du hast die richtigen Worte gewählt, ja — volles Glück!" Pilsen sah ihn mit leuch-

tenden Augen an. „Morgen werde ich sie fragen, morgen werde ich wissen, ob es mir beschieden ist! Ach, Langen, du kannst dies vielleicht nicht begreifen, du kennst sie ja auch nicht so wie ich, du weißt nicht, wie sich in unserem häufigen Beieinandersein ihr vornehmes Denken, ihr reicher Geist und edles Gemüt offenbart haben! Ein Leben ohne sie kann ich mir kaum mehr denken!“

Langen nickte vor sich hin. „Ja, ja, es ist doch ein schönes Ding um die Liebe! Ich kann deinen Geschmack schon begreifen, nur — sie ist Witwe, da kommt dann leicht der Vergleich, und sie hat Kinder.“

Pilsen lächelte überlegen. „Weißt du, was ihre erste Ehe ihr hinterlassen hat? Nichts als ein drückendes, freudloses Erinnern! In kurzen Äußerungen habe ich ihr das abgelauscht. Gäbe es also eine schönere Aufgabe als jene, dieser feinfühligen, scheuen Seele das Glück der Ehe zu bringen in ungeteilter Liebe, ihr, die selbst so ganz dazu geschaffen, unermeßlich zu geben? Und die Kinder — es sind ihre Lieblinge —, schon jetzt habe ich sie in mein Herz geschlossen!“

Langen, der wohl wußte, daß sich mit Verliebten schlecht streiten läßt, und obendrein beide für ganz gut zu einander passend hielt, ließ sich willig erzählen, was Pilsens übervolles Herz ihm offenbarte.

Als dieser geendet hatte und bewegt vor sich hinschaute, ergriff er seine Hand und schüttelte sie herzlich. „Du weißt, wie sehr ich dir alles Gute wünsche! Und daß sie dich gern, sehr gern hat, ist wohl nicht zweifelhaft. Über das Weitere weiß ich nun natürlich nicht Bescheid, zudem — Frauen sind immer unberechenbar — du mußt sie eben danach fragen!“

„Ach, Langen, es wäre ein bitterer Schmerz, hätte ich vergebens gehofft!“ Pilsen preßte seine Hand an die Stirn. „Ich würde ja alles, alles thun, um sie glücklich zu machen. Doch nein, ich will nicht verzagen, ich weiß und fühle es, daß ich ihr nicht gleichgültig bin! Was könnte danach noch wirksam unserer Liebe entgegentreten?“

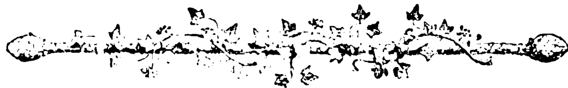
Unter diesen Gesprächen waren sie allmählich umgekehrt. Noch immer lockten die Tanzmelodien, gleich einzelnen Sternen flimmerte die Lichterfülle des Kurhauses durch die feuchte Nebelwand.

„Wie dunkel es ist! Ein recht unbehagliches Wetter.“ Langen drückte Pilsens Hand, vor dessen Wohnung man angekommen war. „Also alles Gute für morgen, ich werde deiner gedenken; hoffentlich können wir am Mittag schon Verlobung feiern!“

Pilsen blieb noch lange wach und durchmaß immer wieder und wieder seine beiden Zimmer. Mit Ungeduld sehnte er den Tag herbei, der ihm die Gewißheit geben würde, die selig erhoffte Gewißheit! Gar zu langsam schienen die Stunden zu entschwinden!

Da draußen aber hatte sich, leise erst, dann stärker anschwellend, der Wind erhoben. Sein Wehen zerteilte den Nebel. In vage, körperlose Formen zerrissen flatterte er dahin, Geistern ähnlich, die mit weichen Sohlen unhörbar schreiten. Und der Wind, er blies und blies, als wolle er die Erde reinigen von diesen Spukgestalten, sie bannen in das ihnen verwandte feuchte Element da unten.

(Schluß folgt.)





Uhrenwesen und öffentliche Zeitangaben
am Ende des Jahrhunderts.

Von

Wilhelm Foerster.

Es war das siebzehnte Jahrhundert, welches uns nicht nur mit dem Fernrohr, sondern auch mit der Uhr beschenkte. Ebenso wie man schon vorher zur Verschärfung des Sehens Brillen und dergleichen und auch in der Astronomie zur Verfeinerung der Winkelmessungen am Himmel manche andere Hilfsmittel und Kunstgriffe angewandt hatte, nun aber durch das Fernrohr ganz neue und viel vollkommenere Mittel und Wege der Verschärfung des Sehens und Messens kennen lernte, hatte man auch für die Zeitmessung schon früher mancherlei Veranstaltungen und Apparate, wie die Sanduhren, die Wasseruhren, die Gewichts- und Räderuhren und die Federuhren ins Werk gesetzt, aber erst im siebzehnten Jahrhundert die viel feineren und entwickelungsfähigeren Mittel der Zeitmessung in der Uhr mit schwingendem Pendel und in der Uhr mit schwingender Spiralfeder geschaffen.

Die Wiege jener beiden großen Schöpfungen des siebzehnten Jahrhunderts, des Fernrohres und der Uhr, stand in den Niederlanden. Bei beiden war auch Italien durch Galilei beteiligt. Das Fernrohr wurde unzweifelhaft in den Niederlanden erfunden, aber von Galilei zuerst in seiner vollen Bedeutung, auch für die Himmels-Beobachtung, erkannt und verwertet. Die Pendeluhr wurde unzweifelhaft von Galilei *zuerst* erdacht und hergestellt, aber erst in den Niederlanden bald nach der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts durch Christian Huyghens in die Praxis eingeführt und zwar, wie es scheint, völlig unabhängig von Galileis vorheriger Erfindung, wenn auch im nahen Anschluß an die von ihm ausgeführten ersten genaueren Untersuchungen über die Pendelbewegung.

Dem Niederländer Christian Huyghens allein aber ist die Einführung des Regulierungs-Princips der *schwingenden* Spiralfeder im Uhrenwesen zu verdanken.

Sehr schnell vervollkommnete sich die Pendeluhr und das Chronometer (ein Name, mit dem in besonderem Sinne die Uhr mit schwingender Spiralfeder und gewissen feineren Einrichtungen bezeichnet zu werden pflegt), und zwar hauptsächlich in England durch die Einführung der sogenannten Kompensationen gegen die Einflüsse veränderlicher Temperatur. Zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts hatten beide Arten von Uhren schon eine ziemlich hohe Stufe der Genauigkeit erreicht, so daß die Pendeluhr zu einem der wichtigsten Mittel der Ortsbestimmung der Gestirne und das Chronometer schon zu einem ziemlich sicheren Führer der Schiffe auf hoher See geworden war.

Das neunzehnte Jahrhundert brachte für die beiden Zeitmessungsmittel keine Vervollkommnungen von *grundlegender* Bedeutung, aber viele Verbesserungen der Ausführung der einzelnen Teile und ihres Zusammenwirkens. Für die Pendeluhr trat zu den bisherigen Vorkehrungen gegen die Störungen durch Temperaturveränderungen auch die Berücksichtigung der Schwankungen der Dichtigkeit der Luft hinzu und schließlich die größtmögliche Sicherung der Gleichförmig-

keit des Ganges der feinsten Uhren durch ihre luftdichte Einschließung in Räume oder Gehäuse, in denen man die Dichtigkeit der Luft und ihre Temperatur möglichst konstant hält und zugleich durch möglichst weitgehende Trocknung der Luft auch störende Einflüsse ihres veränderlichen Wassergehaltes verhindern kann. Alle diese Vervollkommnungen der Beständigkeit der Schwingungsbedingungen sind zwar bis jetzt hauptsächlich für Pendeluhren zur Anwendung gekommen, haben aber auch für die Chronometer eine gewisse Bedeutung, nachdem man seit einiger Zeit auf das Vorkommen stärkerer Einflüsse der Feuchtigkeit und der Vegetationen kleinsten Lebens bei ihnen aufmerksam geworden ist.

Bei Pendeluhren, die man in luftdichtem Verschluß und unter sehr beständig erhaltenen Temperaturbedingungen schwingen läßt, hat man auf solche Weise bereits eine Leistungsfähigkeit erreicht, von der das vorige Jahrhundert noch nichts wußte.

Im Zusammenwirken mehrerer solcher Pendeluhren vermag man jetzt zweifellos für eine bis zwei Wochen im voraus die Abweichungen ihrer Angaben von der genauen Richtigkeit auf ein bis zwei Zehntel der Sekunde zutreffend anzugeben.

In Kürze möchte ich an dieser Stelle nur ausführen, was hier die „Richtigkeit" bedeutet, und welchen besonderen Wert es hat, daß man solche Vorausbestimmungen für die Dauer von ein bis zwei Wochen mit der vorerwähnten Genauigkeit zu geben vermag.

Die „richtige" Zeit wird uns durch die Zählung und Einteilung der Umdrehungen der Erde geliefert. Auch diese periodische Bewegung ist ebensowenig wie die Schwingungen der Pendel und der Spiralfedern von Störungen des regelmäßigen Verlaufes frei, aber sowohl die ihrem Wesen nach bekannten als auch die noch zu vermutenden Störungen der Drehungs-Bewegung des Erdballs sind im Verhältnis zu der gewaltigen beständigen Bewegungsgröße desselben so geringfügig, daß sie sich in kürzeren Zeiträumen bis jetzt der Wahrnehmung mit unseren genauesten Messungsmitteln entzogen haben und vielleicht nur in sehr langen Zeiträumen sich allmählich deutlicher erkennen lassen werden.

Einstweilen ist diese mächtige natürliche Uhr für uns die ideale Grundlage aller Zeitmessung, und es kommt nur darauf an, durch astronomische Bestimmung der Zeitpunkte, in denen Richtungen und Ebenen, welche im Erdkörper möglichst unveränderlich sind, in ein und dieselbe Lage im Raume oder zunächst in ein und dieselbe Lage zu den Gestirnen wiederkehren, die Angaben dieses kosmischen Zeitmessers richtig abzulesen. Solche Ablesungen oder sogenannte astronomische Zeitbestimmungen sind natürlich nur dann möglich, wenn unsere Atmosphäre den Ausblick in den Himmelsraum frei läßt. Da dies mitunter tage- und wochenlang in unserem Klima, zumal während des Winters und der Übergangszeiten im Herbst und Frühling, durch dichte Bewölkungen verhindert ist, so sind wir mitunter auf längere Zeit, nicht selten auf ein bis zwei Wochen, genötigt, uns auf den weiteren Fortgang der Schwingungsbewegungen unserer besten künstlichen Zeitmesser, insbesondere der Pendeluhren, zu verlassen und aus den vorhergegangenen Vergleichungen ihrer Angaben mit den Angaben der Himmelsuhr auch für die nächste Zukunft den Verlauf der Schwingungsbewegungen der künstlichen Uhren, unter der Voraussetzung einer einfachen und stetigen Gesetzmäßigkeit desselben, so lange als gültig und richtig anzunehmen, bis wiederum eine Zeitbestimmung gelingt.

Man wird hiernach leicht verstehen, daß es keine einfache Sache ist, der Wissenschaft und dem Präcisions-Verkehr zu allen Zeiten eine bis auf Bruchteile der Sekunde zuverlässige Zeitangabe stetig zu liefern, solange die himmlische Normaluhr nicht in hinreichend kurzen Intervallen für uns regelmäßig ablesbar ist.

Es geht daraus auch hervor, wie unzureichend und dilettantisch es ist, wenn man glaubt, dem Bedürfnis nach einer immer genaueren und stetigeren Kenntnis des Zeitverlaufs bis auf die erwähnten Genauigkeitsgrenzen dadurch genügen zu können, daß sich an beliebig vielen Orten Sternwarten oder einzelne Beobachter mit unentwickelten Einrichtungen aufthun, welche Zeitbestimmungen anstellen und verschiedene Gebiete von Interessenten damit versorgen. Daß alle Sternwarten schon zu ihren astro-

nomischen Zwecken möglichst oft Zeitbestimmungen ausführen müssen, macht deshalb noch gar nicht ohne weiteres jede Sternwarte zu einer Quelle stetiger und genauer Zeit-Angaben für weite Interessentenkreise.

Durch ungeordnete Konkurrenz dieser Art kann vielmehr die Autorität der astronomischen Verwaltung der genauen Zeitmessung nur verkümmert werden; denn vielfach sind jetzt schon wissenschaftliche und technische Betriebe selber im Besitze von sehr genauen zeitmessenden Apparaten, deren Ergebnisse oftmals durch Vorausberechnungen der Zeitangaben auf Grund von vereinzelten und lückenhaften astronomischen Zeitbestimmungen von solchen Stellen, die selber nur mit wenigen Zeitmessungs-Apparaten von geringerer Zuverlässigkeit versehen sind, sogar verschlechtert werden.

Da wir gegenwärtig in den fast vollkommen zeitlos über die ganze Erde sich fortpflanzenden Elektricitäts-Wirkungen ein überaus genaues Mittel der Zeitübertragung haben, so wird es für die Zukunft des genauen Zeitmessungsbedarfs der Menschheit das allein Zweckmäßige sein, eine genügende kleinere Anzahl mit den vollständigsten und vollkommensten Zeitmessungs-Apparaten versehener Centralstellen einzurichten, von denen auf elektrischem Wege die stetigste und genaueste von der Himmelsuhr entnommene Zeitangabe zur Richtighaltung zahlreicher guter Uhren nach beliebigen Stellen hin elektrisch geliefert wird, und man wird allmählich dahin kommen, diese Centralstellen der Zeitmessung in begrenzter Zahl an solchen Stellen der Erde zu begründen, an denen eben die Himmelsuhr infolge regelmäßiger günstiger Wetterzustände möglichst stetig in kurzen Zeiträumen abgelesen werden kann. Ja, man wird vielleicht, noch weiter in dieser Richtung gehend, dahin gelangen, daß sich die Ablesungen der Himmelsuhr, d. h. der Wiederkehr derselben Stellungen bestimmter Gestirne, an gewissen geeigneten Stellen der Erde regelmäßig selber aufzeichnen, und daß dann die Ergebnisse dieser Aufzeichnungen nur mit letzter rechnerischer Nachhilfe und Kontrolle des menschlichen Intellektes elektrisch über weite Flächen der Erde in Form von periodischen, etwa allstündlichen Lichtsignalen oder dergleichen verbreitet werden.

Wir fürchten, allzusehr in den sogenannten Bellamyschen Ton zu verfallen, wenn wir dies jetzt weiter ausmalen; das sind letzte Fernen des Gedankens, welche an dieser Stelle nur die Bedeutung haben sollen, daß sie uns von dem falschen System der Vervielfältigung vereinzelter und nicht gehörig organisierter astronomischer Zeitbestimmungen und unzureichend mit künstlichen Uhren versehener Stellen ablenken und auf den richtigeren Weg weisen helfen.

Nach dieser Einleitung wollen wir im folgenden darlegen, wie es gegenwärtig mit der Zeitangabe in unseren öffentlichen Einrichtungen bestellt ist, welche großen Fortschritte darin seit dem Anfange und seit der Mitte des Jahrhunderts gerade mit Hilfe der Elektricität gemacht worden sind, und was in Bezug auf die nächsten und dringlichsten Verbesserungen in dieser Beziehung zu erwarten und zu fordern ist.

Wie es mit den öffentlichen Zeitangaben noch zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts aussah, entnimmt man schon daraus, daß die öffentlichen Uhren und dem entsprechend auch die gewöhnlichen Uhren des privaten Lebens noch auf die jeweilige wahre Sonnenzeit eingestellt wurden, und daß erst im zweiten Jahrzehnt des Jahrhunderts in Paris der Anfang gemacht wurde, eine genauere Zeitmessung auch für das Verkehrsleben dadurch zu ermöglichen, daß die längst in der Astronomie eingeführte, schon von den alten griechischen Astronomen in Betracht gezogene mittlere Sonnenzeit zur Grundlage der Richtigstellung der öffentlichen Uhren gemacht wurde.

Bekanntlich macht man die letztere hierdurch unabhängig von den jährlichen Schwankungen der Dauer eines Sonnentages, welche hauptsächlich durch die Verschiedenheiten der Geschwindigkeit verursacht werden, mit denen die Bewegung der Erde in ihrer Bahn um die Sonne in den verschiedenen Jahreszeiten erfolgt. Im März und im September ist der wahre Sonnentag, d. h. der Zeitraum zwischen zwei aufeinander folgenden Durchgängen der Sonne durch die Mittagsebene eines Ortes, nahezu um 50 Sekunden kleiner als im Dezember. Da nun diese Unterschiede

wochenlang andauern, muß eine gleichförmig gehende Turmuhr, die z. B. im September derartig reguliert worden ist, daß sie zwischen zwei aufeinander folgenden wahren Mittagen genau 24 Stunden zeigt, d. h. einen bis auf kleine Bruchteile der Minute richtigen täglichen Gang hat, im Dezember um nahezu 50 Sekunden täglich, also in einer Woche schon um nahezu sechs Minuten nachgehen, was auch für eine Turmuhr schon ein großer Fehler ist. Mit der rechnerischen Einführung eines mittleren Sonnentages und eines mittleren Mittages, auf welchen, nach dem erwähnten Vorgange von Paris, allmählich alle öffentlichen Uhren eingerichtet worden sind, wurde also die Zuverlässigkeit und beständige Gültigkeit ihrer Regulierungen ganz wesentlich vervollkommnet. Allerdings wurde dadurch in der natürlichen Tageseinteilung eine Verschiebung verursacht, welche in gewissen Grenzfällen folgende Beträge erreicht: Von Mitte Oktober bis gegen Ende November ist die Vormittagsdauer bis zu dem von den Uhren angegebenen mittleren Mittag um etwas mehr als eine halbe Stunde länger als die Nachmittagsdauer, dagegen von Mitte Januar bis Anfang März um nahezu eine halbe Stunde kürzer als die Nachmittagsdauer. Wäre die Ungleichförmigkeit der Bewegung der Erde noch merklich größer, als sie in den gegenwärtigen Jahrtausenden in Wirklichkeit ist, so würde die Einführung des mittleren Sonnentages in Betracht jener Schwankungen der Tageseinteilung wahrscheinlich als das größere Übel empfunden werden, verglichen mit der Schwierigkeit, zwischen der veränderlichen Dauer der wahren Sonnentage und dem gleichförmigen Gange der Uhren eine Ausgleichung herzustellen, und man würde die Aufgabe dann wahrscheinlich so zu lösen suchen, daß man für die Zeitangaben des Arbeits- und Verkehrs-Lebens die Uhren mit zusammengesetzteren Einrichtungen versähe, vermittels deren sie in den Stand gesetzt würden, für das gewöhnliche Leben ihre Angaben jenen gesetzmäßigen Schwankungen selbstthätig anzupassen, daneben aber auch für Wissenschaft und Präcisionstechnik ganz *regelmäßige Zeitmessungs-Angaben* zu liefern. Jetzt nimmt man die vorerwähnten Schwankungen der Tageseinteilung, obwohl sie manchmal, besonders in unserem Winter, schon im gewöhnlichen Leben deutlich zum Bewußtsein kommen, noch mit in den Kauf und gewährt dafür den Uhren die einfachere Einrichtung der Anpassung an einen gewissen *mittleren* Verlauf der maßgebenden natürlichen Belichtungsvorgänge. Jedenfalls hat man durch die in Rede stehende Maßregel seit Anfang des Jahrhunderts eine große Verbesserung der Gleichförmigkeit der Zeitangaben und Zeiteinteilungen erreicht. Es entsprach dieser Verbesserung, daß man nun begann, die Turmuhren auch mit Minutenzeigern zu versehen, während sie bis dahin an vielen Orten bloß Stundenzeiger gehabt hatten, nach deren Stande man nur Bruchteile der Stunde, etwa Viertelstunden schätzte, soweit diese nicht durch Glockenschläge verkündet wurden.

In den Kulturmittelpunkten größerer Länder hatte man allerdings schon im vorigen Jahrhundert begonnen, öffentliche Uhren an monumentalen Stellen besonders genau zu regulieren und diese dann zum Ausgangspunkte der Uhren-Kontrolle für das ganze übrige Land mit Hilfe der an Schnelligkeit und Pünktlichkeit sich immer mehr verbessernden Postverbindungen und dergleichen zu machen.

Entscheidend wurde dann für die Verschärfung der Genauigkeitsforderungen an die Zeitangaben des öffentlichen Verkehrs die außerordentliche Entwickelung der Schnelligkeit und Präcision der Verkehrseinrichtungen durch die Eisenbahn und die Telegraphie, während gleichzeitig die außerordentlichen Eigenschaften der elektrischen Erscheinungen und Veranstaltungen im Punkte der Zeitübertragung sehr bald auch große Verbesserungen und Erleichterungen, sowohl der astronomischen Zeitbestimmungen als jeder Art von Zeitmessungen, Zeitsignalen und Zeitangaben durch Uhren der verschiedensten Art herbeiführten.

Auch die *astronomische* Zeitbestimmung und Zeitmessung selber wurde durch die sogenannten elektrischen Registrierungen der Beobachtungen außerordentlich verfeinert und zwar auch in solchem Sinne, daß es nunmehr eines viel geringeren Maßes an Übung und natürlicher Begabung bedurfte, um Zeitbeobachtungen von erheblich größerer Ge-

nauigkeit zu erlangen, als bisher die geschicktesten Beobachter erreicht hatten, und daß insbesondere der Einfluß der Unterschiede und Schwankungen der sogenannten persönlichen Fehler sich bedeutend verminderte. Hinsichtlich der Verwendung der Elektricität bei der Regulierung öffentlicher Zeitangaben ging man aber eine Weile über das rechte Maß hinaus. Man stellte die Mitwirkung der natürlichen Schwingungs-Erscheinungen bei den künstlichen Zeitangaben in den Hintergrund und versuchte es sogar, an möglichst vielen Stellen die Uhren ganz entbehrlich zu machen, indem man von einer einzelnen Centraluhr selbstthätig ausgelöste elektrische Wirkungen, ohne weitere Vermittelung von anderen Uhren, in der Öffentlichkeit und in den Häusern unmittelbar zur Zeitsignalisierung benutzte. Man ließ z. B. auf beliebig große Entfernungen hin, von einer Centraluhr ausgehend, regelmäßig jede Minute einen elektrischen Strom sich derartig verzweigen, daß an vielen Stellen eine richtige Signalisierung jeder Minute durch das von dem elektrischen Strome bewirkte Springen eines Zeigers auf einem Zifferblatt sich markierte. Hierbei kam dann jeder Fehler, welcher in der Ausbreitung der Wirkungen des elektrischen Stromes durch Nebenschließungen, Leitungsunterbrechungen oder dergleichen, sowie durch unvollkommene Leistung der Räder- und Zeiger-Werke entstand, in dem vollen Betrage von je einer Minute zur Erscheinung, um welche die betreffende Zeitsignalisierung sofort jedesmal zurückblieb, und es kamen auch Fehler in entgegengesetztem Sinne durch zufällige elektrische Wirkungen oder durch ungenaues Vorspringen des Räder- und Zeiger-Werkes vor.

Allerdings stellte man solche Arten der centralen Austeilung großer Systeme von übereinstimmenden Zeitangaben viel billiger her, als wenn man an jeder Stelle, wo eine Zeitangabe erfolgen sollte, eine Uhr mit stetigen Schwingungseinrichtungen angebracht hätte, deren Gang man nur elektrisch beeinflußte oder deren Angaben man in geeigneten Zeitpunkten durch eine elektrische Wirkung um die kleinen Abweichungen, welche in der Zwischenzeit durch den Schwingungsverlauf entstanden waren, verbesserte und übereinstimmend richtig stellte. Aber dabei wurde es immer augenscheinlicher, daß selbst bei vorzüglichster Ausführung jener bloßen elektrischen Zeiger-Systeme die Zahl der vorkommenden Störungen und sehr oft der gleichzeitigen Störungen einer großen Gruppe von solchen Zeitangaben den Vorteil des geringeren Kostenaufwandes gänzlich in Frage stellte. Vor allem aber fehlt diesen Einrichtungen die Möglichkeit der weiterhin zu erörternden Selbstkontrolle durch selbstthätige elektrische Rückwirkungen nach der regulierenden Centralstelle hin, wie sie bei allen solchen Veranstaltungen auf die Dauer unumgänglich wird, weil ein absolut fehlerfreies Arbeiten ausgeschlossen ist, andererseits aber die aus erheblichen und andauernden Störungen jener centralen Regulierungen hervorgehenden Schädigungen des Publikums bei steigender Verfeinerung immer stärkere Beträge erreichen.

Zuerst hatte man in England mit praktischem Blicke begonnen, die elektrische Fernwirkung nur zur Richtighaltung oder Richtigstellung von ordentlichen vollständigen Uhren mit soliden Schwingungseinrichtungen in größerem Umfange zu verwenden, sowohl für öffentliche Uhren als bei den Uhrmachern. Außerdem begann man dort von seiten der in dieser Hinsicht leitenden Sternwarten an geeigneten öffentlichen Stellen in bestimmten öffentlich bekannt gemachten Zeitpunkten, z. B. genau im mittleren Mittage der Greenwicher Zeit, auf elektrischem Wege weithin wahrnehmbare Signale zu geben, nach denen jeder an genauer Kenntnis der Zeit interessierte die Angaben seiner Uhr kontrollieren und verbessern oder, noch besser, den jeweiligen Fehler der Uhrangabe aufzeichnen und mit Hilfe dieser Aufzeichnungen für beliebige Zwischenzeit aus den Angaben der Uhr die richtige Zeit durch Berechnung ermitteln konnte.

Hauptsächlich wurden solche Signalgebungen in der Nähe von Hafenplätzen oder überhaupt an wichtigen, weithin sichtbaren Stellen der Seeküsten eingerichtet. Im Anfange und für geringere Genauigkeitsforderungen geschah die Signalisierung durch Signal-Schüsse, welche den Vorzug haben, daß sie sich bis zu gewissen Entfernungen hin der Wahrnehmung überall aufdrängen, während Signalgebungen für das Auge nicht

von allen Stellen eines gewissen Wirkungsbereiches und nicht ohne besondere Aufmerksamkeit wahrnehmbar sind. Andererseits verspätet sich aber die Wahrnehmung eines Schallsignals für jedes Kilometer des Abstandes des Beobachters um nahezu drei Sekunden, was sehr leicht für einen ausgedehnten Wirkungsbereich, ohne gehörige Sorgfalt der Berücksichtigung, zu gröberen Fehlern führen kann.

Man hat deshalb immer allgemeiner, zumal an solchen Stellen, an denen es auf genauere Zeitangabe ankommt, z. B. zur Kontrolle der Angaben von Chronometern, welche zur demnächstigen Führung von Schiffen auf hoher See bestimmt sind, sichtbare statt hörbarer Signale eingeführt. Meistens geschieht diese Signalisierung in solcher Weise, daß auf einem hohen, weithin sichtbaren Gerüste eine undurchsichtige Kugel von ein bis zwei Meter Durchmesser, ein sogenannter Zeitball, einige Minuten vor der Signalgebung aufgezogen und dann durch eine elektrische Wirkung im Augenblicke der richtigen Signalzeit fallen gelassen wird. Der Beginn eines solchen Falles kann im allgemeinen mit der Genauigkeit von einer viertel bis zu einer halben Sekunde wahrgenommen und hiernach kann die jeweilige Angabe der Uhr des Beobachters entsprechend genau kontrolliert werden. Derartige Zeitbälle sind gegenwärtig an geeigneten Küstenpunkten aller Kulturländer und ihrer entwickeltsten Kolonien eingerichtet, und ihre Anzahl, besonders auch an wichtigen Punkten der Küsten und Inseln anderer Erdteile, wächst mit jedem Jahre, hauptsächlich durch die Fürsorge der englischen Admiralität. Mit der Zeit wird es wohl ermöglicht werden, die unterseeischen Kabelverbindungen auch derartig dafür zu verwerten, daß an sehr vielen geeigneten Stellen der großen Oceane solche Zeitsignale zu mehreren Tages- und Nacht-Zeiten gegeben werden, wofür allerdings die ganze Einrichtung noch mancher wesentlichen Umbildungen und Vervollkommnungen bedürftig sein wird.

Deutschland besitzt gegenwärtig acht Zeitball-Stationen, wovon drei auf Ostsee-, fünf auf Nordseehäfen kommen.

Alle diese Zeitbälle signalisieren den genauen Zeitpunkt des mittleren Mittages der mitteleuropäischen und der Greenwicher Zeit. Drei derselben werden unmittelbar auf Grund der Zeitbestimmungen benachbarter astronomischer Institute mittels kurzer elektrischer Leitungen ausgelöst; die übrigen, in deren Nähe keine Sternwarten vorhanden sind, empfangen ihre unmittelbare elektrische Auslösung in demselben Zeitpunkte von dem nächsten Kaiserlichen Telegraphenamte und zwar nach den Angaben einer sehr genau arbeitenden, gegen Temperatur- und Luftdruck-Veränderungen geschützten astronomischen Pendeluhr, deren jeweilige Abweichung von der genauesten Zeitangabe auf folgende Weise festgestellt und danach von dem signalgebenden Telegraphenamte nach fester Vorschrift berücksichtigt wird: Tagtäglich in einer frühen Morgenstunde sendet der Telegraphenbeamte nach der entfernten Sternwarte hin auf telegraphischem Wege zehn elektrische Signale, deren jedes von einer vereinbarten Minute und Sekunde anfangend von fünf zu fünf Sekunden mit einem Schlage der auf dem Telegraphenamte aufgestellten astronomischen Pendeluhr derartig zusammenfällt, daß der Schlag der Uhr und der signalgebende Schlag auf den Taster der Telegraphen-Leitung sich in der Gehörswahrnehmung des Beamten vollständig decken, was von dem Beamten schon nach sehr kurzer Übung mit der Genauigkeit von ein bis zwei Hundertsteln der Sekunde ausgeführt wird. Diese zehn Signale werden von der entfernten Sternwarte auf dem für genaue Zeitbestimmungen dienenden Registrier-Apparate in Empfang genommen und mit der Zeitbestimmung der Sternwarte genau verglichen, um die jeweilige Abweichung der astronomischen Pendeluhr des Telegraphenamtes zu bestimmen. Das Ergebnis dieser Vergleichung wird sodann unmittelbar an das Telegraphenamt derartig zurücktelegraphiert, daß das Amt tagtäglich, bis auf eine halbe Sekunde abgerundet, die Zeitpunkte kennt, in denen die vorerwähnten mittleren Mittagszeiten nach den Angaben der in dem Amte funktionierenden Pendeluhr stattfinden, so daß es alsdann bloß der elektrischen Auslösung des Zeitballes in den Momenten bedarf, in welchen die Pendeluhr die von der Sternwarte für die Signalzeiten berechneten Angaben macht.

In diese jeweiligen Anweisungen der den Zeitballdienst versehenden Telegraphenbeamten teilen sich für diejenigen Zeitball-Stationen, die keine astronomische Station in unmittelbarer Nähe haben, die Sternwarten zu Königsberg, zu Berlin und zu Hamburg. Der ganze soeben beschriebene deutsche Signaldienst läßt sehr wenig zu wünschen übrig, und es ist nachweisbar, daß er mindestens mit derselben Genauigkeit und mit einer geringeren Anzahl von Unterbrechungen und Fehlsignalen arbeitet als die entsprechenden Dienste an den Küsten der anderen Länder, bei denen die von den Sternwarten entfernt gelegenen Zeitbälle meistens unmittelbar durch längere Telegraphenleitungen ihre Auslösung in den astronomisch bestimmten Zeitpunkten erfahren, aber die Signalgebungen viel häufiger als bei der deutschen Einrichtung durch Störungen in den langen Leitungen und den vielen Zwischenstationen vereitelt oder verspätet, mitunter auch durch zufällige unkontrollierte Stromgebungen verfrüht werden. Indessen hat sich doch auch bei dem vergleichsweise zweckmäßigen und bewährten Verfahren des deutschen Zeitballdienstes herausgestellt, daß trotz aller Gewissenhaftigkeit und Genauigkeit der signalgebenden Beamten Unvollkommenheiten vorkommen, wie sie bei menschlicher Arbeit niemals ganz vermeidbar sind, und zwar häufiger in Gestalt größerer Irrungen, z. B. in Verzählungen oder Ablesungsfehlern am Zifferblatt im Betrage von fünf, zehn oder mehr Sekunden, als in kleineren Ungenauigkeiten.

Außerdem aber hat das Zusammenwirken der verschiedenen Sternwarten Übelstände von ganz derselben Art mit sich gebracht, wie wir sie bereits oben besprochen haben. Ein Zusammenwirken verschiedener astronomischer Bestimmungen bedeutet sonst an sich eine Verschärfung der Genauigkeit, zumal wenn die verschiedenen Stellen, an denen die bezüglichen Beobachtungen erfolgen, weit auseinander liegen, somit in verschiedener, sich gegenseitig nicht selten ergänzender Weise von der Ungunst des Wetters betroffen werden. Aber dieses Zusammenwirken der Zeitbestimmungen müßte dann anders organisiert werden, so daß mit Hilfe der Elektricität eine Verbindung und zusammenfassende Verwertung dieser Zeitbestimmungen einträte, bevor die jeweilige Weisung an die Zeitball-Station ergeht. Dies wäre so zu machen, daß die Pendeluhren der verschiedenen zusammenwirkenden Sternwarten auch durch telegraphische Signale regelmäßig miteinander verglichen und dann die Vorausbestimmungen der zu den richtigen Signalzeiten gehörigen Uhrzeiten für die einzelnen Zeitball-Stationen, unter zusammenfassender Berücksichtigung der Zeitbestimmungen der einzelnen Sternwarten und der Uhrvergleichungen zwischen ihnen, als einheitliche Gesamtergebnisse von einer einzigen Stelle aus telegraphisch ausgeteilt würden.

Wenn dagegen jede einzelne Sternwarte auch in den Zeiten, in welchen sie keine astronomische Kontrolle der Zeitangaben ihrer Pendeluhr erlangen konnte, vereinzelt das Ergebnis ihrer mehr oder minder unvollkommenen Berechnung zur Grundlage der Zeitsignalisierung an den von ihr versehenen Stationen macht, so kommt es, besonders während der schlechten Jahreszeit, nicht selten vor, daß die von den verschiedenen Sternwarten vorausbestimmten Signalzeiten um mehrere volle Sekunden verschieden sind, und es kann sich dann sogar ereignen, daß ein und dasselbe Schiff seine Chronometer kurz vor der Abfahrt mit einem Zeitball-Signal vergleicht, welches von der einen Sternwarte aus vorgeschrieben ist, und daß es vielleicht schon am nächsten Tage während des Beginnes der Fahrt das Chronometer noch mit einem anderen Zeitball-Signale vergleicht, welches den von dem ersteren um mehrere Sekunden abweichenden Angaben einer anderen Sternwarte entspricht.

Da aber die Vergleichung der Chronometer-Angaben mit den bis auf Bruchteile der Sekunde für richtig geltenden Zeitsignalen zur Ableitung der jeweiligen täglichen Veränderung der Chronometer-Angaben dient, so könnte ein derartiges Schiff unter Umständen mit einem durch die Schuld der Zeitball-Einrichtungen ziemlich stark fehlerhaft angenommenen Betrage der täglichen Voreilung oder des täglichen Zurückbleibens der Chronometer in die hohe See gehen, wo alsdann der Einfluß eines solchen Fehlers multipliziert mit der Zahl der bis zur er-

neuten Kontrolle verfließenden Tage auf die Weiterführung der Chronometer-Register und somit auf die Bestimmung des jeweiligen Schiffsortes immer stärker verfälschend einwirkt.

Durch feste Vorschriften in betreff einer möglichst vorsichtigen Ableitung der täglichen Gänge der Chronometer ist zwar dafür gesorgt, daß ein so ungünstiger Vorgang wie der oben angenommene in Wirklichkeit wohl niemals so erheblichen Schaden anrichten kann, aber jedenfalls wird durch solche Vorgänge die persönliche und die thatsächliche Unsicherheit der bezüglichen Beobachtungen und Berechnungen in einer auf die Dauer nicht zulässigen Weise gesteigert. In anderen Ländern kommen Fehler derselben Art und desselben Betrages bei den Zeitball-Signalen ebenso oft wie bei uns vor, aber bei der besonderen Regelmäßigkeit, welcher sich unser Zeitball-Dienst sonst rühmen darf, und in Betracht der führenden Stellung, welche Deutschland sonst in allen Präcisionsangelegenheiten einzunehmen sucht und versteht, ist es an der Zeit, daß den obigen Übelständen bald abgeholfen wird.

Der Anfang dazu ist von der Reichsbehörde auch bereits eingeleitet und zwar durch die in den letzten zwei Jahren durchgeführte Erprobung eines fast völlig selbstthätigen Signalsystems, welches zunächst bei dem Zeitball im Hafen zu Bremen in Verbindung mit der Berliner Sternwarte funktioniert. Gegen vier Uhr nachts, wo die sonstige Beanspruchung der Telegraphenlinien sehr gering ist, wird durch „Kontaktwerke“ von einigen sogenannten Schalt-Uhren während der Dauer von mehreren Minuten gleichzeitig in Berlin und Bremen eine Reihe von Leitungsanschlüssen selbstthätig hergestellt, welche eine signalgebende Pendeluhr auf der Berliner Sternwarte mit einer signalempfangenden astronomischen Pendeluhr auf dem Telegraphen-Amte zu Bremen in unmittelbare Verbindung setzen. Die signalgebende Uhr der Sternwarte sendet dann mittels dieser Verbindung, ebenfalls selbstthätig, in einem bis nahezu auf das Zehntel der Sekunde richtig gehaltenen Zeitpunkte einen elektrischen Strom an die signalempfangende Uhr in Bremen, welcher dort in sehr sinnreicher Weise auf einem sogenannten Korrigierwerk den augenblicklichen Fehler der Angabe der Bremer Uhr ebenfalls bis auf das Zehntel der Sekunde registriert.

Die Bremer Uhr, welche so genau reguliert ist, daß sie während eines Tages nahezu ein bis zwei Zehntel der Sekunde einhält, ist dann durch dies Korrigierwerk in den Stand gesetzt, ebenfalls selbstthätig zu jeder runden Stunde der mitteleuropäischen Zeit mittels einer kurzen Telegraphen-Leitung den Zeitball derartig auszulösen, daß dabei der auf dem Korrigierwerk nächtlicherweile markierte derzeitige Fehler ihrer Angabe jedesmal genau berücksichtigt wird, und daß somit um zwölf Uhr und um ein Uhr mitteleuropäischer Zeit ein hinreichend berichtigtes Signal durch das Fallen des Balles erteilt wird. Der Ball giebt dann beim Fallen selbst ein elektrisches Rücksignal, welches sich ebenfalls selbstthätig telegraphisch auf einem Registrierwerke neben der Pendeluhr in Bremen aufzeichnet.

Dieses ganze Verfahren, welches sich jetzt gut bewährt hat, enthält nun die vollständige Lösung der Aufgabe einer centralen und völlig gleichartigen und gesicherten Zeitsignalisierung auf beliebige Entfernungen hin; denn die selbstthätige elektrische Stromgebung, welche von der mit Hilfe astronomischer Bestimmungen aufs genaueste berichtigten Uhr der Sternwarte ausgeht, kann durch einfache Schalt-Uhren, welche gleichzeitig durch eine Verzweigung desselben Stromes ihre Richtighaltung erfahren, ebenso selbstthätig in eine beliebige Anzahl von Leitungen nach den verschiedensten Stellen hin verzweigt werden und die Stromwirkung kann, wenn sie dort eine astronomische Pendeluhr von der vorerwähnten Einrichtung mit Korrigierwerk antrifft, diese während jedes Tages in den Stand setzen, allstündlich berichtigte Signale zu erteilen. Sie braucht dazu nur mit ganz kurzen, möglichst störungsfreien Leitungen den Fall des benachbarten Zeitballs elektrisch auszulösen. Das Personal hat alsdann nur die richtige Funktionierung der ganzen Einrichtung durch periodische Revisionen und Erprobungen zu beaufsichtigen, ohne daß ihm selber eine den oben erwähnten Irrungen ausgesetzte Präcisionsarbeit mitten in anderweitigen Dienstverrichtungen zugemutet wird.

Voraussichtlich wird die Sternwarte zu Hamburg, welche in naher Beziehung mit dem Chronometer-Institute der Kaiserlichen Seewarte steht, mit der künftigen Leitung eines alsdann völlig gleichartig zu gestaltenden Dienstes dieser Art betraut werden.

Da es sich hauptsächlich darum handelt, zwischen benachbarten und nahe aufeinanderfolgenden Zeitball-Signalen keine größeren Fehlerunterschiede aufkommen zu lassen, während es auf die absolute Richtigkeit der astronomischen Zeitbestimmung eines in sich ganz gleichartigen und durch größere Strecken von anderen Zeitball-Systemen getrennten Systems von Signalen nicht in ebenso hohem Grade der Genauigkeit ankommt, werden im allgemeinen auf der soeben geschilderten nächsten Stufe der Verbesserung die guten Zeitbestimmungen einer einzigen Sternwarte schon ausreichen. Weiterhin könnte man vielleicht eine solche gleichartige Signalisierung von einer einzigen astronomischen Centralstelle aus auch noch auf beliebig viele nationale Zeitsignal-Systeme ausdehnen, und alsdann die astronomischen Bestimmungen dieser Centralstelle, insbesondere aber die Vorausberechnungen ihrer Uhren durch telegraphische Vergleichungen mit anderen Sternwarten, welche etwa inzwischen unabhängige astronomische Zeitbestimmungen erhalten hätten, vervollkommnen. In noch weiterer Verbesserung und Vereinfachung würde hierfür eine astronomische Centralstelle geschaffen werden, für welche die klimatischen Bedingungen fast unablässig die astronomische Zeitbestimmung ermöglichen, und welche zugleich mit den besten Uhren verschiedener Systeme hinreichend vollständig selber ausgerüstet sein müßte.

Statt der noch zu selten gegebenen Signale durch das Fallen der Zeitbälle wird man dann gewiß mit der Zeit allstündliche, selbstthätig zu stande kommende Lichtsignale einrichten, bei denen etwa die Signalgebungen durch die plötzlichen Unterbrechungen des Leuchtens einer für wenige Minuten elektrisch genährten Lichtquelle erfolgen könnten, die man auch am Tage und von fern leicht, nötigenfalls mit einem kleinen Fernrohr erkennen würde.

* * *

Auch in anderen Zweigen der öffentlichen Zeitangabe sind die ersten Anfänge wahrhaft zweckmäßiger Veranstaltungen hauptsächlich der englischen Wissenschaft und Technik zu verdanken. Niemals hat dort die oben schon kritisierte Austeilung richtiger Zeitangaben durch elektrisch bewegte bloße Zeigerwerke, ohne selbständige Erhaltung eines stetigen Ganges durch Schwingungs-Einrichtungen, irgend eine größere Ausdehnung und Bedeutung erlangt. Vielmehr ist sofort als die beste Form genauester centraler Richtighaltung von öffentlichen Uhren das sogenannte System Jones, nämlich eine sogenannte sympathische Regulierung der Schwingungen vollständiger Uhren bevorzugt worden. Dieses System besteht darin, daß in kürzeren Zwischenzeiten, meistens alle zwei Sekunden, von der Central-Uhr elektrische Ströme ausgehen, welche die Schwingungsdauer des Pendels der zu regulierenden Uhr unablässig in Übereinstimmung mit den Schwingungen des Pendels der Central-Uhr halten.

Diese periodische Richtighaltung der Schwingungen der zu regulierenden Uhren geschieht mit Hilfe von permanenten Stahl-Magneten, welche entweder dem Pendel eingefügt sind und dann durch die von der Central-Uhr ausgehenden periodischen elektrischen Ströme, die in der Nähe des Pendels durch Drahtwindungen laufen, regelmäßige Anziehungs- und Abstoßungs-Wirkungen genau in dem Takte der Schwingungen der Central-Uhr empfangen, oder welche seitlich von dem zu regulierenden Pendel angebracht sind, während am Ende dieses Pendels sich eine Drahtspirale befindet, welche periodisch von den seitens der Central-Uhr gegebenen elektrischen Strömen durchflossen wird.

Der große Vorzug dieser Art der Regulierung besteht darin, daß die Pendel der richtig zu haltenden Uhren selber schon hinreichend genau eingerichtet und abgemessen werden können, um auch ohne die periodischen elektrischen Korrekturen in gewissen Zeiträumen, sogar bis zu mehreren Stunden, genügend richtig zu bleiben, wenn einmal die centralen Stromgebungen vorübergehend versagen sollten.

Nach diesem System Jones sind vor etwas mehr als fünfundzwanzig Jahren

sechs Normal-Uhren auf den öffentlichen Plätzen der Stadt Berlin von der Königlichen Sternwarte, unter Mitwirkung des Uhrmachers Tiede, auf städtische Kosten eingerichtet worden. Hierbei wurde zum erstenmal eine wesentliche Vervollkommnung hinzugefügt. Mit Hilfe derselben Leitungen nämlich, durch welche jeder dieser Uhren alle zwei Sekunden ein die Schwingungen ihres Pendels regulierender elektrischer Strom zufließt, wird allstündlich, während einer etwa zwei Minuten dauernden Unterbrechung dieser Stromgebungen, von jeder der Uhren mit ihrem Minutenzeiger ein bis auf Bruchteile der Sekunde genaues Rücksignal nach der Sternwarte gesandt, welches dort auf einem Registrier-Apparat empfangen und zu einer stündlichen Kontrolle der betreffenden Uhr benutzt werden kann.

Es ist dann ferner die Einrichtung getroffen, daß, wenn eine der Uhren durch längeres Ausbleiben des Stromes oder anderweitige Störungen bis zu mehreren Sekunden nach Ausweis jenes Rücksignals fehlerhaft geworden ist, mittels einer Hilfseinrichtung in den nächsten Stunden eine entsprechend schneller oder langsamer wiederkehrende Stromgebung nach dieser Uhr gesandt werden kann, um ihre Schwingungen so lange zu beschleunigen oder zu verlangsamen, bis das Rücksignal wieder zu der genauen Zeit eintrifft.

Mittels des vorstehend beschriebenen Regulierungssystems ist in den letzten fünfundzwanzig Jahren an den öffentlichen Plätzen Berlins die Zeitangabe im allgemeinen bis auf Bruchteile der Sekunde so regelmäßig dargeboten worden, daß selbst die Bedürfnisse der Wissenschaft und der Präcisionstechnik nach genauen Zeitangaben dabei volle Befriedigung finden konnten.

Das hier geschilderte Regulierungs-System ist offenbar das zweckmäßigste für diejenigen Fälle, in welchen öffentliche Zeitangaben bis auf Bruchteile der Sekunde unablässig richtig erhalten werden sollen; aber es ist sehr kostspielig, weil dabei für jede richtig zu haltende Uhr eine besondere elektrische Leitung vorhanden sein muß, welche einzig und allein für diese Uhr dient. Will man dagegen öffentliche Zeitangaben nur bis auf Bruchteile der Minute richtig halten, so ist es zulässig, die elektrischen Leitungen viel wirtschaftlicher auszunutzen. Man verfährt bei den zweckmäßigsten solcher gegenwärtigen Einrichtungen folgendermaßen:

Die richtig zu haltenden — übrigens selbst mit stetigen Schwingungs- und Gang-Einrichtungen versehenen — Uhren werden so hergestellt und reguliert, daß sie während eines ganzen Tages oder doch während einiger Stunden von dem richtigen Gange nicht um mehr als höchstens ein bis zwei Zehntel der Minute abirren. Diese kleinen, an der Grenze der Wahrnehmung für den öffentlichen Verkehr und das gewöhnliche Zeitbedürfnis des Publikums sich haltenden Abweichungen werden entweder täglich einmal oder regelmäßig nach dem Verlaufe einer bestimmten Anzahl von Stunden mit Hilfe elektrischer Leitungen korrigiert. Bei Turmuhren z. B. geschieht dies in folgender Weise: Die Regulierung des selbständigen Ganges der Uhr wird derartig eingerichtet, daß diese in der Zwischenzeit zwischen den Richtigstellungen stets etwas voreilt, aber mit Einhaltung der oben besprochenen, eben noch zulässigen kleinen Fehlerbeträge. Alsdann wird bei einer bestimmten Angabe der Uhr, z. B. bei Anfang der ersten Minute einer bestimmten Stunde, durch einen von der Uhr selber in diesem Augenblick geschlossenen elektrischen Strom das Pendel in seiner größten Ausschwingung festgehalten und dann erst wieder durch Unterbrechung des Stromes mittels einer jetzt von der regulierenden Central-Uhr ausgelösten elektrischen Wirkung in demjenigen richtigen Zeitpunkte freigelassen, welcher der vorerwähnten Uhr-Angabe wirklich entspricht. Bei anderen, insbesondere bei kleinen Uhren wird die Sache noch einfacher derartig gemacht, daß bei einer bestimmten Angabe der richtig gehaltenen Central-Uhr durch einen von dieser ausgehenden elektrischen Strom der Vorstoß einer Art von Gabelwerk an der Zeigerwelle der zu regulierenden Uhr ins Spiel gesetzt wird, welches die Zeiger dieser Uhr genau auf die richtige Zeitangabe einstellt, von der sie vorher nur um kleine Bruchteile der Minute im Sinne des Voreilens oder Zurückbleibens abgewichen sein konnte. Einrichtungen von beiden Arten sind von seiten der Berliner Gesellschaft „Normal-Zeit" mit voller

Regelmäßigkeit und Pünktlichkeit der Leistung bereits bei vielen Tausenden von Uhren an öffentlichen Plätzen, bei Behörden und Schulen, in Gerichtsgebäuden, in Krankenhäusern, in Kasernen, in Bankinstituten, in Geschäften und Fabriken u. s. w. zur Durchführung gelangt. Zugleich hat die genannte Gesellschaft bei sämtlichen dieser Uhren die Einrichtung getroffen, daß der elektrische Strom, welcher die Richtigstellung einer Uhr besorgt, auch zugleich eine Erneuerung ihres Aufzuges auslöst, und daß ferner jede der Uhren die erfolgte Richtigstellung mit Hilfe der sie vermittelnden elektrischen Leitung sofort nach einer Centralstelle der Gesellschaft signalisiert, so daß dort mit ganz kurzen Zwischenzeiten eine fortgehende Kontrolle über die Richtigkeit der Regulierungen geführt werden kann.

Bei dem Verfahren der zeitweisen Richtigstellungen kann eine und dieselbe elektrische Zuleitung für die nacheinander mit Zwischenräumen von wenigen Minuten erfolgenden Richtigstellungen zahlreicher Uhren benutzt werden. Unter Umständen kann dieselbe Leitung in Zukunft auch in Verbindung mit der Einrichtung für das Rücksignal der Uhren nach der Centralstelle hin zu allerhand anderen nützlichen Signalisierungen Verwendung finden, z. B. im Interesse von Sicherheitsdiensten, Sanitätsdiensten und anderen Bedürfnissen mannigfacher Art, wobei die betreffenden Centralstellen der Uhren-Gesellschaft alsdann die weiteren Vermittelungen übernehmen.

Von der Einrichtung der sechs Berliner städtischen Normal-Uhren, welche bis auf Bruchteile der Sekunde richtig erhalten werden, ist bereits bemerkt worden, daß sie schon durch die Kostspieligkeit ihrer ersten Einrichtung auf künftige Vereinfachungen angewiesen sind. Sind erst zahlreiche Uhren vorhanden, welche nach den zuletzt beschriebenen Systemen bis auf Bruchteile der Minute für den öffentlichen Verkehr richtig gehalten werden, dann kann man in der That dem feinsten Präcisionsbedürfnis der Wissenschaft und Technik die Zeitbestimmungen der Centralstelle noch in einer anderen und schließlich zweckmäßigeren, jedenfalls hinsichtlich der Leitungs-Anlagen weniger kostspieligen Einrichtung darbieten. Da schon jetzt manche derjenigen Interessenten, welche ihre Uhrvergleichungen auch von den letzten kleinen Fehlern der Normal-Uhren frei machen wollen, die Mitteilung der auf der Sternwarte nachträglich festgestellten sehr kleinen Korrektionen empfangen, so wird es voraussichtlich in Zukunft das Richtigste und Zweckmäßigste sein, an einer begrenzten Zahl von geeigneten allgemein zugänglichen Stellen in öffentlichen Gebäuden, wo die feineren Uhr-Angaben nicht so starken Witterungsunbilden ausgesetzt sind wie unsere Normal-Uhren auf den öffentlichen Plätzen, sehr zuverlässige Pendeluhren (Sekunden-Normal-Uhren) aufzustellen, welche während eines Tages die Abweichungen ihrer Angaben von der genau richtigen Zeit nur um Bruchteile der Sekunde verändern. Man wird dann mit Hilfe eines hierfür bereits erprobten kleinen Signalwerkes und eines von der Central-Uhr der Sternwarte entsandten kurzen elektrischen Stromes zu einer oder mehreren bestimmten Tageszeiten die jeweilige Abweichung der Angabe einer solchen Sekunden-Normal-Uhr von der gleichzeitigen richtigen Angabe der Central-Uhr für jedermann an der Uhr ersichtlich machen können, so daß dann das an der größten Genauigkeit interessierte Publikum, welches seine Uhren mit den öffentlichen Zeitangaben dieser Sekunden-Normal-Uhren vergleicht, die entsprechenden kleinen Verbesserungen, die es auch schon jetzt sehr wohl anzubringen versteht, bei den Ergebnissen der Vergleichung genau berücksichtigen kann. Von Zeit zu Zeit, vielleicht am Ende jeder Woche, könnte außerdem an jeder dieser Uhren ein Anschlag angebracht werden, welcher die allerletzten, endgültigen Verbesserungen, die etwa nachträglich noch von der astronomischen Centralstelle aus den astronomischen Beobachtungen abgeleitet werden, zur Kenntnis der Beteiligten bringt, falls es nicht bis dahin gelungen ist, durch astronomische Organisation der weiter oben erwähnten Art diese letzten Verbesserungen so klein zu halten, daß sie neben den unvermeidlichen Fehlern der Uhrvergleichungen selber vollständig verschwinden, und ihre Berücksichtigung somit gänzlich unnötig wird.

* * *

Ich habe endlich noch von einer Art der öffentlichen Zeitsignalisierung zu berichten, welche in den letzten Jahren von der Königlich preußischen Eisenbahn-Verwaltung eingerichtet worden ist und seitdem unter Mitwirkung der Königlichen Sternwarte zu Berlin und der Gesellschaft „Normal-Zeit“ vortrefflich funktioniert hat.

Während die Kaiserliche Telegraphen-Verwaltung eine als Central-Uhr dienende ausgezeichnete Pendeluhr allwöchentlich, mit Hilfe der Kabel-Verbindung zwischen dem Berliner Hauptamte und der Sternwarte, durch ein elektrisches Signal mit der astronomischen Central-Uhr der Sternwarte vergleichen läßt und alsdann auf Grund der verbesserten Angaben jener Dienstuhr die Ämter mit richtiger Zeit versieht, hat die Königliche Eisenbahn-Verwaltung in Berlin eine Central-Uhr ihres Dienstes eingerichtet, welche durch Vermittelung der Central-Uhr der Gesellschaft „Normal-Zeit“ an jedem Morgen auf die Normalzeit der Sternwarte mit der Genauigkeit von Bruchteilen der Sekunde selbstthätig eingestellt wird. Alsdann entsendet sie ihrerseits ebenso selbstthätig jeden Morgen um acht Uhr in alle Linien der Eisenbahn-Telegraphie ein elektrisches Signal, welches selbst auf den kleinsten Eisenbahnstationen des ganzen Landes ebenfalls mit der Genauigkeit von Bruchteilen der Sekunde eintrifft und dort auch von anderen Interessenten, z. B. von Uhrmachern mitbeobachtet werden kann.

Diese vortreffliche Einrichtung wird auch immer mehr an den verschiedensten Stellen des Landes von den Interessenten genauer Zeitbestimmung gewürdigt und verwertet. Es liegen der Berliner Sternwarte hierüber eine nicht geringe Anzahl von Nachweisungen vor, bestehend in Vergleichungen jener Signalzeiten mit den durch gute Taschenuhren übertragenen Angaben von sehr genau arbeitenden Pendeluhren, die sich im Besitze von Präcisions-Uhrmachern befinden.

Aus diesen Aufzeichnungen geht übereinstimmend hervor, daß jenes centrale, in die sämtlichen Leitungen der Eisenbahn-Telegraphie verzweigte Signal in der That überall, abgesehen von vereinzelten, mitunter vorkommenden Störungen, über die man aber auch immer mehr Herr werden wird, die mitteleuropäische Zeit mit einer solchen Genauigkeit angiebt, daß der durchschnittliche Gesamtbetrag der in den sämtlichen Übertragungen noch enthaltenen kleinen Abweichungen kaum eine halbe Sekunde erreicht, somit auch für die meisten wissenschaftlichen und Präcisions-Zwecke der Zeitangaben im ganzen Lande nicht mehr stört.

Die Eisenbahn-Verwaltung geht in der Liberalität der gemeinnützigen Verwertung dieser schönen Einrichtung so weit, daß sie der Gesellschaft „Normal-Zeit“ auf allen Stationen gegen bestimmte Gebühren auch eine elektrische Abzweigung von diesem Signal zur Richtighaltung von Normal-Uhren gestattet. Hierdurch wird es ermöglicht werden, überall, wo das Bedürfnis dazu hervortritt, solche Normal-Uhren richtig zu halten, und diese wieder zu Mittelpunkten der Austeilung von richtigen Signalen oder Richtigstellungen von Uhren für städtische Gemeinwesen, industrielle Anlagen u. s. w. zu machen. Eine derartige Anlage ist bereits zu Essen a. d. Ruhr im Gange, wo sie zur Richtighaltung der Zeitangaben in den Kruppschen Etablissements dient. Auch einige größere und kleinere Städte haben bereits Verhandlungen mit der Berliner Gesellschaft „Normal-Zeit“ angeknüpft oder abgeschlossen, um einen öffentlichen Zeitdienst auf jener Grundlage einzurichten. Ein Uhrmacher in einer kleinen Stadt Holsteins hat nun seit längerer Zeit nicht nur jenes Eisenbahnsignal zur Kontrolle seiner Pendeluhr verwertet, sondern sich auch noch eine astronomische Kontrolle daneben verschafft, indem er nach einem zuerst von dem berühmten Astronomen und Arzt Dr. Olbers in Bremen ausgeübten Verfahren in den Abendstunden die Momente des Verschwindens von hellen Fixsternen an der Kante eines entfernten Turmes beobachtet. Die vollständige Berechnung dieser Beobachtungen von seiten der Berliner Sternwarte hat gezeigt, daß sie unter günstigen Umständen nicht nur ein bequemes und ausreichend genaues Kontrollmittel für jene Zeit-Signale abgeben, sondern daß sie auch die anderweitigen Nachweisungen über die Genauigkeit des Eisenbahn-Signales in vollem Umfange bestätigen.

Die sämtlichen obigen Mitteilungen über

die gegenwärtige Entwickelungsstufe der öffentlichen Zeitangaben kann man folgendermaßen zusammenfassen: Es ist das Emporkommen der elektrischen Technik, welches auch auf diesem Gebiete die Entwickelung in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts beherrscht. Und zwar ist hier die außerordentliche Fortpflanzungs-Geschwindigkeit der elektrischen Wirkungen von entscheidender Wichtigkeit. Sie ermöglicht es, elektrische Wirkungen innerhalb der größten auf der Erde möglichen Abstände fast absolut gleichzeitig, das heißt höchstens mit Verzögerungen von wenigen Hunderteln der Sekunde, zu verbreiten. Hierdurch ist zunächst die Neigung entstanden, öffentliche Zeitangaben, ausgehend von einer guten astronomisch überwachten Uhr, lediglich durch elektrische Signalisierungen in beliebigem Umfange auszuteilen und hiermit sogar bis zu Minuten-Signalen hinabzugehen, welche in Gestalt des Springens von Zeigern an bloßen Zifferblättern dargeboten werden. Allmählich erfolgt indessen eine Abwendung von dieser zu weitgehenden Einführung elektrischer Zeitsignale. Man kehrt zu der Würdigung der Vorzüge stetiger Zeitangaben von Uhrwerken mit vollständigen Schwingungs-Einrichtungen zurück und benutzt die Elektricität nur zur periodischen Regulierung oder Richtigstellung der Uhren oder zur periodischen Erteilung von solchen Zeitsignalen, mittels deren man nur die jeweiligen Abweichungen guter Uhren von der Richtigkeit beobachtet und entweder zu der Führung einer Gang-Tabelle über diese jeweiligen Abweichungen oder zur unmittelbaren Richtigstellung benutzt. Zugleich verwertet man jene elektrischen Zuleitungen zu selbstthätigen Kontrollmeldungen der regulierten Uhren nach der regulierenden Centralstelle hin.

England ist mit den Anfängen der meisten der vorerwähnten Einrichtungen vorangegangen, Deutschland hat aber in ihrer Entwickelung und Durchführung seine alte Begabung und Stellung bewährt, welche ihm einen wesentlichen Anteil an der Herstellung, Vervollkommnung und Verwaltung der Präcisions-Einrichtungen für Wissenschaft und Technik der Menschenwelt zuweist.

Die elektrischen Einrichtungen, welche jetzt in Deutschland zur Regulierung, zur Richtighaltung oder auch nur zur Überwachung des Uhrenwesens bis tief hinein in die Geschäfts- und Arbeits-Räume der Menschen dienen, werden vielfach von den Uhrmachern mit scheelem Auge betrachtet. Sie müssen vielfach die persönlich schmerzliche Erfahrung machen, daß ihnen die Regulierung und Überwachung größerer Gruppen von Uhren in öffentlichen Gebäuden, Geschäftsräumen und dergleichen von der Elektricität abgenommen wird. Sie sind aber im Irrtum, wenn sie ihr allgemeines Urteil über diese Entwickelung hierdurch allzu ausschließlich bestimmen lassen. Denn einesteils werden Übertreibungen, welche eine Zeitlang bei allen solchen Entwickelungen eintreten, bald überwunden werden, indem die centralen Regulierungen sich schließlich auf die Fälle beschränken, in denen es sich um eine der Öffentlichkeit dargebotene Zeitangabe oder um vollständig gleichartige Richtighaltung größerer Gruppen von einheitlichen Zeitangaben und nicht um vereinzelte Uhren in Wohnräumen und dergleichen handelt. Anderenteils wird die Uhrmacherkunst durch die mit den centralen Regulierungen ermöglichte Steigerung der Genauigkeit aller öffentlichen Zeitangaben eine unschätzbare Vergrößerung des Feldes solider Leistung und des wirtschaftlichen Wertes derselben erlangen. Die damit zugleich vergrößerte Anforderung an die Genauigkeit aller Taschenuhren und aller Standuhren in den Wohnungen wird die Schätzung des Wertes solider Herstellung, Überwachung und Instandhaltung aller Uhren, die doch nur zu einem sehr kleinen Teile central reguliert werden können, zweifellos beträchtlich erhöhen. Es wird nur darauf ankommen, daß die Uhrmacherkunst edle Gemeinschaften bildet, durch deren sittlichen Ernst und wirtschaftliche Solidität gründlich aufgeräumt wird mit der Pfuscherei und den Schnödigkeiten der wilden Konkurrenz.

Noch ein Schlußwort in Betreff der Genauigkeitsstufen der Zeitangaben. Ich habe in den vorstehenden Erörterungen zwei Genauigkeitsstufen unterschieden: diejenige bis auf Bruchteile der Minute und diejenige bis auf Bruchteile der Sekunde.

Die erstere, welche wir noch lange nicht in allen öffentlichen Zeitangaben, selbst noch

nicht durchgängig bei den Eisenbahn-Uhren, erreicht haben, wird immer unabweislicher durch die Präcisionsforderungen unserer Verkehrs- und Ortsveränderungs-Einrichtungen verlangt, wofür es keines weiteren Nachweises, sondern nur der Erinnerung an eigene Versäumnisse und Unannehmlichkeiten bedarf. Wer aber bei seiner eigenen Uhr, sei es der Taschenuhr, sei es der Standuhr in der Wohnung, der Kenntnis seiner Zeit andauernd bis auf Bruchteile der Minute sicher sein will, um seine ganze Thätigkeit in Übereinstimmung mit dem öffentlichen Zeitdienst zu halten, der muß, wenn er nicht zu unablässigen Vergleichungen und Richtigstellungen seiner Uhr gezwungen sein will, sein Augenmerk darauf richten, daß seine eigenen Uhren tagelang bis auf Bruchteile der Minute richtig gehen, was nur dann sicher erreicht wird, wenn die Anforderungen an deren Leistungen ansehnlich weiter, nämlich etwa bis auf die Einhaltung einer Veränderungsgrenze von wenigen Sekunden im Laufe eines Tages gehen.

Der Uhrmacher aber, welcher solche Uhren herzustellen oder zu regulieren und in stand zu halten hat, und ebenso die Wissenschaft und Technik, welche unter anderem auch mit der Zeitmessung im Sinne der Messung von Kraft, Verbrauch u. s. w. zu thun haben, bedürfen dann zweifellos solcher Zeitangaben, bei denen die Richtighaltung bis auf Bruchteile der Sekunde entweder unmittelbar oder durch die autorisierte Darbietung nachträglicher kleinster Verbesserungen gewährleistet wird.

Die letzten Ziele aber für die Genauigkeit der gemeinsamen Zeitangaben und Zeitmessungen erlaube ich mir nach einer meiner früheren hierauf bezüglichen Veröffentlichungen in Kürze folgendermaßen hinzustellen:

Den Idealen des Menschenlebens steht der holde Spruch „Dem Glücklichen schlägt keine Stunde“ viel, viel näher als das eiserne Wort „Zeit ist Geld“; denn „zeitlos“, ja im höchsten Sinne „ewig“ will die Menschenseele sein, und es widerstrebt ihr, diesem Ziele im Tret-Rade der Minute entgegenzuwandeln.

Aber auch hier, wie in so vielen anderen Beziehungen, geht das höchste Maß von Freiheit, welches uns erreichbar ist, nur aus der zweckmäßigsten Einordnung in die Gesetze der von der Zeit und den Kräften unmittelbar beherrschten äußeren Weltordnung hervor. Tausendfältige Erfahrung beweist uns, daß derjenige, dem „keine Stunde schlägt“, von dem auf Erden erreichbaren Glücke am entferntesten bleibt. Die Seligkeit der Zeitlosigkeit wird in der That, so widerspruchsvoll dies klingen mag, nur in engbegrenzten Zeiträumen rein empfunden, und nichts sichert die Stärke und die Freiheit der Seele, mit einem Worte das Glück, so nachhaltig, als festgeordnete und wohlbemessene Arbeit.





Aus dem afrikanischen Kinderleben.

Von

Karl Weule.

(Nachdruck ist untersagt.)

Einer der besten Maßstäbe für die Gesittung der Völker ist die Behandlungsweise, die sie ihren Kindern angedeihen lassen. Mit großer Wahrscheinlichkeit kann man bei dem Naturvolk, das seinen Nachwuchs mit Aufmerksamkeit und Sorgfalt behandelt, eine größere Zugänglichkeit für die Kultur voraussetzen als bei jenem, dem das körperliche und geistige Gedeihen der Kleinen wenig am Herzen liegt. Nach einer sehr treffenden Bemerkung des alten Leipziger Kinderfreundes Heinrich Ploß spricht sich schon in der Art und Weise, wie die Mütter ihre Kinder tragen, legen und wiegen, der Charakter des Volkes aus. Die erste Lagerstätte des Neugeborenen entwickelt sich in einer Stufenleiter, die gewissermaßen dem Kulturgrade parallel geht; sie begleitet ihn vom nackten Erdboden an, über das kümmerliche Lager von trockenem Laub oder Gras hinaus, zum weicheren Tierfell und zur Matte, von der einfachen Decke bis hinauf zum üppig schwellenden Daunenbett, von der urwüchsigen Hängematte bis zum prunkvollen Himmelbettchen und zum kostbar ausgestatteten Wagen. Bei den Kulturvölkern finden sich noch heute fast alle Arten der Lagerung des Kindes vor, je nach den Verhältnissen, unter denen die einzelnen Bevölkerungsschichten leben; und durch nichts wohl können die starken Gegensätze, die unser modernes Kulturleben beherrschen, eine hellere Beleuchtung erfahren, als durch das vom ersten Augenblick seines Daseins mit dem raffiniertesten Luxus umgebene Kind des Reichen und die drückende Sorge, die bei den Ärmsten der Armen jeden neuen Familienzuwachs begleitet.

Wie steht es in dieser Beziehung bei den Naturvölkern, insonderheit bei der Bevölkerung des dunklen Weltteils? Wie behandelt der Afrikaner seinen Nachwuchs im frühesten Kindesalter, wie stellt er sich zu dessen späteren Jugendjahren und wie verläuft die Jugend des Kindes dort überhaupt? Dies alles sind Fragen, die eines gewissen Interesses nicht entbehren, um so mehr, als der Neger uns gerade auf dem Gebiete der Pädagogik noch höchst fremd gegenübersteht, trotz vielhundertjähriger Bekanntschaft und trotz einer auf seinen Wohnsitz verwandten Forschungsarbeit, wie sie kaum einem anderen

Stück der Erdoberfläche zu teil geworden ist. Es ist das zum großen Teil eine Folge der ganzen Natur des Kontinents selbst, wie seiner Bevölkerung. Wir alle verbinden mit der Vorstellung dieses Erdteils, verleitet durch den grandios einförmigen Verlauf seiner ungegliederten Umrandungslinien und die hehre Größe seiner Schollen- und Tafelländer, unwillkürlich den Begriff der majestätischen Ruhe. Und doch, wie anders stellt ihn die Wirklichkeit dar! Nach außen zwar entspricht der Starrheit seiner geographischen Linien und Flächen eine politische, ethnographische und kommerzielle Bedeutungslosigkeit und Unbeweglichkeit, die auf Erden nirgends wiederkehrt und die nicht in letzter Linie die Ursache gewesen ist für die unendlich geringfügige Rolle Afrikas auf dem Schauplatz der Menschheitsgeschichte. Im Inneren aber ist alles Gegensatz, Leben und Bewegung, auf dem Gebiet der Klimatologie und der Hydrographie, wie im Dasein der Völker: ein ewiges Hasten und Jagen mit ständigen Wanderungen, Verschiebungen und Durchdringungen, das alles andere bedeutet als einen Zustand der Ruhe. Wie dieser Mangel an Stabilität für die Bevölkerung Afrikas selbst eine der Ursachen gewesen ist für die geringe Höhe der von ihr erreichten Kultur, so hat sie andererseits auch die Forschungsarbeit der weißen Rasse in nicht geringem Grade beeinflußt; sie hat diese wohl nach der Breite gefördert, ein Eindringen in die Tiefe aber verhindert — Afrika ist seit langer Zeit schon der Erdteil der Erforschung, aber seine Durchforschung steht noch aus; seine Länder- und Völkerkunde sind uns geläufige Dinge geworden, aber um die Volkskunde ist es noch arg bestellt.



Amaxosa-Frau am Reibstein. Nach Fritsch.

Auch das Kinderleben Afrikas gehört zu den von der Forschung stiefmütterlich behandelten Gegenständen. Seine Beobachtung erfordert vor allen Dingen Zeit, einen Artikel, der zwar in Afrika in unbegrenztem Vorrat vorhanden ist und von dem auch, häufig genug und stets ungewollt, für den Europäer ein erklecklich Maß abfällt, der aber in der Regel aufgebraucht wird durch alle die Widerwärtigkeiten und Drangsale, mit denen keine Erdstelle freigebiger ist als unser Weltteil; sie erfordert aber auch Sinn und Interesse für die Welt der Kleinen, und das sind zwei Erfordernisse, die bei den Afrikareisenden merkwürdig dünn gesät sind. Wer den ungeheuren Berg, Afrikalitteratur betitelt, kennt, der weiß, wie unzulänglich in gar vielen Fällen schon die Beobachtungen über die Großen ausfallen — was kann man da für die Kleinen erwarten? Das tägliche Dahinleben des Negerkindes, seine Behandlung in früher Jugend, sein Aufwachsen im Kreise der Kameraden und Gespielen, sein Zeitvertreib und seine Spiele haben nur selten rechte Beachtung gefunden, und das ist immerhin bedauerlich, denn auch das Kinderleben Afrikas birgt Momente von hoher kulturhistorischer Bedeutung.

1. Das Säuglingsalter.

Der hervorstechendste Zug in der afrikanischen Säuglingspflege ist der Mangel eines Gerätes, das den kleinen Weltbürger in sei-

ner Ruhelage über den Erdboden mit seinem schädlichen Getier erhebt. Es giebt Völker auf der Erde, denen die Wiege in jeder Form fremd geblieben ist, aber es giebt außer Afrika kein Land, das den Säugling nicht in einer vom mütterlichen Körper unabhängigen Art aufbewahrte: wo nicht die Schaukelwiege vorhanden ist, da giebt es die Hängewiege, die Hängematte oder irgend ein anderes, selbständiges Beruhigungsgerät. Alle anderen Völker sind eben über die ersten Anfänge der Kindeslagerung hinaus fortgeschritten; nur Afrika ist, konservativ wie immer, auf der untersten Stufe stehen geblieben und bettet das Baby in der Gegenwart genau wie vor Jahrhunderten.

In der That hat der dunkle Weltteil nichts, was sich über die Urwiege, wie Heinrich Ploß die Tragart auf dem mütterlichen Körper nennt, emporhöbe; von Nord nach Süd, von Ost nach West herrscht bei allen afrikanischen Müttern der Brauch, ihr Jüngstes am eigenen Leibe zu tragen, meist auf dem Rücken, seltener auf der Schulter, vereinzelt auf der Hüfte. In der Regel vergeht von der Geburt ab kein allzugroßer Zeitraum, bis das Neugeborene einen dieser drei Plätze einnimmt, den es dann eigentlich nur nachts verläßt und an den es noch häufig genug zurückkehrt, nachdem es längst laufen gelernt hat.

Wie die Tragart, so ist auch die Tragvorrichtung verschieden, je nach Völkerschaften und Landesteilen, ohne indessen allzusehr voneinander abzuweichen. Das im Norden und Nordosten Afrikas übliche Tragen des Kindes auf der Schulter erfordert naturgemäß gar keine Vorrichtung, indem das Kind einfach rittlings auf der einen oder der anderen Schulter sitzt; seinen oberen Halt findet es dort in luftiger Höhe am Kopftuch oder an der Frisur der Mutter, die ihrerseits den kleinen Reiter mit der einen Hand noch schützend am Beinchen hält. Die Tragweise auf dem Rücken und auf der Hüfte bedingt dagegen, falls nicht die Kleidung der Mutter selbst Raum für den Säugling darbietet, ein besonderes Tragmittel. Dem Material nach schließt dieses sich den vorwaltenden Kleidungsstoffen der Erwachsenen an, so daß also im Süden und Osten des Erdteiles das Tierfell vorherrscht, während das Centrum und der Westen den Rindenstoff, die geflochtene Matte oder den aus Raphia oder Baumwolle gewebten Stoff bevorzugen. Der aus diesen Stoffen gefertigte Tragbehälter hat fast überall den gleichen Schnitt; er gleicht in seinem Umriß mehr oder weniger einem mitsamt den Extremitäten abgezogenen Tierbalg, dessen Rumpfteil zur Aufnahme



Negerin von der Loangoküste bei der Feldarbeit. Nach Falkenstein.

des Kindes dient, während die vier Ausläufer als Tragriemen über die Brust oder die Schulter und um den Leib der Mutter laufen.

Wie man sich leicht vorstellen kann, ist der Aufenthalt im afrikanischen Tragsack für das Kind weder sehr bequem, noch entspricht er den bescheidensten Ansprüchen der Hygiene. Von der fürchterlichen Hitze abgesehen, die der dauernde Aufenthalt in der engen, prall anliegenden Hülle für den kleinen Körper mit sich bringt, sieht es auch um die Reinhaltung des Behälters durchweg böse aus. Ein Wechsel von Kleidung und Windeln, wie er bei unseren Kleinen so häufig vorgenommen wird, verbietet sich von selbst, da nichts derartiges vorhanden ist. Nur bei vereinzelten Völkerschaften vertreten weiche Blätter die Stelle unserer Windeln; sonst hockt der kleine Afrikaner stets, wie ihn der liebe Herrgott erschaffen, in seinem Sack. Aber auch der Behälter selbst ist nur in geringstem Grade der Gegenstand mütterlicher Sauberkeit; gewechselt wird er wohl nur, wenn das Kind ihm entwächst oder wenn er verbraucht ist. Bis zu diesem großen Augenblicke ist er kaum je das Ziel einer gründlichen Säuberung, und was das besagen will, erhellt genugsam aus der bekannten Thatsache, daß die Mehrzahl der afrikanischen Mütter den Säugling nicht einmal zum Stillen seinem engen Gefängnis entnimmt, sondern ihm, begünstigt durch einen auf Gewöhnung und Vererbung beruhenden „Vorzug", die Brust einfach unter dem Arm hindurch oder über die Schulter hinwegreicht. So ist denn der kleine braune Wurm gehalten, viele Stunden täglich in drangvoll fürchterlicher Enge auszuharren, bald den sengenden Strahlen der Tropensonne, bald dem herniederprasselnden Schauer der Regenzeit ausgesetzt, stets aber dabei gezwungen, den Bewegungen des mütterlichen Körpers, und seien sie noch so heftig, willenlos zu folgen.



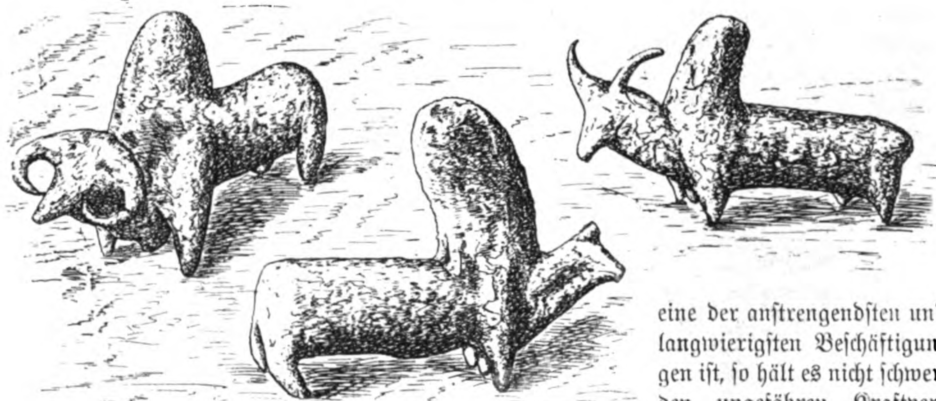
Kaffernfrau mit Kind.
Nach Fritsch.

Das letztgenannte Moment führt uns auf den Weg zur Erklärung für die gelinde Barbarei der afrikanischen Mutter. Jede Mutter auf dem Erdenrund ist konservativ, d. h. sie pflegt und wartet ihr Kind in der Weise, wie ihre Mutter es gethan. Um wie viel mehr muß dieser Grundsatz in Afrika herrschen, wo zur Macht der Gewohnheit noch der Faktor der seit ungezählten Generationen stets gleich gebliebenen socialen Lage kommt!

In höherem Maße als irgendwo anders auf der bewohnten Erdoberfläche hat dort der Mann es verstanden, alle beschwerliche Thätigkeit von sich abzuwälzen und dem schwächeren Geschlecht aufzubürden. Einerlei, ob er als Nomade die Wüsten, Steppen oder Wälder durchwandert, ob er als Jäger sein Revier durchstreift oder als Ackerbauer die heimische Scholle kultiviert — überall finden wir, wie der dunkelfarbige Herr der Schöpfung seine Pflicht als erfüllt betrachtet durch die Erledigung jener Obliegenheiten; der Rest seiner Thätigkeit ist in den meisten Fällen ein unendliches Politisieren und eine bewunderungswürdige Ausdauer bei Bier und Tabak, Spiel und Tanz. Wie anders hingegen ist seit jeher das Los der Frau! Sie hat den gesamten inneren Haushalt zu besorgen, von dem entsetzlich anstrengenden Reiben oder Stampfen des Nährkorns bis zum Anrichten der Speisen, sie hat bei vielen Völkerschaften sogar beim Hausbau mitzuwirken und ist, ganz seltene Ausnahmen abgerechnet, stets und überall gehalten, den gesamten Landbau zu erledigen; sie ist in Wirklichkeit mehr die Sklavin als die Gefährtin des Mannes.

Die unmittelbare Folge dieser einseitigen Arbeitsteilung ist die Polygamie, denn: je

mehr Frauen, desto mehr Arbeitskräfte und desto größer der Reichtum des Hausherrn; eine andere, mittelbare Folge aber ist die ganze Behandlungsweise des Säuglings. Trotz der oft zahlreichen weiblichen Haus- beide also das Weib bei denjenigen Beschäftigungen, die den größten Teil seiner Zeit und Kraft beanspruchen. Bedenkt man, daß gerade das Zermalmen des Korns, sei es Hirse, sei es Mais, auf dem Reibstein



Aus einer madagassischen Kinderstube. Tierfiguren aus Thon. 1/3 der wirklichen Größe.

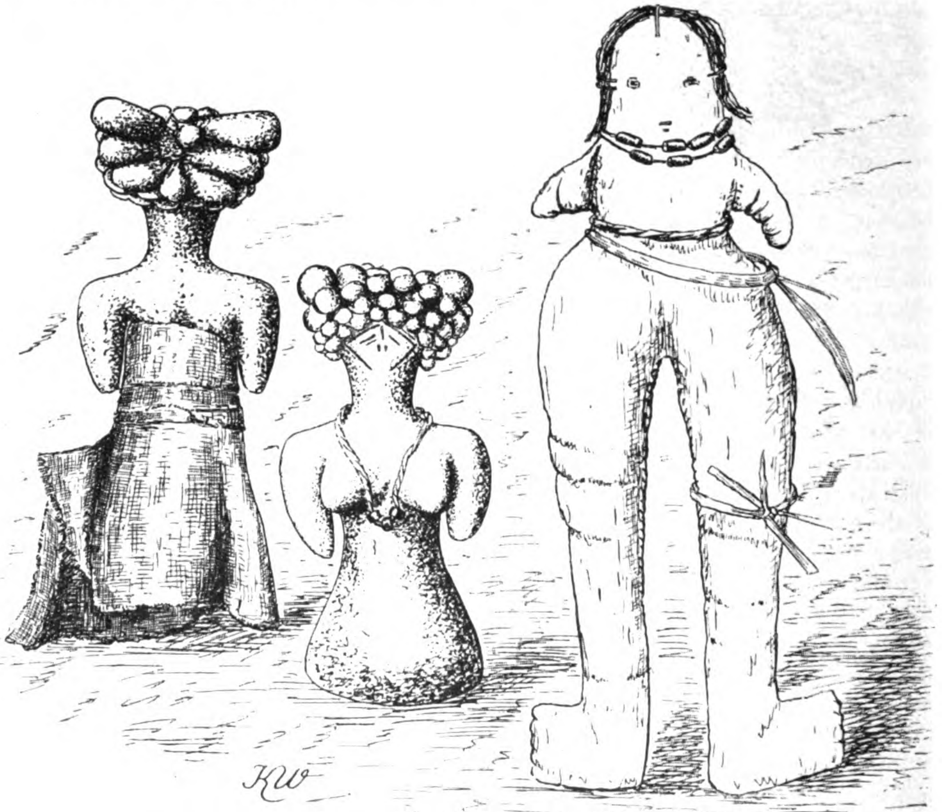
eine der anstrengendsten und langwierigsten Beschäftigungen ist, so hält es nicht schwer, den ungefähren Kraftverbrauch zu ermessen, den eine Negerin allein durch die unendlich oft wiederholte, ruckweise sich vollziehende Mitführung des ihr anhaftenden Säuglingskörpers während des ersten Stillungsjahres erleidet. Andererseits ist es für den Kulturmenschen ganz unmöglich, sich in den Zustand des unglücklichen Kindes hineinzuversetzen; denn, von allem anderen abgesehen, sind die Erschütterungen jener natürlichen Wiege gegen die sanften Bewegungen unseres Gott sei Dank jetzt allmählich überwundenen Schaukelgerätes doch sicher noch das größere Übel.

genossen hat Afrika den Fortschritt der Amme oder des Kindermädchens nicht zu verzeichnen; jede Mutter ist die Pflegerin und Nährerin des eigenen Kindes, von dem sie sich unter diesen Umständen natürlich nicht trennen kann. Ist das, dank der ausgezeichneten körperlichen Konstitution der Negerin, unglaublich kurze Wochenbett vorüber, so winkt der jungen Mutter von neuem die Arbeit, deren Natur die Gebrauchsfähigkeit beider Hände und Arme erfordert, denn weder die Handhabung des Reibsteins, noch die rhythmische Schwingung der Mörserkeule, noch die Bestellung des Ackers läßt sich mit nur einer freien Hand ermöglichen. So ist denn der Rücken der gegebene Platz für den Säugling: Hände und Arme der Mutter sind für jegliche Art von Arbeit frei, und außerdem ist das Baby dem nährenden mütterlichen Born in stets erreichbarer Nähe.

Man weiß nicht, wem man mehr Bewunderung zollen soll, der Lebenskraft und Anpassungsfähigkeit des Kindes oder der Hingebung und Ausdauer der Mutter. Unser erstes Bild (S. 648) stellt eine Frau von dem bekannten Kaffernstamm der Amaxosa am Reibstein dar, das zweite (S. 649) eine Negerin von der Loangoküste beim Feldbau,

Ist vom Standpunkte der Mutter die Rückentragart die günstigste, so hat sie für das Kind andererseits mehrfache Nachteile. Einmal ist es auf der Rückseite des Körpers ohne jede Aufsicht, und dann ist doch auch in gar vielen Fällen die Nahrungsaufnahme auf dem oben angedeuteten Wege erschwert. Beiden Mängeln helfen in manchen Teilen Afrikas — so bei den Kaffern, den Niam-Niam, im Lundareich, bei den Bayombe, Bayaka und Bakunya an der Loangoküste, aber auch im Sudan und in Oberägypten — die Mütter durch die Hüftentragart ab, die der anderen völlig gleicht, nur daß der Säugling hier, statt auf dem Kreuz, auf einer Hüfte reitet. Damit ist natürlich der genannte Doppelzweck erreicht, die Trägerin selbst aber ist nunmehr arg benachteiligt, da

der eine Arm durch die notwendige Unterstützung des Kindes völlig brach gelegt ist. Unser drittes Bild (S. 650) stellt einen solchen Hüftenritt dar, eine Kaffernfrau mit ihrem Sprößling. Typisch ist die Tragart nicht, denn für einen solchen Riesen von Bengel muß die bedauernswerte Mama auch die zweite Hand noch zu Hilfe nehmen. Dennoch aber ist das Bildchen bezeichnend für das afrikanische Kinderleben, das ebenso Erdteil Afrika überhaupt nicht ganz arm, besonders nicht auf unserem Gebiet. Trotz der großen Einförmigkeit der Tragweise begegnen beim Durchwandern des Kontinents doch Augenblicksbilder, die eines scherzhaften Beigeschmacks nicht ermangeln. In Marokko stecken die Säuglinge stets in einer Falte des Haik, des großen Überwurfs; dort sind sie zu einer Art reitenden Stellung gezwungen, und das äußert sich in den pracht-



Aus einer madagassischen Kinderstube. Puppen aus Thon und Baumwollstoff. 1/3 der wirklichen Größe.

einen Verzug der lieben Kleinen kennt wie das höchstgestiegene Kulturland.

Wie das Negerkind die Mutterbrust oft bis zu einem Alter ausnutzt, in dem unsere Kinder schon dem Schultornister entgegensehen, so kehrt es auch in späteren Jahren noch gern an den altgewohnten Platz am Mutterherzen zurück, des komischen Eindrucks völlig unbewußt, den ein solches Bild auf den unbefangenen Beschauer hervorbringen muß.

An Komik ist der sonst so fürchterlich ernste

voll ausgebildeten Säbelbeinen, mit denen der alte Ploß wenigstens die Mehrzahl der Maghrebiner behaftet sein läßt. Viel lustiger noch ist die Erscheinung des Baby bei den Hottentotten und Buschmännern in Südafrika. Wenn dort die Kinder noch ganz klein sind, so sitzen sie in genau demselben Tragsack, in dem auch ihre benachbarten Altersgenossen vom Bantustamm die erste Jugend verträumen; wird der kleine Hottentott oder Buschmann aber größer, so daß die schwachen braunen Beinchen ihn eben zu tragen

vermögen, so wird er sehr stolz, denn dann sitzt er nicht mehr, sondern richtet sich auf und steht aufrecht, die Hände auf die mütterlichen Schultern gelehnt. Daß er diese Bewegung so ohne weiteres vollführen kann, künstlich durch ein unter dem Kleide verborgenes Kissen herstellen.

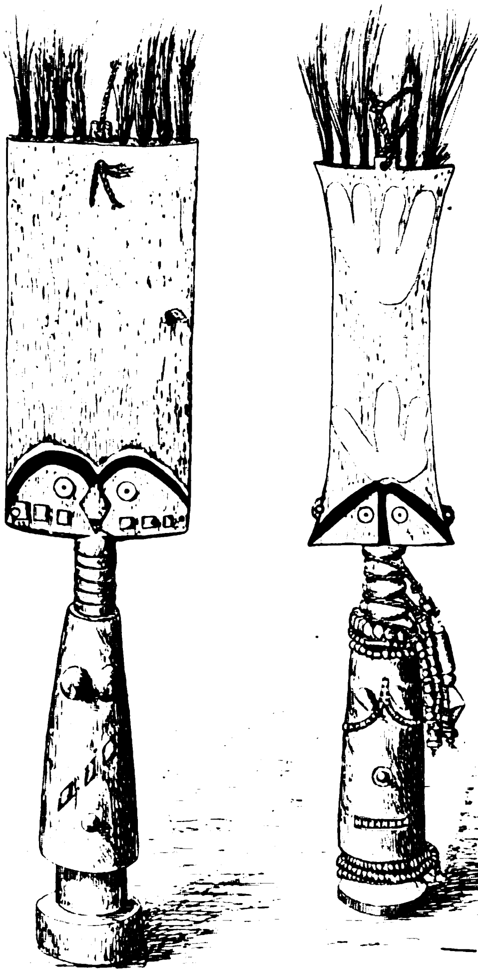
Das Los der afrikanischen Mutter ist nach all dem Gesagten nicht gerade beneidenswert, ja, es gehört sogar ein sehr hoher Grad von Kinderfreundlichkeit dazu, es auch nur erträglich zu finden. Dennoch reicht auch hier die Wirklichkeit nicht an den äußeren Anschein heran. Zwar drückt die Notwendigkeit des ständigen Zusammenbleibens während der Arbeit Mutter wie Kind schwer; was aber in dieser Beziehung die socialen Verhältnisse Afrikas an beiden versündigen, machen Charakteranlage und Entwickelungsschnelligkeit seiner Bewohner nach einer anderen Richtung hin wieder gut. In einem Alter, wo das Kind kaukasischer Rasse noch jeden Augenblick der Pflege und Wartung bedarf, kann die Negerin ihren Sprößling unbedingt sich selbst überlassen. Alle Beobachter afrikanischen Kinderlebens stimmen in der Angabe überein, nach der es unartige Negerkinder überhaupt nicht giebt. Prügel und Schelte sind der afrikanischen Pädagogik unbekannte Hilfsmittel, und trotzdem kommen Unarten, wie sie unseren Kleinen in unendlicher Mannigfaltigkeit eigentümlich



Puppen der Suaheli. 1/4 der wirklichen Größe.

beruht auf einem Vorzuge, dessen sich nur die Frauen jener beiden, übrigens nicht zu den Negern gehörigen Völkerschaften zu rühmen vermögen und der in einer Erscheinung besteht, die man wissenschaftlich mit Steatopygie bezeichnet. Dort thront der kleine Hottentott kühn wie der Heiduck auf dem Trittbrett oder der Jockey auf dem Kabriolett. Aber auch die Mutter kann stolz sein, denn was bei ihr Natur ist, müssen sich Landsmänninnen von ihr, die Negerinnen von Accra an der Goldküste, erst mühsam

sind, kaum vor. Entledigt sich die Mutter einmal ihrer süßen Last, so legt sie diese einfach auf ein Fell, eine Matte oder eine ähnliche weiche Unterlage und kümmert sich nicht weiter darum. Durch keine Windel, geschweige denn ein Steckkissen beengt, kann das kleine rotbraune Wesen seine Lunge dehnen und seine kleinen runden Glieder nach Herzenslust recken und strecken. Rund, glatt und fett, mit krausem Kopf, entwickelt sich der kleine Kobold ungemein schnell und versteht zu laufen in einem Alter, in dem unsere Kleinen die ersten Rutschversuche unternehmen.



Holzpuppen von der Goldküste. ¼ der wirklichen Größe.

Hand in Hand mit dieser günstigen Entwickelung des Muskelsystems geht eine beneidenswerte Aufnahmefähigkeit der Verdauungsorgane. Zwei bis drei Tage nach der Geburt, um welche Zeit sich die Mutter wieder erhebt — manchmal liegt sie überhaupt nicht —, beginnt nach Paul Reichards Zeugnis die junge Wanyamwesi-Mutter den Säugling schon mit dünnem Mehlbrei zu füttern. In barbarischer, aber doch praktischer Weise legt sie das Kind auf den Schoß, hält die linke, hohle Hand an den Mund des Kleinen und gießt sie mit der anderen mittels eines großen Schöpflöffels aus Flaschenkürbis ganz voll Brei, so daß Mund und Nasenlöcher des armen Wurmes mit der dickflüssigen Masse völlig überschwemmt sind; will es nicht ersticken, so muß es schlucken — man sieht, ein zwar liebloses, aber doch zum Ziele führendes Verfahren. So früh übrigens wie die Wanyamwesi beginnen nicht alle Negervölker ihre Säuglinge mit fester Nahrung zu mißhandeln. Wie schon erwähnt, ist ja das Negerkind in vielen Fällen geradezu unersättlich in der Ausnutzung der Mutterbrust; ist es doch nichts Seltenes, daß ein normaler Negerknabe drei Jahre und mehr die Brust nimmt, die er schließlich mit den jüngeren Geschwistern teilt. Die normale Zeit des teilweisen Überganges zu vegetabilischer Nahrung scheint mit dem Durchbrechen der ersten Zähne zusammenzufallen, wie es für die Lattuka, einen besonders von Emin Pascha genau erforschten Stamm östlich vom oberen Nil, beobachtet worden ist. Die Lattuka sind ein äußerst kräftiges Volk; dennoch wird die erste Jugend ihrem Nachwuchs häufig gefährlich, weil unregelmäßige Ernährung und plötzlicher Witterungswechsel vielen Kindern den Untergang bringen. Besonders gefürchtet, genau wie bei uns, sind Störungen der Verdauungsthätigkeit. Man ernährt die Kinder zuerst mit Buttermilch; sobald jedoch die ersten Zähnchen durchbrechen, wird auch Mehlbrei, gewöhnlich mit Milch angerührt, gereicht. Zieht man in Betracht, daß weithin über Afrika und besonders im Nilgebiet die Sauberkeit der Milchgefäße alles zu wünschen übrig läßt, so ist das leichte Sauerwerden der Milch und

damit der Anlaß zu Darmerkrankungen sehr leicht erklärlich, ebenso wie die große Kindersterblichkeit.

Über die letztere Erscheinung liegen leider ebensowenig Beobachtungen vor, wie über so manchen anderen Punkt des afrikanischen Säuglingslebens. Wir wissen ganz gut, wie die einzelnen Völkerschaften sich bei der Geburt von Zwillingen verhalten, wie sie verkrüppelt geborene Kinder behandeln und solche, bei denen die Zähnchen nicht in der gewohnten Folge erscheinen; wir wissen, wann und unter welchen Ceremonien die Namengebung erfolgt und die Beschneidung vorgenommen wird — aber über die Häufigkeit der Sterbefälle im ersten Lebensjahre tappen wir, auch für die bekanntesten Teile des Kontinents, völlig im Dunkeln. Diese Thatsache ist um so bedauerlicher, als sie Berechnungen über die Veränderung der Bevölkerungszahl gänzlich ausschließt, also die Feststellung desjenigen Wertes, der sich für Afrika mehr und mehr als der für die Kulturwelt einzig in Frage kommende herausstellt. Denn darüber ist sich wohl allmählich selbst der begeistertste Kolonialschwärmer klar geworden, daß der Wert des tropischen Afrika, wenigstens vorzugsweise, in seinem Menschenmaterial besteht, dem Arbeiter, Produzenten und Konsumenten der Zukunft. Somit liegt es im ureigensten Interesse jeder Kolonialmacht — und ganz Afrika ist jetzt unter solche aufgeteilt — den Bestand dieser volkswirtschaftlich wertvollen Klasse zu sichern und zu mehren, eine Aufgabe, an die ernsthaft erst herangetreten werden kann, wenn man die bisherigen Verhältnisse eingehend beobachtet hat. Glücklicherweise scheint der Neger die Zähigkeit, die er im späteren Leben bei jeder Gelegenheit offenbart, auch, allen Unzuträglichkeiten zum Trotz, in der frühesten Jugend zu besitzen, denn eine bemerkenswerte Abnahme, wie sie sonst Naturvölker nach ihrer Berührung mit der Kultur so häufig erleiden, ist noch nicht einmal bei den ältesten bekannten Völkerstämmen festgestellt worden. Wie dem auch sein möge, auf die Stimmung des kleinen braunen Mannes hat auch die etwaige bedeutende Sterblichkeit seiner Altersgenossen keinen Einfluß, denn kaum hat er das erste, wenig erfreuliche Lebensjahr hinter sich, kaum ist er zum Bewußtsein seiner selbst gekommen, so beginnt für ihn ein Lebensabschnitt, der an kleinen Freuden gar reich ist und der ihm an persönlicher Freiheit ein Maß zuteilt, wie es dem Sohn der civilisierten Welt wohl niemals erblüht.



Haussapuppen aus dem Sudan. ½ der wirklichen Größe.

2. Das Spiel.

Der Neger ist in frühester Jugend von anmutend schöner Kindlichkeit. Dieser Satz kehrt in allen Schilderungen wieder, die dem kleinen Weltbürger im dunklen Erdteil ihr Augenmerk zuwenden. Er gilt aber nur für die ersten paar Lebensjahre; sind diese vorbei, so ist auch die naive Kindlichkeit dahin und hat einer Frühreife Platz gemacht, die nicht gar selten in lächerliche Blasiert-

heit ausartet. Hand in Hand mit beiden geht dann allerdings eine staunenswerte Selbständigkeit. In dieser Beziehung ist der Fall interessant, den Lieutenant von Behr in seinen „Kriegsbildern aus dem Araberaufstande in Deutsch-Ostafrika“ erzählt. Es war unmittelbar nach den Kämpfen mit den Mafiti an der Küste, in einem Teil der Landschaft Usaramo. In völlig wüster Gegend, weit von allen menschlichen Siedelungen entfernt, stießen mehrere deutsche Offiziere auf eine Anzahl kleiner Kinder, die fast verhungert am Wege lagen oder sich mühsam fortschleppten. Viele von ihnen waren auf die roheste Weise mißhandelt und durch Speerstiche verwundet. Den Offizieren fiel sofort die Ruhe und das Verständnis der Kleinen auf, von denen keines weinte oder traurig war. Sie erzählten, daß ihre Eltern von den Mafiti erschlagen worden seien, daß sie nun nichts zu essen hätten und zum Bwana mkubwa (Wißmann) wollten. Über das Wie und Wo waren sie sich allerdings nicht klar, aber dennoch war die Geistesgegenwart dieser Würmer, von denen mancher das vierte Lebensjahr kaum erreicht hatte, ganz erstaunlich. Da ist die Frage ganz gerechtfertigt, was unsere Kinder in solcher Lage unternommen haben würden. Mit Recht betont Paul Reichard, der treffliche Kenner Ost- und Centralafrikas, die Wichtigkeit der langsamen geistigen Entwickelung, wie sie gerade der weißen Rasse eigentümlich ist, für das Vorhandensein unserer hohen Kultur. Das Negerkind weiß, sobald es über das früheste Kindesalter hinaus ist, alles, was die Erwachsenen wissen, nur daß es deren Erfahrung noch nicht besitzt; dafür geht ihm aber auch jegliche Naivität ab. Mit dem siebenten oder achten Lebensjahre geistig fast ganz reif, ist der Neger keiner höheren Entwickelung mehr fähig, ein Moment, das in erster Linie herangezogen werden muß, um die Schwierigkeiten bei der Civilisierung des schwarzen Mannes zu erklären. Auch in der Bethätigung des Kindes, die sich naturgemäß fast ausschließlich im Spiel äußert, kommt die geistige Frühreife in hohem Maß zum Ausdruck. Es soll afrikanische Völkerschaften geben, bei denen vom Kinderspiel überhaupt keine Rede ist, von Spielzeug ganz zu schweigen, und wenn derartige Angaben auch sicher über das Ziel hinausschießen, so steht es doch fest, daß das Negerkind weder in der Mannigfaltigkeit seiner Spiele, noch in der Vertiefung in sie, die unsere Kleinen so oft für viele Stunden die Außenwelt völlig vergessen läßt, auch nur entfernt an unsere Jugend heranreicht. Einmal ist sein Geist für ein derartiges Versenken viel zu unruhig und seine Phantasie zu wenig entwickelt, andererseits fehlt ihm bei dem überaus eintönigen Verlauf des dörflichen Dahinlebens jegliche Anregung zum Spiel.



Puppe vom Nyassa-See. ⅓ der wirklichen Größe.

Gleichwohl sind dem Negerkind nicht alle Mittel und Wege versagt, sich die Zeit zu vertreiben und die Phantasie zu bethätigen. Der Vater ist in der Regel nicht im mindesten geneigt, praktische Pädagogik zu treiben; er ist ja seiner Zeit selbst aufgewachsen wie die Lilie auf dem Felde und nach seiner Ansicht trotzdem ein ganzer Mann geworden — was soll er, dessen Stimme im Rate der Männer in so hohem Ansehen steht, sich um derartige Lappalien kümmern? Aber auch um die Aufsicht seitens der Mutter ist es nur mangelhaft bestellt, für die Knaben während ihrer ganzen Jugendzeit, für die Mädchen wenigstens bis zu dem Alter, in dem sie zu kleinen Handreichungen herbeigezogen werden können. Bis zu diesem

Augenblick sind sie gleich ihren Brüdern völlig frei und aufsichtslos, und sie müßten wirklich keine Kinder sein, wollten sie diese für jedes Menschenkind, auch das civilisierte, sonnigste Zeit des ganzen, ach, so kurzen Lebens nicht nach Herzenslust und eigenem Ermessen und Empfinden ausnutzen. In diesem Lebensalter ist denn auch der Unterschied von den Kindern der Kulturvölker nur gering, und wenn nicht die dunkle Haut und das ganze Milieu an Afrika erinnerten, so könnte man beim Anblick solcher spielenden Kindergruppe sich sehr wohl auf eine europäische Dorfstraße versetzt glauben.

Genau wie unseren Kleinen macht auch den jungen Negerkindern nichts mehr Spaß als das „Buddeln" im Sand und das Bauen im feuchten Lehm und Thon; in diesen bildsamen Materialien findet auch in Afrika die kindliche Phantasie ihren ersten Nährboden, in ihnen kann sie sich auch dort am freiesten bethätigen. Was die kleinen Baumeister und Modelleure dort in beschaulichen Stunden schaffen, ist in den allermeisten Fällen natürlich nur für den Augenblick gemacht; manchmal indessen wird es von den Kleinen aufgehoben und hilft als Dauerspielzeug das Inventar der väterlichen Hütte vermehren.

Bei den Lattuka östlich vom oberen Nil fand Emin Pascha Nachbildungen von Kühen, Ziegen und Menschen in allen Häusern, wo Kinder waren. Wie unser viertes Bild (S. 651) lehrt, verirren sich derartige primitive Kunstwerke sogar in unsere ethnographischen Museen. So besitzt das Berliner Museum für Völkerkunde eine ganze Reihe solcher zerbrechlichen Spielsachen, meist Nachbildungen von Kühen, wie ja auch die hier wiedergegebenen Skulpturen Darstellungen des madagassischen Buckelrindes sind. Das Vorwalten dieses nützlichen Haustieres in der kindlichen Plastik Ostafrikas ist kein Zufall, sondern in den ganzen Lebens- und Kulturverhältnissen jener Regionen begründet. Hier spielt die Viehzucht eine bedeutende Rolle, und zwar vorwiegend die Zucht des Rindes. Wie überall in der Welt, sucht nun auch in Afrika das Kind nur das nachzubilden, was ihm am geläufigsten ist und was ihm am imposantesten in die Augen sticht, und das ist, bei der merkwürdigen Vorliebe, die jedes echte Kind für das liebe Getier hegt, dort natürlich das Rind, während in anderen Teilen Afrikas, entsprechend den Hauptberufsarten der Völkerschaften, in den Kinderskulpturen andere Tiere vorherrschen, bei den Jägervölkern Rhinoceros und Elefant, bei anderen Stämmen Ziege und Schaf, im Norden des Erdteils sogar Pferd und Kamel. Käme je ein Museum in die glückliche Lage,

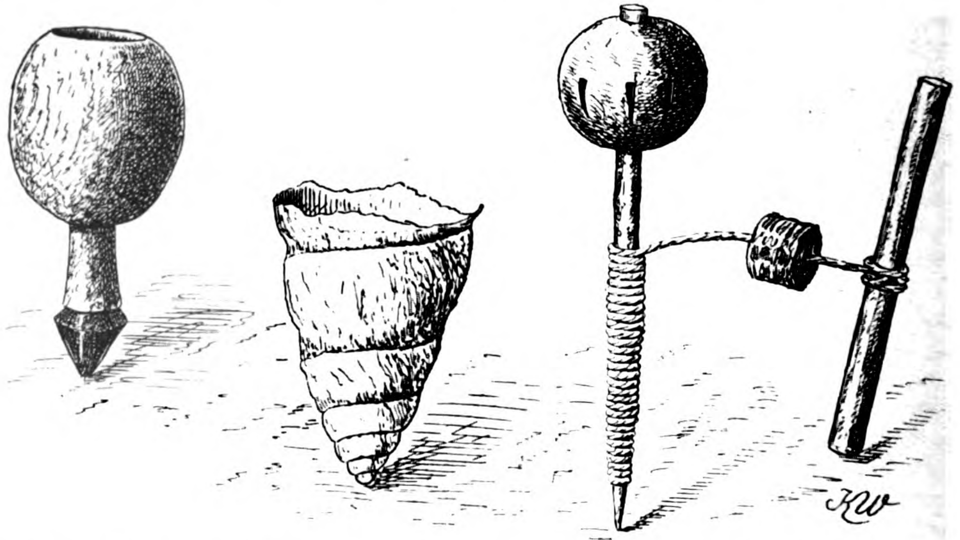


Puppen der Wasaramo-Mädchen. 1/3 der wirklichen Größe.

aus allen Teilen des Landes die Produkte der kindlichen Kunstfertigkeit zu besitzen, man könnte thatsächlich aus ihnen seine Rückschlüsse auf die Wirtschaftsformen des Erdteils ziehen!

Noch weiter sogar kann man das kulturhistorische Moment im kindlichen Spiel verfolgen. In ganz Afrika ist das eigentliche Handwerk nur mangelhaft vertreten. Nur im Sudan, der seit Jahrtausenden den verschiedensten Kultureinflüssen von Norden und Osten offen gestanden, ist die Industrie zur Arbeitsteilung fortgeschritten; im ganzen großen Rest des Kontinents aber treten eigentlich nur die Schmiede sozusagen als Kaste hervor, während in den übrigen wenigen Gewerbzweigen jeder nach Art des alten Hofschulzen in Immermanns „Oberhof“ sich selbst behilft. Um so merkwürdiger ist bei dieser Sachlage der Umstand, daß im ganzen Erdteil die Töpferei ausschließlich Sache der Frauen ist; höchstens seinen Pfeifenkopf macht sich der Herr des Hauses selbst. In gleicher Weise sind die Frauen auch sehr häufig die Baumeister des Stammes. Beide Momente spiegeln sich im Spiel des kleinen Mädchens wieder. Während die Knaben mit großer Begeisterung ihre Ochsen, Kühe und Ziegen kneten, zu deren Hütung sie schon in sehr jungen Jahren mit hinausziehen, fängt das weibliche Geschlecht in früher Kindheit bereits an, sich durch Formen von kleinen Töpfen und den Bau von Miniaturhäusern auf jene Beschäftigungen vorzubereiten, die in seinem späteren Leben eine so große Rolle spielen werden. Daß es nebenher natürlich auch noch Kochen spielt, ist für ein ordentliches Mädchen ebenso selbstverständlich wie das Hantieren mit der Puppe.

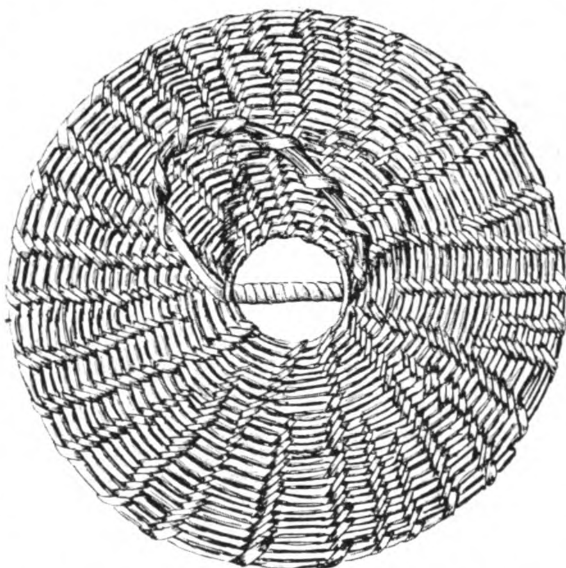
Es ist schwer, wenn nicht unmöglich, zu bestimmen, wie weit das letztgenannte Spielzeug über Afrika verbreitet ist. In irgend welcher Form wahrscheinlich über den ganzen Erdteil; denn was ist die überall wiederkehrende Nachbildung von Papa und Mama in Thon oder Lehm schließlich anderes als eine Art Puppe? Die Litteratur giebt über diesen Punkt keinen Aufschluß; ebenso sind auch unsere Museen mit ihren doch stets lückenhaften Sammlungen zur Beantwortung dieser Frage noch nicht reif. Trotzdem ist das Material, wie es das Berliner Völkermuseum in seinen reichen Beständen beherbergt, umfassend genug, um wenigstens einen Einblick in das Wesen der afrikanischen Puppe zu gewähren.



Afrikanische Kreisel. Links: Holz, Mozambique; Mitte: Schneckenhaus, Kamerun und Sudan; rechts Oncobafrucht auf Holz, Süden und Westen von Deutsch-Ostafrika. 1/2 der wirklichen Größe.

Mit der Puppe der Kulturwelt gemeinsam ist der afrikanischen Schwester die Mannigfaltigkeit des Materials; Thon und Holz, Leder und Kattun, Bastgeflecht und Frucht-

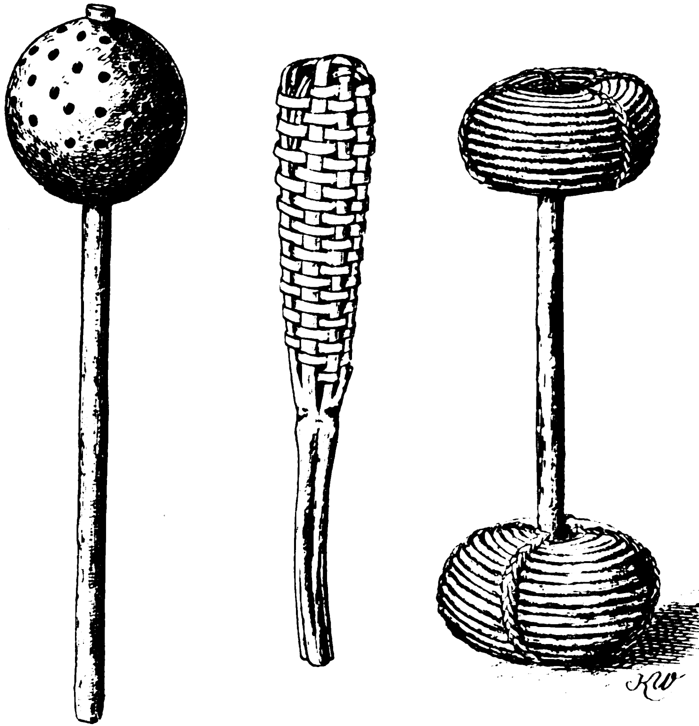
schalen, alles muß dazu dienen, der jungen Tochter des dunklen Weltteils nach mehr oder minder umfassender Bearbeitung als Nachbildung des eigenen Geschlechts zu gelten. Technisch und künstlerisch am höchsten von allen hier dargestellten Figuren stehen im Grunde genommen die beiden jungen Damen auf der linken Seite der madagassischen Kinderstube (Abbild. S. 652). Sie sind aus graubraunem Thon geformt und bringen in ihren kühnen Frisuren zweifellos einige Haartrachten von Sakalaven-Frauen zur Darstellung, die eine von vorn, die andere von der Rückseite. Wenn man bedenkt, daß diese kleinen, sehr sauber gearbeiteten Kunstwerke von ganz jungen Mädchen selbst, und zwar eigentlich ohne jedes Hilfsmittel, hergestellt worden sind, so kann man wirklich nicht anders, als den Formensinn wie auch das technische Können dieser Naturkinder aufs höchste zu bewundern. Jedenfalls stehen diese Figuren himmelhoch über ihrer grotesken Nachbarin zur Rechten, die sicher nicht von kleinen Kindern angefertigt und ebenso unproportioniert gebaut ist, wie jene von tadelloser Linienführung sind. Vielleicht geht das wundersame Machwerk auf irgendwelchen fremden Einfluß zurück, wenigstens spricht das Material dafür, weißer Baumwollenstoff schlechtester Sorte, der ganz wie unsere Puppen mit Spreu ausgestopft worden ist. Echt afrikanisch ist jedoch der Ausputz mit Perlenhalsband und Gürtel nebst Knieband aus Blattstreifen von Raphia vinifera. Derartiger Schmuck kehrt bei allen Puppen wieder, manchmal schüchtern in Gestalt einer einfachen Perlenschnur um Hals oder Leib, manchmal aber in dichten Wulsten und ohne Rücksicht darauf, ob die Figur die menschliche Gestalt naturalistisch wiedergiebt oder ob dieselbe in ihrer Stilisierung nur noch mit Hilfe der Kinderphantasie als solche zu erkennen ist. So gewahren wir die Schnur um Hals und Arm der Kafferpuppen, aus braunem Leder gefertigter Frauengestalten, bei denen nichts mehr Beachtung verdient als die völlig typische Stammeskleidung aus enthaarten Tierhäuten; wir sehen sie am „Halse“ der größeren Suahelipuppe (Abbild. S. 653) und finden sie schließlich an den Körpern der merkwürdigen Spielzeuge von der Goldküste (Abbild. S. 654) und aus dem Sudan (Abbild. S. 655) wieder. Bei der sonderbaren „Puppe“ vom Nyassa-See (Abbild. S. 656) ist sogar die gesamte Frisur aus bunten Perlen hergestellt, kleinen roten und weißen auf der rechten Kopfseite, großen cylindrischen auf der linken. Um noch etliche Einzelheiten betreffs der Bestandteile dieser letzterwähnten Puppen nachzuholen, sei erwähnt, daß die große Suahelipuppe ein Geflecht aus gebleichten Pandanusblattstreifen, die kleinere ein solches aus schwarzen und weißen Palmblattstreifen ist; beide sind mit Sand gefüllt. Die Kleidung der großen ist ein Fetzen Kattun, der Ohrschmuck zwei ausgehöhlte Holzpflöcke und ein kleiner Messingzierat. Die beiden Accrapuppen von der Goldküste mit den überhohen Stirnteilen sind aus Holz, mit Kuhschwanzhaaren als Frisur, während die beiden Haussapuppen aus Thon hergestellt sind, die am weitesten rechts stehende um einen Kern aus Eisendraht. Die Nyassapuppe besteht aus zwei kugelför-



Parierschild der Wapokomo-Knaben. ½ der wirklichen Größe.

migen Früchten; die Umwickelung sind gedrehte Lederschnüre.

Nicht alle Puppen Afrikas sind so pompös wie die wenigen hier im Bilde vorgeführten. Hat Vater oder Mutter weder Lust noch Zeit, den Sprößling mit einem derartig vollendeten Kunstwerk zu beglücken, so begnügt sich dieser auch mit einem einfacheren Spielzeug, das nicht selten aus einem bloßen Holzstück besteht, welches feierlichst mit einem Lappen alten Zeuges umwickelt wird. Das Negerkind hat eben trotz seines frühreifen Verstandes eine rege Phantasie und weiß sie zu gebrauchen, auch selbst in späteren Jahren noch, wie es das Beispiel der Wasaramomädchen lehrt, der Töchter jener so küstennahen — Usaramo ist das Hinterland von Dar-es-Salaam — ethnographisch aber eigentlich doch erst vor wenig Jahren von Dr. Stuhlmann entdeckten Landschaft in Deutsch-Ostafrika. Ob die weibliche Jugend im ersten Jahrzehnt dort überhaupt mit Puppen spielt und welcher Art diese sind, kann ich nicht sagen, da die sonst so vollkommene Usaramosammlung des mehrfach genannten Museums Spielzeug für Kinder dieses Alters nicht enthält. Dagegen weist sie eine lange Reihe von Puppen auf von der Art, wie unsere Abbild. S. 657 sie veranschaulicht, sonderbare Gebilde aus dem verschiedenartigsten Material und mit dem mannigfaltigsten Ausputz. Im Kisaramo heißen diese Figuren **mwana ya kiti**, d. h. Kind vom Stuhl, eine Benennung, die sich auf den Standort der Puppe im Hause bezieht. Das mwana ya kiti tritt erst im späteren Leben des Wasaramo-Mädchens auf, in jenem Zeitabschnitt nämlich, der durch einen gewissen geheimnisvollen Vorgang die Entwickelung des Kindes zur mannbaren Jungfrau bezeichnet. Von diesem Zeitpunkt an aber ist jedes junge Mädchen jenes Stammes von einem solchen „Stuhlkind“ untrennbar; es schleppt die Puppe überall mit sich herum, und nur in der väterlichen Hütte wird sie abgelegt, um auf einer jener langen, niedrigen Holzbänke Platz zu finden, die für die südlichen Küstengegenden unseres Schutzgebietes am Indischen Ocean so charakteristisch sind. Diese enge Zusammengehörigkeit dauert unter Umständen jahrelang, denn sie endet erst in dem Augenblick, wo die Trägerin selbst durch die Geburt ihres ersten Babys zur Vermehrung der schwarzen Rasse beigetragen hat; erst dann vertauscht sie das tote Spielzeug mit dem lebendigen.



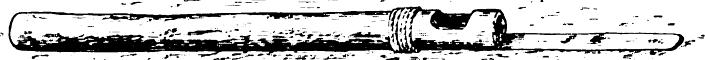
Afrikanische Kinderklappern. ½ der wirklichen Größe.

Der Formenreichtum der Wasaramopuppen ist groß. Eine der primitivsten ist die mit dem langen Tragband behaftete, ein Stückchen Bambus, das lediglich durch die „Frisur“ aus Lehmklümpchen eine von uns nur geahnte Menschenähnlichkeit erlangt. Höher steht schon die am weitesten links befindliche

ein kleiner Flaschenkürbis, der ausgezeichnet ist durch die höchst getreue Nachbildung der heimischen Frauenhaartracht. Bei allen Küstenstämmen jener Gegend endet das Kraushaar am Hinterkopf in kleine Lehmklümpchen, die mit Ricinusöl angeklebt sind. Bei weitem häufiger indessen als diese künstlerisch tiefstehenden Gebilde sind Formen von der Art der beiden anderen Puppen, stilisierten Menschenfiguren aus Holz. Zum Teil mit, zum Teil ohne Perücke, bewahren alle diese kleinen Frauenskulpturen den gleichen Typus, eine Erscheinung, die an sich belanglos wäre, kehrte dieselbe Figur nicht an den verschiedensten Gebrauchsgegenständen der Wasaramo wieder, an Saiteninstrumenten, Blashörnern, Tabakspfeifen 2c.

Die ungleiche sociale Stellung der beiden Geschlechter macht sich in Afrika schon im Kinderleben bemerkbar. Zwar verlebt auch das kleine Mädchen in früher Jugend einige Jahre sonnigster Ungebundenheit, zwar verfügt es auch späterhin noch über manche Freistunde, die es mit allerhand Kurzweil und Zeitvertreib ausfüllt; aber im Vergleich mit der Jugendzeit seiner Brüder verläuft die seinige einförmig und arm an Belustigungen. Außer dem überall eifrig gepflegten Tanz, jener rhythmischen Bewegung, in der sich im Grunde genommen das Vergnügungsbedürfnis der schwarzen Rasse erschöpft, verlautet von nicht allzu zahlreichen specifisch weiblichen Kinderspielen; Sprungseil und ein unserem Sautreiben ähnliches Bewegungsspiel, Errichten von Miniaturhäusern, Kraalen und Gärten aus Sand und Pflanzenteilen, Ringelreihen, Haschen und Verstecken, das sind wohl die hauptsächlichsten. Dazu kommt allerdings bei vielen Völkerschaften noch die Ausübung der Musik.

Um so reicher ist die Jugend des Mädchens an ernsthafter Arbeit. Wie es ganz natürlich ist, sieht die Mutter bei dem Übermaß der an sie gestellten Anforderungen in der heranwachsenden Tochter ihre nächstliegende Stütze, die sie zu kleinen Handreichungen heranzieht, sobald nur die braunen Patschhändchen zu irgendwelcher praktischen Bethätigung befähigt erscheinen. Da muß das kleine Negerfräulein vor allen Dingen erst die noch kleineren Geschwister warten, ferner aber Holz und Wasser holen, es muß der töpfernden Mama den Thon kneten helfen, beim Zurichten der Speisen einspringen und anderes mehr. Und wenn es größer wird, dann muß es mit hinaus aufs Feld, muß pflanzen und säen, hacken und jäten, bewässern und ernten, kurz, es führt ein Dasein, das sich von demjenigen des Kindes unserer ländlichen Arbeiterbevölkerung nur wenig unterscheidet. Wie glücklich kann es sich da preisen, daß ihm wenigstens der leidige Schulzwang erspart bleibt!



Maultrommel aus Usambara. ½ der wirklichen Größe.

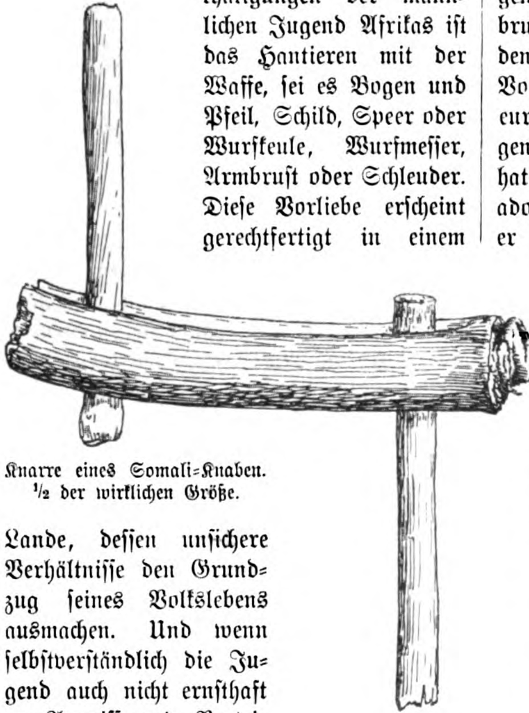
Ungleich freier und ungehinderter in seinen Entschließungen und Willensäußerungen ist der Knabe. Weder vom Vater, noch von der Mutter behelligt, kann er sich ganz den Kameraden widmen; er hat jahraus, jahrein den ganzen langen Tag vor sich und damit einen Überfluß an Zeit, mit dem er, zumal bei der Eintönigkeit afrikanischen Dorflebens, schließlich doch irgend etwas anfangen muß. Bei den Hirtenvölkern ist der Weideplatz der Herde der gegebene ständige Ableiter für den jugendlichen Thatendrang, während bei den Ackerbauern der im Jahr mehrfach wiederkehrende Aufenthalt der Familie auf dem Felde den Herren Söhnen eine nur zeitweilige Unterbrechung des dörflichen Stumpfsinns bietet. Im übrigen halten auch diese Aufenthaltsorte keineswegs vom Spielen ab; im Gegenteil, sie regen förmlich zu gemeinsamem Thun an und führen zu Bewegungs-



Flöte eines Dschagga-Knaben vom Kilima Ndscharo. ⅓ der wirklichen Größe.

spielen, die in der Enge der menschlichen Siedelung in vielen Fällen undurchführbar wären.

Am allgemeinsten verbreitet unter den Bethätigungen der männlichen Jugend Afrikas ist das Hantieren mit der Waffe, sei es Bogen und Pfeil, Schild, Speer oder Wurfkeule, Wurfmesser, Armbrust oder Schleuder. Diese Vorliebe erscheint gerechtfertigt in einem Lande, dessen unsichere Verhältnisse den Grundzug seines Volkslebens ausmachen. Und wenn selbstverständlich die Jugend auch nicht ernsthaft an Angriff und Verteidigung denkt, so folgt sie in Waffen und Waffenspielen doch dem Beispiel der Alten, die ja auch stets kriegsbereit und wehrhaft dastehen müssen. Alle diese Kinderwaffen sind in Wirklichkeit kleiner und zierlicher als die Mordinstrumente der Erwachsenen; das ist aber auch der einzige Unterschied, denn in Typus und Herstellungsart gleichen sie diesen vollkommen, nur daß das Eisen meist durch Holz vertreten ist.

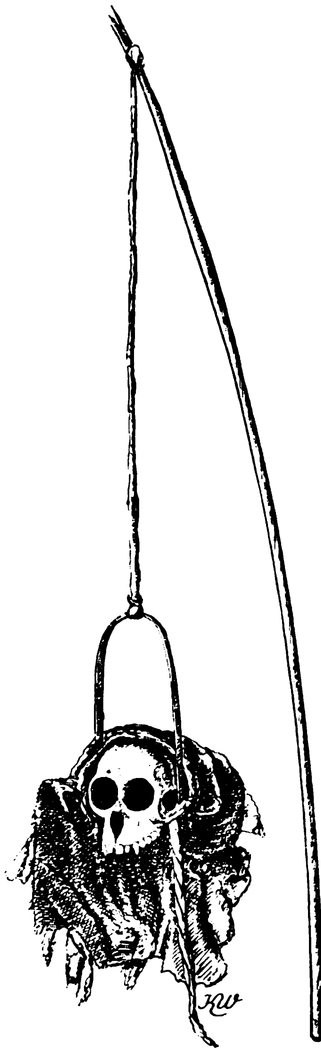


Knarre eines Somali-Knaben. ½ der wirklichen Größe.

Am interessantesten von diesen Spielsachen ist ohne Zweifel die Armbrust, und zwar ihrer Geschichte wegen. Ursprünglich ein Fremdling auf afrikanischem Boden, hat sie innerhalb vier langer Jahrhunderte dort Bürgerrecht erworben, ja, der Neger hat sogar ein gewisses Eigentumsrecht an ihr, denn er hat ihren Mechanismus nach eigenem Ermessen abgeändert. Gegenwärtig ist die Armbrust auf die große Gruppe der Fan-Völker im Hinterland von Gabun und im Südosten des Kamerungebietes beschränkt, also auf das Innere, während sie natürlich nur von der Küste aus ins Land gekommen sein kann. Das letztere ist nun in der That zur Zeit der ersten Berührung der Portugiesen mit den Küstenbewohnern der Fall gewesen; nur haben diese späterhin die Armbrust mit der Flinte vertauscht, aus eben denselben Zweckmäßigkeitsgründen, die ihre Vorfahren seinerzeit die immerhin wirksamere europäische Armbrust dem einheimischen Bogen vorziehen ließen. Bemerkenswerterweise hat der Neger nur die Form der Waffe adoptiert; die Abzugsvorrichtung jedoch hat er nicht recht begriffen und deshalb ein Schießgerät konstruiert, mit dem zu treffen sicher nicht ganz leicht sein kann. Den Abzug bildet nämlich die untere Hälfte des in der Sehnenebene halbierten Schaftes selbst, indem diese in der Höhe der Kerbe einen Pflock trägt, der sich in einem den Oberteil des Schaftes durchbohrenden Loch derart bewegt, daß sein oberes Ende bei abgeschossener Armbrust mit der Sehnengleitfläche abschneidet. Wird die Waffe gespannt, d. h. wird die Sehne in die Kerbe gedrückt, geht mit dem Pflock auch der Schaftunterteil zurück; er bildet jetzt mit dem Oberteil einen Winkel, federt infolgedessen stark und muß daher von dem Schützen in dieser Lage festgehalten werden. Sobald dieser losläßt, erfolgt der Schuß. Daß bei einer derartigen Konstruktion von einem Zielen und Treffen die Rede sein könnte, will uns unfaßbar erscheinen, zumal die hölzernen Geschosse nicht größer sind als eine Stricknadel. Dennoch sollen die schwarzen Schützen größere Erfolge erzielen, als man anzunehmen geneigt ist, was indessen wohl einzig auf das scharfe Gift, mit dem die Spitze des Pfeils bestrichen wird, zurückgeführt werden muß. Für die Erwachsenen ist die Armbrust heute ein überwundener Standpunkt; sie ist zum Knabenspielzeug herabgesunken und damit genau wie ihre europäische Schwester zu einem rudimentären Kulturbestandteil geworden, der vielleicht von ihrer einstigen Bedeutung noch Kunde giebt, wenn der Hinterlader und das Magazingewehr in Afrika Alleinherrscher sein werden.

Wenden wir uns nunmehr zu den eigentlichen Bewegungsspielen der männlichen Ju-

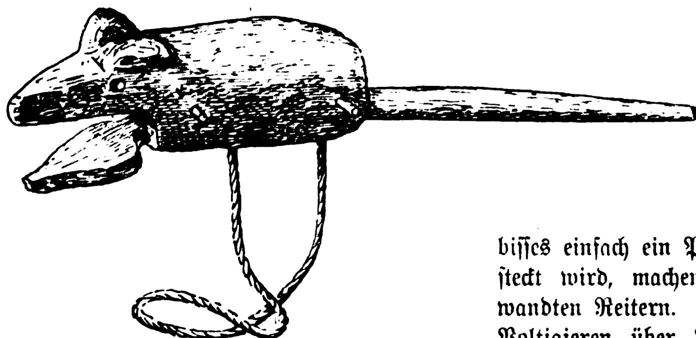
gend Afrikas, so finden wir, daß sie im großen und ganzen sich in den gleichen Bahnen bewegen wie die unserigen. Abgesehen von dem auch von den Knaben geübten Tanz, der sich nach keiner Richtung hin mit dem Tanz der Kulturvölker vergleichen läßt, bietet weder Versteckspielen noch Haschen, weder das Laufen, Springen noch Klettern um die Wette, weder Ringeltanz noch Ringkampf irgend welche Besonderheiten dar; sie alle werden in Afrika geübt, wenn auch wohl nicht bei ein und demselben Stamm. Auch das harmlose Murmelspiel kommt vor, ebenso das bewegungsfrohe Ballspiel und der lustige Kreisel. Bei jenem werden kugelige Früchte, beim Ballspiel kleine Holzstücke zu Wurf und Schlag benutzt, während als Brummkreisel die verschiedenartigsten Gegenstände dienen, sauber ausgedrehte Holzgefäße, auf ein Stäbchen gesteckte Oncobafrüchte, Schneckenhäuser, ja sogar große Bohnen (Abbild. S. 658). Mehr an den dunklen Weltteil erinnert schon das Werfen mit Rohrstäben nach dem Ziel, wie Emin Pascha es von den Lattukaknaben berichtet, und echt afrikanisch ist endlich das Spiel, das G. Zenker bei den Yaúnde, einem zu den Fan-Völkern gehörigen Stamm im östlichen Kamerungebiet, beobachtet hat. Es bilden sich dabei zwei Parteien, beide mit zugespitzten Holzstäben bewaffnet. Die eine Partei rollt der anderen eine faustgroße runde Frucht zu, und diese Partei sucht nun die in vollem Laufe befindliche Kugel mit den Speeren zu treffen. Gelingt ihr das, so hat sie das Recht, die Kugel zu rollen. „So in früher Jugend geübt," fügt Zenker hinzu, „werfen sie in späteren Jahren den Kriegsspeer mit großer Sicherheit auf ziemliche Entfernungen." Auf ähnliche Weise üben auch bei den Wapokomo, einer Völkerschaft am unteren Tana in Ostafrika, die Knaben in ritterlichem Zweikampf Auge und Hand, indem sie kleine Thonkugeln auf angespitzte Stäbe stecken und damit im Wurf den Gegner zu treffen suchen. Dieser deckt sich durch einen Schild, wie ihn die Abbild. S. 659 vorführt, eine nur fünfzehn Centimeter im Durchmesser haltende Scheibe aus Rotanggeflecht, die mittels eines Bügels über die Finger gestreift wird.



Spielzeug aus Edea, Kamerun.
1/6 der wirklichen Größe.

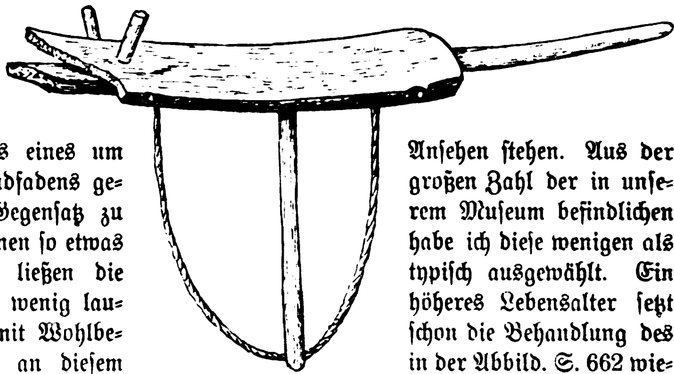
Es würde viel zu weit führen, den ganzen Erdteil Afrika auf die Belustigungen der Knaben hin systematisch abzusuchen. Man trifft ungefähr das Richtige mit der Annahme, daß ihre Spiele, wie dies ja auch die Mehrzahl der vorhin angeführten offenbart, in ihrem Charakter sich nicht allzuweit, das afrikanische Milieu abgerechnet, von denen entfernen, die unsere Dorfjugend zu ihrer Kurzweil erfunden hat. Besser als die langatmigste Aufzählung schildern das Treiben einer solchen schwarzen Knabenschar die Eindrücke einzelner guter Beobachter afrikanischen Volkslebens. So heißt es bei David Livingstone in seinen „Letzten Reisen" (2. Band, S. 272) von den Kindern der Landschaft Unyanyembe in Deutsch-Ostafrika: „In manchen Teilen des Landes ist es auffällig, daß die Kinder so wenig Spielzeug haben; das Leben scheint für sie schon eine ernste Aufgabe zu sein, und ihre Vergnügungen bestehen darin, daß sie die Arbeiten der Erwachsenen nachahmen, indem sie Hütten bauen, kleine Gärten anlegen, Bogen und Pfeile, Schilde und Speere machen. An

anderen Orten trifft man wiederum Kinder, die außerordentlich erfindungsreich sind und allerlei hübsches Spielzeug haben; auch schießen sie Vögel mit ihren kleinen Bogen und richten gefangene Hänflinge zum Singen ab. Sie sind sehr geschickt, Sprenkel und Fallen für kleine Vögel anzufertigen, wie in der Bereitung und Anwendung des Vogelleims. Ebenso machen sie aus Schilf kleine Spielflinten mit Hahn und Lauf und stellen den aus letzterem kommenden Rauch durch Asche dar, ja, sie versteigen sich sogar zur Herstellung von Doppelflinten aus Thon, bei denen der Rauch durch Baumwollflocken nachgeahmt wird. Die Knaben schießen mit ihren Spielflinten z. B. sehr geschickt Heuschrecken." Einmal sah der Missionar Endemann auf seinen Reisen, wie Knaben einen Igel gefangen und mittels eines um ein Bein geschlungenen Bindfadens gefesselt hatten. Ganz im Gegensatz zu europäischen Jungen, bei denen so etwas bekanntlich nie vorkommt, ließen die Schlingel das Tierchen ein wenig laufen, um es dann wieder mit Wohlbehagen zurückzureißen, und an diesem brutalen Spiel hatten sie ihr größtes Vergnügen. Abscheulich! möchte man ausrufen in dem erhabenen Gefühle: wir im Vollbesitze unserer Kultur sind doch bessere Menschen. Wie anmutend erscheinen dagegen die biederen Hottentottenknaben, wenngleich es bei ihnen manchmal etwas rauh und lebhaft zugeht! Von diesen schreibt der bekannte Missionar Theophil Hahn (Globus XII, S. 333): „Die Jugend der Nama treibt nur gymnastische Übungen. Solange der Kraal an Flüssen oder bei tiefen Gewässern liegt, wird fleißig geschwommen, und sogar die Frauen und Mädchen verstehen sich ganz ausgezeichnet auf allerlei Kunststücke im Wasser. Zureiten der jungen, unbändigen Ochsen, denen statt des Gebisses einfach ein Pferch durch die Nase gesteckt wird, machen sie schon früh zu gewandten Reitern. Zum Ringen, Springen, Voltigieren über Büsche, Laufen auf den Händen, wobei oft zwei sich mit den Füßen boxen und niederzuwerfen suchen, findet sich tagtäglich auf dem Felde hinter der Herde die beste Gelegenheit." Wir sehen, sogar die Kunst des alten Ludwig Jahn steht bei den Söhnen Afrikas in hohem Ansehen.



Spielzeug aus dem modernen Ägypten. Nagetier aus Thon und Holz mit beweglichem Kiefer und Schwanz. 1/2 der wirklichen Größe.

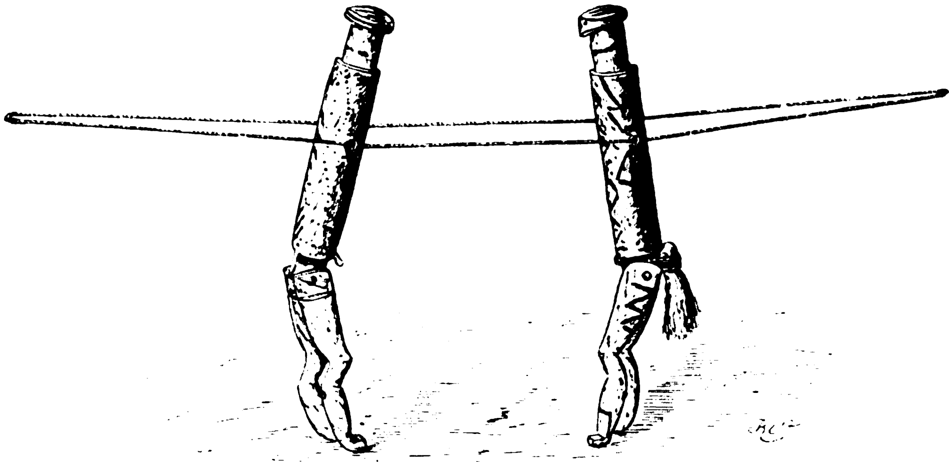
Wie die Mehrzahl der Naturvölker, so ist auch der Neger musikalisch, oder besser, er hält sich dafür. Schon früh beginnt er deshalb, irgend ein Instrument zu spielen. Der Natur nach sind es in der ersten Jugend Lärmapparate von der Art der in Abbild. S. 660 dargestellten, Klappern und Rasseln, wie sie ja auch bei unseren Babies in hohem Ansehen stehen. Aus der großen Zahl der in unserem Museum befindlichen habe ich diese wenigen als typisch ausgewählt. Ein höheres Lebensalter setzt schon die Behandlung des in der Abbild. S. 662 wiedergegebenen Instrumentes voraus, das von den kleinen Somalijungen „gespielt" wird. Diese Art Waldteufel ist ein simpler Hirsestengel, der von zwei schwächeren Halmen derart durchbohrt wird, daß eine Kurbel entsteht. Beim Drehen soll diese ein knarrendes Geräusch ab-



Spielzeug aus dem modernen Ägypten. Nagetier, aus Palmstrünken nachgebildet, mit beweglichem Kiefer und Schwanz. 1/2 der wirklichen Größe.

geben, doch nur, so lange die Halme noch frisch und grün sind. Jetzt, nach fünfundzwanzigjährigem Aufenthalt in der trockenen Museumsluft ist das liebliche Instrument für immer verstummt. Recht niedlich ist das in Afrika ganz vereinsamt dastehende, in der Abbild. S. 661 wiedergegebene kleine Instrument. Es ist eine Maultrommel aus dem Bergland Usambara, die der kleine Waschambaajunge spielt, indem er in das Seitenloch bläst, während die Rechte die vibrierende Zunge schlägt. Ob ihre Musik melodischer ist, als die von dem Dschaggabuben auf seiner Flöte (Abbild. S. 661) erzielte, ist fraglich, trotzdem auch diese nur zwei bis drei Töne hervorbringt. Sehr ansprechend sind dagegen nach Zenkers Bericht die Leistungen der jungen Yaúndemädchen auf ihrer Flöte, einem der Abbild. auf S. 661 sehr ähnlichen Instrument, das von allen Töchtern des Landes eifrig und mit Verständnis geblasen wird. Sie versteigen sich sogar zu höchst melodischen Recitativen, verstehen es meisterhaft, die ihrem Instrument mangelnden Töne mit dem Munde hervorzubringen und entwickeln eine Ausdauer, wie sie nur der schwarzen Rasse eigen ist. Im übrigen gilt auch von der Musik das Gleiche wie von so vielen anderen Zweigen des afrikanischen Volkslebens: die Jugend strebt auch hier danach, es den Alten möglichst bald gleichzuthun, und so spielt im Süden und Osten des Erdteils der Knabe ebensogut sein Gubo wie der Mann, und in Kamerun und seinen Nachbargebieten ist der achtjährige Junge fast ebenso gewandt im Verständnis der schwierigen Trommelsprache wie der sechzigjährige Greis.

Zum Schluß möge es noch gestattet sein, einige wenige Augenblicksbilder aus dem afrikanischen Kinderleben festzuhalten. Eins, das auch in dem „Wilden" die echte Kindernatur offenbart, hatte einst der Reisende Theophil Hahn bei den Hottentotten Gelegenheit zu beobachten. Mit der ihnen eigenen Sorgfalt hatte eine Schar von Namaknaben eine kleine Herde von Ochsen in Thon geformt, hatte sich dazu mit vieler Mühe einen winzigen südafrikanischen Ochsenwagen gebaut und war nun dabei, das Gefährt mit den Zugtieren zu bespannen. Groß war dann die Freude über das Gelingen des Werkes. Leider aber hielt sie nicht lange an, denn schon wurde einem der Spielteilnehmer die Sache zu langweilig, und mit den tief empfundenen Worten: „Die wollen den Wagen ja doch nicht bergan ziehen" ergriff er eine Peitsche, desgleichen die Kameraden, und bald waren unter den wütenden Hieben der kleinen Taugenichtse die störrigen Zugtiere wieder zu Erde geworden, wovon sie genommen waren. Wie rührend nimmt sich diesem rauhen Bild gegenüber jenes aus, das uns der kleine Bakokoknabe am unteren Sannaga in Kamerun zeigt, wie er harmlos mit dem kuriosen Spielzeug herumhantiert, das Abbild. S. 663 wiederzugeben versucht. Er hat im



Spielzeug der Yaúnde und Ngumba, Kamerun. ⅓ der wirklichen Größe.

Walde einen gebleichten Affenschädel gefunden und ihn nicht besser zu verwenden gewußt, als ihn mit blaugedrucktem Kattun zu umhüllen und an ein schwankes Gertlein zu binden; so dient jenes ihm als lustige Wippe und macht ihm vielleicht ebensoviel Vergnügen, wie dem Altersgenossen im fernen Ägyptenland die Tierchen, die unsere Bilder auf S. 664 darstellen, kleine Nager aus Thon, Palmstrünken u. s. w., denen mit großem Geschick die Beweglichkeit und Ausdrucksfähigkeit ihrer lebenden Vorbilder verliehen worden ist.

Weit hinweg führt uns schließlich das Spiel, dessen sichtbare Vertreter wir auf dem letzten Bilde (S. 665) vor uns sehen. Es blüht bei den mehrfach genannten Yaúnde und ihren westlichen Nachbarn, den Ngumba; bei jenen heißt es tarra lá, bei diesen medigema. Es wird von groß und klein gespielt und zwar in der Weise, daß die spielende Person sich in einen Halbkreis von Zuschauern setzt, die Schnur über die beiden großen Zehen spannt und nun anfängt, zu singen und mit den Händen auf die Schenkel zu klatschen. Gleichzeitig beginnen die beiden hölzernen Figürchen unter allerhand lustigen Kapriolen sich zu bewegen, die mit dem afrikanischen Tanz eine frappante Ähnlichkeit haben und die das laute Entzücken des Publikums erregen. Unter lautem Händeklatschen giebt es seiner Freude Ausdruck. Es ist nicht festgestellt, ob dies eigenartige Spiel afrikanischen Ursprunges ist; man möchte daran zweifeln, denn nirgendwo anders im Erdteil findet sich ein Anklang, und dann hat es auch mit den drolligen Ringern, die vor mehreren Jahren in den Schaufenstern unserer europäischen Spielwarengeschäfte die gewaltigsten Kämpfe ausfochten, eine zu große Ähnlichkeit. Wie die Flinte, die Gabel und das schwedische Streichholz ins Innere von Kamerun gedrungen sind, so wird wohl auch jenes bedeutsame, ephemere Wahrzeichen der Kultur den Weg einmal dorthin gefunden und damit die Phantasie der Eingeborenen in einer ihnen zusagenden Richtung befruchtet haben. Das Spielzeug gemahnt damit an so manche andere Erscheinung des afrikanischen Völkerlebens, das gar zu leicht geneigt ist, das althergebrachte Gute aufzugeben und minderwertiges Neues dafür anzunehmen. So ist es vor allem leider auf dem Gebiet der Industrie und Technik; doch macht die Erscheinung dabei nicht Halt, sondern greift selbst auf so nebensächliche Faktoren des Volkslebens wie das Kinderspiel über. Und wenn seiner Zeit David Livingstone nur die Kinder eines einzigen Binnenstammes an Nachbildungen der europäischen Flinte sich ergötzen sah, so ist dieser Brauch allmählich ganz allgemein geworden. Zwar bedeutet das für den rauschenden Strom des machtvoll dahinbrausenden Völkerlebens eigentlich nichts; aber dennoch ist es ein Anzeichen jener langsam sich vollziehenden Erschließung des Erdteils für die Kultur, die ihm hoffentlich nur Gutes bringen wird.





Die Dritte.

Novelle

von

Luise Schenck.

(Nachdruck ist untersagt.)

Es giebt Leute, die überall Körbe bekommen. Man weiß wirklich nicht warum. Andere giebt es, die einen Harem anlegen könnten, denn alle Herzen fliegen ihnen zu; sie wissen selber nicht warum. Diese erfreuen sich gewöhnlich einer stattlichen Höhe, sehr schöner Augen, sehr dunkler Locken, irgend eines auffallenden Zuges.

Der Rat Tormählen hatte nur das Mittelmaß und neben einem blaßblonden Gesicht und zwei blaßblauen Augen keinerlei besondere Kennzeichen. Er war eine innerlich einsame Natur, lebenslang weltfremd und kindlich in seiner Liebe zu den Büchern, den Sternen, den Blumen und anderen stillen Dingen. Daß er dennoch vom Geschicke des Glückmachens ereilt wurde, das dankte er, nach dem Ausspruch eines Neiders, seiner Dulderstirn, deren stets friedlicher Ausdruck einen gefügigen Ehemann versprach.

Kaum war er in Amt und Würden, da führte seine Familie ihm das schöne Mädchen zu, das ihn lange geliebt hatte, wie er zu seinem Staunen erfuhr. Das neue Leben, das ihm mit diesem Geständnis aufging und ihn sogar seinen Studien abspenstig machte, war vielleicht zu gut für diese Welt, denn es währte nur wenige Jahre. Aber man ließ den Witwer nicht lange seiner Trauer; man bewog ihn, von den lieblichen Jungfrauen, die ihn zu trösten wünschten, die lieblichste zu wählen. Und er fand auch, daß er recht daran gethan, denn noch einmal blühte ihm ein schönes Glück — doch kein beständiges leider. Der arme Rat verlor auch die zweite Frau nach kurzer Ehe.

Allen heftigen Gefühlen fremd, lebte er fortan wie ein Verwaister, im treuen Herzen den nie erlöschenden stillen Schmerz um die beiden geliebten Wesen bewahrend, die ihm nach dem doppelten Verluste in ihren Kindern gleich nahe und gleich geheiligt schienen. Hatte doch die zweite Frau ihn gebeten, ihr Bild neben das Bild der ersten zu hängen, deren Kind sie fast mehr als ihr eigenes gehegt und gepflegt, in dem Bestreben, es nicht gegen dieses zurückzusetzen; hatte sie doch dem Sohne der anderen noch auf dem Sterbebette das Kostbarste, was sie besaß, einen Diamantring vererbt, daß er ihrer Liebe nimmer vergäße. Der Rat Tormählen dankte Gott für das, was

er ihm gegeben und genommen, wie für das, was er ihm gelassen hatte: seine Kinder, seine Bücher, sein Gartenhäuschen vor der Stadt, die Sterne, die darauf herniedersahen, die Rosen, die es umrankten.

Der Rat hatte nun vier Schwiegereltern im Städtchen, er wäre aber trotzdem kein unglücklicher Mann gewesen, wenn er nicht geglaubt hätte, ihnen den größten Gehorsam schuldig zu sein. Wahr ist es, daß sie ihm das Mittelstück seines Lebens sehr erschwerten. Vermied er auch, in der einzigen Arglist seines Herzens, soviel wie möglich die Besuche seiner Schwiegermütter, so begegnete ihm doch auf seinen Gängen in der Stadt bald die eine, bald die andere, und jede gab jedesmal einen Rat, äußerte jedesmal einen Wunsch. Die eine war für Abhärtung, die andere für Pflege und Schonung, die eine für Pflanzennahrung, die andere für kräftige Braten — und dann erst die verschiedenen Grundsätze über Kleidung, Betten, Zimmertemperatur ...

„Bitte, lieber Sohn," sagte die erste, „sorgen Sie doch dafür, daß die Kinder hohe Schnürstiefel tragen; es ist das einzige Mittel, einen regelmäßigen festen Gang zu erzielen."

„Auf eins ist besonders zu achten," rief ihm zehn Minuten später die andere zu, „Bequemlichkeit und Luft für den Fuß. Sandalen wäre das beste für die Kleinen, sonst aber tiefausgeschnittene Knöpfschuhe mit einem breiten Gurt oberhalb des Fußes ..."

Wenn der Rat seiner Haushälterin, einer braven Pastorenwitwe, die Weisungen übermittelte, wußte er oft selber nicht, ob die Kinder warm oder kalt gebadet, geschnürt oder geknöpft, mit Liebe oder mit Strenge behandelt werden sollten. Die Schwiegerväter, die ihre Sorgen weniger ins Kleinliche trieben, fragten ihn nur zuweilen in einem wunderbar bedauerlichen Ton: „Nun, wie geht's den armen Kindern?" Alle aber schlossen unwandelbar mit den Worten: „Bitte, schicken Sie sie bald, morgen, übermorgen ... Sonntag auf jeden Fall."

So kam es, daß der Rat seine Kinder an Sonntagen und an christlichen Festen niemals, und auch sonst seltener sah, als einem Vater lieb sein kann. Sich gut mit seinen Büchern und Manuskripten unterhaltend, horchte er zur Abendzeit auf das Schellen der Hausglocke, auf den frohen Klang ihrer Stimmen, wenn sie heimkehrten, und erwartete mit einem gewissen Herzklopfen den Augenblick, daß sie zum Gutenachtsagen bei ihm einträten. Außerdem hatten Hans und Grete ihm nicht viel zu sagen; sie liebten ihn ja zärtlich, aber ihn besser verstehend, als sie selber wußten, belästigten sie ihn wenig mit ihren kleinen Angelegenheiten. Was wußte der stille Gelehrte von der Welt, der sie angehörten? — Ihre Zurückhaltung hätte ihn mitunter gar geschmerzt, wenn er nicht eine so tiefe, unsagbare Freude an ihnen gehabt hätte. — Waren diese schönen, lebensvollen Menschen wirklich seine Kinder? Das schien ihm noch erstaunlicher als der Außenwelt, die sich doch nie genug darüber wundern konnte. Fast andachtsvoll sah er die Mutterlosen heranwachsen, fest aneinander geschlossen, das zarte lichtblonde Mädchen, zu dem um drei Jahre älteren energischen Bruder emporsehend, von ihm beschützt, ein Geschwisterpaar, das sich niemals zankte, in diesem einen Zuge einer seltenen Verträglichkeit etwas von seinem eigenen Selbst wiedergebend.

Grete heiratete früh, einen Professor an der Kieler Universität, den sie im Hause ihrer Großeltern kennen gelernt hatte. Hans, der schon vorher den Vater verlassen hatte, um in Hamburg die Handelsschule zu besuchen und dann dort in ein kaufmännisches Geschäft einzutreten, nahm fast zu gleicher Zeit eine Stellung in Indien an.

Es war still geworden in dem rosenumrankten Häuschen. Der Rat Tormählen horchte nun nicht mehr auf die Hausthürglocke und fuhr doch mitunter zusammen, wenn sie abends ertönte, wie vertieft er auch in seine durch längere Studien vorbereitete Arbeit war. Es handelte sich um eine Geschichte des Städtchens und der umliegenden Landschaft, verbunden mit der Geschichte eines alten, einst in ihm herrschenden Adelsgeschlechtes, für die er in Archiven und Chroniken allerlei schätzenswerten Stoff gesammelt hatte, die er aber nicht dem Druck übergeben, sondern seiner Vaterstadt im eigenhändigen Manuskripte hinterlassen wollte. Das mühsame Werk half ihm über den schweren Abschied von den Kindern hin-

weg, und alles schien in gutem Geleise, als die Pastorenwitwe plötzlich ihre Stellung in seinem Hause kündigte, weil sie sich überflüssig fühle.

Der Rat mochte es ihr glauben, aber Doris, die schon vor ihr als Magd bei ihm eingetreten war, schüttelte den Kopf dazu in der Meinung, daß die Frau Pastor wohl noch geblieben wäre, wenn sie eine richtige Versorgung gefunden.

Ewig als eine Fremde dazustehen, wer wollte ihr das verdenken? Übrigens konnte Doris allein fertig werden mit dem Herrn Rat — wie sie ernsthaft versicherte. Nach ihrer Meinung bedurfte es dazu nur einer Rangerhöhung, weshalb sie sich bei der nächsten Personenaufnahme als Haushälterin registrieren ließ. Sie hielt es für richtig, jetzt mit ihrem Herrn am Tische zu essen; aber das redete die Frau Professor bei einem Besuche ihr lachend aus, weil die Speisen draußen leicht verdürben, wenn sie drinnen die Honneurs machte. Die einst sehr schmucke Doris, deren rote Backen noch frisch wie angefrorene Äpfel in die Ferne schienen, trat ihm in ihrer naturwüchsigen Art eigentlich näher, als es die Pastorenwitwe gethan, die nie etwas vernachlässigt, aber sich immer sehr unpersönlich gezeigt hatte; sie wußte sehr drollig zu erzählen von dem, was sie auf ihren Marktgängen hörte, und von dem, was sich in der Küche zutrug. Sie hatte wirklich etwas Naives in den lachenden grauen Augen und um den etwas hängenden Mund mit dem nur leicht angedeuteten brutalen Zuge der Unterlippe. Die Wichtigkeit, die sie den kleinsten Dingen gab, war sehr scherzhaft. Ja, die Kaffeebohnen mußten jeden Tag frisch geröstet werden für den Herrn Rat, und die Strümpfe mußten angestrickt werden, sobald sich nur ein kleines Loch an der Spitze zeigte. Denn er konnte nichts Gestopftes leiden, der Herr Rat.

Als nach einigen Jahren der Professor einem Rufe nach Zürich folgte, verließ die Familie die Heimat leichter in dem Gedanken an Doris. Die Frau Professor schüttelte ihr die Hände mit Thränen in den Augen und mit tausend Dankesworten. Und Doris versprach das Beste.

Sie war nun über zwanzig Jahre im Hause; sie fand, daß es ihr oblag, dem Herrn Rat die Kinder, die Frau Pastor und die Seligen an der Wand zu ersetzen und sie fühlte sich stark genug dazu. Haushälterin war sie schon geworden, was ihr als Vorstufe zu einer würdigeren Stellung erschien, die sie bald ernsthaft in Betracht zog. Der Herr Rat hatte ihr, nachdem sie ihn aus der Influenza gepflegt und selbst daran erkrankt war, persönlich ein Dutzend Taschentücher gekauft, was sie für eine verkappte Huldigung hielt. Sie dachte, er hätte schon deutlicher gesprochen, wenn nicht die Rosen ihn immer wieder abzögen, sobald die garstigen Manuskripte ihn losließen. Es war besser, daß sie ihm ihrerseits entgegenkam. So gab sie es ihm ohne viel Umstände zu verstehen, indem sie hinzufügte, von Stande sei sie gerade nicht, aber ihre Eltern betrieben ihre Krugwirtschaft im Städtchen mit gutem Erfolg. Der Rat vergaß fast des Standesunterschiedes vor der Androhung von zwei ferneren Schwiegereltern, die das halbe Dutzend voll gemacht hätten; der Augenblick gab ihm Kraft, Doris mit dem Anschein einer völligen Verständnislosigkeit abzuschrecken. Er hielt sie dann in größerer Entfernung; er ließ sich kein Pflaster mehr von ihr legen, wenn er sich im Garten den Finger verletzte, aus Furcht, es könne sich eine verwundbare Stelle an ihm aufthun, wie an Siegfried und Achilles, zwei unvergleichlich größeren Helden als er selber. Auch überlegte er, ob er nicht zu seiner Tochter ziehen solle, nachdem er mit dem Scheiden aus dem Amte frei geworden war. Dann hielt ihn sein unvollendetes Werk und hielten ihn die Rosen. Er merkte erst allmählich, wie fest sie sich um sein Gemüt gerankt hatten.

Doris hätte sich gern an den Rosen gerächt. Aber sie konnte nichts daran haben, daß der Rat ihnen nach wie vor seine Liebe verschwendete; sie ging ihm nur selten in den Garten nach, um die Katzen zu verjagen oder die Maulwürfe zu töten, denn ohne einen Grund wagte sie es nicht. So entging ihr eine Zeitlang, daß zwei andere Augen ihn dort überwachten.

Eine Blumenfreundin, die in der Nachbarvilla zum Besuch weilte, schien sich nicht mehr von dem sehr niedrigen Fenster des Seitenzimmers losreißen zu können. Ihre

dunklen, etwas stechenden Augen sahen freilich geflissentlich an dem Rat vorüber auf die Rosen, aber Bewunderung für seine Lieblinge rührte ihn mehr als persönliche Schmeicheleien. Dunkel und merkwürdig glänzend waren die tief auf die Stirn fallenden schwarzen Haare, die indessen dem stets lächelnden brünetten Gesicht ein gewisses künstliches Aussehen gaben, daß es in der Umrahmung des Fensters an eine Coiffeurpuppe erinnerte. Der kurzsichtige Rat sah nichts weiter als den glänzenden schwarzen Kopf, der sich wollüstig zurückbiegend allen Duft des Gartens in einem Zuge einatmen zu wollen schien, hörte nichts weiter als das begeisterte: „Wie schön, wie reizend! Wie reizend schön!“

Als er eines Tages eine Lafrance-Rose in der Nähe des Fensters ausschnitt, erklangen ihm diese Rufe so laut im Rücken, daß er sich umwenden und der Dame eine Rose anbieten mußte. Merkwürdigerweise liebte sie die Lafrance vor allen anderen. In dem sich dann entwickelnden Gespräche verriet sie eine Kenntnis der Spielarten, die einem Katalog Ehre gemacht haben würde.

Die Fensterbekanntschaft wurde von ihrer Seite eifrig fortgesetzt, der Rosen wegen — aus dem Rate machte sich die Fremde augenscheinlich wenig. Eines Morgens ging sie sogar durch das offene Fenster, um ihm eine Malmaison-Knospe zu zeigen, die er nicht finden konnte. Er hatte bis dahin nicht über ihr Alter nachgedacht, aber der Sprung durchs Fenster erstaunte ihn; sie mußte doch recht jung sein. Wie sie so lang und schlank neben ihm von Rosenstock zu Rosenstock ging, fand er diese Vermutung bestätigt. Es war ihm sehr unangenehm, daß Doris jetzt an der Hofthür in die Hände klatschte und hinter einer Katze herstöberte; er entschuldigte sie damit, daß sie so lange im Hause sei und sich allerlei Freiheiten nehme, die treue Seele.

„Das ist mit alten Domestiken nicht anders,“ erwiderte die Fremde hochmütig und lächelte schon wieder. Die schlichte lange Haarfranse glänzte wunderbar fett in der Sonne, aber die Züge waren doch sehr hart. Er hatte sie wohl für zu jung gehalten. Bald darauf stieg sie mit einem großen Strauß in das Fenster zurück, das vom nächsten Tage an geschlossen blieb.

Die Fremde war abgereist. Der Rat hätte sie vermutlich bald vergessen, wenn nicht ein Postpacket an ihn gekommen wäre, von dem Doris schnell die Bindfaden herunterschnitt, um es ihm handlicher zu machen. Eine gestickte Brieftasche fiel heraus, die in einem ihrer Fächer einen Zettel barg: „Künstliche Rosen zum Dank für die natürlichen! A...“

Ohne etwas von diesem Zettel zu erfahren, erneuerte doch Doris ihre früheren Andeutungen zum Schrecken des Rates. Er seufzte, als bald darauf die Fremde einige gepreßte Zwergröschen schickte, die kleinsten, die es gab, die einzigen, die ihm fehlten. Ach nein, ihm fehlte gar nichts! Er wollte nur Ruhe. Am wenigsten stand sein Sinn nach Eroberungen; aber da stak er schon mitten in dem Dilemma.

Wenige Tage später erschien die Villennachbarin, um ihn für eine Wohlthätigkeitsangelegenheit zu interessieren. Der Rat gab ihr einiges Geld, aber so leichten Kaufes kam er nicht davon; er mußte ihr versprechen, an einer Beratung teilzunehmen, und mußte sich schließlich auch für die darauf folgende Soiree verpflichten. Unter den Klängen eines Cellos erfuhr er dann, daß ihre Freundin Amanda — so hatte die Fremde geheißen — ein Engel sei, daß sie, von den Ihrigen zurückberufen, eine heftige Sehnsucht nach der Villa empfinde — die lächelnde Freundin wußte wirklich nicht warum, und anderes mehr. Noch an demselben Abend kehrte Amanda unverhofft zu ihrer Freundin zurück, weil sie die Trennung nicht länger hatte ertragen können. Bei Tische wurde viel Sekt getrunken; dem Rate aber schenkte die Hausfrau selber ein. Er saß zwischen ihr und Amanda, deren schwarze Franse und deren Glasperlaugen im Kerzenlicht glänzten, während ihre Wangen die gewöhnliche braune Farbe zeigten. Es war etwas Puppenhaftes in ihrem steifen, lederartigen Gesicht, daß einiger Schminke zu bedürfen schien, da ihm die Fähigkeit des Errötens entschieden mangelte.

Die Freundinnen besuchten den Rat schon am nächsten Morgen in seinem Garten und kamen am Nachmittage wieder, um seine Begleitung für einen Ausflug zu erbitten. Was half es ihm, daß er sich am nächsten

Tage verleugnen lassen wollte? Amanda kam durch das vertraute Fenster über den Garten in die Veranda, um ihn geradeswegs von seinem Pulte wegzuholen. O, diese garstigen Papiere! Wie durfte er den Vogelgesang im Walde versäumen! Sie brach fast in Thränen aus, als er nicht mitwollte, und überzeugte ihn endlich auf die liebenswürdigste Art von der Notwendigkeit eines Sanitätsspazierganges ...

Ja, da war der arme Rat zum drittenmal verlobt! Er wußte selber nicht, wie es gekommen; ihm fehlten Worte, sein Glück auszudrücken, als er es seiner Tochter mitteilen wollte. Daß er es doch noch auf die Zahl von sechs lebenden Schwiegereltern gebracht hatte, das ängstigte ihn weniger als früher, da sie nicht alle im Städtchen wohnten und er als ein grauhaariger Herr der Leitung gesetzterer Personen nachgerade entwachsen war. Amandas Wunsch, die Verbindung zu beschleunigen, leuchtete ihm ein; ja, es war richtig so: nur nicht länger diese wunderliche Ungewißheit, die ihn besonders abends stark peinigte, da er doch wußte, daß sie ihm am nächsten Morgen wie ein Alpdruck auf das Herz fallen würde. Freilich, Amanda wollte die Stütze seines Alters werden; es war unmöglich, daß er länger auf eine Magd angewiesen sei, die täglich mehr Übergriffe machte; er mußte sich umsorgen, pflegen, unterhalten lassen. Amanda war ein Engel an Güte, an Geduld ... Ach, man hatte ihm das so oft wiederholt, daß er es auswendig wußte.

Was seufzte er denn noch? Die Sache rückgängig zu machen, blieb ihm keine Zeit. Es war alles ebenso schnell besiegelt wie eingeleitet, und er wurde auch ruhiger — besonders nachdem er die Neuvermählte den Professorsleuten vorgestellt hatte, die ihnen zu einem Stelldichein nach dem Harz entgegenkamen, eine Förmlichkeit, auf der er trotz Amandas Abneigung gegen die Reise bestand.

Kaum waren sie von dort zurückgekehrt, als der Tod den Rat seines letzten Schwiegervaters beraubte. Da dieser gegen hundert Jahre alt gewesen, durfte er nicht mit dem Schicksal hadern. Schlimmer war es für ihn, daß seine Gattin sich als dankbare Tochter verpflichtet fühlte, die Mutter zu sich zu nehmen und er auf diese Weise zwei ältere Damen bei sich etabliert sah; denn Amanda war, wie er allmählich entdeckte, bereits in der zweiten Hälfte der fünfziger Jahre. Die alte Dame — jeder Zoll eine Dame, wie Amanda versicherte — machte wenig Ansprüche, doch war es nicht mehr als artig, daß der Rat nachmittags eine Partie Patience mit Mama machte, während Amanda mit ihrer Freundin spazieren ging, um sich von ihrer Stickerei zu erholen. Ja, die Stickerei war ihre Passion. Aus den Rosen des Gartens machte sie sich nicht mehr viel, aber sie hatte nicht gelogen: die, welche ihre Finger unablässig auf dem Stramin hervorzauberten, lagen ihr so sehr am Herzen, daß sie wie früher auch an dem Rat vorbeisah; sie brauchte es sich gar nicht besonders vorzunehmen. Mama dagegen — eine Dame, jeder Zoll eine Dame — ging mehr auf seine Interessen ein, indem sie sich, trotz ihrer Vornehmheit, sehr fragesüchtig zeigte. Der Rat mußte es ihrem hohen Alter zu gute halten, wenn es ihm auch zuweilen den Kopf heiß machte. Aber seit mit der dritten Frau die dritte Schwiegermutter seine Hausgenossin geworden, kam er zu der Ansicht, daß die beiden ersten Schwiegermütter sehr gnädig mit ihm verfahren waren, und kam dazu, sie nachträglich zu verehren.

Es war rührend gewesen, daß Amanda die Haushälterin Doris nicht hatte vertreiben wollen, und die Güte lohnte sich in sich selber. Da Doris zu ihrer Zufriedenheit in Küche und Keller weiterherrschte, überließ sie ihr die alten Herrschaften und zugleich Doris sich selber, um sich ungestört ihrer Stickerei und ihrer Freundin zu widmen. Freilich ging sie nie fort, ohne dem Rat eine warme Schlummerdecke für Mama zu lassen, ihm die Sorge für geschlossene Thüren und Fenster zu empfehlen und ihm ein recht zärtliches Abschiedswort zuzurufen. Glücklich schien sie sehr in ihrem neuen Stande, denn als einmal das Mädchen in der Nachbarvilla sie aus Versehen mit „Fräulein" anredete, rief Amanda ihm triumphierend zu: „Fräulein, Gott sei Dank nicht mehr, Frau Rat, merken Sie sich das!" Und die Glasperlaugen glitzerten in stechendem Glanze, doch errötete sie auch diesmal nicht.

Der Rat gewöhnte sich an weniger Schlaf,

um früh im Garten und spät bei den Büchern zu sein. Abgesehen von den mancherlei Pflichten gegen Mama, mußte er doch Amanda bisweilen ausführen. Seine junge Frau zeigte sich dann sehr liebenswürdig, nur kamen ihre Schritte nie zusammen aus. Es blieb nichts übrig, als daß jedes für sich stapfte. Doris sah ihnen spöttisch nach; sie kamen nicht in den Takt; vielleicht auch drückten ihn die Strümpfe. Warum sollte sie gleich neue Spitzen stricken, anstatt sie zu stopfen wie andere Leute auch? Das war nun vorbei. Sie verzog die Unterlippe ebenso spöttisch, wenn sie ihn im Garten an die fragesüchtige Mama gekettet sah. Er hatte das alles um sie verdient, sie gönnte es ihm. Mochte er seinen Kaffee schal finden, mochte er warten, wenn er schellte, mochten ihn die Strümpfe drücken; was ging es sie an? Es war eine stumpfe, heimliche, beharrliche Rache, die sie an ihm übte, indem sie sich der Frau Rat immer unentbehrlicher machte.

Der Herbst kam, und die Freundin verließ die Villa, in der sie sich nur als ein Sommervogel niedergelassen hatte. Amanda fing an, sich etwas mehr im eigenen Heim zurechtzufinden; sie war eine recht heitere Frau, wenn auch nicht immer schonend in ihren Scherzen und Neckereien. Wie um sich seines Besitzes zu versichern, pflegte sie den Rat mit der lakonischen Anrede „Mann“ zu begrüßen, die ihm wenig angenehm in das Ohr fiel. Da er sich hütete, ihre Reizbarkeit zu wecken, lebten sie in tiefem Frieden. Nur einmal ward Amanda sehr böse, als er, rücksichtsloserweise in ihr Gemach dringend, ein Geheimnis entdeckte, das ihm die Freude an ihrer schwarzen Franse und deren Glanz für immer hätte verderben können. Sie bat ihn sogar nachher um Verzeihung, weil sie zu weit gegangen sei. Amanda wurde liebevoller und lebte sich seit Mamas Tode mehr mit ihrem Manne ein — ja, Mama starb schon am Ende des ersten Winters — seit Mamas Tode durfte auch der Rat sich nicht erkälten. Amanda selber achtete auf Thüren und Fenster und hüllte ihn zur Siesta in die Schlummerdecke. Auch des Haushalts nahm sie sich allmählich an. Alles in den Magen zu stecken, fand sie thöricht; sie sparte vom Wirtschaftsgelde so viel wie möglich, um, sobald ein Sümmchen zusammengebracht war, eine „kleine Beruhigung“ dafür zu kaufen. Unter diesen kleinen Beruhigungen waren allerlei Wertpapiere begriffen, grüne russische, blaue Eisenbahnaktien, Pfandbriefe und andere; doch sie alle genügten nicht, ihr Ruhe zu verschaffen. Seitdem mit Mamas Leben ihre Pension erloschen war, hatte Amanda entdeckt, daß sich deren ganzes Einkommen auf diese Pension beschränkt hatte, und daß es um ihre eigene Zukunft schlecht stehe, falls der Rat früher oder später aus der Welt ginge. Von der früher erwähnten großen Erbschaft hörte der Rat nichts mehr, dagegen mußte er beichten, wie es um sein eigenes Vermögen stand. Da die zweite Frau den Sohn der ersten als eigen angenommen, hatte er erst, nachdem er zum zweitenmal verwitwet worden, mit seinen Kindern abgeteilt. Der Tochter war ihr Erbteil zur Heirat ausgezahlt; der Sohn hatte das seinige zur Gründung eines Geschäfts nach Indien bekommen. Das dem Rate außer dem Wohnhause verbliebene Vermögen war klein; auch er war hauptsächlich auf seine Pension angewiesen. Darob von einer gewissen Schwermut ergriffen, deutete Amanda ihrem Manne verschiedentlich an, daß er nicht hätte heiraten müssen, wenn er seine Witwe nicht versorgen konnte. Dieser Leichtsinn bei vernünftigen Jahren!

Natürlich mußte seiner einstigen Witwe sein Vermögen verschrieben werden, und mehr gespart mußte werden; das sah er selber ein. Alle Ausgaben wurden beschnitten — Amanda war ein Genie für diese Dinge — und die „kleinen Beruhigungen“ wuchsen zu einem kleinen Kapital an. Aber noch immer fehlte ihr das Obdach für den fast täglich besprochenen Witwenstand; sie mußte auch das Haus haben, das natürlich den Kindern später wieder zufiel, von denen abhängig sie aber nicht darin leben wollte.

Amandas Sorgen wuchsen ins Ungeheuerliche, als die Nachricht aus Indien kam, daß das Geschäft des Sohnes schlecht stehe. Es konnte zum Bankerott kommen, sie konnte nach dem Tode ihres Mannes aus dem Hause vertrieben werden; sollte sie betteln oder in das Armenhaus gehen? Amanda kargte nicht mit starken Worten, während der Rat um seinen Sohn klagte.

Nun, der war jung, aber sie, die einst verlassene Witwe, was wurde aus ihr? Erst nachdem Amanda sich gründlich ausgesprochen, begehrte sie den unheilvollen Brief zu lesen, dessen Einzelheiten sie angesichts ihrer eigenen Bekümmernis wenig beachtet hatte. Mit Erstaunen erfüllte sie die folgende Nachschrift:

„Ich werde erst wieder von mir hören lassen, wenn es mir besser geht, ich arbeite mich schon wieder hinauf. Sei meinetwegen ruhig, aber sende mir bitte den Ring von meiner süßen, unvergeßlichen Mama. Er wird mir ein Talisman sein, sonst aber, falls das Schlimmste zum Schlimmsten käme — was ich durchaus nicht glaube — würde der Erlös das Reisegeld decken.

Dein treuer Hans."

„Hat Hans einen so wertvollen Ring von seiner Mutter?"

„Ja, von seiner zweiten Mutter ... von meiner zweiten ..."

„Mann, wie bist du komisch!"

Amanda fand ihn oft so komisch, und Doris fand dasselbe. Mit der originellen Doris konnte sich die Hausfrau über manches besser unterhalten als mit dem oft recht einsilbigen Rat; von ihr erfragte sie auch die Geschichte des Ringes, die ihr bedauernswert romantisch vorkam. Sie mußte sehr excentrisch gewesen sein, die zweite! Gleich begehrte sie den Ring zu sehen.

Wirklich ein herrlicher Solitär, und wie gut er auf den vierten Finger ihrer kräftigen braunen Hand paßte! Ihn wegzuschicken, schien vermessen; wurde er gestohlen — das Wahrscheinlichste von allem —, so hatte niemand etwas davon. Nein, sie litt das nicht; sie selber verwahrte das Kleinod in ihrem sicheren Schrank, da der Rat die leidige Gewohnheit hatte, die Schlüssel an den Möbeln stecken zu lassen. Dem Sohn mußte geschrieben werden, daß er sich im Notfall an den deutschen Konsul wendete, und ein solcher Notfall war bei seiner Jugend und Thatkraft gar nicht anzunehmen. Der schwache Widerspruch des Rates verklang unter ihren energischen Worten, und der Ring wanderte in dasselbe Schubfach, wo schon andere im Hause befindlich gewesene Schmucksachen untergebracht waren: altmodische Busennadeln, perlenbesetzte Medaillons, durchbrochene Ringe und dergleichen Tand, den niemand mehr trug. Amanda hatte davon nur eine neuerlich wieder in die Mode gekommene lange Uhrkette in Gebrauch genommen; sie gab alles später an die Kinder — natürlich; nur das Haus wünschte sie für sich, um wenigstens ein Dach über dem Kopfe zu haben.

Der Plan bedrückte den Rat, der ihr wohl das lebenslängliche Witwenrecht daran einräumen, aber es ihr nicht zum Eigentum vermachen wollte, was er weder recht noch selbst rechtsgültig fand. Amanda sah sich zum erstenmal einem passiven Widerstand gegenüber, der sie reizte.

Bei der Vertraulichkeit unter ihr und Doris war diese in die Zukunftspläne ihrer Herrin eingeweiht und deren Mitinteressentin — sie sollte nämlich mit der künftigen Witwe im Häuschen zu Ende leben. Dieser Witwenstand war dem Rate selbst allmählich der geläufigste Unterhaltungsgegenstand geworden, so daß er sich kaum wunderte, Doris einmal die Bemerkung machen zu hören: „Den kleinen silbernen Theetopf können Frau Rat und ich nachher gebrauchen, wenn wir allein sind."

Es irrte nur so etwas wie ein blasiertes Lächeln um seinen Mund.

So gar schlimm, wie es hiernach den Anschein haben könnte, stand es nun doch nicht um den Rat. Wenn auch kein Kämpfer, war er doch ein Philosoph, der sich in seiner inneren Harmlosigkeit die Freude an seiner Arbeit, an den Briefen seiner Tochter, an der Gottesnatur niemals ganz verderben ließ, der in einem geheimen Winkel seines Herzens die schönsten Hoffnungen für seinen Sohn und für ein endliches Wiedersehen mit ihm hegte. Er sprach mitunter ganz unvermittelt von dem Augenblick, wo Hans und Grete Arm in Arm zu ihm in das Verandazimmer zurückkommen würden.

Amanda konnte nicht umhin zu lachen, indem sie neckisch ausrief: „Mann, was bist du doch für ein Mann, so komisch!" Und wenn er sich eine rechte Freude machen wollte, dachte er an Gretes kleine Mädchen. Er hatte die beiden Enkelinnen nach ihren Bildern so lieb, obgleich Amanda behauptete, sie seien gar nicht hübsch und — wie sie zu-

fällig von Bekannten gehört — leider sehr unbegabt. Nun, Amanda war vielleicht ein wenig eifersüchtig; sie versicherte ihrem Mann oft, daß er ihr nicht gleichgültig sei — wahrhaftig nicht! und sie zeigte sich auch so aufmerksam gegen ihn, wie es in ihrer Natur lag. Weichheit und Sanftmut waren ihr nicht gegeben. Wer durfte ihr am Ende einen Vorwurf daraus machen?

So gingen die Tage in dem Häuschen äußerlich einförmig dahin. Der Rat hatte nach fünfjähriger dritter Ehe den letzten Federstrich an seiner Arbeit gethan und sie dann sorgfältig in einem Geheimfach seines Pultes verborgen, ohne ein Wort darüber zu sagen oder zu schreiben. Eine sonderbare Marotte! So schien es ihm selber, während er hartnäckig weiter schwieg über den vergrabenen Schatz. Vielleicht hatte er eine geheime Furcht, das Manuskript könne ebenso verschwinden wie der Diamantring seines Sohnes und die anderen Kleinigkeiten, von denen außer der Uhrkette nie etwas wieder zum Vorschein gekommen war. Er gestand sich es selber nicht. Hätte er geahnt, wie gleichgültig Amanda seine Schreibereien waren, so hätte er sich den kleinen Betrug ersparen können, den sie — zumal er der Gewohnheit des schriftlichen Arbeitens treu blieb — niemals entdeckte. Für sie gab es nur ein Schriftstück von Interesse, das Testament, das sie miteinander gemacht hatten, dem aber noch immer das begehrte Kodizill der freien Verfügung über das ihr zum Wittum bestimmte Wohnhaus fehlte.

So eigensinnig war der Mann bei aller scheinbaren Gutmütigkeit, so verstockt gegen die verständlichsten Andeutungen! Sie spottete oft mit Doris darüber.

Amanda konnte nichts weiter thun, als sparen. Nur keine Schwelgerei im täglichen Leben, Wasser war das gesundeste Getränk bei Tische, und Pflanzenkost bekam dem Alter am besten. Es schien auch wirklich so, denn dem Rate fehlte gar nichts. Aber als eines Tages ein Trauerbrief aus der Schweiz kam mit der Nachricht, daß sein Schwiegersohn, der Professor, durch einen Absturz im Hochgebirge das Leben verloren hatte, zeigte es sich doch, daß er schwach geworden war, da er, so ganz unmännlich in heiße Thränen ausbrechend, auf seinen Sitz zurückfiel. Seine Frau erlaubte nicht, daß er nach Kiel reiste, wohin man die Leiche zur Bestattung in ein Familiengrab gebracht hatte; auch sie selber ging nicht dahin, da sie in seiner Nähe bleiben mußte, bis er sich von der großen Aufregung erholt hatte, die sie mit einem Nervenfieber verglich. Das war freilich bei ihrer etwas harten Art nicht leicht.

Amanda hatte immer gefürchtet, daß ihnen von der Seite einmal eine Sorge käme, so äußerte sie — und nun war es so weit! Ein Absturz war sozusagen nur durch eigene Verschuldung möglich — mein Gott, ein Familienvater sollte vorsichtiger sein! Grete achtete wohl auch auf nichts.

Die Niedergeschlagenheit des Rates war zum Verzweifeln; sie hatte nun jahrelang alles für ihn gethan; da mußte es sie doch schmerzen, daß er noch immer mehr an den anderen hing als an ihr. Dann weinte sie kleine Glasperlthränen, während ihn wirklich eine Art Fieberschauer durchrieselte, der einer schnellen, flüchtigen Hitze wich. Amanda bemerkte mit vielem Nachdruck, es sei ein Zustand wie ein Nervenfieber; sie bewog den Rat, einen warmen, langen Hausrock von ihrem seligen Vater anzuziehen, den er auch in diesem Augenblick nicht mehr wie früher ablehnte. Er hatte manche der ererbten Kleidungsstücke vertragen, ohne es nur zu bemerken, aber dieses lange, gelbbraune Gewand, das er deutlich von seinen eigenen Sachen unterschied, bisher nicht annehmen wollen. Nun war auch sein heftiger Widerstand gegen das fremde Zeug gebrochen.

Die Frau Professor, die bald darauf mit ihren Kindern in die alte Heimat nach Kiel zurückkehrte, schrieb, daß sie zu ihrem Vater kommen wolle, erhielt aber von Amanda die Antwort, daß es leider nicht passe, da der Rat noch nicht wohl genug sei und sie zwei Nichten bei sich hätten, lebensfrische Mädchen und des Rates besondere Lieblinge, die ihn nach Kräften zu erheitern suchten. Doch der armen Grete wurde es allmählich so bang um ihren Vater, daß sie einige Tage später nochmals ihren Besuch anmeldete. Gleich nach Empfang des Briefes telegraphierte Amanda: „Nicht kommen, weitere Nachricht abwarten.“ Grete aber, die schon im Begriff stand abzureisen, ließ sich nicht mehr hindern, sondern benutzte den von ihr

genannten Zug und traf nachmittags im Städtchen ein.

Das elterliche Haus lag in sonniger Ruh, als sie es erreichte, eine Trauernde und allein. Mit zitternder Hand zog sie die Glocke, deren Klang sonderbar schrill im Hause und in ihrem Herzen wiedertönte. Erst nachdem sie dreimal geschellt, öffnete sich die Thür ein wenig, um das etwas verlegene Gesicht der Haushälterin Doris durchzulassen.

„O je! Die Frau Professor, nun es gar nicht paßt, und die Frau mit dem Besuch ausgefahren ist! Frau Professor haben wohl unser Telegramm nicht gekriegt?“

„Ist mein Vater zu Hause?“ fragte die junge Frau, deren blasses Gesicht sich jäh gerötet hatte.

„Ja ... ja. Die Frau ... die Frau Rat ...“ Doris schien zu schwanken, ob sie die Angekommene annehmen solle oder nicht.

„Ich wünsche nichts weiter,“ sagte diese, Doris zum zweitenmal mit dem großen hellen Blick streifend und mit hoch erhobenem Kopf an ihr vorüberschreitend bis an die letzte Thür des Flures. Sie öffnete diese leise und vorsichtig. Da stand sie in dem traulichen alten Verandazimmer, umfangen von dem Dämmerlicht, das, wie einst durch das dichte Geranke der Rosen streifig und schwankend hereinfallend, dem von Tabaksrauch und Blumenduft durchzogenen Raum etwas Feierliches gab. Der Zorn war schnell von ihrer Seele gefallen; sie meinte wieder ein Kind zu sein. Wie geblendet von dem scharfen Kontrast des Helldunkels mit der draußen herrschenden Sonnenglut, unterschied sie erst nach und nach die Umrisse der Möbel, das Pult am Fenster, das Sofa geradevor mit den beiden Bildern darüber ... nein, sie waren fort. Der Platz, wo sie gehangen, war nur noch durch zwei helle Flecke auf der Tapete angedeutet, die zur Hälfte durch ein großes weibliches Porträt bedeckt waren. Grete erkannte in der wie ein Modekupfer wirkenden Totalfigur im Volantskleid mit dem leeren steifen Gesicht die Stiefmutter nicht. Auf dem Lehnstuhl seitwärts vom Sofatische saß ihr Vater, vermutlich über einem vor ihm liegenden Buche eingenickt. Der heiße Sommertag mochte seine Kräfte abgespannt haben. Auf den Fußspitzen schlich sie zu ihm hin und prüfte mit den sich gewöhnenden Augen das Gesicht, das sie in sechs Jahren nicht gesehen hatte. Wie klein es geworden war und welche sonderbare graugelbe Blässe es bedeckte, wie zusammengesunken der schmächtige Körper!

„Vater!“ rang es sich leise von ihren Lippen, noch ehe sie es wußte, und als er dann die Augen aufschlug, so müde und leer, da preßte sie die Hände auf die Brust, den aufsteigenden Schmerz zu bekämpfen.

„Bist du krank?“ fragte sie.

„Nein, mein Kind, mein liebes gutes Kind.“ Seine dürren, starren Hände liebkosten ihre Wangen, ihre Haare. „Da bist du ja, Grete ... und weißt du, Hans kommt auch noch wieder, ihr beide zusammen.“ Die Stimme des Rates hatte kaum wach geklungen. Aber dann ermunterte er sich bald. „Was dachtest du nur, daß ich nicht zum Begräbnis kam? Amanda war so besorgt um mich — das ist sie immer — sie wollte mich nicht fortlassen. Das quälte mich dann so, daß ich wirklich krank wurde. Sie weiß es ja nicht; sie meint es ja gut. Also sag um Gottes willen nichts, hörst du, Grete! Sprich lieber von dir ... O, ihr habt kein Glück, du und der Hans.“

Der Ausdruck der Verzweiflung auf seinem blassen Gesichte schnitt ihr das Herz ab. Ihn zu beruhigen, setzte sie sich neben ihn, sprach von ihren Kindern, von ihren Plänen für die Zukunft, von den sehr einträglichen Malstunden, die sie zu geben angefangen habe. Der Rat fuhr sich mit einem Taschentuche über die feuchte Stirn. Das große, rötlich darin schimmernde Monogramm mit den Fingerspitzen berührend, hielt er das Tuch plötzlich von den Augen ab, um es mißtrauisch zu betrachten, und warf es beiseite.

„Ich will keine fremden Sachen gebrauchen,“ stieß er keuchend hervor und sah sich scheu nach der Thür um, während er fortfuhr. „Ich erkenne alles an, was Amanda für mich thut, aber ich kann mir das Nötige kaufen ... Ich bin doch kein Bettler.“

Grete strich ihm stumm über die Hand. O, was war aus ihrem Vater geworden!

„Große Ansprüche mache ich wahrlich nicht,“ fuhr er fester fort, „aber es widersteht mir, das Zeug anderer Leute zu tragen ...

hm, die Tücher stammen von Amandas Vater ... dieser Rock auch; er ist zu lang und zu weit ... er ist mir unangenehm. Man mag sagen, was man will ..."

Grete hatte sich so weit gefaßt, daß sie ihn wie ein Kind zur Ruhe redete; denn so schwach und hilflos schien er ihr in dieser scheuen plötzlichen Vertraulichkeit.

Das alles dürfe ihn nicht quälen, flüsterte sie, es würden noch wieder fröhliche Tage kommen, wenn nur erst der Hans wieder da wäre; sie beide hätten ja den Vater so lieb, daß er sich ihretwegen gesund erhalten müsse. Ihr Geplauder mochte dem Rat wie Musik klingen, denn sein Gesicht verklärte sich, wie sie ihm weiter sprach von Hans und von der Kinderzeit und von ihren eigenen Kindern.

„Ja, ja, sie müssen lieb und gut sein," sagte der Rat endlich. „Wie schade, daß sie so wenig begabt sind!"

„Aber Papa ... das ist durchaus nicht der Fall. Wie kommst du nur darauf?"

„Ich ... ich weiß nicht. Amanda hat es, glaube ich ..." Der Rat brach plötzlich ab. Ein Schatten schien über sein Gesicht zu fallen ...

„Was hat Amanda?" tönte es hart und herbe in ihr Gespräch herein.

Sie hatten das Rollen des Wagens überhört und bemerkten die eintretende Hausfrau erst, nun sie ihnen schon nahe stand. „Was hat Amanda?"

„Nichts ... gar nichts," stieß der Rat ängstlich hervor, sich plötzlich wie in seinem Gewissen bedrängt fühlend.

Wie war es nur in ihm aufgestiegen, dies verwirrende Bewußtsein eines tiefen inneren Elends? Wie waren diese fast kindischen Klagen über seine Lippen gekommen?

Die bloße Gegenwart seiner Tochter, der sympathische Klang ihrer Stimme, der rührende Ausdruck des von der breiten schwarzen Krepprüsche umrahmten süßen Gesichtes hatten etwas wie Frühlingsschein über die trostlose Verödung dieses häuslichen Lebens geworfen, das ihm deutlich die klaffenden Risse, die schadhaften Stellen des grauen Gewebes in ihrer erschreckenden Unheilbarkeit gezeigt hatte.

Die Begrüßung der beiden Frauen untereinander machte der peinlichen Erörterung ein Ende. Der Rat seufzte tief auf, während Amanda ohne die geringste Verlegenheit die Ablehnung des Besuches mit bittersüßen Worten entschuldigte.

Sie habe kein Nachtquartier anbieten können und aus diesem Grunde die junge Frau später einladen wollen. Die Kinder erwähnte sie gar nicht, fügte dagegen hinzu, daß ihre munteren Nichten nur dem Onkel zuliebe gekommen seien, ihn in seinem Schmerze zu zerstreuen. Das laute Gelächter der munteren Mädchen klang vom Flur her fast unheimlich durch ihre Rede. Amanda ging nach einigen Augenblicken fort. Der Rat hatte kein Wort mehr gesprochen. Nachdem er sich überzeugt hatte, daß er mit Grete allein geblieben war, zog er eilig einen Schlüssel hervor und drückte ihn ihr in die Hand.

„Da ist der Schlüssel des geheimen Faches in meinem Pulte, das ich dir früher gezeigt habe, nicht wahr?"

Sie nickte.

„Es enthält mein Manuskript und ferner — in einer roten Ledertasche — den Schein über eine nicht gerade beträchtliche Lebensversicherung. Die Summe bleibt dir, wogegen Amanda mein Vermögen bekommt, sowie auch das Haus zum lebenslänglichen Wittum ... Das will ich ändern, darüber will ich ein Kodizill machen," unterbrach er sich heftig. „Nun du deinen Mann verloren hast, muß sie das Haus mit dir teilen, solange sie lebt. Das Haus ist **dein**; es stammt von deiner Mutter und kann niemand anders zukommen als dir."

„... Hat der Herr geläutet?" fragte Doris, breitspurig in die Thür tretend und sich dem Sofa nähernd, obgleich die Frau Professor ihr fortwinkte ... „hm, es war mir gerade so, als wenn der Herr Rat geläutet hätten."

Niemand antwortete ihr, aber die Frau Professor sah sie so erstaunt an, daß sie sich endlich langsam aus der Thüre schob.

„Was hat Doris für Manieren angenommen!"

„Ja ... ja; sie ist durch Amandas Güte sehr verwöhnt."

Grete schwieg. Der wunderliche Druck, der sich ihr auf das Herz gewälzt hatte, als sie wartend vor der Hausthür stand, schien immer schwerer zu werden.

„Das Haus ist **dein**," wiederholte der

Rat leise. „Sorge auch später, daß das Manuskript an den rechten Platz kommt, und ... und ... daß die Rosen im Herbst gut umwickelt werden.“ — Das war gewiß sein innerstes Vermächtnis ...

Der Winter war noch nicht zu Ende, als der Rat den Fuß brach. Die Rosen staken noch fest in der Strohhülle. Er war ein wenig spät vom Spaziergang zurückgekehrt, und da man aus Sparsamkeit noch keine Lampe auf dem Flur angezündet hatte, stolperte er über Amandas Stickrahmen. So kam das Unglück. Er mußte nun mit dem Fuße in Gips liegen, zu welchem Zweck er sein Bett in das Verandazimmer bringen ließ. Amanda, die sich gegen alle ihre Bekannten bitter darüber beklagt hatte, daß die Tochter bei ihrem Besuch den Rat sehr gegen sie eingenommen, beredete ihn, diese nicht durch die Mitteilung zu beunruhigen, damit der Unterricht ihrer Kinder und ihre eigenen Malstunden ungestört fortgingen. Ihre Briefe kamen an jedem Sonntage, so wußte er von ihnen, und sie würden ja auch zu Ostern wieder kommen, wie in den Herbstferien und um Neujahr. Die kurzen Visiten, die sie ihnen dann gemacht, fand Amanda ganz genügend, zumal da sie die Familie mit keinem Worte dazu aufgefordert hatte. — Wer wollte ihr das verdenken? — Sollte sie sich den Frieden ihres Hauses, das gute Verhältnis mit ihrem Mann stören lassen, der ihr nicht gleichgültig war, wahrhaftig nicht!

Amanda, die den Verkehr mit Freunden und Bekannten noch mehr beschränkte, als es längst geschehen war, ging häufig in der Dämmerungsstunde zu ihrem Rechtsanwalt, um ihm in sehr rührender Weise von ihrer Hilflosigkeit und ihrer Verlockung zur Heirat zu erzählen und ihn endlich im Namen des Rates zu einem Besuch aufzufordern.

Sie blieb während des Besuches im Zimmer und überwachte mit stechenden Blicken, wie nach einer längeren Debatte dem Testament ein Kodizill hinzugefügt wurde, und wie der Rat sich mühsam aufrichtete, um es zu unterschreiben. Das lange Liegen hatte ihm entschieden nicht gut gethan.

Es war noch eben rechtzeitig das Kodizill hinzugefügt: die Schwermut, die den Rat bald darauf befiel, hätte seine Zurechnungsfähigkeit zweifelhaft erscheinen lassen können. Wunderlich war er, nach Amandas Ansicht, längst gewesen — die Leute glaubten ihr das — und so war diese Art von Gemütskrankheit am Ende der natürlichste Schluß. Er war immer stiller und teilnahmloser geworden und wollte nicht mehr aufstehen, nun der Fuß schon geheilt war; er lag bis in den Frühling hinein und wollte endlich nicht mehr essen, weil er für seine Kinder und Enkel sparen müsse. Amanda wunderte sich sehr über dieses Symptom — geizig war er nie gewesen. Und nun das noch! Wie manche gestörte Leute gegen ihre Angehörigen eine heftige Abneigung zeigen, winkte auch er seiner Frau fort, sobald sie in das Zimmer trat, oder kehrte das bleiche bekümmerte Gesicht gegen die Wand. Doris, in der etwas von der alten Ergebenheit zu erwachen schien, pflegte ihn treu, während die dafür angenommene Wärterin die Hausarbeit übernahm. Sie war es auch, welche die Frau Rat beredete, die Tochter von der Krankheit zu benachrichtigen, nachdem diese zwei Monate gewährt hatte.

Grete kam nicht zu spät zu ihrem Vater, obgleich das Ende früher eintrat, als es selbst der Arzt erwartet hatte.

„Halte es mit Mama,“ flüsterte der Rat ihr zu, „sie will dir alles wieder zuwenden. Gott sei mit dir und den Kindern!“

Da ließ Grete die kleinen Mädchen in das Zimmer, daß der sterbende Großvater die Hände auf ihre blonden Köpfe legte und sie segnete. Das milde Lächeln, das dabei über seine Züge flog, verklärte sie im Tode. Amandas lautes Schluchzen klang von vorn her hörbar durch das Haus; sie war zu bewegt, um in das Sterbezimmer zu kommen.

— — — — — — — — — — — — — — —

Als Grete nach dem Begräbnis, sich der Worte ihres Vaters erinnernd, das Geheimfach des Pultes öffnete, fand sie darin nur das Manuskript vor; in den Borten zur Seite lagen zwei Dokumente anscheinend ungleichen Alters.

Doris, die ihr auf dem Fuße nachgegangen war, fragte sehr ruhig: „Frau Professor suchen wohl die Testamente?“

„Nein,“ klang es abweisend zurück.

„Da liegen sie in den Borten. Die Frau Rat ist augenblicklich nicht bei der Hand ... Endlich ein wenig eingeschlafen ... Sie meinte

auch, es sei weiter nichts zu besprechen, da alles bleibt, wie es ist..."

„Wie so ... Ist das eine Bestellung an mich?"

„Nein ... ich meinte nur, weil die Frau Rat die alleinige Erbin ist, wie es im letzten Testament steht."

„Ich werde diesen Nachmittag um drei Uhr wiederkommen," sagte die junge Frau, ihre Erregung bekämpfend und das Manuskript ohne eine Erklärung pietätvoll an sich nehmend. Amanda war dann auch sichtbar, fast unheimlich verhüllt in der weitläufigen Trauertoilette und der schwarzen Witwenhaube. Aber die blanken schwarzen Haare und die blanken schwarzen Augen und die unbeweglichen Züge, die um keinen Schimmer verändert aussahen, waren alle auf dem rechten Platze. Es war ein Gesicht, dem gutes und böses Wetter nichts anhaben konnten. Amanda beteuerte zunächst, daß der Rat sein Ende nicht geahnt hätte — wie glücklich das! Er würde sich sonst ihretwegen zu große Sorgen gemacht haben. Wie sollte sie nur, seinem Wunsche gemäß, anständig das Haus bewohnen, nun die Pension ausfiel, die doch ihre Haupteinnahme gewesen! Amanda hoffte sehr, nicht doch noch zum Verkauf des Hauses gezwungen zu sein.

„Papa sagte mir, das Haus sei mein..."

„O ... das hat dein Vater gesagt, wie schändlich, wie doppelzüngig!"

„Still," rief Grete heftig, „kein böses Wort über ihn in meiner Nähe!"

„O, ich bin nervös, ich bin kurz von Atem! ... Doris, das Riechsalz."

Doris brachte zuerst das Riechsalz und brachte danach das neueste der Dokumente, ein gemeinschaftliches Testament der Eheleute Tormählen mit einem frisch hinzugefügten Kodizill, das der verwitweten Frau Rat das Wohnhaus samt dem darin enthaltenen Inventar als Eigentum zusprach.

„Meiner Mutter Haus?" stieß Grete hervor.

„Das mein seliger Mann erbte und mir vermachte."

„... Mein Vater sprach von einer roten Brieftasche, die ich nicht gefunden habe ... Weißt du etwas über ihren Verbleib?"

„Nein."

„Giebt es Abschriften der Testamente?"

„Allerdings; sie werden dir zugeschickt. Für Hans würden sie keine Bedeutung haben, falls er wieder auftauchen sollte. Da sich ein Entsagungsakt von ihm zu deinen Gunsten vorfindet, kommt er gar nicht in Betracht."

Ja, es waren zwei Testamente da, und wie rechtlos auch das zweite sich erwies, so diente es doch dazu, die Sachlage zu verwirren. Selbst die Thatsache, daß ein Paragraph des von Gretes Mutter und dem Rate gemachten ersten Testamentes ausdrücklich betonte, das Haus dürfe nicht veräußert werden, solange eines seiner Kinder Ansprüche darauf mache, klärte den streitigen Punkt nicht auf, da Amanda für den Fall der Nichtigkeitserklärung des Kodizills mindestens mit der Tochter gleichberechtigt sein sollte. Während Amanda erklärte, ihr Recht mit allen Mitteln durchsetzen zu wollen, rieten sachverständige Freunde der Frau Professor dringend von einem Prozesse ab, da sie in ihren beschränkten Verhältnissen die Kosten nicht riskieren dürfe. So kam es zu einem Vergleich, wonach sie und die Stiefmutter das Haus mit dem Mobiliar gemeinschaftlich übernehmen, das letztere unter ihnen geteilt, das erstere einem Makler übergeben werden sollte. Gleich nach dieser Abmachung präsentierte die Frau Rat die rote Brieftasche, die sie nach ihrer Angabe erst jetzt gefunden, in großer Eile. Die fällige Versicherungssumme konnte nämlich nicht ohne die Unterschrift der Frau Professor gehoben werden, und Amanda bat um eine schnelle Erledigung, da das Begräbnis zu bezahlen sei und die Rechnungen des Arztes und des Apothekers eingefordert werden müßten. Eine größere Summe habe der Rat für Doris bestimmt, eine andere für ein Monument; verschiedene kleine Beträge ständen noch offen, da die lange Krankheit mehr als die laufenden Einnahmen verschlungen habe. Den Rest versprach Amanda zwischen sich und ihrer Miterbin zu teilen. Über das ihr früher vermachte Vermögen brauchten keine Bestimmungen gemacht zu werden, da der Rat es ihr zur größeren Sicherheit noch mit warmer Hand geschenkt hatte.

Amanda erbot sich ohne Vergütung in dem Hause zu bleiben, bis sich ein Käufer fände. Natürlich trug sie die Steuern und Haus-

lasten nicht allein. Die kleinen Reparaturen, die vom Rat bestellten Zeitungen, der von ihm bestellte Uhrmacher, das von ihm bestellte Trinkgeld an den Briefträger — wirklich der Rat war ein vorsorglicher Hausvater gewesen — alles wurde gewissenhaft notiert und dividiert. Auch der Lohn der Haushälterin Doris war zur Hälfte von der Frau Professor zu bestreiten, da jene für die beiden folgenden Jahre noch eigens von dem Herrn Rat verpflichtet worden war und aus Treue gegen ihren Herrn eine vorteilhafte Heirat ausgeschlagen hatte. Am Schlusse des Jahres hatte die Frau Professor, statt etwas von der Erbschaft zu bekommen, noch eine kleine Restschuld, die auf das folgende übertragen wurde. Von einem Verkauf verlautete gar nichts.

Als es wieder Frühling geworden war, ohne daß sich etwas geändert hatte, fuhr die Frau Professor nach dem Städtchen, um sich nach dem Stand der Dinge zu erkundigen, sowie auch die früher erwähnte Teilung des Mobiliars vorzunehmen. Amanda, die wieder über Atemnot und Herzschwäche klagte, rief nach dem Riechsalz, sobald sie etwas hergeben sollte, und behielt schließlich die Stücke von irgend welchem Werte für sich. Dann jammerte sie sehr darüber, wie sie sich während des Winters in dem verödeten Hause gefürchtet, und wie schwer es ihr falle, noch länger das Opfer zu bringen, es mit seinen Erinnerungen allein zu bewohnen. Aber die beiden Kaufliebhaber, die dagewesen, hätten sich wieder zurückgezogen, und eine öffentliche Versteigerung bringe zu viele Kosten. Amanda, die von dem Manuskripte erst jetzt Kunde erhalten hatte, machte der Stieftochter Vorwürfe, daß sie es nicht zu verwerten gesucht, wie es den Verhältnissen der beiden Erbinnen entsprochen hätte. Man mache viel Wesens davon, und es sei doch wohl etwas damit zu erreichen gewesen. Grete zog es vor, der Frau Rat nichts zu erwidern. An diese Angelegenheit ließ sie sich nicht rühren. Das Manuskript, das ihr und ihrem Bruder zur Übergabe an ihre Vaterstadt vermacht gewesen, hatte eine ehrenvolle Aufnahme gefunden. Der Mann, der einer der stillsten und unthätigsten Bürger geschienen, hatte sich ein großes dauerndes Verdienst um die Heimatstadt erworben.

Amanda schmachtete weiter in ihrer Einsamkeit. Aber um sie nicht ganz verzweifeln zu lassen, kamen ihre Verwandte oft zu ihr. So wohnten nicht nur während des Sommers die beiden lebensfrischen Nichten im Giebelzimmer des Rosenhäuschens, sondern auch andere Mitglieder ihrer Familie benutzten es als Landhaus. Als es in seinem schönsten Blütenschmucke stand, fuhr eine Schar von Ausflüglern nach dem Städtchen, die, in der Eisenbahn einen zwanglosen Humor entfaltend, sich wenig um zwei andere Passagiere, die Frau Professor und einen ihr gegenübersitzenden Herrn, bekümmerten. Die fröhliche Gesellschaft unterhielt sich unter anderem über ein Plakat, das geändert werden müsse; statt: „Dieses Haus ist zu verkaufen,“ müsse es heißen: „Dieses Haus ist nicht zu verkaufen,“ — ein Witz, der lebhaften Beifall fand. Sie alle stiegen im Städtchen aus.

Die Frau Professor ging mit dem sie begleitenden Herrn zu verschiedenen Personen im Städtchen, dann nach dem Friedhofe und von dort erst zu ihrer Stiefmutter. Als sie sich dem Hause näherten, klangen ihnen bekannte Stimmen entgegen. Es waren ihre Reisegefährten, die, mit anderen Personen im Garten verstreut, laut sprachen und lachten. Amanda, die sich in ihrem schwarzen Schleppkleide wie ein müder Trauerfalter unter ihnen bewegte, kam ihnen keuchend entgegen. Die Überraschung schien sie sehr zu verstören. Da der Herr zur Seite trat, ohne sich vorstellen zu lassen, erleichterte Amanda zunächst ihr Herz durch Klagen über ihre Leiden und über ihre Einsamkeit. Sie ertrug das Leben in dem öden Hause nicht mehr; ihre Verwandten hatten auch deshalb heute ein Picknick bei ihr veranstaltet, da sie selber die Bewirtung nicht bezahlen könne.

„Dürfen wir das Haus sehen?“ fragte Grete einsilbig dagegen. Ein mißtrauischer Blick Amandas traf den vermutlichen Käufer. Sie trat mit Grete in die Thür, indem sie, flüchtig zurücksehend, gegen diese bemerkte.

„Diese Umgebung lastet auf mir, aber bei der Baufälligkeit des Hauses ist wenig zu hoffen. Das Dach wird so schadhaft, daß etwas geschehen muß, freilich waren die Latten von Anfang an zu dünn ... außerdem macht sich jetzt der Schwamm im Holzwerk

bemerkbar." Ihr Blick fiel in das offenstehende Vorderzimmer, von wo aus eine silberstrahlende Tafel im anstoßenden Eßsaal sichtbar war. Grete ging, ihrer Stiefmutter vorauf, rasch daran vorüber nach dem bekannten Verandazimmer, das der Rat solange bewohnt und in dem er sein Leben beschlossen hatte. Der Herr folgte ihnen. Während dieser sich noch immer schweigend in dem Zimmer umsah, sprach Amanda weiter von ihrem Wunsch, das Haus zu verlassen, und von der Unmöglichkeit, einen Käufer zu finden. Wie aus tiefen Gedanken erwachend, unterbrach der stattliche Mann sie plötzlich mit den Worten: „Bemühen Sie sich deswegen nicht weiter, Madame ... Ich kaufe das Haus."

„Mein Bruder," fiel Grete ein. Amanda wurde starr.

„Da ich gekommen bin, die Angelegenheiten meiner Schwester zu ordnen, habe ich schon bei dem Rechtsanwalt und bei dem Makler vorgesprochen. Sie können zu jeder Zeit ausziehen."

„Aber mein Gott!" rief Amanda, in der Bestürzung ihre Rolle vergessend. „Unbarmherzig vertrieben soll ich werden, aus dem Hause meines Mannes gestoßen ... ich, in meinem Alter, allein und ohne Existenzmittel?"

Der Fremde sah sie sehr flüchtig, sehr scharf an. Es war etwas Verwirrendes in dem Blick, aber Amanda hielt ihm stand, ohne eine Miene zu verändern. Ihr Gesicht schien nur immer steifer und fahler zu werden, während es in ihrem Inneren kämpfte.

„Ich muß Sie vorhin mißverstanden haben," sagte der Fremde kalt und höflich. „Bleiben Sie in meinem Hause, bis Sie eine Ihnen zusagende Wohnung finden. Da ich den geforderten Preis voll auszahle, wird der Kontrakt schon ausgestellt und noch heute von meiner Schwester und mir unterzeichnet. Morgen erhalten Sie die Hälfte der Summe gegen Ihre Unterschrift durch den Rechtsanwalt."

Amanda drehte den noch immer glänzend schwarzen Kopf langsam gegen den heimkehrenden Sohn und wendete die Glasperlaugen voll Staunen auf ihn. — Das also war er? Ein schöner eleganter Mann fürwahr, mit selbstsicheren, etwas rätselhaften Zügen! Eine Pause trat ein.

Das Geschwisterpaar stand groß und schweigend nebeneinander in dem dämmerigen Zimmer, wo der Vater nicht mehr weilte, und es ging, wie ein Schauer ewigen Sehnens, wie ein Echo verhallter Seufzer durch den Raum, den wieder von draußen her die Rosen umkränzten. Hans und Grete schienen gekommen, seine Manen zu wecken; ihre Gegenwart fing an peinlich auf Amandas Nerven zu wirken. Sie hatte so oft mit ihren Nerven gespielt, daß die Nerven sich an ihr rächen zu wollen schienen. Ein ganz fremdes Gefühl schüttelte sie, ein Gefühl, für das sie weder einen Namen noch eine Erklärung hatte, da sie die in ihrem Inneren erwachende Stimme nicht kannte.

„Sie sind wohl als ein Krösus von Indien zurückgekehrt?" brach sie tapfer das Schweigen und lachte etwas mißtönig. „Hätte das doch Ihr Vater erlebt!" Aber sie erschrak vor dem schmerzlich erregten Gesicht, vor den in stummen Vorwürfen verdunkelten Augen ihr gegenüber.

„Ich kann meine Lage übersehen und für meine Schwester sorgen," klang es zögernd zurück. „Desgleichen würde ich die Witwe meines Vaters nicht in Not kommen lassen."

Amanda wurde trotzdem des Augenblicks nicht froh; sie wünschte, daß er vorüber wäre.

„Sollten Sie also in Wahrheit des Geldes bedürfen, so wird meine Börse Ihnen zur Verfügung stehen." Der Stiefsohn hatte höflich gesprochen. — Was konnte Amanda mehr wünschen als dieses Entgegenkommen? Dankbar ergriff sie seine Hand, um sie in der ihrigen zu schütteln. Aber Hans, der einen Blick auf die knochige Hand gethan hatte, warf plötzlich den Kopf mit einem Ruck des Erstaunens in den Nacken und ließ sie fahren. Er schien zu taumeln, als blende ihn der Ring mit seiner Fülle seliger Erinnerungen; sein nächster Blick glitt irrend über die Sofawand, wo das alles Gestalt gewinnen mußte, was dieser Ring ihm vor die Seele gezaubert. Halb unter dem großen steifen Porträt der Stiefmutter hervortretend, halb davon verdeckt, sahen ihn zwei bleiche Flecke statt der geliebten Bilder an. Und es blitzte auf in seinen Zügen; seine Augen füllten sich mit Thränen, während seine Stirn sich in maßlosem Zorn verfinsterte.

„Wie ... wie kommen Sie dazu, diesen

Ring zu tragen?" fuhr er die Stiefmutter heftig an.

„Mein seliger Mann hat ihn mir gegeben ... geschenkt," sagte Amanda ruhig.

Hans kam zu sich, doch zitterte seine Stimme noch leise.

„Es muß ein Irrtum vorliegen," sagte er, wie sich selber beschwichtigend, „mein Vater hat Ihnen den Ring anvertraut, daß Sie ihn mir übergeben."

„O nein, er hat ihn mir geschenkt, so wahr ein Gott im ..."

„Still," rief Hans, der früheren Heftigkeit aufs neue verfallend. „Mein Vater hat nicht verschenkt, was ihm nicht gehörte —"

Aber Amanda rüstete sich zum Kampf. Nun ihr so manches gelungen, mochte ihr auch dies gelingen. Sie nahm ihre freundlichste Miene an, jene bittersüße, die sich gegen Schwächere als diesen hohen Deutsch-Indier oft so wirksam erwiesen hatte.

„Das mag nun sein, wie es will," sagte sie mit einem Anflug verspäteter Schelmerei. „Der Ring ist mir als ein Geschenk meines Seligen zu lieb, als daß ich mich davon trennen sollte." Während sie sich bewegte, leuchteten die Strahlen des Diamanten durch das Dämmerlicht des Verandazimmers. Hans sah wieder darauf und bedeckte die Augen mit der Hand, als könne er es nicht ertragen, sein Kleinod, seinen Talisman an jenem Finger zu sehen.

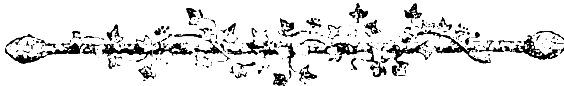
„Wirklich," fuhr Amanda mit mehr Sicherheit fort, „schon aus Pietät gegen Ihren Vater gebe ich ihn nicht fort."

Die Hand des Stiefsohnes hatte sich unwillkürlich geballt während dieser Rede. Er zauderte, er kämpfte mit sich selbst. Plötzlich kam ihm ein Entschluß: er wußte selbst nicht wie, nicht woher. Er wollte den Ring retten, ihn diesem Weibe entreißen, dieser entweihenden Berührung entziehen, und ehe er sich noch seine Handlungsweise klar gemacht, packte er ihre Hand und preßte sie fest in die seinige.

„Sie können gar nicht fortgeben, was sie mit keinem Rechte besitzen ... und darum nehme ich es Ihnen," sagte er in leisem, drohendem Ton, während er ihr wie ein Rächer in das starre Gesicht sah. „Ich frage Sie nicht, was Sie an meinem armen Vater gesündigt, ich frage Sie nicht, wie Sie meine Schwester behandelt haben. Es interessiert mich nur zu erfahren, ob noch irgendwo in Ihnen so viel Scham wohnt, daß Sie sich des lange vergessenen Errötens erinnern können." Und gewaltsam den Ring von ihrer Hand streifend, daß sie einen leisen Schmerzenslaut ausstieß, sah er ihr mit zürnender Neugier in das fleckig erglühende Gesicht.

„Ja doch! Es ist mir gelungen, die Farbe der Scham auf Ihre Wange zurückzurufen ... Sie steigen in meiner Achtung, Madame! Und nun leben Sie wohl ... Ihre übrigen Angelegenheiten sollen zu Ihrer Zufriedenheit geordnet werden ..."

Doris sah dem sich entfernenden Geschwisterpaar durch die halbgeöffnete Thür mit stumpfer Teilnahme nach, während die Besucher Amanda umstanden, die es vergaß, nach dem Riechsalz zu rufen.





Litterarisches.

Der Sohn seines Vaters und andere Novellen. Von Paul Heyse. (Berlin, Wilh. Hertz.) — Paul Heyse liebt es, wie weiland Vater Zeus, seinem Publikum in vielerlei Gestalten zu erscheinen: als Romanschriftsteller, als Lyriker, als Epiker, als Märchenerzähler und — nicht zu vergessen — als Dramatiker. Der reiche, gediegene Schatz echtdichterischer Begabung, den ihm die Musen in die Wiege gelegt haben, reichte aus, um ihn auf allen diesen Gebieten Werke schaffen zu lassen, deren sich ein wackerer, auf sich haltender Poet nicht zu schämen braucht; aber es ist nun einmal so: gerade die, welche ihn am besten zu verstehen und am aufrichtigsten zu lieben glauben, sehen ihn als Novellisten doch immer am liebsten. In der zierlichen Kunstform der Novelle kann der Meister nun einmal am besten die bunten Fäden seiner anmutigen Phantasie spielen lassen, in der Novelle am besten von den graziösen Feinheiten seines blanken, geschliffenen Stiles Gebrauch machen, in der Novelle endlich auch am besten seine seelenkundige, schwierige Probleme des Herzens geistreich entwirrende Lebensweisheit und Menschenkenntnis entfalten. Dazu kommt noch eins, was uns seine novellistische Begabung bei jedem neuen Bande in frischem Jugendreiz erscheinen läßt: jede seiner Novellen ist sein unbestreitbares originales Eigentum, trägt in Erfindung und Ausgestaltung den Stempel echt Heysescher Kunst und läßt auch nicht von ferne den sonst so gefährlichen Gedanken einer Entlehnung aufkommen. Selbst das oft behandelte Thema des Kindesmordes hat in der Novelle „Medea" so viele feine, überraschende Wendungen erhalten, daß man an litterarische Vorbilder, auch an das im Titel herbeigezogene Grillparzersche, gar nicht zu denken braucht. Ob der stets auf tiefste seelische Motivierung bedachte Verfasser in der eigenartigen Gestaltung seines Themas dann und wann nicht zu viel des Guten thut, ist eine andere Frage, die ich nicht ohne weiteres zu seinen Gunsten entscheiden möchte. In der Novelle „Männertreu" wenigstens, die zeigt, wie eng in einer keineswegs unedlen Mannesseele Liebessehnsucht neben Liebestrauer wohnen kann, sind mir die Fäden für ein Stück Leben fast gar zu fein gesponnen, und auch „Verratenes Glück", dieses psychologische Meisterwerk des oft bewährten Kenners der Frauenseele, den Lesern zuerst in den „Monatsheften" bekannt geworden, ruht auf einer so leicht und zart konstruierten Hypothese, daß man fürchten muß, im Leben der Wirklichkeit werde dieser gar zu künstlich ersonnene Bau keine Stätte haben. Überhaupt darf man in diesem trotz alles Ernstes lieblichen und freundlichen Buche auf die vielerlei Fragen, die der harte Kampf ums Dasein an uns Menschen stellt, keine Antwort erwarten: Heyses Helden und Heldinnen wandeln unbeschwert von den gemeinen Sorgen des Alltags freien und leichten Fußes wie auf Wolken hin, seine Kunst ist eine sorgen- und grillenlösende Kunst des Feiertags, und auch hinter der im ersten Augenblick erschütterndsten Geschichte lächelt das heitere Auge eines Lebenskünstlers, der selbst Honig zu saugen weiß aus den Disteln.

Wie in den meisten dieser Novellen die Frau im Mittelpunkte der Handlung steht und zwischen den Zeilen manche ritterliche Lanze für ihre Rechte im sittlichen und geistigen Leben gebrochen wird, so hat Paul Heyse neuerdings auch mit einer besonderen Veröffentlichung unmittelbar in den Kampf eingegriffen, dessen sehr mannigfache und sich widersprechende Erscheinungen wir unter dem Namen „Frauenbewegung" zusammenfassen. Aber was er auf dem Herzen hatte, ist nicht etwa, wie man vielleicht bei der Leidenschaftlichkeit, die diese Bewegung auszeichnet, erwarten könnte, zu einer aufgeregten Streitschrift geworden, sondern hat sich diesem klaren und ausgeglichenen Geiste in das freundliche Gewand einer unterhaltenden Novelle gefügt, mit dem Titel **Marthas Briefe an Maria** (Stuttgart, J. G. Cotta). Der Dichter führt sich — den holden Betrug werden die Leserinnen ihrem Liebling gern verzeihen — als Vertrauter einer jungen Frau ein, die ihm ihren Briefwechsel mit einer nach England, dem gelobten Lande der Frauenemancipation, geflüchteten Freundin zur Verfügung gestellt habe, und läßt uns nun mit Hilfe dieses Gedanken- und Erfahrungsaustausches zwei konkrete weibliche Lebensbilder sehen, die in ihrer Gegensätzlichkeit Licht und Schatten, Für und Wider der Streitfrage trefflich illustrieren.

Dabei macht der „Herausgeber“ kein Hehl daraus, auf welcher Seite seine Sympathien zu suchen sind. Nach eigenem Geständnis ist es ihm vor allem darum zu thun, durch die Selbstenthüllung seiner Heldin zu erhärten, wie recht die Frauen haben, wenn sie in der Forderung einer gründlicheren, auch geistig selbständiger machenden Mädchenerziehung mehr denn eine bloße Brotfrage sehen. Wohl hat auch Frau Martha erfahren müssen, wie unzulänglich die landläufigen höheren Töchterschulen ihre Zöglinge für den Kampf ums Dasein ausrüsten, wenn diesen nicht Rat und That der Eltern oder ein schützendes Vermögen zur Seite steht — doch selbst nachdem ihr die Gunst des Glückes zu teil geworden, dem „natürlichen Beruf“ des Weibes, den Gatten- und Mutterpflichten, sich widmen zu dürfen, empfindet sie es noch als eine Verkürzung ihres Menschenrechtes, daß ein alteingewurzeltes Vorurteil ihr verwehrt, neben ihrem zu freierem und selbständigerem Denken und Forschen erzogenen Manne in gleichem Schritt und Tritt einherzugehen. Ehrliches Ungenügen an dem nicht Halb und nicht Heil unserer weiblichen Bildung, die Steine giebt anstatt des Brotes, ein heißes Verlangen, höher hinaufzuwollen, zur Ebenbürtigkeit mit dem geliebten Manne: das ist hier die Quelle der „Emancipation“. Dieses brennende Bedürfnis bleibt in dem von Heyse behandelten Falle unbefriedigt, aber ein Ausblick am Schluß seines Buches weist tröstend in das bessere Land der Zukunft: das Glück, das Frau Martha nicht blühte, wirft aller Wahrscheinlichkeit nach wenigstens ihrem Töchterchen seine Früchte in den Schoß. Wenn es sein „Flügelkleid“ anzieht, wird ein echtes, rechtes Mädchengymnasium ihm seine Pforten öffnen, und damit dieses gleich würdig seine hohe Aufgabe erfüllen könne, hat Heyse den Ertrag seines Buches für eine in München bereits im Entstehen begriffene Anstalt solcher Art bestimmt. F. D.

* * *

Aus meiner Jugend. Erinnerungen von Rudolf von Gottschall. (Berlin, Gebr. Paetel.) — Wie alle Erinnerungsbücher unserer siebzigjährigen Jubilare, empfängt auch dieser stattliche Memoirenband seinen ersten entscheidenden Stempel von dem Sturm und Drang der vierziger Jahre, einer jener seltenen Zeiten unserer vaterländischen Geschichte, wo Politik und Litteratur Arm in Arm in enger Gemeinschaft nebeneinander gingen und ein junger Dramendichter sich ohne große Überhebung als künftigen Staatsleiter träumen durfte. Aus dieser Zeit des „Vormärz“ schöpfen die Gottschallschen „Erinnerungen“ ihren Hauptstoff: sie erzählen von studentischen Excessen und Demonstrationen, von polizeilichen Überwachungen und Verfolgungen, vergessen aber über der eigenen lieben Person nie die Menschen der kaleidoskopartig wechselnden Umgebung und bescheren uns so eine lange Galerie von fein und zart ausgeführten Charakterbildern aus der Politik, Litteratur, Kunst und Gelehrtenwelt der vormärzlichen Periode. Dabei begrüßen wir es mit Freude, daß der ruhelos verfolgte Poet viel hin- und hergeworfen worden ist, daß er nicht bloß Königsberg und Breslau, sondern auch Leipzig und Berlin gründlich kennen gelernt und an diesen Stätten mit den mannigfachsten Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens Fühlung gewonnen hat. Es ist manch „dunkler Ehrenmann“ darunter, dessen Namen kein Lied noch Heldenbuch nennt, der aber nun, dank dem dichterisch-feinsinnig auslegenden Bildnis, das Gottschall auf diesen Blättern von ihm entworfen hat, doch auch an seinem bescheidenen Teile mit beitragen wird zur allseitigen Erhellung dieser gärenden, rastlos bewegten, einzigartigen Zeit. Doch das treffliche Gedächtnis dieses liebenswürdigen Plauderers reicht über die vierziger Jahre hinaus und verweilt mit besonderer Andacht und Wärme gerade bei den frühesten Jugenderinnerungen: etwas umständlich und nicht ohne einen leisen Anflug von Eitelkeit erzählt uns der alte Herr von seinen poetischen Versuchen auf der Schulbank, sieben Dramen und ungezählten Epen und Gedichten, weiß zugleich aber über häusliche und pädagogische Zustände der dreißiger und vierziger Jahre sowie über den Bildungskreis und die dienstlichen Verhältnisse damaliger preußischer Offiziere so viel kulturgeschichtlich allgemein Interessantes in anmutiger Form zu berichten, daß man sich immer wieder gern von dieser behaglichen Plauderkunst fesseln läßt. Das Beste, was man sich von einem Memoirenwerke versprechen darf, bringt uns dieses in außergewöhnlichem Maße: ein unverfälschtes, lebendiges und warmes Kulturbild aus einer vergangenen Zeit, doch voller bedeutungsvoller Parallelen und guter Lehren für die gänzlich veränderte Gegenwart. F. D.

* * *

Die Entwickelung der französischen Litteratur seit 1830. Von Erich Meyer. (Gotha, F. A. Perthes.) — Leichte Feuilletonarbeiten über die neuere französische Litteratur, namentlich über französische Dramatik giebt es fast übergenug; was uns fehlt, ist eine nach wissenschaftlichen Grundsätzen ausgeführte sorgfältige und zuverlässige litterarhistorische Arbeit, die uns in sachlicher Ruhe, zugleich aber mit treffsicherer, wohlgeschulter Kritik die Entwickelungsstufen der modernen französischen Litteratur zu schildern und dadurch auch klärend auf unsere eigenen litterarischen Bestrebungen, die von den französischen so vielfach abhängig sind, zu wirken verstünde. Erich Meyers ernstes Buch erfüllt nun zwar dieses Ideal einer deutschen Geschichtsschreibung der französischen Litteratur noch nicht, aber es thut den ersten Schritt auf dem gekennzeichneten richtigen Wege, der vor ihm kaum schon betreten war. An Vollständigkeit läßt diese Übersicht noch manches zu wünschen übrig, insbesondere scheint der Verfasser den leichteren Dramatikern des Tages gar zu geflissentlich aus dem Wege gegangen zu sein; aber man

hat hier wenigstens das beruhigende Gefühl, überall auf festem Grunde zu stehen und an der Hand eines Kenners zu wandern, der seine Weisheit nicht aus trüben, abgeleiteten Quellen, sondern aus den Originalwerken der französischen Dichter geschöpft und sich danach sein selbständiges, zudem mit gutem Geschmack vorgetragenes Urteil gebildet hat. Wenn Meyer auf dem hier gelegten tüchtigen Grunde weiter baut, feilend, bessernd und vor allem ergänzend, so wird er mit seiner Arbeit vielen eine höchst willkommene Gabe bieten. F. D.

* * *

Renaissance. Neue Studien zur Kritik der Moderne von Hermann Bahr. (Berlin, S. Fischer.) — Hermann Bahr fühlt sich seit langem als Führer der jungen Wiener Litteratur, nicht mit Unrecht, darf man sagen, wenigstens ist er auch heute noch ein äußerst charakteristischer Typus dieses für unser Empfinden gar zu sehr ins Weiche und Weibliche hinüberschweifenden l'art pour l'art. Nunmehr hat er seine in der von ihm begründeten Wiener Wochenschrift „Zeit“ erschienenen Essays und Feuilletons über moderne Litteratur und Kunst in einem mittelstarken Bande gesammelt und diese bunten Blüten mit dem einigermaßen anspruchsvollen Titel „Renaissance“ zu einem losen Strauße zusammengebunden. Wenn wir die hier vereinigten Studien einzeln nacheinander genießen — eine feste, Zusammenhang gebende, Richtung weisende Idee vermag ich nicht zu entdecken —, so werden wir noch einmal alle die merkwürdigen, krausen Bewegungen, Schulen, Einzelerscheinungen, Theorien und Interessen der jüngsten Jahre miterleben, in unmittelbarster, packendster Frische, denn die überlegene Sachlichkeit des ruhigen, außerhalb der Arena stehenden Historikers ist diesem stets im aufregenden Getriebe des lauten Tages stehenden Polemiker ein völlig fremdes Gewand. Viel Belehrung und Aufklärung darf man in seiner Studiensammlung nicht suchen, wohl aber temperamentvolle Anregung und geschmackvolle Anleitung, alles Schöne und Feine mit raffinierter Zunge bis auf die letzte Neige seines Reizes auszukosten. F. D.

* * *

Marburg, die Perle des Hessenlandes. Ein litterarisches Gedenkbuch, herausgegeben von Wilhelm Schoof. (Marburg, N. G. Elwertsche Verlagsbuchhdlg.) — Ein Städtebild — aber keins der landläufigen Art, sondern ein bunter, mannigfaltiger Ehrenkranz, geflochten aus den litterarischen Blüten, die dankbare Wanderer und Gäste seit zwei, wenn wir das „Leben der heiligen Elisabeth“ mitzählen, sogar seit sechs Jahrhunderten der lieblichen Musenstadt an der Lahn als Gruß zu Füßen gelegt haben. So ist ein freundliches Gedenkbüchlein entstanden, das auf jedem Blatt von den idyllischen Schönheiten der „Perle des Hessenlandes“ vielerlei Rühmliches zu berichten und zu erzählen weiß, das aber auch dem Geschmack des Herausgebers und seiner Mitarbeiter alle Ehre macht. Man unterschätze das Verdienst solcher Auswahl geschichtlicher Zeugnisse nicht! Nur allzuleicht geht hier durch ein reines „Sammelsurium“ der echte landschaftliche Stimmungsgehalt in die Brüche, der bei einem Städtebild doch gerade so gut die Hauptsache bleibt wie bei einem Bildnis der Geist, der die verschiedenen Farbentöne zusammenhält und beseelt. Besonders reichhaltig ist in der anmutigen Blütenlese die Romantik vertreten, nicht zufällig, sondern entsprechend der Geschichte des deutschen Naturgefühls und gemäß dem inneren Einklang, in dem die Eigenart hessischer Landschaftsschönheiten mit den ästhetischen Neigungen dieser poetischen Schule und Richtung steht. „O, eine prächtige Gegend! Mit jedem Schritt romantischer und schöner. Hohe Berge, aber keine kahle Hügel, sondern mit mannigfachem Grün geschmückt. Wiesen und Wiesenquellen. Links das Schloß auf dem Berg, von der Abendsonne vergoldet. Vor mir ein Dörfchen, das man vor Bäumen nicht würde sehen können, verriete es nicht der aufsteigende Rauch ... Dann sitze ich unter einem Weidenbaum und sehe nichts wieder als die schöne Gegend.“ So schreibt Jakob Grimm in einem Marburger Briefe aus dem Jahre 1802, und wenn man mit diesen Worten eine Stelle aus Franz Dingelstedts „Wanderbuch“ vergleicht, das etwa vierzig Jahre später erschienen ist, so hat man den Schlüssel für die geheime Sympathie in Händen, die die ganze Romantik immer wieder zu Marburg hingezogen hat. Dingelstedt charakterisiert dort die Gegend um Marburg folgendermaßen: „Es giebt solche Gesichter, über deren Reiz man sich keine Rechenschaft zu geben weiß; man kann's nicht bestimmen, wo ihnen, wie man zu sagen pflegt, das Schöne sitzt, man sieht sie eben an und sieht sie wieder an und liebt sie, immer noch ohne zu wissen warum. Solchen Gesichtern begegnet man wohl hier und da auf altdeutschen Gemälden — einfache, reine, harmlose Züge, klare Augen, milde Linien, frommer Ausdruck, schlichtes Haar, sie besitzen nicht den Zauber italienischer Madonnen, nicht das süße, wollüstige Fleisch venetianischer Aphroditen, nicht das Pikante eines modernen Kostümbildes von Riedel oder Riepenhausen, und dennoch bleibt man still davor stehen und lächelt sie an, die einem selber entgegenlächeln.“ Diese ausgeprägt deutsche Schönheit Marburgs ist es, die uns auch an dem vorliegenden holden Gedenkbuch vor allem zum Bewußtsein kommt: dazu helfen außer dem Text auch die zahlreichen Abbildungen, von denen übrigens viele — und nicht die schlechtesten, wie wir wohl sagen dürfen — unseren „Monatsheften“ entnommen sind.

F. D.

* * *

Aus dem Nachlaß des vor zwei Jahren verstorbenen Wörterbuchschreibers Professor Daniel Sanders ist als erste Gabe ein starkes Citaten-

lexikon erschienen (Leipzig, J. J. Weber), das aber seine Grenzen weiter zieht als die sonst mit diesem Titel bedachten Not- und Trostbüchlein. Nicht nur „geflügelte Worte“ umfaßt es, landläufige Citate, Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten, sondern auch — und das bedeutet eine ungeheure Gebietserweiterung — Sentenzen. Eine ungeheure nicht bloß, sondern auch eine fast unbeschränkte. Grenzen vermag ihr außer dem Zufall, der bei allem menschlichen Werk seine Hand im Spiele hat, nur der Geschmack zu ziehen. Daniel Sanders hat für sein großes „Wörterbuch der deutschen Sprache“ wie für seine sonstigen deutschsprachlichen Nachschlagebücher schier unheimliche Stöße von Büchern und Schriften durchgepflügt, und wäre allein an einer mehr oder minder umfangreichen Anhäufung von „schönen Stellen“ aus unseren Dichtern und Schriftstellern gelegen gewesen, dann hätte wohl ein tiefer Griff in die Belegschätze seiner früheren Werke genügt. Daß der Herausgeber höhere Zwecke mit dem nunmehr vorliegenden Werke verfolgte, beweist die Thatsache, daß er, wie ich aus persönlicher Bekanntschaft mit ihm versichern darf, einen gewaltigen Stoß unserer besten Litteratur für dieses sein letztes Buch, das Nesthäkchen seines beispiellosen Gelehrtenfleißes, von Grund auf abermals durchlas, um nun nach einheitlichem Plane die Idee dieses „Citatenlexikons“ durchzuführen. Gearbeitet hat dieser an Entsagung und Bedürfnislosigkeit wirklich heldenhafte Mann Zeit seines Lebens wie die Biene; nun flog er, von Natur selber mit hübscher poetischer Begabung ausgestattet, auch einmal wie die Biene von Blüte zu Blüte und sog Honig aus tausend Kelchen. Die Beschäftigung an diesem Werke war eine der wenigen Freuden, die in seine enge, weltabgeschiedene Gelehrtenstube ihre dürftigen Sonnenstrahlen schickten. Nun erst, lange nach seinem Tode, halten wir die Frucht dieser seiner letzten Arbeitswonnen in der Hand: sie mutet mich an wie eine Blume, die aus seinem Grabe gesprossen ist, durch die der Tote dem trotz aller Mühen so geliebten Tageslichte seinen letzten Gruß sendet. Eine Sammlung von sinnvollen und anregenden Gedanken wollte er geben, die erzieherischen oder kulturgeschichtlichen Wert haben. Das ist ihm gelungen, und bei der Ansammlung dieses Schatzes hat er noch einmal seine erstaunliche Belesenheit und Vielseitigkeit leuchten lassen. Die Bibel, Homer, Shakespeare, Lessing, Goethe, Schiller, Jean Paul, Rückert, Bismarck — es bedarf wohl nur dieser Namen, um die Reichhaltigkeit der hier aufgespeicherten Lebensweisheit zu kennzeichnen. Und nicht genug damit! neben das Sprichwort und Stammbuchblatt treten treffende Gedanken und kernhafte Worte aus den modernen Tageszeitungen, zum Ernst des politischen Redekampfes gesellt sich der schalkhafte Humor der „Fliegenden Blätter“, die beißende Satire des „Kladderadatsch“. So dürfte man ohne allzu rosigen Idealismus auch wohl diesem Büchlein wünschen, daß es, wie's sich Jakob Grimm einst für sein großes Wörterbuch erhoffte, fortlaufend gelesen würde, nicht als bloßes „Handlangerbuch“; aber auch wenn es nur als Helfer und Tröster in Gedächtnisnöten angerufen wird, darf es sich mit Goethes lebenskundigem Wort trösten: „Eine Sammlung von Anekdoten und Maximen ist für den Weltmann der größte Schatz, wenn er die ersten an schicklichen Orten ins Gespräch einzustreuen, der letzten im treffenden Falle sich zu erinneren weiß.“ F. D.

* * *

Recht und Sprache. Ein Beitrag zum Thema vom Juristendeutsch von Dr. L. Günther. (Berlin, Karl Heymann.) — Seit einer Reihe von Jahren, namentlich seit Otto Schröders und Gustav Wustmanns Anklageschriften, ist der Ausdruck „Juristendeutsch“ zum geflügelten Worte geworden, die Vorstellungen aber, die sich damit verknüpfen, sind nicht gerade rühmlicher Art. Wir denken dabei hauptsächlich an das Ur- und Vorbild aller papiernen Ausdrucksweise, an die steifleinene, formelselige Kanzlei-, Kurial- und Aktensprache, die der natürlichen, unverdorbenen Redeweise des Laien zu gleicher Zeit so geheimnisvoll unverständlich und verschroben anmutet. Mit allen möglichen Waffen ist schon gegen dieses Zerrbild des Stils gekämpft worden, mit den leichten Peitschenschlägen des Witzes wie mit dem schweren Geschütz der Grobheit, aber die Teufelchen haben sich zu fest zwischen den staubigen Akten eingenistet und wollen noch immer nicht das Feld räumen. Und doch erstehen ihnen auch in den Amtsstuben der heiligen Themis selbst, aus den Kreisen der Juristen von Tag zu Tage mehr Gegner, die ihnen Kampf aufs Messer geschworen haben. Ich könnte eine lange Reihe von klangvollen Namen herzählen, deren Träger sich bereits an diesem Feldzuge beteiligt haben: es sei genug, hier an die verdienstvollen Schriften von Landgerichtsrat Bruns in Torgau, Reichsgerichtsrat Hermann Daubenspeck in Leipzig, Geh. Justizrat Walther Gensel ebendort und Prof. Dr. Gierke in Berlin zu erinnern. Zu ihnen hat sich nun kürzlich ein neuer Kämpe gesellt, eben der oben genannte Gießener Professor der Rechte L. Günther, und man muß sagen, in so schwerer Rüstung, daß es schier ein Wunder wäre, wenn auch ihm die widerborstigen Kobolde noch standhalten wollten. Die Gelehrsamkeit, die der Verfasser aufbietet, ist geradezu atemberaubend. Noch nicht ganz sechzig Seiten Text, und daran angeschlossen nicht weniger als 262, sage und schreibe: zweihundertzweiundsechzig Seiten enggedruckter Anmerkungen. Und trotz alledem! unter diesem hergehobenen „Schutt der Werkstatt“, den ein künstlerisch gebildeter Geist besser in der Verschwiegenheit der Studierstube hätte begraben sein lassen, liegt ein guter, gesunder Kern des Neuen und Wahren versteckt, aus dem die Berufsgenossen des Verfassers manches Heilsame lernen könnten! Hier werden nicht bloß die Beziehungen zwischen Recht und Sprache erörtert und die Hauptmängel

der Juristensprache noch einmal vor den Richterstuhl gezogen, sondern auch die hervorstechendsten Eigenheiten der altdeutschen Rechtssprache geschildert, das Weiterleben alten Rechts in der Gegenwart aufgedeckt und die allmähliche Entartung der juristischen Berufssprache verfolgt. Auch über den Gebrauch der Fremdwörter und die vielgehetzten „Modewörter“ handeln besondere Abschnitte. Trotz all der Anklagen, die auch Günther gegen das „Juristendeutsch“ auf dem Herzen hat, ist er im Grunde recht hoffnungsvoller Zuversicht. Er meint freilich auch, daß unsere Rechtssprache ihre einstige Jugendfrische ein für allemal eingebüßt habe, aber im einzelnen dürfe man sich doch von dem Beispiele der oberen Behörden, vor allem der Gesetzgeber viel Gutes versprechen. Mit Genugthuung kann er denn auch zu Schluß seines Buches feststellen, daß dieser Weg bereits beschritten ist. Die Sprache des neuen Bürgerlichen Gesetzbuches insbesondere wird uns für die Reinheit, Richtigkeit und Schönheit unserer Muttersprache zweifellos manche gute Frucht bescheren. „Einstweilen gehört dieser Zustand noch zu den ‚Idealen im Recht‘, von denen in den letzten Jahren öfter die Rede gewesen, aber es scheint uns unter diesen Idealen wenigstens ein solches zu sein, dessen Verwirklichung keine unüberwindlichen Hindernisse entgegenstehen.“ Neuerdings, wo der Kaiser so mutig und erlösend für die Reinheit der deutschen Heeressprache eingetreten ist, haben wir alle Ursache, diesem tröstlichen Ausblick des Buches vollen Glauben zu schenken. F. D.

* *
*

Pflanzenleben. Von Anton Kerner von Marilaun. Zweite, gänzlich neu bearbeitete Auflage. Zweiter Band: Die Geschichte der Pflanzen. Mit einer Karte, 233 Abbildungen im Text, neunzehn Farbendruck- und elf Holzschnitt-Tafeln von Ernst Heyn, Adele und Fritz von Kerner, H. von Königsbrunn, E. von Ransonnet, J. Seelos, J. Selleny, Olof Winkler u. a. (Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut.) — Kerners „Pflanzenleben“ gehört zu jener Reihe von der Verlagshandlung unter dem Namen „Allgemeine Naturkunde“ herausgegebener Bücher, die das Wesen großer Lehr-, Stand- und Prachtwerke ihres Gebietes in sich vereinigen und außerhalb Deutschlands wohl kaum ihresgleichen haben. Von der zweiten Auflage liegt uns jetzt der zweite Band vor, der im ganzen etwas größere Änderungen aufweist als der erste. Diese bestehen außer den zahlreichen Hinweisungen auf die neuesten Forschungsergebnisse, an denen man überall die bessernde Hand erkennt, hauptsächlich in der Ersetzung des früheren, die „Stämme des Pflanzenreiches“ behandelnden Abschnittes, der weit über hundert Seiten umfaßte, durch einen ganz neuen von ähnlichem Umfange. Da jener ältere damit jetzt ganz aus dem Werke gestrichen ist, würde man die Thatsache an sich im Grunde bedauern können, denn er enthielt manches Wertvolle und in den Anschauungen des Verfassers begründete Eigentümliche; allein man muß zugestehen, daß er in loserer Verbindung mit dem Ganzen stand als die übrigen Teile, wenn man das Wesen des Werkes betrachtet. Dazu kommt, daß sich der neue Abschnitt dem Gesamtinhalt viel enger einfügt und uns auch in anderer Hinsicht mehr als reichen Ersatz für das Vermißte bietet. Er ist überschrieben „Die Pflanzen und der Mensch“ und giebt dem Verfasser vollauf Gelegenheit, seine künstlerische Begabung und Weltanschauung zu bethätigen, von der seine Schüler zu erzählen wissen. Dies gilt in erster Linie von dem Unterabschnitte „Die Pflanze als Motiv in der Kunst“, womit Kerner das Werk schließt, und der am Ende das Leitwort Goethes trägt: „Blumen reicht die Natur, es windet die Kunst sie zum Kranze“. Hier bringt er uns lebendig zum Bewußtsein, welchen Raum die künstlerische Anschauung und Wiedergebung der Pflanzengestalten im menschlichen Schönheitsleben einnimmt, und wir betrachten mit ihm das dem Pflanzenleben abgelauschte Zierwerk auf Teppichen und Kleidern, die künstlichen Blumen, die Pflanze in der Bildhauerkunst, die Blumenmalerei und ihre Entwickelung (wozu auch die Kunst der Abbildung von Pflanzen in wissenschaftlichen Werken gehört), zuletzt die Landschaftsmalerei und die Rolle, die die Pflanzenwelt in der Dichtkunst spielt. Die übrigen Teile der neuen Zugabe behandeln die Gärten und Gartengewächse und ihre Geschichte, die Verwendung lebender Pflanzen und Pflanzenteile als Schmuck und Zierat und die Nutzgewächse im weitesten Sinne: als Gewerbspflanzen, Nahrungs- und Genußmittel für Menschen und Haustiere und als Heilmittel oder zu abergläubischen Zwecken dienende Gegenstände. Ein Werk wie dieses muß als Ganzes genommen werden; und, so betrachtet, darf man es getrost, wenn auch nicht als unverbesserbar, doch in Inhalt und Ausstattung unerreicht bezeichnen. Der wundervolle Bilderschmuck, den die erste Auflage in ihren Farbentafeln darbot und wozu freilich gerade dieser Gegenstand in Fülle Gelegenheit bot, ist im wesentlichen erhalten und nur etwas anders auf die beiden Bände verteilt: es sind aber noch eine Anzahl Holzschnittblätter hinzugekommen, die jenen an künstlerisch-technischer Vollendung nichts nachgeben. Das Gleiche gilt nach wie vor von den zahlreichen, in die Darstellung selbst eingefügten Schaltbildern, während die Zugabe einer Karte des Pflanzenkleides von Österreich-Ungarn ebenfalls neu ist. Eine mehr äußere Verbesserung, jedoch nicht unwichtiger Art, bildet auch die Verteilung des Sachweisers auf die beiden einzelnen Bände; die Bequemlichkeit der Benutzung als Nachschlagewerk wird dadurch für den ersten beträchtlich erhöht. — Zum Schlusse noch ein paar Worte über den Verfasser selbst, der ja leider die Vollendung dieser zweiten Auflage nicht mehr lange überlebt hat. Anton Kerner, erst später mit dem Zusatze „von Marilaun“ geadelt, war geboren am 12. November 1831

zu Mautern bei Krems in Niederösterreich, in jenem urdeutschen, naturfrischen „Waldviertel", das so viele treffliche, geistig und seelisch hervorragende Söhne zählt, und dem auch Robert Hamerling entstammt. Nach Vollendung seiner Schulstudien widmete er sich zunächst der Heilkunde und übte zwei Jahre lang die ärztliche Thätigkeit aus; aber wie so viele seiner engeren Stammes- und Heimatsgenossen, zog es ihn immer wieder zur Natur und ihrer Schönheit im großen und kleinen zurück, und er wandte sich der Pflanzenkunde, zunächst besonders der Erforschung der heimatlichen Pflanzenwelt, zu. Nachdem er einige Zeit als Gymnasialprofessor thätig gewesen war, erhielt er 1858 den Lehrstuhl für Botanik an der Technischen Hochschule zu Ofen und zwei Jahre später den an der Universität Innsbruck, verbunden mit der Leitung des dortigen Botanischen Gartens. 1878 ging er in gleicher Eigenschaft nach Wien, von wo ihn, nach zwanzigjähriger erfolgreicher Lehrthätigkeit, am 22. Juni v. J. der Tod der Wissenschaft und seinen Schülern, denen seine herzgewinnende Persönlichkeit in unvergeßlicher Erinnerung ist, entrissen hat. Seine Forscherarbeit erstreckte sich anfangs nur auf die Fragen der sogenannten besonderen Botanik; bald aber wandte er sich auch allgemeineren Aufgaben zu, wie er sie z. B. in den beiden Werken über „Abhängigkeit der Pflanzengestalt von Klima und Boden" und über die „Schutzmittel der Blüten gegen unberufene Gäste" behandelte. Daß er hierbei nicht stehen geblieben ist, beweist uns das hier besprochene Werk, worin, wie in keinem anderen ähnlichen Umfangs, die Pflanze dem Beschauer als lebendes Wesen entgegentritt. Th. Z.

* * *

Die Pflanze. Vorträge aus dem Gebiete der Botanik von Dr. Ferdinand Cohn. Zweite umgearbeitete und vermehrte Auflage. Zwei Bände. (Breslau, J. U. Kerns Verlag [Max Müller].) — Der kürzlich verstorbene Verfasser dieses Werkes gehörte noch zu jenen Gelehrten deutscher Hochschulen, welche naturwissenschaftliche Fachbeherrschung mit umfassender humanistischer Bildung verbanden und in ihren Darstellungen nach Einklang von Form und Inhalt strebten. Zeugnis dessen waren nicht bloß seine Schriften, sondern auch die Vorlesungen, die er als Universitätslehrer zu halten pflegte, sowie seine gelegentlichen öffentlichen Vorträge. Diese sind es, die uns hier gesammelt in zweiter Auflage geboten werden, ergänzt und berichtigt durch die Fortschritte der Erkenntnis, die uns Lebensforschung und Pflanzenkunde in den letzten anderthalb Jahrzehnten gebracht haben. Eine besondere Bereicherung hat das Werk in seiner neuen Gestalt durch den künstlerischen Schmuck an Bildern und Abbildungen erfahren, die ihm in Fülle eingestreut sind. Im ganzen bewegen sich Naturauffassung und Schilderungsweise Ferdinand Cohns in den bekannten Goethisch-Humboldtischen Geleisen, und hierin kennen wir ihn als Meister; er wird daher alle vollauf befriedigen, die in dieser Art von malerischer Betrachtung noch das höchste Ziel der wissenschaftlichen Erkenntnis sehen. Wir Jüngere freilich empfinden diese Bahnen oft schon als ein wenig ausgetreten. Zu oft sind die Lücken mehr durch Blumenschmuck verdeckt als ausgefüllt; zu oft soll uns die Form noch helfen, über das Wesen dahin zu gleiten, statt in die Tiefe zu dringen oder unser Nichtwissen zu bekennen. Wir ersehnen Klarheit und Gründigkeit und wollen darum eine einfache Schönheit in der Gestaltung des Erschauten nicht missen; aber aller Farbenschmelz und Farbenglanz soll uns den nimmermüden Drang, „näher zur Wahrheit hinan" zu kommen, nicht mindern. Manchmal führt den Verfasser seine Phantasie wohl allzuweit in nie erreichbare Fernen: noch entsinne ich mich genau jenes Vortrages über „Lebensfragen" auf der sechzigsten Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte, worin er die Lösung der socialen Frage auf chemischem Wege durch künstliche Herstellung von Brot, Milch und Fleisch erörterte, eine Stelle, die wir in dem vorliegenden Buche (Band I, Seite 48/49) abermals unverändert wieder abgedruckt finden. Schon damals, vor zwölf Jahren, muteten mich als ganz jungen Naturforscher diese Ausführungen an wie eine morgenländische Fata Morgana. Ich kann wohl an den Tag glauben, da es der Stoffforschung gelingen wird, Stärkemehl und meinetwegen auch Eiweiß künstlich zu bilden; aber an Kunstbrot, Kunstmilch und Kunstfleisch ohne Hilfe pflanzlicher oder tierischer Lebensvorgänge werde ich niemals glauben, bis sie vor mir stehen. Dann aber wird wohl auch der chemische Kunstmensch Homunkel nicht mehr fern sein; fraglich nur, ob es sich verlohnen wird, unter solchen Homunkeln zu leben. Um auch eine Übersicht über den sachlichen Inhalt des Werkes zu geben, seien hier zum Schlusse noch die Überschriften der einzelnen Vorträge mitgeteilt. Sie lauten: 1) Botanische Probleme; 2) Lebensfragen; 3) Goethe als Botaniker; 4) Jean Jacques Rousseau als Botaniker; 5) Der Zellenstaat; 6) Licht und Leben; 7) Der Pflanzenkalender; 8) Vom Pol zum Äquator; 9) Vom Meeresspiegel zum ewigen Schnee; 10) Was sich der Wald erzählt, 11) Weinstock und Wein; 12) Die Rose; 13) Die Orchideen (Ragen); 14) Insektenfressende Pflanzen; 15) Botanische Studien am Meeresstrande; 16) Die Welt im Wassertropfen; 17) Die Bakterien; 18) Unsichtbare Feinde. Th. Z.

* * *

Mit Schlägel und Eisen. Eine Schilderung des Bergbaues und seiner technischen Hilfsmittel. Von Dr. Wilhelm Berich. Mit sechsundzwanzig Vollbildern und über dreihundert Textabbildungen. (Wien, A. Hartlebens Verlag). — Dieses Werk, das es sich zur Aufgabe macht, die Gewinnung der bergmännischen Erzeugnisse

in breiter Ausführung volkstümlich darzustellen, liegt uns nunmehr vollständig vor. Die bisher noch nicht besprochenen Lieferungen beschäftigen sich zunächst mit den Edelmetallen — die unter anderem auch zum Eingehen auf die Geschichte der Alchymie, auf das Sträflingsleben in sibirischen Bergwerken, auf die neuesten Goldländer und Goldgebiete in Australien, Alaska u. s. w., Anlaß geben —, sodann mit den Salzen, mit Torf und Kohle, Erdöl und Erdpech. Zuletzt finden die Edelsteine und die nutzbaren Bergarten, wie Kalkstein, Gips, Basalt, Granit, Schwefel (zur Schießpulverbereitung) u. s. w., ihre Stätte. Auch die Verwendung der behandelten Stoffe in Gewerknis und Leben wird eingehend besprochen. Die lebhafte Schilderung unterstützen zahlreiche Abbildungen. In unserem Zeitalter gewerkischen Riesenfortschrittes darf ein Buch wie dieses jedenfalls auf zahlreiche Leser rechnen; denn wer sich unterrichten möchte, welchen Weg ein Stück Metall von der Tiefe des Bergesschachtes bis zum Werkzeug in der Hand des Menschen zurückzulegen hat, wie man Kochsalz, Soda und Salpeter gewinnt und aus diesem Schießpulver herstellt, was uns ein Stein- oder Braunkohlenlager erzählen kann, wie man Preßkohle macht u. s. w., der wird darin reiche Belehrung finden, aber auch an leichter Unterhaltung wird es ihm vermöge der zahlreichen Abschweifungen, die uns immer wieder ins Menschenleben zurückführen, nicht fehlen.

Th. J.

* * *

Die Herkunft unserer Zierpflanzen. Von Dr. Toepfer. (Heft 286 der „Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge". Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei, A.-G.) — Dieser hübsche Vortrag behandelt in übersichtlicher, abgerundeter Darstellung den anmutigen Stoff von der geschichtlichen Entwickelung unserer heutigen Blumenzucht und Blumenpflege, zu dem uns namentlich Fischer-Benzon, der Verfasser der meisterhaften „Altdeutschen Gartenflora", so wichtige Quellengrundlagen geliefert hat. Zum Schlusse kommt Toepfer auch auf die Geschmacklosigkeiten und Übertreibungen zu sprechen, die heutzutage mit Drahtblumenbüschen und Wagenradkränzen getrieben werden, und die er mit ernstem Tadel rügt. Ich glaube, diese Auslassungen bedürfen auch nach einer anderen Richtung noch der Ergänzung. Es ist Zeit, jener ins Maßlose gesteigerten Treibhaus-Umzüchtung von Blumen aller Art in andere Jahreszeiten entgegenzutreten, die uns z. B. die wahre Freude an Veilchen und Maiglöckchen nimmt, weil wir sie immer haben können und es ein „erstes Veilchen" nicht mehr giebt. Wenn es so weiter geht, so werden sich unsere Nachkommen schwerlich mehr eine Empfindung für das bewahrt haben, was Goethes Seele bewegte, als er die Worte schrieb:

Ich ging im Walde
So für mich hin,
Und nichts zu suchen,
Das war mein Sinn u. s. w.

Th. J.

* * *

Berichtigung.

In die Bücherbesprechungen der Nummer 507 unserer „Monatshefte" hat sich ein Irrtum eingeschlichen, den wir hiermit berichtigen möchten. Auf S. 408, Spalte 2, wo wir die Kunstlitteratur besprechen, muß es statt „Denkmäler griechischer und römischer Kultur" heißen „Denkmäler griechischer und römischer „Skulptur" (München, F. Bruckmann).



Redaktion unter Verantwortung von Dr. Adolf Glaser in Berlin und Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.



Partenia.

Novelle
von
Alfred Friedmann.

(Nachdruck ist untersagt.)

Fort, nur fort.

Ich kann das ewige Gleichmaß des Lebens nicht mehr ertragen.

Gleichmaß! Äußerliches Gleichmaß, im Inneren die wildeste Unrast, der tollste Trubel. Während ich die Maske des Gleichmuts vornehme, brandet unaufhörlich in mir die Woge eines ruhelosen Sturmes.

Die innere Unzufriedenheit! In mir wandert der Ahasver der Menschheit! Ich muß neue Sensationen haben!

Also fort!

Ostern 189.. nach München.

Früh morgens ging ich nach alter Gewohnheit in einige Kirchen.

Andächtig schlenderten die geputzten Menschen durch die mit langen Kerzen erleuchtete Krypta einer alten Kirche, deren Namen mir entfallen. Andächtige Menschenmassen drängten sich vor den Leidensstationen dessen, der gekommen, das Heil der Welt zu bringen.

In der früheren Augustinerkirche war jetzt ein Holzmagazin. In der Michaeliskirche sah ich ein Denkmal Canovas: Eugen Bonaparte. Überall mahnen Zeichen des Verfalls, des Vergehens.

Ist es nicht natürlich, daß ich zerfalle und vergehe? In der Frauenkirche mit den geschmacklosen Doppeltürmen sah ich einen alten, grauen Mann von ungewöhnlicher Körperstärke sich der Länge nach vor einem auf dem Boden ausgestellten Kruzifix niederknien und mit wilder Inbrunst des Heilandes Lippen und Wundmale küssen. So sah ich einst Frauen in spanischen Christentempeln mit ausgestreckten Armen vor irgend einem Heiligenbild in Verzückung, weltvergessend im Gebete.

Ich hätte alles darum gegeben, wenn ich solches Glaubens, solcher Hingabe an etwas Großes, Schönes fähig gewesen wäre.

Aber mein Augenblick war ohne Ideale.

In der Theatinerkirche allein gab's Blumen, frische duftende Fliederbüsche und bunte Gläser, hinter denen Lichtlein brannten, vor dem festlich geschmückten Altar der gebenedeiten Marie.

Am anderen Morgen war ich in Verona, in der Colomba d'Oro, Via Colomba.

Ich besah mir die nach Fett riechende, mit weißen Leinwandzelten überdachte Piazza d'Erbe, die Gräber der Scaliger und ver-

suchte mich, einen Dante in der Hand, in das Zeitalter des Can Grande, der Kämpfe von Guelfen und Ghibellinen zurückzuversetzen ...

Eine kreischende Straßenbahn fauchte, pfiff in ihrem ausgefahrenen Geleise, und elektrisches Licht mahnte mich abends an mein liebes neunzehntes Jahrhundert.

In der wundersamen Arena war am Ostermontag eine Cirkusvorstellung.

Das dachte ich mir grandios, die ungeheure Steinmasse, das Riesenoval mit den Hunderten von Stufen, Eingängen — vomitorii — besetzt mit einer festlich geschmückten, tausendköpfigen und -farbigen Menge, edle Pferde durch den Sand rasend, Bigen und Quadrigen die Meta umsausend ...

Statt dessen war ein ganz winziges Rund in der großen Ellipse mit Sand bestreut, abgegrenzt, und etwa ein Achtel des Raumes darüber wurde von einer höchst bürgerlichen Menschengattung eingenommen. Verkäufer schrien störend Gebäck, Wasser, Süßigkeiten aus, und mehrere ungeschickte Reiterinnen fielen vom Nudelbrett auf den Rand der Balustrade. Seiltänzer verrenkten ihre Glieder, ein paar ganz winzige, aber lieblich-zierliche Babies ahmten Thaten, Künste und Gesten ihrer älteren Vorbilder und Peiniger nach; das unvermeidliche Trapez stand errichtet, und mich überkam ein endloser Jammer ob der Herabwürdigung eines Teiles der Menschheit vor der Schaulust des anderen.

Das Volk johlte, klatschte; meistens waren es Soldaten, die auf der Piazza d'Erbe unter den Zelten Kaffee mit Creme oder Limonade von den Verkäufern für einen Soldo nahmen, und die heute am Festtag ihren Ausgang hatten.

Und als gar ein müdes Cirkuspferd die Balustrade übersprang und ledig durch die große, leere Arena galoppierte, die Clowns es einholten, sich beschimpften, ohrfeigten und einer im Frack mit kolossaler weißer Binde ohne Einhalten sämtliche Cirkusstufen bis zur Höhe hinaufsprang und da oben dem ersten Stallmeister, der wütend mit der Peitsche knallte, eine Nase drehte — da kannte der Jubel keine Grenzen.

Auch ein junger Mann neben mir schüttelte sich vor Lachen. Ich hielt ihn für einen Italiener und sagte etwas unwillig: „Ist denn das gar so unterhaltend?"

Da sah er mich mitleidig an, und mit mehr Menschenkenntnis als ich entgegnete er mit unsagbar mitleidigem Hohn und Spott, doch ohne zu verletzen: „Sie müssen ein Deutscher sein, um so alles einfältige Lachen verlernt zu haben!"

Ich sah ihn groß an und fühlte mich in der Seele getroffen. Wie recht hatte er doch!

Und doch fragte ich, viel unhöflicher im Ton als er: „Nun, und Sie, was sind Sie denn?"

„Das haben Sie noch nicht heraus? Ein — nun, was kann unser einer hier zu Lande anders sein? — ein deutscher Maler. Wenig Talent und noch weniger Geld. Aber immer fidel, immer lustig!"

Ich lächelte spöttisch.

Er bemerkte es und fuhr fort: „Die Traurigen sind immer Narren!"

Ich verbeugte mich und gab ihm innerlich recht.

Ich war ein Narr, ein unheilbarer. Aber eben, weil nichts zu ändern, mußte ich meine Rolle auf der Bühne des Lebens weiterspielen.

Dennoch sagte ich, schon im Begriffe, den lästigen Menschen abzuschütteln und fortzugehen: „Was finden Sie denn so Lustiges auf der Welt?"

„Ich!" rief jener ganz erbost. „Alles! Finden Sie diesen Steinsitz, dieses Oval, von dem Sie oben die unvergleichliche Aussicht noch gar nicht in Augenschein genommen, nicht wunderbar, himmlisch? Können Sie, wenn Sie etwa jahrhundertmüde sind, wie es jetzt Mode und wohl auch 1798 Mode war, sich nicht einbilden, Sie säßen hier zwischen alten Römern, ich sei Virgil, oder da drüben jenes bildschöne schwarze Teufelsgesicht von einem Mädchen sei die Tochter Capulets und sie lächelte eben mit Ihnen, Romeo Montecchο? Reden Sie sich ein, Sie seien der Doge Venedigs, der den Löwen auf der Piazza d'Erbe, zu deutsch dem Krautplatz, als Zeichen veronesischer Dienstbarkeit aufgerichtet! Hören Sie nicht die Terzinen Dantes am Hofe des Can Francesco dei Scaligeri recitieren? Und dann, fühlen Sie nicht laues Frühlingsweben, sind

die Glieder der kleinen Künstlerin da am Reck nicht das reinste Ebenmaß? Steigen Sie die Stufen vollends mit mir hinan und umwandeln wir die breite Randstraße der Amphitheaterellipse. Ist die Welt nicht schön? Mandelbäume blühen im Thale, Pfirsich- und Apfelbaumblüten klettern die sanftgeschwungenen Berge hinan; bemalte Häuser scheinen wie die Schafe einer weitzerstreuten Herde dahin und dorthin verirrt, Olivenwälder lehnen sich an Orangen- und Citronenhaine, und es kommt ein Duft wie des Spaniers ‚Azahar' herauf. In der Ferne glänzen Schneehäupter des Apennin oder der Luganäischen Alpen, und ganz in der Nähe drüben aus jenem Hause — es ist sogar ein Sargmagazin — grüßen uns eben zwei schwarze kleine Veroneserinnen mit weißen Tüchern. Sie sehen das Getriebe auf den Dächern der Stadt, die Radfahrer unten auf der Piazza Brà, die Trinker und Raucher am Café Vittorio Emmanuele, die ehrwürdigen oder lustigen Türme von San Zeno — Sie waren doch in dem schönen Chorgang? — von dem Rathaus, Piazza dei Signori — Sie sehen in die engen Gassen — was da alles vor sich gehen mag! — Sie sehen das heute hier, können morgen in Rom, in Florenz Neues, Anderes, Unaussprechliches sehen, und — passen Sie mal auf, ich will mir einmal eine ganz exquisite Festfreude machen ..."

Bei unserem Rundwandel stießen wir auf einen kleinen Jungen, der ganz betrübt nach einem Käufer von Feigen und dem Korbe des Verkäufers blickte.

„Komm mal heran, Junge! Vieni quà, piccolo!" rief mein optimistischer Begleiter. Er gab dem begehrlichen Italiener ein ganz neugeprägtes Zweisousstück, das aussah wie ein amerikanischer Eagle. „Haben Sie das flammende Aufleuchten dieser Prachtaugen gesehen und darin Erstaunen, Furcht vor Fopperei, Glaube, Lust, Seligkeit, Dank und Gier? Das alles habe ich mir erlebt; es hat mich amüsiert, es war mir schön, und so mache ich mir die Welt lustig! Für zwei Sous. Können Sie das nicht auch?"

Ich schwieg. Mich belustigte eben nichts. Dann sagte ich: „Ich gestehe, daß ich auf unserem Ovalgange fast immer unbewußt, aber notgezwungen das Gefühl hatte: Stürze dich da hinunter; dann bist du leidentlöst. Aber ich stellte mich mir gleichzeitig als zerschmetterte, leidende, noch lebende Masse vor und schob meinen Tod noch hinaus. Dieser gefällt mir nicht."

Er sah mich ungläubig an.

„Sie sind ein Narr!" sagte er dann zum zweitenmal.

„Leider! Und unheilbar!" war meine Antwort.

„Ich habe großes Mitleid mit Ihnen. Ich möchte Sie kurieren. Ohne zudringlich zu sein, möchte ich Ihnen vorschlagen, den Abend mit mir zu verbringen. Wollen wir die zwei hübschen Mädchen, welche an ihrem Fenster uns zuwinkten und durch den vergitterten Thorbogen der Arena ein Bild schienen, zu einem Abendessen einladen?"

Ich schüttelte müde den Kopf.

„Haben Sie einen großen Kummer? Erzählen Sie ihn mir. Das erleichtert. Man wird sich gleichsam los. Sie werden mit mir lustig werden."

„Oder Sie mit mir traurig."

Es war mir so völlig gleichgültig, mit was die träge dahinschleichende Zeit ausgefüllt würde, daß ich mich wie willenlos der Führerschaft des Fremden übergab. Er zwang mich doch wenigstens, meine eigenen schwermütigen Gedanken eine Zeitlang abzuschütteln. Ich lehnte es ab, ihm meine Geschichte zu erzählen, eben aus dem Grunde, weil ich fern von mir sein wollte.

Ich hörte ihm mechanisch zu, wie er sagte: „Ich heiße Emil Werner und bin ein echtes Berliner Kind. Meine Erlebnisse sind uninteressant. Ich verzehre in Italien ein kleines Stipendium und warte unentwegt auf das Erlebnis. Ich bilde mir nämlich immer ein, mir komme ein Unerwartetes. Ein Terno in der Lotterie. Eine Marchesa, die sich in meine braune Lockenmähne über meinen blauen Augen verliebt und mich in ein Schloß voller Dukaten am Meere führt ..."

„Ja, das ist das Glück! Sie haben die Hoffnung!" sagte ich.

„Zu was wäre denn die Hoffnung auf der Welt, wenn sie keiner haben sollte! Ein Hoffnungsloser ist ein Kranker. Ich will Sie als solchen behandeln. Sie gefallen mir. Sie dürfen nicht allein reisen. Einsamkeit ist die höchste Unbehaglichkeit!"

„Ich hatte nur allein Glücksgefühl und verderbe anderen ihr Glück,“ entgegnete ich trostlos.

„Mir nicht. Das sollte Ihnen wohl schwer werden. Ich bin innerlich gesund. Ich habe auch eine gesunde Universitätsbildung in mich aufgenommen und war immer ein Student. Ich weiß, daß Spencer ungefähr gesagt hat: ‚Das letzte Resultat der Bemühungen, die Menschheit vor den Einwirkungen der Narrheit zu schützen, ist die Füllung der Welt mit Narren.‘ Ob ich Sie, den Nervösen, gesund machen werde, ist unklar und unbestimmt, aber anstecken lasse ich mich nicht. Ich bin eine eiserne Wand, wo Sie ein Drahtgewebe, und ein Fischernetz, wo Sie eine eiserne Wand. Sie lassen die Lust nicht ein, ich nicht den Schmerz.“

Ich lächelte. Ich dachte: Du bist jünger. Du wirst ihn kennen lernen. Wie sollte er gerade dir erspart bleiben?

Wir standen vor der Casa, aus der uns die zwei Mädchen neckisch zugewinkt. Ich hätte nie gedacht, daß es möglich sein könne, in dem Straßengewirre gerade dies Haus aufzufinden, aber der Ortssinn des Malers hatte es zu stande gebracht. Die Mädchen lagen wieder im Fenster, und unter der Brüstung, auf die sie ihre Arme gelegt, war auf einem blauen Schild zu lesen: „Casse funebre“, was etwas wie „Totenkassen“ heißen mochte.

Die hübschen, wilden Dinger erröteten, als sie uns unten erblickten, zogen sich zurück, aber wie der Blitz erschien immer wieder ein weißes Mädchenantlitz, die Forestieri zu foppen, zu reizen.

Ich fragte meinen neuen Freund, ob er denn gedenke, da hinaufzugehen?

„Was fällt Ihnen ein, da kämen wir schön an!“

Er winkte nur einmal mit seinem netten Tüchlein und zwang mich dann, unauffällig mit ihm auf und ab zu gehen.

Nach einer Weile öffnete sich die Thür des Hauses, und unter schwarzseidenen Spitzentüchern traten zwei schlanke, dunkle Gestalten heraus.

Sie sahen sich, wie scheue Rehe, nach den böszungigen Klatsch- und Tratschbasen, den Nachbarinnen, die auch an den Fenstern lagen, um und schritten dann rasch über das Eierpflaster, in dessen Mitte weiße Streifen den Pfad für Fußgänger mit empfindlicheren Sohlen anzeigten. Hier und da huschte ein Radfahrer über diese wie für ihn gemachte Via Lastricata. Sie führte auch um die ganze verlassene Arena, und es war stille außen jetzt wie innen.

Als die Mädchen nun etwas zu beraten schienen, trat mein Begleiter rasch mit gezogenem Hute an sie heran und begann in harmloser und nicht beleidigender Weise ein Gespräch. Er — wir — hätten sie in der Arena von ferne schon bewundert, sie müßten sich geirrt und Bekannte in uns vermutet haben, und es sei ein artiger Zug der ihm — uns — zugethanen Göttin Fortuna, zwei so liebe Mädchen just aus der Thür treten zu lassen, als unser Weg nach einer anständigen Trattoria — behufs Abendessens — uns vorbeiführte.

Über die Gesichter der Mädchen flog ein Sonnenstrahl. „Siamo tanto poverelle,“* sagte die eine, und es klang so harmonisch wohllautend, wie nahes Glockengetön; die andere lachte dazu, wie Glöckchen an dem Lederzeug der Maultiere vor den Lastwagen der Landstraße.

„Daß,“ fuhr die erste fort, „wir thatsächlich heute noch nichts gegessen haben, obwohl Festtag ist, daraus können Sie ersehen, daß wir anständige Mädchen sind.“

Emil Werner war überrascht.

Er bot der einen den Arm.

Was blieb mir übrig, als der Schwester gleichfalls den meinen zu geben?

Wir mieden die Via Nuova, in der alle Läden offen waren und eine dichte Menge sich drängte, und bald saßen wir an einem sauber gedeckten Tisch in einer Seitengasse, die aber eine prächtige Renaissancestiege, ein mit bunten Fresken bemalter rückwärtiger Teil eines alten Palastes, ein pinien- und cypressenbestandener Klosterhof mit Rosenhecken und Orangen- und Citronenstämmen und ein paar geborstene Marmorbilder schmückten.

Der Wirt mit einer Soldatenmütze trug einen Fiascho di Valpolicella heran, stellte vier Kelchgläser auf und versprach in einer Viertelstunde einen Risotto mit Hühnerlebern.

* Wir sind so sehr arm.

Die Mädchen hatten ihre Spitzenschleier abgeworfen. Ihr dichtes, zu großen Bauschen aufgepufftes Rabenhaar bedeckte aber noch die reinen Stirnen und fiel über die zierlichen, jedes Schmuckes baren Öhrlein.

Beide, Partenia und Dionisia — die Namen schienen zu ihnen zu gehören, wie ihre Rabenaugen und Granatlippen und die jasminfarbenen, tadellosen Zähne — tauten bei dem tintendunklen Rotwein auf.

Sie hatten die Mutter früh verloren, der Vater besorgte das Geschäft, wenn er nicht betrunken war, und nie lag ein Soldo in den leeren Kästen.

Wir sollten nicht schlecht von ihnen denken.

Es geschehe, daß sie hie und da mit Fremden eine Mahlzeit einnähmen, das sei eine Festa.

Aber Unrechtes thäten sie nichts.

„Wird auch gar nicht verlangt!“ meinte Werner und schenkte der Runde nach frischen Wein in die leeren Gläser.

Und nun begann ein harmloses Geplauder; Partenia und Dionisia zwitscherten wie Vöglein in den Gezweigen mit dem lustigen Tedesco, während ich mich als ruhiger Beobachter verhielt.

Aber das lustige Gezwitscher war doch eine ganz philosophische Abhandlung, denn Werner hatte gleich nach seinem „Wird auch nicht verlangt!“ weiter gefragt: „Was ist eigentlich Recht oder Unrecht?“

„Was man nicht beichten kann,“ rief Partenia, „das ist Unrecht.“

„Was man beichten muß, damit es verziehen werde!“ schaltete Dionisia ein.

So spann sich die Unterhaltung weiter.

„Wir anderen,“ meinte Werner, „wir haeretici, protestanti gehen aber gar nicht zur Beichte . . .“

„Peccato!“ seufzte Partenia.

„Und so müssen wir Recht und Unrecht mit uns selbst ausmachen. Nur Menschen können einander verzeihen, was sie sich gegenseitig Gutes oder Böses zufügen!“

„Gutes verzeihen!“ rief Dionisia und lachte.

„Nun ja, mia Bella!“ fuhr Werner fort. „Wenn ich Ihnen jetzt einen Kuß auf die Elfenbeinstirn, den Korallenmund oder den Schwanennacken drückte . . .“

Die Mädchen kicherten bei der blumigen Sentenz.

„. . . Würden Sie das für Unrecht erklären, und, ohne Stolz, hätte ich Ihnen nicht Gutes zugefügt? Der Mensch ist nicht da, um in Sack und Asche zu gehen, und wir Deutschen sehen in einem ehrbaren Kuß keinen Grund, den würdigen Padre oder Abbate aus seinem Mittagsschläfchen oder Räuschchen zu stören . . .“

Wiederum Gelächter.

Und wahrlich — da hatte Werner die Dionisia in die Arme genommen und sie schwesterlich auf die Stirn geküßt.

Sie ließ es geschehen und errötete nur ein klein wenig. Ich sah ohne Erstaunen, wie sich beide dem lustigen Spaßvogel zuwandten, wie die Blume Helianthos ihr Haupt der Sonne. Was war auch an **mir**, das Gefallen erregen konnte? Ich blieb schweigsam und verschlossen und sah alle dem Getändel zu mit dem Gefühl, als sei das etwas Überwundenes, wie ich es in den Kirchen gehabt beim Anblick der Bewegungen des Mannes mit der Stola vor dem Hochaltar, vor den Meisterwerken, die San Sebastian mit Pfeilen gespickt, San Lorenzo auf dem Roste gebraten und alle Heiligen in ewig gleichen Stellungen vorführten.

Wir leben doch in einer so ganz anderen Zeit und Gedankenwelt.

Was soll uns heute die Vorstellungsmanier des Cinque-Cento — die Renaissance — und das Liebesgetändel?

Aber zu meinem Erstaunen waren die zwei Schönen mit Emil Werner bald fertig.

Sie wandten sich beide bald mir zu und fragten nach dem Grund meiner Trauer.

Ja! wenn ich ihnen den hätte verständlich machen können! Da hätten sie eben das Leben, wie ich es kennen gelernt, ausgelebt haben müssen.

Partenia ergriff meine Hand und sah mich mit einem unaussprechlich wehmütigen Frageblick an.

Es schien, als ob sie ein Verständnis für Empfindungen habe, die man zu Byrons und Werthers Zeiten Weltschmerz nannte, die aber heute aus anderen Quellen fließen.

Sie sah mich an, und ich glaubte etwas wie Verständnis in ihren schönen Augen zu lesen.

Aber auch Dionisia schien von der Lustigkeit und den Schmeichelworten meines Antipoden Emil genug zu haben.

„Was fehlt Ihnen denn, Signore? Stimmt Sie der Wein traurig? Lachen Sie! Wenn das Leben uns zum Weinen zwingen will, muß man es auslachen. Und wenn man sich zwei artige Damen zum Souper eingeladen hat, muß man die Grillen auf der Straße lassen!“

Ich streichelte der kleinen Weisheit die Wellen über der Schläfe und Stirn und die schmalen Hände.

„Ihre Hand spricht ganz gut,“ sagte sie, „ich bin überzeugt, auch Ihr Mund kann es, wenn nur die Seele will.“

„Woher habt ihr nur all die feinen Worte? Unsere Mädchen sprechen nicht so!“ rief ich erstaunt.

„O, wir lesen!“ riefen Partenia und Dionisia wie aus einem Munde. „Ich, die Dionisia, verehre die neuen guten Dichter und schreibe mir all ihre wahren Schönheiten in ein Buch. Ich meine damit Sätze, die das Leben erklären. Und Partenia kennt nur ihren Dante. Sie kennt ihn und alle Auslegungen, die Kommentare.“

Ich war wirklich sprachlos.

Da bat Werner um eine Recitation.

Und Partenia erzählte die Geschichte von Paolo und Francesca da Rimini aus dem fünften Gesange der Hölle mit einer so rührenden Einfachheit, einer so wohllautenden Stimme, mit Thränen in den Augen, daß ich wieder die Empfindung hatte wie damals, als ich diesen Gesang zum erstenmal an einem einsamen Strande Englands las. Ich warf mich in jener Stunde in das Dünengras von Eastbourne und schluchzte wie ein kleines Kind.

Dann sagte Partenia, als wir gedankt hatten: „Sie sind gewiß ein besserer Mensch. Alle besseren Menschen sind traurig. Der andere Herr möge sich nicht für beleidigt halten, die lustigen Menschen sind gut. Aber die besseren sind traurig.“

„Aha! Die Traurigen sind besser! Eine schöne Theorie, Signorina Partenia,“ rief Werner, „da wäre also die beste Welt die traurigste, ich meine, die von den Besten bewohnte Welt!“

„Nicht so, Signor Werner,“ gab Partenia zurück. „Darf ich,“ fuhr die schöne Rednerin fort, „darf ich, ohne pedantisch zu erscheinen, meinen Dante erwecken? Ich kenne nur Dante, ich lebe nur in Dante. Er ist der Adler, der über allen fliegt. Er fragt den Virgil, ob die Schmerzen der Verdammten, die er sieht, größer werden, sich verringern oder so bleiben. Und Virgil schickt den Frager zurück an seinen Lehrer Aristoteles:

— — — — Ritorna a tua scienza,
Che vuol, quanto la cosa è più perfetta
Più senta il bene, e così la doglienza.

— — — — — Gedenke deines Weisen Lehren:
Je mehr ein Ding vollkommen, um so mehr
Wird sich's am Glück erfreun, im Schmerz verzehren!

Je feiner eine Seele besaitet ist, desto heftiger empfindet sie Schmerz und Freude. Und da das Leben reicher an Schmerzen ist, so wird der Feinere, Bessere immer ein wenig traurig, verstimmt sein!“

So Partenia.

Selbst Werner schwieg einen Augenblick betroffen.

Wir hatten das beide nicht hinter den Mädchen vermutet. Einen Scherz, eine vergnügte Stunde wollten wir haben, und gerade ihr Ernst zog mich an.

Wo bin ich? Fühle ich, hoffe ich wieder? Bin ich wieder im Begriffe, der alten Thorheiten eine zu begehen, um nur enttäuschter, trauriger zu erwachen? Ein Mädchen, ein hübsches, ein kluges Mädchen soll mich berücken, an dem zerbrechlichen Faden eines billigen Citates — und einer geschickten Anwendung! — in den Irrgarten der Sympathie, der Liebe, der Leidenschaft führen? Nein, kleine Gauklerin, wie Valentin dem Mephisto seinen Schwertgriff, halte ich dir das Kreuz meiner Schmerzen vor, ich hebe die Tafel des Genusses auf — fahr wohl — und morgen reise ich ab!

Nachdem die armen, hungernden Mädchen nun die Begierde nach Speise und Trank gestillt und auch das Leben noch mit viel schönen Reden gepriesen hatten, geleiteten wir sie züchtiglich zurück an das Thor ihres traurigen Hauses und verabredeten ein Wiedersehen.

Dionisia hielt meine Hand etwas länger, und Partenias schöne Augen umflorten sich im Mondlichtschein.

Von der Piazza Brà oder Vittorio Emmanuele schallte Lautengeklimper und Flötenspiel aus den erleuchteten Cafés herüber.

„Sie kommen doch nicht mehr!“ sagte

Partenia träumerisch und traurig. „Die Fremden bleiben alle nicht lange in unserem veralteten Verona, es giebt kein Wiedersehen, und darum machen wir uns das Herz nicht schwer! Es war ein schöner Abend, und wir sagen Ihnen herzlich Dank.“

Wir redeten den Mädchen die nur allzuberechtigten Ahnungen aus, und so schieden wir.

Ich wollte nun allein sein. Immer überkommt mich nach einer banalen Zerstreuung das gebieterische Bedürfnis, den Kopf zu hängen, einsam dumpf vor mich hinzubrüten, und ich bin doch der letzte, der glaubt, das Sichvergnügen des Menschen sei eine der Sühne bedürfende Sünde.

Ich bin nun aber einmal ein Melancholiker geworden. Schweigsam schritt ich neben Werner hin, zum Thore hinaus, den Corso entlang, auf dem sich zwei Silberstreifen im Mondlicht hinzogen. Und auf diesen granitenen Bahnen glitten noch um diese späte Stunde gespenstische Radfahrer, diese Ahasvere an der Jahrhundertswende. Die Laternen warfen einen goldenen Trichter vor ihre endlos scheinende Bahn.

„Sie wollen mich los sein!“ sprach jetzt Werner, der mich mit feinem Takte erriet.

Ich erwiderte, daß ich ihm zugleich, wie die Mädchen, herzlich dankend adieu sagen wolle.

„Sie haben mir einen guten Tag und Abend bereitet und mich für eine Weile meiner ‚Hypochondriasis‘ entzogen. Dank. Ich reise morgen früh weiter. Nach Florenz. Nach Rom und Neapel.“

„Das werden Sie nicht thun. Sie werden Partenia wiedersehen. Warum sich etwas versagen? Ich meine, sich und ihr noch ein paar gute Stunden im Leben. Ich las es in des Mädchens Augen, es mag Sie wohl leiden. Vi vuole bene.“

„Möglich; aber was soll das alles? Für eine Liebelei ist mir das ernste Mädchen zu schade, für eine große Leidenschaft bin ich zu alt. Mir und ihr.“

„Haha!“ klang Werners Lachen durch die große italienische Stille:

„Sie sind nur durch die Welt gerannt.
Ein jed Gelüst ergreifend bei den Haaren! —
Was nicht genügte, ließt du fahren,
Was dir entwischte, ließt du ziehn!
Du hast begehret nur und nur vollbracht
Und abermals gewünscht, und so mit Macht
Das Leben durchgestürmt: erst groß und mächtig,
Nun aber geht es weise, geht bedächtig!

Verzeihen Sie die teilweise Verballhornung des göttlichen Faust, aber die Stelle paßt ebensogut auf Sie, wie Partenias Ausschnitt aus dem nicht minder göttlichen Dante. Und warum weise und bedächtig? Warum nicht tollkühn jugendfrisch zugegriffen?“

„Ich mag kein Menschenleben mehr zerstören.“

„Zerstören! Das ist auch so eine Schrulle: daß Liebe oder, wenn Ihnen das zu viel ist, Sympathie und Wohlwollen gleich oder später zerstören muß! Nicht jedes Mädchen wird ein Gretchen, und wenn Ihnen die Dame zusagt und Sie Skrupel haben, so — heiraten Sie sie doch frisch vom Fleck weg. Priester giebt's hier wie — Spargel im Frühjahr . . .“

Ich hätte beinahe gelacht. Ich — heiraten! Zwar — was konnte mich verhindern, die Formel zu erfüllen, aber Partenia ist sicher katholisch, fromm. Indes — sie hungert — was thäte sie nicht um eines sorglosen, anständigen Lebens willen?

Doch ich fasele, ich rede irre. Hat dieser Herr Emil Werner, dieser Bekannte von heute nachmittag, dieser unbedeutende — jedenfalls bedeutungslose Pläsiermensch Macht und Kraft, mir seinen Willen, seine Ideen zu suggerieren?

Ich wende mich verächtlich ab.

Und da hat der gute Mann den Takt, beleidigt zu sein; auch er wendet sich seinerseits, lüftet den Hut und sagt: „Gute Nacht, mein Herr, und glückliche Reise!“ Und ich lasse ihn wirklich nach kurzem Gegengruß seine Straße ziehen.

Aber wie von einem Magnet beherrscht, schleiche ich lautlos, aus gemessener Entfernung hinter ihm her.

Er geht erst rasch. Dann langsamer.

Nun bleibt er stehen und steckt sich eine Cigarre an.

Er wandelt, eingehüllt in seinen Mondlichtmantel. Und hinter ihm kommt ein köstlicher Havannaduft, der mich anzieht, erquickt, als ob ich selbst eine beruhigende Friedenspfeife mit ihm rauchte.

Was ist mir dieser Fremde?

Soll ich ihm erlauben, einzugreifen in mein Leben, etwas von meinem Kismet und Schicksal zu werden?

Nun ist er wieder durch das Thor, auf dem weiten Platz, wo noch immer Lauten- und Flötengewimmer.

Das Reiterstandbild des Re Galantuomo hebt sich gespenstisch gegen die klare Luft, schwarz wie aus glasiertem Papier geschnitten. Zur Rechten türmt sich gigantisch die mir nun verhängnisvoll erscheinende Arena, die zwei allein übriggebliebenen Bogen überragen Platz, Zeit — Raum — Menschheit ..?

Werner biegt ein nach dem breiten Corso Cavour. Einen Augenblick hält er vor dem stolzen Palazzo Canossa, und ich bin sicher, er kennt die Worte Goethes über seinen großen Architekten Palladio, die auch für den Palasterbauer Veronas, San Michele, gelten.

Dann sieht er auf zum noch herrlicheren Palazzo Bevilaqua, der jetzt, wie jene Münchener Kirche, als Niederlage für „Olii e Marsala“ dient. So besagt ein Geschäftsschild an den wundersam gedrehten Säulen.

Dann geht Werner durch die vom Mond getroffene Porta de' Borsari, ein köstliches Monument, besonders gegen Mitternacht, bei dem Mondschein — und nun gelangt er auf die unbeschreibliche Piazza d'Erbe.

Er scheint mit den Scaligern eine gelehrte Unterhaltung zu führen. Vom hohen Glockenturm, vom alten Rathaus, schlägt es elf — oder zwölf? — Er erreicht die belebte Via Nuova und tritt in eine taghell erleuchtete Weinstube.

An dem blanken Zinkschank lesen ein paar Virginia-dampfende Italiener die neuesten Kriegsnachrichten aus Kuba und über die Mailänder Unruhen.

Emil Werner bestellt: „Zwei Glas heißen Punsch!“

Der Verkäufer füllt zwei Gläser, und Werner, der das eine Glas faßt, dreht sich um und hält mir die citronenduftende Lockung vor die Nase: „Prost!“

Ich bin ganz erstaunt.

„Ich ahnte Sie hinter mir, obwohl ich mich nicht umsah. Ich wußte, Sie folgten mir und — wollten einen besseren Abschied von mir nehmen!“

Was wollte ich thun?

Ich trank. Prost.

„Und von Partenia!“ sagte er.

Es klang wie ein Befehl. Eine Suggestion.

Ich hatte Werner versprechen müssen — der Mensch zwang mir jetzt Versprechungen ab! — am nächsten Morgen nicht abzureisen. Ich erreichte meine Colomba d'Oro erst spät, und es gelang mir, in den unbekannten Räumen, dem fremden, jedoch guten Bette, bei den ungewohnten Geräuschen der Straße und des Hauses erst spät einzuschlafen. Alles Erlebte machte noch einmal ein Schein- und Traumleben in meinem überreizten Gehirne durch.

Ich sah mich als Unzufriedensten in der Friedrichstraße wandeln, in mir ertönte es: Fort, nur fort, und ich floh, der ewige Jude, unter alle Gestirne die Angst meiner wunden Seele, die Hast eines gehetzten fin de siècle-Menschen mitschleppend.

Rätselhaft kamen mir die Worte Goethes ins Gedächtnis: „Wenn irgend etwas Schauwürdiges auf flacher Erde vorgeht und alles zuläuft, suchen die Hintersten auf alle mögliche Weise sich über die Vordersten zu erheben. Man tritt auf Bänke, rollt Fässer herbei, fährt mit Wagen heran, legt Bretter hinüber und herüber, besetzt einen benachbarten Hügel, und es bildet sich in der Geschwindigkeit ein Krater. Kommt das Schauspiel öfter auf derselben Stelle vor, so baut man leichte Gerüste für die, so bezahlen können, und die übrige Masse behilft sich, wie sie mag. Dieses allgemeine Bedürfnis zu befriedigen ist hier die Aufgabe des Architekten. Er bereitet einen solchen Krater durch Kunst, so einfach als nur möglich, damit dessen Zierat das Volk selbst werde.“

Nun sah ich mich in der Arena von Verona, welche Goethe diese trefflichen Worte eingegeben, und es war noch leer um mich. Da traten aber ein durch die Vomitorien alle Freunde, die ich im Leben besessen und verloren, alle Gegner, die ich mir durch irgend einen armen Vorzug gemacht, alle Frauen, die ich geliebt und die mich verletzt oder betrogen, alle Mädchen, welche ich gekannt, verachtet, verstoßen, hintergangen, geliebt und gehaßt, und meinem Traumleben erschien es, als ob sich die Riesenarena fülle. Clowns und Trapezkünstler sprangen dazwischen und munterten die ganze mich mit

Blicken durchbohrende Menge auf, diese Blicke zu Todespfeilen werden zu lassen. Und mir wollte es fast bedünken, als stünde ich moderner Gladiator ohne Gegner allein in der Mitte des Veroneser Kolosseums; eine hartherzige, wahnwitzige Menge umdrängte mich, bewarf mich mit Steinen, spie mich an, und ich hörte die Rufe: „Conspuez!“ „Werfet den ersten Stein auf ihn!“ „Kreuziget!“

Und mitten im verrückten Volke saß, schwarz, in Schleier und Mantille, Partenia und sprach zu mir aus unsagbar wehmutsvollen, stummen Augen: „Ich möchte wohl, aber ich kann dir nicht helfen.“ So starb ich im großen Amphitheater eines qualvollen Todes — durchbohrt, zerrissen, verspottet ...

— — — — — — — — — — — —

Am anderen Morgen ging ich matt und zerschlagen in das Frühstückszimmer des Hotels und ließ mir eine Zeitung reichen, wartend, bis der Cameriere den Thee bringen würde.

Als ich aufsah, saß mir gegenüber eine Familie: Mutter, Vater und eine erwachsene Tochter — ein ungefähr siebzehnjähriges Mädchen. Ich vernahm die Worte: „Ernestine, nimm nicht so viel Zucker!“

Und mit Schrecken erkannte ich Bekannte. Wiener Bekannte aus einer weit hinter mir liegenden Zeit. Der Mutter Aurelie, als sie einmal ausgesehen wie jetzt die Tochter, war ich einst gut gewesen, und sie mochte mich damals auch wohl leiden. Aber wie so oft, konnte ich mich nicht entschließen — ihre Mutter stand ihr im Wege. Mit Schrecken dachte ich daran, daß die Junge auch so werden würde — ach, ein gar unbegehrbares Weib. Ich will ihre Fehler und Tücken vergessen.

Und nun hatte die Junge eine noch Jüngere, und wieder sah ich, wie die Mutter der Großmutter ähnlich geworden und wie die Enkelin in all ihrer Jugendknospenzeit, ihrer Lenzfrische schon denselben Stempel trug.

Thor, der ich bin, den Wurm in der Blüte, den Sturm in der Stille, den Winter im Lenz vorahnend zu erraten und mich nie der reinen Gegenwart zu erfreuen.

Aber schon hatte mich der Vater, ein reicher Banquier, erkannt; er stand auf, und ehe ich mich's versah, begrüßte er mich; meine Hand lag in der der Jugendfreundin, und die Tochter sah zu mir herauf mit demselben Augenaufschlag, mit dem mich die Mutter so oft fragend verwirrt.

Und wieviel Fragen stürmten auf mich ein! Warum ich damals entflohen? Ob ich verheiratet? Woher des Weges, wes des Zieles, und so weiter. Ob ich heute morgen die Sehenswürdigkeiten Veronas mit ihnen besuchen wolle?

Nun ist mir nichts verhaßter, als Kunst in Herden zu genießen.

Was stört nicht alles den reinen Kunstgenuß in der Welt! Wie wenig Cicerones giebt es, die einen führen können, wie wenig gesinnungsverwandte Mitgenießende! Und es giebt so feine Geister, die vor einem Giorgione zu streiten lieben und das Ideenaustausch nennen können!

Welche Ideen mochte wohl die Tochter und Enkelin haben, die zu viel Zucker nahm? Ich dankte, ward aber überstimmt.

Nein — einen Vormittag nach jahrelanger Trennung müßte ich opfern — man fand doch das richtige Wort — man habe sich so viel zu sagen, und wie würde sich Ernestine freuen, an der Seite eines so gelehrten Mannes die berühmten Bau- und Bildwerke zu besichtigen.

Man schilt mich einen Egoisten, und hier wäre Ort und Zeit gewesen, meinem Beinamen Ehre zu machen und ihn aufs neue zu verdienen. Aber mir scheint, ich bin schwach, und der Wille anderer, wie der Emil Werners und hier derer von Kurtenstein, hat Siegeskraft über mich.

Wir machten uns auf den Weg nach San Zeno; ich schritt mit Ernestine voraus, und kaum waren wir an der Ecke, wo ein Fluß, weidenüberhangen, um die alte Kaserne biegt, durch deren weitoffenes Thor wir ein paar Bersaglieri exerzieren sahen, als — Partenia von ferne auf uns zukam.

Sie erkannte mich, blieb unwillkürlich stehen, errötete, erblaßte, legte die Hand auf ein anscheinend pochendes, schmerzendes Herz; dann ging sie abgewandten Gesichtes, mit feuchten, glänzenden Augen, stolz wie eine Königin, traurig wie eine Niobe, an uns vorbei.

Ich beantwortete die eben an mich gerichtete Frage Ernestines nicht. Ich muß sehr

ungezogen gewesen sein. Aber meine Gedanken waren bei der armen Partenia, während meine Schritte neben Ernestine hergingen. Ich weiß nicht, wie wir nach und aus der schönen Kirche San Zeno kamen. Sie hat einen wundersamen Kreuzgang, und der treffliche Kirchendiener übernahm es, uns die Merkwürdigkeiten dieses schönsten romanischen Baues Oberitaliens zu preisen. Wir stiegen in die Krypta zum toten San Zeno hinunter, der einst ein armer Fischer und dann Bischof von Verona war, und in dem herrlichen Kreuzgange, darin Dante, ein Gast der Scaliger, gewandelt, wünschte ich mir, ein Klosterbruder zu sein, das Gelübde ewigen Schweigens gethan zu haben und hier, menschheitentlöst, in mein eigenes Leid schon bei Lebzeiten begraben, einsam zu sterben.

Die von Kurtenstein dachten ganz anders. Der Banquier und Vater nahm wenig Anteil an den Kunstschätzen, die er mit seinem Lorgnon ohne Verständnis, aber auch ohne Verachtung abthat.

Er mußte mitreisen und haßte die Kirchen.

„Die Luft erinnert mich zu sehr an die Börsen. Wenn ich mir schon Ferien mache, will ich Höhenluft, Meerluft atmen. Hier riecht's eingeschlossen und nach Weihrauch! Den spenden mir Agenten und Galopins, und an die mag ich in der Vakanz auch nicht erinnert sein."

Die Mutter, Frau Aurelie, schien noch nicht mit sich einig zu sein, ob sie den vormals mit mir gemeinschaftlich entworfenen Roman fortsetzen oder mir Ernestine, die Tochter, als spätere bessere Hälfte zuführen solle.

Ich verhielt mich abwartend und ablehnend.

Man war von der Besichtigung der einen Kirche müde geworden und bestieg einen vorbeifahrenden Wagen. Der Kutscher, ein junger, hübscher Bursche, zeigte mancherlei Kenntnisse bei seiner Redseligkeit und fing an, auf dies und das Gebäude erklärend deutend, über die Kutten, die Mißwirtschaft der Regierung und viele Übelstände zu schimpfen.

Frau Aurelie begriff die ewige Unzufriedenheit des Volkes nicht. „Der Mensch hat doch jetzt seine Fuhre, und nicht wahr, Mann, du giebst ihm auch ein Trinkgeld!"

Für die Kunst zeigte Frau Aurelie Verständnis, nur immer ein falsches. Sie benannte in der Gemäldesammlung, im vornehmen Palazzo Pompei des San Micheli, die ältesten Gemälde mit dem Namen Raphaels, und mit Verwunderung fragte ich mich, wieso einst Fräulein Aurelie für ein feingebildetes Mädchen hatte gelten können.

Ernestine trug wenigstens ihre unbestreitbare Unwissenheit rührend zur Schau.

Vor einer schönen Dame, die ein abgeschlagenes, bartumwaldetes Männerhaupt trägt und hinter der eine Alte grinst, fragte sie, was das bedeute.

Ich wollte sagen: „Das Original ist eigentlich in Florenz."

Da tauchte wie aus einer Versenkung mein gestriger Freund Emil Werner auf. Er zog den Hut, stand stille, ich sah einen Blitz auf Ernestine in seinen Augen zucken und glaubte auch darin ein bittendes „Stellen Sie mich vor!" zu lesen.

So machte ich denn den Mann, der mir gestern abend Zerstreuung verschafft, mit von Kurtensteins bekannt, und wir sprachen sogleich von Judith und Holofernes.

„Eigentlich," meinte ich, „geht die Sage, daß der Maler Christofano Allori in ein schönes römisches Mädchen verliebt war, das Mazzafirra hieß. Die Alte, die Mutter oder Kupplerin, empfing aber nicht nur ihn, sondern gab dem Liebhaber der Tochter oder Freundin viele Nebenbuhler, und so rächte sich der Maler; sein Bild will besagen, die Mazzafirra habe ihn getötet, wie Judith den Holofernes. Viele Dichter und Novellisten haben sich des wegen seines Parallelismus anziehenden Stoffes bemächtigt ..."

Hier fühlte ich mich am Rocke gezupft.

„Um Gottes willen!" flüsterte Mutter Aurelie, „bedenken Sie doch, daß Ernestine noch keine sechzehn ..."

Ich sah — ein rückwärts gewandter Prophet — in die Vergangenheit und nahm an, daß Ernestine mindestens achtzehn Lenze und vielleicht noch einen Winter erlebt haben müsse.

Und mit sechzehn war Aurelie nicht so zimperlich gewesen. Heiliges Philisterium!

Ich schwieg also und sah mit Vergnügen, daß sich Emil Werner der fast neunzehnjährigen Unschuld bemächtigte und ihr seine optimistischen Theorien entwickelte.

Bald tönte denn auch glockenreines Mädchengelächter durch die bestaubten, verlassenen Räume, in denen uns mißtrauisch ein einziger Angestellter bewachte, der für ein paar Soldi gern seine Bädecker- und Murray-Weisheit losgeworden wäre.

Ich hörte Werner die Goethe-Worte citieren und für seine eigenen Gefühle ausgeben. Übrigens stimmten sie zu ihm: „Es liegt in meiner Natur, das Große und Schöne willig und mit Freuden zu verehren. Und diese Anlage an so herrlichen Gegenständen Tag für Tag, Stunde für Stunde auszubilden, ist das seligste aller Gefühle."

Ernestine sah erstaunt und bestürzt zu ihm hinauf, und ich bin als kleiner Menschenkenner fest davon überzeugt, daß sie dachte, mit dem Großen und Schönen sei sie gemeint.

Und vielleicht wollte Freund Emil Werner es gar nicht anders ausgelegt wissen.

Für das seligste aller Gefühle hielt aber gewißlich Fräulein Ernestine die Liebe und wartete unbezweifelbar darauf, daß wir beide ihr die unsere erklären würden.

Liebeserklärungen sind ja für Wiener Balldamen wie Sorbett, Champagner und Kaviarbrötchen — sie gehören einmal dazu, zum Balle!

Werner sprach noch ähnliches und anderes, und mit einer gewissen mephistophelischen Schadenfreude, die der arme Kerl gar nicht um mich verdient, dachte ich mir, wie er sich in Ernestine, Ernestine sich in ihn verlieben und die scharfe Mutter ihn abweisen würde, weil er doch gar nichts habe!

Leute mit viel Geld sehen bekanntlich immer auf Geld. Sie denken, Verstand und Talent haben sie selbst, weil Geld immer Talent und Verstand hat.

Es kam aber alles ganz anders, wie ich es in meiner anmaßlich fertigen Weisheit geträumt hatte.

Emil und Ernestine gingen weiter voraus, und ich blieb bei der Mutter.

Noch hörte ich Werner sagen: „Alles Glück, groß oder klein, ist von einer Art und immer erfreulich!"

Ich wußte wohl, wo er das her hatte, nicht aber, wie er es jetzt meinte.

Dann tönte wieder Ernestines glockenhelles Lachen herüber — ich weiß nicht, ich finde Lachen immer dumm —, und dann schob sich der Vater ein paar Schritte vor und blieb bei dem jungen Paare; ich dachte, er wolle die Dueña oder den Elefanten spielen.

Frau Aurelie aber sprach zu mir: „Mein Mann ist immer so glücklich, wenn Ernestine lacht. Ich habe noch so viel an dem Kinde zu erziehen. Ich wünsche sie ernst, und sie ist so oberflächlich. Ein Nichts amüsiert sie."

Schade, daß Freund Werner das nicht gehört hatte. Indessen, wir waren auch mit der Besichtigung des Palazzo Pompei fertig geworden; der Führer zeigte uns noch riesenhafte Petrefakten, und ich sah gelangweilt auf den stark angeschwollenen Etschfluß und die darüber in Blüte stehenden Mandelbäume der Berge hinaus, als mir Papa von Kurtenstein von hinten auf die Schulter schlug und ausrief: „Famoser Kerl!"

Ich wußte nicht, mir dies Lob irgendwie verdient zu haben, doch der joviale alte Herr fuhr ohne Pause fort: „Der Herr Werner! Ein aufgeräumtes Haus, eine fidele Haut, immer lustig und guter Dinge und macht Stinchen lachen. Und wenn Stinchen lacht, ist mir's, als ob ich selbst lachte; ja, besser, denn ich will mein einziges Kind vergnügt haben, nicht vergriesgrämt, wie? Aber was gehen Sie im Grunde meine Familiengeschichten an? — Ich lade mir den Herrn Werner zum Mittag und Abend ein. Wollen Sie mitthun?"

Ich dankte. Ich schützte Geschäfte vor. Ich müßte wirklich abreisen. Auch jetzt könne ich nicht länger den Cicerone machen, und so empfahl ich mich den Damen an der Pforte des Kunsttempels.

Papa von Kurtenstein lachte mit Ernestine, und Emil und Frau Aurelie waren etwas befremdet.

Werner dankte mir mit Handschlag, und wir schieden.

Ich war allein.

Wie klein sind alle Menschen! Ich überhebe, überschätze mich gewiß nicht. Aber es wirkt immer wie eine Befreiung, wenn ich allein bin.

Ich habe niemals das Gefühl, als ob ich ihrer bedurft hätte. Ich errege weder Sympathie noch Anteil. Warum begegnen mir

keine großen Menschen, an denen ich Anteil nehmen, mit denen ich fühlen könnte!

Und ich beneidete Werner.

Lachend und sorglos geht er durch die Welt, und ich bin gewiß, er erobert sie. Weil er sie nicht anders machen will, als sie ist, und weil er sich froh in seiner Haut weiß. Kann ich das nicht auch?

Nein. Ich habe zu viel erlebt.

Ist es nicht Thorheit, sich durch hinter einem liegende Eindrücke und Ereignisse die Gegenwart vergällen zu lassen?

Warum mußten gerade mir solche unauslöschliche Erlebnisse kommen?

Was ist alle heutige Grübelei und Grillenfängerei meines sterblichen Körpers in hundert Jahren?

Ich werde mir die Dionisia und die Partenia zum Abendessen einladen.

Sie sollen mich zerstreuen. Ich will sie nicht zerstören, diese wackeren Blümlein in unseres Herrgotts unendlichem Rosengarten. Aber die Einsamkeit ertrag ich nicht, und — sie sollen Rotwein trinken und mir — Dante erklären.

Welch ein Widerspruch bin ich!

Bald fühle ich des Menschen ledig zu werden als eine Befreiung, dann trag ich die Einsamkeit nicht!

Bin ich wirklich ein Narr, oder ist's nur das alte: „Nichts freut als der Wechsel?"

Im Hotel angelangt, setze ich ein Billetchen auf und betraue einen Eckensteher mit der Botschaft an das düstere Haus, darin die Schönheit doppelt wohnt. Bald kommt eine Antwort:

„Egregio Signore!

Es ist besser, wenn wir uns nicht wiedersehen. Wir sind heute nicht hungrig genug, um mit Fremden auszugehen. Und dann haben Sie ja eine so schöne blonde Signorina aus England oder Deutschland hier getroffen, die möchte eifersüchtig werden, wenn sie dem wohlgeborenen Herrn (egregio Signore!) mit zwei so armen Hascherln (poverettine) begegnet.

Nehmet Dank! Lebet wohl.

Dionisia. Partenia."

Nachdenklich, ärgerlich werfe ich das Papier hin. Es war das denkbar einfachste und duftete nicht nach Lavendel und Patschouli. Aber ich fand die Danteleserin klein. Die einfachste weibliche Eifersucht sprach auch aus dem bescheidenen Zettel. Sie hatte mich mit einem besser gekleideten Mädchen gehen sehen und schmollte nun.

Hatte sie ein Recht dazu?

War zwischen uns von Liebe die Rede gewesen, in dem Sinne, daß sie mir etwas vorzuwerfen, zu verbieten, zu befehlen hätte?

Wie klein ist doch die Anzahl der Scenen, aus denen sich ein neues Stück, der Kapitel, aus denen sich ein neuer Roman zusammensetzen läßt!

Partenia ist entweder eifersüchtig; wie kindisch und verbraucht!

Oder sie will mich durch Beatricentum als reuigen Benedikt zu ihren Füßen sehen, mich durch Versagen kirren, wie Donna Diana — wie alt!

Doch ... Wie legte sie heute die Hand auf ihr pochendes Herz, als wir uns begegneten! Welchen Ausdruck hatte ihr klassisches, edles Antlitz! Wie erglühte, wie erbleichte es!

Könnte sie mich lieben?

Ich bin wirklich ein Narr! Unjung und nicht mehr ganz begehrenswert, sie frisch und herrlich!

Und sie ist schon mit anderen Fremden ihren Hunger stillen gegangen. Ich bin und bleibe ein Narr.

Was geht mich im Grunde die ganze Geschichte, was gehen mich die paar Menschen hier an?

Ich packte meine wenigen Reisesachen ein und sagte dem Portier, ich würde abends abreisen.

Gegenüber dem Hotel hatte an der Ecke ein Fahrradhändler eine Bude inne. Der Hausdiener trat zu mir, fragte mich devot und doch zutraulich, ob ich die edle Kunst verstünde, und als ich bejahte, riet er mir, ein Rad zu mieten. Es koste nur eine Lira die Stunde, und ein größeres Vergnügen, als frank und frei zur Porta Nuova hinaus über die breiten Feldwege hinwegzusausen, kenne er nicht. Wenn er ein Signore und kein Hausknecht wäre, würde er sein Leben auf dem Rade beschließen.

Wiederum einer, der Freude kennt!

Warum that ich nun nicht, was jener

für sein Seelenheil gern gethan hätte, und kaufte davon auf dem neuesten „Webstuhl der Zeit“?

Weil ich ein Narr war.

Ich dankte lächelnd und schlenderte um die Ecke nach der Piazza Brà.

Da, in dem engen Seitengäßchen, tauchte mir das liebliche Antlitz, von schwarzem Gelock und dem Spitzentuche umrahmt, das zierliche Körperchen der Dionisia auf.

Sie trat rasch auf mich zu und sagte: „Ich habe auf Sie gewartet. Ich sah Sie oben an Ihrem Fenster, hinaufgehen wollte ich nicht, es war unschicklich, und Sie mußten ja einmal herunterkommen.“

„Und mit was kann ich dienen?“ fragte ich und hielt ihre zitternde Hand.

„Der Brief ist ja Unsinn. Partenia zwang mich dazu. Nun sitzt sie oben und weint. Sie möchte Sie noch einmal wiedersehen. Ich redete es ihr aus. Denn zu was soll es führen? Sie nimmt es ernst. Sie haben es ihr angethan. Ich meinte, sie solle sich wohl den guten Tag machen, die frohe Lebensminute genießen, aber dann sich den Herrn aus dem Kopfe schlagen, der sie doch nicht liebt. Aber: ‚Amor, che al cor gentil ratto s'apprende‘ (Vom edlen Herzen leicht erlernt, die Liebe ...) antwortet sie, und ich: ‚Das Leben ist eins und die Dichtung ein anderes.‘ Dann lächelt sie wieder süß vor sich hin und spricht: ‚Amor, che a nullo amato amar perdona —‘ (Die Liebe, die zu Gegenliebe zwingt), und dabei zwingt sie mich, Ihnen abzuschreiben. Liebende Leute sind närrische Leute.“ Sie schwieg.

Ich war recht betrübt.

Nur das nicht. Ich mag unglücklich sein, ich will aber niemand unglücklich machen.

Wie, als ob Dionisia mich gehört hätte, fährt sie fort: „Machen Sie sie glücklich. Essen wir heute abend alle vier nochmals zusammen. Ihr Freund, il Signore Emilio Werner ...“

„Der, meine liebe Dionisia, speist heute abend mit der blonden Amerikanerin oder Deutschen, der wird nicht kommen können ...“

„Ach, dann ist ja alles gut; Sie lieben jene schöne Creatura demnach nicht ...“

„Ich liebe nichts und niemand, liebe Dionisia.“

„Dann holen Sie uns um acht Uhr wohl ab, Partenia wird kommen. Sie sträubt sich nur aus Anstand ...“

Ich versprach.

Es waren noch zwei Stunden bis acht Uhr.

Ich ging, um Abschied zu nehmen, nochmals in die Arena, die sie einst das Haus Dietrichs von Bern nannten.

Lange träumte ich unten auf einem der erneuerten Quader und dachte mir alle die Menschen herbei, welche von Urbestand des Baues bis gestern, bis zu der grotesken Cirkusvorstellung, hier geweilt.

Dann klomm ich bis zur Kante des amphitheatralischen Kraters und genoß die schönste Aussicht über Stadt und Gegend. Aber bald ergriff mich meine alte Rastlosigkeit und der Wunsch nach Ortswechsel.

Ich sprang hinab, durchschritt wieder die volkreiche Hauptstraße bis zur lauten, budenbedeckten Piazza d'Erbe und stand endlich am Giardino Giusti.

So recht gemacht für meine trostlose Stimmung, umfing mich der Garten mit seiner Stille wie eine treue Mutter, die den verlorenen Sohn an der müden Brust bettet.

In den hohen finsteren Cypressen, den ernsten Grabwächtern, dachte ich im Ideengange folgerichtig auch meiner Mutter, die fern im Norden von all den Leiden ausruht, die ihr Leben ausmachten.

Ich gedachte unseres oft getrennten Daseins von der ersten Kindheitserinnerung bis zu ihrem Tode, und in meinem nassen Blicke verschwamm unten Verona, weit hinaus der ferne Apennin, der Monte Pizzocolo am Gardasee, und eine einsame Nachtigall schluchzte ergreifend in den Oleanderbüschen.

Auch so ein armer Narr, der den Dorn gegen die kleine Brust setzt, um desto süßer singen zu können.

Dann aber raffte ich mich auf.

Ich nahm mir vor, fröhlich zu sein und Dionisia und Partenia zu zeigen, daß man ein besserer Mensch und doch nicht kläglich betrübt zu sein brauche.

Die Sonne ging unter, noch eine neunte Farbensymphonie dichtend, der Schwanengesang eines Helden auf seinen eigenen Tod. Ungern riß ich mich von dem schönen Schauspiel los.

Warum zürne ich mir jedesmal, wenn ich

mich darauf ertappe, daß noch ein Zusammenhang zwischen mir und der Welt besteht?

Die Natur ist freilich die einzige, die mich nicht verwundet hat. Und wie wund bin ich; wie blutend, meine Seele, bist du!

Nochmals ging ich ins Hotel. Vielleicht war eine Botschaft aus der Heimat gekommen? Doch was hatte ich zu erwarten?

Ich fand einen langen Brief von Emil Werner. Er schrieb:

„Geehrter Herr!

Verzeihen Sie, daß ich Sie mit ein paar Zeilen des Dankes belästige. Da Sie die Welt als eine Last ansehen, wird Ihnen auch diese kleine Störung als ein Teil der Welt erscheinen. Ich bin Ihnen aber wahrhaft und wirklich Dank schuldig. Die Familie, der Sie mich vorgestellt, ist reizend. Der Vater ist vernarrt in mich, die Mutter vernarrter, die Tochter am vernarrtesten. Ich glaube, wenn ich um einige Millionen bäte, würden alle drei sagen: à la disposicion de Usted. Aber ich würde mich mit der Tochter begnügen. Sie ist himmlisch. Von einer hingebenden Naivetät und lustig — — lustig! Sie fürchtet nur, wir würden beide zusammen zu lustig sein. So sind Sie, werter Herr, ein Teil von jener Kraft, die stets das Schwarze sieht und doch das Helle schafft. Deshalb dieser Dank.

Gehen Sie nochmals mit Partenia lustwandeln. Sie haben mich nicht zum Vertrauten gemacht, Sie haben mir, und mit Recht, die Ursachen und Gründe Ihres krankhaften Weltschmerzes — verzeihen Sie dem Freunde von gestern — verschwiegen!

Aber glauben Sie mir, wenn ein Weib einem die Welt und das ganze weibliche Geschlecht verleiden kann, so kann ein Weib, eine Frau, ein Mädchen — einem die ganze Weltfreude und die Lust an der Weiblichkeit wiedergeben. Und dann bleiben schließlich — die Weiber! Aber wem sage ich das! Sie sind viel weiser als ich. Tauschen möchte ich aber nicht mit Ihnen. Besonders heute nicht. Und das danke ich Ihnen. Denken Sie über alles dies nach. Und Sie werden finden, daß der gütige Schöpfer in seiner unerforschlichen Liebe, Güte und Weisheit Sie werten Herrn gerade in dem Moment in die Arena zu Verona gesandt, als ich die Stufe neben Ihnen betrat, um durch den unglücklichsten aller Menschen zum glücklichsten sämtlicher Sterblichen zu machen

Ihren Emil Werner."

Ja. Nachdenklich hielt ich den Zettel in der Hand.

Sollte das Undenkbare geschehen und die Mutter von Kurtenstein, stolz, hoffärtig, unklug und prätentiös, ihre einzige Ernestine dem Habenichts aus Berlin, Herrn Emil Werner, geben?

Vom Alten glaubte ich's noch, aber die Mutter, die Mutter! Und wenn ich der Ehestifter gewesen — habe ich Gutes — ein Glück gestiftet?

Ich wünsche es.

Ich bezweifle es.

Das viele Denken!

Die That! Die That allein macht ... glücklich?

Als ob das, was ich bisher gethan, mich glücklich gemacht hätte! Eher das, was ich unterlassen!

An dieses dachte ich dann stets mit einer gewissen Sehnsucht zurück; das nicht Besessene oder Ausgeführte erschien in einem verklärenden Lichte.

Aber da denke ich schon wieder ...

Kurz danach stand ich vor den „Casse funebre“.

Die beiden Mädchen lagen am Fenster.

Ich ging wieder ein paar Schritte zurück.

Sie kamen wie gestern, schlank, graziös, halbverschleiert, und so wandelten wir zu dritt unserem stillen Restaurant in der Seitengasse der Via Nuova zu.

Zu dem Wirt mit der Soldatenmütze und dem Valpolicella. Der Mond schien wieder und warf unsere Schatten vor uns hin auf die gespenstisch weiße Straße.

Wir sprachen nach kurzer Begrüßung zuerst gar nicht. Dann fragte Dionisia harmlos nach Freund Werner, ob er mit seiner Braut speise ...?

Ich sah Partenia ins Gesicht und ich bildete mir ein, wieder denselben erschreckten Ausdruck des Schmerzes auf den schönen Zügen zu lesen wie am Morgen, da sie uns erblickte.

„Ich dachte, es sei Ihre Braut, Signor Arrigo! Und darum war ich heute früh

etwas betroffen, denn wenn man eine Braut hat, geht man doch nicht ..."

„Sicher, Fräulein Partenia," unterbrach ich, ihren Gedankengang verstehend.

Während wir aber so dahinschritten, ins Plaudern kommend, wollte es mir scheinen, als ob ein vierter Schatten, die unseren überragend, vor uns hin projiziert würde. Ich sah mich um, aber das Bild verschwand.

Dann kam es wieder. Das vor uns hingeworfene Ende schien sich im Wind bewegendes Laub zu sein — nun erkannte ich es genau — es waren Federn eines Versagliere-Hutes. Nochmals drehte ich mich um, und — fort war der Spuk.

Nun saßen wir gemütlich bei dem Wirt mit der Soldatenmütze. Da ich mit den beiden Damen allein war, mußte ich die Kosten der Unterhaltung auch allein bestreiten.

Ich ließ kommen, was es Gutes und Leckeres an dem Orte gab, und freute mich, wenn die blanken Zähnchen tapfer einhieben, daß die Früchte krachten, oder wenn sich die rosigen Lippen an dem roten Weine roter färbten.

Ich neckte Dionisia mit Werner und hielt eine Brandrede gegen die Liebe, indem ich mich an die Schwester Partenias wandte, doch nur um dieser willen sprechend.

„Die Liebe ist die Mutter aller Schmerzen," schloß ich, „und euch, meinen lieben Freundinnen, die ihr ja so belesen seid, brauche ich nur große Namen zu nennen, um euch zu beweisen, daß sie elend macht. Denkt an Hero und Leander, Francesca und Paolo, Romeo und Julia ..."

„Wissen Sie, wo ich heute morgen herkam, als ich Ihnen begegnete?" unterbrach mich Partenia fragend. „Aus dem Garten des Franziskanerklosters in dem Vicolo San Francesco al Corso, da verrichtete ich meine Andacht — vor dem Sarge der Giulia Capulet ..."

„Was, Partenia — Sie glauben doch nicht, daß die alte Badewanne in dem Küchengarten mit den vielen Visitenkarten das Grab Julias ist?"

„Ich glaube, was selig macht — und als gute Katholikin habe ich auch für Sie gebetet!"

Da also war sie gewesen. Ich sah in ihre Augen und fürchtete mich vor ihnen.

Wieder suchte ich Dionisia mit Werner zu necken. Sie aber wandte sich lachend ab und meinte: „Daran glauben Sie doch selbst nicht. Es handelt sich um andere Dinge."

Dann sagte Partenia: „Die großen Liebenden haben gelitten und erduldeten schließlich den Tod in der Jugend; besser, als ob der sie nach dem Tod der Liebe, der die Enttäuschung oder die Untreue ist, angetroffen hätte. Aber die Freude eines Augenblickes echter, glühender Liebe, die Raserei einer Stunde, eine Nacht, verschmelzt in brennenden Küssen, ist das nicht das Beste des ganzen Lebens?"

Mir ward angst vor Partenia.

„Und dann, sehen Sie, ich liebe die stillen, ernsten Menschen, denen man die Wunden ansieht, von denen ihre Seele blutet. Aber ich meine, der Schmerz bleibt doch nur an der Oberfläche. Er geht nicht in die Tiefe. Sonst würde er in der Tiefe so manches Menschenherzens die Freude erblicken. Es giebt stille, ungeahnte Freuden, vielleicht mehr denn Schmerzen! Mir macht es Freude, jemand zu lieben, von dem ich glaube, daß er meiner Liebe wert ist, daß er der Mann ist, den meine Seele sucht. Und wenn er es auch nicht merkt — wenn er mich verstößt, und wenn ich schließlich irgend einen Giftbecher trinke, in irgend einer Danteschen Bolge Fegefeuerqualen erleide, eine Freude war mein, und die kann mir niemand nehmen!"

Jetzt mußte ich Partenia bewundern.

Ich war toll, wenn ich ein solches Liebesgeständnis für mich nahm, denn wahrlich, ich fühlte mich ein recht armes Objekt für eine so reiche Liebe.

Und toll war ich, wenn ich eine so süße, schöne Liebe zurückwies.

Werner ist nicht der erste, der mir andeutete, ich sei ein wenig derangiert — gehirnwärts.

Nun fand mich doch jemand perfekt, vollkommen. Ich müßte ja allen meinen Widersachern, das heißt denjenigen, die über meinen Krankheitsfall richtig diagnostizierten, recht geben und mich selbst für toll erklären, wenn ich ein so schönes Menschenbild, das nur wünschte, sich mir hinzugeben, ganz mein eigen zu werden, verwürfe!

Und nun sprudelte Dionisia los.

„Und, sehen Sie, Signore Arrigo (so hatte ich mich genannt), all das könnte sie haben, die Partenia, denn es lebt hier jemand in Verona, der sie wahnsinnig liebt — so, wie ich fürchte, daß sie in wenig Tagen, wenn sie nicht ihren Willen hat, einen anderen gewissen jemand lieben wird. Nur darum, darum allein, gebe ich mich dazu her, jenen fremden gewissen jemand zu bitten, ihr den Schabernack anzuthun und sie zurückzulieben, denn dann nehmen die irdischen Dinge ihren irdischen Verlauf, und erfüllter Wunsch, der keiner mehr ist, macht frei."

Da erhob sich Partenia zornig.

Wahrlich, das schönste antike Medusenhaupt, es sei nun in der Villa Borghese oder noch in irgend einer Erdschicht der Auferstehung gewärtig, kann nicht schöner aussehen, als meine Partenia aussah, die für mich Partei nahm.

Wieder fürchtete ich mich vor ihr, aber dem Grausen war ein ungekanntes Wollustgefühl beigemischt.

„Geh fort, Dionisia!" herrschte sie das zitternde Schwesterchen an. „Zweimal Kupplerin, willst du mich dem Manne aufdrängen, den ich liebe, den ich nur einmal sah, der mir fremd, und dem meine Seele zufliegt wie die Schwalbe im Herbste dem warmen Land. Aufdrängen, damit er mich, die noch Ungekannte, satt bekomme und mich dem überlasse, der keine Seele hat, nur einen Körper, und dessen Körper nur den meinigen sucht — Federico — den Locotenente. Aber mag er mir folgen, mag er spionieren, mag er mich für ein paar Flaschen Wein der Peitsche meines — deines trunkenen Vaters, Dionisia, ausliefern — ich kenne nur eins — den Zug meines Herzens und den Schritt meiner Füße über Widerspruch, Bann des Herkommens und Gefangenschaft des Geistes ..."

Wie eine Königin wies sie Dionisia die Thür. Die aber kroch in eine Ecke und weinte.

Mein Gott, nichts war mir unerwünschter als eine Tragödie.

Aber hatte ich denn nun nicht recht!

Sind die Leidenschaften nicht die Störenfriede des Daseins?

Meine Leidenschaften haben mich zum Menschenhasser gemacht, denn — es muß doch das Rätselwort meines bis zur Tollheit gesteigerten Pessimismus ausgesprochen sein — ich habe leidenschaftlich Unwürdige geliebt und bin verraten, verkauft, gekreuzigt worden ohne Auferstehung!

Und nun soll ich nel mezzo del Cammin della mia vita — an meines Lebens Wende — Leidenschaft, Liebe entzünden, mit Widerstreben halb sie mitfühlend, halb sie verwerfend?

Ich zürnte mir wegen meiner Weltverachtung.

Da stand Partenia, die Göttin des Verlangens, und kannte nur einen Wunsch, in mir aufzugehen, sich mit mir zu vereinigen; hätte ich jetzt zu ihr gesagt: „Partenia, sei mein Weib!" ihre Theorie von der Oberflächlichkeit des Schmerzes und der tiefen Tiefe der Freude wäre unumstößlich bewiesen gewesen! Und da lag die freudige Dionisia und schluchzte auf dem alten Kanapee ...

Ich nahte mich ihrer Schwester und flüsterte: „Partenia!" — Sie öffnete die Arme weit, war aber nicht im stande, sie wieder um mich zu schließen. Sie fiel, wie ein toter Körper fällt ..

Zerschlagen an allen Gliedern, wie nach einer Alpentour, erwachte ich am nächsten Morgen, oder war es der Hoteldiener, der Radfreund, der mich vor dem Erwachen herausklopfte? Er brachte mir einen Brief Werners.

Ich las mit müden Augen im Halbdunkel, denn die Jalousien waren nur schräg emporgestellt:

„Verehrter Freund!
So muß, so darf ich Sie nennen!
Sie sind der erste, der es wissen muß —
Es ist vollbracht.
Ich bin glücklich.
Ich bin verlobt.
Sie ist ein Engel.
Und ich bin ein Poet geworden.
Hören Sie!
Lesen Sie!

An Verona.

Betreten sei, o Stadt, zur guten Stunde!
Fast scheuchten heil'ge Geister mich zurück,
Die hier gekämpft mit Unglück und mit Glück,
Begraben nun in deinem heil'gen Grunde!

Hier sank einst Alboin durch Rosamunde,
Erhielt Catull den ersten Liebesblick,
Beklagte Dante seiner Zeit Geschick,
Und, ach, ward Liebesbund zum Todesbunde.

Dein Märchen, von der Liebe Zaubermacht,
Wie oft gehört, o Julia, und gelesen,
Ist Quelle süßer Thränen mir gewesen.

O, daß mich Liebe so einst möchte binden!
Sie sollte treu wie Romeo mich finden,
Und zög sie mich, wie ihn, in Grabesnacht!

Es ist ein bißchen romantisch, und die Namen, die in dem Vierzehnzeiligen vorkamen, waren Ernestinchen zum Teil, zum größeren Teil, Neulinge! Aber wie gerne ließ sie sich belehren, und offenen Mundes, mit blinkenden Zähnchen wie Jasmin, zwischen deren Gehege ein Duft von jungen Myrrhen kam, mit strahlenden, etwas verdutzten Augen, hörte sie die Mär von Rosamunde, die aus Schädeln trank. Von Catull (?) kannte sie das Quae nox fuit illa wohl nicht, Dante hatte sie nicht gelesen, und nur Romeo und Julia gehörten zum wissenschaftlichen Inventar ihres noch von Bücherstaub unangekränkelten Geistes. Lieben wir doch die Mädchen besser, die nicht das Ungeheuer Bechstein oder Steinway auf die weißen Zähne schlagen, daß Fafner-Wehgeheul ertönt; warum sollen wir verlangen, daß unsere Bräute alle Zahlen der Weltgeschichte auswendig kennen, und noch die dazugehörigen Thatsachen nebenbei! Ich lobe mir die unbeschriebenen Blätter.

Und allenfalls Madamigella Partenia, die kennt nur Dante."

Ich ließ ärgerlich das Blatt fallen.

Was ging ihn nun meine Partenia an? Hätte der Mann nicht besser gethan, nachtschlafende Zeit ordnungsgemäß zu verwenden, als seine Stilübungen gegen mich zu verüben! Doch ich las weiter:

„Sind Sie noch nicht geheilt von Ihrem oberflächlichen Schmerze?"

Auch er! So sprach Partenia.

„Es giebt zwei Theorien. Entweder man sagt: Du kleines Ich, ich will dich für die ganze Welt aufopfern. Das ist der Altruismus. Sie zerstören sich und richten nichts aus. Nicht ein billionstel Teilchen Elend wird gemildert, und man lacht sie noch aus wie den Erbonkel, der sich tausend Freuden versagt, jedes Goldstück erst hundertmal herumdreht, ehe er es für sich ausgiebt. Er geizte, damit seine Neffen und Nichten einmal mehr von ihm bekämen. Dann lachen diese erst des frohen Erbes und schimpfen hinterdrein, es sei nicht genug!

So beurteilt die Welt den Altruisten!

Dann:

Du, kleines Ich, bist der Mittelpunkt der Welt. Alles tanzt um dich, du kleines neues Fichte-Ich, alles gehört dir, weil du alles aus dir erschaffst. Du bist dein Universum; konzentriertester Egoismus. Sehr gut. Aber da schreit man mich an: ‚Du bist ein Egoist.‘ Ganz und gar nicht. Fräulein, Herr und Frau von Kurtenstein beten mich an, sie tanzen um mich, als ob ich das goldene Kalb sei und nicht sie die Ochsenfamilie; sie behaupten, sie können ohne mich nicht leben. Ich opfere mich auf, und im Handumdrehen ist der Egoist der Altruist!

Und mit Kurtensteins Gelde kann ich so viel Glückliche machen, als es mir gefällt, mehr jedenfalls, als es Ihnen zu gefallen scheint.

Ergo: Ich bin der Weise.

Quod erat demonstrandum." —

Warum schreibt nur der Kerl das alles? Warum sagt er es mir nicht dankend auf den Knien? Er macht sich über mich lustig. Und er fährt fort:

„Ich kaufe mir nun die Welt.

Wenn ich sechs Hengste zahlen kann, so ist's, als hätt ich vierundzwanzig Beine.

Wenn ich mit hundert Franken in der Tasche auf dem Boulevard zu Paris sitze, dann bin ich der König von Paris. Ich genieße mit allen Sinnen.

Voir, c'est avoir.

Was ich sehe, ist mein.

Ich esse, trinke, liebe, schaue, alles dreht sich um mich, niemand spricht mir drein. Ich bin allein und unterhalte mich doch mit jedermann. Ich gebe Faure oder der Kammer, da er nichts zu sagen hat, politische Ratschläge und forsche die Kommunardenseele des Mannes aus, der mir für zwei Sous die Stiefel putzt.

Ich schlafe ein und träume den seligsten Traum.

Hätte Rhamses mehr gethan?

Geht mir doch mit dem unseligen Nietzsche-Wort: ‚Es giebt keine glückseligen Inseln mehr!‘ — Es giebt nicht Meere genug, sie zu fassen!

Warum ich Ihnen das schreibe?

Um Ihnen zu danken!

Um Sie zu kurieren.

Denn ich liebe Sie, mein werter Herr Antipode. Und nun gehen Sie hin und thun das Gleiche.

Ihr getreuer Werner."

Ist denn die ganze Welt, das Leben überhaupt wert, darüber zu philosophieren? Ein Opfer, eine Anstrengung? Nichts dient zu etwas. Es giebt nichts. Und doch geschieht alles. Aber was hilft's, oder gebricht's. Einst kommt doch der große Schwamm, fährt über die Tafel Menschheit und löscht alles aus.

Und da mache ich Aufhebens oder Grämens um eine neue Liebelei.

Eine Liebelei.

Eine Liebelei ist ein Spiel mit der Liebe. Und mit der Liebe soll man nicht spielen.

Für mich war es eine Liebelei.

Aber für Partenia?

Ich kenne sie nun. Die Arme ist nun dem Schmerze geweiht. Von zwei Liebenden verfällt ihm stets die einfachere Natur.

Ich bin ein komplexes, schwer verständliches Wesen, aus tausend sich widersprechenden Eigenschaften zusammengesetzt. Für sie werde ich stets ein Rätsel — ein geliebtes Rätsel bleiben. Aber sie ist mir eine aufgelöste Charade. Erratene Dinge liebt man weniger. Habe ich sie geliebt?

Kann ich denn überhaupt lieben, in dem Sinne, wie sie liebt oder auch nur zu lieben sich einredet? Nicht mehr geliebt und noch liebend, das ist die Qual.

Aber, frage ich mich, giebt die Gewißheit, daß man über diesen Dingen steht, auch nur einen Teil jener Glückseligkeit zurück, die man so leicht entbehren zu können glaubt, jener Freude, die man an den süßen Thorheiten einmal hatte, und die fortgezogen, gleich heimwehmüden Schwalben, nach dem Süden.

Die Schwalben kommen wieder!

Aber die süßen Thorheiten?

Nie!

Wie sagt Nietzsche: „Bitter ist noch das süßeste Weib."

Und sie wird mein Leben verbittern, wie so viele andere. Wenn nicht durch den Schmerz, den sie mir bereitet, so durch die Qual, die ich ihr geben — muß.

Auf dem Wege nach einem Museum, immer mich also selbst analysierend, begegnete ich Emil Werner.

Er trug einen Riesenstrauß.

Warum hatte ich noch nicht daran gedacht, Partenia eine duftende Freude zu machen?

Aber die Italiener belachen die Fremden, die sich mit dem Gemüse schleppen, das bei ihnen wild wächst, und auch Werner ward angestiert.

„Ich habe keinen Augenblick," sprach er zu mir, „ich muß zu Ernestine. Ich finde, der Bräutigam soll pünktlich sein, die Gatten sind es später nicht immer. Also nochmals heißen Dank. Ich bin überglücklich. Und durch Sie!"

„Wie kam das nur so schnell?" fragte ich.

„Wenn so etwas nicht schnell kommt, kommt es gar nicht. Verlangen Sie nur hier keine Psychologie. Es war ihr Coup de foudre — love at first sight. Mich sehen und mich lieben — eins. Und nun adieu. Verzeihen Sie, wenn ich Ihnen nochmals Partenia ans Herz lege. Figürlich. Ich kenne kein schöneres Wort im Homer als die Verse der verlassenen Ariadne im Catull:

Lag am Herzen dir auch so sehr nicht unsre Vermählung,
Da dich das strenge Gebot abschreckte des greisen Erzeugers,
Konntest du doch mit dir zu den heimischen Sitzen mich führen,
Daß mit erfreulicher Arbeit ich als Sklavin dir diente.

Denken Sie darüber nach. Wenn nicht als Gattin — als — Sklavin! Adieu!"

Er drückte mir die Hand und verschwand.

Partenia hatte mir ein rührendes Zettelchen geschrieben. Sie sei nicht wohl und wolle heute abend allein zu Hause sein. Die Dionisia schicke sie auch weg.

Ich geriet nach eingebrochener Dunkelheit in einen Volksgarten, in dem sie nach und nach bunte chinesische Lampions als Beleuchtung entzündeten. Es sah gespenstisch aus, wie die großen roten Kugeln, die grünen

und blauen Fäßchen und Kegel ihre Lichter auf die früchtebeladenen Orangen- und Citronenbäume warfen. Es duftete berauschend. Lauter kleine Lauben.

Ich setzte mich in eine, und ein Cameriere mit Frack und weißer Schürze brachte mir einen Fiaschone Rotwein.

Da hörte ich Schritte, und ein Paar nahm neben mir in der nächsten Laube Platz. Ich habe lauschen müssen.

„Aber ich sage dir, Federigo, du sollst von Partenia lassen. Sie ist nichts für dich. Euer Eheleben würde eine ewige Versöhnung sein — ihr vertragt euch keine Stunde ..."

„Versöhnung, das war immer das Schönste an unserem Streiten." So sprach mit einer vor innerer Aufregung fast heiseren Stimme Federigo, der Locotenente. Ich sehe noch seinen Versagliere-Federbusch vor mir schattentanzend auf dem mondhellen Pflaster.

„Sieh, Federigo," fuhr nun die süße Stimme Dionisias fort, und ich konnte durch ein zurückgebogenes Orangenzweiglein, dessen Blüten mich fast betäubten, ihr madonnenhaftes Antlitz sehen, „sieh, Federigo, es ist nicht das erste Mal, daß ich dir's sage, nimm doch mich! Wir passen so gut zusammen. Haben wir uns je gezankt?"

„Aber auch nie versöhnt!" sagte er, und etwas wie Sehnsucht — nach jener anderen Versöhnung — klang jetzt durch seine Worte.

„Ist denn das nötig? Sieh, die Partenia ist viel zu gescheit für dich. Nicht daß du dumm wärest, aber sie ist eben so ganz anders. Ihr verstündet euch nimmer. Ich kann dir das nicht so erklären, — aber du würdest nach vierwöchiger Ehe tief unglücklich mit ihr ..."

„Und ich sage dir, liebe Dionisia, und ich kann dir das auch nicht so erklären, denn ich bin noch zehnmal dümmer als sie und du — wenn ich vier Wochen mit dir verheiratet wäre, so würdest du wahnsinnig — eifersüchtig auf uns beide sein, denn ich — kann ohne Partenia nicht leben ..."

Ich bebte.

Immer die alte Niedertracht der Venus.

Wer sie sucht, den flieht sie.
Wer sie flieht, den sucht sie.

„Nun denn," rief Dionisia gereizt, „du wirst sie nicht haben und dennoch leben! Sie aber liebt einen anderen."

„Den Fremden, mit dem ihr neulich schlichet. Maladetto! Er soll nicht leben!"

„Schweig, Federigo, du sprichst nur so groß. Du wagst dich mit all deinen wallenden Federn nicht an sie und nicht an ihn heran!"

Dumme Dionisia! Nun gießt sie auch noch Öl ins Feuer. Erst entzündet sie ihn mit der Eifersucht, und dann schürt sie die Flamme mit dem Winde der Eitelkeit.

Das Knirschen des Sandes verkündete, daß die beiden sich erhoben. Zürnende Worte klangen noch verhallend an mein Ohr.

Der Locotenente Federigo mit dem Federbusch und dem dicken schwarzen, der savoyischen Königsfamilie nachgeäfften Schnurrbart schien mir ein rechter Bramarbas. Wer so viel schreit, handelt wenig.

Wie sagte doch Werner noch gestern beim Davonrennen? „Wenn man sich um die häßlichen Dinge nicht kümmert, giebt es nur Schönes auf der Welt."

Merkwürdig, mir scheint die Natur die Gabe in die Wiege gelegt zu haben, mich nur um die finsteren Dinge zu sorgen. Die Episoden Arena, Werner, die Familie Kurtenstein und die arme Partenia haben mich für ein paar Tage von mir selbst erlöst, aber nun verfalle ich wieder der Stimmung, in der ich diese Aufzeichnungen begann. Fort, nur fort.

Wieder ein befriedigter Wunsch — ich meine, ein von mir einer anderen befriedigter Wunsch — und die alten Dämonen und Visionen steigen mir auf.

Der Wunsch ist dahin. Aber die Traurigkeit bleibt. Traurig machen mich auch die Augen Dionisias. Sie gemahnten mich an zwei tiefe, unergründete Moore der Eifel, an denen ich einmal vorbeifuhr. Niemals sind sie getrübt, außer wenn ein vom Winde bewegter Weidenzweig sie liebkost. Dann geht ein Schauer über sie hin. So, als sie Federigo, den Locotenente, ansah. Wohnt das Glück bei ihr?

Thor, Thor, dreifacher Thor!

Will ich noch etwas zerbrechen?

Ich stehe in der Arena, und tausend Schwerter sind auf mich gezückt.

Ich sah einmal in der französischen Ausstellung ein Bild Don Juans, dem hundert Opfer mit Dolchen der Rache drohten, nackte

Kinder hinhielten, Tod und Verzweiflung in den verzerrten Zügen.

Und dann ein Bild Wiertz', des großen Belgiers — Napoleon in einer ähnlichen Lage darstellend.

Da fällt mir ein: Goethe sagte, er habe in den fünfundsiebzig Jahren seines Lebens keinen glücklichen Monat gehabt. Napoleon war innerlich nie glücklich.

Und Bismarck sagte 1876: Ich habe vielerlei gethan, aber niemandes Glück begründet, nicht einmal mein eigenes.

Und ich sollte glücklich sein.

Ich bin überzeugt, diese Größeren waren unglücklicher als ich — — je vollkommener ein Wesen, desto mehr fühlt es Schmerz und Freude — aber ich bin mir gerade unglücklich genug.

Ich mag nicht mehr leben.

Wir sind keine Wesen mit selbstbestimmender Willenskraft. Wir sind Marionetten in der Hand von Stärkeren — nenne ich es nun Götter, deren Tyrannei ich mich unterwerfe, oder Vorherbestimmung durch Vererbung, Erziehung, Milieu — immer bin ich ein Schauspieler, ein Sklave, dem das Schicksal seine Rolle einbläst.

In gar nichts bin ich frei.

Jeder Tag meiner Zeit übt eine Suggestion auf mich aus. Die Zeitung, die ich lese, tränkt mein Gehirn mit demselben Stoff, wie das Tausender meiner Mitmenschen; ob ich will oder nicht, ich muß an Spanien und Amerika, an die Wahlen und die Tschechen, an die Schildlaus und den Derby-Sieger denken. Ich muß darüber denken. Auf Schritt und Tritt werde ich gegängelt und gemaßregelt, und so haben sie mir meine Liebe zu Partenia inokuliert.

Meine Liebe?

Liebe ich sie denn?

Mir scheint eben, ich kann Partenia nicht entbehren. Ich begehre sie. Der sanfte Schwung der harmonischen Linien ihres Körpers, das Gedicht ihres Antlitzes, der Sphärenklang ihrer Sprache, der süße Duft, der, von ihr ausgehend, zu ihr hinzieht, die Granatblüte ihres Mundes, an dem der Kuß nach Perlen fischen geht ...

Ich muß zu ihr. Ich muß all das wiedersehen, und ich werde thun, wie Werner mir geraten, ich werde sie mit mir führen nach den Sitzen des Heimatlandes, ich werde sie den Krallen des Raubtieres Federigo entreißen — denn ja, jetzt merke ich es — ich bin eifersüchtig!

Der Gedanke, daß ein anderer, ein zweiter in meine Reservatrechte eingreifen könnte, macht mein Blut sieden wie das eines Neapolitaners, dem ein Inglese an sein Liebchen greift ...

Fort, nur fort — und zu ihr.

Ich will wieder leben.

Das Glück besteht darin, alle seine Kräfte in harmonischem Gleichgewichte und beständigem Können zu erhalten. Mein Herz ist noch nicht alt. Ich kann noch lieben, weil ich es will. Partenia — ich komme!

— — — — — — — — — — — — —

Mich schmerzt der Kopf.

Ich entsinne mich nichts mehr.

Doch gebt mir Feder, Tinte, Papier, ich will schreiben.

Ich meine, ich müßte viel, viel älter geworden sein seit der Stunde, in der ich wie ein Wahnsinniger zu Partenia rannte.

Werner hatte recht, ein klein wenig wahnwitzig war ich immer, und zu Partenia hat er mich hinge—zwungen. Aber der Zwang war so süß, und ich ließ ihn so gern ausüben.

Also — ich meine — gestern, oder vor einer Stunde, eilte ich zu ihr. Da fühle ich plötzlich einen Schmerz, vor mir zucken tausend Blitze auf und an mein Hinterhaupt pocht es wie das Krachen des Donners.

Ich muß wohl bewußtlos gelegen haben, denn ich entsinne mich nicht, in Partenias Armen ...

Nein, ich war ganz gewiß nicht bei ihr.

Aber wie ist mir denn? Über mich beugt sich angstvoll ein bleichgehärmtes, blasses Gesicht. Wenn noch statt der weißen Nonnenhaube die Rabenfittiche um die milden barmherzigen Schläfen wehten, so würde ich schwören, es sei Partenias Antlitz, das sich jetzt mit so unsagbarer Güte über mich beugt und zu fragen scheint: „Lebst du?“

Ja, ich lebe, und ein unendliches Wohlbehagen umströmt, wie lange nicht empfunden, meine Glieder.

Aber wo bin ich? Weißgetünchte Wände. Vom weißen Plafond eine Hängelampe, an der Wand zu meiner Linken ein Kruzifix.

Ein Waschtisch mit Phiolen und Verbandsachen, und ein Geruch von Karbol ...

Ich bin demnach krank. Aber woher — wieso — ich erinnere mich nicht ...

Langsam, wie Nebel ins Meer sinken und eine blaue Helle entschleiern, kommt mir dämmerndes Ahnen ins Gedächtnis. Mir ist, als hätte ich wochenlang hier im Fieber gelegen, manchmal die Augen aufgeschlagen und in ein ängstliches, bleiches, abgehärmtes Engelsantlitz gesehen. Ich hörte etwas vom Sphärenklang ihrer Sprache, ich verspürte einen Hauch des Duftes, der zu ihr hinzieht, von ihr ausgehend; die Granatblüte ihres Mundes streifte mich, und die Bergseen ihrer Augen spiegelten einen Teil meines verächtlichen Ichs wieder — aber, sie war es nicht, Partenia, es mußte eine barmherzige Schwester sein, die mich pflegte und ihr ähnlich sah.

Und ich fragte die barmherzige Schwester: „Schwester, kennst du Partenia?"

Da kniete das milde Mädchenbild an meinem Lager nieder und sagte unendlich leise: „Arrigo, erkennen Sie mich doch, ich bin Schwester Maria, einst Ihre Partenia ..."

Ich sank in die Kissen zurück.

Es war mir wohl und wehe zugleich.

Wohl! Ich fühlte mich so geborgen hier, gepflegt und bewacht von treuen Händen. Und ich Undankbarer, Elender hatte es nicht um Partenia verdient, daß sie ihre Jugend und Schönheit hier gleichsam im Kloster verschloß.

Wehe! Denn was war mit mir vorgegangen? Ich war verwundet, das empfand ich schmerzlos. Ein Krüppel? Vielleicht unheilbar, dem Tode verfallen? Und was war inzwischen mit meinen Lebensumständen geworden? Wer verwaltete meine Dinge daheim?

Kloster! Und Partenia war Maria geworden, also — verstrichen eine lange Zeit! Vielleicht dauerte in Italien ein Noviziat nicht so lange, dachte ich — aber wie viele „War" sind da zu klären!

„Sage mir, Schwester Maria ..."

Und Maria bettete mich sanft und gab mir einen kühlenden Trank. Sie legte ein in Eis getauchtes Tuch auf meine wieder brennende Stirn und flüsterte: „Heute noch nicht, liebster Liebling. Noch bist du zu sehr angegriffen."

„So laß mich schreiben. Meine Gedanken sammeln."

Sie willigte thöricht ein. Es war alles bei der Hand, denn ich sah, daß sie selbst ein kleines Tagebuch geführt hatte. Das verlangte ich nun zu lesen. Aber sie versagte es mir. Ich schrieb eine Weile und sank dann müde zurück. Das kann ich doch noch nicht.

Wenn ich nur wüßte, was mit mir geschehen ist. Ich weiß nicht, wieviel Tage wieder in den Strom der Ewigkeit geflossen.

Ich lag, Maria saß an meinem Bett und ich hielt ihre Hand. Meine fieberte, ihre war eiskalt.

Oft, wenn sie glaubte, ich schliefe, blinzelte ich nach ihrem süßen Engelsangesicht und ihrer allzufeinen weißen Hand und mußte der Strophe eines Dichters gedenken:

> Wie abgezehrt die Arme sind,
> Die mich so schwellend einst umfangen,
> Wie blaß du bist, mein sterbend Kind,
> Und wo sind deine roten Wangen?

Und dann that ich, wie der Dichter singt:

> Ich weine, wie ein kleines Kind,
> Bedecke ihre Hand mit Küssen.
> So mager, wie die Hände sind,
> Sind Hände, die bald sterben müssen!

Aber Neugierde und Ungeduld quälten mich, den langsam Genesenden, aufs neue krank.

Auf mein Drängen faßte sich Maria eines Tages ein Herz und begann mit zitternder Stimme, meine Hand haltend. Ich fühlte ihre Pulse klopfen, und das beruhigte und beunruhigte mich seltsam.

„Du warst auf dem Wege zu mir, liebster Liebling. Es mußte wohl Abend geworden sein, und du ahntest nicht, daß Federigo, der Locotenente, dir folgte. Er ist sonst kein Bösewicht gewesen, aber siehst du, hier unten da soll die Liebe heißer brennen als oben im Norden, obwohl ich das von wahrer Liebe nicht glaube. Die brennt und zehrt wohl allerorts gleich. Und Federigo liebte mich wahr, nur ganz anders. So wie die Granatblüte und die Rose und die Belladonna drei Blüten und drei Pflanzen sind, jede nur mit anderen Eigenschaften und Kräften. Nun, er liebte mich, und er sah dich zu mir gehen, und anstatt dich männlich vor seine Klinge zu fordern oder — noch

männlicher — der zu entsagen, die ihn nun doch einmal nicht mochte — ja, anstatt all das zu thun, was die Vernunft thut, folgte er der Leidenschaft — und —“

„Und?“ — Mir schien, sie verteidigte ihn etwas.

„Und da hieb er dich jämmerlich feige mit seinem entehrten Seitengewehr von hinten über den Kopf!“

Ha! Das war der Blitz und Donner gewesen. Ich entsann mich.

Aber mir schwanden wieder die Sinne.

Also feige ermordet — dem Tode entronnen!

Merkwürdig, ich hatte gar keine Empfindung, an seinen Pforten gestanden zu haben.

Das Land, von dem keiner wiederkehrt, hatte mich diesmal noch nicht über seine Grenze gelassen.

Schade! Dann wäre alles vorüber — und Schlafenszeit. Maria brauchte nicht Nonne zu werden und sich nicht zu bemühen ... mich ...

Noch ein Tag.

Und dann erfuhr ich:

„Man hatte dich bewußtlos gefunden. Briefe, die du bei dir trugst, verrieten leicht deine Wohnung, deinen Namen. Zufällig kam dein Freund Werner an dem Abend, und er veranlaßte sofort deine Übertragung in das Hospital der grauen Schwestern. Und dann sandte Werner zu mir, und sieh, liebster Liebling, Fräulein Ernestine, Frau Aurelie von Kurtenstein, Herr Werner und ich, deine arme Partenia — wir haben dich ins Leben zurückgepflegt.“

„Wo sind sie ... Partenia?“

„Die anderen? Sie reisten endlich ab. Du zögertest zu lange mit deiner Genesung, Liebling — Liebster — und ich konnte ja bleiben!“

„Ja! Du konntest bleiben!“

„Und dann haben die Kurtensteins eine Summe im Hospital für deine Verpflegung zurückgelassen, du würdest schon eines Tages zahlen, meinte der Vater Ernestines.“

Die guten Menschen!

Und ich habe an der Menschheit gezweifelt!

„Und wie lange liege ich nun hier?“

„Zwei Monate!“

Zwei Monate! Die bösen Menschen! Federigo, die hast du mir aus meinem Dasein gestohlen! Aber nein, ich war bewußtlos, hatte keine Schmerzen, keine wahren, keine selbstgebildeten, und Partenia war um mich Egoisten!

„Und Federigo?“

„Der ist — im Gefängnis.“

„Und Dionisia?“

Da trat diese ein. —

Dionisia warf sich am Bettrande nieder und begann herzzerbrechend zu schluchzen.

„Was ist dir, Schwester?“ fragte Partenia und strich ihr das schön geformte Hinterhaupt.

„Er ist tot!“ rief Dionisia und zeigte ihr thränenüberströmtes Angesicht.

„Wer ist tot?“ fragte die Ältere, die meine Hand hielt, und ich fühlte die Erregung, die gleich einer Welle über ihren Körper ging.

„Federigo! Ich besuchte ihn im Gefängnis. Da hat er sich mit einem Gurt erhängt. Er konnte die Schmach der That, die Gewissensbisse, die Reue, die Gewißheit deines Verlustes, Partenia, und die militärische Entehrung nicht ertragen. Wir fanden ihn am Fensterkreuz hängen. Ein entsetzlicher Anblick!“

Die beiden Schwestern hatten sich umarmt und weinten stille vor sich hin.

Du hast wirklich recht, Emil Werner, mit deinem Lebensoptimismus. Nun bin ich an dem Tode eines Menschen schuld. Seltsam ineinander verschränkt sind die Geschicke der paar Menschen, die du, Sonnenseher des Lebens, im Siebe des Daseins durcheinander gerüttelt hast.

Federigo begehrt Partenia.

Und ich, neuen Banden abhold, nehme sie ihm weg. Wohl gedachte ich sie mit mir zu den heimischen Sitzen zu führen, denn sie liebte mich, mit Liebe, die zu Gegenliebe zwingt.

Dionisia liebt Federigo, und dieser stößt sein Glück beiseite.

Nur du, Sonnenseher, gehst jetzt an der Sorrentiner Küste mit deiner jungen Gattin zwischen Goldorangen, den Vesuv gegenüber, vor dir Capri und Ischia, leichtbeflügelt durchs wonnige Dasein.

Möge dich keine Enttäuschung treffen! Möge dir Ernestine genügen, um auszufüllen

die Jahre des Lebens, die dir in langer Reihe beschieden sein mögen! Möget ihr in entsagender Treue bei einander ausharren und, wenn euer Haar sich weiß gefärbt, singen mit Baucis und Philemon:

Laßt uns zur Kapelle treten,
Letzten Sonnenblick zu schaun;
Laßt uns läuten, knien, beten,
Und dem alten Gott vertraun.

Ich aber habe genug geschrieben. Mein Hinterhaupt schmerzt wieder so sehr. Der Verband ist locker. Lockern wir ihn noch mehr. So.

Nun zerbrich, Kiel, verroste, Feder.

Und du, gläsernes Tintenfaß, dessen metallener Deckel aufgeschlagen ist wie ein menschliches Augenlid, unter dem ich in ein unergründliches Meer sehe, dunkel, rätselhaft, geheimnisvoll, wie die Augen meiner süßen Freundinnen Partenia und Dionisia — vertrocknen soll dein Inhalt; keine halbwahnsinnigen, ruhezerstörenden, thränenentlockenden Perioden sollen mehr deinem Naß ...

Tausend Dolche sind in der Arena auf mich gerichtet ...

* * *

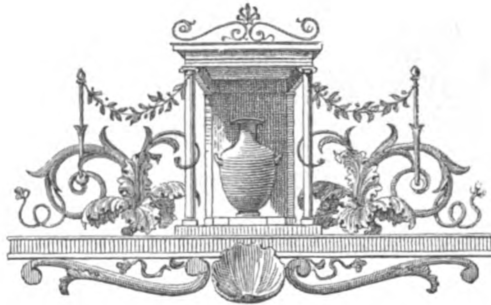
Soweit ging das Tagebuch meines Freundes, August del Montes. Kurz, nachdem ich es erhielt, reiste ich nach der Stadt Catulls, Paolo Veroneses und suchte in dem Hause der grauen Schwestern nach Schwester Maria.

Ich fand die Partenia, die er beschrieben. Es war ein trauriges, süßes, stilles Mädchen, welches beschlossen hatte, resigniert Kranke zu pflegen, im Kloster zu verharren.

Sie erzählte mir: „Wir saßen, Dionisia und ich, mit verschränkten Händen an Ihres Freundes, Signor Arrigos, Bette. Da fühlten wir, wie seine Hände kälter wurden. Er hatte zuletzt noch ein wenig geschrieben. Der Verband muß sich verschoben, gelockert haben, die Kissen färbten sich rot, und da er sehr schwach war, schlummerte er schmerzlos, nur mit einem Seufzer, einem ‚Ah‘ der Erlösung hinüber. Er ruht nun auf einem Bette, darauf man keine Träume mehr träumt.“

Wir gingen zu dritt nach dem Cimetero und brachten Blumen auf sein Grab ...

Er war ein gutes Buch, in dem man gern mehr gelesen, bei dem man mit Unwillen plötzlich bemerkt, daß eine Reihe von Seiten fehlt.





A. van Dyck: Selbstbildnis.
(Nach einer Radierung des Künstlers.)

Anton van Dyck.

Von
Adolf Rosenberg.

Wenn der machtvolle Glanz, der Rubens' Namen umstrahlt, den seines berühmtesten Schülers etwas in den Schatten gestellt hat, so hat ihn die Nachwelt dafür mit einem romantischen Schimmer umwoben. Rubens' Leben ist fast von Anfang bis zu Ende im freundlichen Lichte heller Mittagssonne verflossen, und seine Gestalt steht in plastischer Klarheit und Ruhe vor uns, während van Dycks Leben ein einziger Kampf um den Ruhm mit einem Größeren war, der seinen zarten Körper frühzeitig aufgerieben hat. Seine Vaterstadt schien ihm neben jenem keinen Raum zu gewähren. Ruhelos wanderte er von Land zu Land, von Arbeit zu Arbeit hastend, und wenn seine Hand von der Arbeit erlahmte, zehrten ihm heiße Leidenschaften an Leib und Seele. Ein Riß geht durch sein ganzes Leben, ein tragischer Zwiespalt, dessen Wiederschein wir in seinen Werken zu erkennen glauben, jener uralte Zwiespalt zwischen Wollen und Vollbringen, der die Menschenbrust schon so oft erschüttert hat. van Dyck hat unter diesem Zwiespalt gewiß so schwer gelitten wie nur irgend einer vor ihm; aber er hat sich selbst härter beurteilt, als es die Nachwelt thut. Ein feinfühliges Geschlecht ist herangewachsen, das aus den Werken eines Künstlers auch seine seelischen Regungen, seine sanften wie seine stürmischen Empfindungen herauszulesen gelernt hat, und nicht wenige giebt es unter uns, die sich mit dem träumerischen, schwermütigen, nervösen van Dyck durch engere Bande innerer Sympathie verbunden fühlen als mit der kühlen Majestät und der heiteren Objektivität eines Rubens. Wir glauben in van Dyck bereits einen jener modernen Menschen zu erkennen, deren zartes Nervengeflecht selbst unter den leisesten Eindrücken in Schwingungen gerät und die in jeder ihrer geistigen Schöpfungen Zeugnis von dem Walten eines Organismus ablegen, der höher und feiner geartet ist als der robuster und gesunder Durchschnittsmenschen. Dazu kommt noch der Zauber der äußeren



A. van Dyck: Die Verspottung Christi. (Berlin, Königl. Museum.)
(Nach einer Photographie von Braun, Clément u. Cie. in Dornach i. E., Paris und New-York.)

Persönlichkeit van Dycks, die er uns selbst so verführerisch, auch mit einem Anflug von moderner Selbstgefälligkeit, wie mit dem Bewußtsein jenes Zaubers, geschildert hat. Zu seinen Werken giebt der schöne schwärmerische Jünglingskopf mit den braunen, aus rätselhafter Tiefe aufleuchtenden Augen einen beredten Kommentar. Wir begreifen, daß es diesem Adonis, dem noch in seiner leichten, gefälligen Kunst ein zweiter, nicht minder wirksamer Anwalt zur Seite stand, leicht geworden ist, sich im Sturme die Herzen schöner Frauen und Mädchen zu erobern, und ein müder, fast blasierter Zug um Augen und Lippen verrät uns auch, daß dieser Herzenbezwinger nach leichten Siegen wie ein loser Falter schnell von einer Blume zur anderen flatterte.

Wie er sich uns selbst geschildert, steht van Dyck gleich Raphael im Glanze ewiger Jugend vor uns, und diese Jugend grüßt uns auch aus seinen Schöpfungen, deren keine von dem frostigen Hauche des Alters berührt worden ist, weil van Dycks künstlerische Kraft noch in voller Blüte stand, als ihn der Tod bereits fest umklammert hielt.

Am 22. März begeht seine Vaterstadt Antwerpen feierlich den Tag, der jetzt seit der Geburt van Dycks, den Antwerpen nächst Rubens seinen größten Sohn nennt, zum dreihundertsten Male wiederkehrt. Es ist ein froher und willkommener Anlaß für die festeslustigen Vlamen zur Entfaltung großen Pomps und zum Aufwand stolzer Reden, die in dem Lande, wo schon im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts die „Rhetoriker-Kammern", gesellige Vereine zur Pflege von Dicht- und Redekunst, in hoher Blüte standen, doppelt so leicht wie in anderen Ländern germanischer Zunge von den Lippen fließen.

Antwerpen und Belgien mit ihm genießen dabei noch die stolze Freude, zu wissen, daß die ganze gebildete Welt an diesem Gedenktage ihr Hochgefühl teilt. Ist doch van Dyck nächst Rubens der einzige Künstler vlämischen, jetzt belgischen Volkstums, der in der ganzen Welt verstanden und geliebt wird.

Es ist wahr, daß van Dyck diese geachtete Stellung unter Rubens' Schutze errungen hat. Behauptet hat er sie aber durch Eigenschaften seiner Kunst, die Rubens nicht besaß und die gerade seine Selbständigkeit neben Rubens begründet haben. Die neueste Forschung hat uns auch darüber belehrt, daß Anton van Dyck nicht einmal ein Schüler von Rubens im buchstäblichen, zunftmäßigen Sinne des Wortes gewesen, sondern daß er erst nach anderswo beendigter Lehrzeit und nachdem er schon einige Zeit selbständig gemalt hatte, als Gehilfe zu Rubens gekommen ist.

van Dyck stammt aus einer wohlhabenden Kaufmannsfamilie. Sein Vater Franz van Dyck betrieb, als ihm seine Gattin Maria Cupers am 22. März 1599 den zukünftigen Maler als siebentes Kind gebar, dem später noch fünf andere folgten, mit seiner Mutter und seinem Bruder einen blühenden Handel mit Seiden-, Leinen- und Wollenwaren. Es ist überliefert worden, daß Maria Cupers, die eine kunstfertige Stickerin war, zur Zeit, als sie den Knaben unter dem Herzen trug, an einem Prunkkleide arbeitete, auf dem sie die Geschichte der keuschen Susanna darstellte. Die ersten Schritte des Sohnes zur Kunst konnte sie aber nicht mehr leiten, da sie schon im April 1607 starb. Auch van Dycks Vater war ein kunstliebender Mann, der die Fähigkeit besaß, seinen Kindern guten Unterricht in der Musik zu erteilen. Das Talent des Knaben kam so frühzeitig zum Durchbruch, daß er bereits im Alter von elf Jahren zu Hendrik van Balen in die Lehre gegeben wurde, einem Meister der alten Antwerpener Schule, der bei seinen großen Figuren wie bei den kleinen, mit denen er Landschaften anderer Künstler staffierte, nach Zartheit und Eleganz der Erscheinung und in der blassen Färbung nach fast porzellanartiger Glätte strebte. Schon nach drei Jahren war der junge van Dyck so weit, daß er das Bildnis eines alten Mannes malen konnte, das er stolz mit seinem Namen und der Angabe seines Lebensalters — vierzehn Jahre! — versah. Das Bild, das sich noch im Anfang dieses Jahrhunderts in einer Pariser Privatsammlung befand, wurde wegen seiner sprechenden Lebendigkeit gerühmt, und in der That muß van Dyck schon damals eine so große technische Fertigkeit erlangt haben, daß er bald darauf seinen Lehrmeister van Balen verlassen und auf eigene Hand weiter arbeiten konnte. Aus den Akten eines im Jahre 1660 in Antwerpen verhandelten Rechtsstreites, der sich um die Echtheit gewisser Jugendbilder van Dycks drehte, erfahren wir durch Zeugenaussagen und Gutachten von Künstlern, die mit van Dyck befreundet waren, daß dieser noch im Jahre 1615 die Bilder eines Christus und der zwölf Apostel in eigener Werkstatt gemalt hat, und zwar auf Bestellung eines gewissen Verhagen, des Vorstehers einer Bogenschützengilde, der nebenbei einen Bilderhandel betrieb. Dieser Verhagen bezeugte selbst, daß die Bilder, als er sie in seinem Hause ausgestellt, von Rubens und anderen großen Künstlern besichtigt und höchlich gepriesen worden wären, und ein



A. van Dyck: Der trunkene Silen. (Dresden, Königl. Gemäldegalerie.)
(Nach einer Photographie von Braun, Clément u. Cie. in Dornach i. E., Paris und New-York.)

glücklicher Zufall hat es gefügt, daß wir in der Lage sind, dieses Zeugnis auf seine Berechtigung prüfen zu können. Fünf von diesen Apostelbildern befinden sich in der Dresdener Galerie, andere in der Gemäldesammlung zu Schleißheim. Obwohl van Dyck damals noch nicht in unmittelbare Beziehungen zu Rubens gekommen war, hatte er doch schon, wie diese Bilder verraten, seinen Einfluß empfangen, und das brennende Verlangen, noch tiefer in die Geheimnisse von Rubens' Kunst einzudringen, trieb ihn dazu, wenn auch nicht mehr als Schüler, so doch als Gehilfe in die Werkstatt von Rubens einzutreten, der bei seinen stetig wachsenden Aufträgen, denen er selbst längst nicht mehr zu genügen vermochte, eine so tüchtige, willige und leistungsfähige Hilfskraft sehr gut gebrauchen konnte. Alle Anzeichen sprechen dafür, daß van Dyck im Jahre 1617 Rubens' Haus- und Arbeitsgenosse wurde. Da er aber schon im Februar 1618 das Recht eines Freimeisters bei der Lukasgilde erwarb, kann er, wenn

überhaupt, nur sehr kurze Zeit Rubens' Schüler gewesen sein.

van Dyck hat denn auch während der Zeit, wo er bei Rubens thätig war, eine nicht geringe Zahl eigener Werke geschaffen, die lange in öffentlichen Sammlungen den Namen seines großen Meisters getragen haben, bis erst vor kurzem der Scharfsinn unserer Kunstforscher, die sich dabei zum Teil auf Urkunden stützen konnten, den wahren Urheber in dem jungen van Dyck ermittelt hat. Rubens beschäftigte ihn vorzugsweise damit, daß er ihm Skizzen übergab, die van Dyck dann in großem Maßstab auf die Leinwand übertrug, an die Rubens wieder, im einzelnen bessernd und die Farben dämpfend oder zusammenstimmend, die letzte Hand anlegte. Im Ungestüm, es dem Meister gleich zu thun, schoß van Dyck dabei bisweilen über das Ziel hinaus. Er übertrieb noch die an sich schon gewaltigen Formen seines Meisters bis zu ungefügiger Kolossalität, so daß Rubens hie und da einschränken und verkürzen mußte, und steigerte das Rubenssche Kolorit zu noch größerer Tiefe und Glut. Geschah dies schon bei den Werken, die van Dyck in Rubens' Diensten auszuführen hatte, so ließ van Dyck bei seinen eigenen Schöpfungen, bei den Aufträgen, die ihm schon in Rubens' Werkstatt zu teil wurden, dem Ungestüm seines leidenschaftlichen Temperaments noch freier die Zügel schießen. Er empfand es wohl, daß er in der Erfindung, in der Komposition, in der freien Arbeit der Phantasie niemals sein großes Vorbild erreichen würde. So wollte er es wenigstens im Ausdruck, im Kolorit, in der Wirkung ins Große übertrumpfen. Es ist ihm bisweilen gelungen, am glücklichsten wohl in der Gestalt eines büßenden heiligen Hieronymus in der Wüste, den die Dresdener Galerie besitzt. Dieses Bild ist besonders lehrreich für das Verhältnis van Dycks zu Rubens, weil man es in derselben Galerie mit dem dicht daneben hängenden Gemälde von Rubens vergleichen kann, das van Dyck zu seiner eigenen Schöpfung inspiriert hat. Rubens' heiliger Einsiedler ist schon ein Mann von mächtigem Körperbau; aber er erscheint fast hager und hinfällig neben dem hoch- und breitschultrigen Riesen van Dycks mit dem schwammigen Fleisch, dessen rötlich strahlender Ton in scharfem Kontrast zu dem matten, aber ungleich naturwahreren Gelb des Greisenkörpers auf dem Rubensschen Bilde steht. Selbst die Landschaft leuchtet im glühenden Rot des Abendsonnenscheins. Und im Gesichtsausdruck des Heiligen zeigt sich eine der erhöhten koloristischen Stimmung entsprechende Steigerung des Affektes. Mit feuriger Inbrunst, zugleich aber auch mit dem niederschmetternden Gefühl seiner eigenen Unwürdigkeit und Nichtigkeit blickt der Büßer zu dem Bilde des Gekreuzigten empor, und mit krampfhaftem Druck umklammert seine Rechte den Stein, den er bald in harter Kasteiung gegen seine Brust schlagen wird. Es ist eine Charaktergestalt von wahrhaft großartiger Auffassung, die auch einem reifen Meister zur Ehre gereicht hätte, und hier war es ein Jüngling von zwanzig Jahren, der schon so tief in die Geheimnisse einer mit sich ringenden, nach Gott verlangenden Seele eingedrungen war.

Rubens hat die eigentümlichen Vorzüge dieses Bildes wohl erkannt, da er es in seinen Besitz gebracht und bis zu seinem Tode behalten hat, wie wir aus dem zur Versteigerung seines Nachlasses aufgesetzten Verzeichnisse erfahren. Er hat auch noch andere Jugendbilder van Dycks besessen, die dieser seinem Meister wohl geschenkt hat, um ihm seine Dankbarkeit zu erweisen. Von einem dieser Bilder wissen wir es gewiß, von einer „Verspottung Christi“, die van Dyck während der Zeit, wo er bei Rubens arbeitete, zweimal gemalt hat. Das eine Mal für eine belgische Kirche, aus der das Bild in die Berliner Galerie gekommen ist (s. Abbild. S. 713), das andere Mal vielleicht auf die unmittelbare Anregung von Rubens für diesen selbst, der erkannt hatte, daß der Gegenstand der eigentümlichen Begabung des Künstlers für die ergreifende Darstellung des tiefsten Seelenschmerzes besonders günstig lag, der dabei zugleich aber seinem jungen Gehilfen Ratschläge gab, wie er die Komposition noch klarer, geschlossener und damit wirksamer gestalten konnte. Diese Vermutung hat Wilhelm Bode ausgesprochen, der uns zuerst Klarheit über den Anteil van Dycks an Rubens' Werken in der Zeit von 1617 bis 1620 und über seine daneben

geübte selbständige Thätigkeit verschafft hat, und auch sonst sind wir über das persönliche Verhältnis von Rubens zu van Dyck nur auf Vermutungen angewiesen, da Rubens in seinen uns erhaltenen Briefen auch nicht die leiseste Andeutung gemacht hat, die mit Sicherheit auf van Dyck zu beziehen wäre. Bode glaubt, über sechzig, zum Teil sehr umfangreiche Gemälde nachweisen zu können, die van Dyck während jenes Zeitraumes, zum Teil freilich mit der Flüchtigkeit eines Dekorationsmalers, ausgeführt hat, und diese Fruchtbarkeit macht es erklärlich, daß sich der junge Künstler schon als Rubens' Gehilfe eines so hohen Ansehens erfreute, daß man seinen Namen bereits mit Stolz neben dem seines großen Meisters nannte. Dafür liegen uns zwei interessante Zeugnisse vor. Das eine ist der vom 29. März 1620 datierte Vertrag, den Rubens mit dem Vorsteher des Jesuitenhauses in Antwerpen über die Ausschmückung der Kirche abschloß und in dem ausdrücklich ausbedungen wurde, daß die Gemälde nach Rubens' Skizzen „von van Dyck nebst einigen anderen von seinen Schülern" in großem Maßstabe ausgeführt werden sollten. In dem Namen van Dycks sah der Besteller also eine Gewähr für die Güte der Ausführung. Über die Werke selbst können wir leider nicht mehr urteilen, da die Gemälde, die den Schmuck der Decken der beiden Galerien der Seitenschiffe bildeten, bei einem durch Blitzschlag erfolgten Brande der Kirche am 18. Juli 1718 untergegangen sind.



A. van Dyck: Bildnisse der Maler Lukas und Kornelius de Wael. (Rom, Galerie des Kapitol.)

Noch deutlicher für den guten Ruf, den sich van Dyck schon damals erworben hat, spricht ein Brief, den der in den Niederlanden ansässige Agent des Grafen Thomas Arundel, eines warmen Freundes der Kunst und der Künstler, vom 17. Juli 1620 an seinen Herrn geschrieben hat. Der Graf scheint ihm den Auftrag gegeben zu haben, sich nach jungen Künstlern umzusehen, die etwa geneigt wären, nach London zu kommen und dort die Wünsche des Hofes und des Adels zu befriedigen, da England damals sehr arm an einheimischen Malern von Bedeutung war, und darauf schrieb ihm sein Geschäftsträger: „van Dyck wohnt bei dem

Herrn Rubens, und seine Werke fangen an, beinahe ebenso hochgeschätzt zu werden als die seines Lehrers. Er ist ein Jüngling von etwa zwanzig Jahren und der Sohn sehr reicher Eltern in dieser Stadt, so daß es schwer sein wird, ihn zu bestimmen, dies Land zu verlassen, um so mehr, als er sieht, welches Vermögen Rubens zusammenbringt."

van Dyck war damals auch schon auf fast allen Gebieten der Malerei thätig, die Rubens pflegte. Er malte große Kirchenbilder, mythologische Stücke, vor allem aber Bildnisse, in denen er seinem Meister am nächsten kam, weil seine Begabung weniger auf die Bewältigung großer Massen und die planvolle Ordnung zahlreicher Figuren als auf das Eindringen in die individuelle Eigenart eines einzelnen Menschen gerichtet war. Schon in seiner Jugend regten sich die Fähigkeiten, die ihn vornehmlich zum Charakter- und Seelenmaler gemacht haben. Auch von seinen mythologischen Bildern besaß Rubens eins, eine Antiope, die von dem in einen Satyr verwandelten Jupiter belauscht wird. Ein zweites besitzt die Dresdener Galerie, das für uns doppelt interessant ist, weil es in dem oben erwähnten Prozeß von einem der Zeugen unter dem Namen „Ein trunkener Silen" ausdrücklich als ein Jugendwerk van Dycks genannt wird und weil es das einzige Bild, das (oben am Kruge, aus dem einer der Begleiter trinkt) mit dem aus drei verschlungenen Buchstaben gebildeten Monogramm des Künstlers bezeichnet ist (s. Abbild. S. 715). In der Komposition ist das Gemälde von einem größeren, jetzt in der Berliner Galerie befindlichen „Bacchanal" des Rubens abhängig, an dem van Dyck selbst mitgearbeitet hat. Die blasse Bacchantin mit dem leidenschaftlich erregten Angesicht und den schwärmerisch blickenden Augen darin trägt bereits das persönliche Gepräge der empfindsamen Kunst van Dycks, der selbst solche Gestalten adelte und ihnen einen Hauch melancholischer Schönheit mitgab, die sie weit über ihre wüsten Zechkumpane erhebt. Er hatte schon damals die Frauen studiert und suchte gern in ihnen einen Widerschein seines eigenen Gemütes.

Lange hat van Dyck übrigens nicht den Verlockungen widerstanden, die aus England an ihn herankamen. Schon im Herbst des Jahres 1620 war er in London, wo er in den Dienst des Königs Jakob I. trat und von diesem ein jährliches Gehalt von hundert Pfund Sterling erhielt. Von den Bildern, die er dort während eines fast zwei Jahre dauernden Aufenthaltes ausgeführt, ist keines mit Sicherheit nachzuweisen. Nur ein Bildnis des Königs im Schlosse zu Windsor gilt als eine Arbeit des Künstlers aus jener Zeit, und da er außer seinem Jahrgehalt einmal eine außerordentliche Zahlung von hundert Pfund empfing, glaubt man, daß diese das Entgelt für jenes Bildnis gewesen seien, das den König vielleicht in besonders hohem Grade befriedigt hat. van Dyck scheint selbst von diesem seinem ersten Aufenthalte in England weniger befriedigt worden zu sein. Er empfand in seinem Inneren wohl, was ihm noch fehlte. Er wußte von seinem Meister und Vorbild, daß die höchste künstlerische Vollendung nur in Italien zu holen war, und aus den Erzählungen seiner aus Italien heimgekehrten Landsleute erfuhr er, welch herrliches Leben die Künstler dort führten, wie hoch sie bei Papst, Kardinälen, Edelleuten und Edelfrauen angesehen waren. Es mag ihm darum nicht unwillkommen gewesen sein, als ihn die Nachricht von der schweren Erkrankung seines Vaters in die Heimat zurückrief. Er war bei ihm, als dieser am 1. Dezember 1622 starb, nachdem er dem Sohn zuvor das Gelübde abgenommen, für die Kirche der Dominikanerinnen, die ihn während seiner letzten Krankheit gepflegt, ein Altarbild mit dem gekreuzigten Heiland zu malen. Der junge van Dyck hatte aber damals keine große Eile, dieses Gelübde zu erfüllen. Es litt ihn nur noch wenige Monate nach des Vaters Tode in Antwerpen, dann ging er nach Italien und zwar, dem Beispiel seines Meisters folgend, nach Venedig, um dort die großen Koloristen zu studieren, von denen er in Rubens' Kunstsammlung schon manches schöne Stück bewundert und kopiert hatte.

Da van Dyck schon als Jüngling in Antwerpen durch seine zarten Verhältnisse viel von sich reden gemacht, haben die Anekdotenerzähler, die am stärksten durch Pikanterien wirken zu können glauben, mit den ersten Schritten, die van Dyck über die Mauern seiner Vaterstadt gethan, ein Liebesaben-



A. van Dyck: Die heilige Familie mit dem Engeltanz. (Florenz, Palazzo Pitti.)

teuer verknüpft. Bei seinem Ritt durch das Dorf Saventhem bei Brüssel soll er sich in ein hübsches Bauernmädchen verliebt und sich dort, ohne weiter an seine Reise zu denken, häuslich niedergelassen haben, bis Rubens, als er davon erfuhr, ihn aufsuchte und ihn wieder auf den richtigen Weg brachte. Die Anekdote stützt sich auf ein Altarbild in der Pfarrkirche des Dorfes, das der junge Künstler dort während seiner Anwesenheit gemalt haben soll. Es stellt den heiligen Reitersmann Martinus von Tours dar, der seinen Mantel mit einem Bettler teilt, und ist wirklich ein Werk van Dycks. Es ist aber erst lange nach seiner Rückkehr aus Italien, um 1629, entstanden und nur die veränderte Wiederholung eines Bildes, das van Dyck allerdings vor Antritt seiner Reise nach Italien gemalt hat, das aber in Rubens' Besitze geblieben war. Es befindet sich jetzt im Schlosse zu Windsor und gehört zu jenen frühen Werken des Künstlers, an denen wir trotz mancher Schwächen im einzelnen, namentlich in der Zeichnung, doch die kraftvolle Breite der malerischen Behandlung bewundern.

Unter dem Einfluß Italiens that van Dyck die Flüchtigkeit und Roheit, die seine Darstellungsweise infolge seiner schnellen Entwickelung und seiner Massenproduktion angenommen hatte, bald von sich ab. Schon in Venedig begann ein fast vollständiger Umschwung in seiner Kunst durch die Eindrücke, die er von Giorgione, Paul Veronese, vor allem aber von Tizian empfing, der fortan der Leitstern seines Lebens bis an sein Ende blieb. Es haben sich seine italienischen Skizzenbücher erhalten, die mit Zeichnungen nach einzelnen Köpfen, Figuren und Kompositionen jener Meister, später auch nach Raphael, Giulio Romano und anderen angefüllt sind, und mit besonderem Stolz zeigte er in späteren Jahren den Besuchern seines Ateliers die Kopien, die er nach Tizian angefertigt hatte. Was er von diesem lernte, war zunächst das Streben nach einer edleren Formensprache, nach höherer Idealität der Erscheinung und des Ausdrucks und nach

jener Vornehmheit der Auffassung, die er bald so steigerte, gewissermaßen geistig so sehr verklärte, daß sie zu einer charakteristischen Eigenart seiner Kunst wurde, die ihn erst von Rubens unabhängig gemacht hat. Im Verein freilich mit dem Kolorit, das sich ebenfalls unter dem Einflusse Tizians völlig umwandelte. Es wurde glänzender, reicher, klarer, zugleich aber auch tiefer und noch glühender, und ein warmer Goldton faßte diesen üppigen Farbenreichtum zusammen, besänftigte die Glut zu einer stillen und sanften Harmonie. Als van Dyck von Venedig nach Genua ging, in der Hoffnung, dort Aufträge zu Bildnissen zu erhalten, fand er bald Gelegenheit, die in Venedig gewonnenen Kräfte zu erproben. Seine gefällige Kunst, die wesentlich durch seine anziehende Erscheinung, den echten Künstlerkopf, sein feines, fast mädchenhaft zurückhaltendes Wesen unterstützt wurde, fand schnell Eingang in die Paläste des Adels, und bald gab es keine der vornehmen Familien Genuas, für die er nicht irgend ein Bildnis auszuführen bekam: Männer, Frauen und Kinder. Besonders scheint er es aber den Frauen angethan zu haben, die sich für die zarten Huldigungen, die er auch dann ihrer Schönheit darbrachte, wenn diese bereits den ersten Schmelz abgestreift hatte, erkenntlich erwiesen. Noch sind die Paläste Balbi, Brignole-Sale, Durazzo, Spinola, Adorno u. s. w. reich an glänzenden Bildnissen van Dycks, und dabei ist schon eine stattliche Anzahl dieser genuesischen Patricierbilder ins Ausland, besonders nach England, gegangen. Wohl sind nicht alle diese Bildnisse, deren es mehr als hundert giebt, mit gleicher Liebe und Sorgfalt durchgeführt, manche sind sogar geradezu flüchtig behandelt, was nicht wunder nehmen kann, da van Dyck außer Bildnissen auch noch Kirchen- und Andachtsbilder in Italien gemalt hat. Trotzdem ist Bode, der gründlichste Kenner dieser weit verstreuten, zum Teil im Privatbesitze verborgenen Bildnisse van Dycks aus seiner italienischen Zeit, im Recht, wenn er sagt, daß nicht wenige von ihnen „neben den Meisterwerken eines Tizian und Velazquez den Platz verdienen und vertragen“, daß die besten sogar „zu den vollendetsten Bildnissen aller Zeiten zählen und vor ähnlichen Meisterwerken des van Dyck aus seiner früheren und seiner späteren Zeit eine hinreißende Vornehmheit und Frische der Auffassung, eine entzückende Kraft, Tiefe und Harmonie der Färbung voraushaben.“

Im Verkehr mit dem genuesischen Adel, der seine Kunst verstand und schätzte, fühlte sich van Dycks aristokratische Natur am wohlsten, und er kehrte noch mehrere Male zu längerem Aufenthalt in die Stadt der Paläste zurück. Ein Maler, der so viele schöne und vornehme Damen gemalt hat, konnte natürlich nicht unempfänglich gegen ihre Reize bleiben, und die Anekdotensucht der späteren Zeit, die noch heute ihr Echo in den Erzählungen der Führer findet, die den Fremden in den Sälen der genuesischen Paläste die Bilder van Dycks weisen, hat denn auch den liebebedürftigen Künstler zu manch einer stolzen Marchesa in zarte Beziehungen gebracht.

Von Genua ging van Dyck zunächst nach Rom, wo er einen Gönner in dem Kardinal Bentivoglio besaß, der früher Nuntius in Brüssel gewesen war und der sich jetzt von ihm im scharlachroten Kardinalskleide mit darüber geworfenem weißen Chorkleide porträtieren ließ. Das Bildnis, das sich heute im Palazzo Pitti befindet, vereinigt die würdevolle Repräsentation des hohen Kirchenfürsten mit der gewinnenden Liebenswürdigkeit des Weltmannes, und die feine Charakteristik des geistvollen Kopfes lehrt uns zugleich einen Mann kennen, der, wie wir wissen, sein diplomatisches Gewerbe auf eine gediegene Gelehrsamkeit stützen konnte. Es ist eines jener Bilder, die eine ganze Epoche oder doch eine gewisse geistige Strömung einer Epoche in einem einzigen Menschen widerspiegeln, fast erschöpfen. In Rom fand van Dyck auch eine ganze Schar vlämischer Kunstgenossen, die ihren Sammelplatz in dem Wirtshaus „Zur Sirene“ am Spanischen Platze hatten und dort ein Leben führten, das dem vlämischen Namen auch in Rom keine Ehre eingebracht hat und die päpstlichen Behörden oft genug zu energischem Einschreiten und zu harten Strafen veranlaßte. Die Gelage, die dort abgehalten wurden, steigerten sich zu wüsten Orgien, wenn ein neuer Genosse aus der nordischen Heimat ankam und in die Zunft aufgenommen wurde. Es



A. van Dyck: Prinz Thomas von Savoyen. (Turin, Gemäldegalerie.)

ist kein Wunder, daß der zart organisierte van Dyck, der eben aus dem Verkehr mit dem genuesischen Adel gekommen war, durch das Treiben seiner Landsleute angeekelt wurde, von denen er sich schon durch die Tracht und sein ganzes Wesen und Auftreten scharf unterschied. Einer seiner ältesten Biographen, der italienische Maler Bellori, der sein Wissen noch aus mündlichen Überlieferungen geschöpft hat, erzählt, daß van Dyck gern prächtige Kleider, Federn am Hut und goldene Ketten trug und daß er sich, wenn er öffentlich erschien, von Dienern begleiten ließ, weshalb ihn seine Kollegen spöttisch den

„Maler-Kavalier“ (il pittore cavalieresco) nannten. Nur mit seinem engeren Landsmann Jan Breughel dem jüngeren, der zugleich mit ihm nach Italien gegangen war, blieb er in innigem Verkehr, und außer diesem zählten noch die beiden Antwerpener Maler Lukas und Kornelius de Wael, die sich besonders als Genre- und Schlachtenmaler auszeichneten, zu seinen näheren Freunden. Dem Verkehr mit ihnen hat er ein schönes Denkmal in dem prächtigen Doppelbildnis der beiden jungen, in lebhaftem Gespräch begriffenen Männer gesetzt, das sich jetzt in der Galerie des Kapitols in Rom befindet (s. Abbild. S. 717).

Da seine Landsleute in Rom ihm wegen seiner Zurückhaltung und vielleicht noch mehr wegen seiner künstlerischen Erfolge bald eine feindliche Gesinnung zeigten, zog er es vor, wieder nach Genua zurückzukehren. Von dort unternahm er auch einen Ausflug nach Sizilien, wo er in Palermo den damaligen Vicekönig Emanuel Philibert von Savoyen und dessen Kinder malte, bald aber durch den Ausbruch der Pest, die auch den Vicekönig hinwegraffte, zur Flucht gezwungen wurde. In Italien, vermutlich in Genua, hat er noch ein anderes Mitglied des herzoglichen Hauses Savoyen porträtiert, den Prinzen Thomas, den Stammvater der Linie des Hauses Piemont-Savoyen, die mit Viktor Emanuel II. auf den Thron des geeinten Italiens gekommen ist. In deren Besitz, in der Galerie zu Turin, befindet sich noch das herrliche, mit sichtlicher Begeisterung gemalte Bildnis, das den jugendlichen Prinzen, der sich später als Heerführer in spanischen und französischen Diensten auszeichnete, auf einem prächtigen, feurig vorwärts sprengenden Schimmel darstellt (s. Abbild. S. 721).

Es ist wahrscheinlich, daß van Dyck außer Venedig, Genua, Rom und Palermo noch andere Städte Italiens kennen gelernt hat. Überlieferungen, die freilich nicht durch Urkunden belegt sind, weisen auf Florenz, Bologna und Mantua, wo er sogar, dank der guten Erinnerung, die Rubens hinterlassen hatte, sehr freundliche Aufnahme gefunden haben soll. Auch war van Dyck in Italien nicht bloß als Bildnismaler thätig. Er hat, wie schon erwähnt, dort auch kirchliche Bilder gemalt, und man glaubt, daß die Mehrzahl dieser Bilder van Dycks, die sich noch in italienischen Galerien befinden, auch während seines Aufenthalts in Italien entstanden sind. Sicher ist es nur von einem, von dem Bilde des Hauptaltars im Oratorio del Rosario in Palermo, der berühmten „Madonna mit dem Rosenkranz“, den sie dem heiligen Dominikus im Beisein der heiligen Rosalie und fünf anderer weiblichen Heiligen überreicht. Der Auftrag zu diesem Bilde war ihm in Palermo selbst von der Rosenkranzbrüderschaft zu teil geworden, und es war eine Aufgabe so recht nach dem Herzen van Dycks. Im Ausdruck frommer Verzückung konnte er schwelgen, wie er wollte, und in den Gestalten der Heroinen aus den ersten Zeiten des Christentums konnte er dem Frauengeschlecht, das er in Italien bewundern gelernt hatte, seine Huldigungen in der zarten blumigen Sprache seiner schwärmerischen Kunst darbringen. Mit diesem Hymnus auf weibliche Anmut und Hoheit können sich die anderen Bilder van Dycks in Italien nicht messen, mit einziger Ausnahme der „Madonna mit dem Engelsreigen“ im Palazzo Pitti in Florenz, vielleicht einer Darstellung der Ruhe auf der Flucht, vielleicht aber nur einer idyllischen Komposition ohne besondere Beziehung, die durch die Bilder der venetianischen Künstler angeregt worden ist, welche die Italiener in ihrer Naivetät „Sante conversazione“ (heilige Unterhaltungen) nennen (s. Abbild. S. 719). Ist dieses Bild nicht mehr in Italien selbst gemalt worden, so ist es doch in den ersten Jahren nach van Dycks Rückkehr entstanden: so stark wirken noch die von Tizian empfangenen Eindrücke in der Madonna mit dem Kinde, in den Figuren der auf der Erde tanzenden und in den Wolken schwebenden Engel, in der köstlichen, heiligen Abendfrieden atmenden Landschaft und in dem warmen, rötlichbraunen Gesamtton nach. — Ein Gemälde im Louvre zu Paris ist in der koloristischen Haltung und in der liebevollen Behandlung des landschaftlichen Teils, der einen Hauptreiz des Werkes ausmacht, mit der idyllischen Familienscene in Florenz so eng verwandt, daß es ungefähr um dieselbe Zeit gemalt sein muß. Schon seinem Gegenstande nach ist es eng mit den italienischen Studien des Künstlers verbunden. Es stellt nämlich eine Scene aus Tassos „Be-



A. van Dyck: Rinaldo und Armida.
(Nach einem Kupferstich von Pieter de Jode.)

freitem Jerusalem" dar, das van Dyck vermutlich erst durch seine italienischen Freunde kennen gelernt hat: den jugendlichen Helden Rinaldo im Zauberwalde der Armida, die nicht bloß ihre eigenen Reize entfaltet, sondern auch ein ganzes Heer von Amoretten aufgeboten hat, um die Bande des in ihrem Schoße ruhenden Ritters noch fester zu schlingen. Diese Amoretten sind die leibhaftigen Brüder der Engelsbübchen, die auf jenem Florentiner Bilde den kleinen Heiland mit ihren Tänzen unterhalten, und bei diesen

Prachtgeschöpfen begreift man es, wenn die vornehmen Genueser von van Dyck besonders gern ihre Kinder malen ließen. Den ganzen Reichtum seines romantischen Empfindens, dem die Dichtung Tassos in breitem Strome entgegenkam, hat van Dyck aber auf die Landschaft ergossen, sowohl auf die unmittelbare Umgebung des Liebespaares, zu der der Künstler die einzelnen Züge der phantastischen Schilderung des Dichters entlehnt hat, als auf den Hintergrund, der uns einen Blick in eine echt italienische Berglandschaft eröffnet. Der in der damaligen Kunst ungewöhnliche Gegenstand fand solchen Beifall, daß van Dyck das Bild mehreremal wiederholen mußte. Diese Wiederholungen befinden sich sämtlich in englischem Privatbesitz, und aus England, aus der Sammlung König Karls I., ist auch das Bild nach dem Louvre gekommen, das van Dyck bereits 1629 dem König verkauft hat, also zur Zeit, als er sich noch in Antwerpen befand. Damals ist vermutlich auch die Zeichnung gemacht worden, nach der Pieter de Jode, einer der geschicktesten Kupferstecher der jüngeren Antwerpener Schule, 1644 seinen prächtigen Stich ausgeführt hat (s. Abbild. S. 723).

van Dycks Aufenthalt in Italien scheint bis zum Jahre 1626 gedauert zu haben. Er soll die Rückreise, auf der er sich nicht allzusehr beeilt haben mag, durch Frankreich, über Marseille und Paris gemacht haben, und zu Ende des Jahres 1626 war er vermutlich wieder in seiner Vaterstadt, wo er nunmehr eine Thätigkeit entfaltete, die an Fruchtbarkeit nicht hinter der seines Meisters zurückblieb. Es ist zugleich die Zeit seiner höchsten künstlerischen Entwickelung, die Zeit seiner Reife, in der er seinen Stil zu jener Eigenart ausbildete, die ihn von Rubens scheidet, in der er die in Italien empfangenen Eindrücke so vollkommen in sich verarbeitete, daß aus dem Nachahmer Tizians eine durchaus selbständige künstlerische Persönlichkeit erwuchs. Seine ungestüme Kraft hatte sich zu der sanften Harmonie ebenmäßigen Gestaltens, sein leidenschaftliches Temperament zu einer elegischen Stimmung abgeklärt.

Ein glücklicher Zufall hatte es gefügt, daß van Dyck gerade zur rechten Zeit nach Antwerpen heimgekehrt war. Seit dem Anfang des Jahres 1627 hatte Rubens begonnen, sich im Auftrage seiner Landesherrin, der Statthalterin Isabella, in diplomatische Geschäfte einzulassen, und diese nahmen ihn bald in solchem Umfange in Anspruch, daß er seine künstlerische Thätigkeit einschränken und zuletzt fast gänzlich unterbrechen mußte, da er fast zwei Jahre lang (1628—1630) von Antwerpen abwesend war. Während sonst Antwerpen für zwei Maler von gleicher Fruchtbarkeit, gleichem Schaffensdrang und gleichem Ehrgeiz keinen Raum gehabt hätte, konnte van Dyck jetzt mit seiner frischen Kraft eine Lücke ausfüllen. Wie mächtig drängte es ihn, seinen Landsleuten zu zeigen, was er in Italien gelernt hatte, vor allem aber auch in großen Schöpfungen mit Rubens zu wetteifern, dessen Art er aber nicht mehr überbieten, sondern dem er etwas Eigenes und Neues entgegensetzen wollte! Und die Aufträge flossen ihm reichlich zu. An dreißig große Altarbilder sind in den Jahren 1628 bis 1630 entstanden, und die Summen, die van Dyck als Bezahlung erhielt, sprechen dafür, daß seine Kunst nicht geringer geschätzt wurde als die seines Meisters. Eine große Kreuzigung Christi für eine Kirche in Mecheln brachte ihm 2000 Gulden ein, während sonst der Durchschnittspreis 600 bis 800 Gulden betrug. Bisweilen lag es an dem Gegenstand der Darstellung, daß er geradezu zu einem Wetteifer mit Rubens gezwungen wurde. Als ihm der Auftrag zu einer „Kreuzesaufrichtung“ für die Hauptkirche in Courtrai gegeben wurde, war es für ihn ganz selbstverständlich, daß er sich an Rubens' berühmtes Bild anschloß, und für seine Auftraggeber auch, die sicherlich etwas Ähnliches, vielleicht noch Besseres haben wollten. Der Begriff des geistigen Eigentums an Werken der bildenden Kunst ist erst eine juristische Errungenschaft unserer gedankenarmen Zeit. In jener Zeit üppiger Kunstblüte, wo Rubens, van Dyck und viele kleinere Geister alle Hände voll zu thun hatten, um den Bedürfnissen der Kirchenvorstände, der Brüderschaften, der reichen Privatleute und dem immer mehr um sich greifenden Sammeleifer der Fürsten zu genügen, ging eine Erfindung, ein Motiv der Komposition, eine Kopfbewegung oder eine Körperhaltung aus einer Hand in die andere. Was Rubens

selbst als sein gutes Recht bei der Übernahme italienischer Vorbilder in seine eigenen Kompositionen angesehen hatte, durfte er anderen nicht verwehren. Erst in den letzten Jahren seines Lebens ist er mißtrauisch und unduldsam geworden, und er sorgte dafür, daß seine Werkstatt vor Unberufenen gehütet wurde, damit ihm niemand seine Studien kopierte.

van Dyck benutzte also, ohne durch Skrupel über die Grenzen des geistigen Eigentums beunruhigt zu werden, die Kompositionen seines Meisters. Er war aber inzwischen ein anderer geworden, und er suchte jetzt Rubens nicht mehr durch Übertreibung, sondern durch Vertiefung zu übertreffen, und außerdem brachte er eine veränderte koloristische Stimmung mit. In Italien hatte er seine wirkliche Natur wiedergefunden, seine Neigung zu zarten, schmächtigen Körperformen, zum Ausdruck wehmütiger, tiefschmerzlicher Empfindungen, seinen Wider-



A. van Dyck: Die bußfertigen Sünder vor dem Christuskinde. (Berlin, Königl. Museum.)
(Nach einer Photographie von Franz Hanfstaengl in München.)

willen gegen alles Grelle, Harte und Robuste. Ist der am Kreuze sterbende Christus bei Rubens immer noch ein tragischer Held, dessen Körperschönheit und -kraft auch durch den nahenden Tod nicht gebrochen wird, so ist der van Dycksche Christus dagegen in jedem Zuge ein Sinnbild des Leidens, der gebrechliche Mensch, der schon im Geiste tausendfach die Todesqualen empfunden hat, bevor er sie wirklich erdulden mußte. Er ist der Vertreter des Leidens der ganzen Menschheit, aus dessen Antlitz unermeßlicher Seelenschmerz spricht. Widerstandslos, „wie eine abgeschnittene Blume", aber auch schön wie diese welkt er am Kreuze dahin, und in denen, die zu beiden Seiten des Kreuzes stehen, findet sein Leiden ein sanftes Echo. Keine heftigen, leidenschaftlichen Bewegungen, kein finsteres Grollen gegen tyrannische Gewalt! In sanftem Fluß gleiten die Thränen über abgehärmte Gesichter, aber diese Gesichter haben trotz allen Herzenleids ihre rührende Schönheit nicht verloren.

Diese seelische Grundstimmung wird immer durch die koloristische unterstützt, oft noch gesteigert. Über dem Körper des Heilands, über dem Grabeshügel, über der Gruppe der Frauen und Männer, die vor der Grablegung über dem Leichnam weinen, schwebt immer ein Dämmerlicht, das alle grellen Lokalfarben mit silbernen Tönen umwebt und nur einmal ein Stück von dem Körper des Sterbenden oder des Toten hell aufleuchten läßt. Es ist ein trivialer Vergleich, wenn wir bei solchen Darstellungen von Rubens an die glühenden Strahlen der sommerlichen Abendsonne und bei van Dyck an die bleichen Strahlen des Vollmonds erinnern. Aber die van Dycksche Kunst hat hier wirklich einen müden, melancholischen Zug, etwas, das schon an modernen Pessimismus und Weltschmerz erinnert, und vielleicht haben diejenigen nicht unrecht, die da meinen, daß van Dyck mit seiner beständigen Zurschaustellung tiefsten Seelenleides ein kokettes Spiel trieb, unter dem er die Oberflächlichkeit seiner eigenen Empfindung geschickt zu verbergen wußte. Wenn er wirklich von einer solchen Berechnung geleitet wurde, so hat er jedenfalls sein Ziel erreicht. Wie seine Zeitgenossen stehen auch wir unter dem Bann dieser Leidensdarstellungen van Dycks, und was Rubens nicht vermocht hat, ist ihm gelungen: den Beschauer zu ergreifen, zu rühren und bis zu jenem Mitgefühl zu stimmen, das mit den Leidenden leidet, mit den Trauernden Thränen vergießt.

Die ersten großen Altarbilder, die van Dyck in Antwerpen gemalt hat — in den Jahren 1628 und 1629 —, sind dem Inhalt und der Stimmung nach mit der Rosenkranzmadonna in Palermo verwandt. Es sind Darstellungen mystischer Vorgänge aus dem Leben von Heiligen, die gerade zur Zeit, wo der Jesuitismus die Gemüter der Gläubigen durch die Verheißung himmlischer Begnadigungen zu berauschen und einzuschläfern suchte, in besonderer Gunst standen. Zunächst malte er für die Augustinerkirche in Antwerpen den heiligen Schutzpatron in Verzückung vor der heiligen Dreieinigkeit, die ihm, von einem Engelkranze umgeben, in den Wolken erscheint. So gewaltig wirkt die plötzliche Vision auf den Begnadeten, daß er fassungslos, aber in seliger Verklärung die Arme ausbreitet und seinen Körper willenlos zurücksinken läßt, bis ihn zwei Engel stützen. Das war ein Gebiet, auf dem ihm Rubens noch nicht zuvorgekommen war, weil diese gesunde Natur nicht gern und dann auch nur ganz obenhin in die Tiefen der Mystik eindrang, während van Dycks selbstquälerisches Gemüt in Seelenschilderungen, wie diese war, seine höchste Befriedigung fand. Und für solche Seelenstimmungen, für solche Vorgänge, die nicht sinnlich erlebt, sondern nur instinktiv mitempfunden werden können, fand auch van Dyck einen viel glücklicheren koloristischen Ausdruck als Rubens. „Hier finden wir zum erstenmal den eigentlichen, den großen van Dyck," so ruft Rooses, der belgische Forscher, der am tiefsten in die geistigen Grundlagen der Schöpfungen van Dycks eingedrungen ist, vor diesem Bilde aus. „Das Lichtspiel ist ruhiger als bei Rubens; liegt schon in seiner Dämmerung mit dem dunklen Hintergrunde etwas Geheimnisvolles und Träumerisches, so spricht aus seinen Figuren etwas Poetisches und Empfundenes. Es ist besonders die Seele, welche er darstellt, leidend oder liebend begeistert oder wehmütig, aber immer zarter bewegt, immer in feinere Formen gehüllt, als dies bei seinem Meister der Fall war."



Ill. D. Monatshefte. März 1899. Zu Rosenberg: Anton van Dyck.

A. van Dyck: Die heilige Rosalie vor dem Christuskinde. (Wien, Kaiserl. Galerie.)



A. van Dyck: Bildnis eines jungen Mannes. (München, Pinakothek.)
(Nach einer Photographie von Franz Hanfstaengl in München.)

Noch mehr kam dieser Neigung van Dycks, die schon in Italien zum Durchbruch gekommen war, ein Altarbild entgegen, das er 1629 für die Brüderschaft der Ungetrauten malte. Hier ist die heilige Rosalie die Hauptperson. Sie neigt sich kniend vor der thronenden Madonna, zu deren Seiten die Apostelfürsten Petrus und Paulus stehen, und empfängt aus den Händen des Christuskindes einen Blumenkranz. Ein Engel zur Rechten der Heiligen hebt einen Korb mit Blumen in die Höhe, und aus den Wolken streuen zwei andere Engel Rosen auf die Erde hinab, um sie für den feierlichen Vorgang noch besser zu schmücken. Das Bild atmet von Glück und Seligkeit, und diese Stimmung findet auch in dem glänzenden Kolorit ihren Wiederhall. Ein Jahr dar-

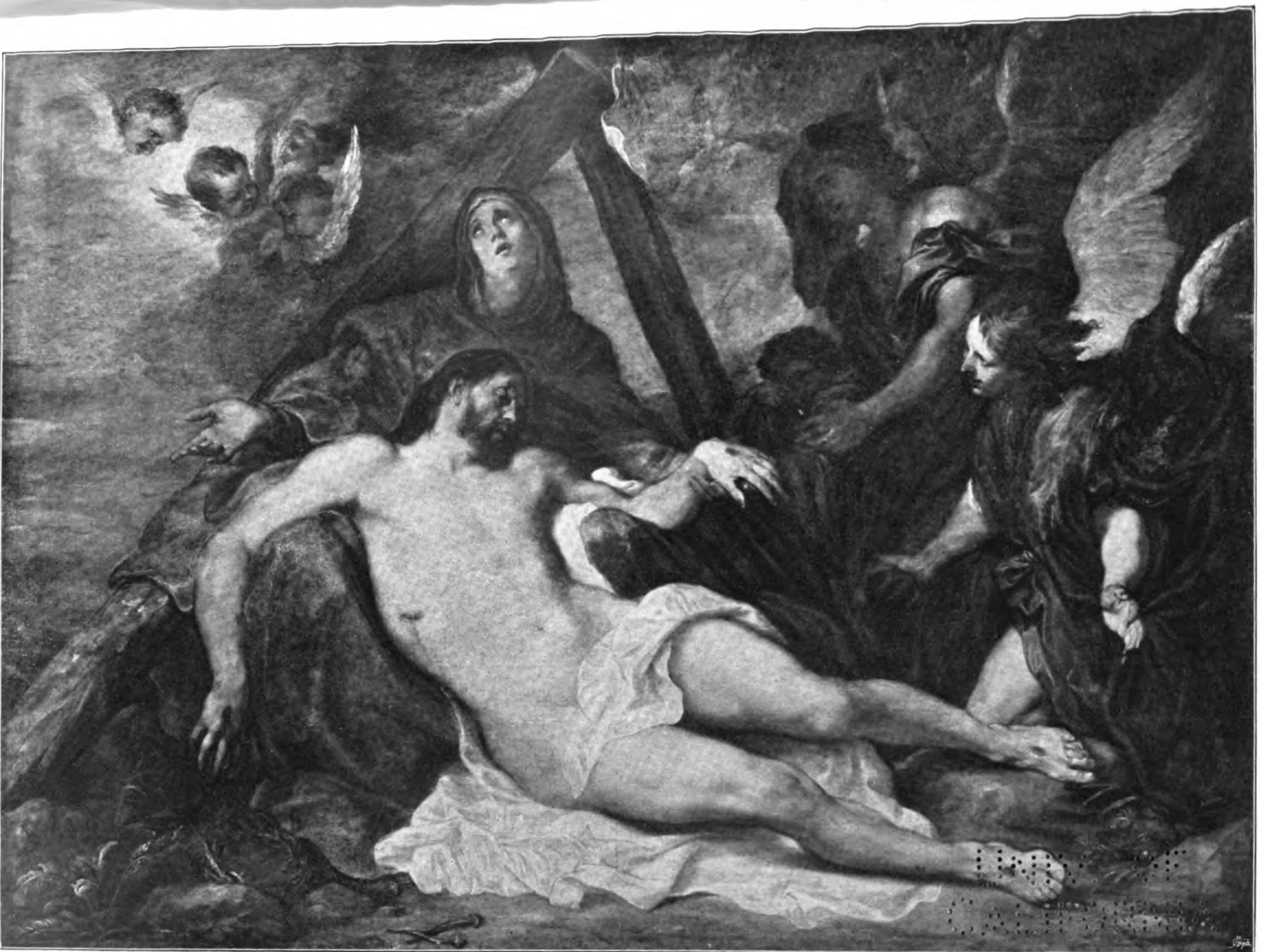
auf bestellte sich die Brüderschaft zu dieser Heiligen, deren Antlitz vor innigster Herzensfreude strahlt, ein Seitenstück in dem seligen Joseph, einem Prämonstratensermönch, dem nach der Legende eine noch höhere Begnadigung widerfahren ist: die mystische Vermählung mit der Madonna. Wie van Dyck sie darstellte, erscheint die Himmelskönigin, von zwei Engeln ihres himmlischen Hofstaates geleitet, vor dem beglückten Mönch und legt dem Knienden, der in seiner Demut nicht die Augen zu erheben wagt, einen Ring in die geöffnete Hand.

Demselben religiösen Vorstellungskreise wie diese Bilder, die ein günstiges Geschick beisammen gelassen hat — sie befinden sich in der Kaiserlichen Galerie zu Wien — gehört auch das um dieselbe Zeit (1629) für die Kirche der Dominikanerinnen gemalte Altarbild an, mit welchem van Dyck endlich das Gelübde erfüllte, das er vor sieben Jahren dem sterbenden Vater abgelegt hatte. Wir sehen das Kreuz mit dem dahingeschiedenen Heiland vor uns, dessen Körper sich von dem dunklen Wolkenhimmel abhebt; aber statt der Blutzeugen, die wir sonst am Kreuzesstamme zu sehen gewohnt sind, erscheint die heilige Katharina von Siena, die ekstatische Nonne, die von dem Heiland die fünf Wundenmale empfangen zu haben glaubte, und auf der anderen Seite der Stifter des Dominikanerordens. Wohl hat van Dyck dem Gekreuzigten und dem am Fuße des Kreuzes auf dem Steine sitzenden Engel, der die Widmung van Dycks zum Gedächtnis des Vaters trägt, den ganzen Adel und Wohllaut seiner Formensprache mitgegeben; aber die beiden Fanatiker, die mit ihrer aufdringlichen Frömmigkeit zwischen uns und dem Heiland stehen, wirken abstoßend auf unser modernes Empfinden, und wir wenden uns lieber den schlichten Schilderungen der großen Tragödie auf Golgatha zu, wie sie z. B. die Münchener Pinakothek in einem tief ergreifenden Bilde besitzt, wo bereits die Nacht über die Stätte des Todes hereingebrochen ist und die Kriegsknechte sie verlassen, weil sie nichts mehr zu bewachen haben. Noch stärkere und tiefere Wirkungen als mit seinen verschiedenen Darstellungen des gekreuzigten Christus hat van Dyck aber erzielt, wenn er die Klage um den vom Kreuz genommenen Leichnam zu schildern unternahm. So tief zum Herzen dringende Töne hatte noch niemand vor ihm anzuschlagen vermocht, selbst die Italiener nicht, die bei der Beweinung des Leichnams wie bei der Grablegung zuerst an die Schönheit der Stellungen, an den Adel der Bewegungen, an kunstvolle Gruppierungen dachten. van Dyck aber legte das ganze Schwergewicht auf den Ausdruck der seelischen Erschütterungen, die einen jeden der Leidtragenden ergriffen haben. Nur durfte der Schmerz kein Angesicht entstellen. Schön wie der Körper des göttlichen Dulders, dem der martervolle Tod nichts anhaben konnte, blieb auch der Kopf der jugendlichen Gottesmutter, und wenn die Engel mit ihr weinten, erhöhte der wehmütige Ausdruck noch die Lieblichkeit ihrer Angesichter. Das schönste und rührendste dieser Bilder, auf denen die Madonna mit ihrem Schmerze allein ist und nur Engel sich anbetend und dienend nahen, um den heiligen Leib für die Grablegung zu rüsten, sieht man in der Münchener Pinakothek. Andere Darstellungen, auf denen Johannes und Magdalena ihre Klagen mit denen der Schmerzensmutter vereinigen, befinden sich in Antwerpen, in Nürnberg, in Stuttgart, in Berlin. Das Berliner Bild ist das beste von allen, vielleicht das einzige, das van Dyck ganz eigenhändig ausgeführt hat. Als er es malte, schwebte ihm die berühmte Grablegung Christi von Tizian vor, die sich jetzt im Louvre zu Paris befindet. Er muß sie irgendwo in Italien gesehen haben, da er den Kopf seines Johannes aus ihr entlehnt hat.

Die Berliner Galerie besitzt noch ein zweites Bild, das van Dyck, noch ganz von dem Zauber Tizianschen Kolorits befangen, bald nach seiner Rückkehr nach Antwerpen gemalt hat: die bußfertigen Sünder, Maria Magdalena, König David und der verlorene Sohn, die sich in demütiger Verehrung der thronenden Madonna mit dem Kinde nahen (s. Abbild. S. 725). Besonders reich aber an Bildern aus dieser Zeit, in der van Dyck seine Kraft am weitesten und vielseitigsten entfaltete und sein Kolorit in voller Gesundheit und Lebensfülle blühte, ist die Münchener Pinakothek. Dort finden wir eine Susanna im Bade, die von den Alten über-



A. van Dyck: Christus am Kreuz mit den heiligen Dominikus und Katharina von Siena.
(Antwerpen, Museum.)
(Nach einer Photographie von Braun, Clément u. Cie. in Dornach i. E., Paris und New-York.)



Ill. D. Monatshefte. März 1899. Zu Rosenberg: Anton van Dyck.

A. van Dyck: Die Beweinung Christi. (München, Pinakothek.)
(Nach einer Photographie von Franz Hanfstaengl in München.)



A. van Dyck: Bildnis der Maria Luisa de Tassis. (Wien, Galerie Liechtenstein.)
(Nach einer Photographie von Franz Hanfstaengl in München.)

rascht wird, zwei Darstellungen des Martyriums des heiligen Sebastian, dessen jugendlicher Körper unter verschiedenen Beleuchtungen van Dycks Darstellungskunst nicht minder reizte wie das schmerzerfüllte und doch gottergebene Antlitz des von den Pfeilen seiner Peiniger Getroffenen, außer der schon erwähnten Trauer um den Leichnam Christi noch eine zweite, an der Johannes und Magdalena teilnehmen, eine Ruhe auf der Flucht, wo die das Kind schützend umfassende Maria angstvoll in die Ferne lauscht,

und vielleicht die schönste aller van Dyckschen Madonnen, in der der Künstler sein Frauenideal am reinsten und ausdrucksvollsten verkörpert hat.

Diese und andere religiöse Darstellungen haben van Dyck aber während dieses Aufenthaltes in Antwerpen bei weitem nicht allein beschäftigt. Sie bedeuten sogar der Zahl nach wenig, wenn man damit van Dycks Thätigkeit als Bildnismaler vergleicht. Als solcher brauchte er keinen Vergleich mit Rubens zu scheuen, ja er war diesem, obwohl auch sein Meister alle Eigenschaften eines großen Porträtmalers besessen hat, noch vielfach überlegen, weil er die Bildnismalerei mit einer Leidenschaft betrieb, die bald sein übriges Schaffen in den Hintergrund drängte, und dadurch tiefer in die Seelen der Menschen blicken lernte als Rubens, dem das Porträtmalen immer nur etwas Beiläufiges in seiner Kunst war. Auf diesem Gebiete wurde van Dyck auch durch seine feiner organisierte Natur unterstützt, durch sein ritterliches, einschmeichelndes Wesen, dem die Menschen, die sich von ihm porträtieren ließen, willig ihre Herzen öffneten.

Zur Zeit, als van Dyck von Antwerpen aus vornehmlich durch seine Bildnisse seinen Ruf weithin verbreitete, hatte sich in der adligen wie in der vornehmen bürgerlichen Gesellschaft ein Umschwung vollzogen, der dem Künstler gerade die Modelle bereitete, für die seine feinfühlige Art wie geschaffen war. Karl Lemcke hat diese Zeit der Umwandlung der Gesellschaft, wo auch im hohen Norden die vornehmeren Stände die Gleichmäßigkeit und Gebundenheit verloren, die so lange für Charaktere und Gesichter geherrscht hatte, in einer Charakteristik van Dycks sehr anschaulich und geistvoll geschildert. „Aus den eigenwilligen Baronen wurden höfische Kavaliere, aus den plumpen wurden feine Genußmenschen, aus den groben Dreinschlägern feine Intriganten, aus den Nichtsdenkern, die mit Becher, Hunden, Rossen, Jagden ihre Zeit ausgefüllt hatten, unruhige Köpfe und kluge Parteinehmer, die nach dem Winde, der wehte, schauten. Auch die Frauen waren nun in den höheren Ständen nicht mehr bloß lieblich, sinnig, hold, keusch, würdig, hausmütterlich sorgsam u. s. w. anzuschauen, wie sie es fast überall noch bis über die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts waren, sondern sie haben eigenartige Physiognomien bekommen und zeigen in unendlicher Mannigfaltigkeit die Züge eigenartigen Seelenlebens und Charakters.“ Wie van Dyck gerade solche Frauengestalten in ihrem innersten Wesen zu erfassen und dieses dann in das hellste und vorteilhafteste Licht zu stellen wußte, dafür bietet wohl das Bildnis der Maria Luisa de Tassis, einer jungen Frau aus der vornehmen Antwerpener Gesellschaft, in der Liechtensteinschen Galerie in Wien das glänzendste Beispiel (s. Abbild. S. 729). Es ist das schönste aller Frauenbildnisse aus dieser Zeit des Künstlers, die man allgemein und mit Recht als die seiner höchsten Blüte betrachtet, und es wird auch von keinem der zahlreichen Damenporträts aus der englischen Zeit übertroffen, wo van Dyck seine vornehmen Klientinnen durch affektiertes, gespreiztes oder gar blasiertes Wesen, durch eine gemachte krankhafte Blässe interessant zu gestalten suchte. Mit liebevollster Sorgfalt, mit wunderbarer Feinheit und Zartheit hat der Künstler das kostbare Staatskleid aus schwarzem und weißem Atlas, den duftigen Kragen und die Manschetten aus Brabanter Spitzen, die funkelnden Juwelen und die mattglänzenden Perlenschnüre behandelt. Aber dieses Wunderwerk der Malerei erscheint fast als Nebensache neben dem herrlichen Kopfe, aus dem ein reges geistiges Leben zu uns spricht, aus dem uns ein paar Augen voll Schalkhaftigkeit und doch voll Herzensgüte entgegenleuchten. Es ist jedoch nur ein Bild unter vielen, die, wenn auch nicht malerisch, so doch geistig gleich anziehend sind. Es sei nur auf drei Beispiele, auf den Herzog Wilhelm von Pfalz-Neuburg und den dem Namen nach unbekannten Bürgermeister von Antwerpen in der Münchener Pinakothek und auf den Brüsseler Advokaten Justus van Meerstraaten in der Kasseler Galerie, hingewiesen.

Zur Bildnismalerei wurde van Dyck aber nicht bloß durch seine innerste Neigung, sondern auch durch die Lust an leichtem Erwerb getrieben, der ihm schon damals zur Notwendigkeit geworden war, weil er sich in Italien gewöhnt hatte, auf großem Fuße zu leben. Man schätzt die Gesamtzahl



Ill. D. Monatshefte. März 1899. Zu Rosenberg: Anton van Dyck.

A. van Dyck: Maria mit dem Kinde und dem kleinen Johannes. (München, Pinakothek.)
(Nach einer Photographie von Franz Hanfstaengl in München.)



A. van Dyck: Bildnis des Kupferstechers Karl Malery. (München, Pinakothek.)
(Nach einer Photographie von Franz Hanfstaengl in München.)

der von ihm gemalten und uns noch erhaltenen Bildnisse auf etwa neunhundert, und von dieser Zahl muß van Dyck mindestens den dritten Teil in diesen sechs Jahren seines Aufenthaltes in Antwerpen gemalt haben. Freilich hat er sie nicht alle bezahlt bekommen, jedenfalls nicht die zahlreichen Bildnisse seiner Kunstgenossen und ihrer Frauen, die er mit viel größerer Liebe und innigerer Anteilnahme gemalt hat als manche der vornehmen Herren und Damen, die für seine rasche Arbeit hohen Lohn entrichten mußten. Es ist eine Galerie von wahren Prachtgestalten, die uns fast das ganze künstlerische Antwerpen in jener an bedeutenden Malern, Bildhauern, Kupferstechern, Musikern äußerst fruchtbaren Zeit lebendig machen. Wir nennen aus ihrer Zahl nur die Maler Snayers und Jan de Wael mit seiner Gattin, die Eltern der beiden Brüder, mit denen van Dyck in Italien verkehrt hatte, die Bildhauer Colyn de Nole und Georg Petel aus

Augsburg, den van Dyck ebenfalls in Italien, in Genua, kennen gelernt hatte (s. Abbild. S. 727), den Kupferstecher Malery, einen der geistvollsten und lebendigsten Charakterköpfe des Künstlers (s. Abbild. S. 731), den Organisten des Antwerpener Domes Heinrich Liberti, sämtlich in der Münchener Pinakothek, die Maler Ryckaerts und Caspar de Crayer in der Liechtensteinschen Galerie in Wien. Keinen seiner Kunstgenossen hat van Dyck aber so oft und so gern gemalt wie den ausgezeichneten Tier- und Jagdmaler Franz Snyders, mit dem er trotz eines Altersunterschiedes von zwanzig Jahren in innigster Freundschaft verbunden war. Die Krone dieser Snyders-Bildnisse besitzt die Galerie in Kassel, wo wir den Künstler auf einem Bilde mit seiner Gattin dargestellt sehen, einer schlichten Frau, der aber Heiterkeit und Glück aus den hellen Augen strahlen. Was ihr glattes Antlitz an geistiger Regsamkeit vermissen läßt, enthüllt das des Gatten in vollstem Maße. „Wie durch eine Flamme, die zart von innen brennt, wird das helle, blanke Gesicht erleuchtet — ein Licht, nichts anderes als der Seelenadel, der höhere Geist, der durch die zartere körperliche Umhüllung hindurchstrahlt. Seelen- und Körperzustand sind deutlich in dieser durchsichtigen Gestalt zu lesen, die bescheiden von Haltung und Farbe, still und doch lebendig, voll Einfachheit und doch voll Vornehmheit ist.“ Mit diesen Worten hat Max Rooses, der feinfühlende belgische Kunstforscher, treffend den Eindruck geschildert, den wir beim Anblick dieser Persönlichkeit empfinden, und dabei hat sich ihm ein Vergleich mit van Dyck selber aufgedrängt, der nicht gerade zu Gunsten des Künstlers ausfällt. „Auch van Dyck war eine feine Natur; vergleicht man aber sein Bildnis mit dem von Snyders, so erscheint das



A. van Dyck: Peter Paul Rubens.
(Nach dem Kupferstich von Paulus Pontius.)



Ill. D. Monatshefte. März 1899. Zu Rosenberg: Anton van Dyck.

A. van Dyck: Der Maler Franz Snyders und seine Frau. (Kassel, Gemäldegalerie.)

(Nach einer Photographie von Franz Hanfstaengl in München.)

erstere als das einer sorglosen und genußliebenden, das letztere als das einer gesetzten und zarten Natur."

Bei aller Sorglosigkeit seines Wesens war aber van Dyck stets darauf bedacht, sich immer die Mittel zum vollen Genuß des Lebens bereit zu halten, und das beständige Trachten danach mag ihn auf den Gedanken gebracht haben, die Bildnisse bekannter und geschätzter Künstler, welche er nur einmal aus Freundschaft gemalt hatte, auch geschäftlich zu verwerten. Auch darauf war Rubens' Vorgang von Einfluß gewesen. Durch Vervielfältigung seiner Andachts- und Geschichtsbilder durch Kupferstecher, die unter seiner Leitung und für seine Rechnung arbeiteten, hatte Rubens Ruhm und Ehre im Ausland erlangt, daraus aber auch einen nicht unbeträchtlichen Gewinn gezogen. Dieses Beispiel reizte van Dyck zur Nachahmung; aber er beschränkte sich dabei auf ein Gebiet, auf dem er sich seiner Überlegenheit über Rubens sicher wußte, auf das Bildnis. So sehr trieb ihn der Eifer, auch hier mit seinem Meister zu wetteifern, daß er selbst zur Radiernadel griff und damit nach der Natur porträtierte, womit er den Grund zu jener Sammlung von Bildnissen bekannter Zeitgenossen legte, die unter dem Namen „Die Ikonographie van Dycks" berühmt geworden ist. Was er auf diese Weise unmittelbar zu der Sammlung beigesteuert hat, die während seines Lebens auf hundert Blätter anwuchs, später aber noch erheblich vermehrt wurde, ist der Zahl nach gering. Etwa anderthalb Dutzend Bildnisse hat er selbst radiert, und bei fünfen hat er auch nur die Köpfe ausgeführt, indem er die weitere Ausführung den berufsmäßigen Stechern überließ. Aber diese Blätter, unter denen wir auch sein eigenes Bildnis finden (s. Abbild. S. 712), gehören zu den geistreichsten und lebendigsten Schöpfungen, welche die graphische Kunst jemals hervorgebracht hat (s. Abbild. S. 735). Sie allein kann man mit den Radierungen Rembrandts vergleichen, den wir in diesem Fache der Kunst als den Höchsten bewundern. Lange hielt es der unruhige



A. van Dyck: Bildnis des Kupferstechers Paulus Pontius.
(Nach dem Stich von P. Pontius.)

van Dyck bei dieser immerhin spröden Arbeit nicht aus; er überließ sie den Kupferstechern, denen er aber unablässig einfarbige, Grau in Grau oder Braun in Braun gemalte Vorlagen lieferte (s. die Abbild. S. 732 u. 733). Als er später immer mehr auf das Geschäft als auf die Kunst sah, kam es ihm selbst nicht darauf an, nach fremden Stichen und nach den Holzschnitten fliegender Blätter auch solche berühmte Zeitgenossen zu malen, die er niemals zu Gesicht bekommen hatte, wenn er nur auf guten Absatz der danach hergestellten Kupferstiche rechnen konnte. So finden wir auch in seiner Ikonographie die Heerführer des Dreißigjährigen Krieges, Gustav Adolf und Wallenstein an der Spitze, zu denen die „Grisaillen“, die Grau in Grau gemalten Ölbildchen, noch in der Münchener Pinakothek zu sehen sind.

Im Frühjahr 1632 erreichte van Dycks Aufenthalt in Antwerpen sein Ende. Da es König Karl I. von England nicht gelungen war, Rubens an sich zu fesseln, sah er sich nach seinem berühmten Schüler um, von dem er so viel gehört und nicht weniges auch mit eigenen Augen gesehen und bewundert hatte. Als Herrscher, als Vater seines Volkes hat Karl I. keinen guten Ruf hinterlassen. Sein wankelmütiger, unzuverlässiger Charakter, sein Jähzorn, seine Genuß- und Verschwendungssucht, sein unverbesserlicher Leichtsinn und andere Untugenden haben ihn seinem Lande entfremdet, und wenn alle seine Fehler zusammen auch noch kein Verbrechen ausmachten, das nur mit dem Tode zu sühnen war, so hat er sich doch an seinem Volke so schwer versündigt, daß sein Andenken in der Geschichte für immer voll Makel bleiben wird. Aber man verzeiht selbst den schwersten Leichtsinn, wenn er sich auch nur mit einem liebenswürdigen Zug zu entschuldigen weiß, und diesen finden wir bei König Karl in seinem Verhältnis zur Kunst und zu den Künstlern, von denen van Dyck das beste geerntet hat, was die Freigebigkeit Karls und sein bei allen seinen Schwächen doch ritterlicher Sinn zu bieten vermochten. van Dyck hat es ihm auch reichlich gedankt. Was die Geschichte dem König versagen mußte, hat van Dyck ihm für das Gedächtnis der Menschen bis in die fernsten Zeiten mitgegeben: in den zahlreichen Bildnissen van Dycks, insbesondere in dem Reiterbildnis in Windsor und in dem berühmten Bilde im Louvre, das den König auf der Jagd darstellt, erscheint Karl I. in idealer Verklärung, im romantischen Glanze eines Herrschers, der an sich selbst glaubt und von dem Glauben, der Beste und Edelste zu sein, vollkommen durchdrungen ist.

Kaum war van Dyck in London eingetroffen, so überhäufte ihn der König mit Gunst- und Ehrenbezeigungen. Er ließ ihm eine Stadt- und eine Sommerwohnung anweisen, gab ihm ein Jahrgehalt von zweihundert Pfund Sterling und den Titel seines ersten Hofmalers, und schon am 5. Juli 1632, also noch im Jahre seiner Ankunft, schlug er ihn zum Ritter, damit er mit den vornehmen Herren und Damen des Hofes wie mit seinesgleichen verkehren konnte. Beim Ritterschlag hängte er ihm eine goldene Kette mit seinem von Diamanten besetzten Medaillonbildnis um. Oft kam der König in seiner Barke vom Whitehallpalast nach dem Atelier des Künstlers, um mit diesem zu plaudern, und immer gab es dort Unterhaltung und Vergnügen, da van Dycks Werkstatt bald der Sammelplatz der vornehmen Gesellschaft Londons geworden war. Jetzt floß das Gold in Strömen dem Künstler zu, wie er es sich ersehnt hatte; aber er wußte es auch zu verwenden. Im Verkehr mit seinen hohen Auftraggebern wollte er an Glanz und Luxus hinter ihnen nicht zurückstehen. Er hielt offene Tafel, und bevor er die hohen Damen und Herren malte, suchte er sie erst beim Genuß der Tafelfreuden, wenn sie sich ihm in voller Ungezwungenheit gaben, zu studieren und in ihrem eigentlichen Wesen zu ergründen. Nach seiner Gewohnheit stürzte er sich dabei von einem Liebesabenteuer in das andere, und manch eine vornehme Dame wird genannt, deren Gunst van Dyck, während er sie malte, errungen haben soll. Er legte nunmehr seiner Genußsucht keine Schranken mehr auf, und wie hohe Summen er auch einstrich, so wußte er bald ebensoviel von Geldverlegenheit zu erzählen wie sein königlicher Herr. Die Erinnerung daran hat sich in einer Anekdote erhalten. Als einst der König im Beisein van Dycks beim Grafen Arundel über die Mißlichkeit seiner finanziellen Verhältnisse klagte, wandte er



A. van Dyck: König Karl I. von England auf der Jagd. (Paris, Louvre.)
(Nach einer Photographie von Braun, Clément u. Cie. in Dornach i. E., Paris und New-York.)



Ill. D. Monatshefte. M

erstere als das einer sorglosen und genußliebenden, das letztere als das einer gesetzten und zarten Natur."

Bei aller Sorglosigkeit seines Wesens war aber van Dyck stets darauf bedacht, sich immer die Mittel zum vollen Genuß des Lebens bereit zu halten, und das beständige Trachten danach mag ihn auf den Gedanken gebracht haben, die Bildnisse bekannter und geschätzter Künstler, welche er nur einmal aus Freundschaft gemalt hatte, auch geschäftlich zu verwerten. Auch darauf war Rubens' Vorgang von Einfluß gewesen. Durch Vervielfältigung seiner Andachts- und Geschichtsbilder durch Kupferstecher, die unter seiner Leitung und für seine Rechnung arbeiteten, hatte Rubens Ruhm und Ehre im Ausland erlangt, daraus aber auch einen nicht unbeträchtlichen Gewinn gezogen. Dieses Beispiel reizte van Dyck zur Nachahmung; aber er beschränkte sich dabei auf ein Gebiet, auf dem er sich seiner Überlegenheit über Rubens sicher wußte, auf das Bildnis. So sehr trieb ihn der Eifer, auch hier mit seinem Meister zu wetteifern, daß er selbst zur Radiernadel griff und damit nach der Natur porträtierte, womit er den Grund zu jener Sammlung von Bildnissen bekannter Zeitgenossen legte, die unter dem Namen „Die Ikonographie van Dycks" berühmt geworden ist. Was er auf diese Weise unmittelbar zu der Sammlung beigesteuert hat, die während seines Lebens auf hundert Blätter anwuchs, später aber noch erheblich vermehrt wurde, ist der Zahl nach gering. Etwa anderthalb Dutzend Bildnisse hat er selbst radiert, und bei fünfen hat er auch nur die Köpfe ausgeführt, indem er die weitere Ausführung den berufsmäßigen Stechern überließ. Aber diese Blätter, unter denen wir auch sein eigenes Bildnis finden (s. Abbild. S. 712), gehören zu den geistreichsten und lebendigsten Schöpfungen, welche die graphische Kunst jemals hervorgebracht hat (s. Abbild. S. 735). Sie allein kann man mit den Radierungen Rembrandts vergleichen, den wir in diesem Fache der Kunst als den Höchsten bewundern. Lange hielt es der unruhige



A. van Dyck: Bildnis des Kupferstechers Paulus Pontius.
(Nach dem Stich von P. Pontius.)

van Dyck bei dieser immerhin spröden Arbeit nicht aus; er überließ sie den Kupferstechern, denen er aber unablässig einfarbige, Grau in Grau oder Braun in Braun gemalte Vorlagen lieferte (s. die Abbild. S. 732 u. 733). Als er später immer mehr auf das Geschäft als auf die Kunst sah, kam es ihm selbst nicht darauf an, nach fremden Stichen und nach den Holzschnitten fliegender Blätter auch solche berühmte Zeitgenossen zu malen, die er niemals zu Gesicht bekommen hatte, wenn er nur auf guten Absatz der danach hergestellten Kupferstiche rechnen konnte. So finden wir auch in seiner Ikonographie die Heerführer des Dreißigjährigen Krieges, Gustav Adolf und Wallenstein an der Spitze, zu denen die „Grisaillen", die Grau in Grau gemalten Ölbildchen, noch in der Münchener Pinakothek zu sehen sind.

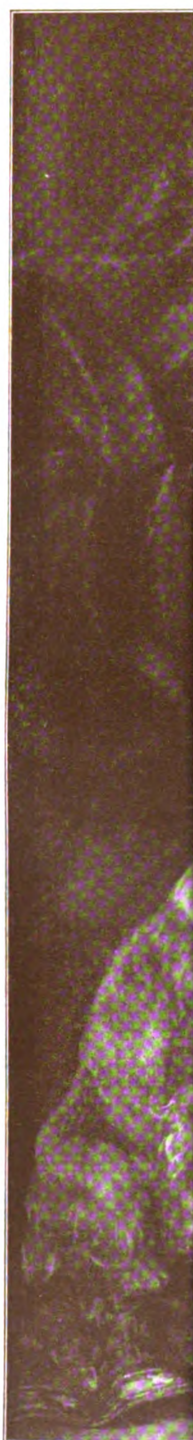
Im Frühjahr 1632 erreichte van Dycks Aufenthalt in Antwerpen sein Ende. Da es König Karl I. von England nicht gelungen war, Rubens an sich zu fesseln, sah er sich nach seinem berühmten Schüler um, von dem er so viel gehört und nicht weniges auch mit eigenen Augen gesehen und bewundert hatte. Als Herrscher, als Vater seines Volkes hat Karl I. keinen guten Ruf hinterlassen. Sein wankelmütiger, unzuverlässiger Charakter, sein Jähzorn, seine Genuß- und Verschwendungssucht, sein unverbesserlicher Leichtsinn und andere Untugenden haben ihn seinem Lande entfremdet, und wenn alle seine Fehler zusammen auch noch kein Verbrechen ausmachten, das nur mit dem Tode zu sühnen war, so hat er sich doch an seinem Volke so schwer versündigt, daß sein Andenken in der Geschichte für immer voll Makel bleiben wird. Aber man verzeiht selbst den schwersten Leichtsinn, wenn er sich auch nur mit einem liebenswürdigen Zug zu entschuldigen weiß, und diesen finden wir bei König Karl in seinem Verhältnis zur Kunst und zu den Künstlern, von denen van Dyck das beste geerntet hat, was die Freigebigkeit Karls und sein bei allen seinen Schwächen doch ritterlicher Sinn zu bieten vermochten. van Dyck hat es ihm auch reichlich gedankt. Was die Geschichte dem König versagen mußte, hat van Dyck ihm für das Gedächtnis der Menschen bis in die fernsten Zeiten mitgegeben: in den zahlreichen Bildnissen van Dycks, insbesondere in dem Reiterbildnis in Windsor und in dem berühmten Bilde im Louvre, das den König auf der Jagd darstellt, erscheint Karl I. in idealer Verklärung, im romantischen Glanze eines Herrschers, der an sich selbst glaubt und von dem Glauben, der Beste und Edelste zu sein, vollkommen durchdrungen ist.

Kaum war van Dyck in London eingetroffen, so überhäufte ihn der König mit Gunst- und Ehrenbezeigungen. Er ließ ihm eine Stadt- und eine Sommerwohnung anweisen, gab ihm ein Jahrgehalt von zweihundert Pfund Sterling und den Titel seines ersten Hofmalers, und schon am 5. Juli 1632, also noch im Jahre seiner Ankunft, schlug er ihn zum Ritter, damit er mit den vornehmen Herren und Damen des Hofes wie mit seinesgleichen verkehren konnte. Beim Ritterschlag hängte er ihm eine goldene Kette mit seinem von Diamanten besetzten Medaillonbildnis um. Oft kam der König in seiner Barke vom Whitehallpalast nach dem Atelier des Künstlers, um mit diesem zu plaudern, und immer gab es dort Unterhaltung und Vergnügen, da van Dycks Werkstatt bald der Sammelplatz der vornehmen Gesellschaft Londons geworden war. Jetzt floß das Gold in Strömen dem Künstler zu, wie er es sich ersehnt hatte; aber er wußte es auch zu verwenden. Im Verkehr mit seinen hohen Auftraggebern wollte er an Glanz und Luxus hinter ihnen nicht zurückstehen. Er hielt offene Tafel, und bevor er die hohen Damen und Herren malte, suchte er sie erst beim Genuß der Tafelfreuden, wenn sie sich ihm in voller Ungezwungenheit gaben, zu studieren und in ihrem eigentlichen Wesen zu ergründen. Nach seiner Gewohnheit stürzte er sich dabei von einem Liebesabenteuer in das andere, und manch eine vornehme Dame wird genannt, deren Gunst van Dyck, während er sie malte, errungen haben soll. Er legte nunmehr seiner Genußsucht keine Schranken mehr auf, und wie hohe Summen er auch einstrich, so wußte er bald ebensoviel von Geldverlegenheit zu erzählen wie sein königlicher Herr. Die Erinnerung daran hat sich in einer Anekdote erhalten. Als einst der König im Beisein van Dycks beim Grafen Arundel über die Mißlichkeit seiner finanziellen Verhältnisse klagte, wandte er



Ill. D. Monatshefte. März 1899. Zu Rosenberg: Anton van Dyck.

A. van Dyck: König Karl I. von England auf der Jagd. (Paris, Louvre.)
(Nach einer Photographie von Braun, Clément u. Cie. in Dornach i. E., Paris und New-York.)



Ill. D. Monatshefte.

sich im Gespräch an den Künstler mit der Frage: „Und Ihr, Herr Ritter, wißt Ihr auch, wie schwer es ist, drei- oder viertausend Pfund aufzutreiben?“ worauf ihm van Dyck ohne Zögern antwortete: „Ja, Sire, wer offenes Haus für seine Freunde und offene Börse für seine Freundinnen hat, der findet schnell den Boden seines Geldkastens.“

In den ersten Jahren seines Aufenthaltes in London scheint ihn das Leben dort aber noch nicht so völlig gefesselt, vielleicht auch seine einseitige Thätigkeit als Porträtmaler nicht so durchaus befriedigt zu haben, als daß er sich nicht nach etwas noch Besserem oder wenigstens nach einer Veränderung gesehnt hätte. Im Frühjahr 1634 ging er wieder nach den Niederlanden, und etwa anderthalb Jahre lang war er abwechselnd in Brüssel und Antwerpen thätig. Er malte vorzugsweise Bildnisse, darunter ein großes Gruppenbild des Brüsseler Magistrats mit dreiundzwanzig Figuren, das leider 1695 durch Brand zerstört worden ist, aber auch Kirchenbilder, von denen eine Anbetung der Hirten für die Hauptkirche in Dendermonde besonders hervorgehoben wird. Er kann übrigens keineswegs ein so leichtsinniger Verschwender gewesen sein, wie uns die Anekdotenerzähler glauben machen wollen. Denn schon bald nach seiner Ankunft in der Heimat ließ er ein doch vermutlich aus seinem Verdienst in England mitgebrachtes Kapital auf das Gut van Steen bei Mecheln eintragen, das ihm eine jährliche Rente von hundertfünfundzwanzig Gulden brachte. Es ist dasselbe Gut, das ein Jahr später in Rubens' Besitz überging.

van Dyck kehrte im Spätherbst 1635 nach London zurück, und jetzt scheint erst jene fieberhafte Thätigkeit begonnen zu haben, die die Schlösser des englischen Königshauses und des Hochadels mit Hunderten von Bildnissen angefüllt hat, die zumeist sehr eifersüchtig gehütet wurden und darum nur erst von wenigen Kunstforschern nach ihrem wirklichen Wert gewürdigt werden konnten. Doch sind auch nicht wenige dieser Bilder ins Ausland gekommen, wo sie überall zugänglich, und wir können froh sein, daß sich gerade unter ihnen einige Perlen van Dyckscher Porträtierkunst befinden, die mit den verborgenen Kleinodien des englischen Privatbesitzes wetteifern können. Im Vordergrunde stehen natürlich die Bilder der englischen Königsfamilie. Nach den bis jetzt vorliegenden Berechnungen, deren jüngste von Karl Woermann stammt, der außer Waagen allein von deutschen Forschern den größten Teil der in England befindlichen Bilder gesehen hat, sind mindestens neunzehn Bilder des Königs und siebzehn Bilder der Königin Henriette vorhanden. Die zarte, schmächtige Frau, die sich am liebsten in einem weißen Atlaskleide, mit einer Perlenschnur um den schlanken Hals malen ließ, hat ihrem Gatten fünf Kinder geschenkt. Auch diese hat van Dyck mehreremal in Gruppenbildern dargestellt, die wesentlich zur Begründung seiner Popularität beigetragen haben. Wie stürmisch auch sein Leben gewesen sein mag — der von vielen Leidenschaften beunruhigte Mann hat immer die Heiterkeit und die Ruhe seiner Seele wiedergefunden, wenn er in Kinderaugen blickte. Schon in Genua war er als Kindermaler berühmt gewesen, und auch unter der Menge der in England gemalten Bildnisse nehmen die Kinder König Karls I. eine der ersten Stellen ein, weil sie


A. van Dyck: Bildnis des Philipp le Roy.
(Nach einer Radierung von A. van Dyck.)

uns einen völlig reinen, durch keine häßlichen Erinnerungen getrübten Genuß gewähren und wohl auch, weil der Schatten eines tragischen Verhängnisses diese heitere Jugend verdunkelt hat. Als ob van Dyck es geahnt hätte! Auch auf diesen Kindern lastet die seltsame, feierliche Schwermut, die van Dyck allen Bildnissen aus dieser Zeit mitgab. War es der Reflex seines eigenen Temperaments oder spiegelte er nur die allgemeine Stimmung seiner Umgebung wieder, den charakteristischen Grundton des Landes, auf das die Sonne meist nur gedämpfte, silberglänzende Strahlen wirft, weil sie fast immer mit Nebeln und Wasserdünsten zu kämpfen hat?

Der Künstler hat die königlichen Kinder in drei verschiedenen Gruppierungen dargestellt. Das erste Mal noch im Jahre 1635, also bald nach seiner Rückkehr nach England, wo das königliche Paar erst drei Kinder besaß: den fünfjährigen Prinzen von Wales, den nachmaligen Karl II., die vierjährige Prinzessin Maria und den zweijährigen Jakob, Herzog von York. Diese finden wir auf dem köstlichen Bilde in der Galerie zu Turin, das durch seine frische, farbige Behandlung und durch seine feine Individualisierung erkennen läßt, daß van Dyck aus dem kurzen Aufenthalt in seiner Heimat neue Kräfte geschöpft hatte. Auf dem zweiten Gruppenbilde, das wie das erste in mehreren Exemplaren vorhanden ist — eines davon in Dresden —, sind dieselben drei Kinder zu sehen. Aber statt des großen Hundes, der auf dem Turiner Bilde neben dem Prinzen Karl steht, ist auf jeder Seite ein King Charles als Spielgefährte den königlichen Kindern beigesellt. Die dritte Komposition endlich, von der sich die bekanntesten Exemplare im Schlosse zu Windsor und in der Berliner Galerie befinden, umfaßt fünf Kinder: zu den drei genannten haben sich die im Dezember 1635 geborene Prinzessin Elisabeth und die im März 1637 geborene Prinzessin Anna gesellt.

Während das Turiner Bild noch eine völlig eigenhändige Arbeit des Meisters ist, lassen die anderen Bilder bereits eine starke Mitwirkung von Schülern und Gehilfen erkennen, die van Dyck in seinen letzten Jahren immer stärker heranziehen mußte, weil er die ihm zuströmenden Aufträge allein nicht mehr bewältigen konnte. An Kräften fehlte es ihm nicht. Aus den Niederlanden wie aus England kamen Schüler zu ihm, die beschäftigt sein wollten, und so richtete er bald eine Teilung der Arbeit ein, wie sie in Rubens' Werkstatt üblich war. Er soll es dadurch so weit gebracht haben, daß er ein Bildnis in einem Tage fertig machen konnte. Freilich arbeitete er selbst immer nur eine Stunde ohne Unterbrechung an einem Bildnisse. Er skizzierte nur den Kopf, zeichnete auf grauem Papier in allgemeinen Strichen Haltung, Stellung und Gewänder und überließ dann seinen Gehilfen die Ausführung der Arbeit, die er zuletzt, ganz wie Rubens, bald mehr, bald weniger sorgfältig überging. Auf die Zeichnung der Hände der Damen und Herren, die er zu porträtieren hatte, ließ er sich zuletzt gar nicht mehr ein. Er hielt sich Modelle mit schönen Händen, die er für die Bildnisse benutzte, und daraus erklärt es sich, daß man zwar immer die Hände an den Bildnissen seiner späteren Zeit zu bewundern Ursache hat, daß man aber selten einen individuellen Zug in ihnen findet.

Man hat aus diesen und anderen auffallenden Schwächen, namentlich aus dem blassen, mattgrauen Ton dieser Bilder, den Schluß gezogen, daß van Dycks künstlerische Kraft schon lange erloschen war, bevor sein zarter Körper zusammenbrach. Das ist ein Irrtum, der nur daraus entsprungen ist, daß man die eigenhändigen Bilder van Dycks noch nicht genügend von seinen Werkstattsbildern geschieden hat. Wo seine Hand unzweifelhaft zu erkennen ist, finden wir, daß sie auch noch in den letzten Jahren Wunderwerke in Feinheit der Malerei und des Geschmacks, an Kraft und Glanz der Färbung und an warmer Lebendigkeit der Charakteristik geschaffen hat. Als ein Zeugnis ungebrochener Kraft aus diesen letzten Jahren darf uns besonders ein Doppelbildnis im Pradomuseum zu Madrid gelten, auf dem der Künstler sich selbst, bereits mit einem krankhaften Zuge in dem müden, von tiefer Erschöpfung zeugenden Angesicht, und einen seiner vornehmen Freunde, wahrscheinlich den Earl of Bristol, dargestellt hat, ein Urbild kraftstrotzender Gesundheit und in seiner derben Massigkeit zugleich ein scharfer Kon-

kraft gegen die schmächtige Gestalt des Künstlers (s. nachstehende Abbildung). Auch das von 1638 datierte Doppelbildnis der Dichter Thomas Killigrew und Thomas Carew im Schlosse zu Windsor und die Bildnisse der Lady Venetia Digby, die van Dyck so schwärmerisch verehrte, daß er sie noch auf dem Totenbette mit einer verwelkten Rose neben ihr gemalt hat, sprechen mit anderen, nicht minder geistvollen, lebendigen und farbenfrischen Bildnisschöpfungen gegen eine Abnahme seiner Kraft, die in den letzten Jahren seines Lebens eingetreten sein soll.



A. van Dyck: Der Earl of Bristol und Anton van Dyck. (Madrid, Pradomuseum.)
(Nach einer Photographie von Braun, Clément u. Cie. in Dornach i. E., Paris und New-York.)

Bis zuletzt trug er sich vielmehr noch mit hochfliegenden Plänen, die sogar wieder auf einen Wettstreit mit Rubens gerichtet waren, und er besaß sogar noch so viel Vertrauen in die Zukunft, daß er 1639, etwa anderthalb Jahr vor seinem Tode, einen Ehebund schloß. Wie es heißt, ist es freilich auf Andrängen des Königs geschehen, der ihn damit seinem leichtfertigen Lebenswandel endlich entziehen wollte. Aus den Damen des Hofes hatte man ihm auch seine Lebensgefährtin ausgesucht. Es war Maria Ruthwen, ein Hoffräulein der Königin, eine Enkelin des Lord Ruth-

wen, Grafen von Gowrie. Die Eitelkeit des Maler-Aristokraten mußte also durch diese Wahl geschmeichelt werden, wenn sich auch zum Vorzuge der Geburt nicht zugleich der des Reichtums gesellte. Hat man wirklich die Absicht gehabt, das wilde Blut van Dycks durch den Einfluß einer Frau zu besänftigen, so hätte man keine unglücklichere Wahl treffen können. Man betrachte nur die zarte, schier gebrechliche Gestalt mit dem hageren, kränklichen Angesicht und der durchsichtigen Haut, wie sie van Dyck selbst in weißem Atlaskleide, mit dem Violoncell in der Hand, gemalt hat (s. Abbild. S. 739), und vergleiche damit eines der Bildnisse des Künstlers selber, von dem einer seiner Biographen mit feinem Spott gesagt hat, daß der schwere Hals und die vollen Lippen jemand verraten, „der wohl drei Schwestern im Nonnenkloster haben, aber nicht wohl selbst im Kloster leben könnte, keinen Mann für einen Einsiedler, selbst keinen für einen Ehemann geeignet.“ Aber man wird wohl dieses Gerede wie so vieles andere, was über van Dycks letzte Lebensjahre in London in Umlauf gebracht worden ist, in das Reich der Fabel verweisen dürfen. Warum sollte Maria Ruthwen nicht gerade durch ihre zarte Schönheit, die durch ihr kränkliches Aussehen noch gesteigert wird, nach dem alten Erfahrungssatz von der Anziehungskraft der Gegensätze den ungestümen Künstler in ihre sanften Fesseln geschlagen haben? Ebenso wie sein Testament die Legende von seiner Verschwendungssucht, von seinen Geldverlegenheiten zerstört hat, spricht seine Arbeitslust und vor allem seine Arbeitskraft gegen die Erzählungen von seinem wüsten Leben, in dem für so viel Arbeit gar kein Raum geblieben wäre. Seine Neider — nur solche können es gewesen sein — sind sogar so weit gegangen, daß sie ihm nachsagten, er hätte sich zuletzt aus unersättlicher Geldgier dem Phantom der Goldmacherei ergeben. Aus dem Tagebuch eines französischen Arztes, der in London mit van Dyck verkehrt hat, scheint aber, wie ein französischer Forscher ermittelt hat, hervorzugehen, daß diese üble Nachrede daraus entstanden ist, daß sich van Dyck mit chemischen Versuchen zur Herstellung dauerhafter und schöner Farben abgegeben hat.

Der Wunsch, seine Kraft noch einmal an einer Aufgabe in großem Stile zu erproben und dabei mit Rubens zu wetteifern, brachte ihn auf den Gedanken einer Ausschmückung des Bankettsaales im Whitehallpalast, dessen Decke Rubens ausgemalt hatte. Er schlug dem König Darstellungen aus der Geschichte des Hosenbandordens vor und er fertigte auch die Entwürfe dazu an, von denen sich noch einige erhalten haben. Die Ausführung scheiterte aber an der Geldnot des Königs, dessen Lage mit der Zeit immer schwieriger geworden war. Zudem soll van Dyck eine Forderung gestellt haben, die auch in günstigen Zeitverhältnissen maßlos gewesen wäre. Er soll 75000 Pfund, nach unserem Gelde etwa 4500000 Mark gefordert haben. Selbst wenn darin die Kosten für die Ausführung der Kartons in Gobelinweberei, die van Dyck geplant hatte, einbegriffen gewesen wären, so muß man immer noch annehmen, daß auch bei diesen Angaben die Neider des Künstlers ihre Hand im Spiele gehabt haben. Eine so unsinnige Rechnung konnte van Dyck nicht machen, da er wußte, wie es mit den Kassen des Königs bestellt war, der ihm seit Jahren schon sein Gehalt und noch andere Summen für einzelne Aufträge schuldete, die auch erst lange nach dem Tode Karls I. von dessen Sohn an die Erbin van Dycks durch eine Jahrespension von 200 Pfund beglichen wurden. Der Künstler überzeugte sich auch bald, daß in London nicht mehr viel für ihn zu holen war, und darum sah er sich beizeiten anderswo nach neuen Erwerbsquellen um. Nachdem Rubens im Mai 1640 gestorben war, begab er sich nach Antwerpen, in der Hoffnung, dort durch die Vermittelung des Statthalters der Niederlande, des Kardinal-Infanten Ferdinand, Aufträge vom König von Spanien zu erhalten, die Rubens unerledigt hinterlassen hatte. Hier erfahren wir durch Urkunden, aus Briefen des Statthalters, daß van Dyck allerdings sehr hohe Forderungen stellte, und da auch sein Benehmen gegen den Infanten hochfahrend war, ließ dieser sich auf keine weiteren Verhandlungen ein.

Im September 1640 machte van Dyck einen zweiten Versuch, um auswärts einen großen Auftrag zu erlangen. Er begab sich mit Gattin und Dienerschaft nach Paris, wobei



A. van Dyck: Bildnis der Maria Ruthwen, Gattin des Künstlers. (München, Pinakothek.)
(Nach einer Photographie von Franz Hanfstaengl in München.)

er ganz im Stile eines Grandseigneurs reiste und auftrat, und bewarb sich dort um die Ausführung einer Reihe von Gemälden, mit denen Ludwig XIII. die große Galerie des Louvre schmücken wollte. Aber er erreichte seinen Zweck nicht, da der König sich für Poussin entschied, der gerade aus Italien gekommen war. Trotzdem scheint er fast ein Jahr in Paris geblieben zu sein, bis eine Verschlimmerung der Krankheit, vermutlich der Lungenschwindsucht, die in den letzten Jahren an seinem Leben nagte und wohl auch schuld an seinem unruhigen Wesen war, zu schleuniger Heimreise trieb. Wir erfahren dies aus einem Briefe, den er am 16. November 1641 an einen Hofbeamten schrieb. Es ist das umfangreichste Schriftstück, das uns der Künstler außer seinem Testament hinterlassen hat. „Mein Herr!“ — so lautet dieser Brief — „sowohl aus Ihrem sehr angenehmen Schreiben wie aus dem Munde des Herrn Montagu erfahre ich von der Achtung und Ehre, die mir der Herr Kardinal (Richelieu) erweist. Ich beklage unendlich das Unglück

meines Übelfindens, das mich unempfänglich und unwürdig so großer Gunst macht. Ich werde niemals eine ersehntere Ehre haben, als Seiner Eminenz dienen zu können, und wenn ich meine Gesundheit wieder erlangen kann, was ich hoffe, so werde ich eine besondere Reise hierher machen, um seine Befehle entgegenzunehmen. — Inzwischen halte ich mich außerordentlich dankbar und verpflichtet, und da ich mich von Tag zu Tag schlechter fühle, wünsche ich mich in aller Eile nach meinem Hause in England zu begeben, weshalb ich Sie bitte, mir einen Paß für mich und fünf Diener, meine Karosse und vier Pferde auszustellen, und Sie werden mich unendlich verpflichten, so daß ich für immer der Ihre bin als Ihr demütiger und ergebener Diener Anton van Dyck."

Als der Künstler in England ankam, gab sein Zustand bereits zu den schlimmsten Befürchtungen Anlaß. Der König soll dem Arzte, der ihn am Leben erhalten würde, eine Belohnung von 300 Pfund verheißen haben. Aber schon am 4. Dezember fühlte sich der Künstler so schwach, daß er sich entschließen mußte, sein Testament zu machen, zumal da ihm zwei Tage vorher eine Tochter, Justiniana, geboren worden war. Aus diesem Testament ergiebt sich, daß van Dyck als wohlhabender Mann gestorben ist. Seiner Gattin und seiner Tochter hinterließ er allein ein Kapital von 4000 Pfund und außerdem seine ganze beträchtliche Habe in England und die dort ausstehenden Schuldforderungen. Das in den Niederlanden angelegte Vermögen vermachte er seiner Schwester Susanna, einer Nonne, die dafür für seine in Antwerpen hinterlassene uneheliche Tochter Maria Theresia zu sorgen hatte. Fünf Tage darauf, am 9. Dezember, starb er in seinem Hause in Blackfriars, und am 11. Dezember wurde er auf Befehl des Königs, der ihm auch später ein Grabdenkmal setzen ließ, in der St.-Pauls-Kathedrale mit den höchsten Ehren beigesetzt. Sein Grab und das Denkmal sind bei dem großen Brande, der London am 2. September 1666 heimsuchte und die Kirche völlig zerstörte, zu Grunde gegangen. Aber man kennt noch die Inschrift, mit der sein bis über das Grab hinaus dankbarer König das Denkmal schmücken ließ: Qui dum viveret multis immortalitatem donaverat vita functus est (Der, der vielen, solange er lebte, die Unsterblichkeit geschenkt hatte, ist aus dem Leben geschieden). Es ist scheinbar eine leere, tönende Phrase, eine kalte höfische Schmeichelei. Und doch hat kein zweiter Künstler des siebzehnten Jahrhunderts solchen Anspruch auf diesen Ruhm gehabt wie van Dyck. Er hat in seinem kurzen Leben drei große Gruppen von Menschen jenes Zeitalters unsterblich gemacht: die genuesischen Nobili, die sich noch in den letzten Strahlen des Glanzes ihrer Republik sonnen durften, die Patrizier, die Würdenträger, die Gelehrten, die Kaufleute und Künstler Antwerpens und neben ihnen Fürsten und Edle, die Beruf oder Zufall in die spanischen Niederlande führten, und danach die abgeschlossene, aristokratische Gesellschaft am Hofe Karls I., die letzte Blüte des stolzen und doch so lustigen Alt-Englands, die bald darauf von dem Schwerte Cromwells und seiner finsteren Puritaner hinweggemäht wurde. So steht van Dyck, auch ein Liebling der Grazien, wie der Genius mit der umgestürzten Fackel am Ende einer Epoche, die er mit seiner Kunst erhellt hat und die mit seinem Tode in freudloses Dunkel versank.





Friedrich Spielhagen.

Ein Gedenkblatt zu seinem siebzigsten Geburtstage

von

Hans Benning.

(Nachdruck ist untersagt.)

Vor fast einem halben Jahrhundert hatte ein Leipziger Verleger bei einem jungen Gymnasiallehrer eine deutsche Übersetzung von Curtis' „Nilnotes of an Howadji“ anfertigen lassen. Als die Arbeit gedruckt war und erscheinen sollte, machte der Buchhändler dem Übersetzer den Vorschlag, dieser möge seinen „etwas wunderlich klingenden“ Namen mit einem sich leichter ins Ohr schmeichelnden Pseudonym vertauschen. Doch der junge Schriftsteller erwiderte, daß er sich seines Namens nicht zu schämen habe, und daß er es dem Publikum überlassen müsse, ob es sich daran gewöhnen wolle.

Um die Verdeutschung von Curtis' „Nilskizzen“ hat sich nun dieses aber ebensowenig gekümmert wie um die vielen anderen Übersetzungen, welche der junge Litterat mit großem Geschick und emsigem Fleiß veröffentlichte. Auch verhielt sich das schwer zu gewinnende Publikum sehr ablehnend, als derselbe Verfasser seine beiden ersten Novellen in die Welt gesandt hatte.

Doch wenige Jahre, nachdem dieser Vorfall sich zugetragen hatte, erschien der Tag, an welchem derselbe Schriftsteller als Dichter der „Problematischen Naturen“ einen Erfolg erleben durfte, wie er außer Goethes „Werther“ kaum einem deutschen Roman zu teil geworden ist.

Durch dieses sein eigentliches Erstlingswerk errang sich Spielhagen einen Platz in der Geschichte der deutschen Litteratur, den er durch seine folgenden zahlreichen Werke vollauf behauptet hat: den des größten Romandichters seiner Zeit.

Obwohl sich Spielhagen auf vielen Gebieten der litterarischen Thätigkeit bewährt hat, kennt das große Publikum ihn nur als epischen Dichter. Und nur als solchen können wir ihn heute betrachten. Von seinen mustergültigen Übersetzungen aus der amerikanischen und französischen Litteratur will ich im Fluge nur auf Emersons „Englische Charakterzeichnungen“, des bekannten Fausterklärers Boyesen entzückende Novellen „Glitzerbrita“ und „Einer, der seinen Namen verlor“, sowie auf Michelets weltberühmtes Buch „Über die Liebe“ hinweisen. Bei den zahlreichen in mehreren Bänden gesammelten Essays, in denen Spielhagen als ein vornehmer Kritiker und scharfsinniger Ästhetiker erscheint, dürfen wir leider nicht länger verweilen, ebensowenig wie bei seiner Autobiographie, die, ebenbürtig neben Goethes „Dichtung und Wahrheit“ stehend, in vollendeter Form den Werdegang des Meisters im Lichte der geistreichen Idee „Finder und Erfinder“ vor den Augen des Lesers aufrollt.

Auch für die Bühne hat Spielhagen geschaffen. In fünf dramatischen Arbeiten, von denen nur das Schauspiel „Liebe für Liebe“ im Königlichen Schauspielhause zu Berlin einen größeren Erfolg erringen konnte, hat er gezeigt, daß auch die dramatische Muse ihm freundlich zugenickt und ihn schöne und ergreifende Bühnendichtungen hat vollenden lassen. Allerdings konnten diese, von denen das kraftvolle Trauerspiel „In

eiserner Zeit" das bedeutendste ist, kaum Anspruch auf Erfolg haben, da zur Zeit ihres Erscheinens gerade Ibsen seinen deutschen Eroberungszug begonnen hatte.

Durch die Melodie einer künstlerischen Form und den Reiz tiefer Empfindung oder geistreicher Ideen zeichnen sich die lyrischen Werke des Dichters aus, von denen leider nur die wenigsten dem Publikum in Buchform zugänglich sind. Seine schon 1858 erschienenen „Amerikanischen Gedichte" bedeuten eine wertvolle Bereicherung der deutschen Litteratur und werden jeden entzücken, der eine Ahnung von der unendlichen Schwierigkeit hat, in vollendeter Sprache und mustergültigen Versen die Originale eines Poe, Bryant oder Longfellow kongenial in deutschem Geiste nachzudichten. Eigene Lyrik hat Spielhagen in einem Bande „Gedichte" (1892) gesammelt, einem Buche, das leider sehr wenig bekannt geworden ist, obwohl eine große Zahl „Aus der Gegenwart" betitelter Gedichte durch die geharnischte und glänzende Behandlung der „brennendsten Fragen" aus dem politischen und künstlerischen Leben unserer Tage eine sehr aktuelle Bedeutung hat. Neben diesen scharfpointierten Zeitgedichten finden wir eine wahre Fülle rein lyrischer Schöpfungen, deren hinreißendes Freiheitspathos und glühende Schönheitsliebe noch gesteigert wird durch klangreiche und farbensatte Naturmalerei. Romantischer Stimmungszauber wechselt darin ab mit modernem Zeitbewußtsein, liebliche Idyllen mit prickelnden Epigrammen, liebenswürdiger Humor mit beißender Satire, innige Liebeslyrik des Herzens mit ernster Gedankenlyrik des Geistes. Aus diesem kunstvoll gewundenen Blütenstrauß, in dem die roten Rosen der Liebe neben weißen Narzissen, einfacher Strandhafer neben duftiger Reseda, üppige exotische Treibhauspflanzen neben bescheidenen Feldblumen der Heimat sich zu einem herzerfreuenden Genusse vereint finden, ragen besonders einige Balladen wie „Sonntagskind", „Requiescant", der „Beschwörer" und ein Sonettencyklus „Entsagen" hervor. Die Sonette Spielhagens berühren, was bei ihrer virtuosen Vollendung beinahe auffällig ist, niemals wie diejenigen Platens als kalter Marmor: der Dichter hat ihnen vielmehr eine leidenschaftliche Seele eingegeben, wie sie uns nur aus den schönsten Sonetten eines Paul Heyse und eines Albert Möser entgegenwogt. Daß die Gedichte natürlich auch den Lehrling der Griechen und den treuen Schüler Spinozas erkennen lassen, muß noch gesagt werden, um die Behauptung zu rechtfertigen, daß eigentlich der ganze Spielhagen uns schon in diesen lyrischen Anfängen erscheint, wie wir ihn in seinen großen Romanen und seinen feinen Novellen verehren gelernt haben. Auf dem Gebiet der epischen Poesie ist trotz alledem der Höhepunkt seines Schaffens zu suchen, hier liegt das, was er der deutschen Litteratur, der deutschen Kulturgeschichte Originales geschaffen hat.

Friedrich Spielhagen hat in seinen theoretischen Schriften den Nachweis geführt, daß der Roman als der Erbe des alten Volksepos ein dem Drama ebenbürtiges Kunstwerk ist, eine Behauptung, die er praktisch bewiesen hat durch die fast unübersehbare Zahl seiner epischen Dichtungen. Er ist also in doppelter Weise der Herkules geworden, der das alte Vorurteil, an dem vornehmlich Schillers Autorität schuld ist, endgültig überwunden hat, daß der Roman als ein Erzeugnis der Reflexion kein reines Kunstwerk und der Romandichter daher nur ein Halbbruder des wahren Dichters sei. Da ein Kunstwerk seinem innersten Wesen nach nichts anderes sein will als eine Idee, die der Künstler in seiner Phantasie empfangen hat und die er vermöge sinnlicher Darstellung der Phantasie des Hörers oder Zuschauers zugänglich machen will, darf während des künstlerischen Prozesses niemals das Gebiet der Phantasie verlassen werden; so kann man die Seele, welche z. B. den kunstgeformten Marmor belebt, eben nicht mit dem Verstande, dem eine Wachskopie viel mehr genügen würde, wahrnehmen, sondern nur mit der eigenen Phantasie kann man ahnen, was der Künstler vor seines Geistes Auge geschaffen. Aber eine Störung der künstlerischen Illusion wird es sein, wenn einer Statue kleine Zettel aus dem Munde hangen, auf denen eine Erklärung der Figur geschrieben steht, oder wenn sich in Museen vor einem großen Gemälde eine kleine Reproduktion des Bildes findet, unter welchem ein Kommentar des künstlerischen Originals

fixiert ist. Gerade eine solche Störung würde eben der dramatische Dichter während einer Aufführung verursachen, wenn er aus den Coulissen hervorkäme, um das Publikum auf irgend einen besonderen Charakter oder Ähnliches aufmerksam zu machen. In diesen Fällen ist eine Unterbrechung der objektiven Darstellung aber viel leichter zu vermeiden als in einem Roman, dessen sinnliches Darstellungsmittel dieselbe ungebundene Sprache ist, mit der eben auch alle den Verstand direkt angehenden Dinge behandelt werden. Die Gefahr, die künstlerische Objektivität zu verletzen, wird naturgemäß um so mehr gesteigert, je geistreicher der betreffende Romandichter ist, je glänzender er zu schildern weiß. Sobald aber ein Roman durch subjektives Beiwerk unterbrochen wird, haben wir es mit einer vielleicht sehr geistreichen, auf jeden Fall aber unpoetischen Unterhaltung zwischen dem Autor und seinen Lesern, aber nicht mehr mit einem Kunstwerk zu thun, denn die Phantasie ist ausgeschaltet und der Lauf der Handlung durch Reflexionen in bedenklicher Weise gestört. Und nur, wo die epische Objektivität, wie sie unser moderner Epiker am klassischen Muster Homers in der höchsten Vollendung kennen lernte, streng geachtet wird, ist der Roman ein reines Kunstwerk und sein Verfasser ein ebenbürtiger Bruder des dramatischen oder lyrischen Dichters.

Diese strenge Forderung der „epischen Objektivität" läuft wie ein roter Faden durch die vielen geistvollen und stets den Nagel auf den Kopf treffenden theoretischen Erörterungen, die uns Spielhagen in seinen ästhetischen Abhandlungen geschenkt hat.

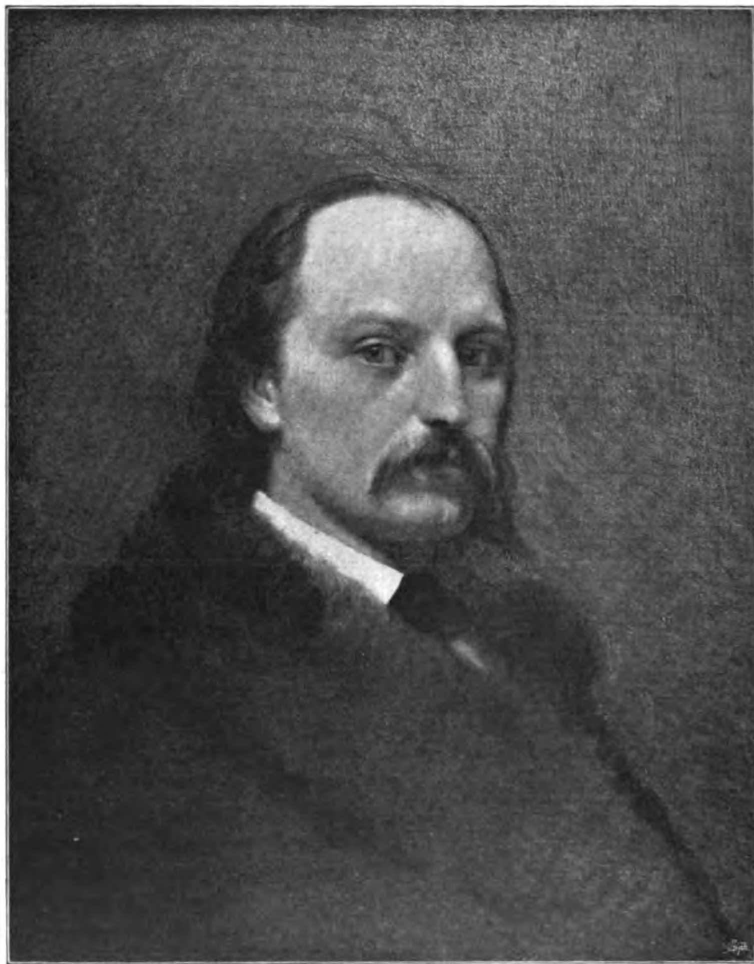
Wie heftig nun auch Spielhagens Theorie besonders von Litteraturgelehrten bekämpft ist, heute kann man doch überall ein ernstes Streben erkennen, nach dem von ihm gefundenen Gesetz zu arbeiten. Am strengsten hat der Meister selbst seine Theorie, die hier nur ganz andeutungsweise skizziert werden konnte, befolgt. Dadurch hat er sich seine Aufgabe vielleicht erschwert, sich andererseits aber auch einen doppelten Erfolg errungen. So finden wir bei Spielhagen niemals die Schilderung einer Strandscene oder eines Sonnenaufganges, als wenn sie für die Handlung unbedingt nötig ist; ein Leser ohne tieferes künstlerisches Gefühl wird auch bei Spielhagen allgemeine Sentenzen vermissen, mit welchen andere Autoren etwa einen Abschnitt beginnen oder ein Kapitel ausklingen lassen. Betrachtungen über ästhetische und moralische Dinge, wie sie unser philosophischer Dichter in so ausgiebigem Maße einstreut, wird er daher nur Personen in den Mund legen, deren Charakteranlage eine derartige Unterhaltung als möglich erscheinen läßt, wenn er sie nicht in der Form des Essay behandelt, einer litterarischen Form, die er mit Herman Grimm und Karl Frenzel wohl am glücklichsten bearbeitet hat.

Wie so sein Roman die Wege gefunden hat, um vor dem strengsten Forum als ein vollgültiges Kunstwerk gelten zu können, so ist unser Dichter auch einer der ersten und erfolgreichsten Begründer des realistischen Zeitromans geworden, der seinen Stoff nicht unter dem Schutt vergangener Jahrtausende zu suchen braucht, sondern der ihn mitten im Leben der Gegenwart findet, eingedenk des Goetheschen Wortes: „Greift nur hinein ins volle Menschenleben, und wo ihr's packt, da ist's interessant," der seine Menschen nicht willkürlich formt, sondern nach scharf beobachteten Modellen bildet.

Spielhagen selbst schildert einmal den epischen Dichter in seiner treffenden glänzenden Weise als den geborenen Betrachter, der auf dem Markte des Lebens mit ruhigen Augen alles beschaut und beobachtet, was nur in seinen Gesichtskreis kommt; es interessiert ihn eben alles und jedes, weil ihn im Grunde genommen nichts interessiert, d. h. weil er an alle dem, was er da sieht, einen persönlichen Anteil gar nicht nimmt. Die Menschen und Dinge sind ihm gleicherweise Objekte seiner Beobachtung; er will nichts von ihnen, als daß sie ihm ihre Natur offenbaren, denn selbstverständlich ist sein Betrachten kein blödes Anstarren von der Außenseite, kein mechanisches Festhalten der Formen und Farben, sondern ein Schließen von der Form auf den Inhalt.

Unmöglich können wir nun die einzelnen epischen Dichtungen Spielhagens der Reihe nach durchgehen, auch müssen wir es uns versagen, nur die Hauptwerke gleichsam an einem Faden aufzureihen, wie dies Gustav Karpeles in seiner Monographie über Spiel-

hagen sehr geschickt durchgeführt hat. Wir begnügen uns vielmehr damit, hier den Gesamteindruck der Spielhagenschen Welt zusammenzufassen. Und so sei es denn kurz gesagt: Friedrich Spielhagen hat sich die Aufgabe gestellt, sein Jahrhundert von jenem gewaltigen Ringen, mit dem unsere Väter das furchtbare Joch abgeschüttelt haben, das Napoleons eiserne Schicksalsfaust den deutschen Landen aufgezwungen hatte, bis zu den Ideen, welche unsere Tage beherrschen und die Gemüter zu heftigen Kämpfen erhitzen, in einen dichterischen Rahmen zu fassen. Ausgehend von dem Gedanken, daß man nur das gut erzählen könne, was man selbst erlebt oder von den Leuten gehört hat, die es miterlebt haben, hat Spielhagen es eigentlich nur einmal unternommen, einen „historischen“ Roman zu schreiben, den wir sogar zuerst erwähnen müssen, wenn er auch viel später als die meisten Romane gedichtet ist.



Friedrich Spielhagen in seinem dreißigsten Lebensjahre.

„Noblesse oblige“ spielt in der Zeit der Befreiungskriege und malt uns in farbensatten Bildern und dramatisch belebten Auftritten die Schreckensherrschaft, die Davoust in Hamburg ausübte, sowie den heldenmütigen Kampf der Hamburger und ihren endlich errungenen Sieg. Die despotische Säbelherrschaft des Marschalls und der männermordende Krieg sind aber nur der Hintergrund, auf dem uns der Dichter den ergreifenden Konflikt der Liebe eines hochherzigen Weibes schildert, der Liebe zum Vaterland,

für das ihr herrlicher Bruder sein Blut vergossen hat, und der Liebe zu ihrem Verlobten, der als französischer Offizier der Feind ihres Volkes ist. Typisch ist dieser Roman insofern für Spielhagen, als er nicht die politischen Schicksale im Vordergrunde darstellt und die historischen Persönlichkeiten nur eine Nebenrolle spielen läßt. Wenn auch Spielhagen keine kleinste Novelle ohne große Perspektive schreiben kann, so vermeidet er doch, Haupt- und Staatsaktionen darzustellen, weil diese alles Interesse aufzehren, während doch gerade das Allgemeinmenschliche darzustellen, wie es von den großen Fragen der Zeit berührt wird, ihm als die Hauptaufgabe des Dichters erscheint.

So recht in seinem Element ist unser Dichter, wenn er uns, wie in „Plattland“, „Uhlenhans“ und den „Problematischen Naturen“, die vormärzliche Zeit in ihrer Genußsucht und Gedankenlosigkeit schildert, wo der Junker noch unbestrittener Herr ist, der bürgerliche Parvenu es ihm noch nicht gleichthun kann und die misera plebs contribuens noch nicht das Bewußtsein ihres Elends fühlt, ein Gebiet in der deutschen Geschichte, wo der Stillstand seinen höchsten Grad erreicht hat, wo Junker und Pfaffen sich im Rechte fühlen und kein Ende fürchten, eine Zeit, aus der dann doch plötzlich wie ein Fanal die Flammen der Revolution rotglühend hervorzüngeln. Im zweiten Teil seiner „Problematischen Naturen“ und in dem Roman „Die von Hohenstein“ wird die Revolution in Berlin und im Süden Deutschlands dichterisch dargestellt. Zwei große und kunstvoll komponierte Romane, „In Reih und Glied“ und „Hammer und Amboß“, behandeln das Problem des Socialismus und das der Arbeit. Der Krieg von 1870/71 bildet den Hintergrund von „Allzeit voran“, und „Sturmflut“ ist der Roman, in welchem der große Gründerkrach von 1872 mit jener verheerenden Flut sympathetisch vereint ist. Im „Neuen Pharao“ geben die Attentate auf Wilhelm I. das Relief zu einer Dichtung, welche den erfolganbetenden Materialismus geißelt. In seinem größten Roman „Was will das werden?“ wird das gesamte Leben der Gegenwart noch einmal mächtig zusammengefaßt. Und wie der Dichter die politischen und socialen Probleme, welche seine Zeit bewegen, künstlerisch erfaßt, so weiß er auch die großen philosophischen, künstlerischen und litterarischen Fragen in seine Dichtung zu ziehen. Behandelt er in der Gestalt des Professors Berger („Problematische Naturen“) den Schopenhauerschen Pessimismus, so verkörpert Arno („Faustulus“) und Becky („Herrin“) den Nietzscheschen Übermenschen. Karrikiert der Dichter in der Pastorfrau Primula die Blaublümeleinpoeten, so beschäftigen ihn in seinen letzten Dichtungen „Sonntagskind“ und „Alles fließt“ die großen litterarischen Kontroversen zwischen dem Idealismus der Alten und dem Naturalismus der Jungen in der deutschen Litteratur. Daß die allgemein menschlichen Probleme der Moral, der Liebe, der Freundschaft in der verschiedensten Beleuchtung in der reichen Spielhagenschen Welt in großen Romanen und kleinen Novellen eine hervorragende Rolle spielen, ist selbstverständlich und bedarf keiner besonderen Erwähnung.

Wie die leiblichen Kinder desselben Vaters, haben auch alle geistigen Produkte eines Dichters eine gewisse Familienähnlichkeit, die sich nicht streng bestimmen läßt, die aber in einem geheimnisvollen Etwas besteht, das beispielsweise in der Malerei sofort einen Böcklin oder Liebermann erkennen läßt. Auch Spielhagens gestaltenreiche, durch den Zauber der Naturschilderungen belebte, in vollendeter Technik und einer leidenschaftlichen Sprache geschriebenen Dichtungen, die das liebliche Bild eines Frühlingsmorgens ebenso entzückend wiederzugeben vermögen wie das gewaltige Aufeinanderplatzen der Geister, eine holde Liebesscene wie das düstere Nachtbild, wo die Elemente wüten, die für humorvolle Bilder ebenso das rechte Wort finden wie für das tragische Schicksal, weisen eine derartige Ähnlichkeit auf. Jenes Etwas besteht nun bei Spielhagen in seiner Kunst, das Leben und Weben in der Natur, das er so einzig zu schildern vermag, sympathetisch in Beziehung zu setzen mit dem Wogen und Wallen der Menschenseele. Weil ihm, dem Spinozisten, alles eins ist, muß ja auch jedem Vorgange in der toten Natur ein Ereignis parallel gehen im Leben der Menschen. Am trefflichsten ist ihm das in seinem vielleicht bedeutendsten Roman, in

der „Sturmflut" gelungen. Daß seine Dichtungen von der ersten kleinen Novelle „Clara Vere" bis zu der letzten imposanten Geschichte, welche uns in „Herrin" die Tragödie eines genialen Weibes in einer so meisterhaften Charakteristik zu entwickeln vermochte, durch den wundervollen Zauber großartiger Naturmalerei belebt sind, muß bei einem Dichter begreiflich sein, der von seiner frühesten Kindheit sich der heiligen Allmutter Natur mit klopfendem Herzen und frischen Sinnen anvertrauen durfte, um niemals sich von ihr zu wenden, von ihr, die ihm einzig Trost spenden konnte für die Leiden und Schmerzen seiner jungen Seele und ihn immer wieder ergriff mit dem unsagbaren Reize ihrer ewigen Schönheit, die ihn mit den Wogen des heiligen Meeres umfing wie eine zärtliche Geliebte und ihn berauschte im Frühlingssonnenschein oder im donnerrollenden Gewittersturm. Ein Dichter wird erst da er selbst, wo er die Natur malen darf, die ihn in seiner goldenen Jugend rosen- und dornenreichen Tagen liebend ans überreiche Mutterherz gedrückt hat.

Auch bei unserem Dichter, dessen Kunst uns doch auch Thüringens liebliche Landschaft und andere herrliche Gegenden unserer deutschen Heimat in glücklichen Bildern gemalt hat, bestätigt sich der Sinn der Antäus-Sage, daß ihm neue Kräfte wachsen, wenn er den Boden seiner Heimat berührt, den vorpommerschen Gau an der Küste der blauen Ostsee mit seiner Jugendstadt Stralsund, gegenüber der großen Insel mit den weißen Felsen und dem geheimnisvollen Herthasee. Spielhagen ist der Dichter der Ostsee geworden, auf die er vieltausendmal hinausgeblickt von den verlassenen Dünen, in der Hand das Buch vom heimkehrenden, vielgewanderten Laërtiaden, der die Freuden und Leiden der vielaufrauschenden Salzflut mit seinen Gefährten durchpflügte. Er hat die Poesie des Meeres genießen dürfen an warmen Sommertagen, wenn er im kleinen Nachen allein mit seinen Gedanken hinausruderte, so weit, daß keines Menschen Auge ihn mehr erblicken und keines Menschen Stimme ihn mehr erreichen konnte, den schwermütigen Träumer; oder in kalten Winternächten auf großen Schlittschuhfahrten, rings um sich die melancholische Einsamkeit, deren Stille nur selten der Schrei einer Möwe unterbrach, und über sich das eherne Gewölbe des azurblauen Himmels, von dem goldene Sterne dem Jüngling ferne Grüße winkten. Und mit welchem Reize hat des Dichters Kunst die öden Sandflächen und sumpfigen Moore, die wogenden Kornfelder und die eintönigen Waldungen seiner vorpommerschen Heimat zu beleben gewußt! So vermag es eben nur der, dem die Mutter Natur die schönsten Gaben verliehen, mit sehenden Augen zu genießen, was sie in überreicher Fülle vor allen ihren Geschöpfen ausbreitet, und zu sagen, was er fühlt.

Wie scharf er auch das Leben und Treiben der Großstadt beobachtet hat, und wie großartig ihm die Schilderung des high life und des Elends in der deutschen Hauptstadt gelungen ist, so möchte ich doch auch hier sagen, daß ihm die Charakteristik des pommerschen Lebens am glänzendsten geraten.

Die sporenklirrenden Junker in ihrer flachen Beschränktheit und ihre hochmütigen Weiber in ihrem engherzigen Standesdünkel kennt der Dichter ebensogut wie die breite Masse des Volkes, das er in Freud und Leid, in schwerer Arbeit und im freudenerhaschenden Vergnügen beobachtet hat, vom armen Häusler und dem pferdeschindenden Ackerknecht bis zum Bahnwärter und Waldhüter, vom bescheidenen Pächter bis zum brutalen Gutsinspektor; und dann die große Mittelschicht der Gesellschaft in ihren breiten Schattierungen der studierten und unstudierten Beamten, der Ärzte und Dorfpastoren, der Hauslehrer und Gouvernanten, der Steuerbeamten und Förster, der Handelsleute und Handwerker. Es fehlt wohl kein Stand und Gewerbe in der großen und kleinen Welt der Spielhagenschen Romane: vom großen Börsenkönig bis zum kleinsten Schmuggler, vom adligen Bankerottierer bis zum jüdischen Wucherer, vom harmlosen Backfisch bis zur gleißenden Salonschlange wird uns mit großer Anschaulichkeit und Lebenswahrheit in allen Sphären die menschliche Gesellschaft gezeichnet, in Fürstenschlössern und in den Höhlen des Lasters und Elends, in niederen Katen und Fabrikgebäuden wie in den glänzenden Sälen des Reichtums.

Und dann wieder auf dem Hintergrunde dieser Alltagsmenschen stehen leuchtend und



Friedrich Spielhagen in seinem siebzigsten Lebensjahre.

groß, von dem seltensten Reiz märchenhafter Schönheit umgeben und ausgezeichnet durch die edelsten Gaben eines großen Herzens oder eines feinen Geistes, jene vornehm-ruhigen oder genial-leidenschaftlichen Gestalten, wie sie Prometheus aus besserem Thon geformt hat, Menschen, die nicht begeistert der Macht des Erfolges huldigen und in Ehrfurcht vor dem Bestehenden und in Anbetung des Besitzes leben, sondern denen noch andere Ideale erstrebenswert scheinen, als bestandene Examina und Offizierspatente. Ihr Schicksal ist es, das uns der Dichter menschlich naherückt — der Kampf um die

höchsten Güter des Lebens gegen die Flachheit und Alltäglichkeit. Wie sie kämpfen, um zu siegen durch den Adel des Geistes, oder fallen in eigener Schuld, das ist das vornehmste Thema seiner Dichtung, der wesentliche Kern jenes Spielhagenschen Etwas, von dem wir vorhin sprachen. „In deiner Brust sind deines Schicksals Sterne.“ Nicht der blinde tote Zufall beherrscht die Welt, nein jeder kann seines eigenen Glückes Schmied werden mit einem kraftbewußten und selbstvertrauenden Willen, den die Leuchte des Geistes die rechte Bahn führt. Und dieser Wille kann sich durchringen durch alle Übel und Fährlichkeiten und kann sich frei machen von allen Vorurteilen, die politische und religiöse Beschränktheit geschaffen und den Menschen anerzogen haben. Er kann das Gold seiner Seele lösen von den Schlacken der Konvenienz, um dann ein wahrhaft freier Mann im stolz bescheidenen Sinne Spinozas zu sein, eine Idee, die am ergreifendsten in der Lebensgeschichte des Lothar Lorenz („Was will das werden?“) durchgeführt ist.

Die „Freiheit“ aber ist unserem Dichter nicht gleichbedeutend mit der Willkür einer zügellosen Genußsucht und einer brutalen Rücksichtslosigkeit, sie besteht ihm in dem unabhängigen Bewußtsein, keine religiösen und keine politischen Fesseln zu fühlen, zu groß zu sein, um mit den uns alle bindenden Normen der Pflicht in Konflikt zu kommen und sich ledig aller Sklavenketten zu wissen, die Heuchelei und Herkommen einengend um die Menschenbrust zu schließen versuchen. Dieses Freiheitsideal ist die ruling passion seiner Seele, die frei von den überlieferten Doktrinen einer altersschwachen Staatsraison und einer überlebten Dogmatik ihren Tempeldienst da findet, wo die Weisen des klassischen Altertums, denen noch keine transcendenten Irrlehren die reine Vernunft trübten, die Aufgabe des Erdensohnes suchten: in dem beharrlichen Streben, nichts weiter sein zu wollen als volle und ganze Menschen, denen nichts Menschliches fremd ist.

Die ewigen Fragen, denen wir stets nachhängen und auf die nach Heine nur ein Narr eine Antwort erwartet, die Fragen nach dem Grunde des Seins, welche nur die kalt lassen, denen das nil admirari des Banausentums auf der niedrigen Stirn geschrieben steht, ließen ihn in Spinozas Lehre eine subjektive Antwort finden, die ihm in den beiden unsterblichen Worten des Meisters gipfelt: omnes actiones humanas neque ridere, neque lugere, neque detestari, sed intelligere und summum principium est suum esse conservare. Sich selbst nach allen Seiten ausleben, mit aller Energie an der Entwickelung seiner Kräfte arbeiten, ohne dabei ungerecht gegen andere zu werden, denen dasselbe Recht zur Seite steht, vielmehr ihr Leben weder bejubeln, noch beklagen, sondern zu verstehen suchen, das bildet die Grundlage zu der eigenen Philosophie des Meisters, die er uns im zweiten Bande seiner Denkwürdigkeiten in so überzeugender Sachlichkeit auseinandergesetzt hat. Unzählige Stellen seiner Werke erinnern uns durch die Worte und Thaten seiner Lieblingspersonen an diese Philosophie, denn die meisten seiner Menschen haben dieselben Anschauungen, ihr Streben ist die Befreiung der Menschheit oder das heilige Feuer der Kunst, in dem die menschlichen Dinge geheiligt und geläutert werden. Sie wollen für ihre Ideale kämpfen, weil sie daran mit jener bergerückenden Unerschütterlichkeit glauben, in einer Welt, in der rücksichtsloser Egoismus und rohe Genußgier ihre frivolen Orgien feiern, in der die bestehenden Verhältnisse nur eine durch brutale Gewalt aufrecht erhaltene Unvernunft, in der die offiziellen Wissenschaften nur eine willkürlich angepaßte Systematik bilden für das „was ist“ und nicht sein sollte, und in der eine beschränkte Vernunft und gebundener Sinn das Patengeschenk sind, welches das Schicksal jedem auf die Decke seines ersten Lagers breitet.

Der heilige Glaube an eine Entwickelungsfähigkeit der Menschen, die durch Erlösung aus einer wirtschaftlichen Notlage und durch eine befreiende Erziehung geweckt werden sollen aus ihrer naiven Gedankenlosigkeit, um auch das Festmahl des Lebens zu genießen im Lichte der Bildung, schien einmal in unserem Vaterlande verwirklicht werden zu sollen, an jenem 18. März 1848, wo die Barrikaden zu Tribunalen wurden, von denen gerichtet werden sollte über Gerechte und Ungerechte, und wo die Sünden der Väter

abgewaschen werden sollten mit dem Blut ihrer Kinder, die sich mit geladener Flinte und gezogenem Säbel kampfesfreudig und todesmutig gegenüberstanden. Aber dieser „ideologische Traum“ mußte scheitern an dem schlechten Material, welches dieser Idee mit zum Siege verhelfen sollte.

Oberflächlichen Lesern hat es nun geschienen, als ob Spielhagen, in dessen meisten Romanen dieser Tag der Rache und die Ideen, welche zu ihm führten, eine hervorragende Rolle spielen, stecken geblieben sei in den Träumen eines alten Achtundvierzigers, der sich in der neuen Zeit nicht mehr zurechtfinden könne, weil er alles durch seine Brille gefärbt sehe. Doch nichts ist irriger als diese Annahme bei einem Manne, der mit dem größten Verständnis für seine Zeit die Probleme, welche das Ende des Jahrhunderts beherrschen, so scharf erfaßt, so treffend kritisiert und in so bedeutenden Dichtungen behandelt hat. Wie mir scheint, hat Spielhagen in der Geschichte unseres Jahrhunderts, in dem die einen die wirtschaftlichen Klassenkämpfe, die anderen die politischen Völkerkriege als das Knochengerüst ansehen, am meisten jener Gegensatz interessiert, welcher durch den Kampf der freien Geister gegen die Beschränktheit der mehr oder minder ungebildeten Masse sämmtlicher Stände geschaffen ist. Trotz aller bitteren Lebenserfahrungen, trotz der allgemeinen moralischen und ästhetischen Decadence hat sich Spielhagen bis in sein herbstliches Alter den Idealismus bewahrt, daß doch einmal der Tag kommen werde, wo sich das gegenwärtige System als unhaltbar zeigen muß, wo einer neuen Menschheit auch neue Götter heilig sein werden, die auf sicherern Fundamenten thronen als die materiellen Mächte der Gegenwart.

Aus diesem Grunde wird Spielhagen stets seine Sympathie für alle Erscheinungen und Gedanken offen bekennen, in denen er den Feind des Veraltenden und Veralteten zu erblicken glaubt. In dem kläglichen Fiasko des Jahres 1848 sieht er daher nicht eine Farce mit tragischem Aufputz, sondern eine unvollkommene Form für die Idee, welche, obwohl sie manchmal blutig gegeißelt und ans Kreuz geschlagen, dennoch die Welt besiegen wird, wie sie gesiegt hat in der freien Phantasie. Die Wirklichkeit ist ihm eben auch nur die Bühne mit ihrem Coulissenschieber- und Souffleurwesen, auf der jener große Gegensatz erscheint, von dem „was ist“ und „was da sein sollte“, der Gegensatz, welcher die Leute von heute in alle Ewigkeit trennen wird von jenen Menschen der Zukunft, ein Gegensatz, wie er sich jedes menschliche Herz zum Kampfplatz ausgesucht, der aber niemals in dieser Welt ausgeglichen werden kann, sondern nur in dem Reich der Ideen eine Lösung möglich erscheinen läßt, die den endlichen Sieg des Guten, Edlen und Schönen bedeutet.

An diesem Gegensatze gehen seine Helden zu Grunde, ein Oswald Stein in dem geschäftigen Müßiggang seiner problematischen Natur, oder ein Professor Berger, dessen wilde Weltverzweiflung in den Freiheitskämpfen der Revolution den Tod sucht. Die dämonischen Leo Gutmann und Adalbert von Werin werden diesem grausamen Schicksal geopfert, und Arno, der Faustulusdichter, wie Becky Lombard gehen an ihrem vermessenen Übermenschentum in der Nacht des Wahnsinns zu den Unterirdischen. Wolfgang von Hohenstein und der Doktor Bayrac finden eine persönliche Lösung in dem festen Glauben an eine bessere Zukunft, von dem der letztere in den schönen Worten spricht: „Ich höre einen Jubelsang durch die Ferne der kommenden Jahrhunderte. Er schallt zum Himmel empor von der Erde, die keine sich hassenden Völker mehr kennt, nur Menschen — Menschen nach dem Ebenbilde Gottes, der die Liebe ist.“ Sie finden mit Georg Hartwig, dem Helden von „Hammer und Amboß“, das Zauberschwert, mit welchem der gordische Knoten des Daseinsübels zerhauen werden kann, in der emsigen, unerschütterlichen, ehrlichen Arbeit. Lothar Lorenz und Arnold („Sonntagskind“) konnten ihrer Natur nach den Ausgleich nur da finden, wo ihn unser Dichter selbst gefunden, auf dem imaginären Felde der dichterischen Phantasie, welche die Konsequenzen zieht, die das Leben vermeidet.

Dieser Kampf eben, dem Spielhagens Helden ihre besten Kräfte weihen, ist meines Erachtens der Grundton, auf den Spielhagens sämtliche Dichtungen gestimmt sind. Es ist ein Widerspiel jenes Gegensatzes, den

alle fühlen, die ihr Leben nicht gedankenlos im Spiel der Alltäglichkeit verzetteln, sondern frei und stolz nachdenken über den vieldeutigen Begriff unseres Daseins, jenes Gegensatzes, dessen sich unser Dichter schon in seiner frühsten Jugend bewußt geworden ist.

Wer es sich wie Spielhagen zum Ruhme anrechnen darf, daß er weder einer bestimmten politischen Partei noch einer litterarischen Schule angehört, daß er auf kein Dogma eingeschworen und daß Vorurteile ihn nicht beherrschen können, ist der Welt in ihrer ehernen Beschränktheit nicht nur unbegreiflich, sondern unangenehm, wenn nicht verhaßt. Daß man dem Fortschritt der Menschheit seine ganze Arbeit widmen kann, ohne dabei die Berechtigung der Nationalität zu befehden, ist ihr ebenso unverständlich wie der „Widerspruch“, daß man den Socialismus bekennen und vertreten kann in demselben Augenblick, wo man für eine Vermehrung der deutschen Marine und für deutsche Kolonialpolitik eintritt. Ein Dichter wie Spielhagen, der durchaus bewußt inmitten seiner Zeit steht, kann sich gar nicht anders als „unparteiisch“ verhalten, wenn er die zeitbewegenden Gedanken in ihrem innersten Sinn erkennen und in epischen Dichtwerken darstellen will.

Zwei Stellen in seinen Werken lassen uns trotzdem ungefähr ahnen, in welcher Richtung sein politisches Glaubensbekenntnis zu suchen ist. Das ist einmal die Scene, in welcher der Direktor von Zehren dem jungen Hartwig auseinandersetzt, daß jeder natürliche Mensch gern Hammer sein möchte, die meisten aber zum Amboßsein verurteilt wären und ein Drittes ausgeschlossen erscheine, während gerade dieses Dritte die Lösung des Problems in sich schlösse. „Dieses scheinbar Dritte ist das wirkliche Einzige, das Urverhältnis sowohl in der Natur als im Menschendasein, das ja auch nur ein Stück Natur ist. Nicht Hammer oder Amboß — Hammer und Amboß muß es heißen, denn jedwedes Ding und jeder Mensch ist beides zu gleicher Zeit. Wenn aber die Natur unbewußt dieses große Gesetz der Wechselwirkung befolgt und eben dadurch ein Kosmos und kein Chaos ist, so soll der Mensch, dessen Dasein unter genau demselben Gesetze steht, sich dieses Gesetz zum Bewußtsein bringen. Welcher vernünftige Mensch wird nicht gern darauf verzichten, nur Hammer sein zu wollen, nachdem er erkannt hat, daß ihm das Amboßsein nicht erspart wird und nicht erspart werden kann, daß jeder Streich, den er giebt, auch seine Backe trifft, daß, wie der Herr den Sklaven, so der Sklave den Herrn korrumpiert, und daß in politischen Dingen der Vormund zugleich mit dem Bevormundeten verdummt.“

Die andere hierher gehörige Stelle finden wir in der „Sturmflut“. In der berühmten, dramatisch so großartig aufgebauten Unterredung zwischen „Onkel Ernst“ und dem General von Wehren hat wohl der Dichter den schönsten Beweis dafür erbracht, wie er das Recht sowohl auf der aristokratischen als auch auf der demokratischen Seite sieht — und das Unrecht. Es kann diese Scene zugleich als eine scharfe Kritik der vielverbreiteten Ansicht angeführt werden, Spielhagens adlige Menschen seien tendenziös verzerrte Fratzen, die dumm oder niederträchtig, wenn nicht beides zugleich seien. Man braucht den Schöpfer des Generals von Wehren und dessen entzückender Tochter Else („Sturmflut“), des Barons Oldenburg („Problematische Naturen“), Hans von Trantows („Hammer und Amboß“) und des Grafen Kurt von Vassedow („Herrin“) u. s. w. gegen diese Behauptung nicht einmal bei Leuten zu verteidigen, die dem Geburtsadel von vornherein eine höhere Sittlichkeit und Geisteskraft zulegen.

Wenn wir auf der einen Seite finden, daß der Meister die Typen seiner guten und schlechten Menschen aus allen Ständen nimmt und sie lebenswahr zeichnet, so ist auf der anderen Seite unverkennbar, daß seine Sympathie nicht bei den Geld- und Standesmenschen, sondern bei den Aristokraten des Geistes und der Gesinnung zu suchen, wie er dies einmal so treffend in einem seiner „Vierzeiler“ ausdrückt:

Ein Adelshasser, ich? Wenn adlig sein
Gleich vornehm sein — ich schwärme für den Adel
Der Geistesritter ohne Furcht und Tadel:
Mein Haß gilt nur den frechen Junkerlein.

Und wie Spielhagen allen politischen Anschauungen mit einer verhältnismäßig objektiven Gesinnung gegenübersteht, so verhält er sich auch den litterarischen Kontroversen

der Alten und der Jungen gegenüber parteilos, er, der den Jahren nach zu den Alten gehört und dessen warmes Eintreten für die Berechtigung der neuen Richtung von segensreicher Wirkung in beiden Lagern war.

Seine letzte Essaysammlung „Neue Beiträge zur Theorie und Technik der Epik und Dramatik", in der er die bedeutendsten Schöpfungen der Neuesten unter seine kritische Lupe genommen, ist der beste Beleg, mit welcher Vorurteilslosigkeit der Mann sich der modernen Richtung gegenüber verhalten hat, die ihn in den ersten Jahren so heftig und ungerecht angegriffen hatte, ihn, in dem sie doch aus mehr als einem Grunde ihren Vorläufer hätte verehren können.

Soll ich noch einmal in wenigen Worten seine Weltanschauung zusammenfassen, so kann ich es nicht besser als mit des Dichters eigenen Versen, die gleichzeitig als Probe seiner lyrischen Kunst gelten mögen:

Plein air.

Plein air, plein air! das kecke Schibboleth,
Darauf die jungen Künstler heute schwören!
Plein air, plein air! wo ihr auch geht und steht,
In allen Tönen könnt ihr's rufen hören.

Ich hör es gern. So lang ich denken kann,
Plein air ist stets mein Ideal gewesen;
Ich schwur zu ihm als Jüngling und als Mann;
In meinen Büchern, glaub ich, könnt ihr's lesen.

Ich habe stets gemalt, wie ich's verstand,
Und hab ich manchmal zweifellos gehuschet,
Die Farbe hab ich immer treu bekannt,
Und nie hab etwas ich mit Fleiß vertuschet.

Und war ich hier und da auch farbenblind,
Das ist ein Unglück, aber keine Sünde.
Dafür hab ich gesät manch frischen Wind
Und nicht gesorgt, ob draus ein Sturm entstünde.

Denn jezuweilen ist er gut, der Sturm,
Fegt aus der Luft die bösen gift'gen Schwaden;
Und kracht darob zusamm' ein morscher Turm,
Drin Eulen horsten, kann es auch nicht schaden.

Doch mit Verlaub, vielwerte liebe Herrn:
Lob ich es höchlich, daß plein air man male,
Mich will bedünken, das trifft nicht den Kern;
Das ist doch schließlich nur die bunte Schale.

Ich will plein air auch im Gesellschaftssaal,
Ich will plein air vor stolzen Fürstenthronen,
Und in den dunklen Höhlen allzumal,
Wo leidgeplagte arme Menschen wohnen.

Ich will plein air für höchste Wissenschaft,
Daß sie ihr letztes Wort uns furchtlos sage;
Ich will plein air für jede Geisteskraft,
Und ob sie eine ruß'ge Bluse trage.

Ich will plein air, wo man beisammen ist
In Andacht, gleichviel unter welchem Zeichen;
Ob Heide, Jude, Moslem oder Christ —
In grauen Tempeln, unter grünen Eichen.

Ich will plein air für jede Menschenbrust,
Wo sie auch klopfe auf der weiten Erde;
Daß Huttens fröhlich Wort: „Es ist 'ne Lust,
Zu leben!" endlich, endlich Wahrheit werde.

Ist es euch recht, so kommt und schlaget ein!
Ich stehe fest und treu zum neuen Bunde:
Plein air, plein air! soll unser Wahlspruch sein!
Plein air! an jedem Ort, zu jeder Stunde!

Das äußere Leben unseres Dichters, dessen Daten in jedem Konversationslexikon und in jeder Litteraturgeschichte nachgelesen werden können, vermag ich nicht so wiederzugeben, wie es uns Spielhagen selbst in „Finder und Erfinder" erzählt hat. Es müssen daher wenige Angaben genügen.

In Magdeburg ist unser Spielhagen am 24. Februar 1829 geboren. Als sein Vater als königlicher Bau- und Regierungsrat 1835 nach Stralsund versetzt wurde, folgte der Knabe seinen Eltern an die Küste des baltischen Meeres, das in seine Kinderspiele und Jugendträume hineinrauschte und ihm eine Liebe einflößte, die wir nur aus den herrlichen Meeresscenen seiner Dichtung ahnen können. Seine Schulzeit, während der er bei tüchtiger Arbeit seine ersten poetischen Versuche machte, beschloß er mit einem glänzenden Examen in seinem achtzehnten Lebensjahre, im Herbst 1847. In der Absicht, Medizin zu studieren, bezog er die Universität Berlin; bald darauf entschied er sich aber zum juristischen Studium, das er vom Sommer 1848 in Bonn fortsetzte. Im Wintersemester desselben Jahres wechselte er noch einmal die Fakultät und ließ sich jetzt als studiosus philosophiæ inskribieren — einstweilen, um sich zum klassischen Philologen auszubilden. Nach wenigen Semestern aber sah er ein, daß seinem Geist die trockene Buchstabengelehrsamkeit nicht auf die Dauer zusagen könne, und betrieb jetzt sein Studium auf eigene Faust, indem er nur nach dem Geist, welcher in den klassischen Denkmälern der alten Litteratur lebt, forschte und die gelehrte Textinterpretation auf sich beruhen ließ. Philosophische und ästhetische Studien sowie die Erlernung der neueren Sprachen beschäftigten ihn ebenso emsig wie der Besuch der Museen und der Genuß

landschaftlicher Schönheiten des Rheingaues. Nach vier Semestern ging er nach Berlin zurück, um wieder nach einem Semester die Greifswalder Universität zu beziehen und sich dort die noch fehlenden Kenntnisse zum Oberlehrerexamen anzueignen.

Nach zwei Semestern gab er aber, ohne das Examen gemacht zu haben, sein Studium einstweilen auf und trat bei dem in Stralsund stehenden dritten Bataillon des sogenannten Königsregimentes ein, um seiner Militärpflicht zu genügen. Nach einem halben Jahre erhielt er die Unteroffiziertressen und am Schluß des Jahres die Qualifikation zum Reserveoffizier. Als er die Militärzeit hinter sich hatte, nahm er in seiner pommerschen Heimat eine Hauslehrerstelle an, ging, nachdem diese Zeit abgelaufen war, nach Leipzig, um zu promovieren und sich auf eine Dozentenlaufbahn für deutsche Litteraturgeschichte vorzubereiten. Weil ihm aber wieder die staubtrockene Buchgelehrsamkeit keine innere Befriedigung gewähren konnte, brach er plötzlich alle Brücken hinter sich ab, um Schauspieler zu werden. Doch war sein Debüt, welches in Magdeburg erfolgte, nicht gerade glücklich und ermutigend; so wechselte er seinen Beruf von neuem und wurde Privatlehrer an dem „Modernen Gesamtgymnasium“ in Leipzig, wo er zum erstenmal einige Ruhe fand in seinem unsteten Leben. Jetzt begann er eine rege schriftstellerische Thätigkeit, lieferte jene schon erwähnten Übersetzungen, vollendete einige angefangene Novellen und veröffentlichte in Gutzkows „Unterhaltungen am häuslichen Herde“ und in der „Europa“ von Gustav Kühne seine ersten Essays, von denen die meisten jetzt in seinen „Vermischten Schriften“ gesammelt vorliegen. Unterbrochen wurde diese Thätigkeit nur durch die regelmäßigen Reserveübungen, die er als Leutnant im 31. Landwehrregiment zu Erfurt dem preußischen Staate leisten mußte.

Obwohl seine beiden Novellen „Clara Vere“ und „Auf der Düne“ dem Publikum völlig unbekannt geblieben waren, hatten sie doch die Bekanntschaft ihres Verfassers mit der Redaktion der „Norddeutschen Zeitung“ in Hannover vermittelt, als deren Feuilletonredacteur Spielhagen im Jahre 1860 in die alte Welfenresidenz übersiedelte. In dieser Zeitung erschienen nun die „Problematischen Naturen“, die ihn über Nacht zum berühmten Manne machten. Wenige Jahre darauf siedelte Spielhagen, der sich inzwischen verheiratet hatte, mit seiner Familie nach Berlin über, wo er eine neue Heimat fand und wo er noch heute lebt. Vorübergehend hat er mehrere Zeitungen und Zeitschriften geleitet, unter ihnen auch die „Illustrierten Deutschen Monatshefte“. In den Jahren 1878 bis 1884 als ihr Herausgeber zeichnend, hat er sich auch nach dieser Zeit mit mehr als einer seiner bedeutendsten und berühmtesten Schöpfungen in dem „ehrenwerten, stattlichen und hochgeachteten Hause“ unserer Zeitschrift finden lassen und so treulich das Wort gehalten, das er beim Antritt des Herausgeberamtes den Freunden und Gästen dieses Hauses gegeben hatte. Daß diese für unsere „Monatshefte“ so ehrenvollen Beziehungen auch in Zukunft in Kraft bleiben werden, dafür nehmen wir als gutes Vorzeichen das glückliche Zusammentreffen, daß gerade die letzte litterarische Schöpfung des Siebzigjährigen, deren Frische und Jugendlichkeit noch auf manche schöne Früchte hoffen läßt, die wiederholt erwähnte Novelle „Herrin“, in den Spalten dieser Zeitschrift erschienen ist.

In herzlicher Freundschaft mit den besten Männern seiner Zeit und seines Standes verbunden, lebt Friedrich Spielhagen an der Seite seiner teuren Gattin in Charlottenburg, wo er sich ein behagliches Dichterheim geschaffen hat, ausschließlich seinem dichterischen Berufe. Mit einem lebhaften Interesse für alle bedeutenden Erscheinungen des geistigen Lebens verbindet er noch heute eine jugendliche Frische, eine erstaunliche Schaffenskraft und einen nacheiferungswerten Fleiß. Die vornehme Anlage seines Charakters, die Aufrichtigkeit seiner Überzeugung und der Adel seiner Gesinnung machen ihn mit seinem ungewöhnlichen Talent zu einer der bewunderungswürdigsten, ehrfurchtgebietenden Persönlichkeiten unseres Vaterlandes.



Erna Raven.

Novelle
von
C. Cyrill.

II.

(Nachdruck ist untersagt.

Tageslicht flutete durch die Fenster, als Pilsen am nächsten Morgen von unruhigem Schlummer erwachte.

Zögernd sandte die Sonne ihre ersten strahlenden Pfeile über die Spitzen der Berge, höher, immer höher tauchte sie empor, in ihrer siegreichen Klarheit eine triumphierende Gottheit, vor der die Schatten der Nacht entweichen. Überall begann es sich zu regen, und unter dem warmen erfrischenden Hauch des Tages drängte sich alles dem Licht und dem Leben entgegen.

Pilsen stand in der Thür seines Balkons. Ein frohes, andächtiges Empfinden durchflutete seine Seele. Jetzt war es da, das ersehnte „Heut", nur wenige Stunden vielleicht trennten ihn von der Verwirklichung seiner Herzenswünsche, und dieser ganze Licht und Wärme spendende Morgen dünkte ihm eine glückbringende Vorbedeutung.

Stenglins Stimme weckte ihn aus seinen Träumen. Er rief, unter den Fenstern stehend, herauf, daß er bei dem vielversprechenden Wetter mit seiner Frau und Gerold segeln wolle und vielleicht zu Tisch nicht da sein würde, man könne ja später à la carte essen. Ob er Lust habe, sie zu begleiten? Pilsen dankte. Er habe allerlei nötige Schreiberei, wolle einen weiten Spaziergang machen und dergleichen Entschuldigungen mehr, die er, des Lügens ungewohnt, ziemlich ungewandt vorbrachte.

Stenglin drang nicht weiter in ihn. Daß Frau Ravens Hierbleiben der Grund sein könne, fiel ihm im Augenblick nicht mal ein, erst seine Frau brachte ihn später auf die Vermutung.

Pilsen, von innerer Unruhe getrieben, suchte sich vergeblich zu beschäftigen, und seine Augen spähten wiederholt die Promenade auf und ab. Es war ihre gewöhnliche Badezeit, nicht unmöglich, daß er sie sehen würde.

Aber diesmal schien ihm das Glück nicht günstig, und als die Stunden weiter vorrückten, erfüllte ihn unbezwingliche Sehnsucht und das Verlangen, das erlösende Wort zu sprechen. Er wollte zu ihr gehen.

Als er sich dem Hause näherte, kam ihm die alte Kinderfrau entgegen mit Olga an

der Hand. Die Kleine mußte Händchen geben und artig guten Tag sagen.

„Ist Mama zu Hause?“ fragte Pilsen, sich zu ihr herabbeugend.

„Die gnädige Frau ist spazieren gegangen,“ antwortete statt ihrer die Wärterin.

„Spazieren gegangen?“ Er wiederholte es enttäuscht, war es doch erst elf Uhr, zu dieser Zeit pflegte sie eigentlich stets zu Haus zu sein.

„Hat Willi sie begleitet und welchen Weg mag sie gewählt haben?“ forschte er weiter.

„Willi ist allein am Strand, ich will eben zu ihm und weiß nicht, wohin die gnädige Frau gegangen ist.“

Langsam kehrte Pilsen um und schritt auf der Dünenpromenade unweit ihres Hauses auf und ab. Vielleicht gelang es ihm, ihr hier zu begegnen. Er ärgerte sich, nicht eher gekommen zu sein, lange war sie ja wohl noch nicht abwesend.

Langen kam auf ihn zu. „Ich war eben in deinen vier Pfählen, um nach dir zu sehen; du warst ausgeflogen. Sag mal, warum rennst du eigentlich in der Mittagswärme hier immer hin und her?“ Pilsen nannte den Grund. „Wenn du aber nicht weißt, wohin sie gegangen, wäre es doch purer Zufall, wenn du sie träfest. Ich finde, dies hat wenig Zweck. Komm mit in meine Wohnung; nimmt sie diesen Weg, vermag man sie rechtzeitig zu sehen.“

Trotz Langens redlicher Mühe gelang es ihm nicht, mit Pilsen ein ordentliches Gespräch in Gang zu bringen. Er ging unruhig hin und her, schaute suchend zum Fenster hinaus und gab zerstreute Antworten. Langen betrachtete ihn verwundert und dachte bei sich, daß die Liebe doch ein „schauderhaft unbequemes Ding“ sein müsse. Die Zeit enteilte, von Frau Raven war nichts zu sehen.

„Ich kann mir nur denken, daß sie von hinten herum gekommen ist,“ tröstete er seinen Freund, dessen enttäuschte Blicke gewahrend. „Jetzt ist es halb eins, ob du noch mal einen Versuch machst?“

Pilsen seufzte. „Um eins ist ja schon Table d'hote, und sie wird sich anziehen und mich nicht annehmen. Ich kenne ja alle ihre Gewohnheiten!“ schloß er lächelnd.

„Dann bleibt uns nichts übrig, als zu Tisch zu gehen,“ meinte Langen. „Dort hast du auch die sichere Gelegenheit, ihr deinen Besuch für den Nachmittag anzukündigen.“

Sie setzten sich zu Tisch, sie warteten und fingen schließlich an zu essen. Frau Raven kam nicht.

„Wenn ich nicht wüßte, daß sie heute morgen ausgegangen, würde ich denken, sie sei krank,“ sagte Pilsen, dessen Augen immer nach der Thür irrten.

„Warum denn gleich krank? In den ersten Tagen ihres Hierseins hat sie auch zu Haus gespeist.“

„Aber nicht, seitdem wir uns kennen,“ wandte Pilsen ein.

„Nun, am Nachmittag wird sich ja alles aufklären,“ beschwichtigte Langen.

Ziemlich schweigsam wurde das Mahl verzehrt. „Ich werde mich nach drei Uhr erkundigen,“ sagte Pilsen, als beide aufstanden.

Langen reichte ihm die Hand. „Viel Glück und auf frohes Wiedersehen!“

Mit der Uhr vor Augen saß Pilsen in seinem Zimmer und wartete. Eine fieberhafte Ungeduld hatte ihn ergriffen, alles schien an diesem Tage anders als sonst. Hätte er doch schon gestern gesprochen, da wäre es nun vorbei mit all dieser peinigenden Unsicherheit! Ob die geliebte Frau die Worte ahnte, die auf seinen Lippen brannten, ob auch sie an ihn dachte, von einem gemeinsamen Glück träumte?

Es klopfte. Pilsen sprang auf.

Willi stand vor der Thür und reichte ihm einen Brief „mit einem schönen Gruß von Mama“.

Hastig erbrach er das Schreiben. Es lautete:

„Mein lieber Herr von Pilsen!

Eine heute erhaltene Nachricht von Verwandten, die mich aufsuchen wollen, zwingt mich, schleunigst abzureisen. Da ich dies so wie so in einigen Tagen zu thun beabsichtigte, wirft es meine Pläne nicht mal so sehr über den Haufen. Meine Kinder folgen in einigen Tagen. Die Kürze der Zeit, verbunden mit den Vorbereitungen, macht es mir unmöglich, Ihnen persönlich lebewohl zu sagen. Nehmen Sie daher mit diesen

Zeilen vorlieb, die Ihnen einen recht herzlichen Gruß und die Versicherung bringen sollen, daß mir die gemeinsam verlebten Stunden eine liebe, freundliche Erinnerung bleiben werden. Sollten sich unsere Lebenswege nicht mehr kreuzen, so wünscht Ihnen aufrichtig alles, was zu Ihrem wahren Glück dienen kann,

Ihre Erna Raven."

Er hatte kaum zu Ende gelesen, als Willi sagte: „Mama ist vor einer halben Stunde weggefahren."

Pilsen war unter dem Eindruck des ersten Erstaunens kaum eines Wortes fähig. Abgereist? Und so plötzlich? Er begriff dies alles nicht! Doch da stand es ja schwarz auf weiß, und das Kind hatte es ihm noch bestätigt. Hatte sie seine Werbung in den Augen gelesen, floh sie vor ihm und wollte es unter dieser Ausrede verbergen? Oder war diese Wahrheit, gehorchte sie nur einem ungünstigen Zusammentreffen?

Er nahm den Kleinen auf den Schoß und suchte aus seinem ahnungslosen Kindermund Näheres zu erfahren. Nein, Mutter wäre gar nicht vergnügt gewesen, ganz traurig, und am Morgen sei sie lange im Wald gewesen. Dann habe sie gesagt, daß sie noch heute fort müsse, eine Tante wolle sie besuchen, und es wäre doch so viel hübscher gewesen, zusammen mit Mutter zu reisen. Dies und noch anderes plauderte Willi und gab damit Pilsen etwas von seiner Ruhe wieder.

Das Kind hatte ihn kaum verlassen, als Langen hereintrat. Sein Gesicht hatte seine gewöhnliche Ruhe verloren, er sah ordentlich erregt aus.

„Denke dir, Frau Raven ist abgereist, ich kam gerade noch zur Zeit, um ihren Wagen abfahren zu sehen."

Pilsen reichte ihm den Brief. „Da, lies! Willi hat ihn mir eben gebracht."

Als der Freund die Worte überflogen hatte, ging er einigemal schweigend im Zimmer auf und ab, dann blieb er vor Pilsen stehen.

„Lasse nur nicht gleich ganz den Kopf hängen! Ich muß allerdings gestehen, ich war erst auch etwas verblüfft. Doch wenn man's sich genau überlegt, geht es wahrscheinlich mit ganz natürlichen Dingen zu. Sie kann doch nicht ahnen, daß du vom heutigen Tage alles erwartest!"

Pilsen seufzte und blickte stumm vor sich hin. Langen streifte ihn mit einem flüchtigen Blick.

„Das beste wird wohl sein, du schreibst ihr; kennst du die Adresse?"

„Jawohl, ich könnte aber auch direkt nach Potsdam fahren."

Langen schüttelte den Kopf. „Wer weiß, ob du sie triffst!"

„Du hast vielleicht recht. Ich werde ihr schreiben und morgen nach Weisen fahren, dort die Antwort zu erwarten. — Nein," fuhr er fort, als er sah, daß Langen etwas einwenden wollte, „noch heute abend will ich schreiben! Dieser Entschluß steht bei mir fest; einige Tage werden bis zum Eintreffen des Briefes vergehen, und die verbringe ich besser daheim."

„Was sollen aber Stenglins und Gerold davon denken? Sie müssen deine und Frau Ravens Abreise doch zusammenreimen."

Pilsen machte eine ungeduldige Bewegung. „Lauter Schwierigkeiten, man wird ganz mutlos! Erfinde irgend einen Grund, ganz gleichgültig was. Um ihretwillen möchte ich allein, daß nicht verfrüht darüber gesprochen würde."

Langen sann nach. „Das ginge! Wir sagen, ich wolle die letzten Tage meines Urlaubes noch bei dir in Weisen verbringen und reise mit dir ab."

„Und begleitest mich thatsächlich, nicht wahr? Du wirst ja Nachsicht üben, wenn ich ein etwas schlechterer Gesellschafter als sonst bin," rief Pilsen erfreut.

„Ich komme lieber später, wenn alles geklärt ist. Habe so eine Ahnung, als ob du mich bald zum Kuckuck wünschen wirst! Denn Potsdam liegt doch nicht aus der Welt, lange wirst du auf Antwort nicht zu warten brauchen, und inzwischen bist du dir selbst die beste Gesellschaft."

Somit war alles entschieden, am Abend wollte sich Pilsen dann verabschieden. Gar lange dauerte es, bis Frau Stenglin an die erhaltenen Nachrichten glauben wollte. Frau Raven hatte auch ihr einige herzliche Zeilen hinterlassen, und sie bedauerte aufrichtig, sie nicht mehr gesehen zu haben. Aber daß

auch Langen und Pilsen morgen fort wollten, leuchtete ihr durchaus nicht ein. Sie vermutete dahinter irgend einen verborgenen Zusammenhang; aber alle bezüglichen Fragen prallten an Langens stoischer Ruhe und steter Bemerkung ab, daß er von nichts wisse.

„Na, jetzt würde ich mich nicht wundern, wenn Sie obendrein behaupteten, Ihr Freund und Frau Raven wären sich überhaupt gleichgültig! Sagen Sie es immerhin, glauben kann ich doch kein Wort davon. Ich habe genug beobachtet, und mir machen Sie nichts weiß." Sie drohte ihm mit dem Finger. „Also auf Wiedersehen zum solennen Abschiedsessen!"

Pilsen atmete erleichtert auf, als auch dies hinter ihm lag und er wieder in seiner Wohnung angelangt war. Man hatte so viel gescherzt und gelacht, mit vielsagendem Lächeln auf glückliches Wiedersehen angestoßen und dabei auch Frau Ravens gedacht. Pilsens zurückhaltende, abweisende Miene unterdrückte weitere Anspielungen, selbst Frau Stenglins lustiges Züngelchen wurde davon etwas befangen. Ihm war eigentlich so gar nicht fröhlich, eher wehmütig zu Mut, trotzdem hatte er sich möglichst zusammengenommen und alle waren in bester Eintracht geschieden.

Und jetzt war er allein im Zimmer, jetzt wollte er die gebundene Zunge lösen! Alles, was da drinnen im Herzen glühte, alles, was er begehrte und ersehnte, es sollte ausklingen in diesem ersten Brief an sie, um die er warb mit heiligem Ernst und warmer Zärtlichkeit ...

Mitternacht war vorüber, als Pilsen die Feder aus der Hand legte und den Brief schloß. Morgen früh wollte er ihn selbst befördern, wenn er abreiste. Tief aufatmend strich er mit der Hand über die glühende Stirn und trat ans Fenster. Zum letztenmal für lange Zeit weilten seine Augen auf dem schönen, lang vertrauten Bild da draußen. Auch an diesem Morgen hatte er hier gestanden, mit sehnsüchtigem Herzen den Tag heraufsteigen sehen, der seinem Leben eine neue glückbringende Wendung geben sollte. Und er war dahingegangen wie alle anderen, die Nacht hatte sein Licht gelöscht. Das „Heut" war vorbei und mit ihm auch etwas des freudigen Vertrauens, der siegreichen Erwartung, die ihn beseelt hatte.

* *
*

Ein sonniger Tag ging seinem Ende zu, als sich Kurt von Pilsen der heimatlichen Station näherte. Heute vormittag hatte er in Begleitung von Langen Misdroy verlassen.

Auf der Fahrt nach Latzig, von wo regelmäßig gehende Salondampfer die Passagiere nach Stettin beförderten, hatten Pilsens Augen wiederholt auf den in der Ferne immer undeutlicher verschwimmenden Häusern geweilt. Er verglich den Tag seiner Ankunft mit dem der Abfahrt; welch ein Wandel hatte die dazwischen liegende Zeit in seinem Inneren geschaffen! Würde er wohl einst wiederkehren dankbar und glücklich oder voll trüber Resignation, enttäuscht in dem Wünschen und Begehren seines Herzens? Als das Schiff die Anker lichtete und die freundlich bewaldeten Berge, der kleine Hafen mit den bescheidenen Holzbauten in der sonndurchglühten Weite verschwand, richtete sich Pilsen unwillkürlich höher auf. Fort mit den sorgenden Gedanken! Führte nicht jede kleine Welle, die das Schiff gemächlich vorwärts trug, auch ihn der Zukunft entgegen, dieser ersehnten lockenden Zukunft? Nicht zagend wollte er ihr die Stirne bieten!

Gemeinsam mit dem Freund hatte er einen Teil der Eisenbahnfahrt zurückgelegt und heiter und herzlich geplaudert. An seiner Endstation verabschiedete sich Langen mit einem bedeutungsvollen Händedruck: „Laß bald Gutes von dir hören!" Pilsen nickte mit ernstem Lächeln.

Dann brauste der Zug weiter, und Pilsen blickte sinnend in die Landschaft hinaus, die in wechselvollen Bildern an seinen Augen vorbeizog.

So enteilten die Stunden, und schon tauchte der kleine Flecken auf, das Ziel seiner Fahrt, wo er das staubige Coupé mit dem eigenen Wagen vertauschen sollte.

Ein langgezogener Pfiff — der Zug hielt. Geschäftig wurde die Thür aufgerissen, und August, der langjährige Bediente, in tadelloser Livree, mit dem glattrasierten jovialen Gesicht, dessen sonst gekünstelte Würde heute

einem strahlenden Lächeln Platz gemacht hatte, begrüßte seinen Herrn.

„Guten Abend, August!“ Pilsen nickte ihm freundlich zu. „Alles wohl?“

„Jawohl, gnädiger Herr, das gnädige Fräulein ist aber noch nicht da.“

„Ich weiß, bin ja auch früher wiedergekehrt als beabsichtigt.“ Langsam schritt er auf den Wagen zu, vor dem die eleganten Füchse ungeduldig mit den Hufen scharrten und der ergraute Kutscher, gleich August schon im Dienst seiner Eltern, ihn schmunzelnd begrüßte.

Bequem zurückgelehnt genoß Pilsen mit Wohlbehagen die kurze Fahrt. Die Sonne stand schon tief am Himmel. Wie ein glänzender Feuerball durchglühte sie den schmalen Waldesstreifen am Horizont, dessen einzelne Bäume sich in scharfen, fast greifbaren Umrissen dagegen abhoben. Das Abendläuten der benachbarten Kirchen durchzog in sanftem melodischem Schall die friedliche Stille; hie und da vereinzelte Arbeiter, die zu einem verspäteten Feierabend den Gehöften zustrebten, Pilsen ehrerbietig grüßend. Wo man hinschaute, Wachstum und Gedeihen. Die stattlichen Rübenfelder, die dichten Stoppeln des abgeernteten Getreides mit den daneben wieder aufgeworfenen Flächen kräftigen, nahrhaften Bodens — alles zeugte von Fleiß und reichlichem Ertrage. Und das Zirpen der Grasmücke, das eintönige, fast melancholische Quaken der Frösche da unten im Röhricht des nahen Teiches, es zitterte durch die Luft so fröhlich, so heimisch, daß Pilsen sich wieder neu davon ergriffen fühlte.

Ja, dies war die Heimat, die alte vertraute Scholle! Das frohe, stolze Gefühl des Besitzes schwellte seine Brust. Und jetzt fuhr er vorbei an dem großen, sauber gehaltenen Hofe, jetzt bog er um die Ecke. Da lag es vor ihm, das alte, ehrwürdige Haus mit seinem verwitterten Turm, dem Gerank von Epheu und süß duftenden Kletterrosen. Liebevoll überflog dies alles sein Auge, aber die Gedanken irrten weiter. Er sah sich im Geist, die geliebte Frau an der Hand, hier einziehen, alles bekränzt zum Empfange, festlich geschmückt, und er würde ihr sagen: „Sieh, dies ist mein Reich, und von heute an auch das deine; hier, wo einst meine teure Mutter gewaltet hat, soll auch deine Hand segnend schaffen und beglücken!“ Schon gewahrte er das Aufleuchten ihrer Augen, sah ihre schlanke Gestalt an seinem Arm in die Halle schreiten —

„Willkommen, gnädiger Herr!“ August war vom Bock gesprungen und gestattete sich diese nochmalige Begrüßung.

Pilsen fuhr aus seinem Sinnen empor. Es schwebte ihm auf der Zunge, diesem treuen, bewährten Diener eine Andeutung des Kommenden zu machen, doch schnell überlegend unterließ er es.

Das war noch verfrüht, solche Leute konnten obendrein nur schlecht schweigen. So begnügte er sich, ihm zuzunicken, und ging in sein Zimmer.

Die folgenden Tage brachten für den wiedergekehrten Gutsherrn manche zu erledigende Arbeit; denn wenn auch alles in seiner Abwesenheit in bewährten Händen gelegen hatte, so galt es nun doch, die Berichte des Inspektors entgegenzunehmen und als selbstthätiger Besitzer dieses umfangreichen Güterkomplexes wieder die Oberleitung zu ergreifen.

Das half ihm etwas über die Stunden unruhiger Erwartung hinweg, die sich, besonders zu den Postzeiten, bis zur Nervosität steigerte. Teilweise war er froh, allein zu sein, denn mit jedem entschwindenden Tage konzentrierten sich seine Gedanken mehr auf die eine Frage: Werde ich heute Antwort erhalten, und wie wird sie lauten? In den Abendstunden aber, wenn er durch den weiten, wohlgepflegten Park schritt und am Laub der Bäume die ersten Anzeichen des nahenden Herbstes gewahrte, wünschte er sich wohl seine Schwester, Langen, irgend jemand herbei, mit dem er vertraulich reden könne. Und die hohen, großen Zimmer mit ihren würdigen Bildern und alten Möbeln, von denen jedes so aussah, als ob es eine Geschichte zu erzählen vermöchte, dünkten ihm auf einmal seltsam ernst und tot.

So waren acht Tage verflossen, und Kurt von Pilsen saß wie gewöhnlich nach schnell beendetem Abendessen in seinem Arbeitszimmer. Zu später Stunde hatte er noch einmal zur Post geschickt und erwartete jeden Augenblick den Boten zurück. Ernas noch immer ausgebliebene Antwort fing an ihn ernstlich zu beunruhigen. War sie etwa

krank oder gar abwesend und hatte seine Zuschrift überhaupt nicht erhalten?

Draußen war es bereits ganz dunkel. Ein heftiger Sturm hatte sich erhoben, voll Ungestüm das Scheiden des Sommers kündend. Mit pfeifenden Strichen fegte er durch die Kronen der alten Bäume, wimmerte klagend, verlangend, und wanderte weiter — weiter. Zuletzt klang es wie fernes heimliches Singen und Tönen, bis er wieder hart und prallend an die Wände stieß und das Geäst der Schlingpflanzen rauh an die Fensterläden schlug.

Dahinter aber war es behaglich still, und die Bilder seiner Eltern blickten in sprechender Ähnlichkeit auf Pilsen herab, wie er in dem tiefen Stuhl vor seinem Schreibtisch saß und zu ihnen emporschaute. Ach, daß sie nicht so stumm, so leblos wären!

August trat herein und brachte die Postsachen. Hastig öffnete er die Tasche. Ein umfangreicher Brief fiel ihm entgegen — es war Erna Ravens Handschrift.

Pilsen atmete tief auf, es klang fast wie ein Seufzer, befreiend und beklommen zugleich. Mühsam zwang er sich zur Ruhe und erbrach den Umschlag. Zahlreiche beschriebene Seiten fielen ihm entgegen, die dünnen Blätter raschelten unter seinen bebenden Fingern.

Warum so viele Worte? Die alte Angst überfiel ihn von neuem, mechanisch begann er zu lesen:

„Mein lieber Freund!

Einmal, ein erstes und letztes Mal, lassen Sie mich Ihnen diesen trauten Namen geben! Haben Sie Dank, innigen Dank für Ihren Brief; ich habe ihn erhalten, und nun begehren Sie die Antwort. Ich habe gezögert aus Scham und Schmerz, Ihnen Kummer bereiten zu müssen, ich habe mit mir gekämpft, denn ich weiß, daß das, was ich Ihnen sagen muß, uns für immer trennen wird. Aber es muß ja sein, ich habe weder das Recht noch den Mut, auch Sie, der Sie mir das Beste und Höchste darboten — Ihr Weib zu werden —, in die Lüge meines Lebens hineinzuziehen. Darum schrieb ich diese Blätter der Wahrheit getreu für Sie nieder ohne Beschönigung. Sie umfassen in großen Zügen mein Leben bis zum heutigen Tage, unauslöschlich ist ihr Inhalt in mein Inneres geprägt. Weiß Gott, es wird mir schwer genug, diese Antwort geben zu müssen!

Lassen Sie mich mit den Tagen meiner Kindheit beginnen, denselben, die Ihnen so nachhaltige, segensreiche Erinnerungen schufen und bei mir der Widersprüche viele aufregten.

Meine Eltern, Herr und Frau von Ossen, lebten auf dem Lande. Das alte steinerne Haus mit dem düsteren Wall von Bäumen hatte mein Vater bei seiner Verheiratung bezogen, nachdem er, in einem Anfall von Überdruß, den Dienst quittiert hatte. Er war eine liebenswürdige, weiche Natur; der Augenblick vermochte viel bei ihm. So waren auch seine Neigungen wechselnd, und ich glaube, er bereute es stets, nicht Soldat geblieben zu sein. Mit allerlei Talenten begabt, entbehrte er doch auf dem Lande die rechte Anregung, sich weiter darin zu vervollkommnen. Seine ursprüngliche Freude an Geselligkeit ließ mit den Jahren nach, die Menschen störten ihn mehr oder minder in einem Leben, wie er es sich geschaffen hatte. Das Gut, in vorzüglichem Zustand übernommen, blieb in den bewährten Händen des ehemaligen Inspektors, so beanspruchte dies wenig seine Thätigkeit. Dafür ging er um so lieber auf Jagd; diese Passion nahm ein gut Teil seiner Zeit und war meiner Mutter oft ein Dorn im Auge.

Diese hatte in jungen Jahren, sehr schön und gefeiert, meinen Vater geheiratet, wie ich aus allem entnahm, zweifellos aus Liebe. Dennoch waren ihre beiderseitigen Naturen völlige Gegensätze. Sie besaß etwas durchaus Strenges, Herbes, gepaart mit einem unermüdlichen Schaffenstrieb. Sie hatte sich ursprünglich das Landleben wohl anders vorgestellt und konnte nie die Enttäuschung ganz überwinden. Mit einem ausgeprägten Selbstbewußtsein verband sie ein scharfes Urteil, eine vorgefaßte Meinung ließ sich nur schwer bei ihr entwurzeln, und ich erfuhr im Laufe der Zeit, daß sie deren viele hatte. Mein Vater überließ alles ihren Händen. Der energische, unruhige Geist seiner Frau flößte ihm Unbehagen ein, und da sie alles trefflich verstand, zwei aber schlecht herrschen konnten, zog er sich immer mehr in sich zurück und lebte sein eigenes Leben.

Das erste Kind — ein Mädchen — starb nach kurzer Zeit, dann wurde mein Bruder geboren und ein Jahr darauf ich.

Meine erste greifbare Erinnerung datiert aus meinem siebenten Jahre. Damals war für mehrere Monate eine kleine Cousine anwesend, mit der ich, gleichalterig, bei einer Bonne Stunde nahm. Es war zweifellos ein sehr hübsches und leicht zu leitendes Kind, wir vertrugen uns auch soweit ganz gut, bis auf den Augenblick, wo ich gewahr wurde, daß meine Mutter sie mir unbedingt vorzog. Man stellte sie mir in jeder Beziehung zum Muster hin, rühmte ihre Liebenswürdigkeit, die mir so sehr abginge, und schließlich, nachdem ich durch Zufall noch einige Bemerkungen von Bekannten vernommen, die mich als zurückgesetzt, mit Unrecht beiseite geschoben beklagten, faßte ein ausgeprägtes Gefühl von Bitterkeit in mir Wurzel, das selbst die Abreise meiner Cousine nicht auszulöschen vermochte.

Jetzt blieb mein Bruder mein hauptsächlichster Gefährte. Wir waren groß im Ersinnen phantastischer Spiele; zweifellos zeigte sich bei mir schon damals eine sehr lebhafte Phantasie, verbunden mit dem unklaren Wunsch, etwas zu erleben, etwas vorzustellen, was außer dem Bereich der Alltäglichkeit lag.

Meine Eltern führten nur eine mäßige Geselligkeit, wir waren aber trotzdem nicht viel mit ihnen zusammen. So vortrefflich für unsere äußeren Bedürfnisse gesorgt wurde, so wenig herrschte zwischen den Eltern und mir ein wahrhaft innerliches Zusammenleben. Ob keine Zeit dazu war, ob kein Interesse — ich weiß es nicht mal so recht zu sagen! Mein Vater wäre vielleicht die geeignete Persönlichkeit gewesen, ich fand ihn stets liebevoll und aufgelegt, mit uns zu spielen; doch ich glaube, er vermutete gar nicht, daß wir etwas entbehrten, etwas, was sich kaum in Worte hüllen läßt und was dennoch der Grund war, daß mein Charakter, meine Ideen unentwegt, ungekannt ihren eigenen Entwickelungsgang gingen. Meine Mutter würde sich vermutlich höchlichst verwundert haben, hätte ich mich damals beklagt. Ein Kind ist in so jungen Jahren ja auch nicht fähig, bewußt zu empfinden, woran es ihm mangelt, und ich hatte zu viel Scheu vor ihr, war zu überzeugt, daß sie es kurzweg mit ‚Unsinn‘ bezeichnen würde, als daß ich sie damit behelligt hätte. Unsere wissenschaftliche Erziehung leitete ein Hauslehrer, ein gutmütiger, nicht übermäßig begabter Mensch mit einer sehr geraden, aber auch sehr nüchternen Denkungsweise. Ich machte mir nicht viel aus ihm und war nichts weniger als entgegenkommend, was mir manche Rüge eintrug. Dazu hatte ich damals etwas ausgesprochen Altkluges, verbunden mit einem gut Teil Selbstbewußtsein, und sehnte mich doch nach jemand, dem ich meine Gedanken anvertrauen, dem ich mich wahrhaft befreunden konnte.

So kam ungefähr mein dreizehntes Jahr heran, als eine entfernte Nichte meiner Mutter, deren Eltern gestorben waren, zu uns zog. Sie war uns allen eigentlich fremd, da sie bisher im Auslande gelebt hatte.

Wir lernten sie bei einem gelegentlichen Badeaufenthalt kennen, wo sie mit Bekannten weilte, und da man sich schnell anfreundete, folgte gleich darauf ihr Besuch.

Ich sehe sie noch lebhaft vor Augen, die behende, zierliche Gestalt mit den feurigen Augen unter einem Gewirr roter Locken. Alles an ihr war Leben, sprühende Phantasie, zügellose Empfindung. Ein seltsamer Kontrast zu meiner kühlen, beherrschten Mutter, deren nüchternem Verstand so etwas gänzlich fern lag und die ihre weichen, gefühlvollen Regungen, deren sie nicht entbehrte, wie widerwillig zu verbergen suchte. Ich hatte dem Kommen meiner Cousine Wanda mit naiver Neugier und Erwartung entgegengesehen. Im Trubel des Badelebens hatte sie wenig Zeit gefunden, sich mit mir zu beschäftigen, aber sie war erst wenige Wochen bei uns, als sich unser Verhältnis aufs freundschaftlichste gestaltete.

Ja, mehr als das! Ich hing mit dem ganzen leidenschaftlichen Enthusiasmus eines frühreifen Mädchens an ihr und offenbarte ihr bereitwillig alles, was ich bisher sorgsam verborgen hatte. Wir gingen zusammen spazieren, wir lasen und musizierten, was ich damals schon mit viel Vergnügen that. Wanda war launenhaft. Oft kränkte sie mich bitter durch plötzliche Vernachlässigung oder unbegründete Heftigkeit; doch der Zau-

der ihres Wesens, wenn sie wollte, gewann mich stets aufs neue.

Wenn ich jetzt daran denke, so muß ich mir sagen, daß sie sehr maßlos und leidenschaftlich auf jedem Gebiet war, ein ungeeigneter Umgang für ein Mädchen meines Alters und Charakters, dessen phantastischem, eindrucksfähigem Sinn dies willkommene Nahrung bot. So wie ich damals war, galt ich gleichalterigen Kindern als weit voraus, ich stand gewissermaßen halb und halb an der Schwelle der Jungfrau, ein Zeitpunkt, dem Eltern nicht genug der liebevollen Sorgfalt, der seelischen Pflege widmen können. Ich schaute um mich, beobachtete und verglich. Ich sah, daß der Ehe meiner Eltern die Harmonie fehlte und daß jeder seine eigenen Wege ging — meine Mutter, um immer rastloser thätig zu sein, mein Vater in ihrer Gegenwart bedrückt oder verträumt, mit uns und Wanda allein meistens heiter, zu Scherzen aufgelegt.

Auch meine Cousine hatte schnell alle diese Verhältnisse durchschaut, und trotzdem meine Mutter liebenswürdig zu ihr war und dies auch im weitgehendsten Maße von ihr erwidert wurde, so merkte ich doch bald, daß es nur dem äußeren Schein galt. Ein Wort gab das andere. Wenn ich über meine Mutter klagte, fand ich willig Gehör, ja sie bestärkte mich darin sowie in meinem steten nie geschwundenen Mißtrauen, daß meine Mutter mich nicht liebe. Anstatt deren Eigenheiten in meinen Augen zu entschuldigen, ließ sie sich selbst oft recht mißliebig darüber aus und nahm mich so, vielleicht ihr selbst nicht bewußt, stets mehr gegen meine Mutter ein. Die Folge war, daß zwischen dieser und mir ein außerordentlich kühles, nur auf äußeren Gehorsam gegründetes Verhältnis herrschte und sie, ohne weiter zu forschen und zu fragen, froh war, wenn die Gesellschaft Wandas sie meiner Gegenwart enthob.

Für meinen Vater hegte meine Cousine eine große Vorliebe. Er war gegen sie voll allerlei ritterlicher Aufmerksamkeiten, neckte sich mit ihr und zog sich manchen mißbilligenden Blick und Tadel seiner Frau zu, die solche ‚Albernheiten' abgeschmackt fand. Wanda versicherte mir denn auch wiederholt, wie sehr mein armer Vater zu beklagen sei, wie er unter der Herrschsucht seiner Gattin leide, und daß ich dafür doppelt nett zu ihm sein müsse. Ich war ihm auch aufrichtig zugethan; trotzdem, wenn ich ihm damals alles gesagt hätte, was ich dachte, er würde sehr erstaunt und vermutlich unangenehm davon berührt gewesen sein. Aber ich hatte ja Wanda und konzentrierte auf diese alle Mitteilsamkeit in Worten und Zärtlichkeiten.

Die Monate enteilten, meine Cousine war bereits dreiviertel Jahr bei uns. Im Laufe der letzten Zeit hatte sich ihr Verhältnis zu meiner Mutter wesentlich kühler gestaltet, oft fielen scharfe Worte, die eine erregte Entgegnung fanden. Ganz plötzlich mißfiel ihre Art und Weise. Wanda ließ sich unzweifelhaft auch gehen und war sehr wechselnd in ihren Stimmungen, ferner machte man ihr Vorstellungen über ihr Verhalten mir gegenüber.

Meine Mutter durchschaute wohl, daß ich ablehnender denn je zu ihr geworden war, und zeigte den entschiedenen Wunsch, diesem ungünstigen Einfluß entgegenzutreten.

Sobald ich das aus eigenen Beobachtungen und den Mitteilungen Wandas merkte, lehnte ich mich heftig dagegen auf. Mein Denken schien ihr bisher gleichgültig gewesen zu sein, sie hatte mich mit Zärtlichkeiten weder verwöhnt noch angezogen, und jetzt wollte sie mir das einzige rauben, woran ich in blinder Zuneigung hing?

Mit allem Trotz meiner leidenschaftlichen Natur bäumte ich mich dagegen auf, ich wollte nicht, sie sollte ihren Willen nicht haben! Und dennoch kam es eines Tages, wie ich gefürchtet! Nach einer heftigen Scene erklärte Wanda, abreisen zu wollen; meine Mutter that nichts, sie zu halten, und mein Vater war wie immer ihr gegenüber machtlos. Sie ging, und ich schwamm in Thränen. Meine Mutter versuchte mich zu trösten, sich mir zu nähern, aber ihr fehlte die rechte Art und Weise, und ich — empört, widerwillig — that nichts, um es ihr zu erleichtern.

Ich befand mich damals in einer seltsamen Gemütsverfassung. Getrennt von Wanda, hielt ich sie erst recht für unvergleichlich. Ihrem Andenken widmete ich eine fast anbetende Erinnerung, jede damit zusammen-

hängende Kleinigkeit vermochte mich zu Thränen zu rühren. Dieses mir unentbehrlichen Umgangs beraubt, zog ich mich wieder in die Einsamkeit meiner eigenen unausgesprochenen Gedanken zurück. Ein Briefwechsel mit ihr fand schnellen Abschluß, nachdem meine Mutter gebieterisch Wandas Briefe eingefordert hatte, in denen unverhüllt ihre Abneigung für sie zu Tage trat, und die in nicht zu langer Zeit folgende Verlobung Wandas verwischte bei ihr auch wohl immer mehr die Erinnerung an mich.

Mein Bruder war in eine Erziehungsanstalt gegeben worden, ich hatte Stunden bei unserem Prediger. Die häusliche Atmosphäre war eher trübseliger geworden. Meinem Vater schien Wanda zu fehlen mit ihrem heiteren Sinn und frischen Wesen. Wie oft war ich Zeuge der Uneinigkeit, die zwischen meinen Eltern herrschte, wie oft hörte ich ungesehen bittere, harte Worte und Beschuldigungen, die mich zu ernstem Nachdenken veranlaßten! Dann geschah es wohl, daß ich nach Mahlzeiten drückenden Schweigens zu vermitteln suchte, und diese Rolle drängte mich immer mehr hinaus aus meiner Kindlichkeit, denn sobald ein Kind abwägt, richtet, muß es das natürliche Verhältnis zu seinen Eltern einbüßen.

Mit zahlreichen heimlichen Thränen beklagte ich dies Leben, und des äußeren Idols beraubt, flüchtete ich mich zu Gott. Religion war uns immer gelehrt worden, sie nahm einen geachteten Platz in unserem Haushalt ein. Die Worte wurden gelesen und gesprochen, aber wie weit sie sich dem Inneren anpaßten, danach fragte niemand; es war mehr bloße Form, bei der die Seele doch verkümmern konnte. Mein eindrucksfähiges, warmherziges Gemüt erfaßte dies aber plötzlich mit aller Gewalt. Wandas Glaube, ein Gemisch mystischer Furcht und impulsiver Hingebung, hatte auf mich ebenfalls seine Wirkung geübt. Ich, die ich mir so arm an Liebe und Vertrauen erschien, bedrückt von den häuslichen Verhältnissen, klammerte mich an diese Zuflucht. Ich betete mit Inbrunst, sah in kleinen erfüllten Wünschen eine Erhörung und saß dann wohl manchen Abend in einer Art Ekstase, die Augen gen Himmel gerichtet. Ja, als ich einst nach einem besonders unharmonischen Tage mit Thränen um Besserung gefleht hatte, versetzte mich ein fallender Stern in eine völlige Verzückung — ich meinte, ein Wunder geschaut, eine Antwort erhalten zu haben.

Ich wurde weicher, liebsamer, die Natur begeisterte mich, es war, als ob mein ganzes Sein ein heimliches Sehnen, eine heimliche Erwartung erfüllte, Symptome, die von meiner Umgebung scheinbar unbemerkt blieben.

Inzwischen war ich fünfzehn Jahre geworden, und meine Eltern beschlossen, mich in eine Erziehungsanstalt zu thun. Ich sollte ein bis zwei Jahre unter gleichalterigen Genossinnen zubringen und zugleich konfirmiert werden. Mit geringer Lust sah ich diesem Wechsel in meinem Dasein entgegen. Ein fortwährendes Zusammensein mit anderen Mädchen war zweifellos etwas ganz Neues, dennoch empfand ich einige Scheu davor. Einem Grundsatz meiner Mutter gemäß, die Mädchenfreundschaften für höchst unangebracht und überflüssig hielt, hatte ich nur geringen Verkehr mit den Töchtern unserer Nachbarn unterhalten; da es deren überhaupt nur wenige waren und die Güter in beträchtlicher Entfernung voneinander lagen, war mir dies ganz natürlich erschienen. Und jetzt, jetzt sollte ich auf einmal täglich mit solchen zusammen sein! Außerdem liebte ich meine Selbständigkeit, mein ungestörtes Denken und Träumen — kurz, als der Zeitpunkt herankam, trennte ich mich schwer und widerwillig.

Da war ich denn nun in eine andere Welt versetzt, mitten hinein in eine lebhafte, lustige, fremde Mädchenschar, und kurze Zeit genügte, um mir klar zu machen, daß ich schlecht hineinpaßte.

Gewohnt, hauptsächlich mit Erwachsenen zu verkehren, hatte ich in meinem ganzen Wesen ein älteres Gepräge als meine Kameradinnen. Ich fand ihre Scherze und Vergnügungen albern; woran ich Freude hatte, erschien jenen wiederum komisch und unverständlich. In dem Bewußtsein sehr selbständigen Denkens zeigte ich mich den anderen gegenüber selbstbewußt überlegen oder ängstlich zurückhaltend. Mein Betragen wurde von den Lehrerinnen gelobt; zwischen mir und meinen Genossinnen aber herrschte nur ein sehr lockeres Bindeglied, und die

Rückkehr nach den Ferien erhöhte meinen Widerwillen, ja mein Zuhause erschien mir in einem begehrenswerteren Lichte.

Nach Ablauf einiger Monate besserte es sich. Ich gewann eine Freundin in der Person eines älteren Mädchens. Nach kurzer Bekanntschaft erzählte sie mir von ihrem Daheim und enthüllte damit eine Fülle abenteuerlicher, trauriger Verhältnisse. Ich war nicht wenig stolz auf ihr Vertrauen und lauschte mit einem Gemisch von Neugier und Mitleid diesen Mitteilungen. Gemeinsam besprachen und beklagten wir es, und was uns noch unklar schien, suchten wir darin zusammen zu enträtseln. Ihre Verwandten hatten sie in dieser sorgsam geleiteten Pension untergebracht; was später aus ihr werden sollte, wußte sie selbst nicht; thatsächlich ging sie ins Ausland, und ich habe ihre Spur verloren. Solange wir zusammen waren, verschönte dies meinen Aufenthalt, nach Korneliens Weggang begann der Konfirmationsunterricht.

Ich brachte diesen Stunden, dieser Zeit, in der mich von außen so wenig abzog, in der Abgeschlossenheit des Pensionslebens ein volles, ungeteiltes Herz entgegen. Mit Andacht und Hingebung widmete ich mich allem, was damit verknüpft war, und je näher der Tag der Konfirmation rückte, desto eifriger suchte ich mich zu prüfen und meine Sünden zu bekennen, eine religiöse Schwärmerei lag über mein Wesen gebreitet.

Und der Tag selbst! Er fand mich in einem Zustand fast überirdischen Fühlens. Meine Mitkonfirmandinnen betrachteten mich verwundert, in fassungsloser Erregung kniete ich vor dem Altar. Ich meinte das Wehen des Geistes Gottes zu spüren, ich fühlte mich meinem Herrn so nahe, so vertraut! Und dann abends in der tiefen Ruhe des gemeinsamen Schlafsaales war ich unter Thränen erfüllt von dem seligen Bewußtsein, daß meine Sünden mir vergeben seien, daß ich einen Bund geschlossen hätte, der mich innerlich stark und fest machen würde. Lichter, sanfter Gottesfriede durchbebte meine Seele! Ach, daß er mir geblieben wäre, daß kein Schatten ihn verdunkelt hätte!

Doch lassen Sie mich fortfahren! Getragen von diesen Gefühlen, folgte ich meinen Eltern nach Hause.

So war ich denn erwachsen, endlich erwachsen, das immer ersehnte Ziel war erreicht! Mit der ganzen Neugier eines phantasievollen Mädchens hatte ich diesem Zeitpunkt entgegengesehen. Jetzt mußte ja so recht eigentlich das Leben erst anfangen, dies schöne, geheimnisvolle Etwas — welche Güter würde es mir in den Schoß werfen? Wann würde der Vorhang aufgehen, hinter dem sich diese bunte, wechselvolle Bühne barg? O, ich wollte ein gut gemessenes Anteil an seinen Gaben! Verworrene, lockende Bilder, heimliches Wünschen, unklares Bangen woben ineinander, wohl aber war ich mir bewußt, daß ich dies Daseinsgeschenk recht und ganz ausnutzen wollte, und das Leben lag ja so lang, so endlos lang in meinen siebzehnjährigen Augen vor mir!

Zunächst begann für mich im großen und ganzen wieder die ehemals gewohnte Lebensweise. Ich war wohl mehr mit meinen Eltern zusammen, aber sonderbar — wir hatten uns einmal nicht viel zu sagen, oder besser meiner Mutter Art lähmte meine Mitteilsamkeit, und mein Vater war in den Jahren sichtlich in sich gekehrter geworden und viel abwesend. Dennoch gestaltete sich unser Verhältnis untereinander freundlicher. Ich war ihnen sehr dankbar für so viele äußere Beweise von Güte, ich zweifelte nicht weiter an der Liebe meiner Mutter. Sie war eine kühle, herbe Natur, sie konnte folglich wohl nicht anders handeln, nicht zärtlicher, weicher sein. Ich stellte keine Ansprüche mehr, und wenn mich die alte Traurigkeit, die alte Sehnsucht befallen wollte, dachte ich an die Zukunft — sie mußte und würde mir in irgend einer Gestalt alles bringen, was ich bisher entbehrt hatte, und ich versenkte mich weiter in mein hoffnungsvolles Träumen.

Als ich aus der Pension heimgekehrt war, war es Ostern. Meinen Bruder sah ich öfters zu den verschiedenen Ferienzeiten; er war jetzt Primaner und ein hübscher, heiterer Junge. In seinem Naturell glich er dem Vater und verstand trefflich mit ihm umzugehen, meine Mutter war stolz auf sein gutes Aussehen; seine lustige Art bezwang oft ihren Ernst, ein innerliches Bindeglied herrschte auch nicht zwischen ihnen. Wir vertrugen uns bei den kurzen Besuchen vor-

trefflich. Sehr oft begleiteten ihn einzelne Kameraden, einer von ihnen war Herr von Heller, den Sie kennen gelernt haben.

Sie machten mir in einer schüchternen, sentimentalen Weise den Hof, und ich ließ mich willig von ihnen anschwärmen und feierte die ersten bescheidenen Triumphe der Eitelkeit. Dazu kam, daß in unserer nächsten Nachbarschaft ein Gut an eine Familie mit erwachsenen Söhnen verkauft worden war. Sie machten bei uns Besuch, und im Laufe des Sommers entwickelte sich ein reger Verkehr, besonders zu den Urlaubszeiten der Söhne.

Der eine, Offizier, sehr gewandt und voll allerlei Schnurren, zeichnete mich besonders aus. Er gefiel mir außerordentlich, und als sein Urlaub zu Ende und er mit einem zärtlichen Händedruck und einem vielsagenden, bittenden ‚Vergessen Sie mich nicht!‘ Abschied genommen hatte, vergoß ich sogar einige heimliche Thränen und bildete mir ein ganz ernstlich verliebt zu sein.

Doch die Wochen enteilten, und mit ihnen verblaßte auch das Bild des lustigen Georg, alle meine Gedanken richteten sich auf den bevorstehenden Winteraufenthalt in der Stadt. Meine Eltern hatten beschlossen, daß ich dort ausgehen sollte, und um es sich zu erleichtern, wollten sie für einige Wochen nach M. ziehen.

Es war dies für sie ein großer Entschluß, denn er riß sie aus all ihren Gewohnheiten, und mir ging es nicht viel besser. Unleugbar freute ich mich sehr darauf, aber ebenso beschlich mich auch ein unbehagliches, zweifelvolles Gefühl. Noch lebte ungeteilt in meinem Inneren die Erinnerung an meine Einsegnung, noch war ich erfüllt von den damals gefaßten Vorsätzen; gelegentliche, mit meinem Konfirmationslehrer gewechselte Briefe gaben davon Ausdruck. Würde ich mir dies alles zu bewahren verstehen mitten in dem Trubel dieser Welt, deren Kind zu sein ich abgeschworen hatte? Da wir in M. mehrere Bekannte hatten, war es nicht schwer, bald heimisch im geselligen Kreise zu werden. Ich lernte einige junge Mädchen näher kennen, doch unsere Anschauungen gingen in vielen Punkten auseinander; ich war so viel nachdenklicher angelegt und mußte mich oft von ihnen necken lassen. Meine Mutter kümmerte sich in Gesellschaft wenig um mich. Sie saß, noch immer stattlich und schön, in einem Nebenzimmer, und ich hatte entschieden das Gefühl, als ob sie anfing etwas aufzuleben. Nach ihrer Meinung hatte sie mir eine tadellose Erziehung und ein tadelloses Vorbild gegeben, an mir war es nun, die Hoffnungen zu erfüllen.

Da meine Mutter Ballklatsch und dergleichen äußerst abgeschmackt fand, beschränkte sich meine Mitteilsamkeit meist auf einen kurzen Bericht, mit wem ich getanzt hatte, und ob es mir gut bekommen war. Zuweilen hatte ich aber den Eindruck, als ob sie ganz eitel auf mich war, von meinem Vater wußte ich dies genau. Er kniff mich oft lächelnd in die Wange, schaute beim Tanzen zu und freute sich sichtlich über mein Amusement.

Nach einigen Tanzgesellschaften stand dies auf seinem Höhepunkt. Ich war damals sehr lebhaft, verstand mich gut zu unterhalten und hatte viel Temperament. Es mag manche gegeben haben, die mich für kokett hielten, doch davon war damals thatsächlich nicht die Rede, und wer mich näher kannte, wußte, wie ungekünstelt und impulsiv ich mich gab. Ich gefiel, und man machte mir eifrig die Cour. Oft, wenn ich darüber nachdachte, mußte ich mir zugestehen, daß ich mich sehr davon geschmeichelt fühlte. Aber war es denn ein Unrecht, vergnügt zu sein, sich etwas verwöhnen zu lassen? Lange würde es ja doch nicht dauern, und ich kehrte zurück nach Strehlendorf.

Bei diesem Gedanken überfiel mich zuweilen eine geheime Angst, denn hier, getragen von den gesellschaftlichen Erfolgen, empfand ich weniger meine innere Einsamkeit; sollte das alte Leben dann weiter gehen? Dennoch hätte ich für die Dauer ein Dasein, wie ich es augenblicklich führte, auch nicht gemocht; so war sie immer da, die alte Sehnsucht nach innerlicher Befriedigung, nach wahrem Glück!

Die Tage enteilten. Schon waren wir drei Wochen in M., als sich uns eines Abends in einer Gesellschaft mit einigen Bekannten ein Fremder näherte. Er wurde vorgestellt — es war Raven.

Sehr groß und schlank, fiel er durch seine elegante Erscheinung, gehoben durch die kleid-

same Uniform des dortigen Kavallerieregiments, unwillkürlich auf, dazu gewandte Formen und regelmäßige, fast schöne Züge. Er war eben von einem Urlaub zurückgekehrt; daher lernten wir ihn erst später kennen als seine Kameraden.

Der ‚schöne Raven‘, wie er allgemein hieß, war von da an öfters mit uns zusammen. Seine tadellosen Manieren gewannen meine Mutter, die ihn einen vollendeten Kavalier nannte. Ohne damit zu prunken, ließ er durchblicken, daß ein bedeutendes Vermögen ihm zur Verfügung stünde, seine schönen Pferde und sein schickes Gespann erregten allgemeine Aufmerksamkeit. Mir gegenüber erwies er sich ganz besonders liebenswürdig; wo wir waren, war auch er, immer bemüht, sich von der angenehmsten Seite zu zeigen. Er schmeichelte mir nie direkt, dennoch schien alles, was ich sagte und that, seinen Beifall zu haben. Dies ließ mich auf gleichen Geschmack und Sympathie schließen. Man neckte mich mit ihm, ich begann sein Verhalten mir gegenüber zu beobachten. Ich wurde in seiner Gegenwart oft unruhig und befangen, errötete unter seinem Blick und fühlte, wie er sich so ganz allmählich in mein Leben hineindrängte.

War dies etwa der Mann, der mir zum Lebensglück beschieden, schienen wir nicht die gleichen Anschauungen und Neigungen zu haben? Die Freude über seine Aufmerksamkeiten, über sein Kommen, dies verworrene, halb glückliche, halb scheue Empfinden — es mußte wohl Liebe sein!

Noch ehe ich mir darüber klar werden konnte, überraschten mich meine Eltern eines Tages mit der Nachricht, daß Raven um mich angehalten habe. Von dieser Mitteilung völlig überwältigt, brach ich in Thränen aus. Jetzt war er da, dieser gewichtige Augenblick, den ich bisher nur von ferne geahnt und halb gefürchtet hatte, jetzt galt es sich zu entscheiden!

Meine Eltern erklärten in überraschend herzlicher Weise, mich keinesfalls beeinflussen zu wollen; ich sollte frei wählen, sie selbst hätten nichts einzuwenden. Also er begehrte mich zur Lebensgefährtin, er liebte mich, und ich fühlte mich gehoben, beglückt von diesem wonnigen Gedanken, endlich jemand mein nennen zu können, ganz mein, dem ich alles sein sollte wie er mir. Keine einsamen, traurigen Gedanken, keine unerfüllte Sehnsucht nach innerem Verständnis — er liebte mich ja, er selbst hatte es meinen Eltern gestanden! Ohne weiteres Besinnen sagte ich ja, so war mein Schicksal besiegelt.

Dennoch erwartete ich mit fast krankhafter Erregung Raven. Dieser Mann, den ich vor wenigen Wochen noch nicht gekannt hatte, er würde mich in die Arme nehmen, er würde mich küssen — ein angstvolles Gefühl schnürte mir das Herz zu! Hörte ich damit nicht auf, mir selbst zu gehören, würde ich dadurch nicht in meiner Keuschheit entweiht werden? Und als er kam, als ich ihm zagend entgegenging, da wurde unter seinen Liebkosungen etwas Neues in mir geboren, ein wundersam süßes, leidenschaftlich hingebendes Empfinden, wie ich es wohl in meinen Träumen geahnt, doch nie bisher gekannt hatte.

Meine Verlobung wurde veröffentlicht, man beglückwünschte mich allgemein. So jung noch und schon verlobt, dazu mit diesem reichen, eleganten Manne — es dünkte vielen beneidenswert! Wir kehrten nach Hause zurück; mit einem wehmütig zärtlichen Gefühl begrüßte ich die alte Heimat. Bald hieß es ja aus ihr scheiden, denn mein Bräutigam wünschte dringend unsere baldige Vereinigung, und seine beredten Bitten überzeugten meine Mutter.

Meinem Vater schien dies unlieb, er wollte mich wohl gern behalten; als aber Raven wenige Wochen nach unserer Verlobung in eine entfernte Garnison als Brigade-Adjutant versetzt wurde, mochte er mir, wie er sagte, mit Einwendungen nicht das Herz schwer machen.

In dem halben Jahre meiner Brautzeit, das nun folgte, bewerkstelligte es Raven trotz der Entfernung, uns öfters zu besuchen. Er erklärte sich von Strehlendorf entzückt, war aufmerksam zu meiner Mutter und bemühte sich, für meines Vaters Liebhabereien Interesse zu zeigen. Mich überschüttete er mit allerlei Überraschungen, seine Zärtlichkeit berauschte mich. Ich lebte wie in einem Taumel, wenn er anwesend war, selbst mein klares Denken schien zu erlahmen! Selten kam es zu einem ernsten Gespräch und einem ordentlichen Austausch von Gedanken und

Empfindungen. Wenn ich in dem Bestreben, uns innerlich näher zu treten, Derartigem Worte lieh, nahm er mich entweder in die Arme und sagte, ich solle ‚mein hübsches Köpfchen nicht mit so ernsten Dingen beschweren‘, oder er betrachtete mich lachend und nannte mich ‚ein schnurriges, kleines Mädel‘!

Dies hätte mich vielleicht entmutigen können, doch ich sah und wußte ja, daß er mich liebte; wenn wir erst vereint waren, würde das alles von selbst kommen.

Ich hatte mir mit meiner Phantasie ein Bild jenes Zusammenlebens geschaffen, dem nichts mangelte, und meine eigenen Ideen statteten Raven mit seelischen Vorzügen aus, die ich thatsächlich noch nicht wahrgenommen hatte, die aber in meinem Wünschen und Hoffen so lebendig waren, daß sie greifbare Gestalt gewannen. Wahrheit und Dichtung verwoben sich zu einem Ganzen, und dies Bild war es, das ich täglich mehr zu lieben meinte.

Dann all das Neue, das auf mich einstürmte, die Gratulationsbesuche, Einladungen in der Nachbarschaft und Anfertigung der Aussteuer! Ich war plötzlich eine gewichtige Person geworden! Meine Mutter nahmen diese Äußerlichkeiten völlig in Anspruch, sie schaltete und waltete; daß daneben wiederum keine Zeit zu stillem Nachdenken und Eingehen auf den innerlichen Seelenzustand blieb, nahm mich nicht wunder, vielmehr gewann ich die Überzeugung, daß ich ihr unverständlich erschien. Denn als ich einmal, der Eingebung des Augenblicks folgend, meinem übervollen Empfinden Worte lieh, sah sie mich erstaunt an und sagte: ‚Ich hätte nie geglaubt, daß du so überspannt in deinen Gefühlen seist‘, und oft ruhten ihre Augen mißbilligend auf mir.

Im Januar hatte ich mich verlobt, im Juli war meine Hochzeit. Sie sollte festlich begangen werden, denn meine Eltern wollten damit mancherlei in den letzten Jahren eingegangene gesellschaftliche Verpflichtungen ein für allemal erledigen. Mir war dies ganz gleichgültig, die Thatsache an sich beschäftigte mich zu ausschließlich. Stand ich doch nun an der Pforte, die mir das geheimnisvolle Wunderland erschloß, dem der Sinn eines Mädchens oft unbewußt entgegendrängt in sehnender Scheu und neugieriger Erwartung!

Und dann die Ehe — jener Ewigkeitsbegriff auf Erden, dies stete Zusammensein, dies stete Teilen, und schützend darüber gebreitet die Liebe, die am Altar geschworene Treue! Ich war damals noch zu jung, um die ganze Tragweite zu ermessen, und die Mehrzahl wird dessen nicht fähig sein. Man verpflichtet sich aufs ernsteste und kennt nur die Oberfläche der Bedingungen, die man eingegangen. Ich erwartete alles von diesem neuen Leben! Es sollte die mancherlei Bitternis des vergangenen auslöschen, es sollte die Sehnsucht nach Zärtlichkeit und seelischem Verständnis stillen; mein ganzes Sein war bereit, dies Glück in Empfang zu nehmen, so wunderbar, so einzig, wie mein phantastischer Sinn es ersonnen hatte!

Dies durchströmte mich am Vorabend des Hochzeitstages, als ich ein letztes Mal einsam in meinem Mädchenstübchen stand. Warum kam meine Mutter nicht? Ein liebendes Wort, ein Eingehen auf mein Denken hätte vielleicht die Kluft überbrückt, die uns trennte. Ich habe an jenem Abend schließlich bitterlich geweint, überwältigt von allem, was mein Herz beschwerte und bewegte.

Dann brach der Hochzeitstag an. Ich wandelte wie in einem Traum. Mein Bräutigam war ernster denn sonst, mit einem gewissen scheuen Staunen betrachtete er mein blasses Gesicht. Ich hörte nicht die Worte des Geistlichen und sah nicht die Menschen; ich hielt eine eigene, stumme Zwiesprache mit meinem Gott, ich stammelte unartikulierte Worte des Dankes, der Bitte, und als wir niederknieten, da meinte ich, ein Wunder sei mit mir geschehen, und in bebender Erregung brachte ich dem Herrn mein künftiges Leben dar, heiligen Ernst und Treue dem Schwur am Altar gelobend, der mir damals ach so leicht, so sicher zu halten schien!

Alles Weitere, was die nächsten Stunden brachten, zog an mir vorüber, als ginge es mich nichts an. Mechanisch erwiderte ich die Glückwünsche, ein seltsames Empfinden hatte mich ergriffen. Ich ahnte undeutlich das Nahen eines vollen, ungekannten Glückes und wich doch zitternd davor zurück, angstvoll, vor Enttäuschung bangend!

Am späten Nachmittag fuhren wir weg,

ich hing schluchzend am Halse meines Vaters und umarmte meine Mutter — war es Bewegung, was ihre Züge noch steinerner erscheinen ließ? Und als wir an den vertrauten Stätten meiner Kindheit vorbeifuhren, als die letzten Dorfbewohner mir ein freundliches Lebewohl zunickten, da drückte ich die Hand meines Gatten, der mit einem zärtlichen, aber halb verlegenen, halb unbehaglichen Ausdruck neben mir saß. Hier war ja fortan mein Schutz und mein Heim, mit freudiger Zuversicht strebte ich der Zukunft entgegen.

In späteren Jahren habe ich gar oft über diese ersten Wochen meiner Ehe nachgedacht, und die Frage, ob ich damals denn wirklich glücklich gewesen sei, konnte ich bejahen. Alles war neu, alles war berauschend, von dem köstlichen Landschaftspanorama, das an meinen entzückten Augen vorbeizog, bis zu der stürmischen Zärtlichkeit meines Gatten. Sie erweckte mich zu einer neuen Gefühlswelt, sie lehrte mich eine neue Seite der Lebenswonne, und hingerissen davon meinte ich die glücklichste der Frauen zu sein.

So vergingen die ersten Tage gleich einem märchenhaften Traum; unser Reiseziel war, wie ich selbst mir gewünscht hatte, die Schweiz. Mit andächtigem Staunen betrachtete ich Gottes Wunderwerke, ich kam mir so klein, so wesenlos vor neben den mächtigen Bergriesen mit ihren Schneekronen, und doch fühlte ich mich so stark in dem Glauben an mein Glück.

Raven schien meinen Enthusiasmus nur bedingt zu teilen. Oft belustigte ihn meine impulsive Frische, oft aber blickte er gelangweilt drein, wenn ich von dem Geschauten ganz erfüllt war. Dann beobachtete ich ihn verwundert, und wenn ich eine Frage that, meinte er, ‚daß dies alles ja ganz hübsch wäre, aber schließlich doch immer dasselbe‘. Dies war der erste Punkt, wo wir uns nicht verstanden, denn ich konnte mich nicht satt sehen an der herrlichen Natur, ich entdeckte täglich neue Schönheiten, und mein Mann schien lediglich aus Höflichkeit gegen mich ihr standzuhalten. Noch empfand ich dies aber nicht so sehr entmutigend. Er war mehrere Jahre älter denn ich, hatte schon viel gesehen, wohl möglich, daß ihm davon ein kleiner Überdruß geblieben war.

Wir besuchten stets die besten Hotels und machten einige flüchtige Reisebekanntschaften. Mein Gatte hatte ein sehr sicheres, selbstbewußtes Auftreten; ich merkte, daß er viel Wert auf elegante Äußerlichkeiten legte und lediglich danach die Menschen beurteilte. Wir reisten hin und her. Überraschend oft wiederholte es sich, daß er zu mir sagte: ‚Wir wollen unseren Aufenthalt wechseln, Kleine, hier ist es doch nachgerade langweilig, meinst du nicht auch?‘ Wenn ich bittende Einwendungen machte, verzögerten wir wohl den Aufbruch, aber ich verlor selbst bald die Lust des Bleibens, angesichts der krittelnden Unlust Ravens. Nach beendetem Urlaub kehrten wir zurück. Ich war es eigentlich ganz froh, es drängte mich, mein eigen Nest kennen zu lernen, dort sollte ja so recht eigentlich erst unser Leben zu zweien beginnen.

Sollin, eine freundliche, mittlere Stadt, machte mir einen sehr angenehmen Eindruck, und nun gar unser Heim! Es übertraf an Eleganz und Behaglichkeit meine Erwartungen. Ich lief die ersten Tage in überströmender Besitzesfreude von einem Stück zum anderen und schrieb zärtliche, dankbare Briefe an meine Eltern. Wie glücklich wollte ich darin sein, und wie glücklich wurde ich? ...

Bereits in der ersten Zeit ward es mir immer klarer, daß unsere Interessen wenig Gemeinsames hatten. Ich liebte Musik, Lektüre, ich begehrte über das Gelesene zu reden — meinem Mann ging jedes musikalische Verständnis ab; ja, er erklärte mir lachend eines Tages, ich sei solch drolliges Mädel gewesen, darum habe er mich als Braut zu beleidigen gefürchtet, aber die einzige Musik, die er gelten ließe, wäre noch eine Tanzweise, seinetwegen könne ich aber so viel spielen, wie ich wolle, wenn ich nur von seinem Zuhören absähe.

Er las wohl auch, aber höchstens einen ganz leichten Roman. Sich ein Urteil über ein Buch zu bilden, lag ihm ganz fern, und meine Versuche, einen Gedankenaustausch anzubahnen, wies er entweder mit den überlegenen Worten ‚Du verstehst das ja gar nicht, Kind!‘ ab, oder er neckte mich mit meinen schrulligen Schulmeisterideen und erklärte, er sei ein zu praktischer Mensch, um meinen Phantastereien zu folgen.

So war es in allem, was nicht dem gesellschaftlichen Leben angehörte, dem fast ausschließlich seine Interessen galten, und wo er, dank seines eleganten, gewandten Äußeren, seiner Stellung und seines Geldes, eine Rolle spielen wollte und spielte.

Vielleicht hätte mich diese Erkenntnis schon damals völlig niedergeschlagen, wenn ich mich nicht immer noch mit dem Gedanken getröstet, es könne anders werden mit der Zeit des Zusammenlebens, und wenn mich die Aussicht, Mutter zu werden, nicht abgelenkt hätte.

Ein Kind, ein höchstes Gottesgeschenk! Mit heiligem, freudigem Ernst nahm ich diese Offenbarung wahr. Nun konnte noch alles gut werden! Ich fühlte die segnende Hand des Herrn und suchte mein Denken zu sammeln, um würdigen Herzens bereit zu sein. Wie oft blickte ich mit geheimnisvoll stillem Lächeln vor mich hin, und ich sah Bilder erstehen, so hold, so schön, daß mir Thränen der Rührung in die Augen traten. Mein Mann freute sich auch, sein ganzes Planen aber drehte sich darum, ob es ein Junge sein würde; daß mich die Thatsache an sich derart bewegte, schob er auf meinen Gesundheitszustand und ignorierte es mit nachsichtigem Lächeln.

Hierin entschuldigte ich ihn vollkommen; wie konnte er das Gleiche empfinden! Zudem war Religion für ihn, wie ich inne geworden, seinem Charakter entsprechend mehr eine äußere Konvenienzsache, die ein wohlerzogener Mensch nicht ganz übersehen durfte.

So entwichen die Monate; ich lebte möglichst still, und mein Mann war rücksichtsvoll besorgt um meine Gesundheit.

Nach anderthalb Jahren unserer Ehe wurde Willi geboren. Ich war strahlendglücklich, nicht satt sehen konnte ich mich an dem kleinen Weltwunder, und meine Dankbarkeit war grenzenlos. Mein Gatte war voll befriedigt, und ich, mit der eigenen Pflege und der des Kindes beschäftigt, vermißte in dieser Zeit nichts.

Aber auch diese ersten Wochen der stolzen Freude und Rührung gingen vorüber, das Leben mit den mancherlei Ansprüchen und seinem Einerlei trat wieder in seine Rechte.

Ich hatte mich nicht genügend erholt; der Arzt riet zu einer Reise; wir wählten Tirol. Ich litt unter dem Gedanken der Trennung von meinem Liebling, und ganz heimlich — ich wollte es mir selbst kaum gestehen — fürchtete ich dies stündlich unausgesetzte Zusammensein mit meinem Mann. Dennoch wollte ich so gern glauben, so gern das Bild festhalten, das ich einst in ihm zu finden geglaubt hatte.

Der Zufall fügte, daß mein Bruder sich mit seinem und auch meinem alten Bekannten, Herrn von Heller, der damals Referendar war, die gleiche Reise vorgenommen hatte; so schlossen sie sich uns an. Das Zusammensein mit meinem Bruder freute mich sehr, und in Heller fand ich ganz den alten, lustigen Kameraden von ehemals wieder. Er äußerte sich nie über meinen Mann, aber ich gewann den Eindruck, daß er ihn nicht sehr günstig beurteilte, und sonderbar, ich selbst hatte das Gefühl, täglich sehender zu werden.

Wir waren wohl vergnügt, mein Mann in Gesellschaft stets guter Laune, sobald seine Person in den Vordergrund trat, aber ich fragte mich oft verwundert, wie weit dieser selbstbewußte, oberflächliche Mensch demjenigen glich, den ich einst zu heiraten gemeint hatte.

Wir kehrten zurück, ich fand mein Kind rosig und frisch, ich liebte und hegte es zärtlich, aber daneben wuchs die Enttäuschung über meine Ehe, täglich, stündlich, und mit ihr schwand mein Mut, mein Glaube daran — und meine Liebe.

Ach, dies Zusammenleben ohne Seele, dieser grausame Zwang, der die Herzen foltert, bis sie stumpf und gleichgültig werden oder in zügelloser Sehnsucht den Schwur mit Füßen treten, das Glück an sich zu reißen suchen, wo und wie es sich findet!

Was war denn übrig geblieben von meinem erträumten Eheglück? Mein Mann teilte nicht meine Interessen, meine Gedanken und Empfindungen waren ihm unverständlich und gleichgültig. In Gesellschaft war er liebenswürdig, angeregt, daheim gelangweilt und gleichgültig. Wenn ich mich gut anzog, gewandt meinem Hause vorstand, liebenswürdig gelegentlichen Wünschen nachkam und sonst ihn möglichst wenig behelligte, war er vollkommen befriedigt; es war, als

ob mit der Geburt des Kindes sein Interesse an unserer Ehe erloschen sei.

Und ich? Wohl hatte ich anfangs mit Thränen, mit bittenden Vorwürfen den Mangel in unserem Zusammenleben zu beweisen gesucht, es hatte die Folge, daß er mir meine überspannten Ideen vorwarf und hinzufügte, daß es nur an mir läge, wenn ich unzufrieden sei.

Das schloß mir den Mund. Wozu noch länger klagen, noch länger mein Inneres offenbaren, da wo es nur Verschwendung war?

Und ich hungerte weiter, hungerte nach Liebe und Verstehen, und zu der schweigenden Mutlosigkeit gesellte sich zorniger Groll! Hatte mein Mann mich nicht betrogen, als er mich, die ich stets mir gleich geblieben war, an sich gebunden hatte, höhnte mich nicht das Schicksal, indem es mir ein Glück vorgegaukelt hatte, das nie mein sein sollte? Ich war ja ärmer denn zuvor! Damals blieb mir die Hoffnung auf Besseres, jetzt gähnte vor mir die Öde eines ganzen Lebens.

Aber ich war keine genügsame Natur, ich begehrte meinen Glücksanteil. Wie oft betrachtete ich prüfend meinen Gatten, und bittere Empfindungen stiegen in mir auf; wie oft empfand ich ein Gefühl der Abneigung! Nein, uns verband nichts mehr denn äußerer Schein, äußere Gewohnheit.

Und ich schaute nur mich, ich sah andere glücklich, ich sah aber auch andere leiden. Ich begann Verständnis und Neigung außerhalb des Hauses zu suchen. Bisher hatte ich derartiges nicht begehrt, mein Gatte sollte mein bester Freund, mein Heim mein Ein und Alles sein. Jetzt ward es anders.

Ich forschte ungeduldig unter meiner Umgebung, und man kam mir entgegen. Ich fand manche Freunde, man erbot sich, mich zu trösten.

Mein Seelenzustand mag auch wohl jenen nicht entgangen sein, denen gegenüber ich mich nicht offen aussprach; ich war ja stets eine impulsive Natur. Man machte mir die Cour, ich sah oft meine nahen Freunde bei mir. Mein Mann war sehr damit einverstanden, er gewann die Überzeugung, daß ich nun, wie er sich ausdrückte, vernünftig geworden sei. Statt dessen suchte ich mich nur zu betäuben, mit unruhiger Hast suchend — suchend!

Eine neue Welt that sich vor mir auf, ich sah den Lebensgenuß in gar mancherlei Gestalt. Eine unverstandene Frau — wie interessant und bequem zugleich! Oft fand ich Gefallen an diesem und jenem, aber wenn ich eine mir verwandte Seele gefunden zu haben meinte, sprach mein Verstand das wehrende Wort, und ich sah Fehler, Eigenschaften, Wünsche, die mich zurückstießen.

Die frohe Zuversicht des Glaubens schwand. Noch betete ich täglich mit dem Herzen, aber das schwärmerische Kindesgefühl hatte sich in forderndes Ungestüm gewandelt. Wenn Gott mich liebte, sollte er mich von der Leere dieses Lebens befreien, alles in mir bäumte sich immer widerwilliger dagegen auf!

Sie werden vielleicht einwenden, ich sei nicht arm gewesen, da ich mein Kind hatte. Gottlob, daß dem so war, aber Mutter sein, Mutterempfinden ist ein Paradies für sich. Es war auch mein Heiligtum, das ich sorgsam schützte. In diesen Garten drang kein Mißton, hier wucherte kein Unkraut; sorgsam pflegte ich jedes Pflänzchen, je weniger mein Mann die keimende Kindesseele verstand, und alle Freude, die mir wurde, sproßte in ihm. Aber eine Natur wie die meine konnte dies nicht ganz ausfüllen. Mein Kind war noch klein, ich wollte nicht bloß geben, sondern auch nehmen, und ich war Weib, ein leidenschaftliches, phantasievolles Weib, und williges Sichbeugen unter die zufälligen Launen des Schicksals war für mich von jeher eine schwer zu lernende Kunst.

Noch riß und zerrte ich innerlich an der Kette, als mein Gatte versetzt wurde. Ich bedauerte das aufrichtig, hieß es doch auch meinen gewonnenen Freundeskreis aufgeben, neue Menschen kennen lernen, mit ihnen rechnen.

In der neuen Garnison blieb unser häusliches Leben unverändert, und auch hier war mein Mann bemüht, möglichst bald festen Fuß in der Gesellschaft zu fassen. Unser Kreis erweiterte sich, wir gingen oft aus und empfingen Besuche. Bei einer dieser Gelegenheiten, wenige Wochen nach meiner Ankunft, lernte ich auch den Mann kennen, der fortan den Mittelpunkt meines Lebens bilden sollte.

O, wie deutlich sehe ich jenen Abend vor mir, wie wohl erinnere ich mich jedes Wortes! Er war Beamter an der dortigen Regierung und verheiratet. Doch mein geschärftes Auge entdeckte bald, daß auch sie nur nebeneinander hergingen, daß sie, die nüchterne, pedantische Frau, nicht geschaffen war, diese Feuerseele zu beglücken, diesen Mann mit der glühenden, leidenschaftlichen Phantasie, mit allem ausgestattet, was zu bezaubern vermag!

Und wie ganz wußte er mich zu gewinnen! Stundenlang saßen wir nebeneinander in anregender Unterhaltung; alles, was in mir lebte, was zu verkümmern gedroht hatte, es erstand neu, es drängte sich diesem mir verwandten Geiste entgegen. Neue Wärme, neuer Sonnenschein durchflutete mein Inneres, ich lebte von diesem Zusammensein.

Und doch mehrte sich die fiebernde Unrast, doch drängte sich in unser Zusammensein etwas Heimliches, Unausgesprochenes! Ich las es in seinem Blick, ich empfand es im eigenen, so stürmisch klopfenden Herzen! Das Glück, das Glück, es pochte an, es stand vor der Thür! Ihm aufmachen, hieß sündigen, schuldig werden, aber auch selig sein. Es war da, es bat so beredt, so überzeugend, und ich — ich war zu schwach, um zu widerstehen.

Unselig selige Wochen, die nun folgten! Wer vermag sie zu ermessen all die Qual und Wonne ungezügelter Leidenschaft, wer, der sie nicht selbst gekannt hat? Mein Mann blieb ahnungslos, und da er sich überhaupt sehr wenig um mich kümmerte, fiel ihm nichts in meinem Wesen auf. Bereute ich ihm gegenüber? Ich weiß es nicht recht zu sagen.

Aber war ich denn glücklich, sah ich nicht auch hier manche Mängel, war es nicht nur ein unrechtmäßig Gut? Wohl hatte ich früher den Gedanken der Scheidung erwogen — damals hätten meine Gründe schwerlich bei den Eltern und dem Gatten Gehör gefunden — jetzt hieß es mich einer großen Schuld zeihen und dann Trennung von dem Kinde!

Und der Mann, den ich liebte, er war gleich mir gebunden, er hatte eine reiche Frau geheiratet, er war von ihr abhängig, und sie liebte ihn — die Folgen nicht zu übersehen! Ich war ja so willenlos, so schwach in seinen Händen, immer neu von ihm beherrscht, und seine Worte überzeugten mich. Sie überredeten mich noch, als mir eine erschreckende, angstvolle Gewißheit wurde, als ich mich Mutter fühlte — Mutter seines Kindes.

Lassen Sie mich schweigen über die Monate, die nun folgten, lassen Sie den Schleier gebreitet sein über all das, was in meinem Inneren rang und gärte! Er hatte kein Kind, die Aussicht darauf war für ihn eine Freude. Und wenn ich mich von meinem Mann getrennt hätte, wenn wir uns geheiratet hätten, wären wir glücklicher geworden? Sagte nicht jener, der mir teuer, daß dem Zwang, der Eintönigkeit der Ehe in seinen Augen die Liebe zum Opfer fallen müsse? War er nicht wie ein seltener, schillernder Falter in mein Leben geflattert, zu unstät, zu eigenartig, um in Treue auf ihn zu bauen? Und doch gehörte ihm meine heiße Leidenschaft, doch war ich ein Nichts in seinen Händen, zitternd, ihn zu verlieren. Aber auch diese Stunde kam, schneller, unvermuteter, als ich gedacht.

Er sollte nur ein halbes Jahr in dienstlichen Angelegenheiten abwesend sein, dann wiederkehren. Trotzdem, was galt mir die Länge der Zeit, wenn ich ihn überhaupt missen sollte, jetzt, wo ich täglich seiner bedurfte, und er mir hindurchhelfen sollte durch die Nacht banger, sorgender Gedanken und Zweifel angesichts der Erwartung des Kommenden.

Wenige Wochen, nachdem er geschieden war, wurde ich Mutter eines Mädchens — Olga. Wie zahllose Thränen netzten das Gesicht des unschuldigen Kindes! Ich durchforschte sein Antlitz, zagend und hoffend zugleich, andere geliebte Züge darin zu finden. Mein Mann zeigte sich liebenswürdig erfreut, er ahnte nichts. Jetzt, wo ich keinerlei Ansprüche mehr an ihn stellte, die ihm unbequem und langweilig waren, und er sah, daß ich in Gesellschaft gefiel, schien unsere Ehe ihm wieder willkommener zu sein. Er war bemüht, sich mir angenehm zu zeigen, etwaige Wünsche zu berücksichtigen. Zu spät, zu spät — das Band zwischen uns war zerrissen, die Liebe und Illusion dahin!

Der Körper hielt der wilden Seele nicht

stand, ich kränkelte und lebte nur meinen Kindern. Was die Menschen von mir dachten, von mir sagten — ich wußte es nicht, ahnte es aber aus manchem Wort, manchem Blick. Es ließ mich gleichgültig, ich war geistig und körperlich müde, müde — und er war fern!

Dann kamen Briefe, unregelmäßig, selten. Ihr Inhalt sprunghaft wechselnd, voll jäher Leidenschaft und tiefster Niedergeschlagenheit, zerrissen, unstät wie er selber. Was sie mir gaben, das nahmen sie mir zugleich, ich irrte hin und her zwischen seligem Entzücken und sorgender Pein. Wie war die Zukunft, wo blieb der Friede, der mein Glück schirmen sollte?

Die Zeit verging, schon nahte der Zeitpunkt seiner Rückkehr, und in die Sehnsucht mischte sich die Angst vor dem, was werden solle. Da starb mein Gatte. Ich erhielt die Nachricht durch Fremde; auf einem Rennen war er mit dem Pferde gestürzt. Das Plötzliche dieses Scheidens überwältigte mich, der Tod mildert die Erinnerung, die das Leben geschaffen hat, und ich war schuldig, bewußt schuldiger als er, wenn er auch nicht darunter gelitten hatte.

Meine Eltern eilten zu mir, sie suchten tröstende Worte und konnten sie doch nicht finden, denn was ich innerlich durchlebt hatte, war ihnen fremd. Trotzdem traten sie mir im Herzen näher und räumten mir alle quälenden Äußerlichkeiten aus dem Wege. Raven wurde in Strehlendorf beerdigt, ich sollte dort meinen Wohnsitz nehmen. Ich lehnte es ab. Diese Stätte meiner Kindheit, aus der ich einst hinausgedrängt in jubelndem Hoffen, sie würde mich erdrücken! So wählte ich Potsdam.

Dort gründete ich mir ein Heim, mir und meinen Kindern — ihn hatte ich nicht wiedergesehen.

So war mit einem Schlage mein Leben verändert, und doch müßte ich lügen, wenn ich sagte, daß der Tod meines Mannes eine Lücke auch in mein inneres Dasein gerissen hätte, dafür hatte er mir zu fern gestanden. Ich suchte zu vergessen, mich selbst wieder zu finden, wie ich einst gewesen, ich trachtete innerlich stark und stetig zu werden, und es wurde stiller in mir.

Seitdem sind zwei Jahre verflossen; ich reiste nach Misdroy und lernte Sie kennen. Wir befreundeten uns schnell, und es offenbarte sich mir damit der ganze beglückende Genuß einer edlen, reinen Freundschaft. Ich sah Sie so gut, so ernst, voll idealen, unangetasteten Charakters und Denkens — Sie wußten so wenig von mir, Sie werden jetzt begreifen, daß ich schwieg.

Es waren heitere, glückliche Wochen, die ich verlebte; Sie selbst gewahrten mein Aufleben, und ich wiederum sah allmählich den Wechsel in Ihrem Wesen; war es denkbar, daß Freundschaft einem anderen Empfinden Platz machen sollte? Am letzten Abend sprachen Sie nicht mißzuverstehende, ernste Worte zu mir, Sie gingen aus dem Tanzsaal, ich blieb in peinvollem Sinnen zurück, ringend mit unklaren Entschlüssen. Ich nahm die letzte Nummer der Fremdenliste zur Hand — da las ich einen Namen, so unvergessen, so schicksalsschwer — den Namen des Mannes, mit dem mein Geschick so eng verknüpft ist. Und die Buchstaben, sie wuchsen, riesengroß standen sie vor meinen entsetzten Augen — nur weg, weg!

Meine schnelle Abreise, sie war eine Flucht! Ich floh vor Ihnen, weil ich hoffte, Sie würden mich vergessen, ich floh vor ihm, weil ich das Begegnen scheute; denn da unten in meinem Herzen lebt noch etwas, das ich tot geglaubt und das ich zu fürchten gelernt hatte.

Ich bin zu Ende, ich habe nichts mehr zu sagen.

Wohl kam mir dazwischen der Gedanke, mich hineinzuflüchten in den Frieden und Schutz Ihrer Liebe, denn Sie sind mir lieb und teuer geworden; aber ich wußte, daß es schlecht, daß es vermessen gewesen wäre, und daß, wenn Sie je die Wahrheit erführen, Sie mir nie vergeben würden.

Darum schrieb ich diese Zeilen, darum werden sich von heute unsere Wege trennen. Wenn ich Ihnen Schmerz bereite, so denken Sie daran, daß auch ich leide, und zürnen Sie mir nicht! Haben Sie nochmals Dank, innigen Dank für das, was Sie mir gegeben haben, und möchten Sie einst alles Glück finden, das ich vergebens für mich begehrt habe.

Erna Raven."

* * *

Pilsen ließ die Blätter sinken und vergrub das Gesicht in die Hände. Ihm war zu Mut, wie jemand, der fällt — fällt, unaufhaltsam, klaftertief. Da lag sein Ideal am Boden, beschmutzt, entblättert, und mit ihm der Traum seines Glückes — es zerriß, zerflatterte in nebelhafter, lichtloser Ferne.

Er stand auf und durchmaß das Zimmer. Wie sehr hatte er sie geliebt, wie voll ihr vertraut! Aber das war nun vorbei, ganz vorbei, und er war ein blinder, gläubiger Thor gewesen. Er fuhr mit der Hand durch die Luft, als wolle er etwas wegschieben, auslöschen.

Dort auf dem Tische lag ihr Bekenntnis! Gleich schwarzen Kobolden schienen die Buchstaben höhnisch zu ihm herüberzuschielen.

Und wenn er sie trotzdem bat, die Seine zu werden, sie stützen und halten wollte mit seiner Liebe, so lebte doch er, jener Mann, dem sie gehört, ganz, rückhaltlos; plötzlich, unvermittelt konnte er in ihrem Leben auftauchen!

Würde die Erinnerung dann nicht neues Leben gewinnen, hatte sie selbst nicht auf diese Möglichkeit hingewiesen? Und das Kind war da, ein täglich strafendes Zeugnis. Sein Dasein schlang ein unlösbares Band um jene beiden, unlösbar selbst dann, wenn die Erinnerung nur ein Gespenst geworden war, das man scheut und nicht mehr liebt. Nein, sie hatte recht, da hinüber gab es für ihn keine Brücke.

Er trat ans Fenster. Der Sturm hatte sich gelegt, leise nur noch rauschten die Wipfel der Bäume; so würde es auch wieder in ihm still werden — still und einsam, wie es bisher gewesen.

Noch vor wenigen Tagen hatte er neben ihr gestanden in freudigem Sinnen und Hoffen. Ihr Bild tauchte vor ihm auf, das blasse Gesicht, ihre großen, oft so traurigen Augen, deren Rätsel nun gelöst waren — sie schienen zu bitten, zu klagen.

War es an ihm, zu verdammen, an ihm, den das Leben so viel ebener geführt hatte als diese Frau mit dem weichen, leidenschaftlichen Herzen?

Nein, wahrlich, nicht ihre Schuld allein blieb es! Und es stieg in ihm empor ungesucht, ungehemmt, es drängte die Thränen in seine Augen — das heiße Mitleid mit ihr, die er so sehr geliebt, der bittere Schmerz, daß er sie so verloren!





Der Rote Turm am siebenbürgischen Eingange des Roten-Turm-Passes.

Reiseeindrücke aus Ungarn und Siebenbürgen.

Von

Theobald Fischer.

(Nachdruck ist untersagt.)

So alt und eng unsere Beziehungen zu Siebenbürgen wegen seiner zum Teil deutschen Bevölkerung auch sind, so zahlreichen Reichsdeutschen man auch heute dort begegnet, meist infolge persönlicher Beziehungen, so wenig bekannt ist das Land und seine Bewohner doch noch in weiten Kreisen bei uns, so wenig Verständnis bringen wir den Vorgängen dort wie in Ungarn entgegen. Und doch gehen uns diese Vorgänge recht viel an! Ungarn liegt uns so nahe, ist geographisch so eng auf uns angewiesen, beherbergt unter seiner buntgemischten Bevölkerung noch immer, allen Magyarisierungsmaßregeln zum Trotz, mehr als zwei Millionen Deutsche, deutsche Sprache und Kultur spielt heute daselbst noch eine so große Rolle, daß alle dortigen Vorgänge uns unbedingt in Mitleidenschaft ziehen müssen.

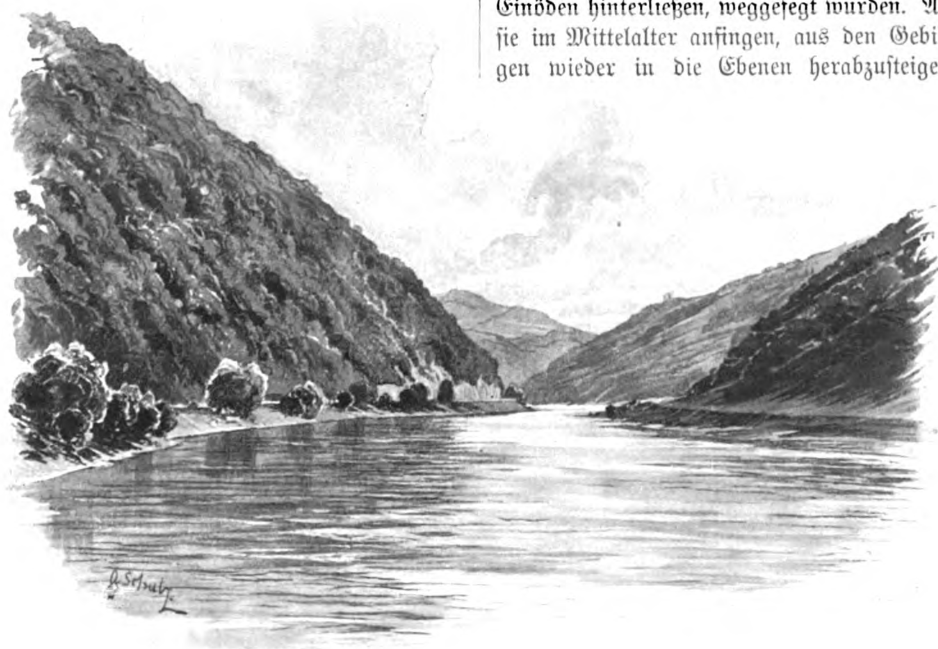
Es dürfte daher auch heute noch nicht überflüssig sein, hier einige Eindrücke wiederzugeben, die ich im Sommer vorigen Jahres auf einer Reise in Siebenbürgen sammeln konnte, die mich in enge Berührung mit sehr vielen Landesbewohnern gebracht hat, auch dadurch gut vorbereitet war, daß ich im Laufe von dreißig Jahren bei wiederholten Reisen durch Ungarn und durch eingehende litterarische Studien über Ungarn und Siebenbürgen mir eine umfassende Kenntnis dieser Länder erworben hatte.

Siebenbürgen ist als ein Teil der Karpatenländer ein Teil von Ungarn, besitzt aber diesem gegenüber ausgeprägte individuelle Züge. Wenn wir Ungarn ein Land nennen, so ist Siebenbürgen eine Landschaft. Der Eindruck eines geographisch anders gearteten Gebietes muß sich auch dem nicht

geographisch zu sehen gewöhnten Reisenden aufdrängen, wenn er aus den weiten, namentlich im Spätsommer steppenartig öden Ebenen des ungarischen Alföld durch das Thal eines der aus Siebenbürgen hervorbrechenden Flüsse, des Marosch, Körösch oder Szamosch, die eben Siebenbürgen in so enge Beziehungen zu Ungarn setzen, in diese auch dann noch frisch grüne, wald- und wasserreiche Gebirgsbastion eindringt. Und vollends wenn er, etwa das Marosch-Thal benutzend, jenseits eines Gürtels magyarischer und romänischer Minder- oder Unkultur, hinter dem waldreichen Gebirgswalle (daher Transsilvania) in dem hügeligen Hochlande Inner-Siebenbürgens die sauberen, den Eindruck hoher Gesittung machenden Städte und Dörfer der evangelischen Sachsen betritt.

Siebenbürgen ist eine weit nach Südosten, gegen die untere Donau und das Schwarze Meer vorgeschobene Gebirgsbastion Ungarns, ja Mitteleuropas, als solche von den Tiefebenen an der unteren Donau her schwer, von der niederungarischen, zu deren Verteidigung sie von der Natur bestimmt worden zu sein scheint, wesentlich leichter zu ersteigen. Alle drei Völker, welche Siebenbürgen bewohnen, sind ihrem Vorhandensein und ihrer Verteilung nach geographisch, durch die Einzelzüge der Bodenplastik dieses so vielseitig anziehenden Landes bedingt.

Die der Zahl nach wohl überwiegenden, aber der Kultur nach, so bedeutende Fortschritte sie auch machen, und wirtschaftlich noch immer minderwertigen Romänen sind die ältesten. Sie sind die Nachkommen jenes bunten, in der römischen Kaiserzeit romanisierten Völkergemisches, das das alte Dacien bewohnte. Wie in den Gebirgen der südosteuropäischen Halbinsel sich diese eine romanische Sprache redenden Völkerbruchstücke vielfach erhielten, so auch in den Waldgebirgen Siebenbürgens, wo sie, wie zum Teil noch heute, von ihren Herden lebten, während sie aus den mehr offenen Landschaften Inner-Siebenbürgens von den Stürmen der Völkerwanderung, die hier große menschenleere Einöden hinterließen, weggefegt wurden. Als sie im Mittelalter anfingen, aus den Gebirgen wieder in die Ebenen herabzusteigen, fanden sie diese von den inzwischen eingewanderten magyarischen Szeklern und von den Deutschen bewohnt, zwischen welche, meist als Hörige derselben, sich einzuschieben die Fülle des menschenleeren Raumes erlaubte.



Im Roten-Turm-Passe (Durchbruchsthal des Alt).

kinderreich und auch heute noch unglaublich bedürfnislos haben sie sich um so rascher vermehrt, als sie das bei einem Hirtenleben leicht durchzuführende System, sich im Falle der Gefahr in die waldigen Gebirge zurückzuziehen, auch in der Türkenzeit und bei den unaufhörlichen inneren Unruhen beibehielten. So sind heute von den 2250000 Bewohnern Siebenbürgens 1250000 Romänen. Unaufhaltsam dringen diese nach allen Seiten hin, namentlich auch gegen die niederungarische Tiefebene vor.

Diese auf geographischer Einsicht beruhende, aber von vielen geteilte Anschauung über die Herkunft der Romänen Siebenbürgens ist mir im Lande selbst noch mehr befestigt worden; ich weiß aber sehr wohl, daß ihr zum Teil von wissenschaftlicher, noch mehr aber von national beeinflußter Seite widersprochen wird. Die Gegner lassen die Romänen erst im Mittelalter von der südosteuropäischen Halbinsel her einwandern. Immerhin kann man noch heute sagen, je ebener und offener das Land in Siebenbürgen ist, um so weniger ist es von Romänen bewohnt. Auch die Szekler sind bodenplastisch bedingt. Sie bewohnen den abgeschlossensten, weltentlegensten Teil Siebenbürgens, die große, überwiegend vom Alt entwässerte, noch heute von waldbedeckten, hohen Gebirgskämmen eingeschlossene Hohlform an der Ostgrenze des Landes, die dadurch entstand, daß sich an der inneren Abbruchsseite der siebenbürgischen Karpaten auf lang gestreckten Bruchspalten eine wahre Gebirgskette (Hargitta) aus jungeruptiven Gesteinen dem Karpatenwalle parallel auftürmte. In diesen versteckten Erdwinkel flüchtete sich ein versprengter Magyarenschwarm, der erst nach Jahrhunderten wieder mit der inzwischen in das Alföld eingewanderten Hauptmasse des Volkes in Beziehungen trat. Zu ihnen kamen nach der Eroberung über das ganze Land verteilte großgrundbesitzende magyarische Adelsfamilien und namentlich in der neuesten Zeit vom Szamosch- und Körösch-Thale her eingewanderte Magyaren oder magyarisierte und magyarische Beamte der verschiedensten Art hinzu. Immerhin machen alle Magyaren nur etwa siebenundzwanzig Prozent der Bewohner Siebenbürgens aus, also noch weniger als in Ungarn.



Sächsische Frauen aus Petersberg bei Kronstadt.

Ebenso ist die Verteilung der Deutschen von der Oberflächengestalt des Landes be-

dingt. Die Deutschen wurden im zwölften und dreizehnten Jahrhundert von einsichtigen magyarischen Königen als Träger höherer Gesittung in das Land gerufen und mit mancherlei Vorrechten ausgestattet, um vor allem das Land als Grenzwächter gegen die Einbrüche wilder Barbaren von Südosten her zu schützen. Sprachliche Untersuchungen haben festgestellt, daß sie aus der Moselgegend bis gegen die Eifel und Luxemburg hin, andererseits auch aus dem unteren Lahn- und dem Dill-Gebiet herstammen müssen. Diese „Sachsen“ genannten deutschen Ansiedler sitzen daher vorzugsweise längs der Südgrenze, wo zwei ihrer Siedelungen, Hermannstadt und Kronstadt, besondere Bedeutung erlangt haben, weil in ihnen die Wege über die Karpatenpässe, die sie verteidigen sollten, zusammenliefen. Ähnlich liegt im Norden Bistritz, die dritte namhafte deutsche Stadt Siebenbürgens, zu den nach der Bukowina und der nördlichen Moldau führenden Karpatenstraßen. Andere, wie das malerische Schäßburg und Mediasch, liegen an einer ostwestlichen, vom Thale der großen Kokel gebildeten Verkehrslinie. Jene drei deckten also als Festungen, als welche sie besonders in den Türkenkriegen eine Rolle gespielt haben, die Süd- und Ostgrenze des Landes.

Namentlich lag den Hermannstädtern die Verteidigung des bequemsten Zuganges des Landes von der unteren Donau her ob, des Roten-Turm-Passes, dessen Name auf einen alten Festungsturm am Eingang in das enge Thal hinweist, in welchem der Alt die ganze Kette des südlichen Gebirgswalles fast bis an die Sohle durchbrochen hat. Der heute noch erkennbare rote Anstrich, der dem Turm den Namen gab, soll ursprünglich mit Türkenblut gemacht worden sein. Zwei starke sächsische Burgen, von denen noch Trümmer erhalten sind, die Lauterburg und die Landskrone, verteidigten noch weiter diesen wichtigsten Eingang in das Land. Diese Lage war aber auch günstig für friedlichen Verkehr, und so wurden diese Sachsenstädte als Sitze des Handels und des Gewerbes, das hier ähnlich wie in unseren Reichsstädten des Mittelalters rasch aufblühte und nicht nur die Umgebung, sondern weithin nach Südosten die noch barbarischen Länder mit Erzeugnissen deutschen Gewerbfleißes versah, volkreich und wohlhabend.



Sächsische Bauern aus der Gegend von Hermannstadt.

Aber immerhin waren und sind die Sachsen in erster Linie Ackerbauer, denn sie bewohnen außerordentlich fruchtbare Gebiete. Besonders gilt dies von dem Burzenlande, der weiten Ebene nördlich von Kronstadt. Die Sachsen sind somit ein Volk von Bürgern und

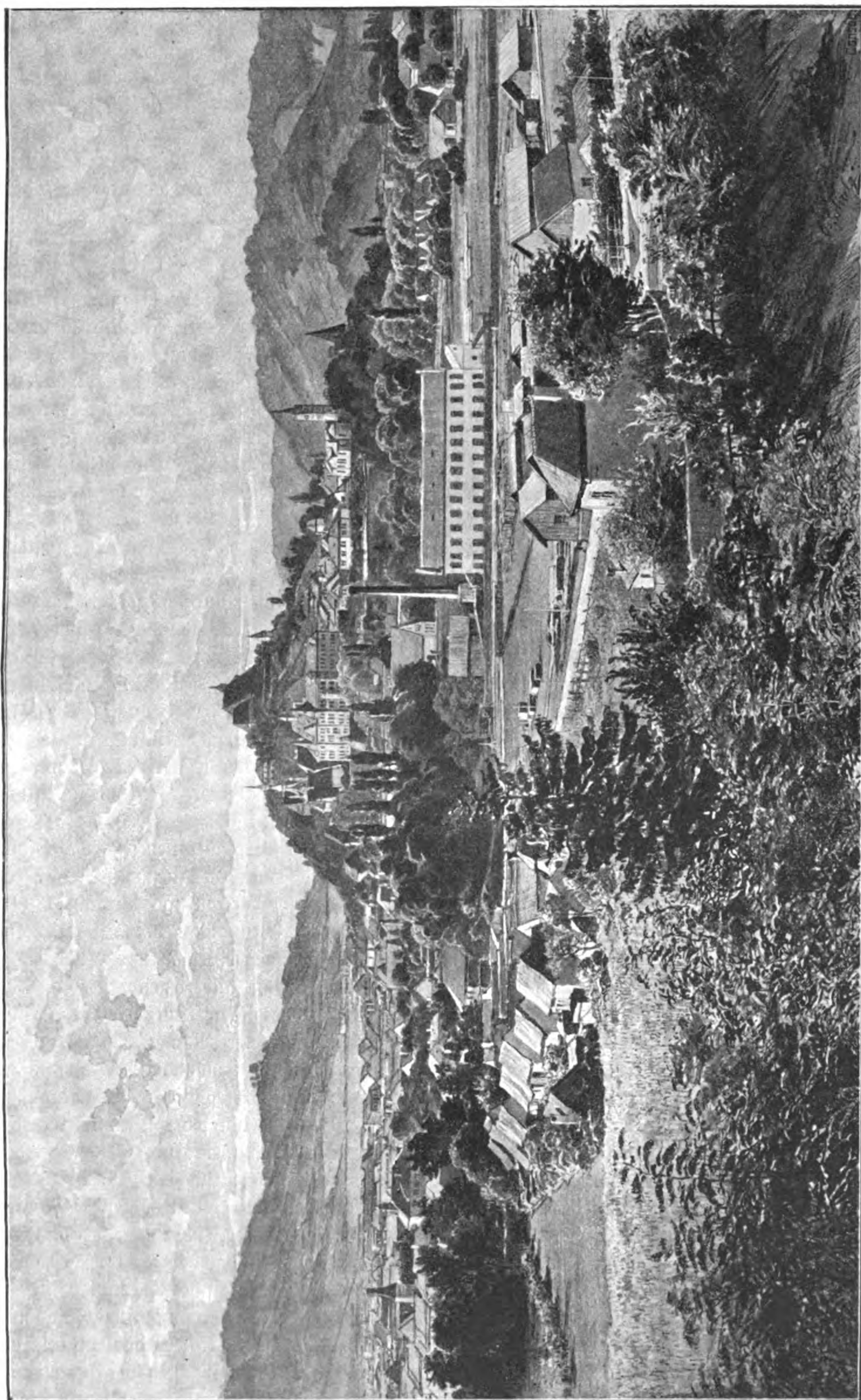
Bauern. Adel giebt es auf dem ehemaligen Königsboden, den die Sachsen nach eigenen Gesetzen und selbständiger Verwaltung bewohnten, nicht. Einzelne deutsche Siedelungen sind wohl auch an Bergbau oder an Ausbeutung der Salzvorkommen, an denen Inner-Siebenbürgen so reich ist, gebunden gewesen.

Die sächsischen Siedelungen schützten also das Land gegen äußere Feinde, ihnen mußten daher in erster Linie die Angriffe der Türken und anderer Feinde gelten. Bei den Sachsen war aber auch reiche Beute zu holen, und dies spornte die Türken und das (nicht selten fürstliche) Raubgesindel im Lande selbst noch besonders an. Die Blätter der Geschichte dieses kleinen deutschen Stammes sind daher angefüllt mit Berichten tapferer Thaten und zäher Verteidigung, aber auch furchtbarer Not und Verwüstung. Wurden doch bei einem einzigen Türkeneinfall 70000 Menschen mit hinweggeschleppt! Es ist daher wie ein Wunder, daß es hier überhaupt noch Deutsche giebt, wenn auch viele deutsche Siedelungen in jener wilden Zeit dauernd vernichtet und das Deutschtum furchtbar geschwächt worden ist. Weisen doch häufig nur noch deutsche Namen auf ihre Gründung durch Deutsche hin. Die furchtbaren Kriegsstürme haben ihre Bewohner vernichtet. Viele erlagen bereits kurze Zeit nach der Gründung dem Mongoleneinbruch. Diese Unerschrockenheit und Zähigkeit giebt uns auch die Gewähr, daß die Sachsen den Ansturm des magyarischen Chauvinismus aushalten werden. Er wird erlahmen, ehe er sein Ziel erreicht hat. Aber das nationale Bewußtsein des ganzen deutschen Volkes muß als Helfer hinter den Sachsen stehen!

Daß diese tapferen deutschen Männer, die das wüste Land, mit dem Schwert in der einen, dem Pfluge in der anderen Hand, mitteleuropäischer Gesittung gewonnen haben, als Vorbilder für die anderen Völker Siebenbürgens, mit echt deutscher Treue ihre Aufgabe, das Land gegen äußere Feinde zu schützen, erfüllt haben, das prägt sich noch heute in dem Charakter ihrer Siedelungen aus. Nicht so sehr der Städte, obwohl man besonders in Kronstadt, Hermannstadt und Schäßburg noch malerische Reste der alten Befestigungen sehen kann, als ganz besonders der Dörfer.

Die deutschen Dörfer Siebenbürgens lassen meist noch ihre ursprüngliche Anlage als Kolonistendörfer erkennen, wie ich in allen Landesteilen habe feststellen können, da es mir ganz besonders darauf ankam, den Kern des Sachsenvolkes, die Bauern, ihre Art zu wohnen u. s. w. kennen zu lernen. Selbst Dörfer, von denen es genau bekannt ist, daß sie erst im vorigen Jahrhundert an ihrer heutigen Stelle wieder aufgebaut worden sind, zeigen die alte Anlage: alle Höfe liegen mit ihrer Schmalseite an der langen, breiten, oft zu beiden Seiten mit Reihen von Obstbäumen besetzten Dorfstraße, heute meist Landstraße, die Giebelseite des Wohnhauses der Straße zugekehrt, daneben eine schmale Eingangsthür und die hohe überwölbte Thoreinfahrt. An den vorderen Hof schließt sich meist noch ein hinterer, an diesen der Baumgarten an, aus welchem man auf das Feld gelangt. Der größte Teil der Feldflur, im Sächsischen Hattert genannt, ist allerdings Gemeindebesitz. Die meisten Dörfer haben sehr große Hatterte, die allerdings dann überwiegend Weideland und Wald sind, aber Raum für noch ein paar durch die jüngeren Söhne zu besiedelnde Dörfer bieten. In der Mitte erweitert sich die Dorfstraße meist zu einem großen Platze, auf welchem die Kirche steht, daneben der Pfarrhof und die Schule. An der besseren Pflege der Äcker erkennt man sofort, auch wenn man das Dorf noch nicht sieht, daß man eine sächsische Feldflur betreten hat, noch mehr aber an der Regelmäßigkeit der Dorfanlage, der Größe und Sauberkeit der Häuser und Höfe, wie des ganzen Dorfes, vor allem aber an der Kirche.

Die meist große und stattliche, häufig innen und außen architektonisch geschmückte Kirche liegt nämlich noch heute oft inmitten eines Kirchenkastells, das zuweilen von doppelter, ja dreifacher Ringmauer, wie in Tartlau bei Kronstadt, mit mächtigen Türmen und einem tiefen Graben ringsum gebildet wird. Der Turm, an dem man daher schon von weitem das sächsische Dorf erkennt, und der Chor sind auch noch zur Verteidigung eingerichtet. Durch ein doppeltes und dreifaches Verteidigungsthor gelangt man ins Innere der kleinen Festung. Diese schließt nicht selten auch den Pfarrhof ein, stets aber die Vor-



Ansicht von Schäßburg.

ratskammern aller Bauernhöfe. Unter fortlaufendem Dache, unmittelbar unter dem Wallgange sind diese angebracht, oft in zwei, ja mehr Stockwerken übereinander. Stets verproviantiert, konnten diese Bauernburgen im Augenblick der Gefahr die gesamte Bevölkerung mit ihrer beweglichen Habe aufnehmen, während die Romänen ihre, wenigstens außerhalb des Kultureinflusses der Sachsen, noch heute aus elenden Hütten, wie ich sie kaum in den abgelegensten Gegenden Bulgariens gesehen habe, bestehenden Dörfer im Stiche ließen. Noch heute werden viele dieser Bauernburgen zur Aufbewahrung der Getreide- und Speckvorräte benutzt und daher in baulichem Zustande erhalten. Ein Wächter beschützt den Eingang, im Inneren fand ich aber meist alles unverschlossen, so daß ich den Bestand der Vorräte feststellen konnte.

Wo das Gelände günstig ist, da liegen diese Bauernburgen auf steilen, leicht zu verteidigenden Höhen, so daß sie darin unseren Ritterburgen ähneln, wie die Stolzenburg nördlich, Michelsberg südwestlich von Hermannstadt und vor allem die Rosenauer Burg südwestlich von Kronstadt. Auf 771 Meter hohem, geräumigem Kalkfelsen, 150 Meter über dem am Fuße und am Rande des Gebirges in der Burzenländer Ebene gelegenen großen Dorfe Rosenau liegt diese Burg, auf der noch heute ein altes Ehepaar des Amtes als Thorwart und Feuerwächter waltet und zum Zeichen der Wachsamkeit nachts alle Stunden an die Glocke schlagen muß. Doch ist diese Burg jetzt in Verfall. Ein tiefer Brunnen, der bis auf die Thalsohle niedergeführt ist und der erst die Feste uneinnehmbar machte, zeugt von der trotzigen Thatkraft dieser Bauern. Andererseits giebt ein mächtiger, wohl nie ganz vollendeter Kirchenbau auf der Stolzenburg Zeugnis von ihrer Gottesfurcht. An der ganzen Südgrenze von Siebenbürgen in einem breiten Gürtel besaß wohl jedes deutsche Dorf sein Kastell, so daß wir heute sagen würden, das Land war hier gegen die Angriffe der Türken durch einen doppelten und dreifachen Gürtel von Festungen und Sperrforts gesichert, die sich meist auch durch Signale miteinander zu verständigen vermochten.

Was das Kirchenkastell gegen einen rohen Feind von außen leisten sollte, der, obwohl andersgläubig, doch nur Gut und Leben bedrohte, das muß heute das evangelische Pfarrhaus gegen die deutschfeindlichen Inhaber der Staatsgewalt leisten. Es ist die Burg des Deutschtums, es schützt die Seelen gegen den magyarischen Chauvinismus, der längst vergessen hat, was die Magyaren unter dem österreichischen Absolutismus zu leiden gehabt haben, und seinerseits die brutalste, die beschworene Verfassung, Recht und Gesetz mit Füßen tretende Willkürherrschaft gegen alle Nichtmagyaren, aber ganz besonders gegen alle Deutschen ausübt. Die Möglichkeit, das zu thun, erlaubt ihm der Sieg Preußens über Österreich, der die Magyaren zu Herren Ungarns gemacht, erlaubt ihm das Bündnis mit uns, das ihm Frieden sichert und diesem Treiben Schutz gewährt. Und zum Dank dafür magyarisiert man nun die Namen aller von Deutschen gegründeten Städte und Dörfer, auch wenn nicht ein Magyare weit und breit vorhanden ist, ja man fälscht die Civilstandsregister, indem man jeden deutschen Namen magyarisiert. Wie viele deutsche Eltern in Ungarn haben mir gesagt: Unsere erste Sorge für unsere Kinder muß jetzt sein, ihnen Namen zu geben, die in keiner Weise magyarisiert werden können.

Unter diesen Verhältnissen ist der Pfarrer, der die Taufe vollzieht und das Kirchenbuch führt, der einzige Bewahrer der ehrlichen deutschen Namen. Überall im Lande hört man die Klage und erhält man die Beweise, daß alle irgendwie von der Regierung abhängigen Deutschen bei Verlust ihrer Stellung ihre Namen magyarisieren und ihre Kinder in magyarischer Schule zu Magyaren erziehen müssen; als Magyare gezählt wird ohnehin jeder Beamte, welcher Nationalität er auch angehören mag.

Dies wie namentlich der Übertritt der etwa dreiviertel Millionen zählenden Israeliten, die in kurzer Zeit auch sämtlich, nicht selten freilich zwangsweise, ihre deutschen Namen mit magyarischen vertauscht haben werden, und zahlreiche absichtliche Fälschungen der Aufnahmen erklären das anscheinend erstaunlich schnelle Anwachsen der Magyaren, die thatsächlich nur ein Drittel der Bewohner Ungarns ausmachen und, wie sich nach-



Sächsisches Ehepaar aus der Gegend von Schäßburg.

weisen läßt, namentlich wegen ungeheurer Kindersterblichkeit sich sehr langsam aus sich heraus vermehren. Für den magyarischen Chauvinismus ist es ja auch unerträglich, daß alle, ausnahmslos alle die prächtigen Bauwerke, mit denen die Prunkstädte Ofen-Pest geschmückt werden, von deutschen Baumeistern erbaut, von deutschen Künstlern geschmückt worden sind und ähnlich im gesamten geistigen und wirtschaftlichen Leben Ungarns überall deutsche oder noch gestern deutsche Namen glänzen! Dieser magyarische Chauvinismus redet sich selbst ein und sucht mit allen Mitteln die Fiktion zur Annahme zu bringen, daß man, um ein guter ungarischer Staatsbürger zu sein, das eigene Volkstum mit dem magyarischen vertauschen müsse. Namentlich gilt es den wertvollsten Staatsbürgern Ungarns, den Deutschen oder, wie der Magyare sie nennt, indem er den Namen eines der edelsten deutschen Stämme als Schimpfwort zu gebrauchen sich erdreistet, den Schwaben. Wie ungeheuer der Hochmut der magyarischen Chauvinisten ist, das zeigt die verächtliche Äußerung eines solchen, als er die Vorbereitungen zum Empfang eines Erzherzogs sah: was man von einem Schwaben so viel Aufhebens mache! Damit steht in Einklang, daß unlängst einer der höchststehenden Beamten öffentlich bei einem feierlichen Bankett bei dem Hoch auf den König einen Zusatz machte, der den Sinn hatte: so lange er unseren Willen thut. Nun, das Gleiche sprach ja auch der ungarische Ministerpräsident Banffy den sächsischen Frauen gegenüber aus: die Politik machen wir, nicht der König. Man glaube doch ja nicht, daß die Habsburger bei den Magyaren beliebt seien! Das Gegenteil ist der Fall, der Haß gegen die ehemaligen absolutistischen Herren ist tief gewurzelt. Wie 1848 wird man sich ihrer entledigen in dem Augenblicke, wo man glaubt, sie nicht mehr zu brauchen. Es

mehrt sich ja, gottlob, die Zahl der Reichsdeutschen, welche Ungarn und Siebenbürgen aus eigener Anschauung kennen lernen wollen, von Jahr zu Jahr, und damit wird das mit allen Mitteln geschaffene Lügensystem



Sachsenmädchen in Bistritzer Tracht.

von der Deutschfreundlichkeit der Magyaren und von der Vortrefflichkeit der ungarischen Einrichtungen immer hinfälliger. Lasen wir doch vor kurzem Lobeshymnen über die ausgezeichneten Verkehrseinrichtungen Ungarns. Nichts als Potemkinsche Dörfer! nur zur Täuschung des Auslands berechnet! Man gehe nur hinaus aus dem vielgepriesenen Ofen-Pest! Kann man sich vorstellen, daß es dort geschlossene Orte mit drei- bis viertausend gesitteten deutschen Einwohnern giebt, also Städte nach unseren Begriffen, die noch von keinem Postwagen erreicht werden, auch nicht die Spur einer Postanstalt besitzen, ja in denen ein Briefkasten ein unbekanntes Ding ist! Die Gemeinde muß einen Boten anstellen, der dreimal in der Woche die Post von der nächsten, meist recht weit entfernten Stadt holt und zu ihr hinbringt, und der Notar, das heißt ein zwar von der Gemeinde bezahlter, aber ganz vom Obergespan, der ihn, wie viele Beispiele belegen können, nach Willkür ein- und absetzt, abhängiger Unterbeamter mit Tertianerbildung, empfängt und fertigt den Boten ab, wann es ihm beliebt, nimmt alle abgehenden und ankommenden Briefe in Empfang und liest sie, wenn es ihm gut scheint. Daß er das wirklich thut, selbst wo der Vorwand der Überwachung angeblicher staatsgefährlicher Umtriebe nicht in Frage kommt, daß das Briefgeheimnis in Ungarn verletzt wird, davon können jeden Augenblick Beweise die Fülle beigebracht werden. Das ist der Kulturstaat Ungarn!

Das Reisen in Siebenbürgen ist noch immer etwas anstrengender als in Deutschland, da das Eisenbahnnetz noch sehr dünnmaschig ist und auf den meisten Linien nur zwei Züge täglich verkehren. Das dürfte

allerdings auch vorläufig dem Bedürfnis der außerordentlich dünnen — eine Folge der ewigen verheerenden Kriege, von häufigen Epidemien und schlechter Verwaltung, die sogar die Bewohner des menschenarmen Landes zur Auswanderung treibt — und, abgesehen von den Deutschen, sehr kulturrückständigen Bevölkerung genügen. Siebenbürgen ist fast durchaus, wenn auch vielleicht nicht in gleichem Maße wie Ungarn, ein überaus fruchtbares Land, das mindestens die dreifache Bevölkerung zu ernähren vermöchte. Drei Früchte — Mais die Hauptfrucht, Bohnen und Kürbisse — auf demselben Acker ist keine Seltenheit. Und Kürbisse allein erntet man, wie ich, aber durchaus nicht als Ausnahmefall, feststellen konnte, bis zu 18000 Kilo auf dem Hektar! Wenn man dies vorzügliche Schweinefutter zu verwerten verstünde oder vermöchte! Aber die Landwirtschaft leidet auch hier unter den niederen Preisen, um so mehr, als die Entfernung von aufnahmefähigen Gebieten groß, die Verkehrsmittel mangelhaft, ja auch hier Mangel an Arbeitskräften vorhanden ist. Ungeheure Flächen sind mit üppigem Mais bestanden, von welchem sich die Romänen fast allein nähren. Auch Obst gedeiht herrlich, und Siebenbürgen besitzt eigene vorzügliche Sorten von Äpfeln. Freilich sind es die Deutschen allein, welche Obstbau treiben, vielfach vom Pfarrer und Lehrer angeleitet,



Sächsische Frau und sächsisches Mädchen aus Weidenbach im Burzenlande.
(Mitglieder der Frauenabordnung an den Kaiser.)

wie überhaupt der Pfarrer eine ganz andere Stellung wie bei uns hat und ganze unter den Sachsen fehlende Berufskreise als Berater und Führer des Volkes ersetzen muß.

In jedem sächsischen Dorfe befindet sich neben der Schule ein Schulgarten, wo die Kinder, Knaben und Mädchen, in Blumen-, Gemüse- und Obstzucht unterwiesen werden.

Jedes Kind hat sein Beet, das es pflegen muß. Die Knaben lernen das Beschneiden und Pfropfen der Bäume und dergleichen. Auch fehlt es nicht an Schulen für Ackerbau und Obstzucht, die die Deutschen aus eigenen Mitteln einrichten und erhalten, wie alle ihre den preußischen nicht nachstehenden Elementarschulen, Gymnasien, Kirchen und Pfarren. Vom Staate errichtete Ackerbauschulen sind selten, und wo solche vorhanden sind, hüten sich die Nichtmagyaren, ihre Kinder hineinzuschicken, wie in alle Staatsschulen, denn diese sind nicht wie bei uns Stätten der Bildung, sondern Magyarisierungsanstalten, in denen der ungarischen Verfassung zum Hohne, welche vorschreibt, daß der Staat jeder Nation Bildungsanstalten in der eigenen Sprache bis zur Hochschule schaffen müsse, nur magyarisch unterrichtet, die Kinder systematisch ihren Eltern und ihrem Volke entfremdet werden. Hat es doch ein Abgeordneter auf der Rednerbühne des ungarischen Reichstags unter großem Beifall des Hauses ausgesprochen, die Gymnasien — besonders von denen im slovakischen Gebiete war die Rede — seien Anstalten, in die man unten die slovakischen Knaben hineinthue, damit sie oben als magyarische Jünglinge herauskämen!

Jede Nation oder richtiger jede Religionsgemeinschaft, was sich aber vielfach deckt, unterhält daher ihre Schulen und Kirchen aus eigenen Mitteln, oft unter schweren Opfern, da ja, wie ich nach vielfachen Erkundigungen habe feststellen können, die allein an den Staat abzuführende Steuerlast im Mittel aller verschiedenen, möglichst verschleierten Arten der Steuerleistung zwölf bis fünfzehn Prozent des Einkommens beträgt. Nimmt man vom Staat das Geringste an, so wird aus der Schule sofort eine Magyarisierungsanstalt, obwohl doch die Nichtmagyaren mindestens die Hälfte aller Staatseinnahmen aufbringen. Und selbst in den von den Religionsgemeinschaften, also beispielsweise von der evangelisch-lutherischen Landeskirche augsburgischen Be-



Inneres des Kirchenkastells von Neustadt im Burzenlande.

kenntnisses, d. h. den Sachsen, unterhaltenen Schulen muß eine so große Stundenzahl dem Magyarischen gewidmet werden, daß der übrige Unterricht darunter leidet und die Erlernung einer zweiten Kultursprache neben der deutschen unmöglich gemacht wird. Dabei sind die Deutschen von jeher, wie die nützlichsten, so die loyalsten Bürger Ungarns gewesen, deren Treue in alter und neuer Zeit so und so oft von den ungarischen Königen, nicht zu wenigst von den Habsburgern, gepriesen worden ist. Sie erkennen die führende Rolle der Magyaren gern an und wären die natürlichen Verbündeten derselben gegen die wirklich den Bestand des ungarischen Staates bedrohenden Nationen, wie z. B. die Romänen. Der ganze Südosten Ungarns bis weit über die Grenzen Siebenbürgens in die niederungarische Ebene hinein ist von Romänen bewohnt, so daß die Gebirgsfeste von Siebenbürgen fast den Mittelpunkt des großen fast kreisförmig geschlossenen Wohngebietes dieses Volkes bildet. Von den zehn Millionen Romänen — doppelt so viel, wie es Magyaren giebt — wohnt nicht viel über die Hälfte im Königreich, drei Millionen in Ungarn und Siebenbürgen, der Rest in Rußland, Bukowina u. s. w. Die Romänen haben im letzten Vierteljahrhundert auf allen Gebieten, namentlich auch dem militärischen, erstaunliche Fortschritte gemacht, auch die in Ungarn wohnenden heben sich kulturell und wirtschaftlich, vermehren sich rasch, durchtränken sich immer mehr mit nationalem Bewußtsein und pflegen die Beziehungen zum Königreiche. Es kann für jeden, der die Verhältnisse kennt, nicht dem geringsten Zweifel unterliegen, daß hier auf Kosten Ungarns, ehe ein halbes Jahrhundert vergeht, ein großer romänischer Nationalstaat ähnlich dem alten Dacien sich bilden wird, der dann die 600000 Magyaren, die eine Insel mitten im romänischen Meere bewohnen, ähnlich behandeln wird wie heute der magyarische die Romänen und alle anderen Nichtmagyaren. Wenn man die furchtbare Erbitterung und den Kulturstand der Romänen kennen lernt, so graut einem vor den Greuelscenen, die sich hier in dem Augenblick abspielen werden, wo die Monarchie der Habsburger einen Stoß von außen erhält und das gequälte Volk auf Erlösung hoffen darf. Man erinnert sich, zu welch furchtbarem Ausbruche des Magyarenhasses vor kurzem ein geringfügiger Anlaß, ein Mißverständnis, in Kroatien führte! Es scheint aber, daß der magyarische Hochmut allein das nicht sieht. Nur so ist es zu verstehen, daß man die Sachsen, statt sie zu Verbündeten zu gewinnen, mit allen Mitteln zu vernichten sucht.



Turm des Kirchenkastells in Neustadt.

Es muß andererseits anerkannt werden, daß die Magyaren, wie man sie im Lande selbst kennen lernt, ein Volk mit manchen vortrefflichen Eigenschaften sind, von politischer Einsicht und zielbewußter Festigkeit, gutmütig und sympathisch, gastfrei und liebenswürdig, auch wenn es nicht ihre Absicht ist, den Reichsdeutschen zu täuschen. Freilich sind sie auch leichtlebig und sorglos sinnlichen Genüssen ergeben, sie hängen an Äußerlichkeiten, lärmendem Pomp, Prachtgewändern

vom Staate zu verlangen, als Beamte jeder Art oder sonstwie vom Staate bezahlt zu werden, um bequem leben, vor allem gut essen und trinken zu können, wie es dem reichen Lande entspricht. Das ist schon eine große Gefahr. Dazu kommt aber die furchtbare Beamtenkorruption und die mangelhafte Rechtspflege, die sich schon daraus ergiebt, daß, soweit es irgend angeht, die Nichtmagyaren stets unrecht erhalten und man lebhaft an die ehemalige rechtlose Stellung der Rajas im türkischen Reiche erinnert wird. Soeben noch sind die zwei deutschen Dörfer Tartlau und Honigberg bei Kronstadt trotz sonnenklarer Rechtslage zu Gunsten magyarischer eines Teils ihres Grundbesitzes beraubt worden. Wenn man die Verhältnisse im Lande selbst kennen lernt, so vermag man erst ganz den furchtbaren Hohn zu erfassen, der darin liegt, daß die Magyaren Ungarn in ihren und in bezahlten deutsch geschriebenen Zeitungen als das Land der Freiheit preisen lassen! Mit welchen Mitteln die Wahlen zum Reichstag zu stande kommen, das ist ja neuerdings von Magyaren selbst im Reichstag enthüllt worden.



Landpfarrerin in Volkstracht.

und dergleichen; feurige Reden gelten ihnen als große Thaten, ernste Arbeit und Sparen ist nicht ihre Sache. Sieht man genau zu, so stellt man fest, daß fast alle von den Magyaren als nationale Koryphäen der Kunst und Wissenschaft im Übermaß gepriesenen Männer in ihrer Jugend nicht magyarische, sondern vorwiegend deutsche Namen trugen! Eine sorgsame Untersuchung würde sicher feststellen, daß in den letzten dreißig Jahren der unumschränkten Herrschaft der Magyaren über den Staat und seine Mittel, wo alles nur Denkbare geschehen ist, um das Magyarentum in jeder Weise zu fördern, eine wirtschaftliche Verschiebung vielmehr zu Gunsten der Juden und Deutschen stattgefunden hat. Die Magyaren lernen es immer mehr, alles

Schon der Umstand, daß, während die Magyaren nur ein Drittel der Bewohner ausmachen, die nichtmagyarischen Nationen, von einem Dutzend Sachsen abgesehen, überhaupt nicht im Reichstag vertreten sind, müßte das Ausland doch wohl auf die Eigenart des ungarischen Wahlgesetzes und seine Handhabung aufmerksam machen. Man beachte ferner den Mangel an Bildung bei der großen Masse des magyarischen Volkes, die ihm eigene Sorglosigkeit, die es im Wettbewerb mit anderen zurückstehen lassen, und vor allem den von einer elenden Presse und in Volksversammlungen zum Wahnwitz gesteigerten Chauvinismus, der jeden Maßstab für das eigene Können zunichte gemacht hat. Es ist zu

fürchten, daß das Wort des allverehrten Grafen Szechenyi: „An seinem Hochmut wird mein Volk zu Grunde gehen!“ wahr wird.

Wenn sich die Magyaren doch darüber klar werden wollten, daß es zwar keinen einsichtigen Deutschen, weder im Reiche noch in Ungarn, giebt, der ihnen nicht gern die führende Rolle gewährt, daß aber kein Volk, das noch einen Funken nationalen Bewußtseins hat, es mit ansehen und sich auf die Dauer täuschen lassen kann über die schmachvolle Behandlung der Deutschen und alles Deutschen, wie sie heute dem magyarischen Chauvinismus in Ungarn beliebt. Die Magyaren haben keinen Freund inmitten der slavischen und romänischen Flut wie die Deutschen! Sie brauchen uns, wir können sie entbehren!

Es kann als ein Ausdruck der geschichtlichen Rolle, welche die drei Völker Siebenbürgens gespielt haben, angesehen werden, daß alle Städte, wie ja auch in Ungarn, von Deutschen gegründet worden sind und auch heute noch überwiegend deutsch sind, während eine romänische Stadt auch heute noch in Siebenbürgen nicht vorhanden ist, auch Klausenburg allein — ebenfalls, wie schon der Name sagt, eine deutsche, Jahrhunderte hindurch deutsch gewesene Gründung — als magyarische Stadt bezeichnet werden kann. Es ist dies aber erst in neuerer Zeit, namentlich dadurch, daß die dortige deutsche Bevölkerung nicht zum Protestantismus übertrat, und zum Teil künstlich geworden, wenn auch nicht ohne Mitwirkung geographischer Faktoren. Klausenburg nämlich, durch die alte, das Köröschthal benutzende Straße des Königsteiges mit der niederungarischen Ebene, dem Stammsitze der Magyaren, verbunden, vermittelt vorzugsweise die Beziehungen Siebenbürgens zu Ungarn. Die Magyaren haben daher dort inmitten romänischen Gebiets eine magyarische Universität als Ausgangspunkt der Magyarisierung Siebenbürgens errichtet und Klausenburg überhaupt die Rolle einer Art Hauptstadt von Siebenbürgen zugeschoben. Die Stadt ist daher in rascher Entwickelung begriffen.

Die eigentliche geschichtliche Hauptstadt, die auch wegen ihrer Lage zum Roten-Turm-Passe und zum Maroschthale, also wegen der Verbindung mit der Walachei und dem Ba-



Junge Frau aus Marienburg bei Kronstadt.

nat strategisch wichtigste, ist Hermannstadt, noch heute fast ganz deutsch und mit durchaus deutschem Charakter, der Sitz des Bischofs (Generalsuperintendenten) der Sachsen, sächsischer Bildungs- und Kulturanstalten, wie des Generalkommandos des siebenbürgischen Armeekorps. Ein ganzer Stadtteil besteht dementsprechend aus Kasernen, Magazinen und dergleichen. Dadurch, daß der Rote-Turm-Paß auffallenderweise nicht in allererster Linie für die erste Ungarn mit Romänien verbindende Eisenbahn benutzt worden war — es wurde behauptet, es sei dies geschehen, um die Sachsen wirtschaftlich zu schädigen —, hatte sich Hermannstadt als Sitz des Verkehrs gegen früher und Kronstadt gegenüber langsamer entwickelt, es waren gewissermaßen die ihm günstigen geographischen Faktoren außer Kraft gesetzt worden.

In diesem Jahre wird nun endlich auch das Dampfroß durch die wilden Engen dieses Thales brausen. Auf siebenbürgischer deutsche Geldkräfte an der Schaffung der mancherlei gewerblichen Anlagen beteiligten, für welche nunmehr, namentlich bei reichlich vorhandenen Wasserkräften, die Bedingungen sehr günstige werden.

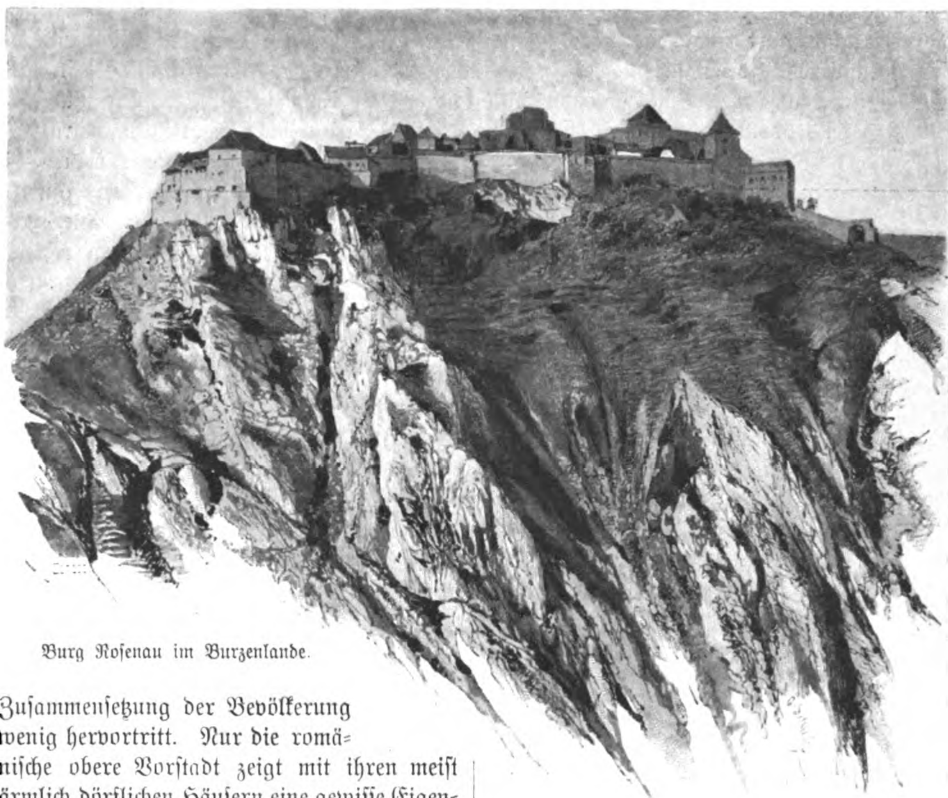
Inzwischen hat aber Kronstadt, über das die internationale Linie nach Bukarest und ans Schwarze Meer bei Kostanza führt, sich zu einem Sitze lebhaften Verkehrs und reger Gewerbthätigkeit aufgeschwungen. Seine Bevölkerung ist rasch gewachsen, aber mehr durch romänischen und magyarisch-szeklerischen Zuzug, als durch deutschen, so daß jedes der beiden genannten Völker an Zahl den Deutschen fast gleichkommt, wenn die Stadt auch noch wesentlich deutsches Gepräge trägt. Die strategische und die Verkehrslage von Kronstadt ist in der That sehr günstig. Im äußersten Südostwinkel Siebenbürgens gelegen, keine sieben Stunden von Bukarest, bezeichnet es den äußersten Punkt deutsch-mitteleuropäischen Lebens gegenüber dem Orient.



Das Kirchenkastell von Tartlau im Burzenlande.

Seite ist die Linie bereits in Betrieb. Dann wird auch Hermannstadt aus seiner verhältnismäßigen Vereinsamung wieder in das Getriebe des Weltverkehrs eintreten. Es wäre dringend zu wünschen, daß sich reichs-

Der Gegensatz zwischen Kronstadt und Bukarest ist ein ganz merkwürdiger, unvermittelter, da eben bei dem noch deutschen Gepräge Kronstadts die so viele Städte des Orients kennzeichnende verschieden nationale



Burg Rosenau im Burzenlande.

Zusammensetzung der Bevölkerung wenig hervortritt. Nur die romänische obere Vorstadt zeigt mit ihren meist ärmlich dörflichen Häusern eine gewisse Eigenart. Kronstadt beherrscht drei nach Romänien führende Pässe, den Altschanz-Paß, den Törzburger Paß, welchen die noch wohlerhaltene malerische Törzburg beherrscht, und in der Mitte zwischen beiden, genau im Süden von Kronstadt, den Tömöscher oder Predeal-Paß, welchen die Eisenbahn in 1070 Meter Höhe übersteigt. Wilde, tief durchschluchtete, an Steilwänden reiche Kalkgebirge mit malerischen Formen ragen zwischen diesen tiefen Einkerbungen des steil zur Hochebene des Burzenlandes, dessen Hauptstadt Kronstadt ist, abstürzenden Grenzgebirges auf: der Czukas, der Hohenstein, der vielbestiegene, aussichtsreiche Schuler, der edelweißreiche Butschetsch, mit 2508 Meter einer der höchsten Gipfel der Transsilvanischen Alpen, der Königstein. Nach der Walachei hin ist der Hang des Gebirges breiter und sanfter, durch zahlreiche tiefe Parallelthäler gegliedert, in welchen die zur Donau eilenden Flüsse ihre Gewässer sammeln.

In einem, dem Thal der Prahova, liegt inmitten herrlicher Urwälder, über welche die bleichen Schroffen des Butschetsch hereinragen, das Schloß Pelesch, der Sommersitz des Königs von Rumänien, Karls von Hohenzollern, und Carmen Silvas. Eine Luxussommerfrische, nach dem uralten Kloster Sinai (romänisch Sinaja) benannt, ist unterhalb des Schlosses im Thale rasch herangewachsen.

Kronstadt ist daher recht geeignet als Ausgangspunkt reich lohnender Hochgebirgswanderungen, die der siebenbürgische (sächsische) Karpatenverein durch Einrichtung von Schutzhütten wesentlich erleichtert. Eine zwar anstrengende, aber besonders lohnende Wanderung wird von hier aus auf dem hohen Kamme des Gebirges bis in die Nähe von Hermannstadt häufig unternommen, und es ist erfreulich, daß man hier bereits sehr häufig auf reichsdeutsche, besonders norddeutsche Alpenwanderer stößt, die natürlich bei den Sachsen der herzlichsten Aufnahme sicher sind. Verbrachte ich doch eine Nacht in einer dieser Schutzhütten außer mit einigen jungen Sachsen, die in Marburg meine Schüler gewesen und aus den entlegensten Landesteilen herbeigekommen waren, mit einem Herrn aus

Düsseldorf und zwei Herren aus Krefeld, die der Zufall dort zusammengeführt hatte. Ein Berliner sollte den nächsten Tag in der Schutzhütte eintreffen. Von Hermannstadt aus ist bereits vom Karpatenverein in mehr als 1400 Meter Höhe, mitten im menschenleeren Waldgebirge, ein wundervoll gelegener Höhenkurort, die Hohe Rinne genannt, eingerichtet worden, eine liebliche Villenkolonie, die in diesem Jahre auch das Hermannstädter Offizierkorps durch ein eigenes Haus vergrößert hat. Beim Aufstieg überraschten uns an einer gewöhnlich als Rastpunkt benutzten Quelle Tisch und Bank, beide neu hergerichtet, mit der Aufschrift: „Münchener den Besuchern der Hohen Rinne.“ Es war ein höherer bayrischer Offizier, der mit seiner Familie diesen Ruhebedürftigen warm zu empfehlenden Höhenkurort aufgesucht hatte und durch Verbesserung jenes Rastplätzchens zugleich einem unmittelbar vor uns angekommenen angesehenen Herrn aus München einen Willkommengruß hatte bieten wollen. So fühlt man sich hier bei den Sachsen überall wie in der Heimat!



Sächsisches Ehepaar aus Zeiden bei Kronstadt.

Kronstadt selbst macht den Eindruck einer Gebirgsstadt, denn es liegt fast 600 Meter hoch am Rande der burzenländer Hochebene zwischen Hügeln und am Ausgange eines Gebirgsthales. Gegen Südosten erhebt sich außerordentlich steil über der Stadt, aber den Hang mit geschlossenem Hochwalde bedeckt, der Kapellenberg, gewöhnlich die hohe Zinne genannt, zu 957 Meter Höhe, ein herrlicher Aussichtspunkt: nach der einen Seite schweift der Blick über das wie ein Stadtplan zu Füßen liegende Kronstadt und das Burzenland mit seinen dreizehn großen sächsischen Dörfern, nach der anderen über das waldreiche Gebirge. An der Nordseite der Stadt liegt der Schloßberg, der eine im

sechzehnten Jahrhundert errichtete Citadelle trägt, während von der alten Stadtbefestigung nur noch ein paar Basteien und massige alte Türme, der schwarze und der weiße, erhalten sind. Wundervolle, wohlgepflegte, schattige Spaziergänge und Anlagen umgeben die Stadt, von der aus man zahlreiche idyllisch gelegene Waldplätzchen und das Villendörfchen Noa in einer Dampfstraßenbahn erreichen kann.

Kronstadt wird daher auch neuerdings vielfach wie von sächsischen, so namentlich von rumänischen Familien aus dem heißen Bukarest als Sommerfrische benutzt. Eine Hauptzierde der Stadt ist die deutsche Hauptkirche, die sogenannte Schwarze Kirche, wegen ihrer von dem Brande von 1689 geschwärzten Mauern, das schönste gotische Bauwerk Siebenbürgens, mit einer der größten Orgeln der Erde.

An ihrer Südseite, dem Honterusgymnasium gerade gegenüber, erhebt sich das am 21. August vorigen Jahres enthüllte, von Harro Magnussen in Berlin in Erz gegossene Denkmal des Johannes Honterus, des in Kronstadt geborenen Reformators der Sachsen und zugleich Neubegründers des sächsischen Schulwesens. Mit Recht muß man gerade diesem ausgezeichneten Manne die größten kulturellen und nationalen Verdienste zuschreiben, denn wenn die Sachsen nicht zum Protestantismus übergetreten wären, wären sie wahrscheinlich, wie so viele deutsche Katholiken, bereits entnationalisiert. Die Enthüllung des Honterusdenkmals war daher nicht nur eine Handlung der Pietät, sie gestaltete sich zugleich zu einer großartigen deutschnationalen Kundgebung, zum Ausdruck des unbeugsamen Entschlusses der Sachsen, für ihr Deutschtum bis zum äußersten einzutreten, gestützt auf die Verfassung, auf



Junges sächsisches Ehepaar aus Tartlau im Burzenlande.

Recht und Gesetz. Der Hauptredner bei der Feier, der greise Stadtpfarrer Franz Obert von Kronstadt, den seitdem die Berliner Universität zum Ehrendoktor ernannt hat, sprach dies in seiner Rede, einem Meisterstück an Tiefe der Gedanken, dialektischer Schärfe und Kennzeichnung des nationalen und kulturellen Standpunktes der Sachsen gegenüber den Magyaren und dem ungarischen Staate, klar und offen mit männlichem Freimut aus.

Einen noch tieferen Eindruck machte es, als gegen neunhundert sächsische Frauen und Mädchen aus den verschiedenen Ortschaften des Landes, alle in ihren mannigfaltigen, bald reichen und kostbaren, bald hellen und bunten, bald schlichten und dunklen Trachten, in feierlichem Zuge zur Bekränzung des eben enthüllten Denkmals herannahten. Neben der Greisin das eben erblühende junge Mädchen, neben der Patrizierin im Prachtgewand, mit reichem, echtem Schmuck an Edelmetall und Edelgestein, die schlichte Bäuerin: eine wunderbare, einzigartige Augenweide, der der heilige Ernst der evangelischen und nationalen Kundgebung eine höhere Weihe verlieh. Ich vermag von diesem Gesichtspunkte aus die Honterusfeier nur mit der Huldigung der Rektoren und der fünftausend Studenten der Hochschulen des Reichs am 1. April 1895 vor dem Fürsten Bismarck in Friedrichsruh zu vergleichen, bei der mitzuwirken ein gütiges Geschick mich berief. Wer in diese in dankbarer Begeisterung leuchtenden Augen der Blüte unseres Volkes gesehen hat, der ist mit Bismarck fest überzeugt, daß die Errungenschaften einer großen Zeit uns nicht verloren gehen, sondern der Ausgangspunkt einer noch größeren Zukunft unseres Volkes sein werden.

Und so nahm ich aus Siebenbürgen und Kronstadt die Zuversicht mit, daß der kleine, aber allen Deutschen an nationaler Gesinnung und Opferfähigkeit voranleuchtende Sachsenstamm, wie so viele schwere Kämpfe, so auch mit Hülfe des großen deutschen Volkes den göttliches und menschliches Recht mit Füßen tretenden Ansturm des magyarischen Chauvinismus überstehen und noch in Jahrhunderten hier die deutsche Zunge Gott im Himmel Lieder singen wird.





Anarchistische Theorien.

Von

Ludwig Fuld.

(Nachdruck ist untersagt.)

Trotzdem unter dem Einfluß und im Gefolge der zahlreichen Verbrechen, welche von anarchistischer Seite im Laufe der letzten Jahrzehnte verübt worden, die öffentliche Aufmerksamkeit sich in allen Ländern der anarchistischen Bewegung zugewendet hat, giebt es doch vielleicht keine zweite Erscheinung in dem staatlichen und gesellschaftlichen Leben der Gegenwart, über welche falsche und schiefe Anschauungen in gleichem Maße verbreitet sind wie über diese. Daß es eine Theorie des Anarchismus giebt und schon längst vor dem Auftreten der „Propaganda der That“ gegeben hat, ist den wenigsten bekannt, und mit dem Inhalt dieser Theorie sich zu beschäftigen, wird zumeist um deswillen für vollständig unnötig erachtet, weil man jede anarchistische Äußerung als eine mittelbare oder unmittelbare Anreizung zu Verbrechen betrachtet. Und doch erheischt die erschöpfende Beurteilung der heutigen socialen Verhältnisse und ihrer Entwickelung auch eine Berücksichtigung der anarchistischen Theorie, welche in der Geschichte der Socialphilosophie stets eine nicht unbedeutende Rolle spielen wird und naturgemäß spielen muß, da sie als die konsequenteste Negation der heutigen auf dem Moment des Zwangs beruhenden Rechtsordnung erscheint und die schärfste Reaktion gegen die heutige Rechtsordnung bildet, welche des Princips der Autorität als wesentlichen Elementes ihres Bestandes nicht entbehren kann.

Der theoretische Anarchismus erstrebt eine Organisation der Menschheit, welche auf der völlig unbeschränkten Freiheit des Individuums, auf der schrankenlosen Entfaltung der individuellen Eigenschaften und Triebe beruht; jede Herrschaft über das Individuum gilt ihm als Fremdherrschaft, jeder Zwang als unberechtigte Beschränkung der Selbstherrschaft des Individuums. Dieser Satz enthält die wesentlichen Merkmale zur Kennzeichnung des Anarchismus und zu seiner Unterscheidung von dem Socialismus; es giebt keine schärferen, unvermittelter einander gegenüberstehenden Gegensätze als Anarchismus und Socialismus, und wenn trotzdem beide oft genug miteinander verwechselt oder gar identifiziert werden, so kann die wissenschaftliche Betrachtung dies nur mit der leidenschaftlichen Erregung einigermaßen entschuldigen, welche zumeist die öffentliche Erörterung dieser Fragen beherrscht. Was der Socialismus erstrebt, ist bekannt: es ist die genossenschaftliche Organisation der gesamten Güterproduktion und Güterverteilung auf der Grundlage des Zwanges; die Ungebundenheit, welche heute auf dem einen und anderen Gebiete herrscht, erscheint dem Socialismus als „Anarchie“, darum erstrebt er den Übergang der Produktionsmittel, insbesondere des Grund und Bodens, in das staatliche Eigentum und die staatliche Regelung aller Vorgänge der Güterproduktion und Güterverteilung bis ins kleinste. Nicht mit Unrecht hat man den socialistischen Idealstaat mit einem Zuchthaus, die Freiheit seiner Einwohner mit derjenigen der Zuchthaussträflinge verglichen. In der anarchistischen Theorie wird diese Entwickelung grundsätzlich

in der schärfsten Weise bekämpft. Auch der Anarchismus anerkennt, daß eine Ordnung der gemeinsam lebenden Menschen notwendig ist, allein er ist der Ansicht, daß diese nicht auf dem Zwang, sondern auf der Harmonie der Interessen beruhen soll. Am letzten Ende kommt also in der anarchistischen Theorie der Zweifel an der Zweckmäßigkeit der auf der Rechtsordnung beruhenden Organisation der Gesellschaft zum Ausdruck, und dieser Zweifel ist, wie die Geschichte der staatlichen und gesellschaftlichen Theorien lehrt, schon längst vor der Zeit gehegt und ausgesprochen worden, in welcher Thomas Morus den ersten der sogenannten Staatsromane veröffentlichte.

Antiautoritäre Ideen und Bestrebungen sind zahlreichen religiösen Sekten des Abendlandes nicht fremd gewesen, auch unter den Bekennern des Islam hat es Sektierer gegeben, deren Feindschaft gegen den Zwang in jeder Gestalt und jeder Form so stark war, daß sie weder von Proudhon noch von Max Stirner übertroffen werden konnte. Nicht mit Unrecht hat man daher gesagt, daß die moderne anarchistische Theorie im Grunde genommen nicht einmal die Bezeichnung „originell“ mit Recht für sich beanspruchen könne. Eine einheitliche Theorie des Anarchismus giebt es nicht; die Versuche, die Organisation der Gesellschaft ohne das Zwangsmoment als möglich hinzustellen, sind zahlreich, und fast alle weichen in dem einen oder anderen Punkt, wenn nicht gar in vielen voneinander ab.

In der Entwickelung der anarchistischen Theorie lassen sich zwei Perioden unterscheiden, die ältere und die heutige; jene wird charakterisiert durch die Thätigkeit Proudhons und Max Stirners.

Proudhons schriftstellerische Arbeiten sind äußerst zahlreich; da sie sich mit den verschiedensten Fragen und Gebieten der Rechts- und Socialphilosophie beschäftigen und Proudhon selbst im Laufe seiner öffentlichen Wirksamkeit eine sehr bedeutsame Entwickelung durchgemacht hat, so fehlt es bei ihm nicht an Widersprüchen, die es erklären, daß dieser ohne Zweifel hochbedeutende Denker von manchen als Socialist bezeichnet wird, den der Anarchismus mit Unrecht zu seinen Anhängern rechne. Und doch steht fest, daß der Mann, von welchem der Ausspruch „La propriété c'est le vol“ herrührt, ein leidenschaftlich überzeugter Vertreter des Anarchismus war. Nach Proudhon besteht für das menschliche Zusammenleben eine natürliche Ordnung, welche auf einer in den natürlichen Verhältnissen liegenden Gesetzmäßigkeit beruht; diese natürliche Ordnung, diese Gesetzmäßigkeit der socialen Funktionen, die nicht minder von selbst thätig werden wie die Organe des menschlichen Körpers, tritt sofort zu Tage, sobald die rechtliche Organisation mit ihrem Zwang beseitigt wird. Weil es eine natürliche Organisation giebt, so ist diese rechtliche Organisation nicht nur nutzlos, sondern geradezu schädlich, die Regierungen sind die Geißeln Gottes, jede Regierung gilt als Usurpator und Tyrann, und Proudhon erklärt grundsätzlich denjenigen für einen Feind, welcher an den einzelnen Hand legt, um ihn in seiner Freiheit zu beschränken. Man sieht aus diesen Äußerungen, daß Proudhon in der That die anarchistische Welt- und Gesellschaftsanschauung verfocht.

Neben Proudhon darf als der bedeutendste Theoretiker des älteren Anarchismus der Deutsche Max Stirner gelten, dessen Werk „Der Einzige und sein Eigentum“ bereits vor Ausbruch der Februar-Revolution erschien, damals großes Aufsehen hervorrief, in den folgenden Jahrzehnten aber vollständig in Vergessenheit kam, bis die neueste staats- und socialwissenschaftliche Forschung es wieder ausgrub. Stirner ist der Typus des deutschen Stubengelehrten, der, sein ganzes Leben in bescheidenen Verhältnissen zubringend, mit dem Unterricht hoffnungsvoller Gymnasiasten und vielversprechender höherer Töchter beschäftigt, von seinem Arbeitstisch aus die Welt und die Gesellschaft auf eine völlig geänderte Grundlage zu stellen unternimmt. Stirners Werk ist der keckste und rücksichtsloseste Angriff auf die Rechtsorganisation; niemand hat die letzten Konsequenzen des Anarchismus deutlicher ausgesprochen als dieser deutsche Lehrer, dessen Buch mit den bezeichnenden Worten schließt: „Ich hab mein Sach auf Nichts gestellt“. An Stelle des Staates und an Stelle der Gesellschaft setzt Stirner einen „Verein von Egoisten“. Die egoistische Natur

des Anarchismus wird von ihm mit der Schärfe ausgesprochen, die eine besondere Eigentümlichkeit seiner Darstellung bildet. „Mir, dem Egoisten," so sagt er, „liegt das Wohl dieser menschlichen Gesellschaft nicht am Herzen, ich opfere ihr nichts, ich benütze sie nur; um sie aber vollständig benützen zu können, verwandle ich sie in mein Eigentum und mein Geschöpf, d. h. ich vernichte sie und bilde an ihrer Stelle den Verein der Egoisten." Alles Recht ist nach Stirner Gewalt, und Gott, Familie und Menschheit sind nur Schöpfungen meines Ich. Vom psychologischen Gesichtspunkte aus ist es nicht uninteressant festzustellen, daß in den Ausführungen Stirners sich manche Anklänge an Nietzsche finden, vor allem an die Lehre von dem Übermenschentum und die Unterscheidung zwischen Herren- und Sklavenmoral.

Die neuere anarchistische Theorie steht vollständig unter dem Einfluß russischer Schriftsteller und Agitatoren, vor allem Bakunins und Krapotkins, sie unterscheidet sich von den Lehren Proudhons und Stirners deutlich dadurch, daß letzteren ein gewisser Idealismus eigen ist, welcher den ersteren fehlt, wie sich vor allem aus der Stellung zu der Frage der Gewaltanwendung ergiebt. Das Ideal der russischen Anarchisten ist der „Amorphismus", d. h. die Beseitigung jeder Autorität und jeder Schranke der individuellen Freiheit. In der anarchistisch organisierten Gesellschaft soll es nur ein Gefühl geben, welches die Handlungen der Menschen bestimmt, das Gemeinschaftsgefühl. Jedem, so lehrt Krapotkin, muß das Recht zustehen, zu handeln, wie er es für das beste erachtet, und durchaus muß der Gesellschaft das Recht bestritten werden, irgend wen in irgend einer Weise für eine gesellschaftliche That zu strafen. Es kann also jeder thun, was ihm gefällt, und ganz nach seinem Gutdünken verfahren. Hieraus ergiebt sich schon, daß in der anarchistischen Gesellschaft weder die Ehe noch die Familie im heutigen Sinn einen Platz hat. Die Ehe beruht ja nach anarchistischer Auffassung auf einer Beschränkung der natürlichen Freiheit; wenn aber jede Beschränkung derselben unstatthaft ist, hat die Gesellschaft selbstverständlich auch kein Recht, das Individuum zu veranlassen, bei der Frau auszuharren, mit welcher es einmal zusammen lebt; jeder kann die ihm nicht mehr gefallende Frau einfach fortschicken, jede Frau den Mann verlassen, dessen sie überdrüssig geworden ist. Eine Pflicht zur Ernährung und Erziehung der Kinder, die aus diesen Geschlechtsverbindungen hervorgegangen sind, erkennt der Anarchismus nicht an; wer also gewissenlos genug ist, sich der Ernährung seiner Kinder zu entziehen, mag dies thun, die Gesellschaft hat nichts dagegen. Die anarchistische Theorie nimmt aber an, daß nach Beseitigung des Zwanges die menschliche Natur die edelsten Eigenschaften des Menschen, insbesondere die Menschenliebe und die altruistische Gesinnung, derart entwickeln werde, daß solche Pflichtvergessenheiten gar nicht vorkommen könnten; sollte es aber trotzdem noch schlechte Väter und gewissenlose Mütter geben, welche sich um ihr Fleisch und Blut nicht bekümmern, so werde sich schon ein Kinderfreund finden, welcher an ihrer Stelle das Erforderliche besorgt. Es wird also vollständig dem Zufall überlassen, ob ein Kind zu Grunde geht oder am Leben bleibt, die anarchistische Theorie bekümmert sich um das Schicksal der Schwachen und Hilflosen nicht, wie das ihrem egoistischen Charakter auch vollkommen entspricht. Indem sie die Ehe durch eine lediglich auf den tierischen Trieben und Bedürfnissen basierende Geschlechtsverbindung ersetzt, indem sie die Familie auflöst und an ihrer Stelle kleinere und größere Geschlechtsgenossenschaften errichten will, erniedrigt sie das Weib zum Genußmittel des Mannes, vernichtet sie die Stellung, welche die Frau dank einer langen Kultur- und Rechtsentwickelung in der heutigen Ordnung besitzt, und dies ungeachtet der Beseitigung aller rechtlichen Unterschiede, welche auf der Verschiedenheit der Geschlechter beruhen. Um so auffälliger ist es, daß der Anarchismus zahlreiche hochgebildete Frauen und Mädchen zu seinen Anhängerinnen zählt, deren fanatische Ergebenheit nicht selten die der Männer bei weitem übertrifft. Allerdings begegnet uns diese Thatsache öfters in der Geschichte der politischen, socialen und religiösen Bewegungen; an Fanatismus und Wildheit übertrafen die Frauen, welche an der ersten französischen Revolution teilnahmen, nicht minder die Männer, wie die Petroleusen der Pari-

ser Kommune ihre männlichen Spießgesellen. Es scheint dies mit dem Charakter des Weibes zusammenzuhängen, welchen Lombroso in seinem Buch über den weiblichen Verbrecher gerade unter diesem Gesichtspunkte entsprechend geschildert hat.

Es bleibt noch übrig, mit ein paar Worten der Stellung zu gedenken, welche die anarchistische Theorie zu der Frage der Gewaltanwendung eingenommen hat und einnimmt. Die ältere Theorie mißbilligte die Gewalt ausdrücklich, sie erwartete alles von der natürlichen Entwickelung; nicht die Revolution wurde von ihr gepredigt, sondern die Evolution als Umformungsmittel des heutigen gesellschaftlichen Zustandes in den künftigen angepriesen. Daß ein so eingefleischter idealistischer Träumer wie Max Stirner ein Gegner der Gewaltanwendung war, läßt sich ohne weiteres begreifen, aber selbst Proudhon, den man gewöhnlich als Musterbild des Revolutionärs bezeichnet, äußert sich hierüber keineswegs so unverblümt, wie man es vermuten sollte. Erst infolge des Einflusses, welchen die russischen, teilweise mit der nihilistischen Bewegung in engster Verbindung stehenden Schriftsteller auf die Entwickelung des Anarchismus erlangten, hat sich die Anwendung der Gewalt auch des Beifalls vieler Theoretiker zu erfreuen; trotzdem giebt es auch heute noch anarchistische Schriftsteller, welche die älteren Ansichten noch hochhalten. Zu ihnen gehört vor allem Octave Mirbeau, der bekannte französische Romancier, welcher wiederholt die Bombe als die blutrünstigste Autorität gebrandmarkt hat. Der individualistische Anarchismus, welcher trotz des Zurückdrängens durch die von den Russen besonders protegierte kommunistische Richtung noch immer namhafte Vertreter in Deutschland und den Vereinigten Staaten von Amerika zählt, ist ein ausgesprochener grundsätzlicher Gegner jeder gewaltsamen Herbeiführung der Umbildung, während beispielsweise Krapotkin den Ausspruch that, daß eine anarchistische That in einigen Tagen weit mehr Proselyten mache als Tausende von Büchern. Selbstverständlich steht eine solche Äußerung der unmittelbaren Anreizung zu Verbrechen gleich, und wer sie wagt, kann sich nicht darüber beklagen, wenn ihn die Gesellschaft ebenso behandelt wie denjenigen, der durch ein Verbrechen die Grundlagen des gesellschaftlichen Zusammenlebens verneint.

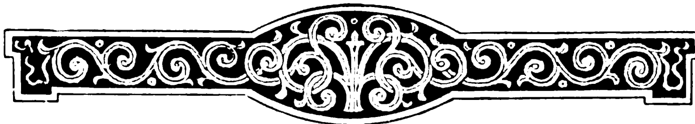
Die anarchistische Theorie ist einer der größten Irrtümer, welche jemals in der Entwickelungsgeschichte der Menschheit beobachtet worden; ihre Unausführbarkeit ergiebt sich vor allem daraus, daß sie mit Menschen rechnet, deren Natur von der wirklichen durchaus verschieden ist, mit Menschen, deren Eigenschaften sie als tadelfreie und fehlerlose Wesen erscheinen lassen würden. Es existiert kein Beispiel dafür, daß eine gesellschaftliche Organisation ohne das Zwangsmoment möglich sei; auch auf den Stufen rudimentärer Entwickelung der Menschheit besteht eine Art Rechtsorganisation, welche sich des Zwanges bedient, und die vereinzelt von Phantasten und Träumern gemachten Versuche, eine gesellschaftliche Ordnung auf der Interessenharmonie zu begründen, haben samt und sonders einen Mißerfolg aufzuweisen. Ohne Zwang können sich die einander bekämpfenden Interessen ungestört geltend machen, ohne Zwang sind die Schwachen und Elenden der Ausbeutung und Unterdrückung durch die Starken und Kräftigen auf Gnade und Ungnade überliefert; wäre es aus keinem anderen Grunde nötig, so müßte schon um des Schicksals jener willen die Organisation der Gesellschaft auf dem Boden des Rechts als die allein dem Wesen des menschlichen Zusammenlebens entsprechende zu betrachten sein. Ob die Konsequenzen der anarchistischen Theorie bezüglich der Ehe und Familie unsittlicher sind als beispielsweise die Lehren von der natürlichen Ehe, wie sie Friedrich Schlegel aufgestellt, George Sand mit dem Feuer des schriftstellernden Weibes vertreten hat, kann dahingestellt bleiben; auch wenn man Zenker, dem sorgfältigen Kritiker der anarchistischen Doktrin, darin beistimmen kann, daß beispielsweise die Auffassung Schlegels mindestens ebenso tief in sittlicher Beziehung steht wie das, was Bakunin über die Ehe und Geschlechtsgemeinschaft gesagt hat, wird das Urteil über den theoretischen Anarchismus kein anderes. An der Unvereinbarkeit ihrer Ideen mit der menschlichen Natur scheitert auch diese Theorie, und insoweit gilt von ihr dasselbe, wie von den Träumereien der Staatsromane

von Platos Staat an bis auf Hertzkas Freiland.

Lombroso faßt in seinem Buche „Die Anarchisten“, das an geistvollen Bemerkungen reich ist, sich allerdings aber auch von großen Irrtümern nicht frei hält, den Anarchismus als eine pathologische Erscheinung auf; hiermit ist eigentlich nichts gesagt, an Stelle einer Klarlegung der Ursachen, auf welchen die Ausbreitung des Anarchismus beruht, hat der Verfasser einen der beliebten Modeausdrücke gesetzt, mit welchen man alles und nichts erklären kann. Ob unter den Anarchisten und anarchistischen Verbrechern sich viele Personen befinden, welche pathologisch belastet sind, fällt außerhalb des Rahmens dieser Erörterungen; jedenfalls ist die pathologische Beschaffenheit keine Eigentümlichkeit der anarchistischen Theorie an sich.

Es wäre wohl lohnenswert, zu untersuchen, auf welchen Gründen die Verbreitung der autoritätsfeindlichen Gesinnung beruht, welche den wesentlichen Bestandteil der anarchistischen Theorie bildet. Vielleicht geht man nicht fehl, wenn man darin einen Rückschlag gegen die Überspannung des Autoritätsprincips, gegen die übermäßige Ausdehnung der staatlichen Bevormundung erblickt, welche ja in den letzten Jahrzehnten sich mehr und mehr bemerkbar gemacht hat. Die Vergötterung der individuellen Freiheit, die Basierung des gesellschaftlichen Lebens auf der uneingeschränkten Geltendmachung der individuellen Triebe, welche von zahlreichen Männern und Frauen als der Abschluß staatlicher und gesellschaftlicher Entwickelung betrachtet wird, wäre vielleicht nicht zu der heutigen Bedeutung gelangt, wenn nicht die individuelle Sphäre zu Gunsten derjenigen der organisierten Gesamtheit allzusehr eingeschränkt worden wäre. Insofern ist auch den eine Verirrung menschlichen Denkens bildenden anarchistischen Theorien eine nicht nachteilige Wirksamkeit nicht abzusprechen.

Herrschaft und Freiheit hat Schiller als der Menschheit große Gegensätze bezeichnet, um die stets gerungen wird. Die anarchistischen Theorien zeigen uns, daß am Ausgange des neunzehnten Jahrhunderts dieser Kampf ein besonders lebhafter geworden ist und von den Anhängern der Freiheit mit all dem wissenschaftlichen Rüstzeug geführt wird, welches die verflossenen Menschenalter aufgespeichert haben. Die Entwickelung und Zukunft der Menschheit beruhen darauf, daß Herrschaft und Freiheit einander wirksam ergänzen; nicht die schrankenlose, nicht die außerhalb jedes Gesetzes stehende Freiheit ist das Ideal der Menschheit, sondern die beschränkte, innerhalb des Rahmens des Gesetzes bleibende, und darum dürfen wir den anarchistischen Theorien gegenüber an das so treffende Wort erinnern: „Und das Gesetz nur kann uns Freiheit geben.“





Ein fürstlicher Sonderling
des achtzehnten Jahrhunderts.

Von

Christian Meyer.

Das achtzehnte Jahrhundert hat manchen fürstlichen Sonderling aufzuweisen, einen merkwürdigeren aber nicht als den letzten Markgrafen von Bayreuth. Seine Gestalt und die Geschichte seiner Regierung bildet zugleich den Typus für die eine Seite jener an schroffen Gegensätzen so reichen Zeitperiode und ein Spiegelbild der gleichzeitigen allgemeinen Kulturverhältnisse, wie wir es uns fesselnder kaum denken können.

Markgraf Friedrich Christian von Bayreuth wurde am 17. Juli 1708 als vierzehntes Kind des Prinzen Christian Heinrich von Brandenburg-Bayreuth und der Sophie Christiane, einer geborenen Gräfin von Wolfstein, zu Weferlingen, einer kleinen Stadt im Halberstädtischen, geboren. Sein Vater war wenige Wochen vorher gestorben. Er entstammte einer Nebenlinie des regierenden Hauses, die, abgesehen von einer geringen Apanage, auf die Unterstützung angewiesen war, die ihr von seiten der brandenburgischen Kurlinie zu teil wurde. Nicht bloß aus Mitleid für die traurige Lage der verwandten Linie. Schon längst hatten die Berliner Agnaten des Hauses Brandenburg die gewichtige Möglichkeit ins Auge gefaßt, daß die in Bayreuth regierende, von dem zweiten Sohne des Kurfürsten Johann Georg herstammende Linie, welche zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts nur noch auf vier Augen stand, aussterben und damit die jüngere Bayreuther Nebenlinie zur Nachfolge in das blühende Ländchen gelangen würde. König Friedrich I. von Preußen hatte bereits im Jahre 1703 den Prinzen Christian Heinrich, den Vater unseres Friedrich Christian, zur Verzichtleistung auf die Regierungsnachfolge in den fränkischen Stammländern zu bestimmen gewußt. Da die Söhne diesen Vertrag jedoch als für sie rechtsunverbindlich anfochten, so entspann sich ein langjähriger Streit zwischen den Verwandten, der dann erst im Jahre 1722 gütlich beigelegt wurde. König Friedrich Wilhelm I. erklärte den Vertrag von 1703 für aufgehoben, jedoch mußten die Bayreuther Prinzen versprechen, solange ihre Linie an der Regierung sei, dem Könige außer einer einmaligen Provision von achtzigtausend Thalern von jedem anfallenden Fürstentum jährlich eine Rente von dreißigtausend Thalern zu zahlen.

Die Kinder- und ersten Jugendjahre unseres Friedrich Christian fielen demnach gerade in jene Zeit des Streites seiner älteren Brüder mit den preußischen Königen, die ihm den erhobenen Einspruch mit dem Entzug der bisher gewährten Unterstützung vergalten. Dürftigkeit und Mangel an dem, was die damalige Zeit als zur Erziehung eines deutschen Fürstensohnes notwendig erachten zu müssen glaubte, würden daher auch seine Erziehung sehr beeinträchtigt haben, wenn nicht ein Glücksfall in der Familie eingetreten wäre, der nicht nur für den Augenblick die Lage der zahlreichen Geschwister besserte, sondern auch für deren ganze Zukunft von entscheidender und förderſamster Bedeutung geworden ist. Im Jahre 1721 hatte sich die älteste Schwester Sophie Magdalene mit dem dänischen Kronprinzen, nachmaligen König Christian VI. vermählt. Ihr

ganzes langes Leben hindurch — sie starb erst 1770 — ist Königin Sophie Magdalene ihren Geschwistern eine treu besorgte und stets hilfsbereite Schwester gewesen. Auch unserem Friedrich Christian kamen die sehr günstig veränderten Familienverhältnisse zu statten. Er wurde jetzt mit seinem älteren Bruder Friedrich Ernst nach gewohnter Fürstensitte auf Reisen ins Ausland geschickt. Genf, Savoyen, Holland, England und Frankreich wurden besucht. 1730 trennten sich die Brüder; Friedrich Ernst ging nach Dänemark, wo sein Schwager eben den Thron bestiegen hatte, Friedrich Christian aber nach Bayreuth, das nach dem Ableben des Markgrafen Georg Wilhelm (1726), des letzten Sprossen der älteren Hauptlinie, an seinen ältesten Bruder Georg Friedrich gefallen war. Dieser wies ihm das Schloß zu Neustadt an der Aisch zum selbständigen Wohnsitz an. Hier vermählte sich Friedrich Christian 1732 mit der siebzehnjährigen Prinzessin Viktoria Charlotte von Anhalt-Schaumburg, welche ihm zwei Töchter gebar, von denen die ältere später den Herzog Ernst Friedrich von Hildburghausen heiratete, während die jüngere nur ein Alter von sechs Monaten erreichte.



Markgraf Friedrich Christian von Bayreuth.

Aus diesen Neustadter Jahren unseres Prinzen stammt die Charakteristik, welche die Markgräfin Friederike von Bayreuth, die bekannte Memoirenschreiberin und Lieblingsschwester Friedrichs des Großen, von dem Oheim ihres Gemahls entworfen hat. Wie alles, was diese geistreiche, aber unzufriedene und boshafte Dame geschrieben hat, ist auch jene Charakteristik nur mit äußerster Vorsicht aufzunehmen.

Band I, S. 317 ihrer Memoiren (Tübinger Ausgabe von 1810) schreibt die liebenswürdige Nichte wörtlich folgendes: „Seine (des regierenden Markgrafen) Abwesenheit wurde uns indes durch eine andere ebenso langweilige Gestalt ersetzt: nämlich einen anderen seiner Brüder, den ich den Prinzen von Neustadt nennen will, weil er sich dort

aufhielt. Er war Oberst eines dänischen Regiments und kam aus Kopenhagen; wie wir nachher erfuhren, in der Absicht, sich zu verheiraten. Er meldete seinem Bruder von Neustadt aus, daß er ihn in einigen Tagen besuchen werde. Dieser Prinz war der Auswurf der ganzen Familie. Der Markgraf konnte ihn nicht leiden, und wenn ich ihn beschrieben haben werde, kann ihn kein Mensch mehr darum tadeln. Er fragte also auch gar nicht viel nach seinem Besuch, besonders solange ich abwesend war — und ich sollte in einigen Tagen abreisen; um dieser Ursachen willen, antwortete er ihm, wünschte er, daß er ihn bis nach meiner Rückkehr nach Bayreuth verschieben möchte. Unglücklicherweise erhielt der Prinz diesen Brief erst unterwegs und ganz nahe bei Bayreuth. Wetter und Wege waren zu schlecht, um umzukehren, er fand sich aber durch die Botschaft des Markgrafen so beleidigt, daß er seinen Weg zwar fortsetzte, aber, um sich zu rächen, in Bayreuth auf dem Rathause abstieg und die ganze Nacht daselbst verblieb, ohne weder seinen Bruder noch sonst irgend jemand von der Familie begrüßen zu lassen. Dieser lud ihn mehreremal ein, die für ihn im Schlosse zubereiteten Zimmer zu beziehen, erhielt aber immer zur Antwort, der Markgraf habe ihm einen Schimpf angethan, er wolle ihm nun denselben zurückgeben, indem er ihn gar nicht besuche. Der ganze Tag ging mit gegenseitigen Botschaften hin; zuletzt entschloß sich der Markgraf, der Vernünftige zu sein, und schickte seinen Sohn, den Prinzen Wilhelm, an ihn ab, um ihn abzuholen. Nun zog endlich diese liebenswürdige Gestalt bei uns ein. Er war weder groß noch klein und ziemlich wohlgebaut; er hatte kleine blaßblaue Augen wie ein Ferkel, ein Maul wie ein Abgrund, denn es war viereckig, und die Lippen so enge und kurz, daß sie weder Zahnfleisch noch Zähne bedeckten, und diese Zähne endlich waren schwarz wie Kienruß. Außerdem hielt er den Mund immer offen, so daß man ihm bis in die Kehle hinabsehen konnte. Dieses holde Angesicht war weiter mit einem langen dreistockigen Kinne verziert, dessen unterster Stock mit einem großen schwarzen Pflaster belegt war, das immer abklaffend eine schöne Fistel in Kaskadenform zur Schau stellte ... Dieser schöne Kopf war mit Haaren von einer sehr kühn blonden Farbe gekrönt, und mit seinem von Gold strotzenden Kleide sah er wie der Esel aus, der die Reliquien trägt. Seine Seele glich ihrer reizenden Behausung, er war stumpfsinnig und schien zu Zeiten närrisch zu sein, dann mußte man ihn nicht aus den Augen lassen, denn er wollte alle Welt umbringen. Ich suchte mir diese abscheuliche Gestalt so bald als möglich vom Halse zu schaffen und schob sie der Prinzessin Charlotte und Prinz Wilhelm zu."

Daß schon die äußere Porträtzeichnung unseres Prinzen im stärksten Maße übertrieben und entstellt ist, ersehen wir aus mehreren Bildnissen, die uns von ihm erhalten geblieben sind. Wenn auch die Hofmaler des vorigen Jahrhunderts in devotschmeichlerischer Weise Fehler und Mängel der Natur durch die Kunst ihres Pinsels auszugleichen wußten, so konnten sie doch solche Abnormitäten, wie sie die Markgräfin Friederike schildert, nicht völlig außer acht lassen. Das einzige, was dem Beschauer an dem Bildnis des Markgrafen Friedrich Christian unangenehm auffällt und was auch andere zeitgenössische Berichte als ein Charakteristikum seiner äußeren Erscheinung durchgängig erwähnen, war ein ungewöhnlich großer Mund. Dagegen kommt die Schilderung des Charakters ohne Zweifel der Wahrheit ziemlich nahe. Gerade aus der Neustadter Zeit des Prinzen werden ein paar Vorkommnisse glaubwürdig berichtet, welche die Mitteilungen der Markgräfin über seine leidenschaftliche, bis zur Unzurechnungsfähigkeit gesteigerte Gemütsart bestätigen. Eines Tages kehrt der Prinz von der Jagd heim und findet im Schlosse das Töchterchen des Schloßverwalters Marstaller, Christine mit Namen, beim Spiel mit seiner kleinen Tochter. „Komm einmal her und laß dich köpfen," sagt er zu dem Kinde. Dieses gehorcht, der Prinz zieht seinen Hirschfänger und schwingt ihn über dem blanken Halse der Kleinen. Unglücklicherweise trifft er, wenn auch nicht gefährlich, doch so, daß dem Kinde das helle Blut vom Halse rinnt. Entsetzt taumelt der Prinz zurück, und wie er zuerst einen Scherz auf eine bedenkliche Höhe getrieben hat, überläßt er sich jetzt

einem Ausbruch maßloser Selbstanklage und Reue. Er hat die kleine Christine nicht mehr aus den Augen gelassen, sie ist ihm späterhin nach Holstein und dann wieder glücklich zurück nach Bayreuth gefolgt, er hat sie wie seine Tochter gehalten und ihr einen Einfluß auf seine Person eingeräumt, wie ihn in dem frivolen Zeitalter des Absolutismus sonst nur geistreiche und verführerische Frauen auf ihre fürstlichen Sklaven ausgeübt haben. Ein Jahr nach jener fingierten Hinrichtung riß den Prinzen sein Jähzorn zu einem wirklichen Morde hin, indem er einen auf Dienstwidrigkeit betroffenen Jagdburschen ohne weiteres niederschoß. Solche Vorkommnisse waren nun allerdings in jener Zeit nichts Seltenes, und die Geschichte der fränkischen Hohenzollern insbesondere hat in der Person des vorletzten Markgrafen von Ansbach, Karl Wilhelm Friedrich (1729 bis 1757), des noch heutzutage im Volksmunde lebenden „wilden Markgrafen", ein trauriges Beispiel dafür aufzuweisen, wie gering damals das Leben der Unterthanen von ihren Beherrschern geschätzt wurde. Aber das waren souveräne Herren, die keinem Richter Rechenschaft über ihr Thun schuldeten, einem apanagierten Prinzen konnte man solche Streiche auch in jener Blütezeit des fürstlichen Absolutismus doch nicht so ohne weiteres nachsehen. Die Stimmung des Bayreuther Hofes war dem Prinzen überhaupt nicht günstig, wie wir aus den schon erwähnten Aufzeichnungen der Markgräfin Friederike entnehmen können. Unter irgend einem Vorwande wurde der Prinz jetzt nach Bayreuth gelockt, dort gefangen genommen und auf die oberhalb dem bierberühmten Kulmbach gelegene Feste Plessenburg gebracht. Hier fand er seinen früheren Erzieher und Reisebegleiter Silligmüller als Schloßprediger wieder vor, dem er das Geständnis ablegte, die Mordthat aus Eifersucht begangen zu haben. Ob der Verdacht begründet war, können wir jetzt nicht mehr entscheiden — sicher ist nur, daß seine Gemahlin gerade damals auf ihr elterliches Schloß Schaumburg entfloh und von da ab jeder persönliche Verkehr zwischen den Gatten aufhörte. Erst der Tod seines Bruders (1735) befreite Friedrich Christian aus seiner Gefangenschaft; die Beziehungen zu seinem Neffen, dem jetzt zur Regierung gelangten Markgrafen Friedrich, dem Gemahl der Memoirenschreiberin, wurden aber auch keine wesentlich besseren. Sie zerrissen ganz, als der Prinz gelegentlich eines Besuches am Bayreuther Hof das märkische Edelfräulein Albertine von der Marwitz, die Geliebte des Markgrafen, die den bei der Tafel schweigsam Dasitzenden mit der kecken Aufforderung: „Nun, Prinz? Sing Er uns doch einmal eins!" in die Unterhaltung zu ziehen suchte, mit den Worten: „Vettel! Ich bin allemal Prinz von Brandenburg!" abfertigte, mit dem Schwur: „Nie betret ich wieder dies Land!" von der Tafel aufsprang und alsbald von Bayreuth abreiste, um vor seinem Regierungsantritt (1763) nicht wieder dahin zurückzukehren.

Man wird diese und andere widrige Lebenserfahrungen des Prinzen: die Untreue seiner Gemahlin, den Tod seiner einzigen am Leben gebliebenen Tochter — sie starb schon im ersten Jahre ihrer Ehe mit dem Herzog Ernst Friedrich von Hildburghausen — im Auge behalten müssen, um zu einem gerechten Urteil über den Prinzen zu gelangen. Schwere Schicksalsschläge suchen auch kräftige Geister heim, aber sie knicken sie nicht, sie sind ihnen vielmehr nur ein Anlaß, die ganze Willenskraft ihrer Natur auf die Gedanken der Pflicht zu sammeln. Und wenn auch da, wo der Pflichtbegriff allein das Leben beseelen soll, die weicheren und milderen Elemente des Daseins absterben — das geschichtliche Bild solcher Helden leuchtet dadurch nur noch um so glänzender: so bei Friedrich dem Großen, so bei Joseph II. Aber der schwache Mensch läßt sich durch das, was andere über sich hinaus erhebt, niederdrücken und verliert noch den Rest von Halt, den die Natur ihm stiefmütterlich zugeteilt hat. So auch unser Prinz.

Am liebsten hätte er von jetzt an jede menschliche Gesellschaft gemieden und sich in die tiefste Einsamkeit zurückgezogen. Als ihn bald nach dem Bruch mit seinen Bayreuther Verwandten seine königliche Schwester zu sich nach Kopenhagen einlud, folgte er dem Rufe nur ungern und unter dem Drucke seiner dürftigen materiellen Lage. Wie traulich mutete ihn auf der Hinreise die Stille seines Geburtsortes Weferlingen an!

Im schärfsten Gegensatze zu den Zauberschlössern, die er eben verlassen und die der Wille eines einzigen aus dem Schweiß und dem Elend seines Volkes hatte entstehen lassen, fand er hier ein erbärmliches altes Schloß mit einem dürftigen Gärtchen, aber dahinter rauschte der volle, frische Eichenwald, welcher der mit dem Ausländischen kokettierenden Unnatur des vorigen Jahrhunderts nur noch wie etwas Plumpes und Anstößiges erschien, grüßte das Gemäuer der alten Marenholzburg als ein Zeugnis der heimatlichen Geschichte, die den Geistern jener Zeit gleichfalls ein mit sieben Siegeln verschlossenes Buch geworden war. Noch heute legt eine mit der für jene Zeit unerhörten Summe von 260000 Thalern begründete Armenstiftung des Prinzen Zeugnis ab von der Anhänglichkeit, die dieser seinem Heimatsorte zeit seines Lebens bewahrte.

In dem geräuschvollen Kopenhagen mit seinem üppigen Hofleben war seines Bleibens nicht lange. Nach dem Tode seines Schwagers ergriff er ein Anerbieten seines Neffen Friedrichs V., das Kommando der in Holstein stehenden dänischen Truppen mit dem Charakter als Generallieutenant zu übernehmen, und schlug seinen Wohnsitz in dem ehemals gräflich Rantzauschen Schlosse zu Wandsbeck bei Hamburg auf. Hier hat er volle zweiundzwanzig Jahre in größter Zurückgezogenheit zugebracht. Seinen Haushalt führte ihm die aus Franken mitgebrachte Christine Marstaller.

Wie ein Donnerschlag traf daher den arg vergrämten, mit den Jahren immer noch menschenscheuer und mißtrauischer gewordenen Mann die Kunde von dem am 26. Februar 1763 ganz plötzlich erfolgten Tode seines Neffen Markgraf Friedrich. Dieser hatte sich nach dem Tode seiner ersten Gemahlin Friederike von Preußen noch einmal mit einer braunschweigischen Prinzessin verheiratet, und jedermann hatte dem von Gesundheit strotzenden, in den besten Jahren stehenden Fürsten noch ein langes Leben prophezeit. Da von der ersten Gemahlin nur eine an den Herzog Karl Eugen von Württemberg — bekannt aus Schillers Jugendjahren — verheiratete Tochter vorhanden war, die zweite aber gar keine Kinder hinterließ, so fiel jetzt die Regierung des Bayreuther Landes an den einzigen noch überlebenden Prinzen Friedrich Christian. Nur mit innerstem Widerstreben und nach langer Zögerung entschloß er sich endlich zur Übernahme der ihm verhaßten Bürde. Doch stellte er die Bedingung, daß sämtliche italienische und französische Hofbedienstete und sonstige Fremde noch vor seiner Ankunft die Hauptstadt und das Land geräumt haben müßten. Ein wahrer Völkerauszug fand infolgedessen während der nächsten Wochen aus Bayreuth statt. Der Hofhalt des verstorbenen Markgrafen war einer der üppigsten und verschwenderischsten des achtzehnten Jahrhunderts gewesen. Bayreuth wimmelte von italienischen und französischen Baumeistern, Malern, Stuckateuren, Steinschneidern, Appareilleurs, Tapezierern, Köchen, Gärtnern, Friseuren. Ein neues, seinesgleichen in Europa suchendes und noch heute die Bewunderung der Fremden erregendes Opernhaus war erbaut worden. Kräfte ersten Ranges, wie Grassi und die Turcotti und Gueri, wirkten daran; die französische Komödie bestand aus einer in Paris selbst zusammengesetzten Truppe; im Ballett glänzten Namen wie Balbi und Bigotti. Nach dem Brande des alten Schlosses war nach dem Muster von Versailles ein neuer Prachtbau aufgeführt worden, ein Kranz von Lustschlössern in nicht minder üppiger Ausführung umgab die Residenzstadt. Und das alles in einem von der Natur nicht übermäßig reich bedachten Lande mit einer Einwohnerzahl von noch nicht einer halben Million!

Am 6. Mai 1763 langte der neue Markgraf in Bayreuth an. Nicht volle sechs Jahre hat er die Regierung geführt, aber diese Zeit ist eine der interessantesten in der Geschichte des fürstlichen Absolutismus im achtzehnten Jahrhundert. Wenn man erwägt, daß Markgraf Friedrich Christian seinen persönlichen Eigenschaften nach nicht einmal zu jener schlimmen Klasse von Regenten gehört, zu der Karl Eugen von Württemberg und Karl Wilhelm Friedrich von Ansbach zählten, daß aber trotzdem unter ihm eine Mißwirtschaft in dem kleinen Lande einreißen konnte, wie sie greulicher nicht einmal an dem Hofe von Versailles unter Ludwig XV. getrieben worden ist, dann wird

man dankbar Erscheinungen wie die französische Revolution, die den Kehraus für all dieses schmachvolle Treiben gebracht hat, und Napoleon I., der, wenn auch mit brutaler Gewalthand, unser Vaterland von seinen Hunderten von Landesvätern befreit hat, segnen lernen und unser Zeitalter glücklich preisen, das uns wieder ein nationales Bewußtsein und den gleichmäßigen Schutz des Gesetzes gebracht hat. Allerdings dürfen wir nicht verkennen, daß eine Erlösung von dem furchtbaren Druck, den nach dem Jammer des Dreißigjährigen Krieges die Adels- und Ständeherrschaft über unser Volk gebracht hat, nur durch das Mittel des fürstlichen Absolutismus möglich geworden ist. Erst mußten jene gewaltigen Blutsauger von einem noch Gewaltigeren zum Gehorsam herabgedrückt werden, ehe das Bürgertum unseres Volkes auf dem Kampfplatz erscheinen konnte, sich seine Rechte zu holen. Und für die Charakteristik des absolutistischen Zeitalters ist es dabei ganz unwesentlich, ob die Vertreter desselben, wie weitaus die meisten gethan haben, nur ihre persönlichen Gelüste und Leidenschaften als die ultima ratio ihres Regiments hinstellten oder, wie Friedrich der Große und Joseph II., das Staatswohl als den ausschließlichen Zweck ihrer Thätigkeit betrachteten: Gewalt bleibt Gewalt, und auch ein großer Fürst ist nur ein Mensch mit menschlichen Schwächen und Irrtümern.

Doch doppelt wehe dem Lande, dessen König ein Kind ist! muß man mit dem Psalmisten ausrufen, wenn man Fürsten, wie unser Friedrich Christian einer war, ins Auge faßt. Jawohl, ein Kind! Einen merkwürdigen Eindruck auf die Bayreuther Bevölkerung machte schon der Einzug des neuen Landesherrn in seine Residenz. Voraus ritt der Oberjägermeister von Schirnding mit dem Jägercorps, dann kam Oberst von Reitzenstein mit den Husaren, dann der Wagen des Markgrafen mit vorausreitenden blasenden Postillonen. Unter dem in den übrigen Wagen folgenden Dienstpersonal fiel namentlich der „Leibarzt“ Schröder mit seiner Familie, einer Tochter und einem Sohne, auf. Dieser Mann hat im Leben Friedrich Christians eine so eigenartige und verhängnisvolle Rolle gespielt, daß wir ihm schon hier einige Worte gönnen müssen.

Kaspar Heinrich Schröder stammte aus dem Osnabrückischen, hatte Medizin studiert, sich dann aber nirgend fest niedergelassen, sondern sein Gewerbe im Umherziehen auf Jahrmärkten u. s. w. betrieben. So war er auch nach Wandsbek gekommen und hatte hier den Prinzen mittels einiger geschickter Handgriffe von einem langwierigen Fußübel befreit. Dies gewann ihm die volle Gunst des sonst gegen ärztliche Hilfeleistung äußerst mißtrauischen Fürsten. Der Prinz nahm ihn in seine Dienste und räumte ihm bald einen Einfluß auf seine Person ein, wie er bei dem argwöhnischen und eigensinnigen Charakter desselben kaum verständlich ist. Schröder verstand eben bei aller Plumpheit und Gemeinheit seines Wesens die schwachen Seiten seines Gebieters für seine Zwecke auszunutzen. Er schmeichelte ihm, als wäre er noch zu großen Dingen ausersehen, und suchte ihn namentlich mit Mißtrauen gegen seine ganze sonstige Umgebung zu erfüllen. Er war es auch, der den Prinzen zur Annahme der Regierung bestimmte, da er natürlich in Bayreuth als allmächtiger Günstling eines regierenden Fürsten noch eine ganz andere Rolle spielen zu können hoffen durfte als in dem kleinen Wandsbek als Leibarzt eines dänischen Generals.

Das erste, was Friedrich Christian nach seinem Eintreffen im Bayreuther Schlosse that, war, daß er mit einem Diamantring auf eine Fensterscheibe die Worte einkritzelte: „Eile und errette deine Seele! Denn hier auf dieser Welt ist für dich kein wahres Glück zu finden!“ Seinen alten Erzieher und Reisebegleiter, dem er einmal in Genf versprochen hatte, wenn er ein Fürst würde, so sollte er sein Bischof werden, ernannte er jetzt, an das Versprechen erinnert, zum Konsistorialpräsidenten.

Im übrigen wurden zunächst keine größeren Änderungen im Regierungs- und Hofhaushalt getroffen: nur das Oberkommerzkollegium, die Parforcejagd und leider auch die von dem Markgrafen Friedrich gestiftete Akademie der Künste und Wissenschaften wurden aufgehoben. Sogar die vier Kammermohren, den Hoftürken und den Hofkosak des verstorbenen Markgrafen behielt der neue Herr bei, nur mußte der eine von den Kammermohren, der bisher noch ungetauft war,

sofort gekauft werden. Einen förmlichen Abscheu hegte der neue Markgraf, ob er gleich fließend französisch sprach, vor französischer Sitte und Bildung — bei dem herrschenden Einfluß, den im vorigen Jahrhundert französisches Wesen an den deutschen Höfen, auch den kleinsten, gewonnen hatte, eine auffallende Erscheinung, die sich nur aus den trüben Erfahrungen, die Friedrich Christian in seinen jüngeren Jahren am Hofe seines Bruders und Neffen gemacht hatte, daneben auch noch aus seinem religiösen Grübelsinn erklären läßt. Bald nach seiner Ankunft in Bayreuth ließ er die zumeist aus französischen Werken bestehende Regierungsbibliothek in seine Zimmer bringen, um die Lektüre dieser frivolen Bücher unmöglich zu machen. Namentlich war ihm Voltaire, der am Hofe der Markgräfin Friederike eine so gewichtige Rolle gespielt hatte, verhaßt; sein Minister Ellrodt, der Vater, der unter der vorigen Regierung vom Predigersohn zum Reichsgrafen und höchsten Beamten des Landes emporgestiegen war, wäre um Haaresbreite an dem Umstande zu Fall gekommen, daß ihn der Markgraf im Verdacht hatte, Voltaires „Pucelle" gelesen zu haben. Im Gegensatz zu seinem Neffen und Vorgänger beobachtete Friedrich Christian die einfachste Lebensweise. Scheu, wie ein Uhu, hauste er in seinen stets gegen das Licht verhängten Zimmern. Unter seinem Bette stand seine eiserne Handkasse, über dem Lager hing das lebensgroße Bildnis seines weiblichen Ideals, der Königin Elisabeth von England, jedoch fast ganz besudelt, da der Markgraf die üble Angewohnheit hatte, an die Wände hinaufzuspucken, und hierbei auch das Bildnis der jungfräulichen Königin nicht verschonte. Meist speiste er ganz allein; hatte er aber einmal Tischgesellschaft, so durfte ihn keiner ansehen, weil er mit dem Gesicht fast auf dem Teller auflag und die Speisen mit den Fingern zum Munde zu führen pflegte. Am liebsten aß er rohe, harte oder feste, süße Speisen, aber alles ganz kalt, was natürlich den Mitspeisenden wenig angenehm war. Der Markgraf aber verstand hierin keinen Spaß. Als sich einmal einer der Hofherren, der seines Alters wegen die harten und kalten Speisen nicht vertragen konnte, vom Koch eine warme und zuträgliche Speise einschieben ließ und der Markgraf dies bemerkte, äußerte er zum größten Schrecken der Tischgesellschaft: „So, ist mein Essen nicht gut genug? Es wäre kein Wunder, ich nähme den Stock und bestrafte die Frechheit!" Zuweilen lustwandelte er des Abends in dem schönen Hofgarten, doch mußte dieser zuvor von allen anderen Besuchern gesäubert und durch eine Postenkette abgesperrt sein. Da er hier den von Wandsbek her gewohnten und geliebten Nachtigallengesang vermißte, so erließ er alsbald nach seinem Regierungsantritt eine Verfügung, wonach bei hoher Strafe das Fangen der Nachtigallen im ganzen Lande verboten wurde. Auch sonst liebte er Musik, nur nicht die italienische und Modemusik jener Jahre, dafür aber mehr volkstümliche Weisen. Ein Lieblingsstück von ihm war das damals viel gesungene Menuett: „Die Tochter soll ins Kloster gehen!" Auch die Töne des Waldhorns und der Trompete durften manchmal seine einsamen Mahlzeiten begleiten.

War er aber einmal gezwungen, seine Einsamkeit zu verlassen, dann geschah dies merkwürdigerweise nie anders als mit größter Prunkentfaltung. Gern warf er bei solchen Ausfahrten Geld unter die Leute aus. Sein Anzug war dabei förmlich mit Brillanten überdeckt, die er zumeist seiner Großnichte, der Herzogin von Württemberg, für die Rittergüter Donndorf und Eckersdorf abgekauft hatte, auf deren Grund und Boden diese, die den prachtliebenden Sinn ihrer Eltern geerbt hatte, dann später das Lustschloß „Phantasie" erbaute. Sein altes Übel, der Jähzorn, hatte den Markgrafen, trotz der grausamen Erfahrungen in seiner Jugend, auch jetzt noch nicht ganz verlassen. In solchen Augenblicken griff er dann nicht selten zum Stocke und traktierte jeden, der ihm gerade unter die Hände kam, mit Schlägen. Nicht einmal die Offiziere waren sicher vor solcher entehrenden Behandlung und sahen sich gezwungen, untereinander hierüber in Beratung zu treten und den Markgrafen durch eine Abordnung Vorstellungen zu machen. War jedoch die Aufwallung vorüber, so suchte der Markgraf den Schaden durch reiche Geldgeschenke wieder gut zu machen. Gleich seinem Vetter Friedrich Wilhelm I. war er den Verfüh-

rungskünsten des schönen Geschlechtes nicht zugänglich. Obgleich jetzt förmlich von seiner Gemahlin geschieden, konnte er doch zu keiner zweiten Ehe bewogen werden, auch nicht in Form einer solchen zur linken Hand, für welche die Hofgesellschaft bereits ein Hoffräulein, die schöne junge Gräfin Ulrike Löwenhaupt, in Aussicht genommen hatte. Dem Adel und Beamtentum des Landes war es dabei keineswegs um die Erzielung eines fürstlichen Nachwuchses zu thun — durfte sie doch hoffen, nach dem dereinstigen Ableben des Markgrafen unter dem liederlichen Karl Alexander von Ansbach ihr schamloses Treiben noch ungestörter als bisher fortsetzen zu können! — aber es paßte jenen damals überall herrschenden Elementen schlecht in ihren Plan, keine Favoritin an ihrer Spitze zu haben, die durch ihre Vermittelung den Landesfürsten zu einem willenlosen Werkzeug der Höflinge machte. Von weiblichen Elementen duldete Friedrich Christian lediglich sein Pflegekind Christine um sich: sie kochte ihm seine einfachen Mahlzeiten, setzte ihm beim Nachhausekommen seine hohe persische Schlafmütze auf und brachte ihn ins Bett, das die Eigentümlichkeit an sich hatte, aus lauter ganz kleinen Kissen zusammengesetzt zu sein. Niemals hat diese Frau einen anderen Ehrgeiz als den einer besorgten Dienerin besessen; sie hätte die angesehensten Heiraten machen können, aber sie wählte ihren Jugendbekannten, den Kammerdiener Stichert; sie hätte alles beim Markgrafen durchsetzen können — und es sind ihr mehr als einmal die lockendsten Verheißungen gemacht worden —, aber sie hat ihren Einfluß nur in kleinen Dingen zur Geltung gebracht.

Von des Markgrafen männlicher Umgebung hatte den meisten Einfluß auf ihn sein „Leibarzt" Schröder, ein Quacksalber und Abenteurer der verwegensten Art. Sofort nach seinem Regierungsantritt ernannte man ihn zum geheimen Rat, das Jahr darauf zum Bergwerksdirektor. Daneben erhielt er freie Wohnung und Beköstigung im Schlosse. Damit war Schröder aber noch nicht zufrieden, er riß auch noch die Verwaltung der markgräflichen Schatulle und das Münzdirektorium an sich. Der eigentliche Gebieter in allen Münz- und Geldfragen war bisher der reiche Jude Seckel gewesen. Für die Geschichte der deutschen Höfe des vorigen Jahrhunderts sind diese reichen jüdischen Geldmänner äußerst bezeichnend. Noch ein Rest Mittelalter hatte sich darin in die neuere Zeit herüber erhalten. Wie der reich gewordene Jude dort von Fürsten und Stadtherrschaften als ein bequemes Anzapfungsobjekt in Geldnöten betrachtet worden war, das man durch Vergünstigungen aller Art und geübte Nachsicht bei zweifelhaften Geschäften erst sich ordentlich bereichern ließ, um ihm dann das Errungene und Erpreßte auf einmal wieder abzunehmen, so hielten sich auch die absolutistischen Fürsten des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts jüdische Banquiers und Verwalter, denen sie, wenn auch nicht durch so drastische Mittel, wie sie das Mittelalter liebte, zur rechten Zeit ihren Raub wieder abzujagen wußten. Bekannt ist aus Hauffs Novelle das tragische Schicksal des württembergischen Hofjuden Süß. Auch an den fränkisch-zollerischen Höfen zu Ansbach und Bayreuth gab es solche jüdische Hofbanquiers. In Ansbach hatte Isaak Nathan, geschützt durch die weitgehendsten Privilegien seines fürstlichen Herrn, des „wilden Markgrafen" Karl Wilhelm Friedrich, ein ungeheures Vermögen zusammengescharrt und that es an Prunk seines Haushaltes allen übrigen reichen Häusern der Residenzstadt zuvor. Bei der Hochzeit seiner Tochter hatte sogar der Markgraf selbst es nicht verschmäht, als Gast zu erscheinen.

Doch ebenso merkwürdig wie sein Aufsteigen war sein Untergang. Der Markgraf hatte seinem Oheim König Georg von England den Roten Adlerorden in Brillanten verliehen und die Steine bei dem Hofbanquier bestellt. Auffallenderweise aber erfolgte von dem Beschenkten keinerlei Dankbezeigung, so daß der Markgraf schließlich durch seinen Agenten unter der Hand Erkundigungen einziehen ließ. Da erfuhr er nun, daß der König die Dankerstattung abgelehnt hatte, weil der übersandte Ordensstern mit falschen Brillanten besetzt war. Nathan hatte der markgräflichen Schatulle vierzigtausend Thaler in Anrechnung gebracht, das Geld aber in die eigene Tasche gleiten und den Orden in Amsterdam mit

unechten Steinen besetzen lassen. Fürchterlich war der Zorn des „wilden Markgrafen“. Mitten in der Nacht wurde der Betrüger aus dem Bett geholt und nach der Feste Wülzburg gebracht. Tags darauf reiste der Markgraf selbst dorthin, verhörte den Unglücklichen persönlich und ließ den Überführten zum Tode durch das Schwert verurteilen. Rasch wie der Prozeß war auch die Vollstreckung. Der Schuldige wurde angesichts des Markgrafen auf einen Stuhl festgeschnallt; in seiner Todesangst nahm er die Flucht und rannte, trotz des ihm untergebundenen Hindernisses, durch eine Reihe von Sälen, der Scharfrichter mit geschwungenem Richtbeil immer hinter ihm drein, bis endlich der Jude keinen Ausweg mehr fand und es dadurch seinem Verfolger ermöglichte, über einen Tisch weg seinem Opfer mit einem Streich den Kopf vom Rumpfe zu trennen.

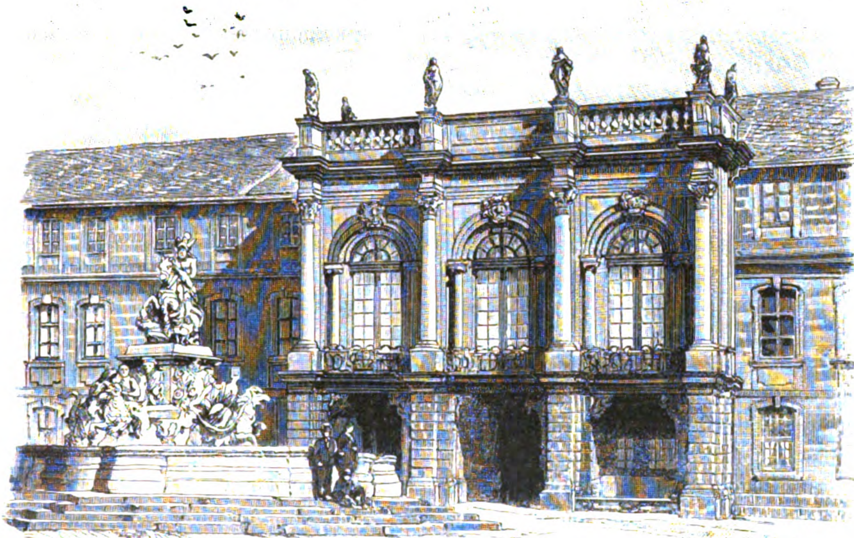
Ganz so schreckensvoll wie dieser war der Ausgang des Bayreuther Hofbanquiers Moses Seckel nicht. Schröder fiel ihm unter dem Vorwande einer ihm aufgetragenen Revision ins Haus und durchsuchte alle Räume, ohne jedoch vorerst etwas finden zu können; erst nach längerem Suchen entdeckte er unter dem Bett eine Fallthür und unter dieser einen Gold- und Silbervorrat von vierzigtausend Thalern. Diesen nahm er weg. Seckel hat nichts mehr davon zu sehen bekommen und war von da an ein armer Mann.

Bei seinen auf nichts Geringeres als die unumschränkte Herrschaft im Lande gerichteten Plänen bediente sich Schröder namentlich zweier Persönlichkeiten als seiner gefügigen Werkzeuge. Da war ein Kammerherr Tritschler von Falkenstein, der später Schröder, was Einfluß auf den Markgrafen anlangt, noch übertrumpfen sollte, der es aber zunächst vorzog, unter Schröders Flagge zu segeln und diesem auf jede Weise zu schmeicheln, so namentlich dadurch, daß er, der Sprößling eines alten Thüringer Adelsgeschlechtes, sich zu einer Verheiratung mit des Abenteurers übelbeleumundeter Tochter nicht abgeneigt zeigte. Der andere war ein gewisser Wunschold, ursprünglich Bedienter, dann Kommissarius zu St. Georgen vor Bayreuth, ein anstelliger Kopf, ohne jedwede Gewissensskrupel und daher von Schröder zum geheimen Referendar und Kammerrat befördert. Auch ein Vertreter der Geisterseherei und Goldmachekunst fehlte nicht unter den Gehilfen des Emporkömmlings: es war dies der geheime Regierungsrat von Hanstein. Auch diese Sippe bildet, gleichwie die Hofjuden, ein hervorstechendes Merkmal der deutschen Höfe des vorigen Jahrhunderts. Wenn alle übrigen Einwirkungs- und Einschüchterungsmittel bei den fürstlichen Herren versagten, dann griff man zur Geisterseherei. Noch im letzten Jahrzehnt der Aufklärung hat sie am Berliner Hofe unter dem Nachfolger eines Friedrich des Großen eine für Fürst und Land verhängnisvolle Rolle gespielt.

Furcht und Zittern vor dem allmächtigen Günstling des Fürsten hatte sich aller Bevölkerungskreise bemächtigt. Nur ein Mann wagte es, sich Schröder zu widersetzen: der geheime Kammerrat Meermann, der Sohn eines mit der Markgräfin Friederike aus Potsdam eingewanderten Hofbediensteten. Diesem war die Verwaltung der sogenannten preußischen Vorlehensgelder, d. h. die Rückzahlung eines dem verstorbenen Markgrafen von seinem königlichen Schwager im Jahre 1757 dargeliehenen Kapitals von 60000 Thalern übertragen. Mit größter Gewissenhaftigkeit hatte Meermann die zur Rückzahlung bestimmten Gelder aufgesammelt, um sie, sobald sie vollständig beisammen waren, dem Berliner Hof zurückzuerstatten. Jetzt suchte Schröder sich auch dieser Gelder als guter Beute für sich und seine Kreaturen zu bemächtigen, indem er Meermann die Verwaltung derselben abforderte. Meermann weigerte die Herausgabe mit den heftigen und stolzen Worten: „Was will der Pillendrechsler von mir? Ich bin ein ehrlicher Mann; wenn mein Herr die Rechnung fordert, dann bin ich es schuldig; aber der Doktor soll sich dies nicht unterstehen!“ Aber er hatte die Frechheit des Emporkömmlings unterschätzt. Schröder legte ihm eine Militärwache ins Haus, ließ ihm die Gelder und Rechnungen mit Gewalt wegnehmen und ihn auf die Feste Plessenburg abführen, von wo er erst wieder freigelassen wurde, nachdem er Schröder förmliche Abbitte geleistet hatte. Seine Stelle aber verlor er endgültig.

Um ganz uneingeschränkt über alle Zweige

der Verwaltung herrschen zu können, errichtete Schröder die sogenannte geheime Landesdeputation als eine über alle Ministerien und Centralstellen stehende Behörde, deren Zusammensetzung ihm die Bürgschaft gab, daß künftig im Lande nichts mehr ohne seine Kenntnis und seinen Willen geschah. Schon bald bemächtigte sich der Volkswitz dieser neugebackenen Institution: die zwölf Mitglieder hießen die zwölf Apostel, der Markgraf selbst der Herr Christus, und folgende boshafte Verse gingen von Mund zu Mund:



Das neue Schloß in Bayreuth.

Die edlen Zwölfe sind beisammen;
Komm, heiliger Geist, und geuß auf sie
Mut, Weisheit, Kraft und Harmonie!
Ihr Herz sei Redlichkeit und ihre Zungen Flammen!
Gleichwie im Paradies lebt man in dieser Welt;
Adam und Eva dort, die hatten auch kein Geld.

Die neue Einrichtung dauerte jedoch nur kurze Zeit, da Schröder doch nicht so, wie er gehofft, seine Rechnung mit ihr gefunden hatte.

In diesen Zustand der Dinge fällt das persönliche Eingreifen Friedrichs des Großen. Die Adels- und Beamtenkreise erblickten gegenüber dem schamlosen und beutegierigen Willkürregiment Schröders die einzige Möglichkeit einer Rettung nur noch in dem Dazwischentreten des fürstlichen Familienoberhauptes, dessen Interesse bei der schmählichen Wirtschaft um so mehr im Spiele war, als das Bayreuther Ländchen möglicherweise schon nach dem Ableben des regierenden kinderlosen Markgrafen, unzweifelhaft aber nach dem Tode des gleichfalls kinderlosen, zunächst erbfolgeberechtigten Markgrafen Karl Alexander von Ansbach, an Preußen fiel. Eine förmliche Verschwörung der durch Schröders Regiment in erster Reihe betroffenen Kreise des eingesessenen Adels und des Beamtentums bildete sich. Der geheime Kammerrat Meermann, der durch seine preußische Abstammung gute Beziehungen zu den Potsdamer Hofkreisen hatte, wurde dorthin entsandt, den Schutz des großen und gerechten Preußenkönigs anzurufen. In der

Vermummung eines reisenden Händlers gelang es dem mutigen Mann, unerkannt vor den Späheraugen der Schröderschen Kreaturen sich aus dem Lande zu schleichen und dem Könige die Klagen des gepeinigten Ländchens vorzutragen. Die nächste Folge dieses Notschreies war, daß der preußische Staatsminister von Plotho von Friedrich an den Markgrafen Friedrich Christian entsandt wurde. Er war der Überbringer eines eigenhändigen Schreibens des Königs an seinen Bayreuther Vetter. Irgend einen Erfolg hat dieser Brief jedoch nicht gehabt.

Allzusehr stand Markgraf Friedrich Christian unter dem, man möchte fast sagen, dämonischen Banne seines Günstlings, als daß ihn die ehrlichen und guten Mahnworte und Ratschläge seines königlichen Vetters von Sanssouci zur Abkehr von ihm hätten bestimmen können. Nur darin trat jetzt eine Änderung ein, daß allmählich Tritschler den Leibarzt bei dem Markgrafen in seiner Eigenschaft als einflußreichster Günstling ausstach. Zunächst gelang es ihm, den preußischen Gesandten von Plotho ganz auf seine Seite zu bringen, wodurch natürlich die wohlmeinenden Absichten König Friedrichs völlig lahm gelegt werden mußten. Dasselbe Manöver wiederholte Tritschler bei einem zweiten Abgesandten des Potsdamer Hofes, dem geheimen Rat Freiherrn von Kniphausen, indem er diesen durch die Reize des Spiels und die Freuden der Liebe ganz von seiner Aufgabe abzubringen verstand. Ja, noch mehr, sogar den König wußte er so für sich einzunehmen, daß dieser ihn zum preußischen Geheimrat ernannte. Seine früheren Verbündeten und Mitteilnehmer an der fürstlichen Gunst suchte er jetzt sogar zu beseitigen, um allein im Lande zu herrschen.

Aber nur bei Wunschold gelang es ihm: am 1. Juli 1767, dem Geburtstage des Markgrafen, wurde dieser in Haft genommen und zur größeren Sicherheit mit Genehmigung des Markgrafen Karl Alexander auf die Ansbachische Festung Wülzburg gebracht. Dagegen gelang es ihm nicht, Schröder aus der Nähe des Markgrafen zu verdrängen: ganz kindisch gebärdete sich dieser, als man ihn von seinem Liebling zu trennen versuchte. Tritschler mochte einsehen, daß er nur das halbe Spiel gewonnen habe, solange Schröder noch das Ohr des Markgrafen besaß. Da jener aber auf keine Weise von ihm abzubringen war und der Markgraf selbst sich ihm gegenüber keineswegs als das allzeit gefügige Werkzeug seiner herrschsüchtigen Pläne erwies, reifte in ihm der teuflische Gedanke, den Fürsten selbst zu beseitigen, um dann Namens des nachfolgeberechtigten liederlichen und dem Interesse des Bayreuther Landes völlig gleichgültig gegenüberstehenden Markgrafen von Ansbach als Regent eine ganz unumschränkte Herrschaft auszuüben. In aller Stille trat er mit dem Ansbacher Hof und dem Bruder der geschiedenen Markgräfin, dem Prinzen Franz Adolf von Anhalt-Bernburg, einem mauvais sujet der übelbeleumundetsten Art, in Verbindung, und auch den Berliner Hof wußte er durch falsche Vorspiegelungen wenigstens so weit auf seine Seite zu bringen, daß dieser nicht geradezu widerstreben wollte, wenn der Markgraf von seinen Verwandten für blödsinnig und regierungsunfähig erklärt werden würde.

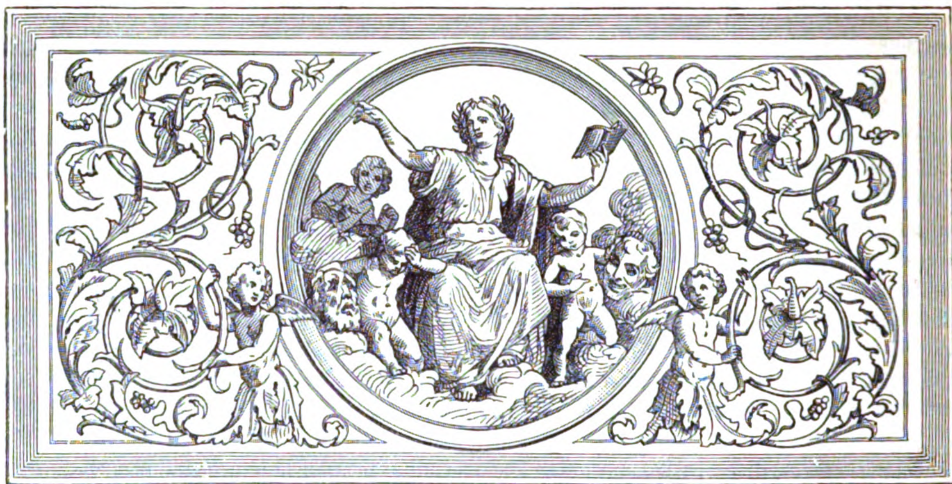
Gelegentlich einer Reise nach Wandsbeck sollte der Markgraf unterwegs aufgehoben, gefangen genommen und zur Abdankung gezwungen werden. Allein der verbrecherische Plan wurde durch Schröder, der natürlich mit in den Untergang seines Herrn gerissen worden wäre, und dessen Wachsamkeit seit dem mißlungenen Attentat gegen seine Person sich begreiflicherweise außerordentlich gesteigert hatte, noch rechtzeitig entdeckt und dem Markgrafen, der bereits seine Reise angetreten hatte, verraten. Tritschler wurde verhaftet, unter Entsetzung von allen seinen Ämtern und Würden nach der Plessenburg in engsten Gewahrsam gebracht, und ein eigener Staatsgerichtshof wurde zur Untersuchung seiner ganzen Amtsführung gebildet. Erst als seine Gattin einen Fußfall vor dem Markgrafen that, verfügte dieser eine Milderung der Haft. Schröder rückte jetzt wieder in seine alte Günstlingsstellung ein. Auch seinen anderen Liebling Wunschold erhielt der Markgraf wieder zurück. Schmerzlich war er von ihm vermißt worden — hatte sich doch keiner so willig wie er von ihm prügeln lassen und so herzbrechend dabei geschrien, was dem Markgrafen stets ein unbändiges Vergnügen bereitete.

Wer weiß, was von jetzt ab dem Bay-

reuther Ländchen noch alles beschert worden wäre, hätte nicht das Schicksal hier ein gebieterisches Halt gerufen. Am 30. Januar 1769 starb Markgraf Friedrich Christian nach ganz kurzem Krankenlager, noch im besten Mannesalter. Diejenige Eigenschaft, welche zeit seines Lebens seiner Umgebung die ärgste Pein verursacht hatte: ein, man möchte fast sagen, fatalistischer Eigensinn, war schließlich auch die eigentliche Ursache seines Todes. Als er nämlich das heilige Abendmahl genossen hatte, lehnte er hartnäckig jede weitere Nahrung ab, da er sich einbildete, nach jenem nichts mehr genießen zu dürfen. So starb er förmlich den Hungertod. Die Leiche wurde mit großem Gepränge nach dem Kloster Himmelskron, der alten Grabstätte der Grafen von Orlamünde, der vorzollerischen Landesherren und ihrer Nachfolger, der Markgrafen von Bayreuth, gebracht.

Markgraf Friedrich Christian war der letzte Markgraf von Bayreuth gewesen. Die Regierung gelangte jetzt an die Ansbacher Linie, blieb aber bei dieser nur wenige Jahrzehnte, da auch sie nur noch durch einen Agnaten, den Markgrafen Karl Alexander, vertreten war. Unter dem Einfluß seiner Freundin, der Engländerin Lady Craven, der das Leben in den engen Verhältnissen einer kleinen Residenzstadt wenig behagte, trat er im Jahre 1791 seine Lande noch bei Lebzeiten an die preußische Hauptlinie ab, um zuerst auf Reisen, später in England seine Tage fortzuführen und zu beschließen. Bayreuth hat seinen neuen Herrn nur selten zu sehen bekommen, und erst als Minister von Hardenberg, der spätere Staatskanzler, mit der Verwaltung der fränkischen Fürstentümer betraut worden war, hielt der Fürst am Ausgang des Jahrhunderts den Sommer über wieder eine Art Residenz in Bayreuth. Dann, nach Hardenbergs Abgang auf einen wichtigeren Posten, herrschte wieder die alte Stille in den Straßen der früher so üppigen Residenzstadt und in den phantastischen Schloßgärten ihrer Umgebung. Nur selten lockte einen Fremden der Glanz geschichtlicher Erinnerungen nach der ohnedies vom großen Verkehr abseits gelegenen, fast bis zur Landstadt herabgesunkenen ehemaligen Residenz der fränkischen Hohenzollern. Wen aber sein Weg einmal dahin geführt hatte, der war überrascht, ja entzückt von der freundlichen Lage der Stadt im Kranze lieblicher Höhen, mit den Kuppen des Fichtelgebirges im Hintergrunde, von den großstädtischen Anlagen der Straßen, den zahlreichen stattlichen Baudenkmälern aus der Glanzzeit des Rokoko und den großartigen Gärten der benachbarten fürstlichen Lustschlösser. Diese vielen unserer jetzigen und ehemaligen kleinen Residenzstädte so eigentümliche Mischung landschaftlichen Reizes mit dem Zauber großer geschichtlicher Erinnerungen, zu der dann als drittes noch eine gewisse, poetischen und weltmüden Gemütern so sympathische Weltabgeschiedenheit hinzutritt, hat es auch unserem großen Tondichter Richard Wagner angethan, daß er hier von seinem vielbewegten Leben auszuruhen beschloß. Seinem Buen retiro hat er in dem Festspielhaus ein Vermächtnis zurückgelassen, das alljährlich Tausende von Pilgern in die liebliche Mainstadt lockt, die dann auf Wochen und Monate hin ein Bild des ehemaligen glanzerfüllten Lebens heraufzaubern.

Es bleibt uns nur noch übrig, mit einigen Worten des Schicksals derjenigen Personen zu gedenken, die in dem Leben des letzten Markgrafen von Bayreuth eine so verhängnisvolle Rolle gespielt haben. Tritschler wurde, da bei der Verschwörung gegen den verstorbenen Markgrafen der neue Landesherr seine Hand im Spiele gehabt hatte, alsbald seiner Haft entlassen, im übrigen aber, da das bisherige Ministerium als solches aufgehoben wurde, mit dem sehr einträglichen Posten eines Oberamtmanns von Pegnitz, Schnabelweid und Osternohe entschädigt. Doch starb er bereits drei Jahre später, erst achtunddreißig Jahre alt, an einem hitzigen Fieber. Dagegen hatte der neue Herr gegen die beiden anderen Günstlinge seines Vorgängers, Schröder und Wunschold, keinerlei Verbindlichkeit. Sie wurden alsbald ihrer Stellung und Orden für verlustig erklärt, in Haft genommen und später des Landes verwiesen. Schröder zog sich nach der oberpfälzischen Stadt Sulzbach zurück, nicht ohne seine zusammengestohlenen Gelder, die man ihm unbegreiflicherweise gelassen hatte. Wunschold ist spurlos verschwunden.



Dahin.

Novelle
von
Maria Schneider.

Ich hatte mir versprochen, sie ewig im stillen Herzen zu bewahren, die traurig-süße Geschichte meiner Liebe. Zwanzigmal zog der Lenz in die Welt, zwanzigmal sah ich die Blätter sich entfärben seit der unseligen Stunde, die mich geschieden hat von meinem Glück.

Ja, ihr lieben, rosigen Kinder, geschieden von meinem Glück. „Aber, Tante, du bist doch glücklich?“ höre ich dich fragen, meine geliebte, sonnige Asta, und ich sehe deine Blauaugen mit dem erstaunten Frageblick des Kindes auf mir ruhen. Denke, mein Liebling, deine ernste Tante hat auch dereinst in die Welt gelächelt so hoffend, so erwartend wie du. Sie sind keine Früchte geworden, die Blüten an meinem Lebensbaum; es kam in der Nacht ein Sturm, der sie abrüttelte bis auf wenige, die noch schliefen. Die aber sind zu Früchten gereift, und sie heißen: Entsagungskraft, Menschenliebe und Geduld. Sieh, Asta, der ich diese Worte schreibe, drei Früchte sind gereift. Und wenn dir das Glück einst dauernder leuchtet, wenn Liebe, Hingebung, Treue dein Leben krönen dürfen, so vergiß auch der anderen Tugenden nicht; denn launisch ist das Glück, und wen es verläßt, der sehe zu, daß er einen festen Stab habe, um nicht zu straucheln im dornenreichen Leben.

Dir schreibe ich dies, mein lachender Schmetterling, weil ich in dir mein eigenes Bild in getreuer Wiederholung finde, und weil ich deinem Frohsinn den Ernst rechtzeitig zugesellen möchte, ehe es zu spät ist. Sieh, gar weh und traurig wird mir, wenn ich so die Bilder meiner Vergangenheit ans Licht des Tages ziehe, die Bilder, welche wie heilige Schatten einer dahingeschwundenen Zeit Tag und Nacht meinen Geist umschweben. Sie sagen, mein Blick sei unergründlich so wie das Auge eines Menschen, der viel erlebt. Ja, Kind, zu erzählen habe ich nicht so gar außergewöhnliche Schicksale, aber was in der Seele durchlebt und durchkämpft werden muß, das gräbt seine unverlöschbaren Spuren in das Antlitz ein, und was das Herz bewegt, spiegelt sich wieder im Auge. Und nun folge mir, mein Mädchen, in eine Zeit zurück, da ich noch so jung war wie du und eben siebzehn Jahre zählte. Alles, was nicht im engsten Sinne

zu meiner Herzensgeschichte gehört, will ich weglassen, damit sie sich rein und abgelöst von allem Äußerlichen vor dir zeigt. Lies meine Worte mit der Seele und lerne begreifen, was es heißt, sein Glück verscherzen.

Deine Mutter war damals etwa dreißig Jahre alt und kurze Zeit verheiratet. Da unsere Eltern früh gestorben waren, wurde ich ganz von ihr erzogen, und auch nach ihrer Vermählung fand ich im Hause deiner Eltern eine liebe, traute Heimat. Sie nannten mich mit dem Namen, den schon so manches heiter-frohe Mädchen getragen, den „Sonnenschein“. Und so heiter und hell wie ein Sonnenschein war ich auch. Alles Schöne freute mich, alle Blumen brach ich, und wenn mir einmal etwas Unangenehmes oder nur Ernstes begegnete, ging ich ihm aus dem Wege. Mein Herz war offen für Liebe und Glück, schwärmerisch schloß ich die Menschen in meine Seele, die mir freundlich begegneten. Dabei hatte ich eine lebhafte Phantasie, und neben dem Umherflattern von Blume zu Blume liebte ich es, stillen Träumen nachzuhängen, in welchen irgend ein schöner Jüngling mich aus meiner Landeinsamkeit erlösen sollte. Daher kam's auch, daß ich jeden jungen Mann aus der Nachbarschaft kritisch daraufhin betrachtete, ob er wohl der „Rechte“ sei. Sehr oft glaubte ich sterblich verliebt zu sein und nicht ohne den Einen leben zu können, die Trauer löste sich aber bald wieder in Freude und Heiterkeit. Sieh, mein Kind, dies etwa das Bild deiner Tante; nicht wahr, es trifft zu, was ich von deiner und meiner Ähnlichkeit gesagt habe?

Du kennst ihn wohl, den stillen Platz am Weiher hinter dem Wäldchen. „Es ist mein Traumwinkel, Tante, komm doch mit,“ sagtest du einmal und wundertest dich, als ich nicht gehen mochte. Sieh, Liebling, mein Traumwinkel war's eben auch, und ginge ich hin, so möchten die Gestalten der Vergangenheit auftauchen und mich beängstigen, darum fliehe ich vor dem holden Platz. Aber in meinen Gedanken steht er so lebhaft, als sei ich selber dort und schlösse für Sekunden die Augen, mir meine Umgebung vorzustellen.

Einmal nun hatte ich wieder am Weiher gelegen und schlenderte nach Hause; da kam mir meine Schwester mit freudigem Antlitz entgegen und rief: „Denke dir, Elisabeth, mein Mann hat eine große Freude gehabt! Sein Jugendfreund, Max Hannstein, der lange, lange Jahre in Amerika war, ist plötzlich herübergekommen. Ein liebenswürdiger, feiner Mann; wie bin ich froh, ihn einige Zeit als Gast bei mir zu haben; Oswald ist so glücklich, ihn wiederzusehen.“

Ich war natürlich begeistert.

„Du, Edith, wie sieht er aus? wie lange bleibt er? wie alt ist er?“ schwirrten meine Fragen durcheinander.

Dein Mütterchen lachte, strich mir über das Haar und sprach: „Du wirst es ja sehen, mein Liebling, bald kommen die Herren vom Felde zurück, darum laß uns eilen, das Abendbrot zu rüsten.“

Im Gartensaal empfingen wir die beiden Freunde. Dein Vater stellte mir den Fremden vor und war in glücklichster, gehobenster Stimmung. Ich begriff eigentlich nicht, wie man sich so sehr über den Amerikaner freuen konnte. Er war ein großer, sehniger Mann, braun wie Bronze, ernst und energisch, aber nicht ein bißchen glich er dem Bild eines schönen Abenteurers, das ich mir von ihm gemacht hatte. Auch hatte ich nicht bedacht, daß er ja nicht mehr jung sein könne, wenn er im gleichen Alter mit deinem Vater stehe, welcher damals achtunddreißig Jahre zählte. So war ich im ganzen etwas enttäuscht und verhielt mich einsilbig, wenn ich aber sprach, so ging der Fremde mit großer Liebenswürdigkeit auf mein kindliches Geplauder ein.

Max Hannstein war Arzt und Vorsteher eines Hospitals in Rosario nicht weit von Buenos-Aires. Mein Schwager sprach mit großer Anerkennung von seiner opferfreudigen Thätigkeit unter den Bewohnern seiner Stadt, die sich nur zögernd und mißtrauisch nahten und von Wunderärzten in die Irre geleitet wurden. Mich interessierte das alles sehr wenig. Ich mochte mir gar nicht so arme und kranke Leute vorstellen; warum mir durch trübe Bilder die Heiterkeit der Seele verfinstern? Ich hatte den Amerikaner sehr gern und streifte mit ihm auf dem Gut umher, wenn Schwester und Schwager beschäftigt waren. Noch nie war jemand mit so freundlichem Interesse auf all meine kleinen Sorgen und Freuden eingegangen, ausgenommen deine Mutter, deren Herz

immer für meine jugendlichen Gedanken offen war. Und ohne daß ich es wußte, beeinflußte Max Hannstein meine Gedanken auf eine eigene, geheimnisvolle Weise, so daß mir alles viel bedeutender schien als früher. Oft erzählte er mir von seiner Heimat drüben, von Lebensweise und Volk; fing er aber von seinen Kranken an, so hielt ich mir die Ohren zu und lief davon, kehrte freilich auf seinen freundlich mahnenden Ruf sogleich wieder zurück. Ich fühlte mich so sicher in seinem Schutz und gewöhnte mich bald daran, alles, was ich that und dachte, vor ihm auszubreiten, wenn nicht persönlich, so doch in Gedanken. Ich Kind ahnte ja nicht, daß die ernste Sprache seiner Augen mehr sagte als freundliches Wohlwollen, daß der Eifer, mit dem er meine Seele zu erforschen strebte, mehr war als der des Freundes, den Freund zu begreifen. Ahnungslos war ich, aber geläutert und gehoben fühlte ich mich. Ich war so glücklich, so unschuldig froh und wußte nicht, welch ein Gefühl meine tiefste Brust so freudig erschütternd bewegte.

Einmal nun saßen Max und ich auf der Terrasse des Hauses und erwarteten Schwester und Schwager, um eine gemeinsame Spazierfahrt zu machen, wenngleich es bis zur angesetzten Stunde noch Zeit hatte.

„Herr Hannstein,“ sagte ich, „haben Sie schon meinen ‚Traumwinkel‘ gesehen drunten am Weiher?“

„Nein, Fräulein Elisabeth, den kenne ich noch nicht; was träumen Sie denn da?“

„Märchen,“ sagte ich kurz und wußte nicht, weshalb mir auf einmal so beklommen wurde.

„Elisabeth,“ fing er wieder an, „meine Ferienzeit ist bald vorüber, das heißt ich muß wieder hinübergehen nach Rosario.“

Ich sah ihn entsetzt an, es wurde mir plötzlich so grenzenlos traurig ums Herz. Ich fühlte, wie langsam zwei Thränen in meinen Augen aufstiegen und an den Wangen hinunterrollten.

„Sie weinen, Elisabeth? thut es Ihnen leid, daß ich gehe?“ fragte Max freudig bewegt.

Ich konnte nicht sprechen, weil ich mich schämte, und nickte zur Antwort nur immer heftiger mit dem Kopf, während ich die verräterischen Tropfen zu zerdrücken suchte, die immer heißer und ungestümer im Auge aufstiegen. Da stand Max plötzlich dicht vor mir, und seine Hand auf mein Haupt legend, fragte er weich: „Kleine, liebe Elisabeth, hast du mich denn so gern? willst du mit mir kommen, Liebling, und mein Weib werden?“

Ich erzitterte bis ins tiefste Herz und saß ganz still und regungslos.

O, meine Asta, könnte ich diese Minuten noch einmal durchleben! Mir war, als müßten sie ewig währen, als durchwoge mich ewig dieser namenlose Jubel, dies selige Staunen, als müßte ich ewig seine liebe Hand auf meinem Haupte fühlen! Aber es dauerte nur eine kurze Weile, dann lag ich an dem Herzen des Mannes, den ich liebte mit der tiefsten, innigsten Hingebung. Es war mir unbewußt bis heute. Es war so ganz anders als die Schwärmereien und Verliebtheiten. Alles versank in dem einen beseligenden Gefühl, und alles wurde schön und licht.

Deine Eltern, erst bestürzt über meine allzu frühzeitige Verlobung, gaben doch freudig ihre Einwilligung, da sie Max schätzten und liebten und mich ihm mit Freuden anvertrauten. Noch kurze Zeit sollte er bleiben, dann für einige Wochen fortgehen, in welcher Zeit wir die Vorbereitungen zu unserer Hochzeit treffen wollten. Wenn er dann wiederkäme, sollte ich ihm angetraut und ganz sein eigen werden.

Geliebtes Kind, was soll ich dir die seligen, erwartenden Gefühle einer namenlos glücklichen Braut schildern? Wollte ich auch versuchen, von diesem Hoffen und Fürchten, Jubeln und süßen Bangen zu sprechen, leer und kalt klängen die Worte gegen das, was in der Seele jauchzt, jubelt und klingt.

Und bei all der Freude blieb ich ein Kind, o Asta, ein Kind, das nicht ernst werden konnte. Das stille Träumen drehte sich zwar um ihn und meine Liebe; mein Thun und Leben wollte ich in seinen Dienst stellen; aber ganz begreifen konnte ich ihn noch nicht. Ich liebte ihn und gab mich ihm schrankenlos hin, doch nur seiner Person, wie ich sie kannte, nicht dem Manne, der Kraft und Leben einsetzt zum Wohle der Menschheit. Ich liebte ihn, aber seine Größe begriff ich nicht. Und noch immer mochte ich von nichts Traurigem hören, wußte ihm jedes ernste Wort durch Heiterkeit und Mutwillen fortzuschmeicheln.

Eines Tages gingen wir zusammen zum „Traumwinkel.“ Die Sonne sandte scheidende Strahlen hernieder, die sich glitzernd brachen in den Wellchen des Weihers, über den träumend der Abendwind strich. Wir saßen auf der Rasenbank; ich lehnte mein Haupt an die Schulter des Freundes und hielt seine Hand in meinen beiden gefaßt.

„Liebling,“ sagte er plötzlich und brach das sekundenlange Schweigen, in das uns die abendliche Stimmung in der Natur versetzte, „ich meine, jetzt ist der Augenblick da, einmal mit dir über unser Leben und meinen Beruf, nicht nur von unserer Liebe zu reden.“

„Gerade in so süßer Stimmung, wenn die Sonne untergeht!“ sagte ich grollend.

„Höre, die Zeit ist dir nie gelegen, Schatz, und wir müssen doch einmal davon sprechen,“ antwortete er freundlich, aber in einem Ton, gegen den ich nichts zu erwidern wagte. Ich seufzte resigniert, und er begann von seiner Thätigkeit in Rosario zu sprechen, von den armen, kranken Leuten, von den Mühsalen, welche den Arzt umgeben, bis er sich zu Stellung und Ansehen durchgekämpft habe. Er sagte auch, wie schön der Lohn sei, endlich das Ziel zu erreichen und helfen zu können.

„Kind!“ rief er endlich, „hat denn das alles gar keinen Reiz für dich, was so meine Seele ausfüllt, daß es mir wie ein Unrecht erscheint, so lange meine Thätigkeit zu unterbrechen?“

„Unrecht erscheint, daß du für mich lebst und nicht für die Menschen da drüben; alles, was dich betrifft, ist mir interessant, aber wie kann ich für die Wilden warm fühlen, mit welchen ich dich teilen soll!“

„Du wirst es lernen,“ sagte Max mit Beherrschung; „und wenn du die Menschen nicht ihrer selbst wegen liebst, so sollst du es für mich; denn ich liebe sie!“

Ich sah ihn erstaunt an; ich verstand den hohen Idealismus seiner Worte noch nicht. „Weißt du, Max,“ sagte ich endlich, „du kannst ja auch hier irgendwo Arzt sein, wo du nicht so viel entbehren mußt; es giebt ja überall Kranke.“

„Gewiß,“ erwiderte er, „aber nicht überall Ärzte. Hier haben wir genug, drüben fehlen sie. Hier bin ich überflüssig, wenigstens nicht notwendig, drüben bin ich unentbehrlich; giebt es da eine Wahl?“

Ich schüttelte verständnislos mein Haupt. „Warum willst du denn immer anderes als die übrigen Ärzte, die zufrieden sind, wenn sie nur Praxis haben?“ fragte ich.

„Mädchen, weil ich drüben nütze! Kannst du das nicht fassen?“ rief er.

„Nein,“ erwiderte ich bestimmt. „Ich sehe nicht ein, warum du allein dich mühen und quälen sollst, warum du allein entbehren sollst, weil du dir die Idee in den Kopf gesetzt hast. Max, ich verstehe dich nicht!“

O Asta, diese Worte haben mir mein Glück zerstört! Er stand da, blaß bis in die Lippen, abgrundtief starrten seine Augen mich an mit düsterem Entschluß.

„Elisabeth,“ sagte er endlich; es klang ruhig, und doch erbebte meine Seele wie in Vorahnung eines entsetzlichen Schmerzes. „Elisabeth, du verstehst mich nicht! Zwei Menschen, die sich nicht verstehen, sollen sich nie zusammenthun. Leb wohl, Kind, vergiß! Du bist jung, du wirst es noch können.“

Er stand vor mir, als er das sagte; langsam, schwer, als könne er sie nicht aussprechen, kamen die Worte von seinen Lippen. Jetzt beugte er sich nieder, küßte mich auf die Stirn und wandte sich rasch ab; ich glaube, er hat geweint. Mir wurde es schwarz vor den Augen; ich fühlte, wie mein Haupt auf die Brust sank, und hörte Schritte, die sich entfernten. Ich fühlte einen Schmerz im Busen, als wenn mir ein Messer immerfort hineingestoßen und wieder herausgezogen würde. Und das dauerte lange, lange. Ich konnte gar nicht denken; ich fühlte immer nur das entsetzliche Weh. Es rauschte und klang um mich her; es flimmerte vor meinen Augen, und immer und immer brannte noch der Schmerz in meiner Brust.

Als ich endlich die Augen öffnete, war die Sonne untergegangen; ich fröstelte, denn feuchte Luft wehte mir neblig vom Weiher entgegen. Neben mir lag ein Shawl, den hatte Max erst mitgenommen. Ich hatte ihn ausgelacht. Jetzt war's mir angenehm, daß die wärmende Hülle da war. Ich wickelte mich fest hinein und ging dem Hause zu. Ich sah starr vor mich nieder, es summte in meinem Kopf, es schmerzte in meinem Herzen, aber denken konnte ich nicht.

Asta, erlaß mir, von den furchtbaren Minuten zu reden, in welchen mir deine Eltern von Maxens Abreise sagten, in welchen ich anfing, wieder zu begreifen, was mit mir geschehen war. Erlaß mir, dir von dem entsetzlichen Staunen zu sagen, mit dem ich die Wirklichkeit erblickte, mit dem ich die Leere fühlte! In diesen Tagen reifte ich, Kind, wurde ich das, was ich nun bin, nur noch nicht so still, Kind, nein, heiß und leidenschaftlich war ich noch. Ich schrieb an Max. Ich flehte ihn an um Verzeihung; ich bat ihn, zurückzukommen, es noch einmal mit mir zu versuchen, ich sei eine andere geworden. Ich sagte ihm, daß ich nicht leben könne ohne ihn, daß ich ihn nie vergessen werde. Er sandte den Brief ungeöffnet meinem Schwager zurück und schrieb, er fühle nicht Kraft genug, meine Worte zu lesen, ohne daß ihm weich würde. Er müsse so handeln, denn er fühle, daß wir nicht zueinander paßten, daß unsere Herzen nicht zusammenstimmten, daß alles nur ein süßer Traum gewesen, an dessen Erinnerung er zehren müsse. Dann hörten wir nichts mehr von ihm. Asta, in meiner Seele aber war etwas erwacht, was nimmer Ruhe finden konnte; ich war eine andere geworden. Ich hatte das Lächeln verlernt und konnte weinen. Ich will dir nicht die qualvolle Zeit beschreiben, die ich durchlitt, bis der Entschluß reifte, den ich nach etwa einem Jahr deinem Vater als unwiderruflich mitteilte. Ich wollte hinüber zu ihm. Deine Eltern mußten einwilligen, denn sie sahen wohl, daß ich in rasenden Selbstvorwürfen, in fiebrischer Unruhe, in verzehrender Sehnsucht mein Leben dem Grabe nahe brachte. So wurde ich einem Kapitän anvertraut und fuhr hinüber in die Neue Welt. Leblos und spurlos ging die Reise an meinem Geiste vorüber. Ich dachte immer nur das eine: „Ihn sehen, ihn sehen!“ — weiter kam ich gar nicht.

Endlich war die lange Seefahrt überstanden, auch die Strecke von Buenos-Aires nach Rosario zurückgelegt. Ich ließ mich nach seiner Wohnung führen, er ahnte noch nichts, denn ich wollte ihn überraschen; nun mußte er doch glauben, daß ich kein Kind mehr sei, das rasch vergäße.

„Der Herr Doktor ist krank,“ sagte ein Wärter, der, als ich mit heftigem Zittern die Wohnung betrat, aus einer Thür kam. „Gehen Sie, Fräulein, er hat das gelbe Fieber.“

Aber ich ging nicht. Ich stürzte an dem Mann vorüber und hinein in das Zimmer. Da stand ein Bett, da lag er, matt, bleich, entstellt. „Max!“ schrie ich und stürzte bewußtlos an seinem Lager nieder. Der Arzt, welcher Max behandelte, brachte mich bald wieder zum Bewußtsein, doch dann konnte er mich nicht von der Seite des Kranken bringen. Ich blieb, starrte ihn an und lispelte die zärtlichsten Namen. Er aber lag in hitzigem Fieber und tiefer Bewußtlosigkeit.

„Diese Nacht tritt die Krisis ein,“ sagte der Arzt; „wenn er in Schlaf fällt, ist er gerettet.“

Aber Stunde auf Stunde verging, und das Fieber legte sich nicht. Ich kniete neben ihm und versuchte seine Hände zu fassen, sein Haupt zu umschlingen.

„Max, lieber Max, komm zurück zu mir, verlaß mich nicht, sieh, wie einsam ich bin, hörst du mich?“ Dies und anderes flüsterte ich mit fliegendem Atem und brennender Stirn. Da, auf einmal — schon sah der Morgen ins Zimmer — richtete er sich in die Höhe, schlug die Augen auf, sah mich voll und mit freudigem Glanz an, flüsterte: „Elisabeth!“ mit einem unbeschreiblich süßen Klang und sank tot in die Kissen zurück.

— — — — — — — — — — — — — —

Zwanzig Jahre, Asta, sind dahingegangen, aber jene entsetzlich seligen Augenblicke durchlebe ich täglich, stündlich von neuem. Sieh, Kind, wer das durchgemacht, verlernt die Kunst, sich am Leben zu freuen, aber er lernt dafür, Kummer zu verstehen und Thränen zu trocknen. Asta, mein Kind, für das ich diese Worte geschrieben, laß sie eindringen in deine heitere Seele wie ein milder Schatten in allzu helles Sonnenland fällt!

O, es ist besser, wenn Tag und Nacht wechseln, als wenn nach kurzem Tagen eine lange Nacht folgt.



Litterarisches.

Die tröstlichen Anzeichen, daß unserer schon so überlange stiefmütterlich in die dunkle Ecke geschobenen **Lyrik** bald der goldene Morgen der Vergeltung tagen werde, mehren sich von Tag zu Tage. Die Musenalmanache blühen wieder auf, hier und da, neuerdings sogar in dem sonst ganz vom Theater beherrschten Berlin, gründet man Gesellschaften und Vereinigungen, die sich der künstlerischen Pflege der lyrischen Deklamation widmen wollen, und — was vielleicht der sprechendste und einleuchtendste Beweis — unter dem Dutzend Gedichtbücher, die uns augenblicklich zur Besprechung vorliegen, befindet sich mehr als eines, das es über die sonst übliche erste und einzige Auflage hinausgebracht hat. Ja, ein weißer Rabe ist sogar darunter, der jetzt eben glücklich die vierte erzielt hat. Es sind das die schlechtweg **Gedichte** getauften Poesien **Karl Busses** (Stuttgart, A. G. Liebeskind): weiche, süße, einschmeichelnde Weisen, die ein gut Teil vom Geibelschen Wohllaut geerbt haben, aber mit dieser glatten, durchsichtigen Form auch ernsten Gedankengehalt und vor allem gesunden Manneshumor zu verbinden wissen. Zart und doch mit bildkräftiger Anschaulichkeit weiß Busse namentlich die Stimmungen des Sommers in leichte, liedmäßige Strophen zu bannen: vom fernen Rauschen der Quellen, von verträumtem Schmetterlingsflattern, vom gewitterschweren Wetterleuchten in schwüler Nacht, vom blanken Sichelgehen im ährenreichen Felde, von friedvoller, warmer Abendröte, von Kinderjubeln auf den Gassen,

Von stillen Nächten, wenn die Uhren schlagen,
Von blühenden Gärten und von blauen Tagen,
Von einer Luft, die voll von Sonne war.

Diesen im ganzen nur etwas müden Klängen aus der Natur folgen dann desto munterere und kecke Liebeslieder, die dann und wann wohl an Baumbach erinnern, aber auf alle gezierte Nachahmerei mittelalterlicher Minnepoesie zu verzichten wagen und dafür lieber den schalkhaften, frischen Humor zu seinem Rechte kommen lassen. Aber auch die warme, leidenschaftliche Empfindung ist da, die nur aus der tiefen Ergriffenheit der Seele quillt, und jene wehe Schwermut, die sich beim echten Dichter immer neben dem Frohsinn und Übermut des Glückes ansiedelt. Dabei treten schon hier aus den flatternden Wolken der Stimmungspoesie fest umrissene Gestalten hervor, deren Fühlen, Denken und Lieben lebendig vor uns steht. Die letzte Abteilung „Vermischte Gedichte“ zeigt auch, daß Busses Instrument der herbere Ton der Ballade nicht versagt ist, oder wenigstens der der Romanze; denn auch hier sucht der Dichter nicht nach großen Helden und großen Thaten, sondern läßt sich's genug sein an den kleinen idyllischen Freuden in nächster menschlicher Nähe. Auch die moderne Zeit mit ihren harten socialen Problemen hat ihm auf den Webstuhl seiner leichten Kunst kaum einen Faden geliefert; selbst wenn er Berlin besingt, gilt sein Sang nur dem „schönen Berlin“, dem „alten, lieben“ mit dem Sonnenschein auf den Gassen und den reizenden Backfischchen hinter den Fensterscheiben. Eine enge, stille, aber eine tiefe und glückliche Welt!

Nach Busse **Karl Henckell**, der neuerdings seine bisher in Einzelausgaben verstreute lyrische Habe gleichfalls zu einem einzigen Sammelbande mit dem schlichten Titel **Gedichte** vereinigt hat. (Zürich und Leipzig, Karl Henckell u. Co.) Wie anders wirkt dies Zeichen auf mich ein! Auch noch in der zwei- und dreifach durchgesiebten Auslese, die jetzt von der wirren Spreu der Brausejahre übrig geblieben ist. „Es hatte sich,“ so berichtet der Dichter selbst über diese kritische Sichtung, „im Laufe der Jahre zwischen den mir wahrhaft zugehörigen Gütern ein mehr zufälliges Gerümpel von Versen aufgestapelt, das sich mir unangenehm vor die Füße schob. Auch begann sich der breitflächige Ballast mit einer dicken und schweren Staubschicht zu überziehen und drohte die feineren Objekte unter seinem Wuste zu ersticken. So legte ich, von ruhigeren Augenblicken begünstigt, endlich Hand an und säuberte mein weitläufiges lyrisches Mobiliar. Dieser Vorgang des Ausscheidens und Vervollkommnens erfolgte lediglich nach ästhetischen Gesichtspunkten auf Grund individueller künstlerischer Wertschätzungen.“ Also hätte auch dieser Saulus der einst so turbulenten modernen Revolution in unserer Litteratur, damals der Auf-

geregtesten einer, den Gang nach Damaskus gethan? Mit nichten! Was in diesem starken Bande vereinigt ist, trägt noch ganz den Stempel des jugendlichen Sturms und Dranges; auch heute noch gilt von diesem „leidenschaftlichen Stammeln“ des Dichters Selbstbekenntnis:

Meine Verse haben braune Haare,
Graue und weiße fehlen drin,
Weil ich noch nicht in dem Alter bin.

Gleich das erste Gedicht ein von dem socialen Elend der modernen Großstadt durchschauertes düsteres Stimmungsbild:

Der Weltstadt Wirbel braust an mir vorüber,
Laut donnernd rollt's vor meinem Ohre hin,
Die Schifferlampen flimmern trüb und trüber,
In Nacht und Nebel weht mein Sinn.

Man muß bekennen, daß Kraft, Schwung, Energie und Stolz in diesen und ähnlichen laut und voll einherrollenden Strophen lebt; und nicht bloß das: auch Farbe, Temperament, Charakter und Erhabenheit rauschen uns aus ihnen entgegen, und über das alles schüttet eine ungemein bewegliche und ausgiebige Phantasie ihre eigenkräftigen Bilder und Gleichnisse, und doch fühlt man angesichts dieser bunten, in Stimmungen und Anschauungen so ungleichartigen Versfülle, daß der Dichter noch längst nicht zum gelassen lächelnden Überwinder seiner Irrungen, Wirrungen und Gärungen geworden ist. Mit so schwerem Gepäck, wie er es auch hier in dieser gesichteten Ausgabe noch aufspeichert, wird er schwerlich auf die Nachwelt kommen. Vielleicht hat er bis dahin, wo er die letzte, endgültige Auslese aus seiner Ernte vornimmt, wirklich von Goethe gelernt, was er und sein „siedend Geschlecht“ heute diesem Meister der inneren Harmonie nur erst in sentimentaler Sehnsucht neidet: stürmische Wogen zur gebändigten Flut zu ebnen — voll und tief genug ist das Bett seines Stromes.

Wenn Bildung, Gedanken und Formbeherrschung allein den großen Dichter machten, müßte man unter allen neueren poetischen Gaben der Gedichtsammlung **Weltwanderung** von Otto Liebmann (Stuttgart, J. G. Cotta) zweifellos den ersten Preis zuerkennen. Ihr Verfasser ist der als erfolgreicher philosophischer Schriftsteller bekannte Jenaer Universitätsprofessor; schon der Ursprung der hier dargebotenen Früchte musengeweihter Stunden ließ also ohne weiteres auf etwas Außergewöhnliches, über den alltäglichen lyrischen Durchschnitt Emporragendes hoffen. Und in der That: dieses Buch kommt aus der Studierstube eines gelehrten und — was mehr sagen will — eines hochgebildeten Mannes, aber Dichter ist dieser Mann doch nur in den „poetischen Nebenstunden“, wie es zur Zeit Hagedorns so treffend hieß, also als Dilettant. Nicht bloß durch seine äußere Lebensstellung, nein, auch durch seine Weltanschauung, seinen Gedankenkreis, seine Stoffwahl und seine klassicistische Formkunst erinnert Professor Liebmann an seinen vor vier Jahren verstorbenen Münchener Kollegen in der philosophischen Fakultät, Professor Moriz Carriere, den Verfasser der „Sittlichen Weltordnung“ und der Liebeslieder und Gedankendichtungen „Agnes“. Feinsinniger, gebildeter Geschmack bei jedem der beiden so viel, daß bequem drei oder gar vier unserer Durchschnittslyriker den nötigen Vorrat damit bestreiten könnten — aber was fehlt, ist doch von jeher gerade das Unentbehrlichste und Ausschlaggebende für den Wert des Dichters gewesen: das innere Feuer, die enthusiastische Erregung der Seele. Die Form, ja auch der Gedankengehalt, auf den Liebmann so viel Gewicht legt, mag noch so schön und vollendet sein; wenn dieser von innen heraus quellende Trieb des Herzens fehlt, bleibt auch das ebenmäßigste Sonett, die regelrechteste, genau nach den antiken Vorbildern gebaute Odenstrophe ein tönend Erz und eine klingende Schelle. Was das Liebmannsche Buch uns geben will, sagt es selbst auf der Schwelle in dem Sonett „Einladung“:

Tritt ein, o Fremdling, tritt in diese Hallen,
Wenn du geneigt dich fühlst, dein Ohr zu schenken
Dem Lebensernst, dem Sinnen und dem Denken,
Nicht bloß der Lust an leichtem Wohlgefallen . . .

Ich führe dich, nimmst du mich zum Gesellen,
Zu hohen Weisen, die dir deutlich sagen,
Was dunkel du gefühlt seit jungen Tagen.

Dieses Programm, muß man gestehen, hält das Buch im vollsten Umfange, es führt uns sogar in die Geisteskammer mancher Größen, die uns heute sehr, sehr fern stehen und die für uns moderne Menschen dichterisch lebendig zu machen auch Liebmanns sonst ungewöhnlicher Charakterisierungskunst nicht mehr gelingen will. Der ganze umfangreiche Cyklus „Aus alter Zeit“, angefangen von dem einleitenden Hymnus auf „Apollon, den strahlenden Helden“ über die kulturgeschichtlichen Zwischenstationen „Bakchos“, „Eleusis“, „Pythagoras“, „Brahman“ und „Thales“ hinweg bis zu den „Nornen und Walküren“ verfällt diesem Urteil. Philosophen-Worte und -Systeme „aus alter Zeit“ glossiert und erläutert der zweite Abschnitt, eine auch in der Form manchmal recht unglückliche, weil gekünstelte Sonettenreihe. Erst wenn man sich mit Müh und Not durch diese philosophischen Vorhallen hindurchgewunden hat, belohnen einige sinnige, warm empfundene Naturbilder für die erlittenen Enttäuschungen, obgleich auch hier noch viel von außen hereingetragene Moral und Lehrhaftigkeit den vollen reinen Genuß stört. Zu philosophischen Gedanken zurück kehren dann die letzten Kapitel des Buches „Gut und Böse“, „Schicksal der Menschheit“, „Hymnen“ und „Konfessionen“; sie bringen in der Art des bekannten Geibelschen Gedichtes „Tod des Tiberius“ mehr als eine mit dichterischer Bildkraft gestaltete Scene aus dem Schicksalsgange und der Denkerpassion der Menschheit, die einen nachhaltigen Eindruck zurückläßt.

Was wir an Otto Liebmanns Gedichten vermissen, das scheint ein schmales Bändchen lyrischer Poesie geben zu wollen, in das Wilhelm Schoof, der Herausgeber des kürzlich angezeig-

ten Gedenkbuches „Marburg", **Seelenklänge** gebannt hat (Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag). Aber auch hier müssen wir leider erleben, daß der Titel zu hoch gegriffen ist, wenigstens wenn man „Seelenklänge" einer dichterischen Individualität darunter vermutet, die Neues und Eigenes in neuer, eigener Form zu sagen hat. Das Kennzeichen aller dieser leicht lesbaren, flüssigen und gewandten Verse, dieser geschmackvollen, liebenswürdigen, gefälligen und zum Teil auch ansprechenden Poesie ist im Grunde doch Nachahmung, Nachahmung Geibels und seiner Schule, Nachahmung Eichendorffs, dazu dann und wann ein männlicherer Ton von Uhlands Leier oder aus den Gefilden des Volksliedes. Dem Dichter fehlt noch das charakteristische Profil, das heute allein Anspruch auf dauernde Anerkennung sichert. In dem sauber, aber nicht aus eigenem Holze geschnitzten leichten Kahn, den er hier steuert, wird er nie das Ufer der Unsterblichkeit erreichen. Das Nächste, was er an sich selbst durchzusetzen suchen müßte, wäre wohl, sich die thörichte Meinung abzugewöhnen, eine Aneinanderreihung von mehr oder minder poetischen Stimmungswörtern sei an sich schon Poesie. Zur Kennzeichnung seiner Art und Unart setze ich nur das Gedicht „Maiensonntag" her:

Goldüberflimmerte, lachende Auen,
Sonntagsfrieden in Wald und Feld,
Freundlich grüßendes, heiteres Blauen,
Wolkenenthülltes Himmelszelt.

Kosende, schmeichelnde Maienwinde,
Liebliche Kühlung im flüsternden Wald,
Blütenprangende, schattige Linde,
Heilige Stille auf träumender Hald ...

Duftende Maien, blühender Flieder,
Schmetternder, jubelnder Lerchenschlag,
Ladender Glocken melodische Lieder,
Herzerquickender Maientag!

In dieselbe Kategorie gehören Hans Müller-Irmingers **Gedichte** (Berlin, Concordia Deutsche Verlagsanstalt), nur steigen sie noch um ein paar Stufen tiefer zu der poetischen Dutzendware hinunter, mit der unsere wohlfeilen Familienblätter allwöchentlich aufwarten. Dazu stört ein gezierter Gelbveiglein- und Feinsliebchenton aus der Minnesängerzeit, der auf große Jugendlichkeit des Verfassers schließen läßt.

Weit Besseres, vor allem Eigenartigeres weiß uns sein weiblicher Namensvetter Klara Müller in ihrem Gedichtbuch **Mit roten Kressen** zu sagen (Großenhain, Baumert u. Ronge). „Der Freiheit" hat sie ihre Sammlung zu eigen gegeben, und gleich die Widmungsverse geben ein individuelles Programm, in dem sich ein Stück besonderes Leben spiegelt:

Mit roten Kressen hatt ich mich geschmückt —
Du hast sie jäh an deiner Brust zerdrückt.

Mit bleichen Wangen bot ich dir den Gruß —
In Flammenwogen tauchte sie dein Kuß.

Mit ruhigem Herzschlag trat ich zu dir her —
Und nun und nun: ich kenne mich nicht mehr ...

Und dann weiß uns die Verfasserin mit den folgenden Gedichten wirklich hineinzuziehen in ihr Glück und Leid und uns ein Menschenschicksal mit seinem Hoffen und Bangen, Sichsehnen und Lieben in Bildern zu malen, die manchmal überraschend an die Art der kürzlich hier ausführlich besprochenen Dichtung Frau Anna Ritters mahnen. Hier sehen wir doch endlich wieder Menschen mit Fleisch und Blut und besonderen Schicksalen vor uns wandeln, dazu Glut, Kraft, Leidenschaft und ein von den wechselnden Naturstimmungen der Jahreszeiten wie den mannigfachen Gefühlen des Herzens immer wieder neu und besonders bewegtes Temperament. Auch eine charakteristische Landschaft spürt man aus diesem erfreulichen Buche: Dünenweg — riedbewachsener Hang — Siebenbirkenplatz — steinernes Festungsthor — Heydenschanze: das muß Kolberg sein! Und endlich spüren wir auf diesen Blättern doch auch, aus welcher Zeit ihr Jubeln und ihr Klagen stammt: wir hören die Fabrikhämmer klopfen und sehen die Schlote rauchen, wir schwimmen lebensfroh mit auf dem Strome der Gegenwart und fühlen etwas nach von den socialen Leiden und Freuden unserer Tage. Genug, endlich ein Gedichtbuch, das uns etwas zu sagen hat.

Weniger Dichter, aber mehr „Mann" ist der, mit dem ich für diesmal den Reigen der deutschen Lyriker schließen will: Georg Lehnert, der Sänger der **Lieder eines Soldaten** (Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag). Mit lustigen, festlichen Kasernentönen beginnt er, feiert den „Königstag", den „Ausmarsch" und die „Fensterparade", den „Sonntagstanz" und „Zapfenstreich", die „Schleichpatrouille" und das „schlechte Quartier", das „Biwak" und die „Frau Wirtin", weiß aber auch innigere Saiten anzuschlagen und über die engen Grenzen der Standespoesie hinauszukommen, wenn er die wehmütige Stimmung des „Hünengrabes" oder des „Begräbnisses" besingt und mit den hellen Stimmen der Natur seine neckisch-schalkhaften Weisen um die Wette pfeift. Alles in allem eine Leistung, die man schon deshalb mit Freuden begrüßen muß, weil sie endlich einmal auf ein bisher fast brach liegendes Gebiet populärer Dichtung, das des Marsch- und Soldatenliedes, den Samen der Kultur trägt.

Als Nachtrab mag diesem langen Zuge, der leichten oder schweren Schrittes zum Parnaß emporstrebt, noch ein Spruchdichter folgen, ein alter Bekannter aus den „Fliegenden Blättern", in denen er die Gedankensplitter und -Späne seines satirischen Hobels aufzuspeichern pflegt. Es ist Peter Sirius, der seine prosaischen und poetischen Epigramme nach Materien geordnet und unter dem Titel **Tausend und ein Gedanke** in einem hübsch ausgestatteten Bändchen vereinigt hat (München, Karl Andelfinger). Viel freilich kann man von diesem Schaumwein auf einmal nicht vertragen, aber leichte Anregung und Auffrischung wird er uns nie schuldig bleiben.

F. D.

* * *

Nicht immer gehören Gaben aus dem Nachlaß zu dem wirklich Erhaltenswerten: die uns jetzt nach dem Hinscheiden von Georg Ebers gebotene — **Das Wanderbuch**, eine dramatische Erzählung aus dem Nachlasse und gesammelte kleine Schriften (Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt) — enthält jedoch nicht ein einziges Stück, das wir missen möchten. Von besonderem Interesse ist zunächst das die Hälfte des Buches füllende Drama. Es ist möglich, daß das Ganze an Wirksamkeit noch gewönne, wenn die fünf Akte in drei zusammengeschweißt wären; auch fällt die fast auf jeder Seite bemerkbare Eigentümlichkeit, daß die Personen einander nicht ausreden lassen, störend auf: in allem übrigen aber hat der Epiker den Schritt ins Drama hinüber in keiner Weise zu bereuen. Die Erfindung ist originell, die Verwickelung spannend, die Hauptcharaktere, so namentlich die beiden Maler, stehen plastisch und bis ins einzelne mit Sorgfalt ausgearbeitet vor uns; es fehlt nicht an Humor und an Witz, die eingestreuten Reflexionen endlich verraten einen wohlthuenden und keineswegs auf Sand gebauten Idealismus und drängen sich dabei doch nirgends störend auf. — Die zweite Hälfte des Buches führt uns in des Dichters eigenste Domäne: vier der hier vereinigten kleinen Schriften verdanken wir den Reisen in Afrika und besonders in Ägypten, eine, die Weihnachtsgeschichte „Wie ich die Frau Liebste gewann“, ist zwar zum größten Teile den Akten nacherzählt, sie bietet aber denselben Genuß wie die „Gred“ oder die anderen dem Mittelalter gewidmeten Romane. Auch die beiden noch übrigen Dichtungen, die ägyptischen Märchen, sind der Hauptsache nach Reproduktionen; selbst hier aber vernehmen wir nicht bloß den peinlich getreuen Gelehrten, sondern ebenso den nur den Gesetzen des Schönen folgenden Künstler. Das erste der Märchen bietet überdies das besondere Interesse, daß sich ähnliches auch bei anderen Völkern findet, so bei den Juden in der Geschichte von Joseph und Potiphar, ohne daß doch deswegen auf dieser oder jener Seite an Entlehnung zu denken wäre. „Mein Grab in Theben“ endlich und „Wüstengrün“ berichten uns von Ebers eigenen Erlebnissen: interessante kulturhistorische Erinnerungen sind da verwebt mit plastischen und malerischen Schilderungen von Land und Leuten; den eigentlichen Kern des „Wüstengrüns“ bilden lyrische Dichtungen, die Ebers bei seinen Ritten durch die Wüste ersann und dann am Abend, nachdem sie das Zelt bezogen, beim flackernden Lagerfeuer in sein Tagebuch einschrieb. Wir schließen mit der Hoffnung, daß die vorliegende Spende nicht die letzte des Nachlasses sei.

P. Nch.

* *
*

Die neue, von Prof. Dr. Alois Brandl herausgegebene und bearbeitete Ausgabe von **Shakespeares Dramatischen Werken**, übersetzt von August Wilhelm von Schlegel und Ludwig Tieck (Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut), ist jetzt bis zum sechsten Bande fortgeschritten. Den alten bewährten Grundsätzen der Meyerschen Klassikerbibliothek folgend, hat der Herausgeber den einzelnen Stücken knappe, aber alles Wesentliche und Wichtige zusammenfassende Einleitungen vorausgeschickt, in Fußnoten klare geschichtliche und ästhetische Erklärungen aller schwierigen Stellen gegeben und am Schlusse jedes Bandes alle für den Gebildeten nur irgendwie interessanten und förderlichen Ergebnisse der heutigen Shakespeare-Forschung zusammengestellt. Wissenschaftliche Genauigkeit und gefällige Form machen diese dankenswerten Beigaben zu einem wahren Genuß. Der dritte Band bringt den Schluß der Königsdramen, der vierte Band Romeo, Hamlet und Othello, die beiden letzten Bände die Römerdramen, Lear, Macbeth, Timon von Athen, Troilus und Cressida. Eine Menge zum Teil auch für den Forscher neuer Ergebnisse beschert uns namentlich der vorletzte Band, der die vier Dramen „Titus Andronicus“, „Julius Cäsar“, „Coriolanus“ und „Antonius und Kleopatra“ in sich vereinigt. Durch den fortlaufenden Vergleich der Shakespearischen Darstellung mit den Überlieferungsarten des Altertums, besonders der des Plutarch, wird das Verständnis des Lesers für die individuelle Auffassung und das eigenkräftige Schaffen des Dichters in einer bisher noch kaum versuchten Weise gefördert. Der sechste Band, der außer den tausendfach dargestellten dramatischen Meisterwerken „König Lear“ und „Macbeth“ auch die weniger bekannten Stücke „Timon“ und „Troilus“ umfaßt, wird mit seinen Erläuterungen und litterarhistorischen Einleitungen besonders willkommen erscheinen. Die gesamte Ausgabe soll in weiteren vier Bänden, die in kurzen Zwischenräumen aufeinander folgen werden, demnächst zum Abschluß gelangen. — Im Anschluß hieran sei auf Eduard Coßmanns Ausgabe von **Shakespeares „Hamlet“** hingewiesen (Paris, Maison Didot), die es sich zur Aufgabe stellt, darzuthun, daß die Übersetzung von Schlegel und Tieck, die er seiner Ausgabe zu Grunde legt, neben ihrer Trefflichkeit doch auch mehrfache, auf mißverstandenem Texte beruhende, bisher beibehaltene Mängel aufweist. Diese bemüht sich der neue Herausgeber zu motivieren und zu berichtigen, um so eine textgetreue Übertragung zu gewinnen. Litterarhistorische Bemerkungen und Erläuterungen dunkler Textstellen sind eingestreut. — Die außergewöhnlichen Schwierigkeiten, mit denen eine Aufführung von **Shakespeares „Antonius und Kleopatra“** zu kämpfen hat, haben Eugen Kilian veranlaßt, den zahlreichen Bearbeitungen dieses Stückes noch eine neue hinzuzufügen (Leipzig, Breitkopf u. Härtel). Sie läßt das Original textlich möglichst unverändert und paßt es nur scenisch und technisch den Bedingungen der modernen Illusionsbühne an. Infolge der Vereinfachung von Scenerie und Personal bietet das Stück in der vorliegenden Gestalt auch für mittlere Bühnen keine unüber-

windlichen Schwierigkeiten mehr, wie es denn in dieser Bearbeitung am Karlsruher Hoftheater auch bereits die Feuerprobe bestanden hat. Dem Texte ist die in der Schlegel-Tieckschen Ausgabe enthaltene Übersetzung des Grafen Baudissin zu Grunde gelegt, die aber durch Vergleichung mit dem Original und der feinsinnigen Übertragung von Paul Heyse eine durchgehende Revision erfahren hat. — Eine nach gleichen Grundsätzen bewerkstelligte Bearbeitung hat derselbe Dramaturg dem Shakespearischen Lustspiel **Der Widerspenstigen Zähmung** angedeihen lassen (Oldenburg und Leipzig, Schulzesche Hofbuchhdlg.), nur ist hier, abweichend von dem derb-possenhaft gehaltenen Original, der Stil des Stückes auf einen feineren Lustspielton abgestimmt worden. Was es dadurch an historischer Treue einbüßt, gewinnt es vielleicht an moderner Bühnenwirkung.

Henrik Ibsens Sämtliche Werke in deutscher Sprache. Durchgesehen und eingeleitet von Georg Brandes, Julius Elias, Paul Schlenther. (Berlin, S. Fischer.) — Dem im vorigen Jahre erschienenen zweiten Bande dieser vom Dichter autorisierten Ausgabe seiner sämtlichen Werke, der seine aus der heimischen Geschichte und Sage geschöpften Jugenddramen brachte, folgt hier, mit abermaliger Übergehung des die Lebensgeschichte und die interessanten Prosaschriften verheißenden ersten Bandes, zunächst der dritte. Er beschert uns die „Nordische Heerfahrt“ oder, wie es hier sinngemäßer heißt, „Die Helden auf Helgeland“, Ibsens erste Sagendichtung, in der trefflichen Übersetzung von Emma Klingenfeld, die „Komödie der Liebe“, wohl das idealistischste aller Ibsenschen Dramen, in flüssigen, schönen Blankversen übertragen von Christian Morgenstern, und an letzter Stelle das große fünfaktige historische Schauspiel „Die Kronprätendenten“ nach der Übersetzung von Adolf Strodtmann. Voran geht dem Bande eine von dem berufensten Kenner der nordischen Litteratur, Georg Brandes, verfaßte litterarhistorische Einleitung, die auf Grund genauester Information die Entstehungsgeschichte der drei Dramen darstellt, ihre Quellen sowie ihre Form erörtert und die in ihnen zum Ausdruck kommenden Ideen in die philosophische Anschauungswelt des größten modernen Problemdichters einzuordnen unternimmt. Jeder, der in Zukunft über Ibsen und seinen dichterischen Entwickelungsgang Zuverlässiges erfahren oder sagen will, wird ein für allemal gezwungen sein, auf diese authentische deutsche Ausgabe, die übrigens auch in dem würdigsten Gewande erscheint, zurückzugreifen. — Nach diesem Bande wird uns zunächst der neunte verheißen, der bereits das neueste, vor kurzem vollendete Werk Ibsens enthalten soll. Unter der bewährten Leitung von ästhetisch, kritisch und philologisch so geschulten Leuten wie Dr. Julius Elias, Dr. Paul Schlenther und Dr. Georg Brandes werden dieser wie zweifellos auch die folgenden Bände zu leisten wissen, was die bisher herausgekommenen beiden uns bieten: einen formvollendeten, sprachlich reinen, alles Charakteristische treu und doch frei wiedergebenden deutschen Text sowie zuverlässige historisch und litterarisch aufklärende Einleitungen. F. D.

* * *

Die geistigen und socialen Strömungen des neunzehnten Jahrhunderts. Von Theobald Ziegler. (Berlin, Georg Bondi.) — Dieses über siebenhundert Seiten starke Werk ist der Herold einer groß und weit angelegten Sammlung von Einzelschriften, die das gesamte geistige und sociale Leben im Deutschland des neunzehnten Jahrhunderts darstellen sollen. Eine Anzahl hervorragender Männer der Wissenschaft haben sich unter der Ägide Dr. Paul Schlenthers, des Wiener Burgtheaterdirektors, vereinigt, um in gemeinsamem Wettbewerb diese umfassende und schwierige Aufgabe zu lösen. So wird Dr. Georg Kaufmann, Professor an der Universität Breslau, die politische Geschichte Deutschlands während dieser Epoche, Dr. Siegmund Günther, der Münchener Gelehrte, die Geschichte der anorganischen, Dr. Franz Karl Müller die der organischen Naturwissenschaften, Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Franz Reuleaux die Geschichte der Technik darstellen, während wir von Cornelius Gurlitt die Behandlung der deutschen Kunst, von Richard M. Meyer die der deutschen Litteratur, von Heinrich Welti die der Musik und endlich von dem Herausgeber selbst die Würdigung des deutschen Theaters im neunzehnten Jahrhundert erwarten dürfen. Etwa dreißig bis vierzig Druckbogen stark, mit künstlerisch wertvollen Abbildungen, von denen bereits der erste Band ein gutes Dutzend vielverheißender Proben giebt, soll jedes einzelne dieser Werke ein abgeschlossenes Ganze bilden und auch unabhängig von den anderen zu beziehen sein. Jeder Band soll in großen Zügen die Entwickelung seines besonderen Kulturgebietes vorführen und zwar mit steter Berücksichtigung des Auslandes, soweit dies auf deutsche Kultur gewirkt hat oder von deutscher Kultur beeinflußt ist. Wissenschaftliche Gründlichkeit und Objektivität sowie schöne, gefällige Form sind die unverbrüchlichen Grundsätze für jeden der Mitarbeiter; im einzelnen aber ist ihrer individuellen Überzeugung und ihrem persönlichen Temperamente möglichst weiter und freier Spielraum gelassen. Alles in allem ein hoffnungsvolles Programm, dem der Einleitungsband von Theobald Ziegler, ordentl. Professor an der Universität Straßburg, eine gute Erfüllung verspricht. Mit bewundernswertem Fleiß und großer Umsicht hat der Verfasser die vielseitigen Erscheinungen unseres an Gegensätzen so reichen, mit unerhörten Fortschritten und Überraschungen schier überladenen Jahrhunderts geprüft und aus der „Fülle der Gesichte“ möglichst einen harmonischen, im wahren Sinne des Wortes eine „Entwickelung“ zeigenden Kosmos zu gestalten versucht, ohne deshalb zu schnellfertiger Formelseligkeit seine Zuflucht zu nehmen. In ein Schlagwort läßt sich eben die geistige

Struktur eines so langen und vielbewegten Zeitraumes nicht fassen. Geduldiger und vorsichtiger Arbeit bedurfte es, um keiner Erscheinung, keiner Richtung, keiner Bestrebung der uns zum Teil noch so nahestehenden Zeit voreilig unrecht zu thun, jedem Verdienste vielmehr den ihm gebührenden Ruhm widerfahren zu lassen. Ziegler hat Bücher und Menschen, Personen und Massen möglichst vieltönig zu sich sprechen lassen, und wenn endlich trotzdem ein leidliches Konzert aus diesem anfangs so dissonanzenreichen Stimmengewirr geworden ist, so ist dies einzig und allein seiner wissenschaftlich geschulten Sachlichkeit und seiner künstlerisch gebildeten Gestaltungskraft zu danken. Dieser zweiten Gabe mehr vielleicht noch als der ersten. Denn auf die Gliederung eines so gewaltigen Stoffes muß es naturgemäß vor allem ankommen; hier kann ein einziger Fehlgriff von vornherein die ganze Form verderben. Ziegler hat sich nun so zu helfen gewußt, daß er eine Mischung von chronologischer und sachlicher Gliederung vorgenommen hat. Er hält fest an der nun einmal geläufigen Einteilung: 1800 bis 1830, 1830 bis 1840, 1840 bis 1871, 1871 bis heute, sucht dann aber innerhalb des zeitlichen Rahmens sachlich zu gliedern und scheut sich dabei nicht zurückzugreifen oder auch vorwärts darüber hinauszugehen und die einmal in Angriff genommene Linie bis zu ihrem Ausgangspunkt zurückzuverfolgen und bis an ihr Ende durchzuführen. Zum Troste aller Paragraphenfeinde also kein Schematisieren, sondern eine wirklich von innen heraus geborene, lebendige Darstellungsart. Und auch der Gelehrte hat dem volkstümlich klar und anschaulich berichtenden Erzähler oft genug das Wort gelassen, so daß er, ausgehend vom bedeutungsvollen Jahre 1800, in dem wie in einem Knotenpunkte drei Weltanschauungen sich kreuzen — die absterbende Aufklärung, der voll entfaltete Klassicismus, die keck anstürmende Romantik —, wirklich überall die Beziehungen zwischen den philosophisch-ethischen und politisch-socialen, den geistigen und den socialen Kräften unseres Jahrhunderts aufgedeckt hat. Besonders gut ist dem Theologen die Darstellung des Kulturkampfes gelungen, zu wünschen übrig läßt manchmal nur die Erfassung gerade der kräftigsten, gesundesten und nationalsten Strömungen in Politik und Geschichte.

F. D.

* * *

Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache von Friedrich Kluge. Sechste vermehrte und verbesserte Auflage. (Straßburg, Karl J. Trübner.) — „Etymologisches Wörterbuch“ ist für viele gewiß ein nichts weniger als lockender Titel, und doch welch ein Schatz reinster, ursprünglichster Poesie liegt hier aufgespeichert!

Man laß ein Wörterbuch nur den Verdammten schreiben,
Dies' Angst wird wohl der Kern von allen Martern bleiben!

meinte Phil. von Zesen, und wer je vor der gewaltigen Reihe von Bänden stand, die heute schon das lange noch nicht vollendete Grimmsche Wörterbuch ausmacht, oder auch nur einen Blick in die enggedruckten Spalten des Sandersschen Werkes gethan hat, wird gewiß geneigt sein, ihm recht zu geben: alles, was uns dürr, trocken leblos und langweilig heißt, will uns scheinen, müßte sich hier ein Stelldichein geben. Und trotzdem finden sich für diese Aufgabe immer wieder neue begeisterte Kräfte. Es muß also doch ein geheimer Zauber darin stecken, der für schwere Mühe schönen Lohn verheißt. Vielleicht hilft uns ein Spruch Rückerts das Geheimnis deuten. In der „Weisheit des Brahmanen“ heißt es:

Wenn du dich lebenslang beschäftigest mit Wörtern,
Verachten dich mit Recht, die lieber Ding' erörtern.
Wenn du dich wenigstens beschäftigest mit Worten,
Aus welchen aufgebaut sind der Begriffe Pforten.
Doch wenn du wirklich dich beschäftigst mit dem Wort,
Es ist nichts Höheres zu finden hier noch dort.

Da liegt des Rätsels Schlüssel: die toten Wörter zu lebendigen Worten beseelen, daß ein jedes uns wie eine leibhaftige Persönlichkeit ansieht, uns seine wechselvolle Lebensgeschichte vertraut, als säße uns ein lieber Bekannter mit sprechenden Augen und redendem Munde gegenüber. Wer diese edle Prometheuskunst recht versteht, für den wird gerade die Etymologie, die Wortherleitungslehre, zu dem reizvollsten Gebiete der Sprachforschung, zu einem Boden, aus dem das erquickende Quellwasser lauterster Poesie sprudelt. Friedrich Kluge versteht diese Kunst, und deshalb ist auch sein nunmehr schon in sechster vermehrter und verbesserter Auflage vorliegendes „Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache“ alles eher als ein trockenes Herbarium von Wortleichen. Kluge hat es sich zur Aufgabe gemacht, Form und Bedeutung jedes Wortes bis zu seiner Quelle zu verfolgen, die Beziehungen zu den klassischen Sprachen in gleichem Maße betonend wie das Verwandtschaftsverhältnis zu den übrigen germanischen und den romanischen Sprachen; auch die entfernteren orientalischen, sowie die keltischen und die slavischen sind in allen Fällen herangezogen, wo die Forschung eine Verwandtschaft festzustellen vermag. Und trotz dieses gewaltigen gelehrten Apparates eine leichtflüssige, klare Darstellung des Stoffes; jedes Wort wohl erschöpfend, aber doch flott, kühn und elegant behandelt, mit jener glücklichen, ich möchte sagen: feuilletonistischen Leichtigkeit, von der auch einem Jakob Grimm, Wilhelm Scherer und Rudolf Hildebrand ein Tropfen im Blute saß. — Die vorliegende Auflage strebt im Vergleich zu den früheren mit Erfolg nach einer noch gründlicheren Vertiefung und einer noch umfassenderen Erweiterung der wortgeschichtlichen Probleme, sie unterscheidet sich von ihren Vorgängern besonders durch sprachwissenschaftliche Nachweise und Quellenangaben, sowie durch Aufnahme mancher jüngeren Worte, deren Geschichte in den übrigen Wörterbüchern noch wenig berücksichtigt ist. Auch daß die deut-

schen Mundarten nun reichlicher herbeigezogen sind, begrüßen wir mit Freuden. Von Neuschöpfungen unseres Jahrhunderts weisen wir hier nur auf die interessanten, weite, lehrreiche kulturgeschichtliche Ausblicke eröffnenden Wörter: Aschermittwoch, Begeisterung, Christ, Christbaum, Kanapee, Kannengießer, Katzenjammer hin. Trotz des durch all diese Erweiterungen und Verbesserungen wesentlich vermehrten Umfangs ist der bisherige Preis des Werkes von zehn auf acht Mark ermäßigt worden, ein Grund mehr für jeden, der sich denkend in die Schätze unserer herrlichen Muttersprache versenken möchte, das Klugesche Wörterbuch seiner Büchersammlung einzuverleiben.

* * F. D.

*

Deutsche Mythologie in gemeinverständlicher Darstellung. Von P. Herrmann. (Leipzig, Wilhelm Engelmann). — Dies Buch versucht in gemeinverständlicher Form, wie es im Vorwort heißt, frei von allem kritischen Apparat, ein Bild von den übersinnlichen Vorstellungen unserer Vorfahren zu entwerfen. Obwohl der Verfasser hofft, von der gesamten fachwissenschaftlichen Litteratur, auch der ausländischen, kein bedeutendes Werk übersehen zu haben, ist es doch nicht sein Bestreben gewesen, nur für den engen Kreis der Fachgelehrten zu schreiben. Unter den Gebildeten unseres Volkes, denen „nichts auf der Erde ist süßer zu finden als das Vaterland", vor allem unter den Lehrern und Schülern unserer höheren Lehranstalten will es seine Leser suchen. Es soll daher kein Nebenbuhler der bekannten Werke von Golther, Elard Hugo Meyer und Mogk sein, es soll nicht nach Art eines Handbuches oder Grundrisses eine Übersicht der verschiedenen Auffassungen geben, sondern die Ansicht, die dem Verfasser am meisten Anspruch auf Wahrscheinlichkeit zu haben schien, ist wiedergegeben und begründet. Das Unternehmen ist somit dankenswert, da es auf die doch dringlich erforderliche Orientierung über unsere eigene, man könnte fast sagen, schmählich vernachlässigte mythische Vergangenheit in den breiten Schichten der Gesellschaft abzielt. Auch in unseren höheren Schulen hat das ungebührliche Übergewicht der klassischen Bildung und Litteratur die Pflege und Kenntnis der heimischen Schätze allzu sehr in den Hintergrund gedrängt. Das Buch zerfällt in vier Teile: Seelenglaube, Naturverehrung — diese beiden wichtigen Quellen mythischer und religiöser Weltanschauung —, Kultus und Vorstellungen vom Anfang und Ende der Welt. Überall sind gar zu sehr ins Einzelne gehende fachwissenschaftliche Auseinandersetzungen vermieden, schon im Interesse einheitlicher, ungeschwächter Darstellung, die sich angenehm liest. Wir geben hier als Probe einen kurzen Hinweis auf die eigenartige tragische Tiefe, welche sich im germanischen Mythus vom Weltuntergang ausdrückt: Bei fast allen Völkern sind Ansätze zur Naturvergötterung vorhanden, aber nur bei den Indogermanen ist diese Naturverehrung zur vollen Blüte gekommen. Bei den Griechen und den Germanen, den Trägern des Idealismus, erlangt der Naturmythus seine höchste Weihe und durchdringt veredelnd Poesie und Kunst, häusliches und staatliches Leben. Den großartigsten und schönsten Mythus haben die Deutschen im Siegfriedmythus geschaffen, den tiefsinnigsten, von hoher Heldentragik verklärten in der Auffassung vom Weltende. Wie die Nibelungensage nicht nur den Untergang der Helden schildert, sondern mit ihm das Erlöschen eines ganzen Volksstammes verknüpft, so hängt mit dem Ende der Götter auch das Ende des Alls zusammen. Gebührt den Hellenen der Vorrang in der Kunst, die auf Grund der Naturanschauung entstandenen Götter plastisch darzustellen, in Sprache wie in Marmor, so kommt den Germanen der Ruhm zu, das tiefsinnigste Gottesideal aufgestellt zu haben und dem Christentum am nächsten gekommen zu sein. Wir wünschen dem hübsch ausgestatteten, auch mit Abbildungen versehenen Buch einen schönen Erfolg.

* * Th. A.

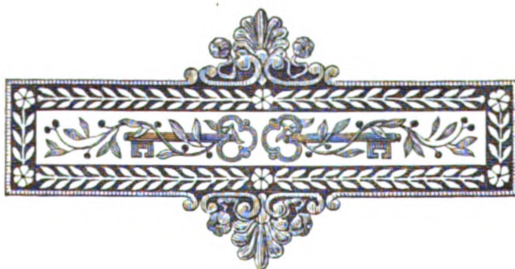
*

Urgeschichte der bildenden Kunst in Europa von den Anfängen bis 500 v. Chr. Von M. Hörnes. Mit 203 Abbildungen im Text, 1 Farben- und 35 doppelseitigen Tafeln. (Wien, A. Holzhausen). — Je mehr der Stoff zur Völkerkunde anwächst, um so tiefer dringt unser Blick in die nebelumsponnenen Anfänge des geistigen Lebens zurück, die außerhalb des eigentlich chronologisch begrenzten Gesichtskreises unserer geschichtlichen Betrachtung liegen. Es ist deshalb ein äußerst fruchtbarer Gedanke, die Entwickelungsgeschichte der Kunst, wie es in dem vorliegenden Werke geschieht, im unmittelbaren Zusammenhang der ethnologischen und archäologischen Forschung zu untersuchen. Freilich wird hier die Wissenschaft noch mehr als sonst auf der Hut sein müssen und Hypothese von kritisch geprüfter Thatsache mit peinlicher Behutsamkeit zu sondern verpflichtet sein. Diese Beweisaufnahme eröffnet uns zugleich große kulturhistorische Ausblicke; sie zeigt uns die Wege und Kreuzungen verschiedener Kultureinflüsse (ägyptischer, vorderasiatischer ꝛc.) und macht es z. B. zur unwiderssprechlichen Gewißheit, daß Griechenland, auf mehreren Punkten des Archipels, von orientalischen Ideen befruchtet worden ist. Auch die verschiedenen Stilarten lassen sich in den von Hörnes begründeten drei Perioden, der realistischen bei den primitiven Jägerstämmen, der schematischen oder idealistischen Völkerschaften auf der Stufe des Pflanzenbaus und der Viehzucht und endlich in den Anfängen höherer Kunstauffassung bei Industrie und Handel treibenden Völkern, mit großer Bestimmtheit verfolgen. Überall leuchtet der Zusammenhang zwischen der wirtschaftlichen Basis und der socialen Gestaltung des Lebens mit der ästhetischen Anschauung durch. Das sehr umfassende Werk (700 Seiten), dessen Verständnis durch einen reichen Bilderschmuck gehoben wird, zieht durchweg die einschlägige Litteratur in großem Umfang heran

und ermöglicht somit auch bei der Fülle des zuständigen Materials dem Leser, sich ein vom Verfasser abweichendes Urteil zu bilden. Um dieser allseitigen Orientierung willen wird das mit musterhafter Klarheit geschriebene Buch jedenfalls seinen Leserkreis finden. Th. A.

* * *

Botanisches Bilderbuch für jung und alt. Von Franz Bley. Zweiter Teil, umfassend die Flora der zweiten Jahreshälfte. Zweihundertsechzehn Pflanzenbilder in Aquarelldruck auf vierundzwanzig Tafeln. Mit erläuterndem Text von H. Berdrow. (Berlin, Gustav Schmidt.) — Bereits beim Erscheinen des ersten Teiles hat dieses Werk allgemein günstige Aufnahme gefunden, und es verdient sie auch in vollem Maße, nach Inhalt wie Ausstattung. Die Anlage ist eigentümlich und jedenfalls zweckmäßig. Die Tafeln geben uns nämlich nach der Reihenfolge des Erscheinens im Jahre die Abbildungen der bemerkenswertesten Pflanzen unserer Heimat in gutem Buntdruck, und dazwischen — nicht, wie so häufig in ähnlichen Werken, vom bloßen Buchbinder-Standpunkte vorn oder hinten vereinigt — laufen die in sauberer Schwabacher Schrift gedruckten Erläuterungen auf besonderen Blättern. Diese Anordnung erlaubt einen ebenso bequemen Gebrauch, wie ihn die landläufigen Bücher mit eingeschalteten Schwarzdruckbildern gestatten, ohne daß wir auf die farbige Darstellung zu verzichten brauchen. Was die Auswahl betrifft, so wird der ungelehrte Naturfreund in dem Buche wohl kaum vergebens nach Namen und Art einer Pflanze suchen, die ihm als bemerkenswert auffällt, es müßte sich denn um besondere Seltenheiten handeln, für die die Anfrage bei einem Fachmann doch immer noch das Zweckmäßigste bleibt. Für gewöhnlich aber wird es genügen, wenn man zunächst in der fraglichen „Gegend des Jahres“ mit dem Auge auf den Bildertafeln nachforscht; man wird die Pflanze, oder doch eine ihr ganz ähnliche, auf den ersten Blick erkennen und zum mindesten mit Bestimmtheit die Gattung feststellen können, der sie angehört. Was sich durch das Bild nicht ausdrücken läßt, das findet man dann mit Leichtigkeit in Worten, wenn man eine Seite vor- oder zurückschlägt. Von den einzelnen Pflanzenbildern sind immer je neun zwar nicht große, aber tadellos deutliche und charakteristische zu einer Tafel vereinigt, und jedes trägt als Unterschrift unmittelbar bei sich den Namen, so daß also auch das vielfach immer noch gebräuchliche, ungeschickte Nummernwesen vermieden ist. Der Band umfaßt die Monate Juni bis September. Besonderer Anerkennung ist es wert, daß auch die deutschen Volksnamen der behandelten Gewächse zu ihrem gebührenden Rechte kommen. So findet sich zum Beispiel der durch die französische Küche als „champignon“ schon fast gänzlich um sein deutsches Heimatsrecht betrogene Egerling hier unter seinem angestammten Namen wieder, dem auch noch die Bezeichnungen „Driesch“ und „Erdpilz“ (so heißt er z. B. in den Alpenländern Deutsch-Österreichs) hätten beigefügt werden können. Ein solches Vorgehen verdient Nachahmung, da es geeignet ist, den mundartlich erhaltenen Namen allmählich weitere Verbreitung und schließlich den Sieg über die welschen Eindringlinge zu verschaffen. Th. J.



Redaktion unter Verantwortung von Dr. Adolf Glaser in Berlin und Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Selten-
ei einem
mäßigen
genügen
zend des
ertaich
och ein
rkennen
Gar
Wa
t. das
Sorten,
. Ben
e neun
e und
jedes
h der
immer
weien
onate
nung
amen
nden
l der
on"
ats-
an-
die
ißt
er-
in
es
en
ch
zu



